



600039711R



GESCHICHTE

der hl. Ligue und Leopolds I.

vom Umschwung im Gleichgewichtssystem des Westens durch
den schwedisch-polnisch-österreichischen Krieg,
bis zur Verwicklung der orientalischen Frage durch August II.
1657—1700.

von

Anton v. Walewski

k. k. Professor der Weltgeschichte an der Jagellonischen Universität.



Ersten Theils I. Abtheilung.

EINLEITUNG: Uebersicht der Gefahren, welche seit dem
westphälischen Frieden die katholische Weltord-
nung bedroheten, vom Kaiser Leopold I.
und dessen Nachfolgern bekämpft
wurden.

Uebersicht der Vorgeschichte Oesterreichs, von den Anfängen
der abendländischen Gesittung bis zur griechisch-
macedonischen Periode.

KRAKAU

in der k. k. Universitäts-Buchdruckerei

1857.

246 . e . 489 .

Historia.....lux veritatis....vitae
magistra. Cic.

Delicta majorum inmeritis lues,
Romane, donec templa refeceris,
Aedesque labentes Deorum
Horat.

Et erit unum ovile et unus pastor.
Evang. Joan.

EINLETTUNG.

Ich erzähle die Geschichte des Bündnisses, dem die Menschheit die Rettung, der seit dem Anfang des XIV. Jahrhunderts, immer mehr gefährdeten abendländischen Gesittung, die Grundlagen der ferneren Vertheidigung der Weltordnung und selbst die gegenwärtige, mit Gottes Segen, sich allmählig bessernde Weltlage zu verdanken hat. Vor Allem schulden der heiligen Ligue die katholischen Monarchien im Oriente, Oesterreich und Polen; denn während der ältere Westen allerdings geeignet war, seine Vertheidigungs-Mittel zu entwickeln, waren sie, als die jüngsten Kinder der Gesittung, jenen Gefahren besonders preisgegeben und sogar in ihrem Dasein bedroht.

I. Abschnitt.

Gefahrvolle Lage des Abendlandes, seit dem westphälischen Frieden (1648) bis zum hl. Bündniss (1664); Rechtszustände Europa's.

1. (Bedeutung des dreissigjährigen Krieges.)

Der dreissigjährige Krieg wird mit Unrecht ein religiöser genannt, denn nur die Vertheidiger der Kirche und des hl. römisch-deutschen Reiches wirkten für den Glauben, hingegen verfolgten ihre Gegner rein soziale und politische Zwecke, sie kämpften für das Interesse der Empörung und der Agressoren. Uebrigens billigt keine christliche Secte den Aufruhr und den Länderraub. Endlich ist es logisch

unmöglich, eine Confession, die sich von der allein seligmachenden Kirche getrennt hat, eine Religion zu nennen, denn der Schismatiker und Ketzer, zerreißen ja das unumgänglich nothwendige Band zwischen der Gottheit und dem Menschen und entziehen ihren Ansichten, über die Pflichten gegen Gott und den Nächsten, das wesentliche Merkmal des Glaubens, da dieser sowohl dem menschlichen Vernünfteln, als der todtten Buchstaben-Autorität entgegensteht.

2. (Geist und Wesen des westphälischen Friedens.)

Der Allmächtige und Allwissende, der die Kirche und die Menschheit stets beschützt, aber auch prüft, gestattete aus unerforschlichen Gründen (welche heut zu Tage immer deutlicher werden), dass die Waffen der Rebellen und der Agressoren den Sieg davon tragen. So wurde der westphälische Friede gegen den Papst und den Kaiser, gegen das hl. Reich und Oesterreich und zu Gunsten der Protestanten, Frankreichs, Schwedens, der Chur-Fürsten und Stände von Deutschland, vorzüglich auf Unkosten der Kirche und ihres Eigenthums geschlossen, unter die Garantie Frankreichs und Schwedens gestellt. Selbst diese Bürgschaft entschiedener Feinde des Kaisers und Oesterreichs, erschien nicht hinreichend, um einem Vertrage, welcher den Aufruhr, Kirchen- und Länderraub für legitim erklärte, Geltung zu verschaffen. Man suchte einen dritten Garanten und fand ihn in einer *Maxime* des Naturrechts, in der Erhebung des Bürgerkriegs zum permanenten Staatsgrundsatz im hl. Reich, der Congress bestimmte, dass alle Theilhaber des Friedens, im Falle seiner Verletzung, dem beleidigten Theil, nach fruchtlosen dreijährigen Unterhandlungen, mit der Waffengewalt beistehen ¹⁾; selbst zu Gunsten des Reichsoberhauptes liess das drakonische Gesetz keine Ausnahme zu, folglich war es gesetzmässig auch den Kaiser zu befehlen.

¹⁾ *Instr. pac. Osnab. art. 17, §. 5. 6.*

Vergebens protestirten der Papst ¹⁾ und der Kaiser gegen den gottlosen Frieden, der alle Grundlagen des Staates und der Gesellschaft erschütterte; dem Kaiser wurde er bald aufgedrungen, die Ermahnungen des Papstes wurden missachtet. Das König- und Fürstenthum materiel mächtiger als die höchsten Weltautoritäten geworden, massten sich an zu bestimmen, was Recht oder Unrecht ist.

In dieser Lage war es consequent, dass Könige und Fürsten die Elemente, welche die blosse Kraft bedingen, sorgfältig pflegten; schon die Pflicht der Selbsterhaltung, geboth ihnen an die Vertheidigung gegen die Strafflosigkeit des anerkannten Faustrechts, ernst zu denken. Bis nun glaubte man, dass die Rebellion und der Ueberfall der Strafe nicht entgehen werden, hingegen waren jetzt die Schuldigen belohnt worden. Nicht Luther, Hugo Grotius etc., welche das Kirchenrecht und den Codex für Staaten und Völker schrieben, oder eigentlich die Rechtssätze von der vorherrschenden Meinung, von der zunehmenden Abneigung gegen das Traditionelle und Historische entlehnten, sondern der westphälische Congress hat das Naturrecht proclamirt. In der That enthielt der Friede von Münster und Osnabrück die Sanction eines ewigen Krieges, einen Aufruf zu demselben. Das göttliche Recht war verhöhnt, die Besitzungen wurden Jesu entrissen, welcher Bürgschaft werden sich das menschliche Recht und die fürstlichen Besitzungen erfreuen?

Diese Corolarien des Friedens von Münster und Osnabrück, lagen nicht in der Absicht des westphälischen Gesetzgebers, im Gegentheil wünschten die Sieger, den Besitz des geraubten Kirchen- und Kaisergutes in Ruhe zu genie-

¹⁾ Auf den feierlichen Protest des Papstes Innozenz X., werden wir zurückkommen. Ebenfalls merkwürdig sind die prophetischen Worte, welche der päpstliche Nuntius Fabio Chigi über die Folgen des westphälischen Friedens ausgesprochen. Zu finden in: Leonard, *Traité de paix, tome III.*

sen, allein in der Consequenz dieser Gesetzgebung, lag eine bleibende Ursache fernerer Triumphe des Natur- oder Faustrechts. Wirklich war die der Rebellion und den Aggressoren ertheilte Belohnung eine Prämie, welche zum Eifer gegen das Bestehende spornte, die Aussichten der Mächtigen auf einen unrechtmässigen Erwerb nährte und neue Motive zu neuen Unruhen und Ueberfällen darboth.

Eigenen Unterthanen verbothen zwar die siegreichen Könige und Fürsten den Ungehorsam und liessen ihnen über die Pflichten und Grundsätze predigen, allein das Beispiel von oben wirkte mächtiger als Reden, auf die untern Schichten der Gesellschaft. Ferner, die Maxime des Faustrechtes: *cujus regio, ejus et religio*, wollte sich mit der versprochenen Gewissensfreiheit und der Emancipation des menschlichen Geistes gar nicht vertragen. In der That dauerten in Deutschland die Wirren fort, jedes Wort des Kaisers war mit Misstrauen aufgenommen, jeder seiner Akte als Friedensbruch angesehen, neue Allianzen wurden mit dem Auslande gegen das Reichsoberhaupt und das Haus Oesterreich geschlossen ¹⁾.

Letztens hielt sich der Sieger nicht für hinreichend belohnt, Frankreich strebte den Besitz der spanisch-österrei-

¹⁾ Unter anderen die rheinische, am 14. August 1658 zu Frankfurt geschlossene Ligue. Der König von Schweden, die Churfürsten von Maynz, Cöln, Trier und Baiern, der Bischof von Münster, die Herzoge von Braunschweig und Lauenburg, der Landgraf von Hessen, haben das Bündniss, dem nach und nach andere geistliche und weltliche Fürsten beitraten, mit Ludwig XIV. geschlossen. Die Allirten haben ein eigenes Directorium zu Frankfurt eingesetzt, eine Armee aufgestellt, Generale ernannt etc. Es war ein förmlicher Staat im Staate; warum dann haben die deutschen Protestanten über die Kirche geklagt? Vor der Reformation erfreute sich das hl. Reich des päpstlichen Segens und Schutzes, nun hatte es den dreifachen Schutz der hochmüthigen Franzosen, der heutesüchtigen Schweden und der einheimischen, bewaffneten Empörer.

chischen Gränzländer an und setzte den Krieg mit Hilfe des portugiesischen Aufstandes, nachdem der holländische für unabhängig erklärt worden war, gegen die österreichisch-spanische Krone fort.

Auch Schweden mit polnischen und ungarischen Rebellen verbündet, überfiel Polen, rief die Siebenbürger um Hilfe an, und unterhandelte in Constantinopel, damit die Pforte, in Folge der Uebereinstimmung zwischen dem protestantischen und machomedanischen Glaubensbekenntnisse ¹⁾, gegen die Katholiken als Götzendiener und Bilderverehrer mitwirke.

Demnach hat der westphälische Friede keineswegs Europa, nicht einmahl Deutschland beruhigt und dieser Traktat wäre vielmehr als eine permanente Kriegserklärung anzusehen, bis endlich Ludwig XIV. jeder Formalität des Völkerechts überdrüssig, deutsche Gauen ohne Kriegserklärung dem französischen Königreich einverleibte und bei dieser Gelegenheit seine Schützlinge, die Protestanten nicht im geringsten begünstigte ²⁾.

3. (Der pyrenäische und Oliva-Friede.)

Auch die zwei letztern Kriege, wurden durch den pyrenäischen Frieden (1659) und jenen von Oliva (1660) beendet, allein auch in diesen Verträgen verfuhr man nach dem System, welches dem westphälischen Frieden zu Grunde lag, nach dem Faustrecht. Bedeutende Länder, wurden vom spanischen Oesterreich an Frankreich abgetreten. Carl Gustav, obgleich vom Rechte des Stärkeren verrathen, durch die verbündeten Waffen Oesterreichs, Polens, Dänemarks und Bran-

¹⁾ Zu sehen diese wichtige Denkschrift Schwedens an den Sultan in: *Historia di Leopoldo Cesare*, von Galeazzo Gualdo Priorato, unter den Beilagen des II. Bandes. Schweden fordert die Mahometaner auf zur „Vertilgung der Götzendiener, sowohl der Papisten als der nichtunirten Griechen.“

²⁾ Das Nähere über die französischen Reunionskammern, wird folgen.

denburgs geschlagen, wurde dennoch als legitimer König von Schweden anerkannt, also für den Ueberfall Polens und des rechtmässigen Königs von Schweden, Johannis Casimir eigentlich belohnt und zwar in Folge des Schutzes Frankreichs, ungeachtet dieses Königreich am Kriege keinen Antheil genommen hatte.

Hingegen musste die angegriffene polnische Dynastie, auf den ihr gebührenden schwedischen Trohn verzichten, nachdem sie früher der Oberhoheit über das Herzogthum Preussen, zu Gunsten des Churfürsten von Brandenburg entsagt hatte. Obschon Oesterreich Polen grosse Opfer gebracht und in Folge dessen einen Krieg mit der Türkei und Siebenbürgen zu gewärtigen hatte, wurde es keineswegs begünstigt, nicht einmahl hinlänglich entschädigt, denn man sah das ultramontane Haus stets als einen entschiedenen Feind des Naturrechts und der philosophischen Jurisprudenz an.

4. (Höherer Standpunkt des Naturrechts in den orientalischen Staaten).

Während sich das Faustrecht im ganzen Abendlande ausbreitete, benützten die orientalischen Mächte diese Lage, um Beute zu machen; sie waren auch hiezu mehr berechtigt als das Abendland, denn sie hatten wenigstens keine Pflicht der Dankbarkeit gegen den Papst und Kaiser, das heilige römische Reich und die katholischen Mächte. Die Türken, Russen und Tataren, hatten schon früher alle Geheimnisse des Naturrechts errathen, nun stand es hier in voller Blüthe und glänzte durch Einfachheit und obgleich die Chane, Czaaren und Sultane nie die Werke von Grotius studirten, vermochten sie die confusen und wortreichen Rechtsdeductionen abendländischer Rationalisten zu übertreffen, oft enthielten sie sich jedes juristischen Grundes und strebten grad nach ihrem Ziel, nach der Beute. So wie die Schweden ihre rauhe Heimath gerne verliessen, um an den Rhein zu gehen, so rückten die Türken an der Donau immer weiter in's Abendland vor und erhielten ihre Festungen, nahe an den Thoren Wiens, in respectabler Verfassung.

Auch die Russen wollten nicht bloß über Steppen gebieten, und drangen bis in's Herz Polens und der polnisch-deutschen Herzogthümer. Diese Völkerwanderung war desto gefährlicher für das Abendland, je mehr sich die Horden aus Scandinavien, Mongolien und Vorderasien über Europa ergiessen konnten, ohne ihren Wohnsitzen zu entsagen, die unter dem Schutze des Klima und der Entfernung standen und den Vortheil darbothen, auf günstige Gelegenheiten zum Angriff lauern zu können. Ferner waren sie der Hilfe der Tataren, Kosaken und anderer Barbaren versichert; endlich konnten sie auf die missvergnügten Sekten und Partheien im Abendlande, denen jede Niederlage ihrer legitimen Herrn erwünscht war, rechnen.

So waren die juristischen Zustände des Abendlandes „im gelehrten Jahrhunderte“ beschaffen; im Innern Bürgerkriege, wie gegen das Ende der römischen Republik, im Aeusseren Völkerwanderung, wie gegen das Ende des weströmischen Kaiserthums. Wie in der römischen Zeit die Sklaven den Usurpatoren, oder den anrückenden Barbaren die Hand reichten, so wurden die jetzigen Usurpatoren und Barbaren von freisinnigen Denkern, Staatsmännern und Gelehrten, Philantropen u. s. w. um Hilfe gegen die „Pfaffenherrschaft und den Despotismus des Hauses Oesterreich“ angerufen.

Kein abendländischer Staat war weder seitens der Nachbarn, noch seitens der Orientalen sichergestellt: nicht einmal im Innern gegen den Umsturz des Rechts und der Ordnung geschirmt und vielmehr durch die Regierten und sogar, mit wenigen Ausnahmen, durch die Regierenden stets gefährdet.

In Folge dieser Zustände, schien das Abandland unwiederruflich verloren und gleichsam fatalistisch bestimmt, dem doppelten Andränge innerer und äusserer Vandalen zu erliegen.

5. (Ursachen dieser Gefahren; ob der Protestantismus?)

Fern liegend war der eigentliche, der innere Grund dieser politischen Zustände. Gewöhnlich wird er im Protestan-

tismus, der die Kinder derselben Kirche in feindselige Partheien und Confessionen theilte, die besten Kräfte europäischer Völker seit dem Anfange des XVI. Jahrhunderts verzehrte, gesucht; diess ist nicht richtig. Der Protestantismus entbehrt jeder Originalität, er hat nichts geschaffen, seine verheerenden Fluthen, welche sich über die germanischen und halbgebildeten Länder ergossen, folgten blind-gehorsam, einer mächtigen, offenbar politischen, nicht religiösen Strömung, da sie kein cultivirtes, wohl organisirtes unter den nicht germanischen Ländern, zu überschwemmen vermochten. Der Reformation fehlte es an jeder selbstständigen, auf innerem Werthe beruhenden Thatkraft und sogar an dieser Logik, welche absichtlichen Unternehmungen gewöhnlich zu Grunde liegt, denn obgleich der Protestantismus eine unmittelbare Folge der traditionel gewordenen politischen Proteste, augenscheinlich der deutschen Anarchie, der Lizenz entfloß, wurde er dennoch zur Tyrannei geleitet, und bald sahen die Protestanten die Nothwendigkeit ein, die Gewissensfreiheit unter den Schutz abtrünniger Tyranen und der asiatischen Maxime: *cujus regio, ejus et religio* zu stellen und sie mussten gestehen, dass die Freiheitslehre bloss durch den äussersten Zwang durchgeführt werden könne.

6. (Der Protestantismus, eine Parthei des Umsturzes und nicht eine Secte).

Der unbedeutende, an Geist und Sittlichkeit gebrechliche, jeder Gabe zusammenhängend zu reden oder mit Muth aufzutreten, beraubte Stifter des Protestantismus, kann mit den durch Intelligenz glänzenden, beredten und muthigen Sectengründern nicht verglichen werden. Uebrigens von dem Reichstage von Worms, der Ignoranz und Feigheit überführt, war er dennoch von seinen Beschützern nicht verlassen, denn es handelte sich bei ihnen keineswegs um die Aenderung des Katechismus, sondern um positive, materielle Interessen. Schon hat sich die Kirchenreformation bedeutend ausgebreitet, wurde von Schwärmern, Socialisten, Bauern, Rittern, Fürsten, welche einander mit der grausamsten Wuth

bekämpften, als Fahne herumgetragen, und noch hat Luther keine Massregeln für die Einrichtung der neuen Kirche getroffen. Die interessirten Gläubigen griffen in ihrer ungeduldigen Habsucht, der Kirche staatsklug vor, sie waren um die Sätze die man für den neuen Glauben zusammenfassen sollte, gänzlich unbekümmert und diess mit Recht, denn eine religiöse Confession, als Vorwand und Mittel zu Raub- und Mord-Zwecken ist immer gleich gut.

Uebrigens handelte es sich bei den Reformatoren nicht im geringsten um eine kirchliche Ordnung, sondern bloss um den Umsturz des Bestehenden, sie hatten demnach an Lüste und Begierden zu appelliren, die Menge durch die Bewilligung zu glauben, wie es ihr beliebt, zu gewinnen und, da sie den Papst und den Kaiser bekämpften, bei Mächtigen, bei Fürsten und andern Territorial-Herrn Schutz zu suchen. Durch die Erfahrung geleitet, hat diess Luther, den andere Reformatoren für jeden Lehrsatz verfolgten und hasseten, richtig aufgefasst und war beflissen das Interesse der Fürsten, da er bloss bei diesen Hilfe vorfand, auf allerlei Art zu unterstützen. Mit Recht sah Luther das Letztere für seinen wesentlichen Beruf an, und behandelte das Ordnen seiner Kirche als eine Nebensache, der er kaum eine Aufmerksamkeit schenkte. Der kräftigste Theil seiner sonst mittelmässigen Schriften, in denen die Schwäche der Argumentation vorzüglich auffällt, ist die Theorie über die fürstliche Gewalt, über das Recht der Fürsten ihre ungehorsamen Unterthanen „zu würgen, zu spiessen etc.“ ¹⁾

Auch Machiavel der geistreiche Gelehrte und elegante Schriftsteller, schrieb in seinem klassischen Werke: *il Principe*, über denselben Gegenstand und in derselben Zeit, er trat gegen die Pfaffenherrschaft und für die patriotische Tyranei auf, und war bestimmt dem deutschen Mönch in jeder

¹⁾ Zu sehen in Buchholz, Ferdinand I.; dieses Werk schildert am lebhaftesten und getreuesten den Anfang der Reformation.

Hinsicht überlegen, allein er vermochte höchstens einen ästhetischen Eindruck auf Einzelne zu machen, denn er sprach für die politische Einigung Italiens und hatte keine Kirchengüter zu vergeben, er konnte nur einem Tyranen, den er fingiren musste, Vortheile versprechen. Hingegen schrieb Luther eben gegen die Einheit und für die Zersplitterung, gegen die Freiheit unter dem Schutze der legitimen Autorität und fürs Interesse einer hundertköpfigen Tyrannei, er wandte sich nicht an fingirte, sondern an reelle Fürsten und andere Territorial-Herrn, an ihr Interesse das Bestehende umzustürzen und die Grundlagen der Verfassung des hl. Reiches, das Kaiser- und Papstthum anzugreifen.

7. (Reichsverfassung vor der Reformation; Stellung der Territorial-Herrn, Hauptgrund der Erfolge des Protestantismus.)

Längst ist die Reichsverfassung unhaltbar geworden, sie stand nicht mehr im Einklang mit dem Zeitgeiste in Deutschland, das geschriebene und herkömmliche Gesetz passte nicht mehr auf die faktischen Zustände des Landes, vor Allem auf die eigenthümliche Stellung der mächtig gewordenen Reichsglieder. Man kann die Bestimmung der Verfassung des heiligen, römischen und zugleich deutschen Reiches, auf die Tendenz der Kirche zurückführen, das germanische Recht mit dem kanonischen und römischen zu verschmelzen; stets lag dies in der Absicht der Kirche und der gemässigten, dem Pflichtgefühl folgenden Kaiser, allein leidenschaftliche Kaiser strebten die Ausübung des rein römischen, unbeschränkten Rechtes an, wodurch sie in Conflicte mit der Kirche geriethen und zugleich mit den Herzögen, Fürsten etc. colliDIRTEN, da diese auf das rein germanische Recht pochten. Das letztere bestand in einem Gegensatze zum römischen, zur Vollgewalt des Kaisers, und zur Centralisation des Reichs, es begünstigte den Separatismus, die Lokal- und Familieninteressen und stützte sich auf den Freiheitssinn des Deutschen, auf das Sakrament seiner Treue, die er dem unmittelbaren Führer, um dessen Verhältnisse mit den O-

beren unbekümmert, zollte. Daher der Kampf des Kaiserthums mit den Herzogen, den selbst Karl der Grosse vergebens führte, da nach seinem Tode eine Reaction zu Gunsten des germanischen Rechtes eintrat und die Centralisationsversuche Karls, der raschen Entwicklung des Feudalismus weichen mussten.

In jedem Lande, wo es germanische Elemente gab, kämpften die Vasallen gegen den Oberherrn, gegen das Königthum, allein in romanischen Ländern vermochte sich das Erb-Königthum und überhaupt das reine römische Recht auf Unkosten des Lehwesens zu entwickeln, hingegen fing in Deutschland, nach vielen Siegen des Kaiserthums über den Feudalismus, ein entgegengesetztes Verhältniss an. Das durch die Conflicte mit der Kirche geschwächte Kaiserthum, wurde zu einem förmlichen Wahlreich erklärt, während sich das Erbrecht zu Gunsten der Herzöge und anderer Vasallen entwickelt hatte. Durch dieses unnatürliche Verhältniss nahm die Anarchie im hl. Reiche, die Regierungslosigkeit immer mehr zu und führte endlich zu einer Zügellosigkeit, welche von den deutschen poëtisch, aber richtig das Faustrecht benannt wurde.

Solche Zustände waren bestimmt der Autorität nicht günstig, die Mächtigen benützten die Niederlage des Kaisers, um das römische Recht zu läugnen, und die Bedrängnisse des Papstes, um die Herrschaft des kanonischen zu schmählern und jene des germanischen zu erweitern.

Schon durch das grosse Interregnum ist die deutsche Anarchie unheilbar, das Kaiserthum eine Schattengewalt geworden, hingegen standen die Vasallen des Kaisers als Monarchen da. Um die Einheit, wie sie vor Heinrich IV. in Deutschland bestand, zurückzuführen, wäre ein Staatsstreich, die Erklärung des Kaiserthums zu einem erblichen, ein vollständiger Sieg über die Vasallen des Reiches nöthig gewesen; Maximilian I. mit den Jagellonen verbündet, fasste diesen Entschluss ¹⁾, allein es fehlte ihm zur Ausführung die-

¹⁾ Dogiel, Codex diplomaticus regni Poloniae.

ses Vorhabens an hinlänglicher Macht. Leichter war die Aufgabe der Fürsten das geschwächte Kaiserthum gänzlich zu besiegen, um neben der faktischen Selbstständigkeit, die sie schon inne hätten, auch jene *de jure* zu erlangen und völlig unabhängig zu werden. Seit Jahrhunderten pflegten die Deutschen die Autorität zu bekämpfen, der Protestantismus war demnach den Territorialherrn sehr willkommen, vor Allem da das Kaiserthum, eine kirchliche Würde, der Reform unterworfen werden konnte, und die Fürsten in der Religion einen Vorwand zur Treulosigkeit zu finden und so ihre äussere Ehre zu retten hofften.

Auch das Verhältniss mit der kirchlichen Gewalt war in Deutschland äusserst, mehr als in jedem anderen Lande, verwickelt. Wie anders wo, kämpften auch hier beide Gewalten, aber nirgends hat der gottlose Hass gegen die sogenannte Pfaffenherrschaft tiefere Wurzeln geschlagen, denn erstens war Deutschland vielmehr eine Eroberung der Kirche als der Franken; der h. Bonifacius hat Germanien bekehrt, als eine Kirchenprovinz organisirt, er und seine Nachfolger im Apostolat, wurden von den frommen Karolingern reichlich belohnt und erlangten grosse Besitzungen, neben bedeutenden Vorrechten. Zweitens, äusserte sich der päpstliche Einfluss am mächtigsten im heiligen Reich, da das Kaiserthum von der Kirche renovirt, ihr unmittelbar unterstand. Die Fürsten geistlicher Territorien, regierten selbstständig wie die weltlichen und waren weder von menschlicher Gebrechlichkeit, noch von dem Einflusse der deutschen Anarchie frei. Als in Folge des Verfalls des Glaubens, gedankenlose Christen den Ruf nach einer Reform „der Kirche in Haupt und Gliedern“ erhoben haben, fand er vorzüglich in Deutschland Gehör, geistliche Missbräuche wurden fingirt, die wirklichen exaggerirt; schwer ist es einem geistlichen Fürsten populär zu werden, da ihm die tüchtigste Grundlage hiezu, das Erbrecht, diese Quelle von Erwartungen und Besorgnissen für die Unterthanen, fehlt. Für ehrliche Schwärmer hatte die beab-

sichtigte Kirchenreform eine religiöse Bedeutung, allein für Jene, denen sie als Vorwand und Mittel diene, war sie mit der Reform geistlicher Güter synonym. Vor Allem litt das Interesse der weltlichen Fürsten durch die Vorrechte der Geistlichkeit, daher war die Kirchenreformation den Fürsten, gegen die geistliche Gewalt noch willkommener, als gegen die kaiserliche.

Wenn sich unter diesen Verhältnissen, die Fürsten gegen den Papst und den Kaiser erheben und die Autorität besiegen, dann können sie die neue Kirche nach ihrem Geschmack einrichten; daher traf Luther in der letzteren Hinsicht keine Massregel, und wollte seinen Beschützern nicht vorgreifen.

8. (Organisatoren und Propagatoren des Protestantismus).

In der That erhoben sich die Fürsten gegen den Papst und den Kaiser, und erfochten besonders mit fremder Hilfe, den Sieg für die Reformation; der Verräther Moritz von Sachsen, Franz I. von Frankreich, Sigismund I. von Polen, sind die eigentlichen Gründer und Vögte der protestantischen Kirche, sie und ihre Beamten, oder Doctoren ordneten die neue Confession. Die Fürsten traten ebenfalls als Apostel der neuen Lehre auf; ihren Unterthanen gegenüber hatten sie unfehlbare Bekehrungsmittel. Das Verdienst, den Protestantismus selbst unter den weltlichen und geistlichen Fürsten zu propagiren, war einfach und leicht, sobald der weltliche und geistliche Rebelle durch den Verrath an Papst und Kaiser, zum Herrn der Landschaft, die er christlich zu verwalten hatte, wurde. Die erste Prämie für den Abfall von der Pflicht, erhielt der Renegat Albert von Brandenburg und wurde zum Herzog von Preussen, welche Landschaft der Kirche und dem deutschen Ritterorden, nicht aber dem Königreiche Polen gehörte, vom polnischen König eigenmächtig erklärt. So ein Beispiel der Straflosigkeit des Meineides und des Verrathes, konnte seinen Einfluss auf pflichtvergessene weltliche und geistliche Reichsvasallen nicht verfehlen.

Auch unter Jenen, welche nicht als unmittelbare Reichsstände wirkten, fand die Parthei des Lutheranismus einen bedeutenden Anhang. Der Haufe suchte in der neuen Lehre, wie es der Jubel zeigt, den sie unter den Bauern, Proletariern und Socialisten hervorrief, die Ermächtigung zur Zügellosigkeit, böse Geistliche die Befreiung von beeideten Pflichten und Alle ein Privilegium zum Kirchenraub. Erasmus von Rotterdam, der anfänglich vom Lutheranismus angesteckt, seine Gefährten und ihre Triebfedern genau kannte, rief von ihnen, besonders von den geistlichen Reformatoren mit Entsetzen aus „Sie streben nur nach zwei Dingen nach Geld und nach Heirath. Das Uibrige gewährt iknen das Evangelium, nämlich die Befugniss, zu leben, wie sie wollen“; ¹⁾ eine treffende Schilderung dieser materialistischen Parthei, die Einige bis heute als eine gebesserte Lehre des göttlichen Erlösers anzusehen wagen.

Eine Confession, die so vielfältige und sogar entgegengesetzte Leidenschaften und Interessen, wie die Sucht nach der Tyrannei und nach der Lizenz zu befriedigen ²⁾ ver-

¹⁾ „*Duo tantum quaerunt censum et uxorem. Caetera praestat eis evangelium, id est potestatem vivendi ut volunt*“ Erasmus Roterodam. in epist. ad Bil. Pirkheimer Oper. Tom. III. P. 2. pag 1139 ed. Clevici.

²⁾ Die Katholiken werfen oft den Protestanten Widersprüche vor und klagen sie der Tyrannei und zugleich der Lizenz an; die Katholiken haben Unrecht, denn ein System soll man nur nach dessen Sätzen, nicht nach fremden Regeln beurtheilen; nun sind alle Widersprüche der Protestanten durchaus consequent, dem Wesen des Protestantismus entsprechend und umungänglich nothwendig. Es ist ganz natürlich, dass der Protestantismus durch die Lizenz und die Tyrannei entstanden, nur mit Hilfe dieser Elemente lebt, keinen bleibenden Grundsatz des Rechtes und der Sittlichkeit, keine feste Regel duldet, denn widrigenfalls würde er zur Autorität und zur Tradition zurückführen, seine Widersprüche aufgeben, folglich auch seine Existenz einbüßen. Uibrigens ist es allen Irrthümern eigen, dass sie in die

sprach, in der Zerrüttung der deutschen Verfassung und in der fürstlichen Waffengewalt eine Stütze vorfand, vermochte sich schnell in dem, seit Jahrhunderten ordnungslosen, an Kämpfe mit der Autorität, gewohnten Reiche auszubreiten.

Extreme verfallen, die Wahrheit hassen, das Licht fliehen, um ihr Dasein zu fristen. Daher kann auch der Protestantismus seinen Widersprüchen zwischen der Tyrannei des Staates und der Lizenz des Volkes nicht entsagen, seine Consequenz zwingt ihn zu denselben; so z. B. verdamnte er die Rebellion gegen Fürsten, denn er wollte die äussere Ordnung aufrecht erhalten, allein die Rebellion gegen Papst und Kaiser, wodurch freilich die Ordnung gefährdet wurde, musste er predigen, denn ohne die Empörung hätte er keine Grundlage und keinen reellen Anfang gehabt. Ebenso wünschte er die Lehre des reinen Evangelium ohne menschlichen Zusatz; nun ist die Kirche allein im Stande so eine Lehre zu biethen, da Gott durch sie spricht, seine Worte genau kennt; aber der Protestantismus hat mit der Kirche gebrochen, folglich muss er eine Macht auf Erden suchen, die keine menschliche wäre, und die h. Schrift authentisch erklären könnte. Verleiht er diese Macht einem Einzelnen, oder einer Körperschaft, die er heiligt, so stellt er die verhasste kirchliche Obrigkeit wieder her; demnach sah er sich genöthigt, das Recht die h. Schrift zu commentiren, jedermann zu geben. Freilich wurde er hiemit zu einem Princip der Sinnlichkeit, zur Consecration der geistigen Willkühr, zur Freiheit zu denken und zu leben wie man will geleitet, zur Emancipation nicht des Geistes, sondern eben des Fleisches geführt. Allein es gab für die Protestanten kein anderes Mittel die h. Kirche zu ersetzen, denn es ist nicht möglich sich der Herrschaft des Geistes und zugleich des Körpers zu entziehen; durch die Untheilbarkeit des Geistes und des Körpers, steht dem Menschen nur die Wahl zwischen beiden frei.

Auf dieselbe Art verfahren die Protestanten in einer andern Sphäre, in der politischen und socialen und blieben stets consequent. Da sie Allen das Recht die Autorität zu bekämpfen, die bestehenden Institute und Verhältnisse umzuwerfen gaben, so konnten sie dasselbe dem Fürsten nicht versagen, sie mussten ihm sogar mehrere Rechte einräumen, sonst wäre die Erhaltung

Stets verfahren die Protestanten auf dieselbe Art, sie appellirten an die Leidenschaft und an das Interesse. Als Secte nicht einmahl durch gewandte Sophismen glänzend,

der neuen Zustände unmöglich geworden; daher das Privilegium für die Fürsten die ungehorsamen Unterthanen „zu würgen, zu spiessen“ nämlich die Tyranei. Nun heisst die Slaverei, welcher man blos die Freiheit die obersten Autoritäten, die Grundsätze und die christliche Zucht zu läugnen gestattet, Lizenz oder Zügellosigkeit, folglich ist dieselbe eine Consequenz der Tyranei, widerspricht derselben nicht im geringsten, denn auch die Tyranei ist eine Lizenz des Fürsten gegen Papst und Kaiser, gegen göttliche und menschliche Gesetze. Wodurch es einleuchtet, dass sich der protestantische Fürst und der protestantische Unterthan, jeder in seiner Sphäre, und nach seiner Stellung, frei bewegte.

Wohl war diese Freiheit für den Unterthan, dessen Seele sogar ein fürstliches Gut, gleichsam leibeigen war, in mancher Hinsicht drückend; der als Monarch über menschliche Gesetze stehende und auch der Kirche nicht untergeordnete Christ, hatte die Attribute eines vollständig asiatischen Despoten und konnte unmöglich dem zum Zweifel und Rationalismus befugten Protestanten, Liebe und Zutrauen einflössen. Man suchte daher Garantien, und da die im Naturrechte und in fingirten bürgerlichen Verträgen gegründeten nicht hinreichend waren, so schloss man wirkliche Contracte mit dem Landesherrn, um die Tyranei zu fesseln, zu systemisiren, wodurch auch das Fürsten- und Königthum beschränkt, der Controlle seiner Unterthanen unterworfen wurde. In England regierte Heinrich VIII, ein mit hohem Verstand begabter Herr und zugleich ein grässlicher Tyran; da die Grausamkeit der christlichen Lehre, die der König genau kannte, zuwider ist, so nahm er consequent die protestantische Lehre an. Nachdem sich eine Reaction gegen seine Nachfolger eingestellt hatte, prüften die protestantischen Engländer, ob ihnen das Recht ihre Könige nachzuahmen nicht zustehe, proklamirten die Republik, wurden auch dieser Tyranei überdrüssig und zogen den parlamentarischen Despotismus vor, in Folge dessen bald eine, bald die andere Parthei ans Ruder gelangt, dieselbe stattliche Unfehlbarkeit anspricht, die Einen den Depositismus ausüben, die Andern die Lizenz

aber als Parthei von der Macht der Umstände, der Reichsverhältnisse und der Interessen der Reichsglieder getragen,

anrufen und so beiden Lebenselementen des Protestantismus Rechnung tragen. Dass die Könige von England keine wahrhaften Könige, Herrn und Eigenthümer des Landes, wie sie Gott bestellt hat, sind, und nur Könige heissen, braucht nicht bemerkt zu werden.

Aehnliche Zustände sind in andern protestantischen Ländern eingetreten, der Fortschritt des Volkes erkämpfte stets neue Errungenschaften, das Fürsten- und Königthum machte Concessionen, daher ist der protestantische Staat in unsern Tagen keineswegs ein tyrannischer, im Gegentheile ist er der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit äusserst günstig, seine Elemente vermochten nicht das andere Element zu unterdrücken, und obgleich für ihn der Protestantismus geschaffen, für seine Bequemlichkeit eingerichtet worden war, schweben die protestantischen Staaten in der grössten Gefahr. Wie die protestantische Confession nicht zur Emancipation des Geistes, sondern des Körpers, so hat auch der protestantische Staat nichts zur Emancipation des Fürsten- und Königthums, sondern des Volkes geführt; Alles fürs Volk und durchs Volk, wird immer mehr zur Staatsmaxime in protestantischen Ländern, selbst in Grossbritannien. Mit andern Worten, wie die Gewissensfreiheit zur Leibeigenschaft der Seele, zur geistigen Tyrannei geführt hat, so wurde auch die Omnipotenz des protestantischen Staates zur Ohnmacht, zur Abhängigkeit vom Pöbel, also zur Lizenz geleitet, demnach war das Gleichgewicht zwischen der Tyrannei und der Lizenz gar nicht aufgehoben.

Freilich hat die Reibung beider entgegengesetzten Lebenselemente des Protestantismus nicht aufgehört, ihr Kampf nimmt offenbar zu und verwickelt sich immer mehr zu Gunsten des Pöbels. Schwer ist es zu begreifen, worin der Unterschied zwischen den politischen und socialen Ansichten Lords John Russel und jenen des Herrn Roebuck besteht und zu bestimmen, was sie eigentlich wollen. Was die Preussen und ihre Partheien wollen, diess hat bis nun kein Mensch, sogar kein Preusse erfahren, die Tendenzen des preussischen Staates sind ein Geheimniss für ihn selbst. Offenbar haben sich die protestantischen Staaten durch Reibungen ab-

wirkte er mit Klugheit und Nachdruck, und vermochte nach entschiedenen politischen und socialen Erfolgen selbst als

genützt, ihre Kräfte haben abgenommen, der Autorität haben sie grossen Theils entsagt, gegen den Pöbel können sie an die Kirche nicht appelliren, um eine bessere Lehre für das Volk nicht anhalten, und der Appellation aus Volk bleibt ein Raum, nach so vielen Concessionen, kaum übrig. Einer neuen Phase der Tyranei von oben, oder von unten gehen die Protestanten entgegen; eines von ihren Lebenselementen wird endlich absterben.

Selbst der äussere Glanz des Protestantismus war nur vorübergehend, seine heroische Epoche dauerte nicht lange, die Zeiten Gustav Adolphi, Marlborough's, Friedrichs II, sind längst vergangen und nicht leicht wäre es, einen protestantischen Helden in unserer Epoche zu finden. Sogar der Rittersinn hat sich unter den Protestanten bedeutend verloren, denn nur das Gefühl der Hierarchie, der Gehorsam aus Liebe und die christliche Zucht, vermögen den Ritter zu bilden, hingegen ist der rohe Zwang gar nicht geeignet, das Ritterthum zu schaffen; die Geschichte der russischen Armeen und Feldzüge, liefert den Beweis. Ebenfalls wären die protestantischen Armeen, etwa die dänische ausgenommen, nicht hoch über die Nationalgarden zu stellen. Noch unlängst verkauften protestantische Fürsten, ihre Soldaten nach Amerika und jetzt haben sie deren zum eigenen Gebrauche nicht genug, wie man es im Jahre 1848 allgemein bemerkte. Wenn es wahr ist, dass die Hauptstadt Preussens, welches rüstige Soldaten seinem Könige noch im vorigen Jahrhunderte lieferte, ihr Contingent nicht mehr aufzubringen vermag, so kann man behaupten, dass die Emancipation des Körpers nicht einmahl dem Körper günstig war.

Für die katholischen Völker welche dem Papst und dem Kaiserthum gehorchen, sind die Epochen Turenne's, Vauban's, Napoleons I., Montecuculi's, Eugens, Erzherzogs Carl gar nicht verflossen.

Mann kann demnach den Verfall der protestantischen Staaten und Mächte nicht läugnen, was aber nicht der Schuld der Protestanten, die Alles aufbothen, um den Staat mit Glanz umzugeben und ihm die Liebe ungeheilt zu lassen, welche der Katholik zwischen Staat und Kirche theilt, zugeschrieben werden kann. Der Protestantismus hat alleinig diese Folgen verschuldet, er be-

Secte, ⁴⁾ zu bestehen. Wohl versuchte Luther den Lutheranismus, nachdem derselbe durch die fürstlichen Waffen obgesiegt hatte, selbst zu ordnen, und der Secte wenigstens nachträglich einen geistlichen Werth zu verleihen, allein es war zu spät, die Fürsten und ihre Beamten liessen sich das Recht die Kirche nach ihrem Gutdünken einzurichten, nicht nehmen und beachteten die wiederholten Klagen des rebellischen Mönches nicht; ihr politisches Ziel haben sie vollständig erreicht, und an geistlichen Zwecken war es ihnen nicht gelegen.

9. (Wirkliche Ursachen der Gefahren seit dem westph. Frieden.)

Schon aus der geistigen Dürftigkeit des Lutheranismus und der hohen politischen und socialen Bedeutung, die er der Reichsverfassung und der allgemeinen Lage Europas zu verdanken hatte, geht es hervor, dass ihm wichtige Ereignisse, denen er sein Dasein und Siege schuldete, vorangegangen sein mussten. Das Papst- und Kaiserthum, deren Verneinung das Wesen des Protestantismus ausmacht, war seit Jahrhunderten entkräftet, die Verfassung des hl. Reiches, die er umzustürzen hatte, stellte sich längst als baufällig heraus. Die deutsche Anarchie, Mutter der Reformation, beginnt mit den unbesonnenen Kämpfen Kaisers Heinrich IV., der die

ging das grösste aller Verbrechen und hatte dennoch die Mittel, um seine Zwecke zu erreichen, schlecht gewählt; denn entweder hat Gott keine Gewalt über die Armeen, warum hat dann der Protestantismus einen falschen Gott gesucht, oder Gott war und ist immer der Herr der Heere, warum demnach hat der Protestantismus den wahren Gott verlassen? Und ohne Armeen fehlt es dem Protestantismus am Hauptmittel zur Befriedigung des Hochmuths und der Habsucht, seiner ersten Motive. Sobald die Waffengewalt die Grundlage protestantischer Siege war, so kann er derselben, ohne Gefahr für seine Existenz, nicht entbehren.

⁴⁾ Das Nähere über den Protestantismus als Parthei und Sekte im III. Theile der Vorgeschichte Leopolds I: Ursachen der Ausbreitung des Protestantismus.

ketzerischen ost-römischen Kaiser nachzuahmen wagte, demnach wäre in Byzanz die erste historische Ursache der Weltgefahren zu suchen.

In der That bildete sich in Ost-Rom ein vollständiges Tyranenregiment aus, es wollte selbst die Kirche knechten. Pflichtvergessene Patriarchen, waren stets geneigt als Sklaven dem Kaiser zu dienen, wenn sie nur das Recht erlangen, als Bischöfe sich der päpstlichen Gewalt zu entziehen, und die ihnen untergebenen Geistlichen und Laien zu drücken, dieser orientalischen Hierarchie und der Sucht des Orients immer neue Doctrinen aufzustellen, zu folgen; mit einem Wort, die Patriarchen beabsichtigten, eine neue und unabhängige Kirche, in der sie nach Belieben schalten dürften, zu stiften. Gegen diesen doppelten Despotismus der Kaiser und des Patriarchen von Byzanz, vertheidigten die Päpste mit Eifer die morgenländische Menschheit, schützten sie gegen falsche Doctrinen und belehrten den Kaiser über seine Pflichten gegen die Kirche. Seit dem Sturze des west-römischen Kaiserthums, seit der Zeit des Papstes Gelasius, dauerten diese päpstlichen Ermahnungen fast ununterbrochen fort, denn immer entstanden im Oriente neue Irrlehren und neue Staatsstrieche gegen die hl. Kirche; dennoch liessen sich die Byzantiner aller Anstrengung der Bischöfe von Rom und der Wirksamkeit gottesfürchtiger Franken ungeachtet, zum bleibenden Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl nicht bewegen, und fielen, nach wiederholten Conflicten mit der Kirche, dem Schisma zu.

Diess Beispiel des von den Barbaren verschonten, durch die Ueberreste griechischer Cultur und römischer Bildung ausgezeichneten byzantinischen Reiches, blieb nicht ohne Folgen für das Abendland. Italien am längsten von den Griechen beherrscht, von ihnen und von den germanischen Ketzern angesteckt, von den Franken aus Rücksicht für die Päpste mit übertriebener Nachgiebigkeit behandelt, von der Kirche mehr mit Liebe als mit Strenge erzogen, liess sich nicht, seiner Zeit, vom wahren Feudalismus durchdringen,

entlief dieser Schule des Commando und des Gehorsams und war immer zum Aufruhr, zum Missbrauch der Freiheit und jeder Gewalt bereit. Oft wurde dieses Land von den deutschen Kaisern, die der Kirche zu Hilfe kamen, gezüchtigt, allein bald ahmte das lateinische Kaiserthum die italienischen Partheien und die Griechen nach, es griff die Kirche an. Während der Conflict der beiden höchsten Gewalten, litt der Organismus des hl. Reiches, die Attribute seines Oberhauptes, übergingen unregelmässig auf die Reichsglieder, ein Missverhältniss zwischen der Autorität des Oben und der Macht der Untergebenen trat ein. Das Papst- und das Kaiserthum in Kampf gerathen, schlugen einander Wunden und obgleich das Papstthum obsiegte, musste die Kirche durch die öftere Ausübung beider Gewalten endlich ermüden. Nur durch eine fortgesetzte Eintracht zwischen dem Papst- und dem Kaiserthum, wäre es möglich gewesen das kranke Kaiserreich zu heilen; die Habsburger Rudolf I. und Albert I. der Kirche fromm ergeben, eigneten sich vorzüglich, um das von den Staufern und dem grossen Interregnum entfesselte Faustrecht zu bändigen. Allein es war schon über die Gränze Deutschlands und Italiens geschritten, Filipp IV. von Frankreich nahm es auf, ergriff die Initiative gegen die Kirche, verursachte den gewaltsamen Tod des Papstes Bonifacius VIII.; der Kaiser Albert I. wurde bald darauf ermordet, das Verbrechen Philipps blieb ungestraft.

Diesen Sieg wusste das galikanische Frankreich zu benutzen, die Wirren in Deutschland und Italien auszubeuten, und die Residenz der Päpste aus der ewigen Stadt, wo die Asche des hl. Petrus ruhet, nach Avignon zu übertragen. Bald wurden zwei Päpste zugleich gewählt, das occidentalische Schisma begann, der schreckliche Hussitismus kam ihm zu Hilfe, die Osmanen drangen vor, die Griechen liessen sich unterjochen und widerstrebten dennoch der kirchlichen Autorität. Carl VIII. mit griechischen Emigranten und italienischen Missvergnügten verbündet, greift Italien

an, verneint die Rechte des Papstes und des Kaisers, schon früher fingen die Fehden zwischen Oesterreich und Frankreich an.

In dieser Lage war es dem Protestantismus nicht schwer, unter dem machtlosen Kaiser Maximilian I., welcher dem Papste Julius II. den schuldigen Gehorsam nicht immer erwies, folglich ein böses Beispiel selbst gegeben hat, straflos aufzutreten, die Gesetze des regierungslosen Reiches unbeachtet zu lassen. Sein Enkel verfügte über eine grosse Macht, aber er gerieth mit Frankreich und den Türken in Krieg, und mit dem hl. Vater in Zwist. Wohl eröffnete er, nach wiederholten Ermahnungen des Papstes, den Kampf gegen die protestantischen Rebellen, allein es war zu spät, schon siegten die verbündeten Tyranen über den legitimen Oberherrn. Unwiderruflich verfielen ihre Unterthanen in geistige Leibeigenschaft und hatten Musse, das jetzige Regiment mit dem päpstlich-kaiserlichen Schutz zu vergleichen, denn von dem Besitz der geraubten Kirchen- und Kaisergüter wurden sie gewöhnlich ausgeschlossen.

10. (Gründe der Ausbreitung des deutschen Protestantismus im Auslande.)

Den Sieg des „reinen Evangeliums ohne menschlichen Zusatz“ welche die Worte Jesu: gibt dem Kaiser und der Kirche etc. mit den Worten: nimmt dem Kaiser und der Kirche etc. frei übersetzte, gefiel auch ausser Deutschland jeder Parthei, die den Aufruhr, und jedem Mächtigen, der die Tyrannei oder die Usurpation im Schilde führte; so in Holland, England u. s. w. Ist es consequent anzunehmen, dass diese in der Cultur über die Deutschen erhabenen Völker, sich die Folgen der staatlichen Ohnmacht Deutschlands ohne alles Interesse zugeeignet hätten, da sie doch vor und nach der Reformation, die deutschen Stämme keineswegs als ein Muster ansahen? Allein Leidenschaften und Interesse, sprachen verständlicher für den Protestantismus als die dunkeln, schwärmerischen Schriften seiner deutschen Vertheidiger.

Das französische Königthum bedurfte des Protestantismus gar nicht, denn Philipp IV. König von Frankreich am Ende des XIII. und am Anfange des XIV. Jahrhunderts, errieth den Geist der deutschen Reformation und saecularisirte die den Tempelherren gehörigen Kirchengüter. Ludwig XI. brauchte nicht das Auftreten Machiavel's und Luthers abzuwarten, er führte selbstständig eine trefflich organisirte Tyrannei durch, hiemit ist auch der Protestantismus für Frankreich überflüssig geworden. Uibrigens erklärte der galicanische Clerus, dass der französische Staat ein von der allgemeinen Kirche unabhängiger sei. Daher konnte sich das französische Königthum mit der Hülfeleistung zu Gunsten der Protestanten, mit den Protesten und Angriffen gegen das Kaiserthum begnügen, und den Papst in weltlicher Beziehung einfach längnen. Die französische Dynastie war legitim und sah sich keineswegs genöthigt, Rechtstittel in der Apostasie zu suchen. Nur einem Theile französischer Edelleute, denen sich Bürger und Bauern anschlossen, diente die Reformation als Vorwand, um das Königthum zu bekämpfen und einen Bürgerkrieg zu beginnen, der freilich nicht zu ihrem Vortheile ausfiel, aber dennoch Frankreich beinahe durch ein Jahrhundert bluten liess.

II. (Recapitulation der Ursachen des Protestantismus).

Offenbar war der Protestantismus eine Quelle, aus der zahllose Wirren, Kämpfe und Verheerungen nicht nur für sein Vaterland flossen, allein dieser Zwietracht, die er über Europa vobreitete, haben ältere Begebenheiten, die ihn selbst verursachten und von denen er seine verwüstende Kraft entlehnte, vorgearbeitet. Viel hat zur Reformation das auf den Trümmern der Feudal-Verhältnisse mächtig gewordene Königthum, seine Eroberungssucht auch nach Aussen, überhaupt die Sucht rationalistische und materielle Interessen zum Nachtheil der Grundsätze zu befriedigen, beigetragen, denn auf den Chur- und Fürsten wirkten diese Beispiele ein, er seufzte ebenfalls nach Eroberungen im Innern und Aeussern der

Territorien, besonders nach der Unabhängigkeit vom Kaiser und vom Papste, dem bedeutende Rechte, die schon anders wo verfielen, im hl. Reich zukamen. Vor Allem erschien die Eroberung geistlicher Territorien leicht, da sich gegen die geistlichen Fürsten eine vorzügliche Opposition im XVI. Jahrhunderte eingestellt hatte und wozu der Hochmuth der Bischöfe gegen das Oberhaupt der Kirche, während des occidentalischen Schisma grossentheils Anlass gab. Das Schisma war eine Folge des Uebermuthes des französischen Königthums, überhaupt des Hochmuths unter Königen und weltlichen Fürsten, die sich ihrerseits auf die Beispiele des Hochmuths und der Habsucht römisch-deutscher Kaiser, welche die Kirche angegriffen haben, stützten. Die letztern nahmen zum Muster das byzantinische Kaiserthum, welches dem Papste den Ungehorsam versagte und die Kirche, im Orient, diesem klassischen Vaterland des Materialismus, zu unterjochen vermochte.

Diese historische Ableitung des Protestantismus von den Conflicten beider Gewalten und von den Verbrechen byzantinischer Kaiser, wäre schon principiell einleuchtend, denn die Weltcalamitäten können nicht den Sieg des Geistes, sondern allein den Sieg des Körpers zum Urheber haben. Uebrigens, ist denn der Unterschied zwischen dem griechisch-slavischen und dem germanischen Schisma, da beide durch den Abfall von der allein selig machenden Kirche dem Joche der Lizenz und zugleich dem Joche der Tyrannei zufallen müssen, sehr wesentlich?

12. (Unmittelbare Ursachen der Gefahren).

Die nächste Ursache der Bedrängnisse der Abendländer, um die Mitte des XVII. Jahrhunderts, lag in dem, durch die steten Kriege mit den Christen im Allgemeinen, durch die systematischen Kämpfe zwischen den katholischen Grossmächten Oesterreich und Frankreich insbesondere, jeder innern und äussern Unordnung geleistetem Vorschub, so wie in dem neuerdings angefachtem Eifer der Morgenländer. Der

Orientalismus war nicht nur der erste, sondern auch der letzte Grund, die unmittelbare Ursache der Gefahren, welche Europa seit dem westphälischen Frieden bedrohten; prüfen wir die Grundlagen dieser, der Kirche und der Menschheit feindseligen Macht.

13. (Wesen und Geist des Orientalismus).

Rein materialistisch ist das System der Morgenländer, der Orientalismus, da er nur die bloße Gewalt verehrt, jedes Mittel zur Ländereroberung gut heisst, selbst die Kirche, sie, die göttliche Heilanstalt zum blossen Werkzeug für seine staatlichen Zwecke herabwürdigt und nur eine Pflicht kennt, die Pflicht zum fanatischen Proselitismus, um die Menschheit gewaltsam zu bekehren und auf der Confundirung der geistlichen und der weltlichen Gewalt, eine eigene Weltordnung zu gründen.

14. (Sein Antagonismus mit dem Abendlande.)

Offenbar ist es ein gefährlicher Widersacher, des durch römische Institutionen, germanische Sitten und katholische Lehren spiritualistisch erzogenen Abendlandes. Während der Orientale diese drei Grundelemente der wahren Gesittung, das eigentliche Kennzeichen des Abendlandes, systematisch verwirft und das Recht nur in den zufälligen Facten der Kraft, in der materiellen Stärke erblickt, findet es der Abendländer in den durch Tradition und Geschichte abgeleiteten, durch die hierarchischen Verhältnisse in der Kirche und im Staate gehandhabten Grundsätzen; und während der Abendländer die Katholicität, die Einigung der Völker und Menschen als ihre höchste Bestimmung ansieht, den Glauben, die Autorität und Hierarchie als die wirksamsten Mittel zur Vereinbarung achtet, verfolgt der Orientale als den höchsten Zweck, die Unterjochung der Menschheit durch sein Volk.¹⁾

¹⁾ Der Begriff vom Orientalismus, wie ich ihn eben aufgestellt habe, ist nicht willkürlich, er ist wissenschaft-

In jeder Hinsicht entschiedene Antagonisten, traten beide Systeme als beharrliche Kämpfer, in jeder Epoche der Geschichte und nicht nur in der persisch-griechischen, karthagisch-römischen und jener der Kreuzzüge, auf. Feind der

lich richtig, denn ich habe ihn nach der Geschichte orientalischer Staaten zusammengesetzt, als ihren kürzesten Inhalt aufgefasst; Zeugnisse über die orientalische Geschichte findet man in den Werken der Propheten, welche Babylon, Persien, Aegypten etc. beschreiben, in jenen der Griechen und Römer die ihre Kämpfe mit Xerxes, Carthago, Jugurtha, Mitridates etc. erzählen und die Orientalen darstellen. Handgreiflich für jedermann ist der Unterschied zwischen dem west-römischen und dem byzantinischen Reiche, oder (wie sich Chateaubriand ausdrückt) zwischen Rom und den römischen Barbaren. Die Geschichte der Kämpfe mit dem Kalifat, die Geschichte der Osmanen und des Czarenthums, enthalten frappante Beweise für das materialistische Wesen des Orientalismus. Uebrigens braucht es nicht erst bewiesen zu werden, dass die mächtigsten, die glänzendsten orientalischen Staaten nur sinnlose Trümmer nach sich gelassen, dass ihre Cultur selbst, wenn sie die Griechen und Römer, und wie in der byzantinischen und arabischen Epoche, sogar der katholischen Abendländer zu belehren fähig war, jedoch immer nur zur Barbarei am Ende führte; dass heutzutage Tyrannei, Sklaverei, und verdamnte Casten, Lizenz neben blindem Gehorsam, geistige Unbeweglichkeit neben stetten Revolutionen, den unglücklichen Orient mittelst des einzigen dort dauernden Gesetzes, mittelst der List und Gewalt zu drücken und zu erniedrigen nicht aufhören.

Ich brauche kaum zu bemerken, dass der Orientalismus in der geistigen nicht in der physischen, geographischen Bedeutung zu nehmen ist, denn offenbar leben die zum europäischen Westen südlich gelegenen Afrikaner orientalisch, ebenso alle Völker, inwiefern sie von der römischen Propaganda nicht bekehrt, von den Abendländern nicht colonisirt waren. Der vom Oriente aus bevölkerte, aber wunderbar zum Spiritualismus stets geleitete Westen Europa's allein (und seine Colonien, im Alterthum die griechischen, dann die römischen z. B. Nordafrika) hat die spiritualistische Gesittung, selbst inmitten zahlreicher Verneiner und eines oftmaligen Verfalls der Cultur z. B. in der byzantinischen und arabi-

der Menschheit im Allgemeinen, ist es der Orient dem Abendlande gegenüber im Besonderen, und er pflegt den schönsten

schen Epoche ungeachtet, aufrecht erhalten, und durch Grundsätze gehoben, durch die Entfernung und günstige topographische Lagen unterstützt gegen den Andrang des Orientalismus, welcher Europa über Asien und Afrika zugleich angriff, stets siegreich vertheidigt.

Die Länder anderer Regionen, wurden von der Wiege der Menschheit vom Oriente aus nicht nur bevölkert, sondern auch in seinen, oder den seinigen sehr ähnlichen, materialistischen Sätzen erzogen. Demnach ist der Feind der Gesittung nicht nur in Asien, sondern auch in andern Welttheilen zu suchen, keine Rücksicht auf die verschiedene Lage beider Indien zu nehmen, denn immer handelt es sich um den moralischen Gegensatz zum europäischen Occidente.

Leicht ist es den augenscheinlichen Unterschied beider, des Kampfes nie müden Antagonisten zu ersehen, allein schwer ist es der allmächtigen Entwicklung der so verschiedenen Ansichten der orientalischen und abendländischen Gesittung in der Geschichte zu folgen, den philosophischen Grund dieser Erscheinung der moralischen Welt anzugeben, auf die Frage, die sich von selbst aufdringt zu antworten, nämlich: wie und warum sind die Orientalen und die Occidentalen, Kinder desselben Stammvaters, von derselben Offenbarung über dieselben Mittel, die Erbsünde zu bekämpfen belehrt, dennoch zu so verschiedenen Resultaten gelangt?

Die Antwort auf diese Frage wird für die Geschichte desto schwieriger, je grösser die Verdienste vieler Orientalen um den Spiritualismus, in verschiedenen Epochen gewesen. Hier hat das auserwählte, von Gott selbst regierte Volk durch Jahrtausende gewirkt; auch ausser den jüdischen erschienen hier grosse Persönlichkeiten, geniale Männer, wohlthätige Organisatoren und glänzten durch ihre Werke. Der Heiland kam zur Welt, lehrte, starb und lehrte wieder im Orient. Nach Jesu und den Aposteln, wirkten hier hohe Kirchenväter und Heilige, belehrten die Menschheit durch Wort und That. Hier kämpften die angesehensten, durch das hl. Kreuz ausgezeichneten Ritter, Fürsten, Könige und Kaiser, ein Grab neben dem heiligen glorreich suchend. Woher demnach die Widerspänstigkeit der Orientalen gegen so viele Lehren und Beispiele, woher der Hang des Orien-

Siegen in Asien zu entsagen, um nur einen zweifelhaften Triumph in Europa zu feiern. Die Aussicht auf eine Versöhnung beider Welten, ist nur mit Hilfe des Glaubens an „einen Hirten und eine Heerde“ denkbar.

15. (Seine Repräsentanten und Träger: Die Türken, ihre Macht ums J. 1664.

Wie früher die Araber und in den neuesten Zeiten, ein anderes Reich, waren in der Mitte des XVII. Jahrhunderts, als Alexander VII. und Leopold I. der Welt vorstanden, die Türken Repräsentanten des Orientalismus und dessen Träger.

An Asien angelehnt, übers schwarze Meer und die meisten griechischen Inseln gebiethend, haben sich die Türken eines entschiedenen Einflusses in den Donau-Fürstenthümern

tes in Ignoranz, Barbarei und Verbrechen stets zu verfallen, und selbst das Christenthum zu materialisiren?

Nur durch den Rationalismus kann man es erklären. Wenn man diesem Vater der Erbsünde in seiner verwüstenden Wirksamkeit, und zugleich der Neigung des Occidentales zum Glauben an geistige Ideen folgt und in den unbegreiflichen Irrthum neuer Zeiten, die Weltgeschichte von der heiligen zu trennen nicht verfällt, so kann man der Entwicklung und dem Fortschreiten der abendländischen Gesittung, und den Folgen ihrer Verneinung im Oriente zuschauen. Ich versuche es in der Abhandlung: Ueber die Theilung der Menschheit in die orientalische und occidentalische und die Entwicklung der abendländischen Gesittung durch die Nachfolger der Pelasger. Wenn dieser erste Versuch als ungelungen erscheinen würde, so hätte er dennoch Anspruch auf die Aufmerksamkeit der Wissenschaft: denn wie wird die *magistra vitae* die richtige Weltanschauung darreichen, wenn sie nicht beide Theile der Welt deutlich erkennt und sich Rechenschaft von ihrem unversöhnlichen Kampfe nicht abgibt? Sie wird auf die Hauptfrage in der Geschichte: wie ist es geschehen, dass die Menschheit diess geworden, was sie ist, keine befriedigende Antwort geben können, wenn sie zwischen Freund und Feind der Menschheit nicht unterscheidet.

benächtigt und übten nach der Eroberung der wichtigen Festung Wardein, nicht nur in Siebenbürgen, sondern auch in der Walachei und Moldau ¹⁾ eine völlige Herrschaft aus. Durch den Besitz der unteren Donauländer bedeutend gestärkt, dringen sie nun dem Weltstrom entgegengehend, immer weiter gegen das Abendland vor. Während sie an beiden Donauufeln feste Plätze in Ungarn besetzt hielten, von neuen Kriegsschaaren verstärkt, unter den siebenbürgischen, ungarischen Protestanten und Bauern Bundesgenossen suchten, sollten die Tataren über das geschwächte Polen in Schlesien ²⁾ und Mähren einfallen.

Die österreichischen Länder waren nicht das letzte Ziel ottomanischer, an eine systematisch grausame Kriegsart gewohnten Völker, sondern bloss ein Mittel, gleichsam eine Brücke, um in westlichere, durch die genannten Rechtszustände in feindselige Theile gespaltenen Reiche einzudringen. Schon in Folge der geographischen Lage, war es einteleuchtend, dass die Rettung der Abendländer von jener Oesterreichs abhänge. Ist aber diese Vormauer der Christenheit, wie man Oesterreich zu nennen pflegte, in der Verfassung die furchtbare Türkenmacht aufzuhalten? Jeder Zweifel hierüber verbreitete einen allgemeinen Schrecken, unter den christlichen Völkern und den Ruf nach Hilfe für Oesterreich, jedoch fehlte es an Fürsten, Partheien und Secten, Staatsmännern und Rednern nicht, welche die gefahrvollen Ereignisse der Schuld Oesterreichs, seinem Hochmuth zuschrieben, und ihre Freude, die mit der Freiheit der Völker, wie sie sagten, unvereinbarliche Macht Oesterreichs, von den Türken bekämpft zu sehen, gar nicht verhehlten.

¹⁾ Kaiserliches Ausschreiben des Reichstags nach Regensburg d. 8. Febr. 1662, in der Sammlung aller Reichsbeschlüsse, J. J. Pachner I. T.

²⁾ Dankschreiben Kaisers Leopold I. vom 12. Juli 1664 an den Churfürsten von Sachsen. Im k. k. geheimen Haus- und Hof-Archiv.

16. (Verschiedenartige Ansichten über Oesterreich; ihre Ursachen: a, der eigenthümliche Organismus des österreichischen Staates.)

So entgegengesetzte Urtheile über Oesterreich, in einer wichtigen, für alle Staaten gemeinsamen Angelegenheit des XVII. Jahrhunderts erscheinen weniger auffallend, wenn man bedenkt, dass diese Macht selbst in neuen Zeiten im, mitten grosser, europäischer Gefahren, nicht nur von Partheien und Schulen, wie andere Staaten, sondern auch von Unbefangenen verschiedenartig aufgefasst wurde. Ueberhaupt ist die Erkenntniss Oesterreichs, sogar mit Hilfe der neuesten Geschichte, sehr schwierig und bis nun einigen sich fremde und einheimische Forscher, über das Wesen dieses exceptionellen Staates, seine Sendung und Tendenzen nicht. Es ist weder ein foederativer, wie die deutschen Staaten, noch ein centralisirter wie der französische; den Disputationen eines Parlamentes, will er das Geschick seiner Völker nicht preisgeben, und das fruchtbare System, den staatlichen Organismus auf selbstständig lebenden Organen aufzubauen, damit die öffentliche Autorität nicht etwa zu einer Regierungsmaschine herabsinke, das Muster des kleinen Königreichs Belgien für grosse Reiche, welches sich unter dem Schutze des Hauses Oesterreich üppig entwickelt hatte, führt der österreichische Staat bloss allmählig und mit unsichtiger Besorgniss ein. Durch die historische Entwicklung zwanglos zusammengebracht, trägt er keine Spuren einer gewaltsamen Bildung an sich, welche andern Staaten gewöhnlich einen praegnanten Charakter verleihen und so ihr Erkennen erleichtern. Selbst eine centralisirende, vorherrschende Nationalität kennt er nicht, er ist weder slavisch, wie die Mehrzahl der Bevölkerung, noch deutsch oder romanisch, wie seine gebildetsten Elemente, und während Einige über seine Sucht Völker zu verdeutschen klagen, beschuldigen ihn Andere der Vorliebe zu Italien, Ungarn u. s. w. Sogar das einzige einheitliche Merkmal, welches er eifrig sucht, das katholische, hatte er seinen Ländern nicht vollständig aufgeprägt, dann obgleich durch Geburt und Beziehung, durch

die Tendenzen des herrschenden Hauses, gewöhnlich auch durch jene der Regierung und beinahe immer durch die Verdienste des Cabinets, echt katholisch, duldet Oesterreich mehr Akatholiken, als jeder andere katholische Staat.

Seine innere Politik sehen Viele als eine patriarchalische an, preisen das sprichwörtlich gewordene väterliche, von der Liebe der Völker umgebene, in den Zeiten der Gefahr unterstützte Regiment Oesterreichs, während Einige das *terrens exemplum* der Gerichte unter Ferdinand II, Leopold I, Franz I, Maria Theresia u. s. w. hervorheben, diese Strenge loben oder tadeln, allein dieselbe erweisen.

Die äussere Politik Oesterreichs, wird noch häufiger der Kritik antezogen, Diesem erscheint sie als eine Reihe von Beweisen, wie sehr die Monarchie ihre Staatsinteressen den confessionellen Ansichten stets opferte, hingegen meint Jener, dass dieses eben nicht geschah, die Religion den Allianzen mit akatholischen Mächten, ehemals mit Holland und England, darauf mit Preussen und Russland nachgesetzt wurde, den politischen Pflichten Oesterreichs zuwider lief und nicht einmahl seinem sozialen Berufe entsprach.

Die Frage, was Oesterreich seit Jahrhunderten für die Gesittung und Cultur gethan, trennt noch mehr die moralisch-politischen Schulen; eine erweist die beharrlichen Kämpfe Oesterreichs für Recht und Sitte, für die Reinheit der Ideen und des Glaubens, für die Organisirung vieler Nationalitäten, die durch Sprache und die Einflüsse der Nachbarschaft höchst verschieden, durch unvermeidliche Reibungen erhitzt, in den Flammen eines Vertilgungskrieges untergehen müssten, wenn die Macht und Autorität des Hauses Oesterreich, diese feindseligen Elemente zu befreunden, mit einander zu humanisiren nicht vermögen würde. Hingegen weist eine andere Schule auf häufige Bürgerkriege in österreichischen Ländern hin, und hält die Mehrzahl der österreichischen Bevölkerung für Barbaren. Uebrigens unterliegt es selbst bei Sachkundigen keinem Zweifel, dass mehrere Völker Oesterreichs noch grössten Theils auf der primitiven Stufe der Cul-

tur stehen; die bis nun fortgesetzten Einwanderungen halbroher Stämme aus dem Oriente, welche zu verschmähen es gegen die Pflicht des apostolischen Königthums wäre, sind bestimmt keine Quelle der Cultur für Oesterreich.

Daher auch die verschiedenen Ansichten, über die Gegenwart und die nächste Zukunft der österreichischen Macht. Die Einen erblicken in der Kunst Oesterreichs, mit Umsicht und Beharrlichkeit zu organisiren', die Bürgschaft einer ungeheueren Machtentwicklung, zu der sich dieses wirklich reichste und schönste Reich auf Erden allerdings eignet. Die Andern hingegen erweisen die Dürftigkeit dieses Staates durch finanzielle Crisen, durch sein unbedeutendes Budget, das nicht die Hälfte des französischen ausmacht und erblicken hierin den nahen Verfall Oesterreichs, als einer Grossmacht, da es übrigens weder Colonien besitzt, noch nach der Be-
 erbung Venedigs, als Erbe dessen mächtigen Seegeistes aufzutreten vermochte.

17. (Eigenthümliche Beschaffenheit seiner Geschichte.)

Um diese entgegengesetzten Ansichten über die Gegenwart und Zukunft Oesterreichs zu unterstützen, finden ihre Vertreter Argumente in seiner Vergangenheit; folglich wird selbst die Geschichte, diese Fundgrube von untrüglichen Be-
 weisen, das gewöhnliche Versöhnungsfeld ¹⁾ der feindselig-

¹⁾ So stimmen gelehrte protestantische Historiker in den Ansichten, über das wohlthätige Einwirken des päpstlich kaiserlichen Systems auf die Menschheit des Mittelalters, mit den Katholiken gänzlich überein. Vor allem haben Eichhorn in der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte und Herr Guizot in *Histoire generale de la civilisation en Europe* die hohe politische und soziale Thätigkeit der Kirche hervorzuheben und zu würdigen gewusst. Warum diese Schriftsteller, unter denen der zweite als Denker und zugleich als Künstler glänzt, nach dem Erkenntniss, dass die Menschheit ihr Heil und ihre Errettung von der rohen Gewalt nur dem Spiritualismus zu verdanken hat, in der neuen Geschichte dem Materia-

sten religiösen, politischen und socialen Systeme zu einem Kampfplatze für die Forscher Oesterreichs, die er gleichmässig begünstigt, entschiedene Siege selbst den hervorragendsten Kämpfer hindert. Wirklich erscheint Oesterreich in der Geschichte, theils als ein streng conservativer, jeder Bewegung widerstrebender Staat, der sich äusserst selten principiellen Haltpuncten entziehen und in den Strudel der Begebenheit fortreissen liess, theils erscheint Oesterreich, als eine der bewegtesten, am meisten oscilirenden Mächte in der ganzen Weltgeschichte.

Nicht nur in den älteren Epochen, in der römischen und fränkischen, sondern selbst in den neuern Zeiten, wurde Oesterreich vielemahl von den Begebenheiten bis an den Rand des Abgrundes geschleudert. So unter Friedrich IV., ferner seit dem Tode Ferdinands I, ebenfalls unter Ferdinand II und III, Leopold I, war die Existenz Oesterreichs bedroht; Karl VI. verlor bedeutende Länder, selbst Königreiche, Maria Theresia stand an dem Puncte, alle Besitzungen ihres Hauses einzubüssen; noch bedeutender waren die Verluste, die ihr Enkel erlitt, und bevor dessen Enkel den Thron bestieg, glaubten Viele selbst Nicht-Rationalisten, dass die Existenz Oesterreichs von einer Schlacht abhängen.

Andererseits darf man schon auf Grund des Gesagten behaupten, dass in der Geschichte kein Beispiel einer lebens-

lismus huldigen, die Launen eines Luther für beachtungswerth halten, ist es freilich auffallend. Allein, jemehr protestantische Denker die Früchte der Verneinung, der Autorität und die Folgen der Unabhängigkeit des Individuums, so wie des Staates von der Kirche erkennen, und die Gründe, warum protestantische Mächte im Verfall, begriffen sind, einsehen werden, desto sicherer wird sich die Uebereinstimmung zwischen den Protestanten und den Katholiken, auf dem Gebiete der neuen Geschichte einfinden. Uebrigens wird der Widerspruch der Protestanten, weder den definitiven Untergang rationalistischer Mächte, der unwiderruflich erfolgen muss, aufzuhalten, noch die Geschichte dieses Factum einzuschreiben, zu hindern vermögen.

fähigern Macht als Oesterreich vorkommt, sobald es solche Gefahren zu überleben vermochte. Wirklich sieht man neben den schweren Prüfungen, denen der Himmel die österreichische Macht unterwirft, den göttlichen Segen sehr deutlich, denn mit Friedrich IV. fängt das Wachsthum Oesterreichs zu einer Grossmacht an; der Verfall Oesterreichs seit Ferdinand I. ist ein Anlass für Ferdinand II, sein Haus zu ordnen, eine der Hauptkronen für erblich zu erklären; die Niederlagen und die Ohnmacht Ferdinands III. sicherten die kaiserliche Krone seinem unmündigen Sohne, und dessen Niederlagen in Ungarn, leiteten eben zur Erblichkeit seines Hauses in diesem Hauptlande Oesterreichs; die Tochter Carls VI. erweist die Macht selbst eines isolirten Oesterreichs, und im Angesichte des neuen Feindes söhnt sich die Königin mit dem alten Feinde, mit Frankreich aus, wodurch Friedrich II. zur Allianz mit Russland gezwungen wird, unter deren Last bis nun seine Nachfolger seufzen; der Enkel Maria Theresiens findet in seinen Bedrängnissen das Geheimniss eines österreichischen Erbkaiserthums und der gegenwärtige Glanz der österreichischen Grossmacht, welcher auf Fremde und Einheimische schon seit Jahren, und dennoch überraschend wirkt, begann im Asyl von Ollmütz.

Demnach wäre es schwer genau zu bestimmen, ob Oesterreich mehr durch Siege oder durch Niederlagen, durch die Prüfung oder durch den Segen Gottes glänzte, denn so oft es zu Boden geworfen, die Erde berührt, erhebt es sich wie Antaeus mit einer neuen Riesenkraft wieder. In gewöhnlichen Lagen ist sein Fortschritt kaum bemerkbar, Oesterreich wird schwerfällig, zur Apathie geneigt und scheint nach Gefahren, wenigstens nach grossen Gelegenheiten zu seufzen, damit sie es zum Aufschwung beflügeln, seine unbemerkte Machtentwicklung anschaulich machen. Auf jeden Fall ein eigenthümliches, merkwürdiges Land, gleichsam ein Land der Geheimnisse, des fleissigsten Studiums würdig. Ich versuche

diess Studium, vor allen die Erkenntniss der Zustände Oesterreichs, im XVII. Jahrhunderte, zu erleichtern.

18. (Das Wesen und die Sendung Oesterreichs).

Oesterreich ist ein Complex von Königreichen und Völkern, welche den Orient von Europa in der Nähe Asiens bewohnen, allein nicht den Principien des Orientes huldigen, sondern den römischen, kanonischen und germanischen Rechtsansichten und Ideen folgen, daher kein orientalisches Reich, sondern wie es der Name andeutet, ein orientisches Reich, ein Ostreich ausmachen, und zugleich ist Oesterreich, was sein Rangtitel besagt, ein Kaiserthum.

Nun ist das Kaiserthum der höchste und einfachste Ausdruck der abendländischen, auf dem Spiritualismus beruhenden Gesittung, eine consequente, historisch und juristisch, zwanglos entwickelte Folge der erhabensten Idee des grössten abendländischen Volkes, der Römer, nämlich der *Majestas populi romani*, welche sich in den Caesaren personificirte; die Sendung, zu der sich Alt-Rom bekannte, alle Römer ohne Unterschied und selbst alle Völker der Erde der römischen Majestät zu unterwerfen ¹⁾, überging hiemit auf die Kaiser, als Innhaber der Majestät.

Durch diese wichtige Reform, wurde die Aufgabe des Römerthums erleichtert. Denn während das frühere complicirte, aus dem Argwohn und Misstrauen gegen den Menschen und die Staatsgewalt hervorgegangene, mühsam ponde-

¹⁾ Jedes in den Verband des römischen Reiches aufgenommene Volk, musste der Formel: *Majestatem populi romani comiter servato* gemäss, sich der römischen Majestät, der Allgemeinheit, der Katholicität unterwerfen. Jeder schismatische Act eines römischen Bürgers, wurde als Majestätsverbrechen (*crimen minutae* oder *laesae Majestatis*) gestraft. Das Nähere über die Ethymologie des Ausdrucks, seine Bedeutung im römischen Staats- und Völkerrecht und die entschiedene Neigung der Majestas zur Monarchie, zu sehen im II. Th. der Uibersicht oesterr. Geschichte.

rirte Staatsregiment schwerfällig geworden, durch die Partheien, welche den Glauben und die Autorität, durch die blosse Macht zu ersetzen trachteten, in seiner legalen Wirksamkeit gefesselt, seinem Berufe nicht mehr entsprach, gehorchte jetzt die, durchs Kaiserthum gleichsam wieder geborne, römische Welt ¹⁾ der einfachsten und kräftigsten Regierungsform, der monarchischen, einem lebendigen mit Gewissen und Gefühlen begabten Gesetze ²⁾.

Gott segnete das von seiner Allmacht seit Jahrhunderten eingeleitete Kaiserthum, sendete ihm die verjüngte Kirche aus Jerusalem entgegen; noch früher wurden die Germanen gegen die Grenzen des römischen Reiches abgeschickt. Beide Elemente, das katholische, die Grundlage und Quelle einer unversiegbaren geistigen Kraft, und das germanische, welches auf reinen Sitten, freiwilligem Gehorsam gegen die Obrigkeit und jugendlichen Thatkraft beruhete, führten dem durch den Verfall des Glaubens und den abnehmenden Thatendrang gefährdeten Römerthum Hilfe zu, um das grosse römische Werk, die Vereinigung der Völker, die Katholicität fortzusetzen. Das Mitwirken der drei Elemente, war durch ihre Regierungsform erleichtert, da an der Spitze des christlichen und germanischen ebenfalls mächtige Personificationen, der Papst und der Vorsteher des Volkes, oder Führer des Gefolges standen, zwei andere Monarchien, die geistliche und die königliche vorstellten.

Durch das Erscheinen dreier Monarchien in derselben Epoche, wurde auch die Sendung des Kaiserthums näher bestimmt, denn die Kirche erschien mit den Lehren Gottes und seinen Vollmachten und suchte den weltlichen Schutz der Kaiser, der Herren der Welt, und verlieh ihnen, da das Kaiserthum vom Jesu anerkannt wurde, eine höhere Weihe. Die germanischen, im hohen Grade bildungsfähigen, für

¹⁾ Ueber den Verfall des römischen Staates und Reiches durch die Bürgerkriege, zu sehen im II. Theil der Uebersicht oesterr. Geschichte.

²⁾ *Rex est viva lex.*

den Krieg wie für den Ruhm begeisterten Völker, kamen an, um Wohnsitze und Belehrung beim Kaiserthum zu finden, die römischen Grenzen gegen wilde, nur nach Raub und Verwüstung dürstenden Horden zu vertheidigen. Schon zu Folge der Natur des Geistigen und Körperlichen, stellte sich die Kirche über den Kaiser. Die Führer der Germanen, gleichsam Commandanten germanischer Legionen, unterordneten sich dem Kaiserthum, und traten häufig in seine Dienste; selbst wenn sie über seine Beamten zu klagen hatten, fielen sie nicht voreilig vom Kaiserthume ab und oft betrogen, waren sie Verräther nie, selbst jede Kriegslist hielten sie nicht für erlaubt und ehrenhaft. Endlich erkannten selbst die Kaiser mit Hilfe der Lagen, in welche sie die Vorsehung versetzte, ihre Pflichten, unterwarfen sich der Kirche, unterhandelten mit den Germanen und stützten sich auf die Thatkraft derselben, um das durch Indolenz der Römer zerfallende Kaiserreich zusammenzuhalten, die entartete römische Bevölkerung durch primitive Sitten der Germanen zu erfrischen. Freilich kam zum vollständigen Bewusstsein dieser Pflicht erst Theodos des Grosse, daher verfiel das weströmische Reich.

Nach dieser Catastrophe sah sich die Kirche genöthigt, das Regiment der Menschheit, auch in weltlicher Hinsicht zu übernehmen. Vom oströmischen Kaiserthum waren die Päpste, mit wenigen Ausnahmen, in der Erfüllung der schweren Pflicht stets gehindert und sogar systematisch verfolgt. Erst Carl der Grosse wirkte wahrhaft kaiserlich, beschützte die Kirche und die Menschheit und wurde vom Papste zum Kaiser erhoben. Sein würdigster Nachfolger Otto der Grosse, diente treu der Kirche, belehrte die Könige und Fürsten über ihre Pflichten; offenbar besteht hierin die Sendung des Kaiserthums, sobald es wieder aufblühete und das römisch-deutsche Reich mit einem besonderen Glanz umgab. Auch Oesterreich als Kaiserthum, hat dieselben Pflichten.

Ausserden ist Austria, Oesterreich eine orientische Monarchie ¹⁾ und hat als solche eine eigene Sendung, auch die letztere wird aus Wirkungen, welche das Gedeihen, oder

-
- ¹⁾ Orientische Monarchien nenne ich jene, die im europäischen Osten, oder Oriente geboren, nicht in den Grundsätzen des nachbarlichen Orientalismus, wohl aber im entgegengesetzten, im occidentalischen System, folglich von der allein seligmachenden Kirche erzogen wurden, römische und germanische Ideen und Institutionen wenigstens zum Theile annahmen z. B. Polen, Ungarn; diese Benennung habe ich dem Kaiser Max I. entlehnt. Dass der Name „orientische Monarchien, Staaten“, durch den viel gebräuchlichern „christliche Staaten des Orients oder Ostens“ keineswegs ersetzt werden kann, ist es einleuchtend; denn im Oriente gibt es auch Völker, welche der orientalischen Kirche, selbst orientalischen z. B. tatarischen Institutionen folgen oder sogar, wie es Russland thut, die geistliche und weltliche Gewalt zum offenbaren Nachtheil der ersten confundiren, demnach sich von den orientischen Monarchien wesentlich unterscheiden. Am Anfange des XVI. Jahrhunderts, war die wahre Bedeutung des orientalischen Schisma der Kirche allein, nicht aber auch der Welt bekannt und als Max I. aus Anlass der wachsenden Macht Russlands, das Schisma in dessen Einflüssen auf Staat und Volk eigens durch Gesandte prüfen liess, verfiel man aus Hoffnung einer baldigen Bekehrung der Griechen, Russen etc. zur wahren Kirche und aus Furcht vor den Türken, in Irrthum und wollte einen wesentlichen Unterschied zwischen dem griechischen und dem türkischen Schisma vorfinden, bis man endlich durch die Comentare, welche die Regierung Peters I, Katharinens II etc. darbothen, eines Bessern über das Wesen und den Geist der orientalischen Ketzerei belehrt wurde. Gegenwärtig könnte man, ohne gegen die Begriffe zu verstossen, Russland und Oesterreich, obgleich beide im Osten liegen und christlich sind, mit demselben Namen nicht bezeichnen. Weil die Diplomatie selbst neuerer Zeiten, ohne Rücksicht auf die Genauigkeit wissenschaftlicher, der Geschichte entnommenen Begriffe, einen Unterschied zwischen dem griechisch-russischen und dem türkischen zum Nachtheile dieses letztern aufstellte, führte sie zur Verwicklung der orientalischen Frage und sieht sich gezwungen ihr eigenes Confusionswerk zu entwirren.

den Verfall orientischer Staaten fördern, erkannt. Den Bau des Organismus, den man Austria (deutsch Austrasien oder Oesterreich) nennt, begannen die Caesaren noch vor dem

Anders pflegte die Kirche zu verfahren. Obgleich sie ein Muster der Unpartheilichkeit ist, für die ganze Menschheit bethet und wirkt, fand sie sich dennoch bewogen den Unterschied zwischen der orientalischen und occidentalischen Gesittung zu beachten, das christliche Abendland der Autorität des morgenländischen Kaiserthums, obschon es sich christlich nannte, zu entziehen, das Kaiserthum im Westen zu renoviren, und vielemahl die Ahendländer unter die Waffen gegen die Orientalen zu rufen. Selbst der Allwissende hat jenen Unterschied angedeutet; nachdem die abendländische Majestas Kaiserthum geworden, dem Herrn den Weg angebahnt hatte, liess Gott den Hauptsitz seiner Kirche aus Jerusalem nach Rom, folglich ins Abendland verlegen.

Wenn man den sittlichen Unterschied zwischen dem Oriente und dem Occidente, gleichwie zwischen dem Orientalischen und dem Orientischen nicht scharf bezeichnet, so wäre eine wissenschaftliche österreichische Geschichte unmöglich. Oesterreich ist wohl im europäischen Oriente gelegen, allein orientalisch ist es nicht, denn es hatte eben mit dem Orientalismus immer zu kämpfen, und setzt diesen verdienstvollen Kampf fort. Ueberhaupt glänzte Oesterreich, erhob sich von schweren Niederlagen, errang bedeutende Siege, alleinig durch die Kämpfe für die Majestätsidee und für die orientische, oder austrasische, welche desswegen Idee des Hauses Oesterreich oft genannt wird. Um aber diese beiden Grundideen der österreichischen Geschichte genau aufzufassen, erscheint eine feste, sichere Ansicht über das Wesen der abendländischen Gesittung, über ihren Hauptfeind, den Orientalismus und über die Mittel ihm zu begegnen, die wahre Gesittung auch im Oriente auszubreiten, durchaus nothwendig. Die geringste Verwechslung des orientischen Wesens mit dem orientalischen, gereicht zum grössten Nachtheil für die Geschichte Oesterreichs; desswegen hat dieser rein-historische, nicht gewaltsam mittelst Eroberungen gebildete, aus seinem Innern und aus den verwandten (grössten Theils orientischen) Elemente, die er an sich gezogen, emporgewachsene Staat, keine philosophische, nicht einmahl eines bescheidenen Namens würdige Geschichte in der Litteratur aufzuweisen.

Auftreten der Kirche; sie hatten die Absicht, ein Bollwerk gegen die alten Feinde der abendländischen Gesittung, gegen die Orientalen aufzuführen, welche aus Mangel an Flotten über Ost-Europa in den Westen eindringen, die Donau und den Rhein, die bisherigen Grenzen des römischen Reiches überschreiten konnten und oft wirklich überschritten, dasselbe durch römische Cultur unter den Barbaren zu beleben, überhaupt die letztern zum Römerthum zu bekehren, um sie gegen den Orient und auch gegen die Entartung der Römer zu verwenden. Schon Julius Caesar, beschloss ein solches Bollwerk zum Schutze des Abendlandes und zur Kräftigung Roms, am Rhein und an der Donau, zu Stande zu bringen, seine Nachfolger Octavian, Tiberius, Mark Aurel, Trajan etc. scheueten kein Opfer, um diess auszuführen.

Nur zum Theile ist es den Kaisern gelungen, die austrasischen Länder am Rhein und die österreichischen an der Donau zu colonisiren; die römischen Vertheidigungsanstalten vermochten nicht dem gewaltigen Andrang der Völkerwanderung zu widerstehen, die Barbaren gingen über die Trümmer des römischen Oesterreichs nach Italien und dem Westen, und verursachten den Untergang des weströmischen Reiches.

Unter den Eroberern des abendländischen Reiches, zeichneten sich die Franken, das einzige katholische Volk unter den germanischen aus, sie wohnten am Rhein, nahmen ganz Gallien ein und kämpften stets mit ketzerischen und mit den heidnisch gebliebenen Germanen. Die geringe Zahl der fränkischen Eroberer, stand nicht im Verhältniss zu jener der besiegten Romanen, wodurch das germanische Element, in der Entfernung von der Heimath und von Germanien, im Südwesten Galliens oder in Neustrien leiden musste, römischen Ansichten und Sitten und der Entartung ausgesetzt wurde, hingegen blühte es im Nordosten, in Austrasien, wo es von den nachbahrlichen Germanen, stets erfrischt war. In Folge dieses Gegensatzes zweier Theile des Frankenreiches, stellte sich ein Kampf zwischen dem romanisirten, entarteten Neustrien und dem der ursprünglichen Sitte

treuen Austrasien ein, und da dieses auch mit den heidnischen Germanen in stette Kämpfe gerieth, so waren die Austrasier vorzüglich unter den frommen und staatsweisen, kirchliche Rathschläge befolgenden Carolingern, in eine der Stellung der Römer äusserst analoge Lage versetzt; sie hatten den Westen zu beschützen, die germanischen Barbaren zu besiegen, mit Hilfe der Kirche zu bekehren. Die Eroberungen Carls des Grossen, erstreckten sich in Germanien bis an die Donau, ins ehemalige römische Oesterreich, welches von den Avarn, einem orientalischen, mit den Byzantinern gegen die Franken, verbündeten Volke, theils besetzt, theils ihren Einfällen preisgegeben wurde. Der König, bald darauf Kaiser, baute das römische Bollwerk an der Donau wieder auf, colonisirte und organisirte es als die Ostmark, (Ostreich). Nachdem auch dieses fränkische Oesterreich, durch das Vordringen der Maggyaren, eines andern aus dem Orient angekommenen Volkes, in Verfall gerathen war, wurde es vom Otto I. renovirt, dem Berufe, das Westreich gegen die Orientalen zu beschützen, die Barbaren zu bekehren, wieder gegeben.

Es ist dieselbe, allen Völkern gemeinschaftliche, katholische Pflicht, nur ist sie speciel Oesterreich empfohlen, damit es, als Sohn des Kaiserthums, dieser Sendung folge. Auch in den späteren Zeiten, hatte Oesterreich, schon gross geworden, dieselbe Pflicht der ursprünglichen Ostmark. Weil sich Oesterreich seines Ursprungs aus dem Kampfe des Abendlandes mit dem Oriente bewusst, stets als ein staatlicher Gegensatz zum Orientalismus auftrat und die Ideen der asiatischen Nachbarschaft bekämpfte, erwuchs es zu einer Grossmacht, es wurde belohnt, seine Pflichten erfüllt zu haben.

Uebrigens kann man aus der physischen Beschaffenheit der österreichischen Länder ersehen, dass sie theils eine geographische Verbindung, theils eine bewaffnete Scheidewand zwischen den orientalischen und abendländischen Staaten bilden, wodurch sich Oesterreich zur Vermittlung zwischen beiden Theilen der moralischen Welt vorzüglich eignet. Da

die Menschheit zur Einheit von Gott bestimmt ist und einmahl alle Völker und Stämme sich um ihre gemeinsame Mutter, um die Kirche versammeln werden, so ersieht man die hohe Stellung Oesterreichs bei der Lösung dieser wichtigsten Aufgabe für die Kirche und die Menschheit.

Offenbar hat es die Sendung, die seit der Erbsünde feindseligen Brüder, welche einander am schroffsten gegenüber stehen, die Orientalen und die Occidentalen zu vereinigen, demnach den Spiritualismus der letztern zu beschützen, den Materialismus der erstern zu bekämpfen. Obgleich auch dieser Beruf allen christlichen Staaten, selbst jenen, welche nicht im Oriente Europas wohnen, obliegt, ist er dennoch für Oesterreich am praegnantesten schon durch seine Lage, an der Grenze beider Gesittungen und feindseliger Systeme, an der grossen Strasse zwischen Europa und Asien, ausgedrückt, was übrigens der erhabene Titel eines apostolischen Königreichs sinnvoll besagt und seinem Träger den Beruf, den Orient moralisch zu erobern und zu bekehren, anschaulich macht.

19. (Definition Oesterreichs).

Man kann demnach Oesterreich als eine kaiserliche und orientische Monarchie definiren, welche berufen ist, der Kirche zu dienen, Könige und Fürsten zum Schutze der Menschheit zu leiten, das Abendland zu schirmen, den Orientalismus zu bekämpfen, die Ostvölker und sogar die Orientalen zur römisch-germanisch-katolischen, zur abendländischen Gesittung zu bekehren.

Diese Definition Oesterreichs ist keineswegs hinreichend, um Oesterreich, da es sich von allen übrigen Mächten unterscheidet, und nur mit der kirchlichen einige Analogien darbietet, deutlich zu erkennen, seine Zustände im XVII. Jahrhunderte und seit dem, richtig zu beurtheilen. Um den einerseits künstlichen und zusammengesetzten, andererseits natürlichen und einfachen Organismus Oesterreichs gehörig aufzufassen, und ebenfalls einzusehen, wie und warum, er aus dem unbedeutenden Ländchen an der Enns, und

an der Donau, nach und nach, ohne Gewaltsamkeit, sogar ohne Eroberung zu einer Grossmacht und zu einem Kaiserthume emporwuchs; um ferner zu wissen, wo er die Kraft schöpfte, um andere orientische Monarchien, Böhmen, Ungarn, Polen zu übertreffen, jedes von diesen Königreichen (die man ein misslungenes Oesterreich nennen könnte) zu ersetzen, und gänzlich oder zum Theile an sich zu ziehen; um endlich zu begreifen, wie es geschehen, dass das Haus Oesterreich auch alle übrigen kaiserlichen Häuser übertroffen, das Kaiserthum nicht untergehen liess, die Kirche und die Menschheit mächtig selbst imitten eigener Niederlagen beschützte, um diesen Staat, sage ich, zu erkennen, müsste man seiner Geschichte seit den alten Zeiten, in denen er gleichsam im Keime, in einer Idee lag, bis zu den neuesten folgen. Denn diess ist die Bedingung einer richtigen Auffassung auch des einfachsten Rechtsbegriffes, folglich ist dieses Erkennungsmittel desto mehr nothwendig, wenn es sich um eine so wichtige, bestimmt eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der moralischen Welt handelt.

20. (Aufgabe seiner Geschichte).

Die österreichische Geschichte, hat den Beruf zu erklären, wie und warum es geschehen, dass Oesterreich diess geworden, was es ist. Sein sichtbarer Anfang erscheint in der Geschichte der Römer, welche ihre abendländische Cultur in den heutigen österreichischen Ländern einführten, vor Allem verfuhrten hierin die Caesaren nach einem festen, systematischen Plan. Diess ist aber nicht der wahre Ursprung Oesterreichs, denn die Herren des Abendlandes handelten nicht ohne Motive, sie mussten die Nothwendigkeit diesen Organismus aufzuführen, eingesehen haben; demnach wären diese Motive, die Nothwendigkeit eines Oesterreichs für das West-Reich der eigentliche Ursprung des erstern. Nun muss auch das West-Reich, welches vor Oesterreich erschaffen wurde, einen Grund seines Daseins gehabt haben, ebenfalls nothwendig gewesen sein; folglich soll man nach dem Ur-

sprung dieses West-Reichs, gleichsam des Vaters Oesterreichs forschen. Offenbar lag jedes früher in einer Idee, als einem Keime, durch dessen Entwicklung ein West- und ein Ost-Reich sich gebildet haben. Diesen beiden Ideen, der abendländischen und der österreichischen, müsste man seit ihrer ersten Aeusserung bis zu ihrer vollständigen Verkörperung folgen, um genau zu erkennen, was ein West- und ein Ost-Reich ist. Sie sind nicht einander entgegengesetzt, sie bilden einen Gegensatz zu den, auf der Verneinung beider Ideen aufgebauten orientalischen Reichen, vielmehr sind beide correlative, mit einander innig zusammenhängende, einander erklärende Begriffe, und keiner von ihnen wäre ohne dem andern verständlich, ein Ost-Reich ohne ein West-Reich hätte keinen Sinn.

Uebrigens ist der österreichische Staat eine orientische und kaiserliche Monarchie, folglich ein Ost- und zugleich ein West-Reich, das erste nach seiner äussern oder geographischen Lage, das zweite in Folge seines innersten Wesens und historischer Stellung, welcher er das Kaiserthum zu verdanken hat. Offenbar liegen ihm beide Ideen, die, welche zur Bildung eines West-Reichs, und jene, welche zur Bildung eines Ost-Reichs führten, zu Grunde, demnach hat die österreichische Geschichte der Entwicklung beider zu folgen.

21. (Ihre Verbindung mit der kaiserlichen Geschichte.)

Die principiel erkennbare Verbindung zwischen der österreichischen und der abendländischen Geschichte, wird durch die Begebenheiten bestätigt, und noch bevor Oesterreich ein abendländisches Kaiserthum geworden, ist die Trennung der Geschichte des ersten von jener des zweiten in keiner Epoche wissenschaftlich möglich. In der alten Welt gab es weder ein Kaiserthum, ein vollständiges abendländisches oder West-Reich, noch ein Oesterreich, bloss der Anfang beider Organismen, die man darauf Kaiserthum und Oesterreich nannte, ist in jener Epoche zu suchen.

Die älteste (wenn man von dem göttlichen Messianismus abstrahirt) abendländische Idee, und, da die spiritualistische Gesittung der Menschheit zur Einheit verhilft, die älteste katholische Idee, war die griechische Hegemonie, ein Princip der Vereinigung griechischer Völker unter einem Principat, ein Gegensatz zum Orientalismus, welcher den Vertilgungskrieg und die Unterjochung der Völker predigte; die grossentheils unvollständige Durchführung der Hegemonie, war der erste abendländische Staat, der erste Versuch eines West-Reichs, dem die Pelasger, Väter der Griechen, vorgearbeitet haben. An die Bildung eines Ost-Reichs dachten die Griechen nicht, sie wussten nicht einmal, dass ihre Colonien in Asien und Afrika, dem Wesen nach eine Art von Austria waren.

Macedonien hat die griechische Hegemonie tief sinnig aufgefasst und kräftig durchgeführt; durch diese Gründung eines mächtigen abendländischen Staates, eignete es sich besonders zum hohen Einfluss auf die Menschheit. Seit Alexander, der schon die Sendung der Griechen im Oriente erkannte, übernahm Macedonien die Rolle, welche in der christlichen Epoche dem Kaiserthum und Oesterreich zusteht, und von den Kaisern aus dem Hause Oesterreich gewöhnlich nicht ausser Acht gelassen wurde; die Macedonier beschützten Griechenland, das Vaterland ihrer Kirche und Gesittung gegen die Demagogen, die Revolution und zugleich gegen die orientalischen Perser, welche Alexander zur griechischen Humanität zu bekehren, sein Reich im Osten auszubreiten beabsichtigte. Obgleich er von hohen politischen Instinkten geleitet, schon im Grossen katholisirte, verfehlte er dennoch die Mittel zu seinen katholischen Zwecken; es ist ihm nicht gelungen, wie den Franken, welche gegen Ende des VIII. Jahrhunderts Ost-Frankenreich gründeten, ein Ost-Griechenland in Asien, ein anderes Macedonien, ein weiteres griechisches Ostreich zu organisiren, im Gegentheil wurden bald die Griechen und Macedonier zu Orientalen. Mit dem Tode Alexanders ging auch sein System zu Grunde.

Was Alexander, also ein Individuum wünschte, darnach strebte ein ganzes Volk, das römische, richtig *peuple-roi*, (Volk-König) genannt. Die höchste sociale und politische Combination der Römer war nicht mehr die Hegemonie, sondern eine viel strengere Pflicht, jene gegen die Majestäts-idee, deren Durchführung im Inneren zum Kaiserthum, im Aeusseren zur Weltherrschaft, zur Katholicität und nicht blos zur Vereinigung des griechisch-macedonischen Reiches mit den Orientalen führte.

Dennoch erfassten selbst die Römer die Urheber des Kaiserthums und der Katholicität, den Organismus, welchen wir Oesterreich nennen, nicht, sie colonisirten die Länder des heutigen Oesterreichs mechanisch und planlos, je nach der Stellung und Beschaffenheit der Barbaren, um deren Angriffe und das Eindringen ins römische Gebieth zu vereiteln. Erst in der Zeit zwischen der alten und der neuen, der christlichen Epoche, tritt das Kaiserthum als eine ungeheure, mit den Ideen der alten unvereinbaren Revolution auf und bahnt den Weg der neuen Geschichte an, welche der Sohn Gottes mit der Verjüngung der Menschheit eröffnet. Schon der erste Träger der obersten weltlichen Gewalt, obgleich sie noch nicht die kaiserliche hiess, Caesar, Adoptivvater Octavians, beschliesst einen stattlich-militärischen Organismus, am Rhein und zugleich an der Donau aufzuführen und war sich der Absicht, ein Oesterreich, d. h. ein Bollwerk gegen den Orient zu gründen, bildungsfähige Barbaren, damit sie das Abendland schützen, zur Cultur zu bekehren, deutlich bewusst, und legte wirklich den Grundstein zu diesem Werk. Seine Nachfolger, die Caesarn, setzten die Versuche eines solchen Baues fort. Obgleich sie nur einen Theil der heutigen österreichischen Länder für die abendländische Gesittung zu erobern vermochten, und bloss eine baufällige Organisation zu Stande brachten, welche wirklich durch die Völkerwanderung zu Grunde ging, worauf auch der Sturz des abendländischen Kaiserthums erfolgte, so ist dennoch für die Erkenntniss Oesterreichs und zugleich des Kaiser-

thums, das Gesetz, dem beide folgten, höchst wichtig und schon an und für sich merkwürdig.

In der That haben die austrasischen Karolinger die man als die germanischen Nachfolger der Caesaren ansehen kann, jenen Bau besser aufgeführt, ein Ostreich zum Frankenreich, nämlich die *Francia orientalis* d. h. Deutschland gegründet, und wirkten überhaupt kaiserlich. Nicht nur über den Rhein, selbst über die Donau ging Karl der Grosse, legte wahrhaft den Grundstein zum heutigen Oesterreich, worauf die Kirche schon vermochte, das abendländische Kaiserthum zu renoviren.

Wiederumschwankt des Kaiserthum, ebenfalls seine Schöpfung, Oesterreich, geht beinahe zu Grunde. Allein der Restaurator des Kaiserthums, Otto der Grosse, ist ebenfalls ein Restaurator Oesterreichs und zwar eines schon lebensfähigen.

Wirklich nahm es seit dieser Zeit immer zu, und wurde endlich zu einer Grossmacht und zum Kaiserthum. Wir werden sehen, dass Oesterreich mit der Kirche am meisten zur Rettung der kaiserlichen Würde beitrug. Demnach ist die Geschichte Oesterreichs, von der Geschichte des Kaiserthums untrennbar. Seit Caesar das Kaiserthum und Oesterreich, was niemand von ihm begriffen, zu gründen beschloss, in seinem mächtigen Geist verband, entwickelten sich seine beiden Schöpfungen nebeneinander, unterstützten sich wechselseitig und wurden endlich, da sie dieselbe Sendung haben, auch in der Wirklichkeit verbunden.

22. (Ihr welthistorischer Charakter.)

Die Geschichte eines so vielseitig wirkenden, zum Schutze der Kirche und der Menschheit doppelt berufenen Reiches, ist offenbar welthistorisch und so oft man sie von der allgemeinen trennen, in den österreichischen Ländern localisiren wollte, hat man sie dadurch alsogleich entstellt und materialisirt; denn ihre Begebenheiten, gleichwie jene der Weltgeschichte, lassen sich isolirt, nach ihrem wahren Geist nicht auffassen, und werden sogar unverständlich. Nur in

Entgegenstellung der Weltgeschichte, wird das Verständniss Oesterreichs möglich.

Da die Erklärung der österreichischen Geschichte durch die Weltgeschichte ¹⁾, die Grenzen der vorliegenden Betrachtungen überschreitet, so möge es hier genügen, die Hauptmomente der österreichischen Geschichte hervorzuheben, um die Lebens Elemente Oesterreichs, seine Stellung zu den, vorzüglich seit dem westphälischen Frieden, entstandenen Gefahren zu beleuchten.

23. (Kürzester Inhalt der österreichischen und der Weltgeschichte.)

Wenn man von der Geschichte des stets verneinenden Orientalismus abstrahirt, in ihr bloss den Schatten zur Beleuchtung der Entwicklung der Menschheit im Westen und im Osten sucht, so erscheinen als die Hauptbegebenheiten der allgemeinen Geschichte, die Ereignisse, welche bezüglich der Zustände in den West- und Ostreichen und bezüglich ihrer Verhältnisse zu einander die grösste Wichtigkeit darbieten, mit andern Worten, die Zustände, erstens des Kaiserthums, zweitens der orientischen und westlichen Monarchien, und drittens ihrer Stellung zu ihm, dadurch auch zur Kirche und zu einander. Seit Oesterreich den höchsten Ausdruck der Westreiche, die kaiserliche Würde an sich gebracht, alle orientischen Monarchien, wie Böhmen, Ungarn etc. ersetzt, oder wie Polen an Organisation übertroffen hatte, seit dem Wirken Kaiser Karls V. und seines Bruders Ferdinand I. ist die Weltgeschichte noch einfacher geworden, denn sie dreht sich um das Verhältniss des ultramontanen, kaiserlich-österreichischen Hauses mit dem Westen und dem Osten; dieses Verhältniss war stets das eigentliche Weltverhältniss, von ihm hing die Weltlage ab, alle übrigen Zustände hatten nur eine örtliche oder nationale Bedeutung.

¹⁾ Das Nähere hierüber in der Vertheidigung der vom Verfasser befolgten Methode.

Dieses Verhältniss war keineswegs der Kirche und der Menschheit günstig, denn stets wurde das Haus Oesterreich in seiner orientischen Hausmacht, in seinen westlichen Besitzungen, in den Attributen der kaiserlichen Würde und in der ultramontanen Gesinnung, nicht nur vom Orientalismus, sondern auch von abendländischen und orientischen Monarchien, (Spanien und Polen ausgenommen, die von den Feinden Oesterreichs ebenfalls zu leiden hatten) heftig angegriffen. Da das spanisch-österreichische Haus, seit dem Tode Philipps II. zu sinken begann, so kann man die kaiserliche Linie als die Einheit der Weltgeschichte ansehen, und, erstens das Kaiserthum, welches in Folge seiner Sendung ultramontanisch sein soll, zweitens die orientische Hausmacht, den eigentlich oesterreichischen Staat, und drittens die Beziehungen des Kaisers und seiner Hausmacht vor Allem zu den westlichen Staaten und insbesondere zu den Hauptländern, zu Frankreich, zum h. Reich und Italien, als die Lebenselemente Oesterreichs betrachten. Von den Zuständen dieses dreifachen Verhältnisses, hing auch die Lage Oesterreichs, seine Stellung zu den Gefahren, vor und seit der heiligen Ligue, unter Leopold I. ab. Zum Verständniss der Geschichte der h. Ligue und Leopolds I. ist demnach die Erklärung der drei Ideen, die jenen Verhältnissen zu Grunde lagen, unumgänglich nothwendig; es sind, die Majestätsidee, die orientische Idee (gewöhnlich die österreichische, oder die Idee des Hauses Oesterreichs genannt) und nachdem die Habsburger, als Träger und Vertheidiger beider, vorzüglich seit Max I. aufgetreten waren, der principiele und factische Antagonismus zwischen den Hauptmächten des Abendlandes mit den genannten Ideen und mit dem Hause Oesterreich. Auf diese drei Hauptmomente muss man die ganze Geschichte der h. Ligue und Leopolds I. zurückführen, um der Confusion zu entgehen; alle Bestrebungen des h. Bündnisses und des Kaisers hatten Combinationen, hinsichtlich des genannten dreifachen Verhältnisses, zum Hauptziel ¹⁾.

¹⁾ Das über Oesterreich eben Gesagte, erfordert Erklärung und Beweise. Auch die Begebenheiten und Zustände,

24. (Lage *a.* des Kaiserthums während der Gefahren.)

Das Kaiserthum war seit den Conflicten mit der Kirche, im XI., XII. und XIII. Jahrhunderte, in den äussersten Verfall gerathen, stellte bloss eine Bürde ohne alle Macht vor, und dennoch wurde es von Einheimischen und Fremden bekämpft, wodurch auch die Kirche und die Menschheit, da ein kräftiges weltliches Oberhaupt fehlte, leiden mussten, und je inniger sich das Kaiserthum, um die verlorene Autörität zu erlangen, an die Kirche anschloss, desto mehr wurde es von den siegreichen Gegnern der Kirche angefeindet.

welche ich zur richtigen Auffassung der Geschichte der h. Ligue und Leopolds I. den ältern Epochen Oesterreichs zu entlehnen habe, bedürfen einer näheren Erläuterung. Da ich mich auf kein Werk, welches die gesammte österreichische Geschichte übersichtlich darstellt, berufen kann, so wage ich einen Versuch, um wenigstens im Allgemeinen und gedrängt die Hauptmomente unserer Geschichte bis zur Leopoldinischen Epoche darzustellen, also eine Vorgeschichte der hl. Ligue, die Uebersicht der älteren Geschichte Oesterreichs, bezüglich seiner Stellung zur Kirche, zum Staat und zum Staatensystem zu geben. Ich verfare ungefähr nach dem folgenden Plane:

Im I. Theile der Uebersicht österreichischer Geschichte, will ich hervorheben, dass der Allwissende die zwei gefährlichsten Feinde der Menschheit, die antispiritualistischen Orientalen und die rationalistischen Verneiner der abendländischen Gesittung, welche demnach zum Materialismus, zur Revolution geneigt sind, trennte, und wohl ungebildete, aber sittlich primitive Völker, gleichsam Mittelvölker (oft Barbaren genannt) zwischen beiden Feinden wohnen, oder herumziehen, wandern liess, damit sie den materialistischen Orient fliehen, den occidentalischen Spiritualismus kennen und die Revolution hassen lernen, denn gegen die Entartung und Sittenlosigkeit, welche die völlige Reife der Abendländer hindern, sind sie durch Einfachheit der Lebensart und Primitivität geschützt. Durch eine solche Trennung der Menschheit und durch die Kämpfe des Abendlandes mit dem Morgenlande, entwickelte sich das erstere, da es spiritualistischen Grundsätzen folgte, und so begann einerseits die ahendländische Gesittung, vor Allem (mit Ausnahme der Juden,

25. (b. Oesterreichs.)

Die Organisirung Oesterreichs, welche den Römern misslang, von Carl wieder vorgenommen, neuerdings scheiterte und seit Otto dem Grossen wieder begonnen, durch die Ver-

welche Gott selbst leitete, und die weder einen occidentalischen, noch einen orientalischen Staat im wahren Sinne des Wortes, sondern hauptsächlich die Kirche vorstellten) in Griechenland, dem Vaterland des ältesten abendländischen Staates und Westreichs.

Seine Grundlage war das Gesetz, auf der Religion und dem Geiste, auf den öffentlichen Berathungen und offenen Discussionen aufgebaut, während die orientalische Autorität auf heimlicher List und offener Gewalt beruhte; an schlagenden Beweisen fehlt es der Geschichte nicht.

Im Aeusseren strebten die Griechen keine systematische Verfolgung fremder Völker an, sie führten keine Vertilgungskriege, wie die Orientalen, folglich erkannten sie die Humanität, was man durch die Bildung griechischer Staaten in Folge der Eroberung der Hellenen durch die Dorer, also durch das Verhältniss zwischen den Siegern und den Besiegten, die alle demselben Urstamme und Religion angehörten, erklären kann.

Der höchste Ausdruck dieser erfreulichen Humanitätszustände, war Alexander der Grosse, der die orientalischen Perser etc. mit den occidentalischen Griechen und Macedoniern vereinigen wollte. Allein um diess auszuführen, fehlte ihm ein entsprechendes Mittelreich, da er die Barbaren früher zu unterwerfen unterliess und die eigentlichen, hartnäckigen Orientalen angriff.

Das griechische Westreich ohne eine hinlängliche orientalische Stütze ging zu Grunde, Macedonien wusste nicht, dass es eine Art von Oesterreich war und hat sich nicht gehörig, bevor es Asien angriff, im europäischen Osten ausgebreitet, und sein Herrscher wusste nicht, dass er eigentlich diese Stellung anstrebte, welche wir das Kaiserthum nennen. Seine edlen Absichten sind misslungen, denn die Perser und Egyptier waren nicht primitive Völker, wie z. B. die germanischen Barbaren, sie waren im Gegentheil geeignet, die Griechen und Macedonier anzustecken. In dieser Epoche gab es kein eigentliches Kaiserthum und kein wahrhaftes, sich seiner Sendung bewusstes Oesterreich.

Im II. Theile der Uebersicht österreichischer Geschichte, in der Zeit, in der sich das Kaiserthum und Oester-

dienste der Babenberger und Habsburger vorzüglich Max I., Carls V. seines Bruders etc. fortgesetzt wurde, hatte ungeheuere Hindernisse zu übersteigen und gerieth seit den Krie-

reich bildeten, erkläre ich diesen doppelten Bildungsprocess; es ist die römische, vor Allem die Kaisergeschichte, deren wichtigsten Gegenstand die Entwicklung der Kirche und die Anfänge Oesterreichs ausmachen, und die Geschichte der Germanen. In dieser schon vom Kaiser- und Papstthum beleuchteten Epoche sieht man deutlich, was der Orient und Occident sind, denn sie trennen sich officiell. Auch die zwischen beiden Theilen der gebildeten Menschheit wohnenden, oder vielmehr herumziehenden Barbaren, werden in dieser Epoche erkennbarer, als die alten Mittelvölker, denn es sind die interessanten Germanen, die einen Stilicho, Ataulf, Theodorich etc. noch vor den Franken aufzuweisen haben.

Ebenfalls erscheint schon die Organisation einer Austria, oder eines Binnenlandes zwischen den zwei Welten, in vollständiger Bedeutung. Die grössten Theils fruchtlosen Bestrebungen römischer Kaiser, das abendländische Reich zu schützen, waren standhafte Versuche eine Austria zu bilden, was die Franken, nach dem Untergange des weströmischen Reiches, neuerdings vornahmen, bis Carl durch persönliche Eigenschaften grösser, oder durch den Besitz Austrasiens glücklicher, als die römischen Kaiser, ein Oesterreich schafft und mit dem renovirten abendländischen Kaiserthum verbindet. Von dieser Renovation bis zu jener Oesterreichs unter Otto I., wird schon Oesterreich selbst durch dessen Untergang sichtbar.

Im III. Theil geht die Geschichte Oesterreichs neben jener des Kaiserthums, seit der Renovation des ersten durch das zweite, bis zur Verbindung beider durch die Habsburger, und nach dem Verfall der kaiserlichen Autorität und der österreichischen Macht, bis zum Leopold I., die er mittelst der hl. Ligue wieder belebt und auf der Grundlage seiner vollständig erblich gewordenen Hausmacht ein Erbkaiserthum aufzurichten, seinen Nachfolgern ermöglicht. Es ist die eigentliche österreichische Geschichte, die sich innig mit der kaiserlichen vereinbart, dann dieselben völlig aufnimmt, beherrscht und fortsetzt.

Demnach wäre der I. Theil eine Vorgeschichte Oesterreichs, sein ideeler Anfang, die Geschichte der österreichischen Idee; der II. Theil enthält den reellen Anfang

gen Soliman's, Franz I., Zapolya's und der Protestanten mit dem Kaiser und Ferdinand I. in die traurigsten Zustände; oftmahl war die Zukunft der österreichisch - böhmisch - ungarischen Länder und selbst der alten Erbländer bedrohet. Es gelang wohl Ferdinand II. den österreichisch-böhmischen

Oesterreichs, der sich aber nicht erhält; der III. Theil wäre die ununterbrochene Geschichte Oesterreichs und seiner vielfältigen Beziehungen, beinahe eine Weltgeschichte im Kleinen.

Sehr wichtig ist der letzte Theil, die Zeit, in der Oesterreich unter den Babenbergern seine staatliche Erziehung erhielt, zu einem bedeutenden Herzogthum emporwuchs, welches die Habsburger geographisch vergrösserten und moralisch hoben, ihm durch ihren Geist, feste Grundsätze und Thatkraft einen neuen Aufschwung gaben.

Noch wichtiger ist die Epoche der factisch erblichen Verbindung der kaiserlichen Krone mit Oesterreich und seiner Ausbildung zu einer Grossmacht, denn von nun an, seit dem Ende des XV. und dem Anfange des XVI. Jahrhunderts, trat das kaiserlich - österreichische Haus in die mannigfaltigsten Verhältnisse mit dem Abend- und Morgenland und theilte sich selbst in den westlichen und den oestlichen Theil; der letztere ist das eigentliche Oesterreich, die deutsch-böhmisch - ungarische Monarchie, der auch die kaiserliche Würde zufiel.

Allein die Verhältnisse sind nicht nur mit dem Oriente, der Sendung Oesterreichs gemäss, sondern auch mit den Hauptmächten des Hauptlandes systematisch feindselig, wodurch stete Kriege gegen das Haus Oesterreich entstehen. In denselben spielt das Kaiserthum eine untergeordnete Rolle und die österreichische Hausmacht, worauf es sich stützt, erlangt dessen frühere Bedeutung. In Folge dieser, seit den Niederlagen Ferdinands I. und Kaiser Carls V., meistens unglücklicher Kriege, gerieten das Kaiserthum und Oesterreich in den grössten Verfall, vor Allem durch den westphälischen und pyrenäischen Frieden, bis der Friede von Oliva, wohl noch grundsatzlos, aber dennoch der kaiserlichen Autorität und der österreichischen Hausmacht günstiger als die frühern, die glorreiche Epoche Leopolds I. beginnt, die inmitten der grössten Gefahren, welche das Kaiserthum und Oesterreich bedroheten, am Ende dennoch zum Ruhme Oesterreichs und des Kaiserthums geführt hat.

Organismus auf die richtige Bahn zurückzubringen, die Entwicklung desselben zu fördern, allein da diess bezüglich der Organisirung des österreichischen Hauptlandes, Ungarns nicht Statt fand, und das von den Türken besiegte, grossen Theils besetzte Land, ebenfalls unter den gefährlichen Einfluss Siebenbürgens, nach dem Tode des Restaurators gestellt wurde, so hatte Oesterreich zu befürchten, dass die ungarischen Wirren, neben dem westphälischen Frieden und der Feindseligkeit Frankreichs auf die österreichischen Erbländer einwirken, und so das mühsame Werk der Organisirung dieser orientischen Monarchie hindern, oder es gar umstürzen werden. Auf dieser gegründeten Besorgniss Oesterreichs, bauten seine innern und äussern Feinde ihre kühnsten Pläne auf, und mit Recht, denn nie war Oesterreich seiner hohen Aufgabe eine Grossmacht an der Donau vollständig zu organisiren, weniger gewachsen, als nach dem Ableben Kaiser Ferdinands III.

26. (c. Der Verhältnisse des Kaiserthums und Oesterreichs zu dem Westen.)

Aus dieser Lage lässt sich auch das dritte Verhältniss Oesterreichs, seine Stellung zu dem Kampfe, welchen es seit mehr als einem Jahrhunderte, mit den Hauptländern Europa's führte, erkennen. Es war nicht wahrscheinlich, dass die letztern dem Vortheil entsagen werden, das besiegte Oesterreich zu bekämpfen, es in dessen verwundbarsten Punkten, im hl. Reich und an der Donau anzugreifen, und über den Kaiser, dem die Autorität, gleichwie über seine Hausbesitzungen, denen die Macht fehlte, leichte Siege zu erfechten. Prüfen wir näher die Zustände dieses alten Kampfes, da die Machtlosigkeit des Kaiserthumes und Oesterreichs vor Allem seine Folgen waren, und überhaupt dieser Kampf alle Begebenheiten der neuen Zeit beherrschte, den europäischen Mächten ihre heutige Gestalt gab.

27. (Systematischer Kampf der Hauptmächte gegen Oesterreich. I. Seine Ursachen: a. die Entkräftung der kaiserlichen Autorität und der Grund dessen.)

Die erste Ursache dieser Verwicklungen, ist in der Entkräftung des Kaiserthums zu suchen; das letztere eine an und für sich äusserst schwierige Stellung, da sie als Mittelring unter den obersten Gewalten der christlichen Hierarchie, das König- und Fürstenthum mit dem Papstthum verbinden, die Monarchen der Kirche zuführen, mit derselben die Welt regieren soll und keineswegs, wie die Kirche, unfehlbar ist, während die Könige und Fürsten nur selten die Pflicht, sich dem Kaiserthum zu unterordnen, einsehen, und viel bereitwilliger der Kirche gehorchen. Hingegen war die Machtentwicklung des französischen Königthums und der deutschen Territorien eine sehr günstige, vor Allem seit dem sich das Kaiserthum durch den Kampf mit der Kirche selbst geschwächt hatte. Dieses Missverhältniss zwischen der Autorität des Kaiserthums und der Macht des König- und Fürstenthums, musste das König- und Fürstenthum zu falschen Verhältnissen mit dem weltlichen Oberhaupte des katholischen Abendlandes führen, die Hierarchie, diese Grundlage jeder Ordnung und Eintracht, untergraben. Weder dem mächtigen Frankreich, noch den nach völliger Selbstständigkeit strebenden Fürsten Deutschlands, war es an der Restauration der kaiserlichen Autorität gelegen. Das französische Königthum trachtete selbst heimlich und offen nach dieser Würde, oder verneinte dieselbe auf eigene Macht pochend; ihrerseits erblickten die deutschen Fürsten in der Ohnmacht des Kaiserthums die sicherste Bürgschaft ihrer Selbstständigkeit, desswegen wählten sie den machtlosen Grafen Rudolph von Habsburg zum Oberhaupt des hl. Reiches.

Dennoch war es ihm gelungen, Oesterreich an seine Söhne zu bringen und eine Hausmacht zu gründen. Um die durch Conflict mit der Kirche gesunkene kaiserliche Autorität zu heben, die Folgen alter Verwicklungen aufzuhalten, traten die frommen Habsburger als treue Diener der Kirche

und freigebige Donatoren auf. Dieses echt-carolingische Verfahren, allerdings geeignet die Wiedervereinbarung aller Theile des Carolinger-Reiches zu ermöglichen, war seit den Conflicten zwischen Bonifacius VIII. und Philipp IV. von Frankreich, sogar wahrscheinlich. Alsogleich begann ein Antagonismus zwischen den Habsburgern und den grundsatzlosen gallicanischen Bourbonen; auch die, durch stette Rebellion der Kaiser gegen die Kirche, durch die Empörungen der Unterthanen gegen die Kaiser und durch das unter diesem Verhältnisse entwickelte Faustrecht entarteten, zur Opposition gegen die Autorität und zum Indifferentismus im Religiösen, entschieden geneigten deutschen Territorial-Herrn, wirkten den Habsburgern entgegen. Schon früher war Italien ausgeartet, in Unglauben allgemein versunken, dem für fremd gehaltenen Kaiserthum gewöhnlich abhold, war es auch gegen den Papst undankbar, zum Aufruhr gegen die geistliche Autorität bereit; selbst die Partheien der Welfen und der Gibelinen, kämpften unter der päpstlichen, oder unter der kaiserlichen Fahne, in der Regel bloss für eigene Interessen. Andere Theile des römisch-deutschen Reiches z. B. Arelat, Holland etc. sind völlig unabhängig geworden. Die staatliche Vereinbarung solcher Elemente war gar nicht, ihre Eintracht und Mitwirken nur durch die päpstlich-kaiserliche Autorität möglich. Allein unter diesen Umständen trat eine Weltcalamität, der gewaltsame Tod des Papstes Bonifacius VIII. und des frommen Kaisers aus dem Hause Oesterreich Albert I. ein; dadurch wurde auch das mächtige Vereinigungsband zwischen den Abendländern, nämlich der Kampf gegen den Orientalismus zerrissen, die Kreuzzüge hörten nothwendigerweise auf, übrigens verfielen schon die schönen Gefühle, welche ehemals den Ritter zum heiligen Kriege spornten.

28. (b. Verschiedenartige religiöse und staatliche Ansichten Frankreichs, Deutschlands und Oesterreichs.)

Unter den Auspicien eines solchen Zeitgeistes, hatten sich die drei Hauptmächte zu entwickeln. Bezüglich des

mächtigsten, des religiösen Wirkungsmittels, welches entscheidend auf das Wesen und die Zukunft der Staaten und Völker einfließt, stimmten sie keineswegs überein, welcher Unterschied immer deutlicher zum Vorschein kam, in Frankreich zum Galicanismus, in Deutschland zum Protestantismus, hingegen in Oesterreich zum Ultramontanismus geführt hat. In Folge dessen hat sich auch der Staat, in den drei Hauptländern verschiedenartig entwickelt, in Frankreich sich auf die Centralisation, in Deutschland und in Italien auf die Föderation gestützt, während Oesterreich beide Extreme vermeidend, keiner absoluten Theorie folgte, seinen Staat auf dem rein historischen Wege ausbildete, die Achtung für kirchliche Tradition und für's historische Recht als Grundlage annahm. Dadurch mussten sich die drei Staaten von einander immermehr entfernen.

29. (c. Wachsthum der kaiserlichen Hausmacht.)

Ehe noch diese staatlichen Gegensätze deutlich zum Vorschein kamen, waren sogar die Machtumstände der Eintracht des Abendlandes nicht günstig. Seit dem Tode Alberts I. kam die kaiserliche Krone (mit Ausnahme des schismatisch gewählten Friedrich) nicht mehr ans Haus Oesterreich, seine Macht litt durch Theilungen des Besizes, während Frankreich, vor Allem von den Engländern bedrängt, und selbst die Kirche durch das occidentalische Schisma mächtig bewegt war. Kaum haben diese Wirren abgenommen, kaum hat Frankreich von der Jungfrau von Orleans gerettet, seine frühere Bahn des Fortschrittes betreten, so stellte sich ein neuer heftiger Antagonismus zwischen den Hauptländern des Abendlandes ein, denn auch Oesterreich erlangte die kaiserliche Krone wieder, und wuchs seit Friedrich IV. und Max I. schnell zu einer Macht empor. Durch diese gleichzeitige Entwicklung Frankreichs und Oesterreichs, rückten beide Mächte einander durch ihre Besitzungen immer näher, allein durch ihre entgegengesetzten Interessen, welche an vielfältigen Berührungspuncten collidirten, wurde

der König vom Kaiser immermehr entfernt und ihr Kampf wahrscheinlich.

Frankreich ergriff wieder die Initiative, ein Nachfolger Philipps IV., Ludwig XI. und noch mehr Carl VIII. eröffneten den Kampf, welcher bald in eine systematische Feindseligkeit (Rivalität zwischen den Häusern Oesterreich und Frankreich genannt), ausartete. Indessen gewann die österreichische Hausmacht jene politische Bedeutung, welche früher das Kaiserthum hatte, sie erwarb viele Länder im Westen und im Osten, Spanien, Ungarn, die Niederlande etc. welche hiemit in den Kampf hineingezogen wurden. Uebrigens nahmen nach und nach alle Mächte daran Antheil, denn Frankreich wusste seinerseits, unter dem Vorwande der Uebermacht des Hauses Oesterreich, stets Bundesgenossen gegen dasselbe zu finden, vor Allem, da die Türken und die Protestanten ein unmittelbares Interesse hatten, das kaiserliche und ultramontane, nach der Restauration der päpstlich-kaiserlichen Autorität strebende Haus anzufinden und sich den Franzosen anzuschliessen. Dennoch verblieben als Hauptkämpfer im Westen, Oesterreich beider Linien, Frankreich und Deutschland, neben Italien und den Niederlanden; die drei letzteren in Theile gespalten, kämpften theils gegen Oesterreich, theils gegen Frankreich.

Seit demnach die Habsburger als wahrhafte Nachfolger der Carolinger zu wirken anfangen, hat sich eben der Antagonismus zwischen den zur Brüderlichkeit berufenen Staaten des Abendlandes ausgebildet, die erwünschte Einigung kam im Carolinger-Reich nicht zu Stande, im Gegentheil wurden die alten Gegner des Kaiserthums und der Habsburger zu leidenschaftlichen Gegnern Oesterreichs; politische und sociale Interessen brachten ihm, unter dem Vorwande der Religion und des Gleichgewichts zwischen den Mächten, stets neue Feinde zu.

30. (II. Seine Bedeutung: ein Bruderkampf.)

Die feindselige Trennung dieser Länder, deren Vereinigung und Verdiensten, die Kirche und die Menschheit am

meisten zu verdanken hatten, war offenbar eine Calamität für die Welt; eine stette Ursache der Betrübniss für die gemeinsame Mutter, ein unchristlicher Familienzweist, den man sogar einen systematischen Bruderkampf nennen kann. In der That war der fränkische Staat das älteste Glied der grossen katholischen Familie, die Stütze der Kirche, der Schutz des alten Italiens und wirkte schon seit dem Ende des V. Jahrhunderts, seit der Bekehrung Chlodwigs durch den hl. Remigius. Im VIII. Jahrhunderte tritt der hl. Bonifatius als Apostel auf, bekehrt grossen Theils und organisirt mit Hilfe der fränkischen Carolinger das heidnische Germanien, welches gleichsam als Taufnamen, den Namen Ostfrankreich, *Francia orientalis* erhält, als jüngerer Sohn der Kirche, als jüngerer Bruder des älteren Frankreichs, unter dessen väterlichen Leitung erzogen wird. Der grösste unter der grossen Carolingern, setzt das Werk des hl. Bonifatius glorreich fort, geht über dessen Martyrergrab zur Bekehrung der noch heidnisch gebliebenen deutschen Stämme, und vermag zugleich andere östliche Länder der Kirche und dem Frankenreich zu unterwerfen, die mit den Byzantinern und Rebellen verbündeten Avari zu besiegen, zum Theile zu bekehren und auf den Trümmern der römischen Donau-Mark (*limes Romanorum*) ein fränkisches Grenzland, die Ostmark, als den am meisten gegen die Orientelen vorgeschobenen Sicherheitsposten aufzustellen.

Der vom Carl unterstützte Posten hält sich, allein während die Avari mit der Zeit durch die Magyaren ersetzt werden, tritt beinahe schon mit dem Tode Carls eine Schwäche im Kaiserthum, eine Art von Interregnum ein; das bis jetzt einem Commando unterstehende Lager, theilt sich in mehrere, der Kampf der Enkel Carls mit ihrem Vater, der Ungehorsam der Carolinger gegen den hl. Vater, der sie aussöhnen will, eröffnen eine Reihe stetter Bruderkriege, welche bis zum Ausgang der im VII., VIII. und am Anfang des IX. Jahrhunderts hochverdienten Carolinger, fortgesetzt werden, das hl. Reich bewegen und spalten. Der Restaurator der Ordnung und Macht in einem

Theile des Carolinger-Reiches, Otto I. stellt nach der Besiegung der Maggyaren, den von ihnen verdrängten Grenzposten, im Osten wieder auf und weiss die östliche Mark (Ostirrichi) zu beleben. Diese moralische Person, ist in der grossen fränkisch-abendländischen Familie der dritte Sohn der Kirche, der jüngste Bruder Westfranciens oder Frankreichs, der jüngere Ostfranciens oder Deutschlands.

Die sorgfältige Erziehung, welche die Kirche dem Lande Oesterreich unter dem Schutze römisch-deutscher Kaiser gab, leitete dieses Herzogthum zur Blüthe und zu einem erstaunlich schnellen Wachsthum; bald erreichte Oesterreich die Reife und erlangte eine bedeutende Macht; übrigens hatte sein Haus Besitzungen in Italien, am Rhein, in den Niederlanden, in Spanien etc. und ebenfalls die kaiserliche Krone.

So gab es drei verbrüdete Hauptmächte: Frankreich, Deutschland und Oesterreich. Jeder Krieg zwischen ihnen, an dem auch Italiener, die Rhein- und Niederländer, als mehr oder weniger von den drei Hauptmächten abhängige Völker, sich betheiligen mussten, war offenbar ein Bruderkampf.

31. (III. Seine Folgen.)

Schon durch die hohe Stellung der zu einem besondern Schutz der Kirche und der Menschheit berufenen Kämpfer, war ihr fortwährender Krieg die Quelle aller Calamitäten für die Kirche und die Menschheit, denn weder der Sieg des orientalischen Schisma, noch die abendländische Ketzerei lassen sich ohne diesem Bruderkampf, der ihnen verhalf, denken. Selbst wenn man von diesen Folgen abstrahirt, war der Bruderkampf eine äusserst demoralisirende Erscheinung, denn stets waren die älteren Brüder, Frankreich und Deutschland die Agressoren des jüngsten, Oesterreichs, dem sie eigentlich zu helfen die christliche Pflicht hatten. Sie missbrauchten die Kräfte, welche ihnen eine ältere Entwicklung gab, um bedeutende Rechte und Besitzungen dem Hause Oesterreich zu entziehen. Es fällt hierbei Frankreich und Deutschland eine noch grössere Schuld zur Last,

die Schuld der Insubordination, die Verletzung der Hierarchie, weil dieses zu gefährlichen Vebrechen, zu Verletzungen nicht nur der Sachenrechte, sondern auch der Personenrechte führt, der Kirche und der Menschheit durch die Aufstellung falscher, antichristlicher Doctrinen empfindliche Wunden schlägt, der hl. Sendung der Kirche und der den Menschen von Gott gegebenen Bestimmung wesentlich entgegen arbeitet. Um diese höchste Welt-Calamität zu hindern, ohne den freien Willen des Menschen zu fesseln, hat Gott das Kaiserthum erschaffen, welches von Jesu feierlich anerkannt und dem Gehorsam aller Christen, ohne Unterschied, empfohlen wurde. Diese Würde gelangte an das Haus der jüngsten staatlichen Schöpfung, an Oesterreich, demnach hatten Frankreich und Deutschland die Pflicht ihrem, obschon jüngsten Bruder, als dem Schutzherrn ihrer Mutter zu unterstehen, den Kaiser vorzüglich zu lieben; allein sie bekämpften vorzüglich ihn.

Dennoch war die Erhebung des jüngsten Bruders zum Obern der Welt, weder erstens eine Usurpation, noch zweitens ohne wohlthätige Folgen für die Kirche und die Menschheit.

Sie war erstens, keine Usurpation, denn der Kirche steht das Recht zu diesen zu ihrem Vogt, zum Kaiser zu bestellen, der durch Verdienste und Pflichtgefühl ihr Zutrauen erworben, und sie ist weder an das physische noch an das historische Alter des Candidaten gebunden. Dieser schon auf dem Wege der Principien, als juristisch richtig erkennbare Satz, wurde auch durch die Praxis des Kaiserthums und die Tradition der Kirche, in jeder Zeit, nicht nur zu Gunsten des Hauses Oesterreichs aufrecht erhalten ¹⁾. So war

¹⁾ Ich übergehe die Entscheidung der Kirche zu Gunsten der jüngeren Carolinger gegen die älteren Merovinger, denn hier handelte es sich um die Legitimität eines Königthums. Wenn es aber gestattet ist, das legitime Königthum der Carolinger als die Pflanze anzusehen, welche mit Hilfe der Kirche und Gottes Segen zum kaiserlichen Baum emporwuchs, so würde die Erhebung der Hausmeyer nicht ohne Wichtigkeit, für die Ansichten über die Wahlbarkeit zum Kaiser sein.

Kaiser Ludwig II. nicht der älteste Carolinger, auch Kaiser Carl der Kahle war es nicht. Es liegt ja in der Sendung des Kaiserthums, dass die Kirche den Würdigsten zum Kaiser kröne.

Nach dem Ausgang der Carolinger deutscher Linie mit Ludwig dem Kind und nach dem Ableben des erblosen Conrad I., gelangte die königliche Krone Ost-Franciens (die man für den fraglichen Gegenstand, als gleichlautend mit der kaiserlichen ansehen kann, da sich die übrigen Kronen im getheilten Carolinger-Reiche nicht als kaiserfähig herausgestellt haben) an den sächsischen, also an den jüngsten, den zuletzt bekehrten Stamm unter den Deutschen. Heinrich I. wirkte wohlthätig für Ost-Francien, er hat neben den Siegen über dessen äussere Feinde auch die innere Einheit desselben vorbereitet und durch die über alle deutschen Völker erlangte Oberherrlichkeit die wesentliche Grundlage zu einem förmlichen Reiche, dem die Kirche das Kaiserthum wieder verleihen konnte, aufgebaut. Schon sein Sohn vermochte als ein Carl der Grosse aufzutreten, das Carolinger-Reich wenigstens in Deutschland und in Italien herzustellen, die Kirche zu beschützen. Was Leo III. für Carl den Grossen, diess that Leo VIII. für Otto den Grossen und renovirte zu seinen Gunsten die kaiserliche Würde, wie sie Carl getragen. Wie dieser für Italien und West-Francien, so wirkte Otto für Italien und Ost-Francien, und was Carl für das letztere geleistet, diess leistete sein Nachfolger für fernere orientische Länder. Auf diese Art erlangte das jüngere Francien, Deutschland die höchste weltliche Würde und stellte sich legitim über das ältere, ehemals hochverdiente Francien, Frankreich.

Die mächtige Entwicklung, welche das Kaiserthum den Verdiensten Otto's I. und seinen Nachfolgern verdankte, liess sich durch das Erlöschen des sächsischen Kaiserhauses nicht aufhalten. Allein im wichtigsten Stadium für die Autorität und für das Successionsrecht der kaiserlichen Krone, fing unter Heinrich IV. ein neuer Verfall des Kaiserthums,

in Folge seiner Kämpfe mit der Kirche an. Unsichern, oft stürmischen Wahlen folgten bald schismatische; unter den Hohenstaufen, welches Geschlecht am längsten regierte, litt das Kaiserthum am meisten. Vor Alem wurden die Kaiser, seit dem grossen Interregnum, aus verschiedenen Häusern, ohne Rücksicht auf die historisch-politische Reife, sogar ohne Rücksicht auf die hierarchischen Verhältnisse der Ahnen des Candidaten gewählt und von der Kirche bestätigt. Da Graf Rudolph von Habsburg, dem die Kirche mit vorzüglicher Liebe anhing, den römisch-deutschen Thron bestiegen und auch Oesterreich erlangt, dessen Namen seinem Hause gegeben hat, und ebenfalls sein Sohn Albert I. Kaiser geworden ist, kam offenbar die höchste Würde wieder an das Oberhaupt des neuesten, des jüngsten deutschen Stammes, des österreichischen.

Beachtungswerth ist es bezüglich der Legitimität der Kaiser aus dem Hause Oesterreich, dass obgleich das Staatsrecht des römisch-deutschen Reichs die Erblichkeit der Kaiserkrone ausschloss, dennoch das Kaiserthum bei diesem jüngsten Herzogthume gleichsam erblich verblieb, denn seit Albert II., dem vierten (oder wenn man Friedrich den Schönen nicht zählt) dem dritten Kaiser aus Oesterreich, blieb es über ein Jahrhundert bis zur Abdankung Carls V., welche zu Gunsten der jüngern Linie erfolgte ¹⁾ und in ihr bis zum Ausgang der Habsburger fort dauerte, worauf die kaiserliche Krone an das, durch die pragmatische Sanction verjüngte Haus Oesterreich, Habsburg-Lothringen überging und sogar den Untergang des römisch-deutschen Reiches überlebte. Folglich war das Kaiserthum aus dem Hause Oesterreich keine Usurpation; Deutschland und Frankreich, obgleich älter, hatten die Pflicht, sich demselben zu unterordnen.

Zweitens war die Erhebung der jüngsten unter den abendländischen Mächten vom grossen Nutzen für die Kirche und für die Menschheit, denn alle Kämpfe für Grundsätze,

¹⁾ Das Nähere hierüber wird folgen.

wurden von den Kaisern aus dem Hause Oesterreich allein, oder mit Hilfe ihrer Bundesgenossen gekämpft, und so wäre auch die Vorliebe der Kirche zum Hause Oesterreich, welches bei Kaiserwahlen stets von ihr unterstützt wurde, erklärbar. Zugleich erhellet daraus, dass in Folge dieser Verdienste der Kaiser, selbst das Kaiserthum dem Hause Oesterreich viel zu verdanken habe, denn diesem Hause ist es gelungen das Kaiserthum auf die Bahn, von der es durch die Conflicte gewichen war, zurück zu führen und die dem Wahlreiche inhärirende Neigung zur Erblichkeit ¹⁾ zu entwickeln, wodurch Deutschland in die Lage versetzt wurde, seine hohe historische Stellung zu wahren, und die es allein durch das verrätherische Verfahren der Reichsglieder eingebüsst hatte.

Der Legitimität und der Verdienste der Kaiser aus dem Hause Oesterreich ungeachtet, wurde diess Kaiserthum im XVII. Jahrhunderte von Deutschland und Frankreich leidenschaftlich bekämpft. Bekannt ist es, wie oftmal Deutschland erklärte, dass es die österreichischen Interessen, die Interessen der rohen Ungarn, dieser Deutschfeinde etc. nicht vertheidigen wolle. Wenn österreichische Armeen die Religion und Autorität Deutschlands beschützen, dem Kaiserthum seinen Glanz wieder geben wollten, so sahen diess die Deutschen als eine Agression der deutschen Freiheit an, und klagten, dass Barbaren das hl. römische Reich überschwemmen und verwüsten. Die Erzherzoge von Oesterreich, obschon sie auf den gefährlichsten Posten über Deutschland wachten und die bedeutendste deutsche Macht vorstellten, hatten nicht einmal Sitz und Stimme im obersten Reichs-Collegium. Selbst die Kaiser, obschon gesetzmässig gewählt, wurden bei jedem Anlass der Usurpation und des Strebens nach der Tyrannei beschuldigt.

Ihrerseits hielten sich die Könige von Frankreich für die Erstgeborenen der Kirche, ohne Rücksicht auf die kaiser-

¹⁾ Das Nähere über diess Verhältniss in den folgenden Abschnitten.

liche Autorität und die oberste Stellung des Kirchenvogtes. Sie behaupteten durch Schriften und Thaten, dass ihnen der Vorzug vor den Kaisern gebühre, und selbst wenn der König von Frankreich im Ceremoniel dem Kaiser nachgab, so ignorirte, oder sogar verneinte er dessen höhere hierarchische Stellung und Autorität. Uibrigens machten die Franzosen, in Folge alter, historischer Rechte und Verdienste, wie sie sagten, Ansprüche sogar auf den Besitz des hl. römisch-deutsches Reiches; solche Ansichten wurden oft im Einverständniß mit dem französischen Cabinet, veröffentlicht und gegen das kaiserliche Haus gerichtet.

32 (Recapitulation der Stellung Oesterreichs zu den Gefahren des XVII. Jahrhunderts.)

Unter diesen Verhältnissen war Oesterreich von den Gefahren, welche Europa bewegten, am meisten bedroht, und wenn man sie auf ihren letzten Grund, auf den Verfall der Rechts-Ideen die Entfesselung politischer Leidenschaften, der Habsucht und des Hochmuthes zurückbringt, so sieht man ein, dass sie vor Allem dem Hause galten, welches eine Macht im Osten und im Westen, und zugleich die höchste weltliche Würde besass und das Papstthum vertheidigte. Nun war die kaiserliche Autorität im Verfall, die Organisirung österreichischer Besitzungen im Osten nicht beendet, im Westen entkräftet, das Papstthum geläugnet, die Pforte, der Protestantismus und Frankreich stets siegreich, die Versöhnung mit dem Abendlande nicht rathsam. Vergebens opferte Oesterreich Besitzungen und Rechte, die nie müden Leidenschaften seiner Gegner, hat es nicht entwaffnet. Uebrigens handelte es sich um die höchsten Interessen der Kirche und der Menschheit, und oft wurde Oesterreich vom Papste getadelt, dass es den Agressoren nachgab. Hingegen fuhren die Deutschen, Franzosen und Schweden fort über den Uebermuth Oesterreichs zu klagen, selbst nach dem westphälischen Frieden dauerte der Krieg mit Frankreich und Schweden, mit Deutschland der Kampf fort.

Endlich waren die Mächte nicht die einzigen Gegner Oesterreichs. Dieses Haus bekämpfte seit Jahrhunderten und mit Beharrlichkeit die vorherrschenden, dem Papst und Kaiserthum, überhaupt der Autorität und dem Bestehenden feindseligen, vorherrschenden Tendenzen des Zeitgeistes; daher der allgemeine Hass im XVII. Jahrhunderte gegen Oesterreich. Nicht nur in protestantischen, sondern auch in katholischen Ländern, selbst in den entferntesten, schrieb man dem „Hochmuth“ dieses Hauses und dem „Ehrgeiz der von ihm unterstützten Pfaffenherrschaft“, alle Calamitäten zu; so wie gegen den Papismus war der Hass gegen Oesterreich die Devise des Zeitgeistes, das Steckenpferd aller Rationalisten. Dieses Haus, hiess es allgemein, strebt im Aeusseren nach dem Principat, im Innern nach dem Despotismus, es will die Welt erobern, um sie zu unterjochen, mit Hilfe der Geistlichkeit zu knechten. Solche Ansichten über Oesterreich waren der kürzeste Inhalt der zahlreichen, nicht immer fürs französische und deutsche Geld gegen die österreichische Politik, gerichteten Reden und Schriften.

In Folge dieser Stimmung der sogenannten öffentlichen Meinung, wurde jeder Sieg der Franzosen, Schweden, Deutschen, Siebenbürger, Engländer, Holländer, Portugiesen, Türken u. s. w. über Oesterreich mit Jubel begrüsst, und die Leidenschaft des Hasses schloss jeden Zweifel aus, wenn er sich irgendwo die Frage aufwarf, ob ein stets besiegtes Haus, in der That für die Menschheit gefährlich sei. So ging die Hoffnung selbst bei denen, welche Frieden wünschten, verloren. Nur durch die Befreundung Oesterreichs mit den Tendenzen, welchen, es allein ausgenommen, ganz Europa huldigte, wäre die Herstellung der Ruhe möglich gewesen, allein dieses war anderseits mit der Existenz Oesterreichs und seinen Pflichten gegen die Kirche und Menschheit nicht verträglich.

Also musste der Kampf fortdauern, Leopold I. hatte ihn als Christ, als römisch - deutscher Kaiser, und als König von Ungarn, Böhmen etc. entweder christlich zu beschwö-

ren, oder ritterlich fort zu führen. Die Macht der Gewohnheit unter den Mächten und Völkern, Oesterreich zu bekämpfen und zu besiegen, sicherte die Zukunft des feindseligen Verhältnisses. Alle Secten und Partheien hatten Interesse, gegen Oesterreich zu wirken. Als ultramontanes, kaiserliches und österreichisches Haus hatte es nicht nur über seine eigenen Interessen zu wachen. Uebrigens war es durch jede Bewegung in den westlichen Hauptländern und auch in jenen des Ostens, in Böhmen, Ungarn und Polen gefährdet. Jeder Kampf in Deutschland erreichte das Kaiserthum, dadurch auch Oesterreich; jede Niederlage der Polen, jeder Sieg der Russen und der Türken erschütterte Oesterreich, jede Machtentwicklung im Westen vergrösserte die Macht seiner Gegner und bedrohte auch das andere, das spanische Oesterreich. Als nun die Türken mit Macht gegen Wien anrückten, wurde offenbar die Existenz Oesterreichs in Frage gestellt.

33. (Zustände der kaiserlichen Kriegsmacht.)

In der That waren die Streitkräfte Kaisers Leopolds I. der türkischen Macht nicht gewachsen; schon während der Regierung Ferdinands III. waren die Vertheidigungsmittel Oesterreichs erschöpft, sein Sohn hatte einen doppelten Krieg mit Frankreich in Italien, mit Schweden in Polen und Dänemark zu führen, in Ungarn, während der langwirigen Unterhandlungen mit der Pforte, militärische Vorkehrungen aller Art zu treffen. Um die wenigen Truppen zu besolden, reicht der kaiserliche Schatz nicht hin, es fehlt an wesentlichsten Kriegsbedürfnissen, die Vertheidigungsanstalten sind nicht im gehörigen Zustande. Wohl hatte der Feind am rechten Donau-Ufer weniger Fortschritte gemacht, aber der Kaiser konnte hier einem Andrang keine dichte Ländermasse entgegen stellen, da er über die festen Stützen und Reserven dieses Donaufers nur zum Theile gebiethet, so ist Tyrol nicht im kaiserlichen Besitz und dem Erzherzog, welcher dort regiert, fehlt es an der Kriegsmacht und an

den Mitteln zu deren Entwicklung; Steiermark ist dem Einfall der Türken ausgesetzt. Böhmen, die mächtige Stütze des linken Donauufers, hängt vom Kaiser ab, aber kurz vorher beruhigt und kaum organisirt, stand es überdiess dem Eindringen der Türken und Tataren über Nord-Ungarn und Süd-Polen offen. Die unregelmässigen Vorkehrungen, die man zur Vertheidigung der Hauptstadt in Eile traf, liessen das Aeusserste in Wien besorgen, denn fällt dieses Bollwerk, so bleibt der Monarchie, ausser den Besitzungen Oesterreichs am Rhein, kein Rettungsmittel übrig.

34. (Zustände der Westmächte als natürlicher Allirten des Kaisers.)

Auf äussere Hilfe war wenig zu bauen. Die spanische österreichische Monarchie ringt mit den Gefahren, welche in Folge einer aussergewöhnlichen Sterblichkeit des herrschenden Geschlechtes sich immer drohender gestalten, und blutet an den Wunden, welche ihr die Kämpfe gegen die Türken, Frankreich und die Protestanten geschlagen; in dieser Lage muss sie noch den Kampf mit dem empörten Portugal fortsetzen. Welchem Schicksale wird das zerrüttete Land, unter der ihm bevorstehenden Regentschaft entgegen gehen? Das heilige römische Recht seit mehr als einem Jahrhundert gegen den Kaiser und das Haus Oesterreich kämpfend, ist nur ein zu verlässiger Bundesgenosse der Feinde Oesterreichs.

In England schwankt die Dynastie, das Geschlecht des unglücklichen Carl I. In den anderen protestantischen Staaten herrschen glückliche Rebellen: in Holland usurpirt die höchste Gewalt, der Pöbel mit seinen Günstlingen; in Schweden gebiethet das Geschlecht des Kirchen- und Hausverräthers, während der letzte Sprössling der legitimen Könige von Schweden sich gezwungen sieht, auf die schwedische Krone zu verzichten ¹⁾ und schon mit dem Gedanken umgeht, auch der polnischen zu entsagen. Alle übrigen katho-

¹⁾ Johann Casimir im Friedensschluss von Oliva 1660.

lischen Mächte liegen, wie Spanien und Polen, im Verfall darnieder. Nur die Macht Frankreichs steht aufrecht, ob zum Schutz oder zur Bedrückung der Menschheit, hieüber sind Fürsten und Völker im Zweifel, aber alle aus Hoffnung oder Furcht, sind geschmeidig gegen den glänzenden Sieger über die beiden Linien Oesterreichs.

Unter solchen Verhältnissen schien es kaum möglich, Bundesgenossen zu finden, vielmehr war es zu befürchten, dass die alten Gegner Oesterreichs diese Lage benützen werden, um es anzugreifen; denn eben hat sich der Kaiser, um Polen zu retten, mit Schweden und Russland verfeindet; die Partheien in Deutschland standen stets unter den Waffen gegen das Reichsoberhaupt. Wohl hat der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich aufgehört, allein Ludwig XIV. fand eben im pyrenäischen Frieden, Anlass zu neuen Forderungen an Oesterreich und verhehlte nicht den Vorsatz, das auf den Fall des Aussterbens des spanisch - österreichischen Mannstammes, für Leopold I. bestimmte, spanische Erbe, an sich um jeden Preis zu bringen.

35. (Bündniss von 1664 gegen die Türken).

In dieser verzweifelten Lage verzagt der Enkel Ferdinands II. nicht, fest vertraut er auf Gott. Der thätigsten Unterstützung des Papstes, wie jeder fromme Kaiser versichert, hofft Leopold auf die Hilfe katholischer Fürsten. Allein der Mächtigste und Älteste unter ihnen, der allerchristlichste König, welcher dem Rufe des heiligen Vaters, allererst zu folgen, den heiligen Krieg zu kämpfen hätte, ist in einen diplomatischen Streit mit dem römischen Hof verwickelt. Der Kaiser hält die Aussöhnung Ludwigs XIV. mit dem Papste nicht für unmöglich, und verspricht dem König seine Vermittlung; die Unterhandlungen beginnen in Paris. Mit Deutschland, dem die Türken-Gefahr so unmittelbar, wie dem Kaiser drohet, haben die Unterhandlungen wegen Hilfsleistung schon früher begonnen, sie nahmen den gewöhnlichen, durch die complicirte Reichsverfassung verwickelten

Gang, was die zahlreichen Gegner des Kaisers in Deutschland auszubeuten und den kaiserlichen Hof zu beschuldigen nicht ermangelten. Sie klagten, dass der Kaiser ihre Rechte stets verletzte, den gegenwärtigen Reichstag nur im ungarischen Interesse ausschrieb, und versagten entschieden jede Hilfe; selbst jene, welche auf die Hilfleistung eingehen wollten, wurden daran durch zahllose, legale Formalitäten gehindert. Uibrigens hing Deutschland vom Ludwig XIV. gänzlich ab, entgegengesetzte Interessen suchten bei ihm Schutz, deutsche, selbst katholische, sogar geistliche Chur- und Fürsten, schlossen mit Frankreich die rheinische Ligue gegen die Interessen Oesterreichs; ein anderes Bündniss, der Frankfurter Bund der Fürsten gegen die Churfürsten, die sogenannte ständische Parthei, war gegen den Kaiser gestimmt und hoffte auf französische Unterstützung. Die Oposition bezweifelte die Richtigkeit der politischen und militärischen Zustände, wie sie vom Kaiser dem Reiche dargestellt wurden, sie behauptete, dass am Türkenkrieg der kaiserliche Hof allein schuldig sei, dass die Unterhandlungen mit der Pforte hinreichen, um den Frieden herzustellen, endlich dass die Lage nicht so drohend ist, wofür sie der kaiserliche Hof ausgibt. In Folge dieser, den Türken wohlbekannten Stimmung Deutschlands, rückten die Gefahren für Oesterreich immer näher an, bald wurden sie dringend, allen Reichsgliedern einleuchtend. Wie werden sich die alten Gegner Oesterreichs in dessen Noth betragen?

Unerwartet waren die Resultate der Unterhandlungen des kaiserlichen Principal-Commissarius ¹⁾ (den Leopold persönlich unterstützte) am Reichstage zu Regensburg, überraschend die Erfolge des kaiserlichen Abgeordneten ²⁾ in Paris. Viele unter den deutschen Reichsständen bewilligen Truppen und Subsidien; Frankreich in Deutschland vorherrschend, bekämpft das kaiserliche Interesse nicht, es verspricht sogar Hilfe dem Kaiser zu schicken.

¹⁾ Erzbischof von Salzburg.

²⁾ Graf Strozzy.

36. (Sein Wesen und Geist).

Noch trostreicher für Leopold I. war die erhabene Gesinnung, welche den König von Frankreich beseelte. Neben der zugesicherten Hilfeleistung erklärte Ludwig XIV., dass er ein engeres Bündniss (*arctiorem conjunctionem*) mit dem Kaiser zu schliessen wünscht, sobald der Friede mit dem Papst zu Stande gekommen sein wird ¹⁾. Um diesem Bündniss vorzuarbeiten und die Absendung der französischen Hilfsvölker zu beschleunigen, ermächtigt der Kaiser den spanischen Botschafter (es gab keinen kaiserlichen Residenten in Frankreich) und empfiehlt ihm „dem König aufs liebe reichste zu Gemüth zu führen, dass er nicht so sehr für den Kaiser, als vielmehr für Christus und für die Völker Christi wirkend, jedwede Streitigkeit mit Seiner Heiligkeit schleunigst beilegen und auf diese Art seinen Edelmuth und billigen Sinn vor Gott und den Menschen an den Tag legen wolle ²⁾.“

In diesen Ausdrücken, lässt sich eine förmliche Einladung zum heiligen Bündnisse nicht verkennen, und Leopold I. und Johann III., welche 20 Jahre später das hl. Bündniss schlossen, erhoben sich gewiss nicht zu einer höheren Weltanschauung. Offenbar war diess Bündniss, obgleich es den Namen einer heiligen Ligue nicht führte, dem Wesen und dem Geiste nach ein heiliges. Die katholische Gesinnung Ludwigs XIV. hat sich auch in einer zarteren Angelegenheit bewährt; der König hat im selben Jahre

¹⁾ Schreiben Kaiser Leopolds I. aus Regensburg 10. Februar 1664 an den Markgrafen de la Fuente, spanischen Botschafter am französischen Hof; im k. k. geheimen Haus- und Hofarchiv.

²⁾ *Hortari etiam amice et quam amantissime, ut hoc non mihi magis, quam Christo et ejus populo dare et quasunque controversias cum sua Sanctitate obortas, quam primum ponere et in hoc etiam generositatem et aequanimitatem suam Deo et hominibus comprobare velit.* Zu sehen am Ende des Bandes, unter den Documenten Nr. I. *Copia litterarum Caesaris ad Marchionem de la Fuente.*

gegen die protestantische Stadt Erfurt, französische Truppen wirken lassen.

37. (Seine Folgen: a. Sieg bei St. Gothard.)

Reich segnete Gott das, zum Schutze des Christenthums, geschlossene Bündniss. Die Truppen der bis jetzt rivalen Häuser kämpfen neben einander, und erkämpfen mit Hilfe der Reichsvölker, welche bis nun unter der französischen Fahne, die kaiserliche zu bekämpfen pflegten, den schönsten Sieg, unter dem Ober-Commando des kaiserlichen Feldherrn Montecuculi, über die Ungläubigen. Die Vormauer der Christenheit und dadurch auch das Abendland, sind gerettet.

38. (b. Wendepunct im Staatensystem.)

Offenbar führte die Versöhnung Frankreichs mit Oesterreich, durch deren systematische Rivalität die Welt bis jetzt gewaltig bewegt wurde, zu einem entschiedenen Wendepunct im alten Gleichgewichtssystem, welches man ohne den Kampf der katholischen Grossmächte mit einander keineswegs begreifen konnte und nur darin, seit dem Anfange des XVI. Jahrhunderts, die Sicherheit des Völkerrechtes suchte; das freundliche Verhältniss Ludwigs XIV. mit Leopold I., hat alle Zeitgenossen in Erstaunen versetzt. Wie auf dem Schlachtfelde, segnete Gott diese hochherzige Versöhnung auf dem Felde der Diplomatie; immer inniger ward das Bündniss. Der Wiener Hof sah einen französischen Gesandten ¹⁾ wieder, Paris einen kaiserlichen Residenten ²⁾. Die bevorstehende spanische Successionsfrage sehr geeignet, den König vom Kaiser zu trennen, hat sie vielmehr inmitten des Devolutionskrieges zwischen Frankreich und Spanien, neuerdings verbündet. In der That, während sich die protestantischen Mächte, nach umsichtig demüthigen Protesten gegen das Schutzland der falschen Kirche, ihm endlich, seit

¹⁾ Commandeur von Gremonville.

²⁾ J. F. von Wicka.

es ihre Interessen bedrohet, thätigen Widerstand leisten und zum Kampfe bereit sind, blieb der Kaiser neutral und verlieh dadurch den, für die erschöpften Völker Oesterreichs, höchst nöthigen Frieden. Durch eine geheime Allianz (vom 1. November 1671) haben sich beide Herrscher verpflichtet, ihre respectiven Feinde nicht zu unterstützen.

Schon früher war die spanische Successionsfrage zum Vortheile beider Höfe gelöst, der Theilungsvertrag vom 19. Jänner 1668 im grössten Geheimniss (er blieb auch durch Jahrhunderte unbekannt) geschlossen, hat dem Kaiser, auf den Fall des Ablebens des Königs von Spanien, Carls II. ohne Erben, den Besitz der österreichisch-spanischen Hauptländer, hingegen Ludwig XIV., dem Gemahle Maria Theresiens von Oesterreich, den Besitz der Nebenländer zugesichert. Neben der Theilung der reichsten Erbschaft, entwickelte sich der Gedanke auch die Weltherrschaft zwischen den Kaiser und den ältesten König zu theilen¹⁾ und nahm die Aufmerksam-

¹⁾ Die Wichtigkeit dieses Vertrages, fällt von selbst auf. Vollkommen geeignet die ganze Weltlage umzuändern, die früheren Weltverhältnisse zurückzuführen, das Werk Carls des Grossen und Carls V., mit vereinten Kräften (*viribus unitis*), auf einem erweiterten Massstab fortzusetzen, verdient er, als das kühnste diplomatische Unternehmen und die höchste Combination seiner Zeit, angesehen zu werden. Bis nun beruhete das herrschende Staatensystem auf der systematischen Rivalität zwischen den katholischen Hauptmächten, Frankreich und Oesterreich; hingegen bezweckte der Theilungsvertrag dieselben zu versöhnen und zu vergrössern. Daher auch die ungewöhnlich geheimen Unterhandlungen, damit der Vertrag nicht zur Kenntniss der, um ihre Selbstsucht und Willkühr, stets besorgten Mächte gelange.

Nachdem der hochmüthige Ludwig XIV. diesen für das richtige Staatensystem höchst erwünschten Tractat gebrochen hatte, fing der unselige spanische Successionskrieg an, welcher die letzten Tage Leopolds I. und Ludwigs XIV. trübte, unter ihren Nachfolgern zum verwüstenden polnischen Successionskriege führte, und so die Welt beinahe durch vierzig Jahre bewegte. Während Frankreich für seinen Hochmuth gestraft, kampfunfähig

keit denkender und kühner Staatsmänner immermehr in Anspruch; längst war der König zum Gehorsam gegen den hl. Vater zurückgeführt worden.

geworden, bloss durch die Unerbittlichkeit Josephs I. gerettet wurde, worauf Oesterreich unter Carl VI. von den Allirten verlassen, seine letzten Streitkräfte vergebens aufboth, stellten sich die durch die Entkräftung Oesterreichs und Frankreichs gross gewordenen protestantischen Mächte, über das Kaiserthum und den ältesten, den allerchristlichsten König, schuffen (1713) neue Königreiche etc. und traten hiemit das Principat von Europa an. Ihrerseits benützten die Russen die Niederlagen des Kaisers und Frankreichs, um den französischen Bundesgenossen, Schweden zu besiegen, sich in dem des österreichischen Schutzes beraubten Polen festzusetzen, und so den Grund zum künftigen Principat des Czarenthums zu legen, die historischen Verdienste Oesterreichs und Frankreichs nicht zu beachten, die Hierarchie unter den Mächten zu verneinen.

Der Bruch des Theilungsvertrages hat zur Verschlimmerung nicht nur der völkerrechtlichen, sondern auch der staats- und kirchenrechtlichen Zustände geleitet; denn mit dem Glanz der Macht katholischer Monarchien, hat auch die Autorität katholischer Grundsätze in der Staatskunst viel eingebüsst, hingegen waren die Maximen eines Friedrich II., einer Catharina II., für die Propaganda gottloser Systeme gewiss nicht gleichgiltig und wurden stets gegen Maria Theresia und Ludwig XV. von Staatsmännern, Philosophen, Publicisten etc. angerufen. Uebrigens blieb die aus Anlass der spanischen Erbschaft erfolgte, feindselige Trennung der katholischen Grossmächte nicht straflos, und keine von ihnen besitzt die Länder, welche der Theilungsvertrag beiden anwies.

Dennoch ist es durch eine besondere Fügung Gottes geschehen, dass in unsern Tagen, eine jener Weltlage, welche Leopold I. und Ludwig XIV. verbündet sah, höchst ähnliche eintritt, beiden katholischen Grossmächten einen hohen Aufschwung verleiht, hingegen die protestantischen Mächte, Holland, Schweden etc. gleichwie das noch unlängst gewaltige Russland keineswegs begünstigt. Mächtiger als in der Zeit Leopolds und Ludwigs, üben Oesterreich und Frankreich, den ihrem Ansehen und ihrer Stellung gebührenden Einfluss, zu Gunsten der Kirche und der Menschheit aus und sind

Im Genuss der seligen Früchte der Versöhnung zwischen den katholischen Grossmächten, konnte sich Europa hoffnungsvollen Aussichten für die Zukunft hingeben: einfa-

allerdings in der Lage, über so wichtige Angelegenheiten, wie es die spanische Erbschaft gewesen, mit Hilfe des päpstlichen Segens den Ausspruch zu thun, ohne der Bündnisse mit akatholischen Mächten, oder besonderer, geheimer Verträge mit einander zu bedürfen.

In der historischen Forschung dieses für die Welt so wohlthätigen Verhältnisses, welches von der Macht der Umstände vielemahl eingeleitet, durch die Folgen der alten Rivalität zwischen den Häusern Oesterreich und Frankreich und durch die Umtriebe akatholischer Cabinete, vielemahl zum Unheil der Welt zerrissen wurde, verdient der besagte, über die Theilung der spanischen Erbschaft und dadurch auch des politischen Einflusses geschlossene Tractat, eine besondere Aufmerksamkeit. Besonders wichtig erscheint die Frage, ob der Kaiser oder der König die Initiative im grossartigen Werk ergriffen, denn daraus kann man auf die Ansichten der Paciscenten über ihre Rechte, ebenfalls auf ihre Weltanschauung nicht mit Unrecht schliessen und auch den Friedensbruch beurtheilen.

Allein der Theilungsvertrag, ein Geheimniss für die übrigen Mächte, blieb es auch für die Geschichte und wurde nie einem vollständigen Studium unterworfen. Erst in der neuesten Zeit, hat Herr Mignet in seinem classischen Werk: *Négociations relatives à la succession d'Espagne*, die Unterhandlungen und den Inhalt des Tractates, nach authentischen Documenten, und mit dem ihm eigenen Talent dargestellt. Jedoch irrt selbst dieser Schriftsteller, bezüglich der Initiative und schreibt sie dem kaiserlichen Residenten in Paris J. F. von Wicka zu. Mailath in der Geschichte Oesterreichs, Garden in der Geschichte der Friedensschlüsse und mehrere andere Schriftsteller, nahmen die Ansicht des Herrn Mignet, die übrigens auf einer deutlichen Stelle des Briefes Lionne's an den französischen Botschafter in Wien (vom 28. October 1667) beruhet, in ihre Werke auf. — Ich konnte dieser Meinung nicht folgen und obschon ich weder die Wahrhaftigkeit Lionne's, noch die Authenticität sei-Briefes bezweifelte, hatte ich dennoch Einwürfe gegen das Factum zu erheben. Es schien mir nicht wahrscheinlich, dass der umsichtige Kaiser ein so gewagtes Unter-

che Verbindungen des Kaisers mit dem Papst, mit Frankreich, und den deutschen Allirten, haben ja, ohne den Namen einer hl. Ligue zu führen, zum Heil der Menschheit, zum

nehmen, welches im Falle des Misslingens sehr schädlich geworden wäre, hervorgerufen hätte; übrigens war kein Grund vorhanden, dass der dreifach durch Verwandtschaft, Successionsrecht und Ehevertrag zur spanischen Erbschaft berufene Habsburger, mit der Verzichtung auf einen Theil derselben sich beeile. Dem seinem Hause innigst anhänglichen Leopold I., wäre es kaum möglich gewesen, den ersten Schritt in einer Angelegenheit zu thun, welche das Erlöschen der Habsburger in Spanien voraussetzt und gleichsam in Aussicht stellt. Selbst Ludwig XIV., der sich in einer viel freieren Stellung zum Hause Oesterreich befand, wollte nie den Vorschlag zum Theilungsvertrag direct stellen. Dem Bericht des besagten Briefes Lionn'es, hat Fürst Lobkowitz (*Négociations t. II. 343*) entschieden widersprochen und es ist nicht annehmbar, dass er, Chef der rein österreichischen Parthei, welche der deutsch-spanischen gegenüber stand, dem französischen Gesandten mit Misstrauen begegnete.

Um die entgegengesetzten Zeugnisse des österreichischen und französischen Ministers bestehen zu lassen, gab es nur ein Mittel, die Vermuthung, dass Wicka aus eigenem Antrieb, und ohne den Wiener Hof zu fragen, einen Vorschlag dem französischen Cabinet insinuirte, die Unterhandlungen über die Erbschaft hervorzurufen bezweckte. Erst nach mehrjährigen Suchen fand ich Aufschlüsse, über den in der diplomatischen Literatur kaum dem Namen nach bekannten, kaiserlichen Diplomaten. Derselbe, wie es aus seinem Original-Berichte an den Kaiser, über die Unterredung mit den französischen Ministern in Paris hervorgeht (zu sehen unter den Documenten Nr. II. am Ende dieses Bandes), wusste um den beabsichtigten Theilungsvertrag gar nicht. Seine politischen Ansichten, gleichwie die Instructionen, die er erhielt, gestatten nicht zu zweifeln, dass er der spanisch-deutschen, jedem Bündniss Oesterreichs mit Frankreich feindseligen Parthei angehörte, gänzlich unter dem Einfluss des Markgrafen de la Fuente stand und den Instructionen gemäss sich stets an dessen Rathschläge zu halten hatte. Da die innigen Verhältnisse des Kaisers mit Frankreich, vor Allem für Spanien ein Geheimniss. blei-

Sieg bei St. Gotthard hingereicht. Nahe lag die Hoffnung einer permanenten heiligen Ligue, da auch die Verhältnisse Ludwigs mit Spanien nicht mehr feindselig waren, der König von England seine katholische Gesinnung wenig verhehlte, und Oesterreich und Frankreich ihren Waffenstillstand auch auf dem polnischen Reichstage beachteten. Unstreitig war diess, die schönste Epoche des XVII. Jahrhunderts.

II. Abschnitt.

Zunehmende Weltgefahren, von der ersten bis zur zweiten hl. Ligue 1664—1683; Ideenzustände Europa's.

39. (Ursprung und Wirken der Revolution.)

Diese Aussicht der Völker auf eine bessere Zukunft war keineswegs gegründet; der Orientalismus war nicht vollständig durch die Schlacht von St. Gotthard besiegt, der Vasvarer Friede war nicht der richtige Ausdruck, selbst bezüglich dieses Sieges. Auch war der Orientalismus nicht der einzige

ben sollten, so wäre es am wenigstens dem Wicka anvertraut gewesen, und die französischen Minister Lionne und Colbert waren äusserst unvorsichtig, ihn hierüber gesprochen zu haben.

Freilich konnte Wicka, nachdem ihm die eifrigen Wünsche des französischen Cabinets bekannt geworden, den Vorschlag ohne vorläufige Ermächtigung (wie es Fürst Lobkowitz vermuthete) gethan haben, allein diess wäre nicht nur mit seiner Gesinnung, sondern auch mit seinem Charakter unverträglich; es war ein bescheidener, keineswegs unternehmender Agent, dem es an der gehörigen Autorität und Stellung, um selbstständig zu handeln, fehlte.

Endlich fand ich, unter den Berichten des Wicka auch jenen, in dem er die Initiative dieser Unterhandlung umständlich bespricht und deutlich darstellt, wie der Vorschlag vom französischen Agenten, Landgrafen von Fürstenberg ausging. Selbst dann gab ihm der Resident kein Gehör und protestirte stets, dass er nie das Geringste zu dieser Eröffnung beigetragen. Zu sehen den Bericht unter den Documenten Nr. III.

Gegner der Gesittung, ausser der eigenen Waffenmacht, die ihm in der Türkei verblieb, hatte er viele Helfershelfer im Abendlande. Selbst ein Sohn des Rationalismus und der Empörung des Menschen gegen Jehova, ward er schon in der ältesten Periode der Menschheit Vater der Revolution, welche im Oriente geboren, dort erzogen ¹⁾, des Kampfes gegen den Glauben, dem sie den Götzendienst und die Philosophie entgegensetzte, und des Kampfes gegen die Autorität und Hierarchie, denen sie Willkühr, Kasten der Herrscher und Sklaven entgegenstellte, nie müde. Sie hat grosse Reiche, wie das babylonische, persische gewaltsam zusammengefügt, um sie dann gewaltsam zu sprengen, und den Völkerhass stets zu nähren. Vorzüglich stand sie dem auserwählten Volke feindselig gegenüber, und suchte es zu spalten; sie verdächtigte die Hohenpriester und selbst die Propheten, den König gegen die Kirche, das Volk gegen den König aufwiegelnd; sie läugnete das Gesetz Mosis, oder legte es willkührlich aus, und liess auf einen irdischen Messias, (von dem überhaupt die Orientalen träumen) hoffen.

Seit sie in ihrem Vaterland von den Abendländern, anfänglich von den Griechen und besonders von den Römern, welche für Sitten und Rechtssätze oft kämpfen, immer mehr bedrängt, ins Abendland, um dieses durch die Verneinung zu schwächen, zum orientalischen Joche vorzubereiten, angekommen, hat sie für ihren Vater und Grossvater viel geleistet, zahlreiche Anhänger für den Rationalismus und die Rebellion, in jeder Epoche angeworben. Sie verführte das geistreichste Volk des Alterthums, begeisterte die Demagogen, welche dem Scitismus und dem Tyranenregimente den Weg bahnten, die Auflösung Griechenlands beschleunigten. Selbst das würdigste Volk der alten Welt, war von der Revolution nicht verschont; sie führte die Söhne der exaltirten Cornelia,

¹⁾ Ueber den Rationalismus, Orientalismus und die Revolution, zu sehen in der Abhandlung: Ueber die Theilung der Menschheit in Orientalen, Occidentalen und Barbaren.

Zöglinge griechischer Philosophen in den Kampf mit den Vätern Roms und mit den Scipionen; sie warb für Marius, ergötzte sich an den Bürgerkriegen, wusste sich der Thatkraft Caesars auf eine grössliche Art zu entledigen, um so auf die Gesinnung eines misstrauischen Tiberius oder Nero einzufließen, die Väter durch Prätorianer zu ersetzen.

Erst seit die Römer den orientalischen Sitten und dem orientalischen Despotismus huldigten, lehnte sich die Tochter des Orientes gegen den Nachfolger der Juden und der Römer, gegen das Christenthum auf. Sie bekämpfte die Kirche anfänglich mit orientalischen Subtilitäten und Sophismen, und wagte darauf mit Hilfe der weltlichen Gewalt eine förmliche Empörung gegen die geistliche, um endlich das oströmische Kaiserthum durch Secten und Partheien zu untergraben. Nur noch ein Sieg blieb der Revolution im Abendlande zu wünschen übrig, der Sieg über seine Grundlage selbst. Auch diesen erkämpfte sie mittelst der Conflict, da sie den Arm des weströmischen Kaisers gegen den Statthalter Jesu hob, und selbst die Kirche zu spalten vermochte.

Von nun an erstreckte sich ihre Herrschaft nicht nur über den Orient, auch den Occident hat sie in den mannigfaltigsten Richtungen bewegt, in Byzanz, wie in Rom, in Augsburg, wie in Amsterdam etc. mit Nachdruck gewirkt. Unter verschiedenen Namen reisend, den Vater oft verläugnend, ihn sogar scheinbar bekämpfend, hat die Revolution ihre Eroberungszüge fortgesetzt, die verschiedenartigsten Mittel, unter jedem möglichen Vorwand angewendet und vor Allem, seit dem Ende des XV. und dem Anfange des XVI. Jahrhunderts ¹⁾, gewüthet.

40. (Wesentliches Kennzeichen der Revolution).

Aberungeachtet dieser Verkleidung der Revolution, kann man ihr dennoch geschichtlich folgen, sie an einem untrüg-

¹⁾ Ueber die Ursachen des Wachsthums der Revolution seit dem Ende des XV. Jahrhunderts, weiter unten.

lichen Merkmale, an ihrem Hauptzweck, an ihrem leitenden Grundsatz, nämlich an der Empörung des Körpers gegen jede spiritualistische Gewalt, Hierarchie und Autorität erkennen. In der christlichen Epoche trägt sie ein noch positiveres Kennzeichen: den systematischen Hass gegen Jene, welche Jesus zu Oberhäuptern der Menschheit einsetzte ¹⁾ oder erklärte ²⁾, gegen den Papst und Kaiser.

Diess war auch und ist immer der Grundsatz ihres Vaters; daher die Uibereinstimmung und das Zusammenwirken des Orientalismus mit den Abendländern, welche das Wort Gottes bezüglich bürgerlicher und staatlicher Pflichten nicht beachten, die christliche Lehre nur zum Haus- und Privatgebrauch bestimmen.

Sobald die Revolution nicht nur das Wort Gottes läugnet, sondern auch eigene, dem göttlichen zuwiderlautenden Systeme und rationalistische Sätze, als Dogmen aufstellt, so führt sie zu einer ungeheuren Ideenverwirrung in jeder Sphäre des menschlichen Geistes, zur Ketzerei, wie zum Aufruhr, zu Eroberungs- und Trennungsgelüsten, zur Verachtung des Rechtes und der Sittlichkeit, zum Umsturz jeder Regel, nicht bloss unter den Mächtigen, sondern auch unter Allen. Während die Rechtszustände im XVII. Jahrhunderte bloss die Schuld der Mächtigen erweisen, nicht jede Zucht unter dem zahlreichen Volke ausschliessen, als gewaltsame, von der Leidenschaft Einzelner verursachten Facten dastehen, erscheint die Revolution (im eigentlichen Sinne des Wortes) als ein böses Princip, als die Quelle vielfältiger falscher Doctrinen, denen schon grössere Massen, oft ganze Völker huldigen; es ist eine Ideenkrankheit, die sich nicht wie die Leidenschaft des Hochmuths und der Habsucht Einzelner befriedigen lässt, sondern immer allgemeiner um sich greift, Alle anzustecken beabsichtigt.

¹⁾ *Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam, et portae inferi non praevalerunt adversus eam.*

²⁾ *Reddite quae Caesaris sunt Caesari — et quae Dei sunt Deo.*

41. (Anfang der Ideenkrankheit im Abendlande.)

Schwer ist es, den Anfang der immer mehr allgemeinen Ideenkrankheit, welcher, gleichsam einer moralischen Pest, alle Calamitäten der Neuzeit entfloßen waren und noch zum Theile entfließen, zu bestimmen, denn die besagten Rechtszustände waren ja auch, wie ich es erwiesen, Folgen falscher, revolutionärer Ideen, die aus dem Oriente nach und nach auf den Occident übergingen und die Ermahnungen der Kirche, dieser allein sicheren Quelle des Lichtes, gleichwie die blutigen Warnungen der Geschichte missachteten. Selbst der Protestantismus besteht in einer entstellten, also verfälschten Idee des Christenthums, welches schon von früheren ketzerischen Lehren und Beispielen angegriffen und unterwählt wurde. Dennoch könnte man auf die schwierige Frage, wann der sichtbare Ideenverfall eintritt, nach meiner Ansicht, wenigstens annähernd antworten, ohne hiemit zu bestreiten, dass es seit der Erbsünde und sogar vor derselben, falsche Ideen gab, denn selbst die Erbsünde lässt sich ohne das Zutrauen, welches die ersten Eltern dem Rationalismus, demnach der Grundlage falscher Ideen schenkten, denken, es handelt sich immer darum, wann die jedem Individuum angeborne Krankheit, zu einer sehr allgemeinen Seuche unter christlichen Völkern neuer Zeiten geworden ist.

Die Zeit seit der unglücklichen Lage, in der sich Päpste und Kaiser Leopold I. befanden, könnte man annähernd als den Anfang eines ausgebreiteten Indifferentismus und einer um sich greifenden Verneinung ansehen. Denn die üblen Rechtszustände seit dem westphälischen Frieden, eine Folge der Verneinung Einzelner, welche durch die Macht der Stellung, oder des Wortes böse Beispiele gaben, haben sich mit Hilfe der Erbsünde und der Strafflosigkeit auch Jenen mitgetheilt, welche bis jetzt nur mit Schüchternheit den Staaten zuschauten und die rationalistischen Werke lasen. Seit dem Aufhören des offenen Bürgerkrieges in Deutschland, Holland, England u. s. w. hörte der Anlass auf, an

kirchlichen Interessen und an den Discussionen über die hl. Schrift, lebhaften Antheil zu nehmen. Die von oben proclamirte Toleranz, verführte selbst fromme Gemüther, brach den heiligen Eifer und führte zum Indifferentismus. Der letztere ist ein Hauptschritt zur Revolution, denn streng indifferent vermag nicht der Geist zu bleiben, und für die göttliche Lehre gleichgiltig geworden, sucht er mit Eifer menschliche Doctrinen, und muss unumgänglich den revolutionären Ansichten zufallen. Schon an und für sich ist der Indifferentismus ein Vergehen, gegen die Pflicht der Liebe zu Gott und zur Menschheit, ein passiver Ungehorsam gegen das Gesetz, folglich ein Anfang der Umwälzung, der Revolution.

42. (Allianz der Revolution mit der Politik und Philosophie im XVII. Jahrhunderte.)

Die erste revolutionäre Maxime, welche der Occident dem Oriente entlehnt hatte, war, wie wir sahen, die Verneinung der päpsthlich-kaiserlichen, vom kurzsichtigen Interesse des Königthums, des deutschen Fürstenthums etc. angefochtenen Autorität. Nach vielen Siegen, welche Fürsten und Völker über den Papst und Kaiser, unter dem Vorwande, dass dem Papste nur das Geistige unterstehe, und dass dem Kaiser die Könige gleichgestellt sein, erfochten hatten, waren sie endlich des Aufruhrs müde, und zogen es vor, wie's der westphälische Friede erweist, den Kirchen- und Länderraub in Ruhe zu geniessen. Aber es ist nicht möglich, die Consequenzen seines eigenen Grundsatzes aufzuhalten, die Revolution wollte ihrer ferneren Thätigkeit nicht entsagen.

Eben so gewalthätig als listig zog die Revolution, welche bis jetzt Kirchenfreiheit oder Territorialfreiheit hiess, unter dem Namen der Politik und Philosophie im Abendlande herum, um auch bei Jenen, welche die Ketzerei und deren Trabanten hassten, Eingang zu finden.

In dieser verführerischen Gestalt predigte sie die Grundsätze des orientalischen Systems, unter einer lockenden Form

und mit Hilfe wissenschaftlicher Argumente, die dem mit dem Glauben nicht bewaffneten Geiste, als die reinste Wahrheit erschienen. So pries sie den sogenannten ökonomischen Staat als ein Mittel zum Reichthum, den Polizeistaat als die Grundlage der Macht und Sicherheit, die Unabhängigkeit des Körpers vom Geiste, des Staates von der Kirche, als die Bedingung seiner Würde und des Fortschrittes im Guten; den Regenten versprach sie die Machtvollkommenheit, wenn sie der Willkühr folgen, hingegen sagte sie den Bürgern und Unterthanen, wenn sie bürgerlichen Muth an den Tag legen, die Freiheit und Gleichheit zu, um so Alles und Alle, wie es die Sätze des Orientes wollen, zu verwickeln, zu confundiren, das ganze Abendland dem Vaterlande des Protestantismus, dem verwirrten, unglückseligen, von Bundesgenossen und Protectoren geknechteten Deutschland gleichzustellen.

43. (Erfolge der Revolution am französischen Hof; ihre Siege durch die französische Propaganda.)

Vor Allem war die Aufmerksamkeit der Revolution auf den ältesten katholischen, that- ruhm- und glanzreichen Staat, schon seit Jahrhunderten gerichtet. Lasterhafte Könige, wie Philipp der Schöne, Ludwig XI., Karl VIII., Ludwig XII., Franz I., Heinrich IV. etc. haben ihr gehuldigt; zwei ihres hohen Ranges unwürdige Cardinäle standen in ihrem Dienste, und auf die Rebellion mit der Tyrannei erwiedernd verbreiteten sie unter Siegern und Besiegten falsche Maximen und orientalische Sätze. Schwerer war es, den energisch selbständigen, talentvollen Ludwig XIV. zu verführen, aber auch dieser Aufgabe war die schlaue Enkelin des Rationalismus mit Hilfe des Hochmuths gewachsen. Der König blieb kaum ein Jahrzehend seit der Alleinherrschaft, der Gesinnung eines wahrhaft christlichen Monarchen und der Allianz mit Oesterreich getreu und tratt als der Zögling Mazarin's auf. Bald wurde er von der Revolution dergestalt gewonnen, dass er die Rolle der Verführerin übernahm, revolutionäre Maximen durch seine Praxis und Theorien selbst lehrte.

Seit dieser Zeit war der Sieg der Revolution entschieden, denn bis jetzt schlich die Revolution unter der hässlichen Gestalt des Protestantismus und des Schisma herum, dem der Verrath voranging, der Aufruhr und Brudermord folgten und so den Christen warnten. Schwerfällig, roh und geschmacklos war die bisherige Propaganda der Protestanten zu Gunsten der Revolution, ihre Redner sprachen nur für die Tasche, anders trat die glänzende, geistreiche, gewandte französische Propaganda auf und poetisirte mit Hilfe des französischen Degens und der französischen Feder, auch die grössten Irrthümer und das schreiendste Unrecht.

Darauf gestützt, von den meisten, selbst katholischen Fürsten beneidet oder gefürchtet und nachgeahmt, trat Ludwig schon nach einigen Jahren seiner Selbstregierung als ein Sultan des Westens, als ein Kalif gegen eigenes und fremde Völker, selbst gegen den Papst und Kaiser auf, denen ausser den Fürsten und Staatsmännern, welche der protestirenden Politik Ludwigs folgten, noch die rastlos wirkende Schaar philosophischer Freigeister, patriotischer Publicisten, Redner, Schriftsteller, Künstler u. s. w. aller Länder, oft mit Talent, immer mit Popularität entgegenarbeiteten.

44. (Umtriebe der Revolution; ihr Zusammenwirken mit dem Orientalismus; neue, grössere Gefahr für die Kirche und die Menschheit.)

Das stets innigere Mitwirken der zwei grössten Mächte, der Politik und der Philosophie, des Staates und des freien, ungebundenen Gedankens, war allerdings geeignet, die Niederlagen, welche die blosse Gewalt und die Lizenz bei St. Gotthardt, durch den Aufschwung christlicher Gefühle erlitten hatten, zu rächen und den Orientalismus wieder zu heben.

In der That fühlte sich dieser durch das revolutionäre Treiben des Königs von Frankreich, den katholische Fürsten so zu ihrem Muster nahmen, wie er die protestantischen als Beispiele ansah, und sie nur zu übertreffen suchte, mächtig unterstützt und blieb auch seinerseits nicht unthätig, ermunterte und beschützte jede Revolution gegen den Kaiser.

Alle Vortheile des über die Türken errungenen Sieges sind bald verschwunden, seine erste Frucht, der Vasvarer Friede erregte Missvergnügen unter den Ungarn, was die Lutheraner und Calvinisten dieses Landes zu ihren rebellischen Zwecken benützten, da die Empörer beim Ludwig und dem Sultan Hilfe fanden.

Auch die zweite Frucht des Sieges, die zunehmende Innigkeit der französisch-österreichischen Allianz wurde durch das rechtslose Vorgehen Frankreichs vereitelt; der Kaiser fühlte sich zum Antheil an dem holländischen Kriege genöthigt, und dennoch vermochte er nicht den Nimweger Frieden, den der Agressor dictirte und dadurch den Glanzpunkt seiner Macht erreichte, zu verhindern; selbst dieser Friede war nur ein Waffenstillstand für die Allirten, da Ludwig XIV. seine Eroberungen in Deutschland mittelst der Reunionskammern fortsetzte. Sogar der wichtigste Erfolg des Bündnisses vom 1664 die echte Katholicität des französischen Königs, welcher sich wirklich mit dem Papste völlig ausgesöhnt hatte, ging verloren, da er zum förmlichen Kampfe mit dem Papste (1682) auftrat, und die Unabhängigkeit des Staates von der Kirche feierlich zu proclamiren sich erfrechte, bei jeder Gelegenheit der Autorität des hl. Stuhles, wie allem Recht hohnsprechend begegnete. Was also Ludwig XIV. durch die Hülfsleistung gegen die Türken dem Orientalismus im Jahre 1664 entrissen, das gab er ihm durch den Vorschub, den die französische Politik der Revolution leistete, reichlich wieder.

Während Frankreich den Westen beunruhigt und bewegt, die Allirten der Türken im Osten vor Allem in Ungarn unterstützt, während es am Rhein ohne Behinderung und Widerstand gebiethet, erweitern und befestigen die Türken ihre Macht in Ungarn. Wohl hat der Kaiser zwei Comitate, durch den Vasvarer Frieden (v. 10. Aug. 1664) erworben, allein auch das von den Türken am linken Donauufer Eroberte wurde ihnen durch diesen Tractat, unter andern die wichtigen Festungen Grosswardein und Neuhäusel überlassen; demnach hat

ihre Macht an diesem Donauufer ungemein zugenommen. In der That waren die Selbständigkeit Siebenbürgens, die freie Wahl des Fürsten etc., was Oesterreich wünschte und der Traktat aussagte, gänzlich illusorische Bestimmungen, das Fürstenthum verblieb unter dem Einfluss der Pforte und störte keineswegs ihr Uibergewicht am linken Donauufer.

In Folge dessen, und obschon sich die kaiserliche Macht am rechten Donauufer durch den erlangten Besitz von Tyrol vergrößert hatte, erfreute sich die Türkei auch an diesem Ufer einer viel bessern Stellung als Oesterreich, denn während im letzten Feldzuge die Osmanen aufs linke Donauufer übergingen, vermochten die Kaiserlichen nicht die festen Plätze zwischen der Donau und der Drau bleibend zu erobern, Kannisza einzunehmen, hingegen haben die Türken das wider diese Festung errichtete Fort erstürmt und geschleift, wodurch der Feind in die Lage kam, im nächsten Feldzug über Belgrad, Essek etc. ohne Widerstand (da er die Festung Raab umgehen konnte) bis nach Wien zu gehen. An beiden Ufern und in jeder Hinsicht, hat sich das Machtverhältniss zu Gunsten der Pforte herausgestellt. Vor dem Vasvaver Frieden waren ihre Besitzungen gegen den Norden weder arrondirt, noch durch feste Haltpuncte im Westen und im Osten gehörig unterstützt; seit dem Frieden besass die Pforte ganz Nieder-Ungarn, ein compactes, wohl arrondirtes, zur Vertheidigung sehr fähiges und ebenfalls zum Angriffe geeignetes Königreich, dem Siebenbürgen, Moldau, Wallachei etc. gehorchten. Hingegen unterstanden dem Kaiser bloss der äusserste Theil West-Ungars und Ober-Ungarn; hier war die erwähnte Ausbreitung der königlichen Besitzungen, eigentlich nur eine Verlängerung und dadurch eine Verdünnung der österreichischen Vertheidigungslinie gegen die Pforte und Siebenbürgen. Ueberhaupt brachte der Vasvarer Friede mehr Vortheile den Besiegten, als dem Sieger.

Selbst diese ungünstige Lage Oesterreichs, wurde von seinen Gegnern nicht geachtet. Emerich Tököli hat an der Spitze der Protestanten und Rebellen, Ober-Ungarn zu wie-

hohlten malen überfallen, stets verwüstet, endlich erobert und wurde von der Pforte als König von Ober-Ungarn anerkannt, von den Lutheranern und Calvinisten als Protector angesehen. Die Protestanten im Westen sind zwar direct mit dem Sultan nicht verbündet, aber sie leben nur fürs Interesse; dass dieses von den Türken gefährdet ist, glauben kaum die unmittelbar bedrohten, die deutschen Protestanten, hingegen halten sich die Holländer, Engländer, Schweden etc. für völlig gesichert. Immer kann der Sultan auf ihre Neutralität rechnen und noch mehr auf die Grundsätze bauen, denen der Protestantismus seinen Triumph verdankte und welche fortzuwirken nicht aufhörten, durch deutsche, holländische, englische Revolutionen, durch die Grundsatzlosigkeit in der Politik Ludwigs XIV. und der protestantischen Mächte, nicht nur die protestantischen Länder, Frankreich, Ungarn, Siebenbürgen, sondern schon alle Staaten angesteckt haben. Wir werden aus der näheren Prüfung der Zustände ersehen, dass die Macht der Revolution auf einem noch grössern Massstab, als jene der Türken, in der Zeit von 1664 bis 1683 zugenommen. Schon wirken beide Feinde der Gesittung, im vollkommensten Einverständniss. Die Türken suchen nicht mehr Bundesgenossen unter ungarischen und siebenbürgischen Bauern, da sich die Protestanten dieser Länder, nach vieljährigen Kämpfen mit dem apostolischen König, zu Vasallen des Padischachs erklärt hatten. Offenbar waren durch dieses Mitwirken der Revolution mit dem Orientalismus, die Gefahren im Jahre 1683 viel umfangreicher und intensiver, als im Jahre 1663—1664.

45. (Zustände der osmanischen und der kaiserlichen Streitmacht).

In Folge solcher Zustände im Westen und im Osten von Europa, erreichten die orientalischen Barbaren den Culminationspunct ihrer Macht. Sie rücken im Frühling (1683) mit ungeheuren Streitkräften, die man nur während der eigentlichen Völkerwanderung gesehen, gegen die Residenzstadt des Beschützers des Abendlandes, in Eilmärschen vor.

Sie verhehlen schon gar nicht den Entschluss, die Macht des weltlichen Oberhauptes der Christenheit für immer zu brechen und darauf auch das geistliche in Italien aufzusuchen. Undankbar gedenken sie auch Frankreichs nur mit Verachtung, und zweifeln nicht, dass sie die Christen zu vertilgen, oder in die Sklaverei abzuführen vermögen.

In dieser neuen Noth vermag das von den Franzosen unlängst geschlagene, durch die Kämpfe mit den ungrischen Protestanten neuerdings erschöpfte Oesterreich, kaum einen defensiven Widerstand den Türken entgegenzustellen. Nur einen kleinen Theil Ungarns, gleichsam nur der Pflicht der Vertheidigung wegen, besitzt der Kaiser, und die Vertheidigungsmittel befinden sich in einem noch schlechtern Zustande, als während der Völkernoth 1663 — 1664, denn die kaiserliche Regierung auf einen neuen Frieden, den sie mit den Türken unterhandelte, rechnend, ist durch den Uiberfall aufs Aeusserste überrascht. Wie im letzten Feldzuge Schlesien und Mähren, werden nun Steiermark und Oesterreich von den Türken verwüstet, und wie ehemals die Kaiserlichen vom Südwesten aus, im Rücken des Feindes operirten, und sein Vordringen am linken Donauufer erschwerten, so bedrohen jetzt die Empörer die Flanke der kaiserlichen Armee. Demnach wirken die Osmanen nicht mehr allein, sie stehen in regelmässiger Allianz mit den Rebellen, und diese sind durch förmliche Tractate mit Frankreich verbündet.

46. (Zustände der kaiserlichen Allianzen.)

Hingegen hatte der Kaiser ausser dem Papste keinen Allirten; die nie wirksame Hilfe des heiligen Reiches, das sich selbst zu helfen den Eroberungen und den Verwüstungen Frankreichs in deutschen Gauen, Schranken zu setzen nicht vermag, war erst in Aussicht gestellt. Was der kaiserliche Hof während der ersten Türkengefahr befürchtete, diess ist jetzt in der That eingetreten. Spanien seufzt unter der Regierung eines Kindes, dem Frankreich ein Land nach dem anderen entreisst. Der katholische, allein regierungs- und

ordnungslose Staat in Polen, um seine Allirten und Retter wenig bekümmert, um Pflichten gegen den Papst und Kaiser kaum fragend, ist zu einer Macht zweiten Ranges herabgesunken, lässt die Türken in Podolien hausen, setzt aber seinen Bürgerzwist regelmässig fort. Wohl hebt und befreit ihn ein heldenmüthiger König, aber er ist unfähig, das Königreich zu organisiren, zum Papst und Kaiser es zurückzuführen, das hohe System seines Vorgängers Sigismunds III. zu erfassen, denn Johann III. blickt selbst nach Frankreich hin und führt eigentlich nur das Regiment eines gekrönten Chefs der französischen, anti-kaiserlichen Parthei, während die Türken Polen fort verwüsten. Ubrigens hat das kaiserliche Cabinet das Bündniss gegen die Türken, welches Johann III. angetragen hatte, leichtsinnig abgelehnt. Die unerwartete Bereitwilligkeit dieses mächtigen Geistes, für den Papst und Kaiser zu wirken, verblieb ein Geheimniss der Vorsehung, welche diess letzte Mittel der Rettung der Menschheit in Reserve hielt. Nie war das Heil der Welt mehr von Rom, als jetzt von Wien, also von einem einzigen Sturme gegen diese Veste abhängig.

47. (Nothwendigkeit einer hl. Ligue.)

Offenbar war nur durch eine heilige Ligue zwischen Papst, Kaiser und frommen Fürsten gegen den Orientalismus und die Revolution, die Rettung der Menschheit möglich. Das im Jahre 1664 geschlossene, seinem Wesen nach ebenfalls heilige Bündniss, war ja längst von Frankreich zerrissen. Ehe diess eingetreten, und der durch jenes Bündniss für 20 Jahre zu Stande gekommene Waffenstillstand abgelaufen, drang sich während des Devolutionskrieges und nach demselben die Idee einer innigen, permanenten katholischen Allianz zwischen dem Kaiser, Frankreich und anderen katholischen Mächten von selbst auf, so dem Erzbischof von Salzburg, ¹⁾ den Fürsten ²⁾ Auersberg und Lob-

¹⁾ Kaiserlicher Principal-Commissarius auf dem Reichstago zu Regensburg.

²⁾ Kaiserliche Minister.

kowitz. Immer wusste Ludwig XIV. in seinem Innern dem Papst- und Kaiserthum abgeneigt, die Ausführung dieser Combination zu vereiteln. Wie wird abes dieser Nothwendigkeit, seit sie durch den unerwarteten Uiberfall der Türken dringend geworden ist, in der Eile Genüge gethan werden können?

Nur mit einer höhern Hilfe, war es möglich. Gott, der die Begebenheiten in voraus weiss, hat den bis jetzt grundsatzlosen König von Polen wunderbar erleuchtet und liess ihn die hl. Ligue prophetisch ansagen und wirksam vorbereiten, damit sie im Augenblick der Gefahr nicht zu spät erscheine; wirklich wurde sie zwischen Leopold I. und Johann III. durch die Vermittlung des Papstes, eigentlich, wie sich der König von Polen katholisch ausdrückte, „auf den Befehl des Papstes“ ¹⁾ geschlossen, in Warschau unterzeichnet.

48. (Bedeutung der Geschichte Leopolds I. für die der hl. Ligue.)

Um diess Rettungsmittel der Christenheit gehörig zu würdigen, die Grösse und die näheren Ursachen der Gefahren, in denen das Christenthum, der Papst und der Kaiser schwebten, richtig aufzufassen, prüfen wir näher die unglückselige Lage des Kaisers, seine Stellung zu den Weltgefahren. Beide, jene vom Jahre 1663—1664, und diese, zwanzig Jahre darauf, haben vor Allem ihm gegolten, während der beiden Gefahren, wusste sich das weltliche Oberhaupt des Abendlandes auf der Höhe dieses Standpunctes zu halten, die Kirche und die Menschheit wirksam zu beschützen. Unter den Genossen beider Bündnisse, war bestimmt Leopold der thatenreichste und beharrlichste; der König von Polen, der die hl. Ligue von 1683 für sein eigenes Werk halten konnte, schwankte jedoch oft in der Erfüllung ihrer Pflichten; Innocenz XI. ging bald mit dem Tode ab, erst sein Nachfolger hat Ludwig XIV. zum Nachlassen im Kampfe gegen den hl. Petrus bewogen. Ehe noch der Kaiser diese Ligue geschlossen, hat er ihren Grundsätzen stets gehuldigt, und selbst, nachdem sie durch die Unbilden der Zeit zerrissen,

¹⁾ „*jussu Pontificis*“. Zaluski, *Epistolae historico-familiares*.

und der Kaiser neuerdings isolirt wurde, setzte Leopold mit Eifer ihr Werk fort; die Geschichte der Gefahren des Abendlandes, und der gegen sie geschlossenen Bündnisse, ist offenbar in jener Leopolds enthalten, und wird nur durch diese deutlich.

Uiberhaupt bildet die Regierung Leopolds, welche mit dem Herrschen Ludwigs XIV. zusammenfällt, eine wichtige Epoche in der Biographie der Menschheit, und ist wegen der wichtigen Lehre, die in den grossartigen Begebenheiten dieser Zeit für den Menschen und den Staatsbürger liegt, des fleissigsten Studiums würdig.

III. Abschnitt.

Weltlage in der Epoche Leopolds I. Nähere Ursachen der Gefahren: Kampf neuer Ideen und Systeme mit der katholischen Weltordnung, politische Veränderungen und Umwälzungen.

49. (Charakter der Weltlage.)

Stürmisch war die langjährige Regierung dieses Kaisers, äusserst gespannt die Weltlage in seiner Epoche. In der That, nie wurden Fragen, von denen das Dasein der Gesittung und die Geschicke der Menschheit wesentlich abhängen, leidenschaftlicher gestellt, wodurch auch die Welt in den letzten 40 Jahren des XVII. Jahrhunderts mächtiger als je bewegt wurde. Das seit dem Ende des VIII. Jahrhunderts von Leo III. und Carl dem Grossen wieder eingeleitete Weltregiment, wurde durch die Gewalt und List in seinem Wesen und Geiste bedroht und nicht nur von einzelnen Secten und Partheien, sondern auch vom Zeitgeiste, im Namen neuer Ideen und selbst von den Monarchen, unter dem Vorwande des Völkerwohls, angegriffen; andererseits kämpften für das alte System fromme, katholische Fürsten, vor Allem wurde es mit Beharrlichkeit von dem Papste und Kaiser vertheidigt.

50. (Wesen der katholischen Weltordnung.)

Einfach, wie alles Grosse, waren die Sätze jener Weltordnung, eine deutliche Antwort auf die drei Hauptfragen, welche die Menschheit über ihr Verhältniss zu Gott, zum Staate und zum Staatensysteme bis dahin vergebens, alles Kraftaufwandes der Pelasger, Römer, Germanen und anderer ungeachtet, zu lösen suchte. Die Kirche, nachdem sie das Romanen- und das Germanenthum mittelst des Christenthums verbunden, und so den Grund zur fernern Einigung der Völker, zur Bildung der katholischen Gesellschaft (*res publica christiana*) gelegt hatte, erklärte, was das Königthum sei ¹⁾, wodurch das Staatsrecht einen untrüglichen Halt punct gewann, während bis nun die einzigen organisirten Staaten, die germanischen, durch den Glauben an das h. Blut des Königs, schwankenden Bestandes waren. Auch lehrte die Kirche, dass das richtige Staatensystem in der Eintracht christlicher Fürsten und Völker, in ihrem Kampfe für das hl. Kreuz und gegen den Orientalismus (diese Quelle und Stütze der Ketzerei und der Unmenschlichkeit) in der Bekehrung der Barbaren zur christlichen Gesittung bestehe. Carl Martell, Pipin, und Carl der Grosse, folgten in ihren völkerrechtlichen Beziehungen diesem erbabenen politischen Systeme. Bezüglich des Verhältnisses der Menschheit zu Gott, wurde die weltliche Gewalt der kirchlichen unterordnet, um der Empörung des Körpers gegen den Geist zu steuern. Und um die gesammte Ordnung zu handhaben und zu wahren, wurde der verdienstreichste germanische König, zum römischen Kaiser vom Papste Leo III. gekrönt, und dadurch das päpstlich - kaiserliche System, welches die Kirche in der römischen Epoche durchzuführen suchte, in volle Wirksamkeit gesetzt. Mancher Verneinung ungeachtet, war es als Leitstern von Regenten, Völkern und Denkern durch Jahrhunderte angesehen und befolgt.

¹⁾ Durch den berühmten Ausspruch des Papstes Zacharias, in der streitigen Rechtsfrage zwischen den Merovingern und den Carolingern, im Jahre 752.

51. (Die alte Weltordnung von neuen Ideen verneint und bekämpft.)

Selbst, nachdem dieses System, durch Irrlehren und Beispiele des Orients, durch Conflictte beider Gewalten, durch das abendländische Schisma, durch die Angriffe des hochmüthigen Frankreichs gegen Italien, gegen den Papst und Kaiser, durch den Protestantismus, und durch dessen untrennbaren Trabanten, den Aufruhr geschwächt war und die Grundsätze des Völker-Staats- und Kirchenrechts bedeutend erschüttert wurden, war es eines siegreichen Widerstandes gegen die Angriffe des XVII. Jahrhunderts allerdings fähig. Kraftlos waren die, ihrem innern Werthe nach zu urtheilen, schwerfälligen, auf mühsam aufgestellte Gerüste gestützten rationalistischen Systeme, gegen das gediegene, auf Hierarchie und Geschichte gegründete päpstlich-kaiserliche.

Aber die beiden Principien, kämpften nicht mit gleichen Waffen. Mächtige Könige, vor Allen der sich katholisch nennende Ludwig XIV., stellten sich an die Spitze, nicht gegen, sondern für den Angriff. Die nach dem Materialismus und jedem neuen Unrecht, gegen bewährte Autoritäten stets dürstende Menge, sollte den Neuerern zufallen, in jedem glänzenden Frevel die Grösse, in jeder entschiedenen Umwälzung die Bürgschaft des Neuen erblicken, wodurch die Sucht nach Aenderungen gränzenlos wurde, und die Grundlage alles Bestehenden erschüttern musste.

52. (Neue Ideen in der Theorie und in der Praxis.)

Die man Denker, Philosophen, Publicisten u. s. w. nannte, gaben sich klug die dankbare Mühe, die Menge in ihrem Wahne zu bethören, und versprachen sie von Fortschritt zu Fortschritt bis ins irdische Paradies zu führen. Eine neue Weltanschauung wurde schnell geschaffen, und hat sich bald unter den vielfältigsten Formen verbreitet, da die Ideologen Schrift und Wort (nur ja nicht die heil. Schrift und das Wort Gottes) für das Ebenbild der wirklichen Welt ausgaben, die Bestimmung, die Pflichten der Menschheit, aus Phrasen und Declamationen ableiteten, und so der menschlichen Zunge eine

gesetzgebende, Kraft neben der Macht der Feder, gleichsam eines Scepters, zu verleihen, mit Eifer und Leidenschaft sich bemühten.

Dissonant war der Chorus, dieser mit einander unverträglichen Lehrmeister und Propheten, aber sein Wirrwarr überboth das Gebeth und die Seufzer der Kirche, und eben nur in den Angriffen gegen dieselbe, blieb die Eintracht und ein gemeinschaftliches Wirken ihrer Gegner ungestört.

Endlich wurde aus der Litteratur die heil. Schrift, diese Grundlage alles zuverlässigen, menschlichen Wissens verbannt, und auf die Dorfpfarreien verwiesen. Selbst fromme Bischöfe vom Zeitgeiste des Grotius, Hobbes, Bayle u. s. w. ergriffen, trachteten ebenfalls einen bürgerlichen Vertrag aufzufinden, um das katholische Staats- und Völkerrecht zu erklären; Bossuet und Fénelon ¹⁾ fanden ihn in der Geschichte des Mittelalters, welche nach der Ansicht dieser Schriftsteller, das päpstlich-kaiserliche System als ein, durch die Einwilligung der Völker und Fürsten eingeführtes Provisorium darstellt.

Diese willkürliche Methode war anfänglich in der Ueberzeugung beider Bischöfe offenbar nur ein Mittel, um durch Concessionen wenigstens einen Theil der angegriffenen

¹⁾ Bossuet und Fénelon, als Gründer der sogenannten historischen Schule, welche die päpstliche Macht im Mittelalter aus der Macht der weltlichen Gewalt, also als eine delegirte, ableitet und den Grundsatz der weltlichen Obergewalt des Papstes läugnet. Die geistreichen Verfasser des *Discours sur l'histoire* und *Telemaque*, erörtern ihre schismatischen, von der hl. Kirche und von der Geschichte verdamnten Sätze, in den Werken: *Fénelon, Dissertatio de auctoritate summi Pontificis*. Bossuet, *Defensio Declarationis* etc. Beide Schriftsteller für Predigten und andere Werke hochgeachtet, wären als Opfer der gallicanischen Irrlehren, über das Verhältniss des Staates zur Kirche, zu deren Verbreitung sie viel beigetragen haben, und als eine Warnung, wohin der Rationalismus den Christen, selbst bei dessen besten Absichten führen kann, anzusehen.

göttlichen Rechtsgelehrsamkeit zu retten, ihn den neuen Theorien gegenüber mit desto mehr Nachdruck zu vertheidigen, aber sie mussten, in Folge dessen, sich selbst verwickeln, und dem Irrthume immer näher rücken, während die Gegner weitergehen und schon die Frage stellen konnten, ob nicht vielleicht das ganze christliche System auf einer Convention beruhe. Unwiderruflich war nun die Menschheit, selbst in katholischen Ländern, dem Zweifel und der, von ihm untrennbaren Leichtgläubigkeit preisgegeben. Die abentheuerlichsten Theorien, wussten sich in Umlauf zu bringen und wirkten bezaubernd auf die gelehrte Menge, welche enthusiastisch jedem neuen Abgrund entgegenrannte. Ein Naturrecht und selbst eine Naturreligion wurden systematisch geschmiedet, nicht zum Gebrauche wilder Völker, (denn diesen ist das Naturrecht angeboren) wohl aber für alte, christliche Staaten!

Thätig und rasch folgte der Theorie die Praxis, die beflügelte Mutter um ihre unerreichbare Hast gleichsam beneidend. Fürsten, wie Ludwig XIV., Wilhelm III. erschienen mit Völkern, wie das holländische und englische, Staatsmänner wie Louvois, Lionne, Colbert oder das Cabaleministerium mit Abentheuern und Partheien, um den Vorzug in der Kunst des Umsturzes wetteifernd. Deutschland durch Interessen, Partheien und Secten längst zerrissen, glich einem zum Bürgerkriege stets bereiten, bewaffneten Lager, und kämpfte indessen auf Reichstagen, welche einem Völkercongresse immer ähnlicher wurden, während das zur äusseren Ruhe gezwungene Volk, neben dem strengsten Gehorsam gegen Fürsten und Magistrate, das innerste Hausleben mit theologischem Zank erfüllte. Selbst das durch die wachsende Indolenz erstarrende Spanien, gab Lebenszeichen durch Laune und Partheien und schöpfte in einer, der Zwietracht gleichkommenden Unschlüssigkeit im Inneren des Landes und sogar am Hofe, den Muth nur zu unklugen, äusseren Kriegen, inmitten eines fortdauernden Schlummers jeder befruchtenden Thatkraft. Die neue Welt sollte der ausschliessliche Tum-

melplatz der spanischen Thätigkeit werden, nicht aber die verdienstvollen, zum Kampfe stets aufgeforderten katholischen Niederlande, deren Besitz die Meisten als eine lästige Erbschaft veralteter Vorurtheile ansahen. Italiens Schuld und Verfall, waren noch viel älter. Popularität und patriotische Phrasen, berechtigten in Polen zu jedem Vergehen, gegen die Obrigkeit von Gottes Gnaden, und der Katholicismus durfte dem Liberalismus nicht zu nahe treten.

53. (Einfluss der neuen Ideen auf die Sitten.)

Die Sitten, diese untrennbaren Satelliten des Glaubens oder der Freigeisterei, theils Ursache, theils Folgen der zunehmenden Empörung der Menschheit gegen die Tradition waren nicht reiner, als die Triebfedern der theoretischen und practischen Novatoren. So wie Staatsmänner und Publicisten, welche Treue gegen Fürsten und Völker heuchelnd, den Staat und die Gesellschaft ins Unglück stürzten, so gaben Philosophen und Moralisten Liebe und Hingebung zur Menschheit vor, um Haustugenden und persönliche Gefühle, auf die sich das Wohl der Familien, die Glückseligkeit und Seelenruhe Einzelner stützen, als Vorurtheile einer ignoranten Zeit, als Eigenschaften eines beschränkten Geistes und schüchternen Gefühles anzugreifen, und erheiternd darzustellen. An Kunst und Talent einem Grotius und Hobbes weit überlegen, schrieben Moliere, La Rochefaucauld und andere ihren liberalen Codex für die Familie und das menschliche Herz, unter dem Jubel eines Publicums, dessen steter Vergrößerung weder Geschlecht noch Alter eine Grenze setzten. So konnten auch Jene, auf welche das Philosophische und Staatliche keinen Eindruck machte, von den neuen Theorien bezüglich der Sitten erfasst, zu Hause und in ihrem Innersten von den Menschenbeglückern aufgesucht und irregeführt werden. Ubrigens wirkte die sympathische Macht der Beispiele.

54. (Reaction der Praxis gegen neue Theorien. Kampf praktischer Systeme mit einander.

Dieses Welteifers zwischen neuen Theorien und einer neuen Praxis ungeachtet, geriethen dennoch beide in einen heftigen Kampf. Unter so vielen abentheuerlichen, gewaltigen und einander widersprechenden Theorien, konnten doch nicht alle unfehlbar sein, schnell erfolgte die Reaction und bald glaubte man an das Neue gar nicht, ohne dadurch zum alten System zurückzukehren. Vor Allem in England und Holland, woher die Theorien über Europa sich ergossen, hat sich der Unglaube an dieselben kundgegeben. Diese zwei protestantischen Länder, welche die gewagtesten Theorien nur als Mittel zu Parteizwecken, in England zur Tyrannei, in Holland zur wilden Unabhängigkeit ansahen, konnten unmöglich an politische oder sociale Grundsätze glauben, denn sie wechselten Allianzen und selbst Regierungsformen mit derselben Leichtigkeit, mit welcher Rationalisten Hypothesen ändern. Bezeichnend ist die Antwort Lords Lockart, dem man die bestimmt nicht schwere Frage der Wahl zwischen Republik und Monarchie stellte. „Ich bin“ erwiederte er „weder Republicaner noch Royalist, ich bin nur ein gehorsamer Diener der Ereignisse“. Alle Klugen und alle Staatsmänner huldigten dieser praktischen Schule; also neben dem Heiligthum für neue Theorien, wurde schon der Abgrund in der Praxis für sie gegraben.

Aber auch die Praxis ohne Grundsätze, gleichsam ohne Compass, setzt sich unaufhörlichen Wogen und Stürmen aus, auf ihren Irrwegen stösst sie auf immer neue Hindernisse; eine Praxis geräth mit der andern in Conflict, und sie bekämpfen sich leidenschaftlich im Namen einer Theorie, der Theorie des Augenblickes. Nicht von Bestand ist die Allianz der Bösen; der Fehler führt immer zum Widerspruch und zur Zwietracht. Der Haltpunct für Kluge war demnach nicht sicherer, als jener für Ideologen und Enthusiasten; der Kampf Aller mit Allen, der Theoretiker und Praktiker war unvermeidlich.

Vielleicht bedauerten die Geschlagenen jene Zeit, in der man der Theorie des Evangeliums und der katholischen Praxis, der heiligen Schrift und der Geschichte folgte, und zwischen denen auch der kühnste Denker nicht einen einzigen Widerspruch nachzuweisen vermag.

55. (Intensiveres Fortschreiten der Revolution im Westen; einige Beispiele ihres Wirkens).

Die immer allgemeinere, stets kühnere Verneinung, deren verschiedenartige Sätze und Tendenzen nicht nur mit der Autorität und dem Herkömmlichen, sondern auch mit einander kämpften, mussten stets weiter als der Protestantismus, welcher sich auf die Rebellion gegen Papst und Kaiser beschränken wollte, vordringen. Seit dem XI. Jahrhunderte politisch aus religiösen Motiven, seit dem XVI. kirchlich aus politischen Gründen geworden, suchte jetzt die Revolution sich zu einer socialen auszubilden, das Kirchen-, Völker- und Staatsrecht zugleich anzugreifen, und immer tiefer, selbst in die untersten Schichten der Gesellschaft einzudringen. Je nach der Stellung verschiedener Länder, war sie sehr verschieden, so in Frankreich hat sie durch den Despotismus, in England durch die parlamentarischen Partheien, in Holland durch ein vollständigeres Regiment der Auflösung, durch die Volksparthei gesiegt. Aber überall siegten ihrer Verschiedenheit ungeachtet nur die Facten, überall wurde nur die wahre Monarchie besiegt, die ewigen Grundsätze der Kirche, des Staates und der Gesellschaft, die unfehlbaren Sätze des alten Kirchen-, Staats- und Völkerrechtes wurden entschieden zurückgewiesen und verhöhnt. Solche Frevel waren nicht mehr den protestantischen Ländern eigen, sie breiteten sich schon ohne Unterschied der Confessionen aus.

So trat der sich katholisch nennende Ludwig der XIV., statt die Unterwürfigkeit eines frommen Sohnes gegen den hl. Vater an den Tag zu legen, mit den berüchtigten vier Propositionen auf, welche das Papstthum als die höchste

Autorität in der Kirche Christi und in der Menschheit offen läugneten; er setzte ohne Bedenken auf die Stelle der auf göttlichem Rechte ruhenden Gesellschaft, den auf die Willkür des Herrschers oder seiner Günstlinge gestützten Polizeistaat, und strebte im Aeussern nach der Unterjochung Aller, nach dem Principate über Fürsten und Völker. Diess waren die Sätze des französischen Kirchen-, Staats- und Völkerrechtes. Stets ihnen gemäss handelte der König, er reicht den protestantischen Rebellen in Ungarn die eine und dem türkischen Sultan die andere Hand, um nur den Papst zu demüthigen, den Kaiser zu besiegen. Dieser Laster ungeachtet, war Ludwig XIV. dennoch als ein grosser Monarch von der Welt verehrt und allgemein nachgeahmt. Offenbar hat schon die grosse Revolution begonnen ¹⁾.

¹⁾ Man thut dem XVII. Jahrhunderte Unrecht, wenn man die Revolution dem XVIII. zuschreibt. Dieses Jahrhundert vor Allem gegen sein Ende war bestimmt nicht die Zeit der Blüthe der Revolution, da schon die eifrigsten Anhänger derselben ihre Macht und Autorität eingebüsst haben und mit ihren zahlreichen, übermüthigen Schülern zu kämpfen hatten. Vor und nach dem gewaltsamen Ende der Regierung der Bourbonen in Frankreich, zogen auch Jene gegen das Vaterland der gewandten Propaganda, welche ihm Vieles entlehnt und es erst jetzt aus seinen Thaten erkannt hatten. Durch den Verlust des höchsten und des hohen Schutzes, wurde die Revolution gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts genöthigt, sich in den unteren Schichten der Gesellschaft zu verschanzen, um dort beinahe ausschliesslich Schutz und Anhang zu suchen. Seit dieser Zeit, da sie aus den Pallästen und zum Theile auch aus den Parlamenten flüchtig, ihre Führer auf der Gasse zu suchen, mit ihren früheren Beschützern und Freunden zu kämpfen hatte, war die Revolution halb verloren; sie blühte nur im XVII. Jahrhunderte, in der Zeit ihrer politischen Jugend, und hat schnell nach der Erreichung ihrer socialen Altersperiode abgeblühet. Religiösen Charakters in der Kindheit, politischer Natur in der Jugend, hat sie seit dem Antreten des socialen Lebens wohl ihre Reife, aber zugleich auch das Greisenalter erreicht, und sie musste fortwährend abnehmen.

56. (Unheimliche Lage der Revolution nach ihren Siegen.)

Je entschiedener sie aber siegte, je weiter sie schritt, desto grösseren Schwierigkeiten hatte sie zu begegnen, und ohne Zweifel haben ihr die Erfolge, der sie sich sogar in katholischen Ländern erfreute, ungemein geschadet. Nicht leicht war die Aufgabe für Theoretiker den Widerspruch der Revolution, welche stets von Grundsätzen sprach, und dennoch mit jedem Glaubensbekenntniss und jeder Regierungsform vorlieb nahm, zu erklären, sie gegen den Vorwurf der reinsten Willkühr, Geld- und Raubsucht, des Despotismus, wie der Anarchie zu vertheidigen.

Noch schwieriger war die Aufgabe der Klügeren, den so verschiedenartigen Begebenheiten „als gehorsame Diener“ zu folgen. Klug war der Despot Heinrich, der die Maxime der Gewissensfreiheit: „*cujus regio, ejus et religio*“ vom deutschen Aufruhr gegen Papst und Kaiser geliehen hatte; mit Klugheit wirkte auch der Puritaner Cromwell, der Mörder des Nachfolgers Heinrichs. Klug folgten dem praktischen Wege die Höflinge Ludwigs und sind dennoch dem Exil nicht entgangen, auch Arlington nicht, der den Partheien schmeichelte, die ihn dennoch stürzten und verhöhnten; auch nicht Witt, der dem Pöbel den Hof machte und von demselben endlich ermordet wurde.

Jedes Regiment folgte wohl seinem eigenthümlichen Wesen, aber alle dem Rationalismus: der Tyran war menschlicher als die herzlosen Launen der Parlamentspartheien, diese erträglicher, als die blutigen Launen der Volkspartei, des Pöbels, aber überall war Willkühr und Gewaltthätigkeit vorherrschend.

Bald wurde jeder Halt punct unmöglich, Weltansichten dreheten sich wirbelnd in den Köpfen der Ideologen, der Boden schwankte unter den Füßen der Praktiker, und sowohl der rationalistische Gedanke, als auch das rationalistische Wirken mussten zum Abgrund führen und das Erdbeben vergrössern.

57. (Folgen der Revolution gegen Papst und Kaiser: a. im Westen.)

Selbst die Höchsten, Mächtigsten fanden keine Sicherheit mehr vor; Häupter dynastischer Geschlechter, Häupter der Partheien, Häupter des Volkes, hängen vom Augenblicke ab, seit sie die Oberhäupter der Welt fallen lassen wollten.

Die Kirche brauchte nicht mehr Verbrecher zu excommuniciren, den heiligen Donnerkeil gegen sie zu schleudern, die hl. Inquisition ist überflüssig geworden, denn ein Jeder war Inquisitor eines Jeden und oft dauerte der Process nicht länger, als der dem Johann Witt kaum angesagte und schon summarisch vollendete; offenbar war der Strafprocess vereinfacht und konnte vom Pöbel als ein Fortschritt, als eine Er rungenschaft, mit Recht angesehen werden. Der Götze, dem man noch mehr als dem Despotismus, den Partheien und dem Pöbel huldigte, der allgemein verehrte Zeitgeist, in dem man immer die Hoffnung einer besseren Zukunft erblickte, war eigentlich nur ein von den Stürmen getragener Henkersmantel, den Machthaber, Individuen und Partheien um sich warfen, um so geharnischt ihren Feinden zu begegnen, die ihn wieder entrissen, wenn er nicht vom Sturme eifrigeren Verehrern des Zeitgeistes, um ihnen die Gabe unverständlicher Sprachen und der Blutgier epidemisch zu verleihen, zugetragen wurde, wodurch der Bürgerkampf sich wohl auf einem grossen Massstab und mit erhöhter Intensität äussern konnte, aber die Frage des definitiven Sieges immer weiter verrückte, die Sieger von heute den Tag darauf einer Niederlage entgegenführte. Nur eine Rolle hat einen standhaften Charakter in dieser tragischen Komödie, die Rolle der Ersten, die zu Letzten, die der Letzten, die zu Ersten wurden, die Rolle eines Jeden, der zugleich Werkzeug und Opfer der Bösen war.

So war die Strafe der Empörung des menschlichen Verstandes gegen die göttliche Weisheit, des Rationalismus gegen den Glauben und gegen die auf demselben beruhende Weltordnung, welche man im Namen des Fortschrittes und der Beglückung der Menschheit angegriffen hatte. In meh-

rerer Hinsichten war der materialistische Orient von den neuen Theorien und der neuen Praxis des christlichen Abendlandes, bei weitem überbothen.

58. (b) Zustände der orientischen Monarchien.)

Noch heftiger als der Westen, das Vaterland ihrer Gesittung, wurden die orientalischen Monarchien, seine geistigen Colonien und Zöglinge von den Stürmen des Zeitgeistes bewegt. An Alter und Reife den Abendländern weit nachstehend, wurden sie gegen die bösen Beispiele, die sie oft als Muster ansahen, weder durch Cultur und Principien, noch durch die Gewalt eines geregelten Staates geschützt, im Gegentheil war die Verfassungsfrage eben ein willkommener Anlass für böse Leidenschaften, um sich in Ungarn, Polen etc. geltend zu machen und das Staatliche immer mehr zu verwirren. Nebstbei noch vom äusseren Feinde, dem Orientalismus, von den Türken, Tataren u. s. w. unmittelbar angegriffen, waren die orientischen Monarchien vielemal selbst in ihrem abendländischen Wesen gefährdet, sogar ihre Existenz, so Polens, Ungarns, Oesterreichs wurde oft in Frage gestellt.

Wohl hat sich Oesterreich von den Wunden, welche ihm die böse Zeit geschlagen, erhohlt, Ungarn, endlich auch Siebenbürgen gerettet, und fühlte sich vielmehr durch den Kampf gestärkt; Polen hingegen blutete fort, sein Staat wurde zum völligen Untergang geführt. Bis in die neuesten Zeiten vermochte diese traurige Begebenheit des XVII. Jahrhunderts ihre unglückselige Wirksamkeit zu wahren, denn durch die Auflösung des polnischen Reiches entstand im Nord-Osten Europas eine Leere, mittelst welcher das Waffenlager des Orientalismus bis ins Herz von Europa vordrang; das katholische Oesterreich wurde im Oriente isolirt, zu mühsamen und gefährlichen Allianzen gezwungen, da es in dem umfangreichen Gebiete zwischen den Karpathen, dem baltischen und schwarzen Meere, blos in den Karpathen eine

(strategisch kaum haltbare) Stellung, zum Schutze des Katholicismus einnahm.

50 (Veränderungen in den orientischen und westlichen Staaten, während der Epoche Leopolds I.)

Der sichtbare Anfang der Auflösung des polnischen Staates durch den Orientalismus und die Revolution, ist gleichwie der Grund zu einem mächtigen Oesterreich in der Epoche Leopolds I. zu suchen. In der That, während Polen seit dem Ableben Johanns III., durch den Einfluss Frankreichs verleitet, das königliche Geschlecht dem herkömmlichen Successionsrecht zuwider, von der Tronfolge ausschloss, dadurch in Anarchie verfiel und nach und nach unter den Einfluss Russlands gerathen ¹⁾, einen wahrhaft unabhängigen

¹⁾ Die Ansicht, dass das französische Cabinet dem Zarenthum den Weg anbahnte, mit Aufwand von allerhand Mitteln das Königreich Polen, um es den Einflüssen des Hauses Oesterreich und hiemit auch der päpstlich-kaiserlichen Autorität zu entziehen, der Anarchie zuführte, worauf das regierungslose Land durch die Macht der Verhältnisse in die Arme des falschen Papst- und Kaiserthums von Russland geschleudert wurde, habe ich schon früher veröffentlicht und zahlreiche Einwürfe seitens polnischer Gelehrten erfahren; nun führe ich als Be- weise, authentische Documente schon in diesem Bande, der Erzählung vorgreifend, an.

Uibrigens wäre diese Ansicht durch die spätere Geschichte Polens, durch den innern Zusammenhang ihrer Begebenheiten erwiesen. Der eifrige, allein vom Gallicanismus angesteckte, hiemit einer unfehlbaren Richtung entbehrende, katholische Sinn der Polen, widerstrebte der Allianz mit den Russen, suchte ein Rettungsmittel gegen die Tyrannei dieser Barbaren und Ketzer und glaubte es im Aufruhr gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit, gegen den König zu finden, wodurch der Staat gefährdet wurde. Hingegen bezweckte der seiner Ohnmacht sich bewusste, polnische Staat in der Allianz mit dem kraftvollen russischen Despotismus zu erstarken, und sah die sogenannte katholische Parthei als ein Hinderniss der äusserst nothwendigen staatlichen Reform, als eine Rebellion und nicht mit Unrecht an, wodurch

König nie mehr hatte, tritt Leopold nach der Einführung der erblichen Monarchie im Hauptlande Oesterreichs, in Ungarn, als der erste wahre Monarch auf und stellt das sicht-

aber auch die wahrhaft Frommen litten und selbst die Kirche in Polen grossen Gefahren ausgesetzt wurde. Als auf diese Art das Staatliche und das Kirchliche in Conflict gerathen sind, vermochte der falsche Caesaro-Papismus der Russen beide Lebenselemente Polens siegreich zu bekämpfen und das katholische Reich mit Hilfe des akatholischen Preussens, aller Gegenmittel Oesterreichs ungeachtet, zu theilen. Diess war die letzte Folge französischer Intriguen, der Entfernung der Söhne des frommen Johann III. vom polnischen Thron, den er verherrlicht, und des Wankelmuths August's II., welcher mit Hilfe Oesterreichs die polnische Krone erlangte und den Kaiser undankbar verliess, um sich mit dem Zaren zu verbünden.

Ueberhaupt ist die polnische Geschichte seit der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, in Folge der officiell und officiös von Russland und Preussen veröffentlichten falschen Zeugnisse, denen Oesterreich nicht widersprach, während das polnische Archiv nach Russland geschleppt, schweigen musste, sehr unvollständig bekannt. Vor Allem sind, bezüglich der Verhältnisse zwischen Polen und Oesterreich, Irrthümer, zu deren Ausbreitung ich selbst ohne es zu wollen, nicht wenig beigetragen, äusserst häufig. Erst nach einer sorgfältigen Zusammenstellung der Documente, die man mühsam in verschiedenen Archiven aufsuchen und vergleichen muss, ist es möglich jene Irrthümer zu widerlegen, wodurch die polnische Geschichte im Allgemeinen, und das Verhältniss Polens zu Oesterreich insbesondere, eine neue Gestalt erhalten.

Höchst interessant sind die Verbindungen der zwei letzten katholischen Staaten im Oriente, welche durch Jahrhunderte die äussersten Posten des Katholicismus vertheidigten und Asien den Weg nach Europa zu sperren suchten. Das Wichtigste unter den ungedruckten Documenten hierüber, werde ich selbst aus den Epochen, die ausser den Grenzen dieses Werkes liegen, vorbringen, denn je mehr sich der alte und der neue Erbfeind der Kirche und der Menschheit gegenseitig schwächen, die früher den katholischen Monarchien gegenüber eingenommene, gebietherische Stellung aufzugeben gezwun-

bare, lebende Band des schon bedeutenden österreichischen Ländercomplexes vor. Eine wesentliche Vorarbeit für die pragmatische Sanction. Dieselbe hatte nur das lebende Band gegen die Sterblichkeit zu schirmen, um die siegreiche Macht des Erzhauses gegen die grösste unter den inneren Gefahren, gegen den Zweifel in der Successionsfrage zu wahren, was der Sohn Leopolds, Carl VI. ausführte und der Menschheit die wohlthätige Regierung Maria Theresiens, ein Muster für Monarchen aller Zeiten, sicherte.

Auch für die westlichen und orientalischen Staaten, war diese Epoche eine hochwichtige. An die Namen Ludwigs XIV., Wilhelms III., Carls II. des letzten Habsburgers in Spanien, Carls II. und Jacobs II., der letzten Stuarts in England, an den grossen Churfürsten in Preussen, Carl XII. in Schweden, Peter I. in Russland, die Köprili in der Türkei, knüpften sich die Geschicke des Westens, des Südens, des Nordens und des Ostens, die Anfänge grenzenloser Kämpfe und folgenreicher Umwälzungen.

60. (Veränderungen der Zustände, bezüglich der Kirche.)

Selbst jene Macht, welche an die Zufälligkeit des Raumes und der Zeit nicht gebunden, ihre Grenzen nur in der Ewigkeit findet, wurde von den stürmischen Begebenheiten nicht verschont. Die Kirche nahm die Tugenden und Talente Innocenz's XI. in Anspruch, um ihren Gegnern, welche von Verhältnissen im Abend- und Morgenlande, selbst im entfernten Russland stets begünstigt, von der Macht des Zeitgeistes, den man für eine neue Weltentwicklung hielt, getragen, an Kraft ungemein gewonnen haben, die Spitze zu biethen und die schwerste Prüfung zu bestehen. Der Herrscher des ältesten katholischen Königreichs, Nachfolger des

gen sind, desto mächtiger wird das wahre Licht mit Hilfe der stets militanten apostolischen Kirche in die Türkei und in Russland vordringen,— und die ehemaligen katholischen Zustände im Oriente, können für ihre Gegenwart und Zukunft nicht gleichgiltig sein.

erstgebornen Sohnes der Kirche, empörte sich ja gegen den hl. Vater; Wilhelm III., Peter I., der grosse Churfürst u. s. w. Begründer neuer, akatholischer Mächte, waren seine Zeitgenossen.

61. (Recapitulation der Welt- und Ideenlage; ihre Bedeutung, philosophischer Grund und historische Ursachen.)

Solche religiöse, politische und sociale Umwälzungen, welche die Weltlage in der Epoche Leopolds I. bezeichneten und offenbar eine Folge falscher Ideen waren, flossen ihrerseits auf die Ideenlage ein. Die zunehmende Verneinung der Grundsätze, der wachsende Ungehorsam gegen das göttliche Gesetz und die hl. Kirche, übergingen aus dem Bereiche des Staates und Einzelner in das grenzenlose Reich der Ideen, wurden selbst der Menge zugänglich, wodurch andererseits die Elemente zu ferneren Umwälzungen vorbereitet wurden, und so eine doppelte, moralische und physische Personen zu fesseln fähige, Revolution eintrat.

Nie war demnach die Welt grösseren Drangsalen und Calamitäten ausgesetzt; der allmähliche Verfall des weströmischen Reiches, neben der schon weltlich erstarkten Kirche und der, eines hohen Organismus fähigen, zum Theile schon bekehrten Germanen, wirkte nicht überraschend, der Geistliche und der Ritter standen schon als Vertheidiger da. Auch das erste Jahrhundert nach jenem, in welchem Carl der Grosse zu wirken aufhörte, war nicht unglückseliger, als das achte nach demselben, in beiden sowohl gegen das Ende des X. als gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts der christlichen Aera, glaubten gottesfürchtige Christen dem nahenden Ausgang der Welt, dem letzten Gerichte entgegensehen zu müssen. Prüfen wir auf dem Wege der Principien, diese unseligen Zustände während der Regierung Leopolds I.

Seit der Erschaffung geistiger Wesen fing ein Kampf an, der bis zum letzten Gerichte dauern wird; seine Folgen werden durch ewige Belohnungen und Strafen fortbestehen. Bezüglich des Menschen nennt ihn die Kirche einen Kampf

zwischen dem Geiste und dem Körper; die Waffe des ersten ist der Glaube, das Wort Gottes sein Bundesgenosse, dem zweiten stehen die Sinne zu Gebote und vor Allem der geschäftige, nie rastende, im Wachen und im Schlafen durch die Wirklichkeit und durch die Träume, durch Gedanken, Begriffe etc. wirkende Verstand, welchen man füglich (im freien Sinne des Wortes) als den sechsten, unsichtbaren Sinn des Menschen bezeichnen dürfte. Der Fall der Engel, ihre Verschwörung mit den Eltern der Menschheit gegen das Geboth Gottes, sind die ältesten historischen Beweise dieses Kampfes, der ersten Siege des Rationalismus über den Spiritualismus. Wohl nicht durch eigene Kraft, vielmehr durch Verrath und List pfllegt der Rationalismus über den Glauben zu siegen; durch den Verrath an der Offenbarung, ohne deren Hilfe, da sie dem Menschen die Sprache, die Logik und den freien Willen gab, der Verstand nur ein confuser Instinct geblieben wäre; durch die List den Menschen gegenüber, weil er sich oft mit Hilfe einiger Bruchstücke der Offenbarung für den Gesandten Gottes ausgibt und oft durch Jahrhunderte in der That die religiösen Gefühle, spiritualistische Grundsätze und reine Sitten heuchelt.

Durch die Macht des Verstandes und seiner Künste, haben sich die Römer hochgehoben, aber da sie den wahren Glauben nicht hatten, mussten sie endlich stürzen und andern Rationalisten, den germanischen Barbaren weichen. Dem Glauben kam Gott selbst zu Hilfe, der Messias erschien und liess den hl. Petrus nach Rom abgehen. Dadurch war die hohe Gesittung der Römer gegen den Verfall gesichert und konnte durch die päpstliche Theokratie einen neuen, den Römern unbekannten Aufschwung, mittelst der katholischen Philosophie, nehmen.

Wieder tritt der Rationalismus als Verräther auf und wendet die katholische Philosophie, als Methode zur Forschung des heidnischen Wissens an. Mit diesem vertraut, durch Missbräuche, welche er in den kirchlichen, feudalen und monarchischen Institutionen einführt, unterstützt, durch neue

Entdeckungen auf dem Gebiete der Wissenschaft gekräftigt, bedient er sich seiner gewöhnlichen List, verspricht den Fürsten und Völkern eine grenzenlose Seligkeit auf Erden, der Kirche Verbesserung an Haupt und Gliedern, worauf er direct den Glauben selbst im Abendlande angreift, vor Allem dem Staate seine heidnische, nach mechanischer Gewalt dürstende Wirkung zu verleihen sich bestrebt. Bald sind die protestantischen Staaten wahrhaft heidnische Staaten geworden, neben ihnen glänzt der gallicanische und übertrifft sie alle. Der alte Kampf gelangt in ein neues, wichtiges Stadium, da schon Ludwig XIV. als ein heidnischer Caesar zur Vertheidigung des Rationalismus dasteht. Sein definitiver Sieg, wodurch auch der Körper über den Geist, der Verstand über den Glauben gesiegt hätte, wurde nur von Wenigen bezweifelt.

Wirklich war es schwer, für die Genossen des XVI. Jahrhunderts, neben diesen Calamitäten, Ursachen weiterer Stürme, auch die Gründe zu einer segensreichen Lösung der so gefahrvoll verwickelten Weltfragen zu erblicken. Nach vielen Drangsalen und erst in Folge beharrlicher Vertheidigung, gegen die sich überstürzenden Angriffe, wurde das Wesen des in der Epoche Carls des Grossen zur Geltung gebrachten Systems ausser Gefahr erkannt, denn man bemerkte, dass sogar in dem Siege aller ihm entgegengesetzten Systeme, der Keim ihres Verfalles immer niedergelegt ist. Dennoch kaum heute, zwei Jahrhunderte seit der bewegten Epoche, kann die vollständige Entwirrung so vieler streitigen Weltfragen Statt finden; und aller Niederlagen, welche seit der Leopoldinischen Epoche die Revolution erlitten hatte, ungeachtet, erhalten sich falsche Ideen und breiten ihre unmenschliche Herrschaft über noch zahlreiche Sklaven aus. Wenige selbst unter den Frommen, sehen mit Zuversicht einer vollständigen Restauration der bekämpften Weltordnung entgegen; noch Wenigere erblicken deutlich den seligen Leitstern wieder, denn wohl ist der grosse Brand mit Blut und Thränen gelöscht, aber immer steigen Rauch-

wolken aus der ungeheueren Brandstätte empor. Im XVII. Jahrhunderte waren nur fromme und zugleich kühne Denker eines Trostes fähig.

IV. Abschnitt.

Stellung und System Leopolds I. der Weltlage gegenüber.

Selbst unter solchen dem Rationalismus günstigen Verhältnissen, soll nicht und will nicht der Glaube nachgeben. Durch das Ringen mit der orientalischen und der deutschen Ketzerei gestärkt, setzt er den Kampf unter der Anführung seines geistlichen Repräsentanten, mit Hilfe Gottes und des weltlichen Schutzherrn, muthig fort. Der letztere, ein wahrhaft christlicher Caesar, ist sich stets seiner hohen Pflicht bewusst; entschieden war seine Stellung auch den drohendsten Begebenheiten gegenüber, unbeugsam der Muth dieses beharrlichen Kämpfers. So zum weltlichen Oberhaupt des Christenthums erhoben, wie sich Ludwig XIV. an die Spitze der heidnischen Tendenzen gestellt hat, wetteifert Leopold I. mit dem französischen, durch persönliche Talente, durch die Begeisterung Frankreichs und die Bewunderung des Auslandes hochgetragenen Monarchen. Ludwig ist mächtiger, aber der Kaiser findet Bundesgenossen und die wirksame Hilfe des päpstlichen Segens. So wurde der alte Kampf beider Principien vereinfacht; er ist interessant, gleichsam dramatisch, auch sehr belehrend, da man auch den letzten Resultaten des Kampfes, bis auf die heutigen Tage, zu folgen und so den inneren Werth beider Kämpfer deutlich zu erkennen vermag.

62. (Politik Leopolds I. im Allgemeinen, seine Stellung in den ersten Regierungsjahren.)

Schon die Erziehung und die Geschichte haben Leopold die Grundsätze und seine Haltung in der Politik vorgezeichnet; die Zustände Österreichs, Deutschlands, Spaniens, Polens und vor Allem die Lage der Kirche, bestimmten die

Thaten dieses Kaisers. Offenbar erscheint das System überhaupt, so wie auch das persönliche Wirken Leopolds, als eine Fortsetzung der Bestrebungen Ferdinands II. und III., als eine Folge der, im dreissigjährigen Religionskriege, von Oesterreich vertheidigten Principien, und ist auch von demselben Standpuncte aus zu würdigen.

Nicht leicht war in den ersten Regierungsjahren die Aufgabe Leopolds I., obgleich sich der König auf die Vertheidigung des alten erprobten Systems beschränkte, das katholische Staats- Völker- und Kirchenrecht stets befolgte, friedfertig, versöhnend und beschützend wirkte. Er eilt dem in seiner Existenz bedrohten Polen (1657) zu Hilfe und feiert bald mit diesem Königreich den Triumph der Befreiung. Unter Einem wurde auch Dänemark gerettet, Schweden besiegt, die Verträge von Welau (1657), von Bromberg¹⁾ (1657) und von Oliva (1660) verkündeten den zunehmenden Einfluss Oesterreichs. Bald darauf befreit der Kaiser Deutschland von den Gefahren, Ungarn von den Drangsalen des Krieges und versucht auch Siebenbürgen durch den Vasvare Frieden dem türkischen Schutz zu entziehen, nachdem der Sieg bei St. Gotthardt den Glauben an die Unüberwindlichkeit der Türken zu Lande erschüttert und dem schon wachen Genie Johanns Sobieski (Prinz Eugen war im ersten Lebensjahr) ein glänzendes Muster geboten hatte.

Wohl haben diese Erfolge das Ansehen Leopolds gehoben, allein auch die Wachsamkeit seiner Feinde gesteigert; durch angestrengte Feldzüge waren die Armeen Österreichs gelichtet, der Schatz erschöpft, die Bevölkerung durch den Einfall der Türken bedeutend vermindert. Überdiess erwiesen sich undankbar, für die der Kaiser gekämpft hat. Der auf dem polnischen Thron durch Österreichs Truppen und Einfluss wieder befestigte Johann Kasimir, scheut sich nicht die 70jährige Allianz der polnischen Dynastie mit den Habsburgern den Intriguen der Königin preiszugeben. Deutschland

¹⁾ Bydgostia, poln. Bydgoszcz.

vermag, ohne gegen die Tradition zu verstossen, die Grundsätze und Interessen Österreichs zu bekämpfen; Siebenbürgen ist feindselig und in Ungarn wirkt eine Verschwörung gegen den apostolischen König. Was sollte Leopold von der Türkei erwarten!

Solche Zustände bedrohen immer mehr die Allianz mit Frankreich, dem die Feinde Oesterreichs in Deutschland, Polen, Ungarn etc. mit Anträgen entgegen kommen. Die Ruhe, welche die österreichischen Länder vom Ende des türkischen bis zum holländischen Krieg genossen, war für den Kaiser keine Erholung.

Aber selbst inmitten unverlässlicher Bundesgenossen und standhafter Feinde, lässt der fromme Leopold den Muth nicht sinken. Gott und der heiligen Sache vertrauend, gibt der Kaiser die Hoffnung des Sieges nicht auf und sucht, um den vielfältigen Hindernissen seiner Stellung zu begegnen, die geeigneten Wirkungsmittel.

Leopold I. genoss zuletzt die Früchte der Anstrengungen und Kämpfe Ferdinand's II. und Ferdinand's III. und wusste sich in die Lage zu versetzen, die erhabenen Tendenzen seiner Ahnen durch neue, mächtige Mittel zu fördern. Unstreitig war das Zusammenwirken des Kaisers mit dem seit Jahrhunderten feindseligen Frankreich ein System, welches Ferdinand II. nicht einmal geahnt hätte, da Frankreich nach dem Tode Heinrichs IV. für einen Augenblick mit Oesterreich befreundet, zur rationalistischen Politik zurückkehrte und das kaiserliche Haus mit Beharrlichkeit und Leidenschaft bekämpfte. Mit Hilfe des unerwarteten Verhältnisses zwischen Leopold I. und Ludwig XIV. vermochte der Kaiser selbst dem Hauptwerk der Feinde Oesterreichs, dem westphälischen Frieden entgegenzutreten und die durch denselben verursachte missliche Lage wesentlich zu bessern, das Bündniss seiner Urheber zu hindern, sie sogar gegen einander und gegen den Geist dieses Tractates zu wenden.

63. (Westphälischer Friede, ein mächtiges Wirkungsmittel in der Hand Leopolds I.)

Diesen Frieden haben wir schon principiel als ein gottloses Werk, welches den Raub des Kirchen- und Kaisergutes bestätigte und mit Autorität umgab, erkannt. Neben der gewaltigsten Verletzung der Principien waren auch die Interessen des hl. römisch-deutschen Reiches, durch den genannten Frieden äusserst gekränkt. Um den Religionsfrieden zu fördern wurde nicht nur die Ketzerei der Evangelischen, sondern auch das im neuen Schisma noch neuere der Calvinisten anerkannt und beide Confessionen, durch eine eigene Beleidigung und Lästerung Gottes, der allein selig machenden Kirche gleichgestellt, wodurch das unglückselige Vaterland des Protestantismus drei Staatsreligionen erlangte.

Mit der staatlichen Einheit sah es nicht besser aus, jede Spur von Autorität und Möglichkeit des Zusammenwirkens zum Wohl des gemeinsamen Vaterlandes wurden durch den Tractat verwischt, welcher den Reichsständen die wirkliche Souveränität einräumte, hingegen dem Oberhaupte kein wesentliches Majestätsrecht überliess, und systematisch alle Feinde des Kaisers in Deutschland und in Italien belohnte.

Selbst die Besitzungen des *de facto* aufgelösten Reiches wurden nicht verschont. Dem hl. Reiche, dem Kaiser, und dem Hause Oesterreich wurden Breisach, die Landgrafschaft Ober- und Unterelsass, der Sundgau, die Landvogtei der zehn Reichsstädte in Elsass, das Besatzungsrecht in Philippsburg entrissen und an Frankreich sammt der Souveränität über die drei Bisthümer: Metz, Toul, Verdun, gleichwie über Pignerol abgetreten ¹⁾. Dem hl. Reich und dem Kaiser nahm der Tractat und gab dem Könige von Schweden ganz Vorpommern mit einigen Theilen Hinterpommerns, die Stadt Wismar, das Erzbisthum Bremen und das Bisthum Verden ²⁾; ferner erlangte Schweden Sitz und Stimme eines Reichsstan-

¹⁾ Instr. pac. Monast. §. 69. et seq.

²⁾ Instr. pac. Osnabr. art. X.

des und fünf Millionen Thaler ¹⁾. Brandenburg ²⁾ und Meklenburg ³⁾ wurden für den Verlust benannter Besitzungen wieder grösstentheils auf Unkosten der hl. Kirche, durch die in Herzog- und Fürstenthümer umgewandelten Erz- und Bisthümer Magdeburg, Halberstadt, Minden, Camin, Schwerin, Ratzeburg etc., entschädigt.

Die Schweiz wurde als eine von Deutschland unabhängige souveräne Republik, auf eindringliche Vorstellungen Frankreichs anerkannt. Dieselben Rechte wurden den vereinigten Staaten von Holland, die sich auf Unkosten von Brabant, Flandern und Limburg vergrössert hatten, eingeräumt, und damit der burgundische Kreis den Franzosen ja nicht entgehe, hat man bestimmt, dass weder der Kaiser, noch das Reich diesem Kreise Hilfe leisten ⁴⁾. Nie war der Verrath an eigenem Vaterlande schamloser begangen, um die innern und äussern Feinde desselben zu begünstigen.

Schon an und für sich war der grundsatzlose Friede für die Länge der Zeit unhaltbar und musste die Elemente, die er in Schutz nahm eben zur Vernichtung führen, denn diess ist die consequente Folge jeder Verneinung, jedes Widerspruchs. Wohl waren Frankreich und Schweden, welche nun eine legale Stellung im hl. Reiche einnahmen und deutsche Besitzungen inne hatten, in den Stand gesetzt noch mehr als früher das Land, je nach ihrem Interesse, zu bewegen. Allein die durch Hab- und Geldsucht zwischen ihnen und den Rebellen gegen den Papst und Kaiser zusammengebrachte Allianz, konnte aus denselben Motiven auseinander gehen; überhaupt entbehrt das Bündniss zwischen Bösen, jeder Bürgschaft einer Dauer.

Hingegen hat der Kaiser obgleich besiegt, die alleinige feste Grundlage für Mächte, die katholische Kirche als die ausschliessliche Staatskirche seinen Hausbesitzungen gesichert,

¹⁾ Instrum. pac. Osnabr. art. XVI, 8.

²⁾ Art. XI.

³⁾ Art. XII.

⁴⁾ Instr. pac. Monastr. §. 3. Zu sehen unter den Beilagen: Einige Erläuterungen über den westphälischen Frieden.

den Ketzern jene Rechte, welche man ihnen in Deutschland einräumte, in Oesterreich nicht zugestanden; dadurch wurde die Zukunft der österreichischen Monarchie so geschützt, wie jene des Reichs bedrohet. Die Stellung eines österreichischen Monarchen benützend, wirkte Ferdinand III., in wiefern es, ohne die Artikel direct zu verletzen, möglich war, gegen den westphälischen Frieden und schickte seine abgedankten Truppen, mit Hilfe des Herzogs von Lothringen, dem Könige von Spanien zu. Leopold I., obgleich diesem Tractat mit Recht abhold, verfuhr mit mehr Gewandtheit, und collidirte nie mit demselben. Schweden hat er in den Ländern, über die der westphälische Congress keine Bestimmung erliess, geschlagen und den König von Frankreich durch Mässigung entwaffnet, ebenfalls auf Deutschland durch Nachgiebigkeit günstig eingewirkt. Auf die Restauration seiner Rechte nicht mehr verhoffend, hat der Kaiser der Maxime gemäss: *Ultima salus victis, nullam sperare salutem*, systematisch und in jeder Hinsicht (mit Ausnahme der Kirchenangelegenheiten) Concessionen den Reichsständen zugestanden, und sogar sein letztes Recht, den Reichstag zu berufen und aufzulösen geopfert, dessen Permanenz zugelassen.

Seitdem in Folge dieser Geschmeidigkeit Leopolds das hl. Bündniss zwischen dem Kaiser und Ludwig XIV. gegen die Türken, zum nicht geringen Erstaunen der Protestanten, geschlossen worden war, mussten die Genossen der rheinischen Ligue die Kriegslasten nicht gegen, sondern für Österreich tragen.

Diess war nicht der einzige Grund der Erkaltung zwischen der Krone Frankreichs und der deutschen Opposition. Ludwig XIV. glaubte nicht mehr der Deutschen zu bedürfen, diese hingegen steigerten stets das Quantum der Subsidienelder. Schon während des Devolutions-Krieges erhob sich in Deutschland eine Opposition gegen die Franzosen und folgte dem Beispiele, welches die protestantischen Seemächte gaben. Frankreich hat zu viel Rechte erlangt, und suchte in Deutschland, welches von ihm schon im Völker-

rechtlichen abhing, auch auf die staatsrechtlichen Verhältnisse des hl. Reiches einzufliessen, trat als Gebiether auf, wodurch es sich selbst verwickeln musste. Auch Deutschland hat zu viele Freiheiten und Privilegien erhalten, und sich dadurch gefesselt; gegen Frankreich, dessen wahre Absichten immer deutlicher zum Vorschein kamen, vermochte es nicht selbständig zu wirken, denn das Band der Einigung fehlte ihm. Daher wurde der Kaiser gegen den herrischen Protector um Beistand angerufen. Die eigentliche Absicht Frankreichs ging dahin, die Macht der Reichsstände gegen das vom Reiche besiegte Oberhaupt zu richten, und eben trat das Gegentheil ein, die Stände wandten sich gegen das eroberungstüchtige Frankreich, um es mit Hilfe des Kaisers und Österreichs aufzuhalten. Je mehr man den westphälischen Frieden und dessen Haupturheber, die französische Politik erkannte, desto geringer war die Begeisterung für denselben. Oft fanden die Ketzler Interesse, den Frieden von Osnabrück anzurufen, allein selbst inmitten der entschiedensten Feindseligkeit gegen Oesterreich, beseelte dennoch ein Gefühl des Anstandes Ludwig XIV. und liess ihn im geheimen Einverständniss mit dem erkatholischen Hause gegen die deutschen Ketzler wirken.

In solcher Lage des westphälischen Friedens hatte Leopold die Wahl, bald die Protestanten in und ausser Deutschland, gleichwie die Türken mit Hilfe Frankreichs aufzuhalten, und so das päpstlich-kaiserliche System zu restauriren, bald die protestantischen Mächte und Deutschland zu Bundesgenossen gegen Frankreich zu haben, gegen die Türken unter Beistand des Papstes und frommer Fürsten zu handeln. Anfänglich hat Leopold das erste, darauf während des holländischen Krieges, das zweite Mittel angewandt, um in beiden Fällen das gegen Oesterreich durch den westphälischen Frieden aufgerichtete Gerüste über den Haufen zu werfen ¹⁾.

¹⁾ Schon in der Wahlcapitulation Josephs I. wurde der westphälische Friede feierlich verpönt. Wenigstens nach

In Folge dieses Systems, (dessen Tragweite für die doppelte kaiserliche und orientische Sendung Oesterreichs wir näher sehen werden), ist es dem Kaiser gelungen, Oesterreich als eine orientische Grossmacht definitiv zu organisiren und dadurch, gleichwie durch die Ausübung der schweren Kaisersplichten (wogegen sich die einflussreichsten Minister Leopolds I., Fürst Auersberg und noch entschiedener der Herzog von Sagan erklärten und nur die rein österreichischen Interessen zu beherzigen anriethen) den Grundstein zur Erblichkeit der kaiserlichen Krone im Erzhause zu legen. Heut zu Tage, da der erbliche Kaiser von Oesterreich mit dem französischen Erbkaiser sogar den Orient gegen das russische Zarenthum, dessen System sich als ein mit den Grundsätzen des westphälischen Friedens vollständig übereinstimmendes herausgestellt hatte, beschützt, ist von diesem Frieden, seine für Oesterreich vortheilhaften Folgen ausgenommen, kaum noch eine Spur wahrzunehmen.

In der That führte er rasch von Verwicklungen zu Verwicklungen und endlich zu einem offenen Bruch zwischen Frankreich und den deutschen Reichsständen. Lang ist die Liste der Kirchen, welche die Franzosen den Protestanten wieder entrissen hatten, lang ist die Reihe der Souveraine, welche der Friede von Münster anerkannte und welche Ludwig XIV. in die französische Unterthanschaft schleppen liess.

Der andere Beschützer des hl. Reichs, Schweden, wurde bald ausser Stand gesetzt, Deutschland und sogar sich selbst zu beschützen; ein mächtigeres Schisma hat sich die Mühe gegeben, das schwedische zu bekämpfen, zu besiegen und zu demüthigen. Die den katholischen Wasa geraubte Krone wechselt bis jetzt ihre Inhaber, nicht einmal den Nachkommen des von den Protestanten für seine Abentheuer und Raubzüge gefeierten Gustav Adolf, hat sie sich standhaft angeschlossen. Zuletzt wurden auch die Nachfolger des

den harten Lehren eines halben Jahrhunderts, hat der Deutsche den sogenannten Nationalfrieden, den Urheber und Regler deutscher Freiheit zu beurtheilen gelernt.

Hauptbeschützers des westphälischen Friedens, Ludwigs XIV. von dem französischen Thron ausgeschlossen. Das auf den doppelten Schutz Frankreichs und Schwedens rechnende Deutschland fand sich demnach in seiner Rechnung getäuscht, und wurde mit Nachdruck und Beharrlichkeit nur von diesem Hause vertheidigt (gleichsam beschämt), gegen das es den Aufruhr, Verrath und äussere Feinde anrief, gegen das es den westphälischen Frieden schloss.

In jeder Hinsicht kann man die durch diesen Tractat verursachten Zustände als einen vollständigen Gegensatz von jenen betrachten, die er bezweckte. Was der Protestantismus seinen Plänen gemäss schnell und hoch heben wollte, dieses wurde erniedrigt, und die er zu demüthigen beabsichtigte, haben sich gehoben. Der von den Ketzern und den Gallicanern bezweckte Untergang Oesterreichs hat gar nicht Statt gefunden, hingegen kann man fragen, was ist aus dem Principate der gallicanischen Bourbonen geworden, wo ist die Macht Schwedens und das noch unter Karl V. mächtige Deutschland, bevor es sich durch den Protestantismus fesseln und endlich durch den westphälischen Frieden zu Grunde richten ¹⁾ liess? — Mit Unrecht pochen daher die Rationalisten auf ihr zu Münster und Osnabrück gegen die Vertheidiger des päpstlich-kaiserlichen Systems und gegen Oesterreich ausgeführtes Werk.

¹⁾ Dieser Friede wird anders beurtheilt und als national, für Deutschland günstig angesehen, aber der Irrthum dieser Auffassung ist handgreiflich, sobald es fest steht, dass die vermeintlichen Beschützer Deutschlands, Frankreich und Schweden ihrem Schützling die schönsten Länder, gleichsam zum Andenken der Allianz entrissen hatten.

Es ist auch nicht richtig, was oft behauptet wird, dass der westphälische Friede das Gleichgewicht Europa's hergestellt, das europäische Völkerrecht und das deutsche Staatsrecht für Jahrhunderte begründet hatte; im Gegentheil war dieser Friede die Hauptursache des Verfalls jenes Gleichgewichtes, für welches die Oesterreich feindseligen Mächte seit dem Anfange des XVI. Jahrhunderts kämpften,

In Folge der Stellung, in welche die von Gott gestrafte Grundsatzlosigkeit des westphälischen Friedens Leopold I.

aber bald durch den Uebermuth des in Folge dieses Friedens auf Deutschland einwirkenden Frankreichs sich enttäuscht fanden, und hiedurch für den Kaiser günstig gestimmt, Frankreich sogar zu bekämpfen bereit waren. Dem westphälischen Frieden lag nicht einmal die Absicht zum Grunde, das Gleichgewicht Europa's zu regeln, denn er hat ja von Mächten wie Russland, Polen, England, Spanien (mit Ausnahme des Vertrages des letzteren mit Holland) von Portugal, von der Türkei etc. keine Erwähnung gethan. Die unnütze Formalität seitens der Contrahirenden, auch andere Mächte in den Frieden aufnehmen zu lassen, hatte für dieselben nicht die geringste verbindliche Kraft, da man nicht einmal ihre Einwilligung einholte; so wurde Polen vom katholischen Oesterreich und zugleich vom protestantischen Schweden, und zwar ohne befragt zu werden, in den Frieden aufgenommen, auch das moskowitische Grossfürstenthum, welches höchst wahrscheinlich nicht wusste, was man eigentlich in Münster und Osnabrück vornehme, ward auf's Verlangen Schwedens in die Friedensacte eingetragen. Man hat demnach Unrecht zu behaupten, dass am westphälischen Frieden (gegen den der Papst und Spanien mit Beistimmung des Kaisers protestirten) alle europäischen Mächte, mit Ausnahme des Papstes und des Sultans Antheil nahmen. Dieser Friede hatte einen streng localen, ausschliesslich deutschen Charakter, und verfügte bloss über die entweder vor ihm, oder durch ihn dem deutschen Reiche entrissenen Länder.

Selbst die dem deutschen Reiche noch belassenen Besitzungen, wurden bezüglich ihrer staatsrechtlichen Verhältnisse durch die Bestimmungen des westphälischen Friedens nicht definitiv geregelt. Seine Vollziehung erregte, vor Allem aus Anlass der Restitutionen, neue Missverständnisse und hatte mit ungemeinen Hindernissen zu kämpfen; abermals riefen die Protestanten und die Katholiken zu den Waffen und die Brandschatzung war stets an der Tagesordnung. Dem Reichstage 1653—1654 war die Bürde auferlegt, die Lücken des Friedens auszufüllen, welche Nacharbeit nicht immer der Vorarbeit zu entsprechen schien, und neuen Unruhen vorzubeugen nicht vermochte. Zehn Jahre darauf disputirte man am Reichstage sehr ernst, ob der burgundische Kreis zu Deutschland gehöre oder nicht, was noch 1667 keines-

versetzte, vermochte der Kaiser, der ein gutes Einvernehmen mit dem Könige von Frankreich pflog und sich mit ihm

wegs, weder für die auswärtigen Mächte, noch für die deutschen Reichsstände, eine ausgemachte Sache war, indem man bei der Beantwortung der Frage Distinctionen machen zu müssen glaubte.

Auch die äussern Verhältnisse des hl. Reiches wurden von dem westphälischen Frieden nicht fester geregelt. Als drei Jahre nach seiner Unterzeichnung Ferdinand III. den bedrängten spanisch-deutschen Ländern Hilfsmittel indirect zugeschickt hat, protestirten Frankreich und die deutschen Fürsten gegen den Kaiser und beschuldigten ihn des Friedensbruches; die Ohnmacht ihres eigenen Werkes eingestehend, fühlten sie sich gezwungen zu dessen Kräftigung ein neues Bündniss unter Reichsfürsten, so die rheinische Ligue (1651), zu schliessen, welche sich auch, obgleich ihr Frankreich beitrug, auflöste und andern Verträgen, den Separattractaten zwischen Frankreich und deutschen Fürsten Platz machte.

In wiefern es dem westphälischen Frieden gelungen war confessionelle und staatliche Einrichtungen zu treffen, über den Besitzstand der Territorien auszusprechen, wurden die Friedensartikel nicht immer von den Deutschen und nie von Frankreich geachtet. Die ausdrücklichsten Bestimmungen bezüglich der Grenzen zwischen dem hl. Reiche und Frankreich, hat der Beschützer Deutschlands, Ludwig XIV. verletzt, deutsche Besitzungen dem französischen Königreich einverleibt, völkerrechtliche Fragen von dem Ausspruche französischer Gerichte abhängig gemacht, hiemit den westphälischen Frieden förmlich verhöhnt.

Es ist hinlänglich, die Karte von Deutschland, wie es durch diesen Frieden eingetheilt und begrenzt wurde, und jene, welche die bald darauf zu Gunsten Frankreichs erfolgten Veränderungen darstellt, anzusehen, um sich zu überzeugen, ob der westphälische Friede wirklich die Grundlage des Völker- und Staatsrechtes durch Jahrhunderte bildete, oder, ob er nicht vielmehr nur als ein Vorwand zu neuen Kämpfen und den Tractaten von Nimwegen, Ryswick u. s. w. diente. Auch die Karte Oesterreichs, welches eben dieser Friede aufhalten wollte, hat sich geändert, aber viel günstiger, als jene Deutschlands.

Sogar das feindselige Verhältniss zwischen Frankreich und Oesterreich, in dem die Rationalisten mit Recht ei-

stets inniger, (so in der Zeit des Theilungsvertrages 1668) verband, auf die Weltlage mächtig einzuwirken. Durch De-

ne Bürgschaft für den weitem Umsturz, eine Garantie des Unrechtes erblickten, auch dieses von den Verehrern der Emancipation des menschlichen Geistes als wohlthätig gepriesene Wesen des westphälischen Friedens, liess sich durch die Artikel von Münster und Osnabrück gar nicht festhalten. Nachdem die ersten Versuche einer Allianz zwischen beiden katholischen Grossmächten wohl nicht gänzlich gelungen waren, aber dennoch freundschaftliche Beziehungen bewirkt hatten, wurde schon ein Jahrhundert nach dem westphälischen Frieden, am Congresse zu Aachen (1748) der Grund zur österreichisch-französischen Allianz unter Maria Theresia und Ludwig XV. gelegt, was bestimmt nicht in Folge des westphälischen Friedens zu Stande kam. Die Kämpfe Preussens mit Oesterreich, der rheinische Bund, die drückende Herrschaft Napoleons I., ja selbst der 4te Wiener Friede (1815), welcher den erblichen Kaiser von Oesterreich an die Spitze Deutschlands stellte, waren dem westphälischen Frieden gar nicht gemäss.

Erst 1848 versuchte man das Gespenst des westphälischen Friedens ins Leben zu rufen, einen protestantischen Kaiser für's ehemalige, heilige deutsche Reich zu wählen, aber ihm ja keine Autorität zu gönnen. Der neu erwählte hochherzige Fürst verschmähte die Stellung, die der Geschichte eben so widerstritt, als sie dem Geiste des gedachten Friedens entsprach, und schien des hohen Ansehens des römisch-deutschen Reiches, bevor es durch den unglückseligen Friedensschluss unwiderfürlich untergraben worden, lebhaft zu gedenken. Kaum wird das Gespenst es wagen noch einmal aufzutreten, da es sogar von protestantischen Fürsten, wenn sie deutsche Gesinnung beseelt, verwünscht ist.

Freilich war dieser Friede, da er dem Verrathe und Raube den Stempel der Legalität zu ertheilen sich bemühte, von den Partheien der Unordnung immer, wie die Ketzerei selbst, welche die Emancipation des menschlichen Geistes heissen sollte, hervorgehoben. Aber selbst in diesen Schichten der deutschen Gesellschaft, hat endlich die Popularität des berüchtigten Friedens aufgehört, wie es die gefährlich zahlreichen Vertheidiger des einheitlichen Deutschlands erweisen, den westphälischen Frieden des Verrathes an Deutschland beschuldigen und

muth gegen die Kirche und die ihr nie versagte Hilfe, durch seine Stellung als Schutzmacht im Osten von Europa, als verwandtes Haus in Spanien und als regierendes in Deutschland, konnte Oesterreich in den wichtigsten Angelegenheiten Europa's den Ausschlag geben. Glänzender war die Machtstellung des gewaltigen Ludwig, aber viel höher der Standpunct Leopolds, da der vom Ehrgeize beherrschte König ausserordentliche Mittel, ohne zuverlässige Bundesgenossen, zu suchen und bodenlose Wege zu betreten gezwungen war, wenn er anders diese vortheilhafte Lage des Kaisers bekämpfen wollte. So lange der allgemeine Friede und die Eintracht des Königs mit dem Kaiser dauerten, war immer Leopold I. der Mittelpunkt aller Verhandlungen, gleichsam der Friedensrichter von Europa.

zu rufen scheinen: Was der Papst verdammt, bleibt verdammt.

Dennoch klagt die deutsche Partei des Umsturzes und der Empörung mit Unrecht über den westphälischen Frieden, denn er war eben geeignet, Deutschland auf dem ganz natürlichen Wege der Reaction gegen die Zersplitterung, welche in Folge der Verneinung der höchsten Autoritäten eintrat, zur gewaltsamen Einigung unwiderruflich zu leiten. Ein Frankfurter Convent, eine communistische Republik, oder ein deutscher Staat, dem jedes Eigenthum, mag es kaiserlich, päpstlich, königlich, fürstlich oder bürgerlich sein, antastbar scheint, hätten die Sucht der Demagogen nach wilder Einheit wenigstens für einen Augenblick befriedigt; und wirklich standen die für das einige Deutschland schwärmenden, von einer deutschen Macht offen begünstigten Patrioten nicht mehr fern von ihrem Ziele. Aber Oesterreich, gegen welches Deutschland den westphälischen Frieden gerichtet, wusste dessen unselige Consequenzen aufzuhalten, Deutschland zu retten, die sociale Revolution zu vereiteln, die Ordnung in dem auf den Trümmern des heiligen Reiches bewegten Staatenbunde durch Waffengewalt wieder einzuführen. Undankbar sind die Demagogen, wenn sie die Empörung deutscher Fürsten gegen Papst, Kaiser und Vaterland beschuldigen, denn auf dieser Vorarbeit beruht ja die Bedeutung deutscher Demagogen, sie sollten daher diesen gottlosen Frieden nicht schmähen, verdammen, sondern vielmehr preisen.

64. (Lage Leopolds I. in Folge eingetretener Zerwürfnisse mit Frankreich;
Zunehmen der grossen abendländischen Revolution.)

Nicht lange erhielten sich diese für die Kirche und die Menschheit vortheilhaften Verhältnisse, und schon keimte in der günstigen Weltlage eine grosse Gefahr für die vom Kaiser gewünschten und beschützten Zustände. Nicht möglich auf die Länge der Zeit waren die freundschaftlichen Beziehungen des Kaisers zum Könige von Frankreich, und bald stellten sich die Tendenzen beider Monarchen als entgegengesetzt heraus: das System des Kaisers, welcher das katholische Staats- Völker- und Kirchenrecht vorstellte, und jenes Ludwigs XIV., welcher die Verneinung derselben in sich personifizierte, das Ausland während des Krieges plünderte ¹⁾ und auch das Innland während des Friedens nicht besser behandelte ²⁾, Eroberungen ohne Kriegserklärung vornahm ³⁾ Allianzen in der Absicht, sie nicht zu halten, schloss ⁴⁾ und nur an dem Bündnisse mit der Türkei und den Rebellen ⁵⁾ mit Treue hielt. Durch diese Verschiedenheit der Grundsätze beider Herrscher und der Geschichte des österreichischen und französischen Hauses, durch die immer deutlicher hervortretende Feindseligkeit Ludwigs, welcher die Rivalität gegen Oesterreich eifriger als Franz I. und Heinrich IV, obgleich heimlich betrieb, ebenfalls durch den Antagonismus ihrer Interessen, der sich an vielen Berührungspunkten in den österreichisch-spanischen Besitzungen, in Deutschland, in Polen, in dem Oriente kund gab, da Ludwig nach dem Principate strebte und sich die päpstlichen Rechte in der französischen Kirche anmassete, war der Bruch der für die Menschheit wohlthätigen Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich unvermeidlich, und durch den Bruch eines so er-

¹⁾ So die Pfalz etc.

²⁾ Zu sehen in den folgenden Büchern über die Verwaltung Frankreichs, vor Allem seit dem Abtreten Colbert's.

³⁾ Durch die Aussprüche der Reunionskammern.

⁴⁾ Mit Spanien, Holland, England etc.

⁵⁾ Mit Tökeli, Teleki etc.

wünschten Verhältnisses musste auch die Weltlage, ebenso die Stellung des Kaisers wesentlich verändert werden.

In der That führte der Krieg zwischen Leopold I. und Ludwig XIV. zu ungeheueren Verwicklungen, sowohl politischen als socialen, denn die zwei Kräfte, nämlich der französische Ehrgeiz und Protestantismus, welche bis zum französisch-österreichischem Bündnisse vereinigt wirkten und durch ihre Beispiele das Christenthum im Westen und im Osten stürmisch bewegten, wurden jetzt nach ihrer Trennung für die Reinheit und Autorität christlicher Ideen noch gefährlicher, da eines von den Principien, entweder der Ehrgeiz des gallicanischen Frankreichs, oder die Habsucht des Protestantismus sich geltend machen musste und der Kaiser nicht mehr die Wahl zwischen zwei Allianzen hatte, sondern sich, nach dem Bruche des von ihm vorgezogenen Bündnisses mit Frankreich, in die Nothwendigkeit versetzt sah, dem Protestantismus viele Opfer zu bringen, wenn der Gallicanismus nicht stets und entschieden siegen sollte. Durch diese unglückselige Lage des weltlichen Vorstehers der Christenheit, gleichwie durch die Bedrängnisse des erz-katholischen Hauses Oesterreich beider Linien, hat die Verwirrung der rechtlichen und sittlichen Begriffe ungemein zugenommen, und selbst die Vertheidigung des wahren politischen Systems, welche sich Leopold I. eifrig angelegen sein liess, vermochte nicht der Auflösung zu steuern, denn die Vertheidigung war nur durch die Verbindung des Kaisers mit den Protestanten gegen das herrschsüchtige Frankreich möglich, also durch eine ausschliesslich politische Allianz, welche die socialen Grundsätze und die Interessen im Innern nicht im Geringsten fördern konnte.

Andererseits musste Ludwig in seinen gewaltsamen Mitteln immer weiter schreiten, um eine hinreichende Macht gegen den Kaiser und die Protestanten aufzustellen, wodurch Recht und Pflicht in den Hintergrund traten. Wirklich wurde der längst begonnene Bau des Polizei- sowie auch des oekonomischen Staates in Frankreich nun in Eile und Hast

vervollständigt. Auch das auf den Grundsätzen Richelieu's und Mazarin's aufgebaute Cabinet, wurde in dieser Richtung mit grossem Geldaufwand gefördert, um die unsittlichsten Wirkungsmittel auszubilden, vor Allem gegen Oesterreich und den Kaiser anzuwenden; dessen grundsatzlose Bundesgenossen erlagen oft absichtlich (wie die Holländer am Congresse zu Nimwegen) den Staatskünsten Frankreichs. Eigens aufgestellte Gerichte, die genannten Reunionskammern, hatten den Beruf das Recht zu entwürdigen, und scheinbar legale Massregeln zur Besitznahme von Länderstrecken inmitten des Friedens, darzubieten. Alles im Krieg wie im Frieden von den Franzosen occupirte Land wurde gebrandschatzt und geplündert, oder sogar ohne Zweck verwüstet. Endlich wurde selbst die Kirche, wohl aus Motiven des Uebermuthes, aber auch aus finanziellen Gründen angegriffen, neue Grundsätze über das Verhältniss von Kirche und Staat, über die höchste Gewalt in der Kirche wurden aufgestellt, die mit der h. Schrift, gleichwie mit der Praxis geradezu im Widerspruche standen. Ludwig XIV. wagte sogar diese Sätze ¹⁾ (1682) dem französischen Clerus aufzudringen und sie von römisch-katholisch-apostolischen Geistlichen beschwören zu lassen; kein Zwangsmittel erschien dem allchristlichsten Könige widerrechtlich, mit der Würde der christlichen Majestät unvereinbar. Vollendet stand die Revolution in Frankreich schon unter Ludwig XIV. da, und, um desto gefährlicher zu wirken, heuchelte der Umsturz ein royalistisches Aeussere und nannte sich katholisch.

Da sich der Aggressor zu solchen Massregeln entschloss, mussten auch seine Gegner immer leidenschaftlicher kämpfen, und nicht nur Ludwig, auch sie haben auf Grundsätze und Tradition immer weniger geachtet. Wirklich wurde dieser Dämon des Westens auch von Jenen, die ihn bekämpften, nachgeahmt, als ihr Muster, aus Noth, oft schon aus anderen

¹⁾ Die sogenannten vier Propositionen. Wir werden sie seines Orts näher kennen lernen.

Motiven, angesehen; und bestimmt waren die fürstlichen Zeitgenossen Ludwigs mehr dem Könige, als seinem äusserlich glänzenden, verführerisch wirkenden System abhold.

Indem so das Staats- Völker- und Kirchenrecht immer gewaltsamer im Westen verneint wurde, erstarkten die gegen das Herkömmliche und Traditionelle gerichteten Unternehmungen und die daraus entspringenden Verwicklungen zu einer intensiven Umwälzungskraft, welche bald das ganze Abendland umfasste, nachdem alle früheren Verhältnisse, und selbst das Verhältniss des Hauptvertheidigers des alten Systemes, verfälscht worden war, und das weltliche Oberhaupt der christlichen Welt Wilhelm III. Vorschub zu leisten, ihm die katholischen Stuarthe zu opfern sich gezwungen sah, um den übermächtigen Gallicanismus zu bekämpfen.

In diesen unglückseligen Zuständen war der Kaiser der Mittelpunkt aller, gegen Frankreich gerichteten Bestrebungen und Kriege, welche bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts durch dreissig Jahre, kaum mit Unterbrechung, und selbst am Anfange des XVIII. Jahrhunderts fort dauerten.

Sehr verschieden vom ersten war dieser Theil der Regierung Leopolds und man kann ohne Wortspiel behaupten, dass der Kaiser einen neuen, 30jährigen Religionskrieg kämpfte, denn jede politische und sociale Aufgabe, die er dem bösen Zeitgeiste gegenüber zu lösen hatte, war eine religiöse, und überhaupt lassen sich alle socialen und politischen Vergehen auf den Unglauben zurückführen.

65. (Einfluss der abendländischen Revolution auf die orientischen Monarchien; die Lage des Kaisers und der Gesittung.)

Gefährlich, wie wir schon sahen, sogar gefährlicher als der erste 30jährige Religionskrieg war dieser, denn die abendländische Revolution in protestantischen und katholischen Abendländern gleich rege, konnte auf die katholischen Monarchien im Oriente kräftiger einfließen, als es der Protestantismus unter Ferdinand II. und III. vermochte. Durch die natürliche Leichtigkeit der Ausbreitung falscher Ideen und

die Macht einer höheren Cultur im Westen, fanden die verwirrten Begriffe des Rationalismus im Kirchen- Staats- und Völkerrechte bald Eingang in die orientischen Monarchien und belebten die Wirren in Polen, Ungarn, Siebenbürgen etc.

Vor Allem hatte Ludwig XIV. das Interesse und die Mittel, diese Wirren zu unterstützen, den Kaiser in seinen orientischen Besitzungen, Allianzen und Interessen anzugreifen, denn hier bestehen die Grundlagen selbst für die Existenz Oesterreichs. Dadurch wurde der Krieg ein doppelter, am Rhein und an der Donau musste Leopold zugleich kämpfen. Besonders wüthete der Krieg an der Donau, seit mittelst des französischen Einflusses die ungarischen Protestanten durch regelmässige polnische Truppen verstärkt, von Franzosen angeführt, durchs französische Geld unterstützt, vom Sultan in Schutz genommen wurden, und die Türken in Ungarn mit einer Heeresmacht einbrachen, welcher der Kaiser beinahe keinen Widerstand (S. 88) entgegenzusetzen vermochte.

Diese unseligen Zustände des Westens und des Ostens, (welche durch den Bruch des seit 1663 bis 1672 bestandenen Einverständnisses zwischen Leopold I. und Ludwig XIV. hervorgerufen wurden) erreichten in dem für die Geschichte Oesterreichs, Deutschlands und Italiens und für die Menschheit überhaupt verhängnissvollem Jahre 1683, ihren Höhepunkt.

Durch die Verbindung der Wirksamkeit böser Mächte und böser Ideen, falscher philosophischer und politischer Systeme, der Ungläubigen und der Ketzer, durch die Schüchternheit guter und den Uibermuth schlechter Menschen, durch die heftigsten Leidenschaften des Occidentes und des Orientes, wurden die Gefahren im Abendlande zu einem Grade gesteigert, welcher jedes christliche Gemüth mit Besorgniss und Bangigkeit erfüllte. Die Gesittung schien unwiderruflich verloren. Barbarenhorden ergiessen sich über christliche Länder, Tausende von Christen erleiden den Martyrertod. Die viel unglücklicheren Zeugen, welche die Türkengräuel überleben, werden mit Ketten belastet, der Kirche der falschen

Propheten: Mahomet, Luther, Calvin entgegengeführt. Allgemein ist der Schrecken, noch allgemeiner die Verwirrung. In allerlei Richtungen kreuzen sich die Fliehenden; zum Kampfe mit ihnen fühlen sich christliche Bürger, Soldaten und Geistliche pflichtgemäss genöthigt; nur der Kaiser will nicht fliehen, erliegt aber dem officiellen Zwange, um nicht etwa den Triumphzug der Barbaren zu verherrlichen. Was wird das Haus und Volk ohne seinen Herrn werden?

66. (Wunderbare Rettung der Gesittung durch die hl. Ligue.)

In diesem für die Menschheit extremen Momente „erscheint ein von Gott gesandter Mann, Johannes“ der dritte dieses Namens unter den Königen von Polen, und führt die von der Vorsehung in Reserve gehaltene Rettungsmacht dem Christenthume und seinem Oberhaupt zu.

Wir sagten schon, dass der bis nun grundsatzlose König von Gott wunderbar bekehrt, den Abschluss der heiligen Ligue vorbereitet hat. Durch geheime Verbindungen mit dem Orient wohl unterrichtet, durch den Feldherrnblick in die ungewöhnlichen Rüstungen der Türkei, in die Angelegenheiten der Ungarn und des Kaisers unterstützt, zweifelt der König schon im Jahre 1682 an dem Entschlusse der Türken, das Abendland anzugreifen, nicht und sucht Verbindungen mit dem Papst und Kaiser ¹⁾ gegen den Erbfeind der Christenheit.

¹⁾ Diese vom Fürsten Nicolaus Radziwił lithauischen Vicekanzler und Feldherrn, ausserordentlichen Gesandten in Wien, Venedig und in Rom geleiteten Unterhandlungen, ohne die Jahr darauf der schnelle Abschluss der hl. Ligue nicht möglich gewesen wäre, sind im hohen Grad anziehend und äusserst belehrend. In der Anführung der Grundsätze, auf denen ein h. Bündniss beruhen soll, und welche der Papst freudewoll billigte, findet man die deutlichste und beredteste Darstellung des gesammten Systems der katholischen Weltordnung; die Grundlage und zugleich die höchste Stufe derselben, das Papstthum, nennt der fromme Staatsmann: *Vicaria Dei in terris Majestas*. Jedes Wort des Königs und des Fürsten Radziwił athmet die Erhabenheit und Autorität eines Innocenz III., IV. Bonifacius VIII. etc. Gehörigen Orts werde ich diese Vorbereitung zur hl. Ligue darstellen.

Selbst nachdem das Wiener Cabinet aus Zutrauen zu den Türken, deren Zustände und Absichten es nicht kannte, und aus Misstrauen zu dem König, den man noch immer für einen Allirten Ludwigs XIV. hielt, sich in diese Unterhandlung nicht einzulassen beschlossen hatte, setzt Johann III. vom Papst unterstützt und gesegnet die Rüstungen fort und hört nicht auf jede Bewegung der Türkei zu beobachten; so hat er sich gegen die Uiberraschung geschützt, und vielmehr war er in der Lage, nachdem die Türken gegen Oesterreich wirklich losgeschlagen hatten, dem überraschten Wiener Hofe schleunige Hilfe zu versprechen und mehr zu leisten, als er versprochen.

Schon im Monate März, nachdem sich die deutschen Reichsstände bereits früher mit dem Kaiser gegen die Türken verbündet hatten, wurde die hl. Ligue in Warschau geschlossen, sie trat sogleich in Wirksamkeit. Das grosse Werk ward in einigen Tagen vollendet, von den gewöhnlich disputirenden Polen angenommen, vom Kaiser ratificirt; ¹⁾ in einigen Tagen erreichte die polnische Armee im Flugschritte Wien; in einigen Stunden wurden die der Verproviantirung und der Zucht entbehrenden Armeen so vieler Allirten geordnet und in einigen Stunden die wichtigste aller Weltschlachten geschlagen und gewonnen, welcher jene von Marathon, von Actium, Poitiers etc. kaum an die Seite gestellt werden können.

¹⁾ Sie wurde von den kaiserlichen Gesandten Carl Graf von Waldstein und Johann Baron von Zerowski, von polnischen Senatoren und Landbothen am 31. März 1683 unterzeichnet und von Leopold I. zu Laxenburg den 2. Mai ratificirt. Jahr darauf trat diesem Bündnisse des Kaisers mit dem Könige und Staate von Polen auch Venedig bei, was der Kaiser den 5. März zu Linz, der König den 27 zu Warschau und die Republik den 31. März 1684 zu Venedig ratificirten. Der Text des Tractates ist zu finden in: Zaluski, *Epistolae historico-familiares*; Dogiel, *Codex dipl. Poloniae.*; Dumont etc.

67. (Natürliche Erklärung der Weltrettung.)

Eine Reihe so ausserordentlicher Thaten, deren jede auf Jahrhunderte Eindruck zu machen geeignet ist, dem kühnen Ludwig XIV. unmöglich schien, erscheint noch heut zu Tage vielen Bewunderern neuerer Unterhandlungen, neuer Feldzüge und Eisenbahnen ganz fabelhaft, und sie behaupten, dass viele authentische Documente, die ohne Annahme eines Wunders ein so ausserordentliches Ereigniss erklären, in Verlust gerathen sein müssen. Diejenigen, welche die rasche Wirksamkeit des hl. Feldzuges und die imposante moralische Kraft des Aufschwungs christlicher Gefühle bezweifeln, haben Unrecht, denn immer geschehen ähnliche Wunder, wenn Kaiser und Könige Einem gehorchen. Christus unser Heiland und Erlöser der über seine Kirche wacht ¹⁾; lenkte die Herzen der Unterhandelnden, Er gab zu allen Vorkehrungen seinen Segen und entschied den welthistorischen Sieg!

68. (Bedeutung der hl. Ligue von 1683.)

Offenbar war die hl. Ligue eine Fortsetzung des im Jahre 1664 gegen denselben Feind, in derselben Absicht geschlossenen und nur durch's Verschulden Ludwigs XIV. gebrochenen Bündnisses, allein in seiner zweiten Auflage hat das Bündniss einen weitem Wirkungskreis erreicht, es hat auch zu den glücklichsten und dauerndsten Ergebnissen geführt. Der Erfolg der Warschauer Unterhandlungen (1683) war nicht der einzige Sieg Oesterreichs über Frankreich, die Schlacht bei Wien nicht die letzte Niederlage der Türken. Durch diesen Sieg hob sich die Macht des Kaisers, des officiellen Vertheidigers der Menschheit ungemein, und die Gefahren, welche die Gesittung hierauf bedroheten, vermochten nicht mehr mit der früheren Intensität aufzutreten. Dadurch wurde die hl. Ligue, selbst wenn man von ihren Sätzen, die

¹⁾ Und ich bin bei euch bis ans Ende der Welt. Matth. XXVIII. 18—20.

sie für die Ewigkeit aussprach, abstrahirt, zu einer der grössten Weltbegebenheiten. Ihr war es zu verdanken, dass Leopold I. den vereinigten Stürmen der abend- und morgenländischen Welt siegreich widerstand, zur Rettung der Kirche und der Menschheit entschieden beitrug und dieses höchste Muster seinen Nachfolgern überliess.

Erforschen wir das religiöse Wesen und den historischen Geist heiliger Bündnisse, da sie so ergebnissreich zu sein vermögen.

V. Abschnitt.

Historische und juristische Bedeutung der hl. Bündnisse.

69. (Wesen und Geist einer hl. Ligue.)

Die hl. Ligue (in wiefern mir bekannt, von der Kirche wissenschaftlich nicht definirt) ist ein politisches Wirkungsmittel zur Aufrechthaltung der Katholicität der Menschheit; es besteht in einem Bündnisse des Papstes mit frommen Fürsten um die Gefahren zu bekämpfen, von welchen die Grundsätze und die Autorität der allein selig machenden Kirche und dadurch auch die höchsten weltlichen Interessen, sogar die Möglichkeit für die Menschheit ihre Bestimmung zu erreichen, bedrohet werden. Die Grundlage eines solchen Bündnisses ist offenbar im hl. Dogma zu suchen, welches Jesus über das Verhältniss des Staates zur Kirche aussprach, jenen als den Körper, dieser als dem Geiste unterordnete ¹⁾

¹⁾ Die sogenannte Gleichberechtigung zwischen Staat und Kirche, welche schon dem Wesen der Gewalten im Allgemeinen, da jede einer andern vor- oder unterstehen soll, widerspricht, verletzt im Besonderen alle juristischen Begriffe über die Stellung der geistlichen und der weltlichen Gewalt zu einander. Offenbar ist die Kirche der Ausdruck des göttlichen, der Staat hingegen des menschlichen Verstandes und Willens; die Macht des Staates erfasst den Menschen nur im zeitlichen, die Kirche erfasst ihn auch im ewigen Leben; von dem Ausspruche des Staates lässt sich eine Appellation an Gott und seine Kirche juristisch denken, nicht aber von dem Ausspru-

und welche Pflicht auch Einzelnen, da sie dem Staate ebenfalls zu gehorchen haben, obliegt.

che der letztern, denn es wäre ja eine Appellation vom Ausspruche desselben an denselben, eine Verneinung der Vollmachten, welche der Kirche gegeben wurden, folglich eine Verneinung ihres Wesens selbst.

Auch in der Praxis ist die höhere Stellung des Geistigen über das Körperliche ersichtbar; die Träger der geistlichen Gewalt, der Papst, Churfürsten, souveräne Bischöfe, vermögen als Staatsoberhäupter beide Gewalten zu cumuliren und wohlthätig zu wirken, hingegen ist es dem Könige nicht gestattet, die päpstliche, nicht einmahl die bischöfliche Gewalt auszuüben und wehe dem Lande, wo der Staat die kirchliche Macht usurpirt; die Geschichte des Abendlandes während Jahrhunderte nach dem Untergange des west-römischen Staates, erweist den ersten, und die Geschichte des Orientes während Jahrtausende den zweiten Satz obiger Behauptung. Es ist einleuchtend, dass wenn beide Gewalten in Conflict gerathen, man bloss der kirchlichen folgen, hingegen der weltlichen muthig widerstehen soll. Und damit diese hl. Pflichten der Menschheit recht anschaulich werden, schwört der Erste unter den Menschen, der Kaiser Treue und Gehorsam dem Statthalter Gottes.

Wie könnte man demnach, ohne gegen die einfachsten Begriffe vom Göttlichen und vom Menschlichen zu verstossen, die Macht des vergänglichen Staates mit der Allmacht des Ewigen in dieselbe Reihe stellen, der Menschheit den Schutz des Barmherzigsten und seines Statthalters entziehen, die Völker des Trostes, den sie häufig beim Papste fanden und finden, zu berauben und sie der Verzweiflung preiszugeben? Es giebt ja hunderte von Staaten, dürften sie nun neben der Einen Kirche als mit ihr gleich berechtigt bestehen, so müsste das nächst der Erschaffung der Welt, grösste, durch den irdischen Tod des Heilands zu Stande gebrachte Werk Gottes, bald eine Beute von vielfältigen Schismen werden und die zur Einigung bestimmte Menschheit würde zum entgegengesetzten Ziel, zur vielfältigsten Zwietracht der Staaten und Völker gelangen.

Uibrigens ist die Kirche auch ein Staat (im freien Sinne des Wortes) eine thätige Autorität, eine organisirte Regierung und zwar die ehrwürdigste, historisch älteste auf Erden. Nachdem das weströmische Reich durch den Ungehorsam der Kaiser (nur Constantin der Grosse und

Ist diese Pflicht erfüllt, so reicht die Eintracht zwischen dem Priester- und Königthum (*sacerdotium et regnum*) zur

noch mehr Theodos der Grosse wirkten gehörig für die Kirche) zu Grunde gegangen und überhaupt alle von der Kirche nicht abhängigen Staaten den Untergang erlitten hatten, bestand die Kirche als eine wahrhafte Regierung allein. Erst aus ihrem Schooss, mit ihrer Hilfe und durch ihre Lehren, entstanden die neuen abendländischen Staaten, folglich haben sie ihrer heiligen Mutter für's Dasein zu danken, ihr zu gehorchen und sie zu lieben. Ernst warnt sie der himmlische Vater, der durch die Begebenheiten seinen Willen ausdrückt, den Segen spendet oder die Strafe verhängt, denn wo sind nun die Reiche der West- und Ostgothen, der Burgundionen, Vandalen und so vieler anderer schismatischer Völker? Nur die Staaten, welche sich dem segnenden Scepter des hl. Petrus unterwarfen, leben bis jetzt, sie und ihre Werke.

Auch die bekanntesten Thatsachen, ältere und neuere Warnungen der Geschichte, die Reihe von Strafen, welche Gott überall und stets über die gegen die Kirche ungehorsamen Staaten verhängte, lassen das Verhältniss beider Gewalten erkennen, seit Nero und Diocletian bis Napoleon I. (obschon dieser für die Kirche in seinen ersten Regierungsjahren viel gethan) und Nicolaus I., ist kein Tyrann der Kirche straflos geblieben, alle seine Werke wurden vernichtet.

Selbst die höchsten Autoritäten, die unmittelbar und die mittelst der Kirche gesprochenen Worte Gottes, belehren im Evangelium mit hoher Einfachheit, im Bullarium mit der grössten Erhabenheit, über die Pflichten des Staates gegen die Kirche. Sogar Jene, welchen der wahre Glaube aber nicht zugleich der Verstand fehlt, vermögen dieses Verhältniss als eine apodiktische Nothwendigkeit einzusehen, und gewöhnlich fühlen sie sich von der Grösse des imposanten Weltsystemes angezogen, dessen symmetrische, den ganzen sittlichen Organismus durchzudringen und zu beleben fähige Ordnung auf festen unverrückbaren Grundlagen, auf dem bessern, dem spiritualistischen Theile der menschlichen Natur beruhet. Alles ist hier vorgesehen, nicht das Geringste ist vergessen. Die Unmöglichkeit, auch den unbedeutendsten Widerspruch in den vielfältigsten Gesetzen des Katholicismus wahrzunehmen, die Leichtigkeit auf alle, auch die schwierigsten Fragen über das irdische und ewige Le-

Beseitigung der Gefahren hin, denn die Kirche belehrt die Herrscher, fordert sie in Demuth zum Kampfe für Gott auf,

ben zu antworten, erweisen den hohen Standpunct der Lehre in der Theorie. Wo sie angewendet wurde oder wird, dort blüthete, oder blühet neben der strengsten zu keiner Ausnahme, zu keiner Begünstigung für Einzelne geneigten Autorität, die stets liebend wirkt, auch die grösste Freiheit, die den Obrigkeiten mit Liebe anhängt, und nicht nur den Grossen, sondern auch den Kleinen eigen ist, einem Jeden ohne Unterschied den sittlichen Wirkungskreis sichert und die wahre Stellung nur nach dem Grade der Verdienste ermisst. Die Geschichte glücklicher Zeiten wenigstens für einzelne fromme Völker, noch mehr die Calamitäten ganzer Epochen, haben den Werth der katholischen Weltordnung erwiesen. Belgien und Tyrol sind gewiss nicht zu beklagen, Russland und England nicht zu beneiden.

Wenn nun ein Staat aus diesem Weltsystem durch die Macht ungestümer Leidenschaften herausgeworfen, seine Grundlagen verlässt, so wird er gleichsam ins Ungeheure der Räume geschleudert, und es ist kein Grund vorhanden, warum der eines geistigen Haltpuncts beraubte, der anziehenden Kraft der allgemeinen Gemeinschaft widerstrebende, durchs Laster des Verrathes beschwerte Körper nicht in einen grenzenlosen Verfall gerathen sollte. Mit andern Worten, sobald ein Staat das durch göttliche und menschliche Begriffe, durch juristische und sittliche Ideen, durch die Worte und durch die Thaten Gottes, principiell und factisch, durchden unbefangenen Verstand und die Erfahrung als nothwendig erwiesene Verhältniss läugnet, wird er sogleich gestraft.

Diese Folge des Schisma stellt sich als eine sehr natürliche heraus, und ohne eben die Hilfe des kanonischen und Staatsrechtes, die Kenntniss des Kirchen- und Staatsbaues anzurufen, ohne einmal im Studium der Geschichte bis in die Philosophie dieser Wissenschaft einzudringen, kann man den unausweichbaren Verfall jedes der Kirche ungehorsamen Staates, schon auf dem gewöhnlichsten rein menschlichem Wege genau begreifen. Denn, wenn der Staat seiner hohen Stellung in der Hierarchie und seiner sittlichen Würde entsagend, sich von der kirchlichen Gewalt emancipirt und auf das Recht roher Zeiten, auf das Faustrecht stützt, so strebt auch das Volk, dem die Elemente der Rohheit ohnehin zugänglich sind, nach der Gleichberechtigung mit dem Staate,

die weltliche Gewalt ertheilt Befehle, die Armeen kämpfen, und Gott segnet die Waffen der Gläubigen; ein eigenes heiliges Bündniss wäre unter solchen Verhältnissen nicht nöthig.

Parteien treten gegen die Regierung auf, und wird diese Autorität verneinet, warum soll man nicht weiter gehen, wesswegen die herrische und die väterliche und jenes Privilegium, welches Alle ausschliesst und Eigenthum heisst, dulden? Die Principien und die Erfahrung erweisen ja, dass die Gleichberechtigung zwischen Staat und Kirche so consequent zur Volkssouveränität führt, wie die letztere logisch, unvermeidlich zum Socialismus geleitet wird; der wilde Communismus ist offenbar ein Ausdruck des Gedankens der Liberalen über die Gleichberechtigung beider Gewalten, nur sind die Liberalen unlogisch und feige, sie wünschen in der Mitte des Syllogismus zu ruhen, die Consequenz ihrer eigenen Grundsätze, die Folgen der schon in volle Wirksamkeit gesetzter Ursachen aufzuhalten. Stets hat sich diess Bestreben der Feigen und Beschränkten als vergeblich herausgestellt, und vielmehr Verstand und Muth legen die Orientalen an den Tag, da sie nicht nur die Kirche, sondern auch das Volk knechten, die Menschheit mit Füßen treten und den protestantischen Staaten zulächeln, die stets auf einen parlamentarischen Messias, der sie von der Keule der Volkssouveränität erlösen wird, gedankenlos verhoffen. Wozu die undankbare Mühe von menschlichem Rechte zu schwätzen, wenn man das göttliche verhöhnt?

Die Ohnmacht des von der allgemeinen Kirche getrennten Staates, ein dauerndes Werk zu Stande zu bringen, ist schon durch das schnelle Ableben der Grösse und das unaufhaltbare Sinken ketzerischer Staaten (S. 18) erwiesen und durch die Leichtigkeit für katholische Mächte (wenn sie nur zur Pflicht zurückkehren) sich vom Verfall wieder zu erheben, bestätigt. Wir sahen ja, dass die Protestanten die Gewissensfreiheit gründen wollten und in der Wirklichkeit zur Lizenz und Tyrannei (S. 16) als einer unvermeidlichen Consequenz gelangt sind, dass der protestantische Staat die Selbstständigkeit auch der Kirche gegenüber zu erlangen bezweckte und in der That bloss in die Abhängigkeit vom Pöbel (S. 17) verfiel.

Offenbar gehet es schon aus dem Begriffe eines christlichen Staates hervor, dass dessen höchster Zweck in der Entwicklung geistiger, spiritualistischer Kräfte be-

70. (Zustände der Verbindung zwischen Staat und Kirche. a) in Alt Rom.)

Die altrömische Kaiserperiode, nachdem der hl. Petrus das Weltregiment wenigstens *de jure* schon angetreten hatte,

stehe, folglich die Bestimmung des Staates nur eine theokratische sein könne. Will er sich nun der Kirche nicht unterordnen sondern dem Materialismus folgen, so handelt er offenbar gegen sein Wesen und seine Bestimmung, demnach muss er, in Folge dieses Widerspruches mit sich selbst, zu Grunde gehen.

Was im Wirken dieser moralischen Person, des Staates auf einem grösseren Massstab vor sich gehet, diess äussert sich gleichförmig im Wirken der Individuen, auch sie gelangen in Folge der Strafe Gottes zum entgegengesetzten Ziele ihrer Bestrebungen. Denn, wenn sich der menschliche Verstand nur im Geringsten vom göttlichen trennt, so entsteht ein Kampf, in dem der ohnmächtige Kämpfer verletzt werden, sich verwickeln, erschöpfen muss und vergebens seine letzten Kräfte aufbietet, auch vergebens den Weg den er wandeln wollte, wieder sucht. Auf Irrwegen immer weiter gehend, gelangt er endlich den Glauben flihend zum Aberglauben, er wird leichtgläubig, er nimmt auch den grössten menschlichen Unsinn an, um nur die Sätze Gottes zu verneinen. Soll ich der rationalistischen Doctrinen über die Entstehung des Staates, der Sprache etc. des Christenthums, der päpstlichen Gewalt, der Pflichten des Clerus etc. erinnern? wir sahen wohin die Philosophie, eigentlich die Unphilosophie des XVII. Jahrhunderts (S. 93—102) führte. Kommen nicht Einige beim Lesen jeder liberalen Schrift oder Rede, woran Deutschland und Frankreich so reich sind, unwillkürlich auf den Gedanken, dass ihre Verfasser geheime Anhänger der strengsten Censur und der hl. Inquisition sind, als agents provocateurs zum Vortheil „der jesuitischen Pfaffenherrschaft“ auftreten und desswegen den rein-menschlichen Verstand dem Gelächter des Publicums preisgeben, den Verstand gleichsam compromittiren?

Nicht in der Philosophie allein, auch in jeder andern Sphäre äussert sich der vom Glauben getrennte, bloss menschliche Geist auf dieselbe Art und klagt durch die Resultate seines Wirkens die Ohnmacht der Rationalisten, ihre Gedankenschwäche laut an. Viele Franzosen preisen noch die Grundsätze vom Jahre 1789, mit welchen so die Schmach und die Erniedrigung Frankreichs beginnen, wie die von zahlreichen Deutschen bis nun ver-

war dem von Gott anbefohlenen Verhältniss ungünstig. Nicht leicht konnten die römischen, als Hohepriester (*Pontifex ma-*

ehrte „Emancipation des menschlichen Geistes“ d. h. die Reformation den sichtbaren Anfang des Unterganges des hl. Reiches eröffnete.

Ähnliche Beweise der Ohnmacht des Urtheils und der Gedankenschwäche finden wir ebenfalls in Combinationen der Regierungen, so oft die letztern das Band der Einigung und der Ordnung, welches sie durch Ungehorsam gegen die Kirche zerrissen haben, ersetzen wollen; führen wir als Beispiel die zwei ältesten Reiche an, welchen die Welt durch Jahrhunderte folgte. Frankreich durch das gallicanische Schisma und noch mehr durch dessen Folgen, durch die Revolution zur Zwietracht, zum Kampfe der vielfältigsten Systeme und unergründlicher Disputationen verdammt, suchte die Einheit in einem heidnischen, den Orientalen entlehnten Systeme, in der Centralisations - Maschine, deren! wahre Sendung die Völker zu verneinen und zu drücken, ihrem Geiste eine mechanische Uniformität auszuprägen Lactantius, aus der Absicht des Christenverfolgers Diocletian richtig erkannte: *provinciae quoque in frusta concisae, multi praesides et plura officia singulis regionibus, ac paene jam civitatibus incubare, item rationales multi et magistri et vicarii praefectorum.*

Deutsche Regierungen, sowohl die republicanischen als die monarchischen glauben die Einheit Deutschlands in dem schwerfälligen Gerüste, welches sie in Frankfurt aufgerichtet haben, zu finden, und damit ein Kaiser sich nicht wieder geltend mache, gehorchen sie ihren eigenen Beamten. Dawider protestiren deutsche Völker und suchen die Einheit wohl immer in Frankfurt, allein auf eine andere Art und constituiren im Jahre 1848, im Probejahr des Verstandes der Rationalisten, das berückichtigte von seinen ältesten ausländischen Vorfahren unerreichbare Parlament, dem auch die vom panischen Schrecken ergriffenen Regierungen zu gehorchen hatten, obgleich es über die menschliche Kraft war, die Wünsche der Repräsentanten des nationalen und gelehrten Deutschlands zu begreifen. Demnach gehorchen immer nur die Regierungen, bald ihren Beamten, bald ihren Unterthanen. Gewiss war die päpstlich-kaiserliche Autorität erträglicher, Luther ein schlechter Rathgeber, der Raub des Kirchen- und Kaisergutes ein schlechter Anfang der Selbstständigkeit deutscher Staaten.

ximus) selbst fungirenden Kaiser die Pflicht begreifen, von einem greisen Priester, der nur mit Gottes Wort, Gebeth

Wohl wendet man ein, dass demungeachtet Deutschland bestehe, dass England und Preussen, obschon protestantisch, dennoch mit Macht wirken, allgemein für mächtig gehalten werden; aber auch das sich heilig nennende Russland wurde noch im Jahre 1853 als mächtig und unüberwindlich von Kurzsichtigen dargestellt; indessen litt es schon in seinem Innern an derselben Krankheit, an der Ohnmacht, wodurch das Parricidium des gegen die Kirche ungehorsamen Staates stets gestraft wird. Weder die Macht Schwedens zu Lande, noch die Macht Hollands zu Wasser, erlebten eine Ausnahme von dieser grundsätzlichen Regel. Ubrigens ist die Thatkraft des wortreichen Preussens nicht im Geringsten erwiesen, hingegen bedürfen die Machtlosigkeit und politische Nullität Deutschlands keines neuen Beweises.

Aber Frankreich, behaupten Irrlehrer, ist mächtig und blühend, obgleich es dem Gallicanismus, der die kirchliche Macht im Weltlichen verneinet, lange Zeit folgte. Allein wer weiss nicht, welche hohe Verdienste sich Frankreich durch den Gehorsam gegen die Kirche während Jahrhunderte erwarb und dennoch, sobald es in den Gallicanismus verfiel, wurde es oftmal in die grässlichsten Lagen der Noth und der Erniedrigung gebracht und durch eine Reihe selbstnörderischer Attentate, wie man dergleichen nur in der russischen, überhaupt in der orientalischen Geschichte findet, gestraft. Endlich, soll ich bemerken, was Frankreich ohne seinen ultramontanen Kaiser wäre, der aus der Verbannung zur Rettung, Züchtigung und Besserung des Vaterlandes herbeieilte?

Auch Deutschland wirkte durch Jahrhunderte für die Kirche und glänzte in jenen Epochen durchs hohe Ansehen und eine ungeheure Macht. Allein was wäre heute Deutschland, wenn Oesterreich von demselben durch das kirchlich-staatliche Verhältniss, folglich auch durch politische Ansichten und Gesinnung höchst verschieden, ihm seinen Schutz entziehen wollte?

Unbestreitbar sind die alten Verdienste Galliens und Germaniens, West- und Ostfranciens, allein auch deutlich ihre Strafen. Offenbar will Gott durch die Geschichte Deutschlands und Frankreichs die Menschheit lehren, wozu ein Volk durch die Macht des Glaubens und durch den Fanatismus des Unglaubens werden kann.

und Geduld bewaffnet war, abzuhängen; nur einzelne durch's hohe staatsmännische und Feldherrn-genie, durch glückliche

In jeder Richtung demnach wirkt das Schisma höchst verderblich, es entwürdigt zusammengesetzte wie einfache Personen, die Untergebenen wie die Regierenden, es löset Gesellschaften auf, unterwühlt die Staaten, entkräftet und bedrohet die ganze Menschheit. Mit einem Wort, das Schisma ist die Hauptursache und der unvermeidliche Anfang aller Revolutionen und Umwälzungen, denn sobald die Grundlage aller gesellschaftlichen Verhältnisse, das staatlich-kirchliche, die Stellung des Körpers zum Geiste verletzt oder umgestürzt wird, so müssen alle übrigen Verhältnisse, da sie alle von ihm offenbar abhängen, einem gewaltsamen Umsturz erliegen. Wie kann die Menschheit zur Einigung gelangen, wenn der Körper mit dem Geiste streitet und das Menschliche in dessen innerstem Wesen angreift?

Das Schisma ist auch die Hauptursache und der unvermeidliche Anfang des Orientalismus, denn das Wesen des letztern, besteht ja in der Confundirung beider Gewalten, damit die geistliche gegen die Verbrechen des Staates nicht aufzutreten wage; übrigens ist ja der Orientalismus das von der Kirche Iehova's abgefallene, ihrer Fortsetzung der neuen Kirche widerstrebende Schisma.

Beide Hauptfeinde Gottes und der Menschheit, die Revolution und der Orientalismus sind Nachkommen eines Schisma; hingegen sind neben dem Gehorsam den Staates gegen die Kirche, innere und äussere Umwälzungen factisch und logisch unmöglich.

Das auf diese Art aufgefasste Verhältniss des Staates zur Kirche, wird durch die gesammte Weltgeschichte bestätigt, es ist ihr kürzester Inhalt, das stets vorherrschende, allgemeinste Factum, ihre Grundlage, ihr Gesetz selbst, dass mit jenem des Kampfes zwischen dem Oriente und Occidente völlig übereinstimmt. In der That, sowie der Orientalismus für jeden Kampf mit der abendländischen Gesittung gezüchtet wird, eigentlich sich selbst straft, ihrer Herrschaft entgegen geht, so straft sich selbst jeder gegen die Kirche ungehorsame Staat. Beide Repräsentanten des Materialismus, werden bis zum letzten Gerichte vergebens gegen das Spiritualistische, demnach gegen das Höhere und Kräftigere wirken. Obgleich dieses von selbst einleuchtende Verhältniss, schon aus allgemeinen christlichen und juristischen Begriffen, und jederman bekannten Thatsachen, wie wir sahen, richtig

Gewissensneigungen und feste christliche Begriffe gehobene grosse Kaiser, erfassten das heilige Dogma, die christliche Staatskunst und das innere Wesen der menschlichen Macht, welche stets im geraden Verhältniss zu ihren geistigen, spiritualistischen Elementen steht, und nur diesen ihre Intensität und Dauer zu verdanken hat. Ehe dieses eintrat, stand die Gewalt des römischen Staates feindselig ¹⁾ oder gleichgiltig

aufgefasst werden kann, so wird es dennoch in der Geschichte der Constituirung der Kirche durch den Heiland und in der Constituirung der Staaten durch die Kirche deutlicher erscheinen, denn die ursprüngliche Einfachheit beider Gewalten lässt das Wesen derselben genau erkennen. Ebenfalls deutlich wird das Verhältniss durch die Stellen des Bullariums ausgedrückt, denn so oft der Papst den Kaiser oder den König warnte, ermahnte oder strafte, begnügte er sich gewöhnlich mit der Berufung auf den Glauben nicht, sondern erwies zugleich wissenschaftlich die Pflicht des Staates der Kirche zu gehorchen; alle in den Bullen enthaltenen, durch die Anwendung allgemeiner Grundsätze auf gegebene Facten erklärten Rechtsdeductionen sind Monumente hoher Weisheit, der Grösse des Gegenstandes und der Autorität des Staathalters Gottes würdig. Auch die dritte Offenbarung des göttlichen Willens, jene durch die Begebenheiten, durch die Geschichte, enthält eine ununterbrochene Reihe von Beweisen, um das Verhältniss des Staates zur Kirche handgreiflich darzustellen, da jedem Verdienste der weltlichen Gewalt um die Kirche die Belohnung, und jedem Vergehen gegen die geistliche Gewalt mittelbar oder unmittelbar die Strafe folgt.

Das Nähere über Kirche und Staat behandle ich in der Beilage: Ueber die aus der Tradition und Geschichte abgeleiteten Pflichten der weltlichen Monarchen dem geistlichen zu dienen.

¹⁾ Die erste Verfolgung der Christen fand Statt unter Nero (J. 64), ihr hatte der erste Statthalter Jesu, der hl. Petrus den Martirertod für Gott zu verdanken; die zweite unter Domitian (81); die dritte unter Trajan (98), sie dauerte ungefähr zwanzig Jahre; eben so lange dauerte die vierte unter Mark Aurel (161); die fünfte unter Septimus Severus (193—211); die sechste unter den Kaisern Decius Gallus und Valerian, vorzüglich gegen die Seelenhirten gerichtete (250—259); die Päpste hl. Cor-

der Kirche gegenüber. Unter solchen Umständen war ein hl. Bündniss nicht möglich, hingegen unter Kaisern, wie Constantin und Theodos die Grossen konnte, selbst ohne dessen Hilfe, die Eintracht beider Gewalten bestehen, das Dogma sich fortentwickeln und immer deutlicher erkannt werden.

71. (b. (Während der allgemeinen Anarchie, nach dem Untergang des abendländischen Reiches.)

Als das abendländische Kaiserreich in Folge seiner doppelten historischen Erbsünde des heidnischen Ursprungs, und der durch römische Revolutionen eingewurzelten Tradition orientalischer Begriffe und Sitten, wogegen es sich durch einen innigen christlichen Spiritualismus nicht geschirmt hatte, zu schwanken anfang, aller Bestrebungen und Ermahnungen der Kirche ungeachtet, abgelebt hatte, und auf seinen Trümmern Heiden und Ketzer hausten, da erschien ein heiliges Bündniss, um die Kirche und die Menschheit zu schützen nöthig. Allein der weltliche Bundesgenosse war noch nicht da. Ausser dem oströmischen, von hochmüthigen Despoten und erniedrigten Slaven, von theologischen Metaphisikern und philosophischen Ketzern, vor Allem durch den Einfluss des nachbarlichen, in Byzanz zum Theile schon einheimischen Orientalismus bewegten Reiche, gab es keinen eigentlichen, nach wahren Principien eingerichteten Staat.

nelius, hl. Lucius, hl. Sixtus und einer der grössten Kirchenväter hl. Cyprian wurden zu Opfern dieser Verfolgung; die siebente unter Diocletian (303—311) war die wüthendste aber auch die letzte.

Der erste Beschützer der Christen unter den Kaisern, war der Sohn der hl. Helene Constantin der Grosse (313—331); Julian der Apostat, welcher das Heidenthum wieder beschützte (361—363), hatte nicht mehr den Muth, das Christenthum zu verfolgen. Dennoch wirkte für die Kirche unter seinen Nachfolgern bloss Theodos der Grosse (381—395) aus inniger Frömmigkeit und mit der erwünschten Thatkraft, erst diesem Kaiser ist es gelungen das Heidenthum im römischen Reiche zu vertilgen.

In dieser unglückseligen Epoche, während sich die Romanen einer allgemeinen Verzweiflung hingaben, die Germanen leidenschaftlich und hoffnungsvoll, aber gedankenlos wirkten, und andere barbarische Völker nur die Kunst des Verwüstens ausübten, haben allein der Bischof von Rom, seine heiligen, in römischen Städten und germanischen Lagern mit göttlicher Weisheit handelnden Brüder, und die fromme Legion gehorsamer, muthiger Geistlichen, unter denen viele zugleich als Bekehrer und Märtyrer glänzten, die Autorität gewahrt, das Recht des Stärkeren beschworen, die Auflösung der Gesellschaft und die gänzliche Vernichtung der Cultur aufgehalten. Sich selbst vertheidigend und organisirend, oder vielmehr den ihr von Gott verliehenen Keim ihres Organismus fortentwickelnd, hat die Kirche jedwede Staatsentwicklung begünstigt, um einen Staat, einen frommen Sohn und Bundesgenossen zu erziehen.

72. c. (Seit der Bildung des ersten katholischen Staates.)

Der erste, auf katholischer Grundlage aufgebaute Staat, zu dessen Bildung der hl. Remigius, Bischof von Rheims durch die Vermählung der katholischen Clotilde mit dem noch ungetauften Chlodwig und durch seine Einflüsse auf denselben am meisten beigetragen hat, war der fränkische. Durch die Zügellosigkeit der Leidenschaften am Hof ¹⁾ und durch die grösste aller Leidenschaften (da sie nie zu wirken aufhört), durch die Unthätigkeit und Indolenz, in welche die Merovinger (*rois fainéants*, Könige Faulenzer genannt) versanken, bald in Verfall gerathen, wurde er durch die Verdienste der Austrasier, vor Allem durch die Carolinger, welche den Beispielen ihrer heiligen Ahnen ²⁾, geistlichen Rathschlägen, einer streng katholischen Politik folgten, gehoben. Hier, im VIII. Jahrhundert wäre der regelmässige Anfang

¹⁾ So in der Epoche von Brunehaut, Fredegunde etc.

²⁾ Pipin II. († 714) war Enkel des hl. Pipin und des hl. Arnul.

der Verbindungen, welche das Wesen heiliger Bündnisse ausmachen, zu suchen, und der Apostel Bonifacius als einer der ältesten heiligen Unterhändler anzusehen.

Weltbekannt sind die für den ältesten katholischen Staat und die allgemeine Kirche wohlthätigen Folgen dieser Verhältnisse. Der Papst gegen den Hochmuth des immer mehr orientalisch werdenden oströmischen Reiches, gegen die ketzerischen Germanen, so gegen die Longobarden, gegen römische Parteien u. s. w. geschützt, segnete die Carolinger in der Ausführung grosser Thaten und salbte sie zu legitimen Königen, erhob sie sogar zu römischen Patriciern ¹⁾. Carl der Grosse durch die Erziehung, da er Zeuge der für die Menschheit wie für sein Haus segensreichen Wirkens der Kirche war, durch seine Frömmigkeit und politisches Genie über seine Vorgänger erhaben, setzte ihr Werk fort und fasste in Folge eines unwiderstehlichen (nur durch die Gnade Gottes erklärbaren) Triebes, den Entschluss, das abendländische Reich, wie es die Cäsaren inne hatten, herzustellen, alle abendländischen Völker unter seinem und der Kirche Regiment zu vereinnigen.

Aber die Empörer ²⁾, Ketzer ³⁾, Barbaren und Orientalen ⁴⁾ kämpften dawider, sie hassten Carl den Grossen, wie sie die Kirche hassten. Um sich gegen diese gemeinschaftlichen Feinde zu verbinden, wurden Staat und Kirche durch die Begebenheiten selbst geleitet.

73. (III. Bündniss zwischen dem Papst und Carl dem Grossen.)

Nach dem Feldzug vom Jahr 773, welchen Carl als römischer Patricier, folglich als Kirchenvogt zum Schutze

¹⁾ Die Bedeutung dieser hohen Würde während der kaiserlichen Periode, wird in der Uebersicht der Renovation des west-römischen Kaiserthums erklärt werden.

²⁾ Tassilo, Herzog von Baiern, Aregis, Herzog von Benevent.

³⁾ Longobarden.

⁴⁾ Avaren und Byzantiner.

des hl. Petrus gegen die Longobarden siegreich geführt hat, nahm er eine Reise zur Osternzeit nach Rom vor; da die Hauptweste der Longobarden Pavia noch belagert wurde, so lagen dieser Reise nicht nur religiöse, sondern bestimmt auch politische Motive zu Grunde. In der That handelte es sich um ein förmliches Bündniss gegen die Feinde, von denen bis jetzt die Kirche so oft bedrängt, und selbst von den Römern bekämpft wurde. Am Charsamstag kam Carl in Rom an, ging, von seinem Gefolge begleitet in die heilige Peterskirche, wo ihn der Papst an der Spitze der Geistlichkeit und der Römer erwartete. Der König dankte Gott knieend vor der Asche des hl. Petrus für die, über die Kirchenfeinde errungenen Siege, that die Beicht, und umarmte den heiligen Vater. Hier auf der Grabstätte des ersten unter den Aposteln, versprachen sie einander Freundschaft und gegenseitige Hilfe, bekräftigten das Versprechen mit dem Eide. Auch die angesehensten Römer und Franken (da es noch katholische Könige nicht gab) traten mittelst des Eides der mündlich geschlossenen hl. Ligue bei. So kam das erste regelmässige und offenbar schon heilige Bündniss im J. 773 zu Stande ¹⁾. Unwillkührlich denkt man an den heiligen Band des alten Testamentes.

Tiefen Eindruck machte diese imposante Feierlichkeit aufs Gemüth der christlichen Menschheit, diese fühlte sich mächtig beschützt, die Majestät der unfehlbaren Kirche hob das Ansehen des schon die Benennung des Grossen verdienenden Carl, sein mächtiger Arm sicherte die weltliche Autorität des Papstes. Bald fiel Pavia; die Befreiung Roms von äusseren Feinden für Jahrhunderte war die Folge des Bündnisses.

¹⁾ Interessante, über die würdige Haltung der obersten Gewaltträger und der zwei ersten Völker jener Epoche, sehr belehrende Einzelheiten sind zu finden: in Anastasius, *vita Adriani (ad annum 773)* ebenfalls in andern Werken.

71. (Ihr innigeres Verhältniss durch die Renovation des abendländischen Kaiserthums.)

Von der Kirche reich beschenkt, als Befreier ausgezeichnet, verliess Carl die ewige Stadt, in der nach 26 Jahren die Menschheit wieder überrascht werden sollte, und diessmal auch Carl der Grosse selbst, da ihm die Kirche, nachdem er als Patricier und König viele Verdienste gesammelt hat, die römische Majestas verlieh, und so die kaiserliche Würde im Abendland wieder herrstellte.

Durch diesen, für die christlich-germanische Gesittung höchsten Act ward das heilige Bündniss inniger, juristisch geregelter, dem Wesen des Katholicismus, der Hierarchie, (und keineswegs der Gleichberechtigung) angemessen, da dem Papste als dem heiligen Vater des Recht zukam, den Kaiser zu krönen, also ihn zu wählen, auf jeden Fall zu bestätigen und dem Kaiser, als dem Sohn der Kirche Pflichten, welche sich durch den Eid der Treue und des Gehorsams ¹⁾ ausdrückten, oblagen. In der Eintracht zwischen

¹⁾ Die Formeln des Eides, den die Kaiser dem Papste schwuren sind vorzufinden in *Ordo romanus ad benedicendum Imperatorem* (in vielen Sammlungen, auch einzeln). Kaiser Heinrich IV. schwur den Eid des Gehorsams dem Papste Gregor VII. nach folgender Formel: „von dieser Stunde an, werde ich dem hl. Apostel Petrus und seinem nun lebenden Stellvertreter (*vicario*) dem Papste Gregor treu, der richtigen Treue gemäss, getreu sein (*fidelis ero per rectam fidem*) und was mir der Papst befehlen wird, werde ich dem wahrhaftem Gehorsam gemäss (*per veram obedientiam*) mit Treue und wie es einem Christen ziemt, beobachten— den Ruhm Gottes und des hl. Petrus und was ihnen zum Nutzen gereicht (*honorem et utilitatem*) werde ich mit Hilfe Jesu fördern; und am Tage, an dem ich den Papst zum ersten Mal sehe, werde ich zum Ritter (*miles*) des hl. Petrus und des Papstes eigenhändig werden“ (*per manus meas efficiar*) d. h. durch das beim Acte der Huldigung übliche Einlegen der Hände des Lehensmannes in die Hand des Lehensherrn (*Epistolae Gregorii VII, IV, 3.*)

Ich habe diese Formel nach welcher auch Rudolph den Eid geleistet, gewählt, weil sie am deutlichsten das

diesen zwei Gewalten, der obersten im *sacerdotium* und der

Verhältniss beider Gewalten ausdrückt und die Meinung widerlegt, der zu Folge die Kaiser nur die Treue, nicht aber zugleich den Gehorsam dem Papste gelobten, den Eid der Huldigung nicht schwuren. Auf den Ausdruck des kirchlich - staatlichen Verhältnisses mittelst des Lebensrechtes, werden wir zurückkommen.

Ich brauche nicht zu bemerken, dass es, in Folge des stets selben katholischen Dogma zwischen dem Eide Heinrichs IV. und jenem anderer Kaiser, keinen wesentlichen Unterschied gebe. Die Carolinger schwuren im IX. Jahrhunderte dem Papste: „Ich N. römischer König, mit Gottes Gnaden künftiger Kaiser, verspreche, gelobe und schwöre vor Gott und dem hl. Petrus den Papst und die hl. Kirche in jeder Noth und in ihren Interessen zu beschützen und zu vertheidigen, ihren Besitz, ihren Rang und ihre Rechte, mit Gottes Hilfe, nach allen meinen Kräften, mit richtiger und reiner Treue aufrecht zu erhalten. So wolle mir Gott verhelfen und dieses hl. Evangelium“ (*Sacramentarium St. Gregorii* in: *Muratorii, Liturgia romana vetus*).

Die Kaiser aus dem sächsischen Hause im X. und XI. Jahrhunderte leisteten denselben Eid, nur verpflichtete sich Otto I. überdiess, dem Fürsten, den er zum Könige von Italien ernennen wird, einen ähnlichen Eid zur Vertheidigung des Papstes aufzulegen. Mit einem Wort, alle Kaiser seit Carl dem Grossen schwuren vor der Kaiserkrönung denselben Eid.

Ob Carl der Grosse den Eid geleistet hat, bezweifeln Viele und führen an, dass weder Eginhard, der Biograph Carls, noch andere Zeitgenossen, welche die Kaiserkrönung erzählen, des Eides eine Erwähnung machen. Diess wäre aber kein Grund, um die Wahrhaftigkeit späterer Schriftsteller, welche den Eid Carls aufbewahrt haben, zu verdächtigen, denn manches Factum aus derselben Zeit wird nicht als zweifelhaft angesehen, ob schon es sich in den Werken der Zeitgenossen Carls nicht vorfindet. Uibrigens konnten die frommen Chronicare, wie Eginhard, Anastasius und andere, den der Kirche zu leistenden Eid als eine nothwendige Grundlage jeder Krönung ansehen und eine Erwähnung davon für überflüssig halten; sogar die oströmischen Kaiser, welche sich in Folge ihres Alters und Autorität über alle Monarchen stellten, mussten den Eid der Treue in die Hände der Patriarchen ablegen. Endlich pfleg-

obersten im *regnum*, welche während der ganzen für die

ten die Erzähler Documente, wie z. B. die Eidesformeln nur höchst selten in ihre Werke aufzunehmen, die Urkunden sind anderswo zu suchen. In der That fand Sigonius, ein Schriftsteller des XVI. Jahrhunderts, in einem alten *Ordo romanus* die Eidesformel Carls (zu sehen in: Sigonius, *Regnum Italiae ad annum 801*). Wohl hat man dieses alte Rituale verdächtigt, dass es zum Theile auch neuere Documente aufgenommen habe, allein auch in alten Documenten und deren Autenticität niemand verneint, findet man Stellen die jeden Zweifel heben; so sagt Ludolph von Babenberg, Bischof von Bamberg, einer der grössten Historiker und Rechtsgelehrten des XIV. Jahrhunderts in seinem Werke *de zelo principum Germ.* (in *Bibliotheca Patrum*) ausdrücklich, dass die Kaiser vor der Salbung und Krönung der Kirche huldigen, und dass sie seit Otto I. den Eid der römischen Kirche nach einer wesentlich stets derselben Formel (*sub forma consimili*) schwuren. Offenbar ist hier Huldigung (*se ecclesiae submittere*) und die Eidesleistung synonym, denn der gelehrte Schriftsteller wusste ja, dass die Carolinger den Eid leisteten, also konnte er unmöglich die zwei verschiedenen Arten des Ausdruckes als Gegensätze ansehen; und dass er mit Otto I. die Reihe der Könige anfängt, welche bis zur gegenwärtigen Zeit (zur Zeit des Schriftstellers) den Eid geleistet haben, ist ganz natürlich, sobald eine Unterbrechung in der Nachfolge der Kaiser mit dem Verfall des Carolingerreiches anfang und nicht alle Könige, welche über Ost-Francien herrschten (und viel weniger jene von West-Francien) die kaiserliche Würde erlangt hatten. Warum hat sich unter den römisch-deutschen Königen, welche Kaiser werden wollten, aber keine grosse Bereitwilligkeit zur Eidesleistung zeigten, nicht ein einziger auf das Beispiel Carls des Grossen berufen? warum wiederholten alle Schriftsteller des Mittelalters und die gewöhnlich auch ins Kleinliche eingingen, dass alle Kaiser den Eid geschworen haben? wäre es keinem unter ihnen eingefallen der Ausnahme in der Epoche Carls zu erwähnen? Endlich wie wäre das apokryphe Zeugniß ins päpstliche Archiv gelangt? Freilich ist es den Zweiflern nicht schwer zu den vielfältigen Beschuldigungen der Verfälschung kirchlich-staatlicher Documente noch eine hinzufügen; mit geringen Kenntnissen und einer grossen Willkühr, kann man ja leicht die ganze historische Tradition unter die My-

Gesittung wohlthätigen, für christliche Staaten musterhaften

then stellen, obgleich es viel dankbarer wäre, die Reihenfolge der Begebenheiten mit Hilfe selbst unterbrochener materieller Beweise, allein zugleich mit Hilfe des inneren Zusammenhanges der Begebenheiten zu erweisen. In unserem Falle kann man es wenigstens versuchen.

Der ungeheure Eindruck, welchen die Kaiserkrönung auf die christliche Welt und Carl den Grossen machte, ist allgemein bekannt. Dieser Monarch wusste die hohe Würde, die ihm zu Theil wurde, gebührend zu achten, stets hat er den kaiserlichen Titel seinen übrigen vorgesetzt und sich sogar bewogen gefunden, in dieser neuen Eigenschaft einen neuen Eid von seinen Unterthanen zu fordern; ist es demnach nicht natürlich, dass er selbst einen neuen Eid leistete? Dass jeder Carolinger, auch die dem Carl am nächsten stehenden an die Möglichkeit eines Kaiserthums ohne den kaiserlichen Eid nicht glaubten, ist vielfach erwiesen worden. Als Lothar I., Enkel Carls des Grossen, Mitregent Ludwigs des Frommen nach der Eidesleistung die Krönung vom Papste Paschal I. erhalten hatte, schrieb er an seinen Vater, dass er den päpstlichen Segen, die Crone, das Schwert zur Vertheidigung der Kirche, die kaiserliche Würde und den kaiserlichen Titel „(*honorem et nomen imperialis officii*)“ erlangt habe. Offenbar war das Kaiserthum eine echt katholische Würde, ein kirchliches Amt, wie liesse sich demnach das Kaiserthum ohne einen vorläufigen Eid des höchsten weltlichen Würdenträgers denken? Bis nun hat kein Jurist gezweifelt, dass die Geburt oder die Wahl zum römischen Könige bloss einen Anspruch auf die Erlangung der kaiserlichen Würde bildeten.

Freilich stand es der unfehlbaren Kirche, wie immer, frei, einen wohlverdienten Candidaten von der Eidesleistung zu dispensiren, allein es ist nicht wahrscheinlich, dass die Kirche einerseits den Eid als eine allgemeine Regel für die Kaiser einführte, und anderseits diese Regel mit einer Ausnahme ins Leben bringen wollte. Auf jeden Fall wäre dieses Privilegium, wie jedes andere, von Jenen, die es anrufen, zu erweisen. Erst in den neuen Zeiten findet man Beispiele eines solchen Privilegiums, so zu Gunsten Maximilians I., der durch die feindselige Stellung Venedigs nach Rom zu gehen verhindert, vom persönlichen Erscheinen, also von der Krö-

Regierung Carls des Grossen dauerte, bestand ein perma-

nung, aber nicht vom kaiserlichen Gelübde befreit wurde und vom Papste die Bewilligung erhielt den Namen eines erwählten römischen Kaisers zu führen. Dieses Privilegium war ein *personalissimum*, sobald der Nachfolger und Enkel Maximilians zum Kaiser gekrönt wurde; es war die letzte Krönung eines Kaisers aus dem Hause Habsburg. Unter seiner Regierung hat die Ketzerei obgesiegt, ihre Pest hat nicht immer selbst persönlich fromme Kaiser gänzlich verschont, und schon der Bruder Carls V. mochte einen Augenblick geglaubt haben, dass er als römischer, der Einwilligung Carls I., welcher zu seinen Gunsten abdankte und der Beistimmung der Churfürsten versicherter König, Kaiser *de jure* werden könne; dass es nicht so war, wurde ihm bald durch den Papst erwiesen. Die fortdauernden Wirren in der christlichen Welt und welchen die von Gott nicht gesegneten Nachkommen Ferdinands I. auch erlegen waren, entfernten immer mehr die Menschheit von ihren theokratischen Pflichten, die gebeugte Kirche hat in Demuth manches Recht unausgeübt gelassen, da sie sich der Vertheidigung der wesentlichsten Rechte Gottes hingab. Uibrigens hat bald der Sohn frommer Eltern, Ferdinand II. die Würde des Kaiserthums wieder gehoben, dem Papste thatsächlich immer getreu und gehorsam gehuldigt, was auch sein Sohn und Enkel als ihre Hauptpflicht ansahen. Oft war der erste Sohn und Nachfolger Leopolds I. taub gegen die Ermahnungen des hl. Vaters und vergass die Beispiele des eigenen, allein Carl VI. regierte stets als frommer Sohn der Kirche und Leopolds I. Die gute Erziehung die er seiner Tochter und ihrem Bräutigam, Franz von Lothringen zu geben wusste, liess mit dem Aussterben des habsburgischen Mannsstammes die Frömmigkeit im kaiserlichen Hause nicht verschwinden, nur bei dem Erstgeborenen, nicht bei den anderen Kindern Maria Theresiens, wurde sie in Zweifel gezogen und schon ihr Enkel der vierte Kaiser aus dem habsburgisch - lothringischen Geschlechte, ist mit Gottes Segen ein grosser Mann und Gründer eines neuen Kaiserreiches, des österreichischen geworden. Warum nun der Kaiser, der auf das verdorbene Deutschland nicht mehr zu achten hatte, sein Kaiserreich mittelst der Salbung zu inauguriren, gleichsam zu firmen unterliess, wäre durch die Zustände der bewegten Zeit, durch den Umstand,

nentes hl. Bündniss, das Abschliessen einer förmlichen hl. Ligue zur Aufrechthaltung der katholischen Weltordnung,

dass er schon römischer Kaiser gewesen, erklärbar. Warum aber sein Sohn Ferdinand I. zum apostolischen König noch bei Lebzeiten des Vaters gekrönt, nur um die eiserne Krone Carl des Grossen bei der Kirche anhielt und die imposante Pilgerreise nach Rom, seiner frömmigsten Gesinnung ungeachtet, versäumte, ist nicht bekannt. In welches Verhältniss sich der Enkel Franzens nach dem Ableben des regierenden Kaisers Ferdinand I. (den Gott lange erhalten wolle) zur Kirche stellen wird, ersieht man aus dem grössten Act neuester Zeiten, aus dem Concordat.

Bis nun war der letzte gekrönte Kaiser Napoleon I.; bekannt ist es, wie dankbar er sich gegen die hl. Mutter erwiesen hat. Grösstentheils hat die Unbilden seines Vorgängers Napoleon III. wieder recht zu machen gewusst, demnach steht neben hohen Verdiensten dieses Monarchen um die Kirche und die Menschheit, kein canonisches Hinderniss seiner Krönung zum wahrhaften Kaiser entgegen. Den kaiserlichen Titel Frankreichs als solchen, darf man schon jetzt nicht bezweifeln, sobald er als solcher durch die Krönung des ersten Kaisers von der Kirche bestätigt worden war, allein neben dem kaiserlichen Titel Frankreichs: von Gottes Gnaden, hat die böse Zeit auch einen andern hinzugefügt, der dem Wesen der Monarchie zuwider ist. Nie hatten selbst exaltirte Verehrer der Egalité ja gedacht, dass die Volkssouveränität der göttlichen Autorität beigesellt, gleichsam eine Apotheose erlangen wird; ist der Ausdruck *volonté nationale* nicht in der Bedeutung der Volkssouveränität gemeint, so wird die französische Nation beschämt, ohne dass dem Pöbel geschmeichelt wird. Die Königswahlen, wie sie in der Zeit des Rittersinnes und der Frömmigkeit stattfanden, gingen keineswegs von dem Grundsatz aus, dass der Herr durch den Nationalwillen Herr geworden ist. Die Churfürsten hatten das Wahlrecht von der Kirche erlangt; den meisten Völkern, wie den Franken, wurde es von der Kirche bestätigt und an Pflichten, wie es ausgeübt werden soll, gebunden. Die letzte Wahl des französischen, vaterlosen, die Republik mit Recht verachtenden Volkes, war gewiss eine durchaus legitime und dafür werden auch ferne Generationen den Franzosen dankbar sein. Allein nur als ein provisorischer, lässt sich dieser Rechts-

war überflüssig, denn dem Kaiser waren Könige und Fürsten, dem Papste der Kaiser unterordnet ¹⁾.

titel neben dem kaiserlichen Titel denken. Offenbar wird der Anspruch nur bis zu seiner förmlichen Bestätigung durch die hl. Kirche figuriren, dann wird er von selbst wegfallen, denn ein Kaiser durch die Geburt und zugleich durch die Wahl (in neuen monarchischen Zeiten) oder wie die Kirche zu sagen pflegt, ein Kaiser und zugleich ein gewählter Kaiser, wäre eine juristische Unmöglichkeit, und müsste der wahren Monarchie wesentlich schaden, die Menschheit mit der Rückkehr in die Zeiten der Rohheit und der Gewaltthatigkeit bedroheu.

- ¹⁾ Dieses grossartige Verhältniss hat ein gelehrter, unparteiischer Protestant vortrefflich ausgedrückt: Eichhorn, Deutsche Rechtsgeschichte. Die demokratische, der gottlosen Lehre von der Gleichberechtigung zwischen Staat und Kirche entnommene Doctrin über die Gleichheit gekrönter Häupter, über das diplomatische Protokoll mittelst der Anfangsbuchstaben der Namen der Mächte, ist eine ganz neue, den kränklichen Ideen des XVIII. und XIX. Jahrhunderts entflossene, dem hierarchischen Wesen des Katholicismus, selbst dem Begriff des Verdienstes zuwiderlaufende. In den Epochen des noch gesunden Verstandes kannten diese Confusionslehre nur die rohen Völker, hingegen pflegten die gebildeten, meistens auch die erst bildungsfähigen der Präcellenz des Kaiserthums zu huldigen. Nach dem Untergang des weströmischen Reiches, genoss der oströmische Kaiser das dem Kaiserthum, durch eine allgemeine Ueberzeugung selbst nicht römischer Völker und ihrer Fürsten, gebührende Vorrecht. König Chlodwig, Gründer einer der mächtigsten Monarchien war stolz auf den Titel, welchen ihm der Kaiser verlieh. Die Nachfolger Chlodwigs, die Könige aus dem carolingischen Geschlecht, sind erst durch die Ernennung zu römischen Patriciern dem Kaiser gegenüber selbstständig geworden. Allgemein bekannt ist der Eindruck, welchen die Krönung Carls auf die abend- und morgenländische Menschheit machte; immer war diese Begebenheit als eins der grössten Welt Ereignisse und zwar mit Recht angesehen, da hiedurch eine neue Ära fürs Abendland, für die Regelung dessen hierarchischer Verhältnisse eintrat und mit dem ersten Tage des IX. Jahrhunderts begann.

Auf diese Art nahm schon die Gemeinschaft aller Christen des Abendlandes ihren reellen Anfang, während jene

In der That war der zum Kaiser Gesalbte, seit vielen Jahren König der Franken, König von Italien und sogar römischer Patricier gewesen, demnach war seine nun erlangte hierarchische Stellung über die königliche erhaben. Ubrigens hat Carl in Folge seiner neuen Würde und Rechte auch neue Pflichten den Völkern des Abendlandes auferlegt, eine neue Huldigung von ihnen gefordert. Da bis nun der Papst auf Bitten Carls, welcher desswegen seine zweite Reise nach Rom unternahm, die fränkischen Prinzen, den mittleren und den jüngsten zu Königen ernannte, vermochte jetzt der Kaiser selbst die königliche Würde zu ertheilen, wozu dieser Act nur einer einfachen Bestätigung durch die Kirche bedurfte. Den königlichen Titel für seinen ältesten Sohn, den er zum Nachfolger in den sich selbst vorbehaltenen Ländern bestimmt hat, wollte Carl als König nicht erwirken, damit der Sohn nicht etwa als mit dem Vater gleichberechtigt scheine, allein sogleich nach der kaiserlichen Krönung, wurde auch der älteste Prinz zum Könige gesalbt, denn jetzt war das Verhältniss zwischen beiden Monarchen gegen den Schein der Gleichberechtigung durch die Erhabenheit der kaiserlichen Würde über die königliche hinlänglich geschützt, der Sohn war durch die königliche Krone nur als Trohnerbe bezeichnet. Diese Tradition hat sich bis in die neuesten Zeiten erhalten, die Stellung des Sohnes zum Vater, des ersten Königs, des römischen zum Kaiser, war gleichsam ein Muster für andere Könige.

Ebenfalls bekannt ist die heftige Opposition der Griechen gegen den kaiserlichen Titel Carls, weil durch diese neue Würde der alte Vorrang der byzantinischen Kaiser aufhören musste, und erst im Jahre 812 wurde Carl von Michäel als Kaiser anerkannt. Demungeachtet erhoben die byzantinischen Kaiser stets ihre Proteste gegen den kaiserlichen Titel der Nachfolger Carls.

Die Völker im Westen von Europa unterordneten sich willig der neuen Autorität, der Papst und der Kaiser regierten das Abendland, verfügten auch über königliche Angelegenheiten, ohne die übrigen Monarchen zu Rathe zu ziehen. Selbst durch Kriege haben die Begriffe von der höchsten weltlichen Stellung des Kaisers nicht gelitten. Bedeutend ist die Zahl der Könige, welche dem Kaiser huldigten, ohne dadurch ihrer königli-

im Morgenlande noch nicht zerriss. Die *Res publica christiana* war nicht bloss eine juristische Fiction, ein Ideal für

chen Würde zu schaden. Sogar pflegten Könige und Fürsten, so oft sie durch das Recht des Stärkeren zu leiden hatten, sich an den Kaiser, als eine über die königliche gestellte Autorität zu wenden. Seit das Kaiserthum durch den Ungehorsam böser Kaiser gegen die Kirche geschwächt, die ihm gebührende Weltrolle gehörig zu behaupten nicht vermochte, wurden schlagende Beweise, dass der Vorrang des Kaisers als ein thatsächlicher und nicht bloss als ein ceremonieller angesehen war, wohl seltener in der Geschichte, aber selbst aus jener Zeit gibt es historische Beispiele, welche das Fortbestehen des wahren hierarchischen Verhältnisses darthun.

Uibrigens lehrte die unfehlbare Kirche stets mit Wort und That, über den Vorrang des Kaisers unter den Fürsten und Königen und sogar inmitten der Kämpfe pflichtvergessener Kaiser mit der Kirche, blieben die Päpste ihrer Doctrin über das Kaiserthum getreu. In einer der ersten feierlichen Vertheidigung der christlichen Lehre über das kirchlich-staatliche Verhältniss, welche Papst Gelasius dem Kaiser Anastasius gegenüber führte, denselben zum Gehorsam ermahnte, nennt der Papst den Kaiser einen Vorsteher der Menschheit und schreibt ihm: Obschon du durch die (kaiserliche) Stellung über die Menschheit hervorragst (*„licet praesideas humano generi dignitate“* in: *St. Gelasii Papae Epistolae ad Anast. Aug.*, Alle Päpste ohne Ausnahme achteten das Kaiserthum als die höchste weltliche Gewalt, und endlich wurde diese Lehre zu einer allgemeinen Uiberzeugung unter den Christen; schön hat sie Fulgentius in seinem Werke *de veritate Praedestinationis et Gratiae* ausgedrückt: In der Kirche ist keine Gewalt über die päpstliche erhaben, und in der Welt (*in saeculo christiano*) niemand höher gestellt als der Kaiser.

Sogar im herkömmlichen Protokoll hat sich diese Uiberzeugung der Könige ausgedrückt und sie pflegten dem Kaiser den Titel Vater und Herr zu geben (*Lebeau, histoire du Bas-Empire tom. 14, liv 66 art. 54.*); der Majestätstitel, den man den Königen gibt, ist eine Erfindung neuer Zeiten und noch Leopold I. gab gewöhnlich dem mächtigen Ludwig XIV. bloss den Titel *Serenitas*. Der letztere, welcher in jeder Hinsicht dem historischen Rechte abhold, den Rationalismus begünstig-

die zur Vereinigung bestimmte Menschheit, da die Regierung des oströmischen und vor Allem die des weströmischen Kaisers, jegliches Organ mit dem Gesamt - Organismus in lebendige Verbindung zu bringen vermochten und zugleich der alleinigen wahren, der theokratischen Form folgten, den Gehorsam beider Kaiser ¹⁾ gegen die Kirche nachahmten,

te, gab sogar einem Churfürsten, jenem vom Brandenburg, nachdem dieser selbständiger Herzog von Preussen und mächtig geworden war, den Majestätstitel, während viele Könige diesen Titel noch nicht führten. Es ist demnach nicht auffallend, dass sich bald auch die Orientalen diesen Titel beileigten, dem Zaren Peter I. wurde er erst vom russischen Senate (freilich war es der römische Senat nicht) ertheilt. Noch dem dritten Souverän von Russland nach Peter, der Zarin Anna wurde der kaiserliche Titel von den abendländischen Mächten entschieden versagt, Maria Theresia und selbst der Nachfolger Ludwigs XIV., protestirten feierlich gegen die Anmassung der Zaren. In den neuesten Zeiten will man auch dem Sultan den von Jesu geweihten Titel aufdringen. Wenn die Rationalisten in der gottlosen Doctrin über die Gleichheit consequent immer weiter gehen und ihren Grundsätzen gemäss jede Kraft schon als Autorität achten, so haben sie ja das Recht auch die wüthende Volkssouveränität, auch Stürme und Orkane Majestät zu nennen.

Allein es steht nicht in der Gewalt der Rationalisten, die Entwicklung des hierarchischen Verhältnisses, in Folge dessen innern Werthes, aufzuhalten. Die stets von der Kirche erklärte und den Christen empfohlene durch Jahrhunderte allgemein befolgte Doctrin, scheint in unseren Tagen durch die Macht der Umstände ihre frühere Geltung erlangen zu wollen. Um die gegenwärtige, der Präcellenz des Kaiserthums immer günstigere Weltlage, bezüglich ihrer Bedeutung, gleichsam des Winkes der Vorsehung zu beurtheilen, soll man auf die Bestimmung der Menschheit, auf die Katholicität zurückgehen, und diese lässt sich ohne die kaiserliche Oberhoheit nicht denken.

Das hier über die höchste weltliche Hierarchie Gesagte wird in der Fortsetzung dieses Werkes mit Hilfe der Begebenheiten und Documente einleuchtender werden.

¹⁾ Auch die oströmischen Kaiser leisteten bei ihrer Trohnbesteigung den Kircheneid seit dem Kaiser Anastasius

wodurch ein Jeder und Alle mit einander vereinigt, dem göttlichen Regiment auf Erden mittelst des Statthalters Jesu zusahen und gleichsam den Himmel erblicken konnten.

Diese Erhabenheit ist also erst, nach einer acht hundertjährigen Entwicklung des christlichen Dogma, für die Menschheit möglich geworden. Eine wichtige Epoche für denkende Christen, denn in Folge des ausdrücklichsten Willen Gottes, muss sie wiederkehren; Viele sehen sie schon in unsern Tagen ankommen.

75. (Störung im Zusammenwirken des Staats mit der Kirche.)

Allein nicht immer dauerte die Eintracht beider Gewalten. Bald fehlten den Nachfolgern Carls I. die Erhabenheit seiner religiösen Gesinnung, die Grösse seines Geistes, die Macht seines Willens; glänzende Ausnahmen wie Otto der Grosse, sind sparsam vorhanden. Die meisten oströmischen Kaiser wirkten sogar absichtlich gegen die Katholizität, das Kaiserthum fiel durch einen wiederholten Ungehorsam gegen den Papst in die Abhängigkeit vom Orientalismus, wurde von rebellischen Unterthanen, von schismatischen Secten, intriganten Hofpartheien und von den schauderhaftesten Pallast-Revolutionen immer mehr gefesselt. Statt dieses abschreckende Beispiel zu beherzigen, ahmten es abendländische Kaiser grossen Theils nach und wurden oft der Kirche ungehorsam. An despotische Tendenzen, zu denen sie von aufrührerischen Vasallen und dem sich kundgebenden Geiste des Separatismus und der Localinteressen, so wie durch den immer mehr systematischen Kampf römischer Tendenzen, welche das Kaiserthum vorstellte, mit dem germanischen Rechte, welchem die Fürsten und Ritter anhingen, verleitet, haben sie endlich ihre Mutter, die Kirche, der sie ihre hohe Stellung schuldeten, ebenfalls knechten wollen.

(491), welcher der Anhänglichkeit an die Ketzerei des Eutyches überwiesen, vom Patriarchen gestraft und erst nach dem feierlich gethanem Versprechen die Kirche zu vertheidigen, von Euphemius gekrönt wurde.

Die Kirche, durch den Mangel eines regelmässigen weltlichen Mitwirkens, durch die Unbilden der Zeit, vor Allem des X. und des Anfangs des XI. Jahrhunderts, durch die Fehler der Geistlichkeit, und die rohesten Leidenschaften der Laien tief gebeugt, vermochte nicht die ihr gebührende Weltherrschaft auszuüben, ihre wohlthätige Herrschaft wurde im Orient förmlich umgestürzt; es war oben die Epoche des grässlichsten Verfalles der Menschheit, denn ist die Kirche geknechtet, so werden die gebildetsten Völker zu Barbaren, alle Menschen zu Slaven, die Mächtigsten fungiren nur als Henker.

76. (Sieg der Kirche über den Staat, Beziehungen des Staats- und Völkerrechts zu derselben in der Epoche der wieder hergestellten Theocratie.)

Endlich wurde die Kirche nach langer Duldung und heissen Gebethen von dem frommen Hildebrand, als Papst Gregor VII., den ihr Gott gesendet, wieder gehoben, und trat nach überstandener schwerer Prüfung zum Kampfe für ihre Rechte auf, und erstarkte in diesem Kampfe. Nach jedem Conflict, den der Kaiser erhob, wurde er von der Kirche gebessert oder besiegt. In Folge steter Siege, welche die geistliche Gewalt über die weltliche immer erkämpfen soll, erblickte sich die in Demuth wirkende Kirche an der Spitze einer förmlichen, *de jure* und *de facto* oft unmittelbar ausgeübten Weltregierung, und führte sie zum Heil der Menschheit während der ganzen theokratischen (auch die hierarchische wird sie genannt) Epoche.

In dieser schönen Zeit der Erziehung und Unschuld der christlichen Welt, erschien eine hl. Ligue unnöthig, da der Ruf des heiligen Vaters an fromme Fürsten und Ritter hinreichte, die Ketzerei zu unterdrücken, oder das h. Kreuz wider den Orientalismus zu vertheidigen. Durch die Conflicte, welche zwischen der kaiserlichen und der päpstlichen Gewalt in dieser Epoche öfters stattfanden, war der Weltfriede nicht gestört. Wohl mussten die Conflicte der Kaiser mit der Kirche zu den furchtbarsten Consequenzen endlich

führen, denn erstens waren sie für Könige und Völker ein böses Beispiel, ferner flossen die stets bewegten Kaiser immer weniger auf Fürsten und Völker ein, gaben viel von ihrer Autorität auf, wodurch die Kirche in der Ausübung der Weltherrschaft isolirt wurde, allein in Folge der mittelalterlichen Zustände und eines heiligen Muthes der immer wachsenden Päpste, erreichten diese Gefahren nie einen hohen Grad für die Menschheit jener Zeit.

In der That war das Recht-, Staats- oder Völkerrecht im Mittelalter, so der Religion, wie die Facten, die Thaten der Ehre unterworfen. In jeder streitigen Staatsfrage, wenn Rittersinn und Fürstenehre die Verwicklung nicht gelöst haben, sprach der Papst im Namen Gottes aus, ein Gegensatz galt allgemein für Ungehorsam und Sünde, ja für eine Schmach. Dieser hohen unangefochtenen Autorität blieb auch der Kaiser in Folge des Eides der Treue, den er dem Papste schwur, verpflichtet den Ausspruch durch den weltlichen Arm zu unterstützen, wozu übrigens auch andere Fürsten bereit standen.

Ebenso in völkerrechtlichen Verwicklungen. Päpstliche Legaten und geistliche Gesandten der Fürsten, waren die einzigen Ausleger des Völkerrechts, die Herolde die einzigen weltlichen Gesandten.

Ueberhaupt waren die Zustände des Mittelalters einer diplomatischen Wirksamkeit der Fürsten und Völker nicht günstig. Die grösste völkerrechtliche Begebenheit jener Jahrhunderte, die Kreuzzüge, wurden vom päpstlichen Hofe geleitet, die weltlichen Höfe blickten kaum über die Grenzen ihres Landes hinaus, und konnten sich mit eigener Kraft zur Idee eines Kampfes für allgemeine Interessen nicht heben. Immer war der Papst, selbst der isolirte Papst, das Centrum der Welt und, da seine Beschlüsse stets den Stempel der Religion eines unfehlbaren Urtheils hatten, so gab es keine eigentlichen Unterhandlungen, keine Diplomatie im Mittelalter. Erst seit sich das Königthum durch Eroberungen im Innern mächtig gehoben, versuchte es Eroberungen

nach Aussen, und entzog sich dem Einflusse des Centrums der christlichen Welt, womit die gränzenlosen diplomatischen Wirren und die nie endenden Cabinetsfehden ihren Anfang nahmen ¹⁾.

Einzelne Ausnahmen während des Mittelalters, individuelle Bestrebungen, das rationalistische, demnach menschliche und willkührliche Staats- und Völkerrecht oder Naturrecht gegen das katholische Staatensystem, die *res publica christiana* geltend zu machen, werden kaum von der Geschichte bemerkt, denn sie waren nur Folgen einer Störung der Eintracht zwischen *sacerdotium* und *regnum*, eine Krankheit in dem bloss durch die innere, nicht aber durch die äussere Politik bewegten Leben der Menschheit; so oft diese durch die Widerspenstigkeit gegen die geistliche Gewalt sich äussernde Krankheit geheilt wurde, hörten sogleich ihre Folgen, und selbst die verhängten Strafen auf, förmliche Kronschenkungen; welche Päpste frommen Fürsten gemacht, wurden widerrufen, wenn der frühere Besitzer der nun verschenkten Krone Reue bezeugt und die Empörung des Körpers gegen den Geist aufgegeben hatte. Auf diese Art ist es erklärbar, wie der zur Erziehung der jugendlichen Menschheit unumgänglich nothwendige Weltfriede fortwährend erhalten werden konnte. Durch eine Reihe von Jahrhunderten wurde derselbe nicht gestört, der Fortschritt der Menschheit nicht unterbrochen, die Kämpfe für's h. Kreuz waren ein Kampf für das allgemeine Interesse der Christenheit, eine Aufopferung für Gott und die Menschheit, also eine wahre Schule für dieselbe.

77. (Seit dem Gallicanismus am Anfange des XIV. Jahrhunderts.)

Seit aber der älteste katholische Staat, dem zunächst nach der Kirche Italien die Errettung von dem byzantinischen Orientalismus, wie von der Barbarei, und Deutschland sogar das göttliche Licht, die Grundlage der wahren Gesit-

¹⁾ Hierüber seines Orts ausführlicher.

tung zu verdanken hatten, selbst ausgeartet, und in den Gallicanismus, in einen bloß örtlichen Katholicismus, welcher einen Theil der Lehre Jesu verwirft, und nur als Familie und Gemeinde, nicht aber auch als Staat von der unföhlbaren Kirche abhängen will, verfallen war, seit dieser Zeit nahmen die Gefahren für die Kirche zu, eine neue schwere Prüfung fing an.

Mit der grössten Consequenz und Hast führte der Frevel Philipps IV., nach dem gewaltsamen Tode eines der grössten Päpste aller Zeiten, Bonifacius des VIII. zur Verlegung der päpstlichen Residenz ausser Rom, die Entfernung der Päpste zur Anarchie in Italien und selbst zur Kirchenspaltung. Schon vermochte ein Nachfolger Philipps IV., Carl VIII. die Folgen des Schisma auszubeuten, sich mit dem durch die Bedrängnisse des Kaiser- und Papstthums regellos gewordenen Italien, sogar mit den ketzerischen Byzantinern in Verbindung zu setzen. In der ewigen Stadt trat er als Eroberer auf, achtete auf den Kaiser nicht, und war bereit sogar dem h. Vater Zwang anzuthun. Wichtige Ereignisse haben dieser offenbar nicht mehr dem Mittelalter angehörigen Revolution vorgearbeitet, oder sie unterstützt: das Kaiser- und Papstthum waren geschwächt, während sich das französische Königthum auf den Trümmern mittelalterlicher Institutionen mächtig gehoben hat. Auch die äusseren Verhältnisse haben sich zu Gunsten der Revolution gestaltet, der Orientalismus, den man weder in Palästina, noch in Egypten besiegt hat, drang aus Asien bis in das Herz von Europa ein, und hat sich kaum aus Spanien nach Africa zurückgezogen. Unter diesen drohenden Verhältnissen, und da die päpstliche Autorität verkannt, die kaiserliche gesunken war, erschien ein h. Bündniss durchaus nöthig.

In jener Zeit führte das christliche Weltregiment einer der grössten Päpste Alexander VI., er warnte den Kaiser über die Absichten Carls VIII., verband sich mit ihm, mit Fürsten und Völkern gegen den frevelhaften Uiberfall der Franzosen; das erste Bündniss, welches schon ein heiliges

genannt zu werden verdient, wurde geschlossen, und zwar im Jahre 1495.

Noch schwieriger war die Lage des Papstes Julius II. so wie auch des Kaisers Max I. dem mächtigen Venedig gegenüber; um es zu bekämpfen, das der Kirche Entrissene wieder zu erlangen, ward die Ligue von Cambrai (1508) geschlossen. Auch der Nachfolger Carls VIII. Ludwig XII. trat in Italien dem Papste und Kaiser anmassend entgegen, das wider ihn vom Julius II. zu Stande gebrachte Bündniß hiess schon die heilige Ligue. (1511).

Ehe sie vom Max I. unterzeichnet worden, gerieth der Kaiser in einen Zwist mit Julius II., es war diess der erste länger dauernde Conflict eines Kaisers aus dem Hause Oesterreich, wodurch die sich schon regende Reformation belebt werden konnte. Selbst nach ihrem Ausbruch hat der innig fromme Kaiser Carl V., der seine Macht mit glänzenden Erfolgen zur Vertheidigung der Weltordnung anwandte, sich dennoch in einen Streit mit dem Papste Clemens VII. durch die unglückselige Lage Deutschlands und Italiens, vor Allem durch die Künste des Königs von Frankreich Franz I. eingelassen. Wohl trat der Kaiser endlich mit der verdienstvollsten Entschiedenheit gegen den Lutheranismus und für die allein selig machende Kirche auf, schon war aber die Reformation zu mächtig, der besiegte Kaiser dankte ab.

Allein schon hat Gott das Haus Oesterreich durch diese zwei Conflictte eindringlich ermahnt und belehrt, es zum Kirchenvogte erzogen, und in zwei Linien getheilt. Oft folgten beide, stets eine dem Muster Carls V. und kämpften für die katholische Weltordnung. Da das kaiserliche Oesterreich dem h. Vater immer gehorsam blieb, die Wünsche der Kirche und seine eigene Pflicht erfüllte, so war keine h. Ligue eigens geschlossen, obgleich (ausser Philipp II.) Ferdinand II. sich fortwährend bestrebte dem Papst- und Kaiserthum fromme Bundesgenossen zuzuführen, die Kirche und die Menschheit zu vertheidigen.

Erst Leopold I., Enkel Ferdinands II. sah sich genöthigt zwei förmliche Bündnisse zum Schutze der Christenheit zu schliessen; das erste (1663—4) war der Sache, das zweite (1683) der Sache und dem Namen nach eine heilige Ligue.

Offenbar waren die heiligen Bündnisse, als ausserordentliche Mittel, nur in den Zeiten der Umwälzungen gegen grosse Gefahren, gegen allgemeine Revolutionen nothwendig. Die heilige Ligue wäre demnach ein kirchlich-politischer Gegensatz zur Revolution. Da aber mit dieser der Orientalismus immer zusammenwirkt, so wäre die h. Ligue auch die höchste Allianz zur Aufrechthaltung der abendländischen Gesittung, von welcher als dem Ausdrucke des Spiritualismus die Menschheit selbst und ihre Bestimmung abhängen. Nun besteht das wirksamste Mittel, um die Menschheit zum spiritualistischen Ziel, zur wahren Gesittung zu leiten, in der Achtung der von Jesu dem Gehorsam Aller ohne Ausnahme empfohlenen Autorität des Papstes und des Kaisers, folglich ist die hl. Ligue ein aussergewöhnliches Bündniss vor Allem zwischen Papst und Kaiser und nur ausnahmsweise, wenn der Kaiser (wie Max I. am Anfange des XVI. Jahrhunderts) auf Irrwegen wandelt, lässt sich ein hl. Bündniss ohne den Kaiser denken, obschon auch in diesem Fall, die stets unfehlbar und mit Demuth wirkende Kirche keine Opfer scheut, um das weltliche Oberhaupt zum Mitwirken zu bewegen und den ihm von Gott angewiesenen hohen Rang, bei dem feierlichen Act des Auftretens für Gott und für die Menschheit, einräumen zu können. Daher gibt es zwischen einem Bündniss des Papstes und Kaisers mit frommen Monarchen und einer hl. Ligue, keinen wesentlichen Unterschied, und gewiss war die Allianz Ferdinands II. mit dem Papste Spanien und Sigismund III. von Polen eben so eine hl. Ligue, wie jene von 1511 und von 1683.

VI. Abschnitt.

Sieg der hl. Ligue von 1683 und Leopolds I. über äussere Feinde. Cabinetsphilosophie des Kaisers, sein Allianzsystem. Anfang einer neuen Lage für die Mächte von Europa; Nothwendigkeit eines Bündnisses zwischen katholischen Grossmächten. Uebersicht der französisch-österreichischen Allianzen.

78. (Erfolge der hl. Ligue von 1683; ihre Bedeutung für die Geschichte der Epoche.)

Die vereinte Macht des Orientalismus und der Revolution wurde von den Bundesgenossen der hl. Ligue, Innocenz XI., Leopold I. und Johann III. geschlagen; nie war das Streben Ludwigs XIV. und der Osmanen nach dem Principat im Occident und im Orient empfindlicher gestraft. Alle durch die Feindseligkeit Ludwigs gegen Oesterreich herbeigeführten Gefahren, nehmen nach der Schlacht von Wien und den Erfolgen der Allirten in Ungarn immer ab; ein Wendepunct, nicht nur in der österreichischen, sondern auch in der Weltgeschichte tritt ein.

In diese zwei Begebenheiten, um die Rivalität zwischen Frankreich und Oesterreich und um die hl. Ligue, setzt sich die ganze Geschichte der bewegten Epoche Leopolds, beide können als Hauptbegebenheiten zum Leitfaden und Einheit in der Auffassung der übrigen Ereignisse der Zeit dienen.

In der That hat die systematische Feindseligkeit Frankreichs gegen Oesterreich das Staats-, Völker- und Kirchenrecht im Abendlande theils unmittelbar, theils mittelbar erschüttert, zu der grossen abendländischen Revolution am meisten beigetragen, auch die orientischen Verhältnisse, die Verfassungsfrage in Ungarn und Polen verwickelt, den Orientalismus, die Türkei, gegen den Katholicismus im Oriente und sogar im Occidente geschleudert; gewiss wären die Wirren in Polen und Ungarn nicht dauernd, und der mächtige Angriff der Türken, die Isolirung Oesterreichs und Polens oh-

ne die Feindseligkeit Frankreichs, kaum möglich gewesen.¹⁾ Hingegen lässt sich die Vertheidigung der katholischen Weltordnung, der Sieg des Christenthums über den Orientalismus, das Wachsthum der österreichischen, der wiederkehrende Glanz der polnischen Macht, die Bezwingung des aufrehrerischen Ungarns und Siebenbürgens, und die Machtfähigkeit Oesterreichs die Feinde der Kirche und der Menschheit auch ferner zu bekämpfen, ohne die hl. Ligue nicht denken.

79. (Leopold I., Mittelpunkt des heiligen Bündnisses, Hauptkämpfer für dasselbe und die Weltordnung.)

Beide Begebenheiten, so wie überhaupt das Wirken des Papst- und des Kaiserthums gegen die westliche und die orientalische Revolution, finden ihren lebendigen Ausdruck in Leopold I., als dem Endziel aller Angriffe Ludwigs XIV., als dem mächtigsten Kämpfer für die abendländische Mission im Westen und Osten. Weder Sobieski, die französische Parthei und polnische Opposition für den Papst, noch der grosse Innocenz XI., dessen geistige Macht die Protestanten verneinten, vermochten im Westen zugleich, immer und dergestalt zu wirken, Thaten zur steten Verbindung zwischen den Begegnungen des Abend- und jenen des Morgenlandes dienen könnten. Oft hat der König von Polen die allgemeinen Verhältnisse sogar verwickelt, jene seines Landes hat er gar nicht geregelt. Auch der Sieg des hl. Stuhles wurde erst nach dem Tode Innocenz's XI. über Ludwig (1693) erkämpft.

Nur Leopold kämpfte beharrlich, mit hinlänglichen Mitteln und einer stets steigenden Siegeskraft. Zur Verwick-

¹⁾ Dass die Mächte von der Rivalität zwischen den Häusern Oesterreich und Frankreich, schon seit dem Anfange des XVI. Jahrhunderts, wesentlich abhängen und dieselbe als eine der Hauptursachen aller Calamitäten der Kirche, des Westens und des Ostens anzusehen sei, wird seines Orts erwiesen werden.

lung des Staats- und Kirchenrechtes hat er nie, zur Verwicklung des Völkerrechts und der Allianzen nur indirect und ohne Absicht, und allein in der Noth der Selbstvertheidigung, beigetragen, die ungrische Verfassungsfrage hat er glücklich gelöst, die französische Parthei in Polen selbst nach dem Ableben Sobieski's bekämpft, ihr den Sieg ¹⁾ entrissen, den Besitz Ungarns und Siebenbürgens zurückgenommen, die bis nun stets aggressive Türkei, seit der Schlacht des Prinzen Eugen bei Zenta, auf die Defensive verwiesen, mit dem Nachfolger Johanns III. in Polen sich innig verbündet und den Westen gegen die Uibergriffe Frankreichs zu richten nie aufgehört. So war Leopold stets der Hauptvertheidiger der Weltordnung und Gesittung, während Ludwig XIV. als Hauptfeind der Menschheit, zu deren Rettung er selbst im Jahre 1664 beigetragen hat, auftrat. Beide Monarchen wären demnach als die entgegengesetzten Pole der moralischen Welt im XVII. Jahrhunderte anzusehen.

harrlichen Kampfe dieser mächtigen Antagonisten, der Sieg, obschon Ludwig XIV. von der Tür- ar, dennoch dem Kaiser. In der That sah age des XVIII. Jahrhunderts nicht mehr die eue Macht des türkischen und des französischen Sultans, deren Vorfahren durch zwei Jahrhunderte den Osten und Westen bewegten. Viel höher und leichter war jetzt die Stellung und Aufgabe Leopolds I. und seiner Nachfolger; während schon Frankreich zu bluten begann, und die Türkei gebeugt wurde, hatte sich Oesterreich eines steten Wachstums und Aufblühens zu erfreuen.

80. (Neue Gefahren im Westen und Osten von Seite kaiserlicher Bundesgenossen, der protestantischen Mächte und Russlands.)

Durch die Siege, welche Leopold über Frankreich und die Türkei davongetragen, waren die Revolution und der

¹⁾ Die Wahl des französischen Candidaten Conti. Zu sehen am Ende des Bandes: Documente zur hl Ligue

Orientalismus keineswegs unterdrückt, denn die Protestanten, welche zu den Siegen über Frankreich grossen Theils, und zu jenen über die Türkei zum Theile beitrugen, vermochten ihre äussere Macht zu entwickeln, allein in ihren inneren Verhältnissen folgten sie dem Revolutions-Systeme, und Russland, welches ebenfalls gegen die Türken auftrat, war selbst ein orientalischer Staat. Demnach waren die Gefahren, welche die Menschheit bedrohten, nur versetzt, aber nicht beseitigt, sie dauerten unter einer neuen Gestalt fort. Wirklich erwies sich die durch immerwährende Collisionen stets rege holländische und englische Revolution, neben der französischen, zum Umsturz des Bestehenden vom Staate selbst vorbereiteten Gesellschaft gar nicht geeignet, den bewegten Westen zu beruhigen, seine verwickelten kirchlichen und socialen Verhältnisse zu vereinfachen und zu ordnen. Auch die diplomatischen Fragen des Westens, konnten durch die protestantischen Allianzen, zu denen sich Leopold gegen sah, die erwünschte Lösung nicht erlangen, da eben Bündnissen an principieller Grundlage fehlte. Now wurde die orientalische Frage verwickelt, seit August nig von Polen, Bundesgenosse Leopolds I. gegen die talische Türkei, den Kaiser verliess und mit dem natürl Feinde des Abendlandes, mit dem in den Sätzen Asiens der orientalischen Kirche erzogenem Russland, leichtsinn Allianzen schloss. Noch leichtsinniger verfuhr Polen, da es aus Opposition gegen den eigenen König, in einem Anfall der Freiheitswuth, sich dem Czaren in die Arme warf, um den König zu verdrängen. Ehe diess Unerhörte eintrat und Polen in der Umarmung des falschen Papst- und Kaiserthums orientalische Sätze einathmete, den abendländischen Geist aushauchte und immer mehr zu einem Werkzeug des russischen Orientalismus, oder zu dessen Opfer herabsank, selbst durch Freiheitskämpfe gegen den Feind Gottes und der Menschheit der asiatischen Sklaverei rasch zueilte, fühlte sich das weltliche Oberhaupt, wie vor der hl. Ligue von 1683, im Osten isolirt. Polen bis nun, einige Augenblicke,

in Folge der Schuld des französischen Cabinets und des schwankenden Johann III., ausgenommen, eine Schutzwehr und Bundesgenosse Oesterreichs gegen asiatische Mächte, ein Schlachtfeld gegen Schweden, ein Kampfplatz gegen Frankreich, wurde seit der Treulosigkeit August's II. theils zu einem schwedischen Lager, welches innere Partheien und französische Intriguen umschwärmten, theils zu einer Verlängerung Russlands, zu einer Brücke Asiens nach Europa. Also während Frankreich und die Türkei noch nicht gänzlich kraftlos geworden, sind schon neue Feinde gegen das Staats-Völker- und Kirchenrecht emporgekommen: die zunehmenden protestantischen Mächte und das gewaltig sich ausbreitende Russland.

offenheit der neuen Gefahren; Wirken Leopolds I. dawider, seine neue Politik im Aeussern; ihre wohlthätigen Folgen.)

Leopold I. beurtheilte diese neuen Gefahren so, dass sie nicht mehr denselben Grad der Inwiefern jene vom Jahre 1683 und die frühern, zu erreichen vermochten. Jedes der katholischen Weltordnungen Verhältniss, konnte nun mit einer begründeten Aussicht auf den Erfolg bekämpft werden, da die alten Feinde, der Papstes und des Kaisers, die deutschen Protestanten, eines dreissigjährigen Krieges, und die Türken, einer Belagerung Wiens nicht mehr fähig waren und ebenfalls die Protectoren deutscher Protestanten und der Türken, die Schweden und Franzosen, sich ausser Stand setzten, ein mächtiges Bündniss gegen den Kaiser, wie ehemals, zusammenzubringen; die gewaltsame Macht Russlands konnte den allgemeinen Interessen der Kirche und der Menschheit erst in der Zukunft gefährlich werden. In dieser Lage schöpfte Leopold I. die Kunst die einen Feinde der Weltordnung den andern entgegen zu stellen, ihr Bündniss zu hindern und dadurch die Weltgefahren zu verringern und zu bekämpfen.

Schon in Folge des westphälischen Friedens war, wie wir sahen, ein solches Verfahren dem Kaiser ermöglicht;

seit 1664 fühlte sich Leopold I. gegen die Anmassungen der Protestanten in Ungarn und Deutschland durchs Bündniss mit Ludwig XIV. unterstützt, blieb seinerseits, während der, aus Anlass des Devolutionskrieges von England, Holland und Schweden, gegen Frankreich eingenommenen Stellung neutral, und schloss sich sogar inniger dem Könige von Frankreich an. Nachdem dieses, dem Fortschritte der protestantischen Revolution höchst ungünstige Bündniss, sich durch die im Aussern revolutionäre Politik Ludwigs als unhaltbar erwiesen hatte, setzte Leopold den Kampf mit dem gefährlichen socialen Feind, mit dem Protestantismus in Ungarn und Siebenbürgen fort und schloss Allianzen mit den Protestanten von Deutschland, Holland, England, welche jetzt für den Kaiser und gegen Frankreich auftraten. Durch diese Allianzen mit dem katholischen Erzhaus wurde dem Protestantismus seine Schädlichkeit zum Theile benommen. und dieser Urheber unzähliger Wirren und Empörung sah sich zum Conservatismus, wenigstens zum politischen Conservatismus (obgleich die Protestanten durch ihr recht, ihre Haltung im Innern, die Gesellschaft fortsetzten) genöthigt. Auch die schädlichen Einflüsse hat Leopold in mancher Hinsicht aufgehalten, die er von den Franzosen entzogen hatte; überdies von den mit Oesterreich verbündeten Protestanten bekämpfte und gereizte Ludwig, den Protestantismus in Frankreich und in den von Deutschland abgerissenen Ländern mit dem rüchlichsten Eifer zu unterdrücken getrachtet, also wenigstens in dieser socialen Hinsicht conservativ gewirkt.

Tiefsinnig demnach war die Cabinetsphilosophie Leopolds I., welche die innern und äusseren Feinde der Weltordnung zu trennen, die einen durch die andern zu schwächen und hiemit grosse Gefahren zu beseitigen wusste. Auch durch die Folgen hat sich dieses geniale Wirken Leopolds, als wohlthätig herausgestellt.

In der That traten die Gefahren im XVIII. Jahrhundert nicht mehr so drohend, wie im XVI. und XVII. auf,

denn die socialen und die politischen vermochten nicht einander zu unterstützen, ¹⁾ seit man von Leopold die Kunst

¹⁾ Ich nenne sociale Gefahren jene, welche das Staatsrecht und dadurch die Gesellschaft bedrohen, hingegen politische Gefahren, welche das Völkerrecht, die Interessen der Mächte und das Staatensystem berühren. Das erste geschieht durch die Revolution, welche man eine Eroberungssucht im Innern, das zweite entsteht durch die eigentliche Eroberungssucht eines oder mehrerer Völker, was man eine Revolution im Aeussern benennen könnte. Bündnisse, welche zur Bekämpfung der ersten, der innern Gefahren geschlossen werden, heissen sociale Allianzen, jene hingegen, welche das Völkerrecht und das Staatensystem in Schutz nehmen, führen den Namen politischer Allianzen.

Dass jede Gefahr, welche das kanonische Recht, die Sätze und die Interessen der allgemeinen Kirche bedroht, eine sociale oder eine politische ist, und endlich eine politische Revolution zugleich werden muss, ist erwiesen zu werden, da der Körper vom äussern, jede Kränklichkeit des letztern sich in Convulsionen des ersten äussern muss und Christus, weder als ein guter König, noch als ein guter Bürger gedacht werden kann, Ebenfalls ist es deutlich, dass Revolutionen und Eroberungen (mit Ausnahme der Empörung gegen kirchliche Gesetze und der Eroberungen zur Unterwerfung der Ketzer und Heiden), auch die Kirche bedrohen, denn jeder, sei es gegen die Autorität des Landes, sei es gegen die Selbstständigkeit des brüderlichen Bundes unternommene Act, betrübt den hl. Vater und stört die Völker in der Katholicität, in der Erreichung ihrer Bestimmung; daher auch der Segen, den die Kirche den katholischen Allianzen spendet und zu hl. Bündnissen mit frommen Kaisern, Königen gegen innere und äussere Ruhestörer immer bereit ist.

Die sogenannte heilige, von Oesterreich, Preussen und Russland (1815) geschlossene Allianz, hat nach der erklärten Absicht der Bundesgenossen, ein sociales und zugleich ein politisches Bündniss sein sollen. Dieses war unmöglich, denn politisch sind diese drei Mächte höchst verschieden, und während Oesterreich durch den Conservatismus und die Achtung des Rechtes glänzt, zeichnet sich Preussen durch eine energische Acquisitionssucht aus, worin es freilich von Russland bei wei-

sie daran zu hindern gelernt hat; die Gesittung hatte von nun an gleichsam halbe Feinde zu bekämpfen. So waren

tem übertroffen wird, da dieses letztere Reich, ausser der Ausbildung der materiellen Kraft, um auch die gewaltsamsten Eroberungen vornehmen zu können, keine andere Tendenz verfolgt, und sich nicht einmahl um die mechanische Ordnung im Innern kümmert.

Wirklich wurde diese politisch widernatürliche Combination durch die Ländergier Preussens und Russlands, schon während des Wienercongresses 1814—1815 zerrüttet und durch ein politisch echteres Bündniss, welches Oesterreich, Frankreich, Grossbritannien und Schweden geschlossen, gegen die Annassungen Preussens und Russlands gerichtet hatten, in voraus entkräftet; auch diese Allianz lös'te sich durch die Landung Napoleons I. auf.

Als darauf in Folge des zunehmenden Republicanismus, Carbonarismus etc. die hl. Allianz 1818 befestigt wurde und gegen die Revolution in der That zu wirken begann, war sie ein förmlich sociales Bündniss, welches seiner Unpopularität ungeachtet wesentliche Dienste der Menschheit erwies und mehrere Jahre zum S

Ruhe und Ordnung im Innern dauerte

Dennoch war die hl. Allianz durch Artigkeit der Grundsätze des katholischen und der akatholischen Mächte Preussens wieder zerrissen: Russland hat die Moldau und Wallachei heimlich angezettelt und geschützt. Seine geheimen Agenten haben Oesterreich Ungarn und Galizien, auf eine eben nicht brudermässige Art behandelt; den Uiberfall der von Oesterreich beschützten Türkei und das Beherrschen der Donau, hat Russland als Grundlage der äussern Politik angenommen. Nicht zarter als der pan-slavische Staat, verfuhr dem Kaiser gegenüber der pan-teutonische; dort die Glorie des orientalischen Schisma, hier der zukünftige Glanz des gemeinschaftlichen deutschen Vaterlandes und der deutschen Industrie, waren die Götzen, welche man dem um den wahren Gott, um Recht und Sittlichkeit der Völker verdienten Oesterreich entgegenstellte und dessen Zukunft keck bedrohte.

Unumgänglich war ein neues sociales und zugleich politisches Bündniss, vor Allem gegen das im Innern und Aeussern revolutionäre Russland nothwendig. Allein selbst ein rein politisches, von Oesterreich mit Eifer ge-

die Verwicklungen der orientalischen, Frage welche durch die ungestüme orientalische Eroberungssucht Russlands verursacht wurden, nie derart gefährlich, wie es die von den Türken ehemals veranlassten gewesen, denn während der türkische Orientalismus die äussern und innern, die politischen und socialen Zustände Europas zugleich bedrohte, sah sich Russland, welches nun die Rolle des Orientalismus übernahm, genöthigt, den socialen und politischen Verhältnissen, den legitimen Rechten im Westen zu verhelfen, um die politischen im Oriente verwickeln, auf die Nachgiebigkeit westlicher Bundesgenossen rechnen zu können.

Die protestantischen Mächte haben für die politischen Fragen, für die äussere Sicherheit Europas gegen das Principat Frankreichs oder Russlands oft gewirkt, obgleich andererseits ihre innere Haltung, ihr Staatsrecht, bloss geeignet war die Gesellschaft zu unterwühlen. Selbst in die-

en den Czaren (1828) gesuchtes Bündniss kam nicht zustande, die parlamentarischen, (gewöhnlich wortreichen aber gedankenarmen) Cabinete von Frankreich und England, deren Flotten Russland in die gegen französische und englische Interessen geschlagene Seeschlacht von Navarin mitzuschleppen wusste, haben die Staatsweisheit Oesterreichs nicht begriffen und schienen von der Begeisterung für den classischen Boden Griechenlands und für dessen Protector, das hl. Russland, stets ergriffen zu sein. Sich selbst überlassen und ohne über Flotten zu verfügen, hat Oesterreich dennoch die orientalische Frage mit Muth und Beharrlichkeit verfochten; sogar diese edle Isolirung machte keinen Eindruck auf die schon ungemein rasch verfallenden Regierungen und Völker.

In den lebhaften, gewöhnlich zu lebhaften Discussionen zwischen dem Wiener- und Petersburger - Cabinete, in den Correspondenzen mit den Seemächten und ihren Agenten, fand Fürst Metternich (in der Sprache der russischen Diplomatie gewöhnlich „Visir“ genannt) mehrere mahl Gelegenheit, den Unterschied zwischen socialen und politischen Allianzen scharf zu bezeichnen und sowohl Russland als die Seemächte prophetisch zu warnen. Unter den gedruckten Quellen ist das „Portofoglio“, bezüglich dieses Gegenstandes, die reichste.

ser socialen Hinsicht wirkten die protestantischen Mächte weniger gefährlich, als es früher der Protestantismus in Deutschland und in Oesterreich that, da er als Aufruhr sogar die äussere, materielle Ordnung und zwar unmittelbar bedrohte, zu Völker- und Bürgerkriegen führte, während nun die mit dem Kaiser verbündeten protestantischen Mächte und protestantischen Fürsten Deutschlands kein Interesse mehr hatten, den Aufruhr durch Lehren oder Beispiele zu verbreiten und nur durch Grundsätze und Institutionen, folglich bloss mittelbar, den Staat und die Gesellschaft anderer Völker bewegten.

In wiefern demnach sociale oder politische Gefahren sich äusserten, in sofern hat das Wienercabinet, von dem die Leopoldinische Politik gründlich erfasst wurde, Bundesgenossen gesucht, theils den Protestantismus zum Mitwirken gegen das Recht der blossen Gewalt im Aeussern, welches er selbst im Innern befolgt, aufgefordert, theils Frankreich, obschon es von demselben oft angegriffen war, zum Auftreten gegen die protestantischen Mächte und Russland bewogen; theils österreichische Staatsmänner Russland bei der Habsburgerherrschaft, damit es Maximen der gewaltsamen Willkühr und turfeindseligkeit dem Aufruhr gegenüber bekämpfe, obwohl es dieselben Maximen im eigenen Lande geltend zu machen suchte, die kirchliche und sociale, vom Czarenthum selbst gerade dadurch einheitliche Revolution zu organisiren, sich die Elemente der wahren Gesittung dem canonischen, römischen und germanischen Rechte systematisch zu entziehen pflegte. Oft hat Oesterreich den Russen gegen die Folgen des Protestantismus, den Liberalismus, etc. im cultivirten Westen, hingegen die liberalen Mächte gegen die rohe, fanatische Eroberungssucht Russlands, um Hilfe anrufen, um Massregeln zur Vertheidigung der Ordnung, ohne welche die Kirche und die Menschheit gefährdet wären, zu ergreifen.

Viel haben Oesterreich und die Welt dieser fruchtbaren Politik zu verdanken, nur durch solche, auf principiellern Unterschieden zwischen socialen und politischen Allianzen beruhende Wirkungsmittel Oesterreichs, wurde der Verfall der

Gesittung und der Menschheit aufgehalten, denn eigentlich lag der Grund politischer und socialer Gefahren im Materialismus, hingegen blieb die Politik Oesterreichs eine stets spiritualistische und musste, da sie die Grundsätze und Pflichten den Interessen vorzog, endlich den Sieg davontragen.

82. (Unzulänglichkeit der theils rein-politischen, theils rein-socialen Allianzen Oesterreichs.)

Allein die Nothwendigkeit zu siegen hat sich zu oft wiederholt, die Siege der Principien, welche Oesterreich mit Hilfe materialistischer Bundesgenossen erkämpfte, konnten weder vollständig noch dauernd sein. Wohl haben sich Umwälzungsversuche, welche früher zusammenwirkten, nie mehr vollständig verbündet, seit sie das Schwert Leopolds bekämpft und sein Einfluss getrennt hat, allein die Nothwendigkeit politischen Gefahren Bundesgenossen, ohne Rücksicht auf ihre socialen Principien, entgegenzustellen, oder umgekehrt, die erschütterte Gesellschaft mit Hilfe von Bundesgenossen, welche politische Grundsätze sie auch immer haben mögen, zu heilen, diese Nothwendigkeit, sage ich, war eine neue Ge-; da eines von den zwei bösen Principien neben Oester-; h siegen musste. Freilich war es den Denkenden klar, s endlich beide Irrthümer (da jeder in Folge seines in-; m Widerspruchs, zur Verrichtung bestimmt ist) durch den Kampf mit einander sich selbst strafen, ihrem Untergange desto schneller entgegen gehen werden, aber bevor diess eintrat, hatte die mit Hilfe des Materialisten gerettete Gesittung zu leiden, das Kirchen-, Staats- und Völkerrecht wurde nicht gesichert.

Demnach war die geniale, Leopolden I. entnommene Staatskunst Oesterreichs, die politischen und socialen Feinde der Menschheit zu trennen, die Eroberungssucht im Innern, das heisst, die sociale Revolution und die Eroberungssucht im Aeussern, das heisst, die politische Revolution einander entgegenzustellen höchstens geeignet, das katholische Welt-system gegen äusserste Gefahren zu vertheidigen, nicht aber

gegen ihre Rückkehr zu schützen. Nur mit Mühe und grossen Opfern waren diese halben Allianzen Oesterreichs möglich und konnten, obgleich durch die äusserste Noth gebothen, ihren zur Hälfte negativen Character nicht verhehlen, wohl zu Haltpuncten für den Kampf, aber nicht zu Ruhepuncten für Oesterreich, und die von ihm vertheidigte Menschheit dienen. Immer konnten die beiden Gefahren, die sociale und die politische, durch die Habsucht des Westens und jene des Ostens sich verbinden, um den Weltvertheidiger, Oesterreich, zu besiegen und dann unter einander um den definitiven Sieg zu kämpfen. Bündnisse zwischen Frankreich, den Russen und den Protestanten hat Gott, die Menschheit während, nicht zugelassen, aber die Verbindung des Rationalismus cultivirter, liberaler, protestantischer Staaten mit dem abergläubischen Fanatismus und dem Slavensystem Russlands, war mittelst der Beutesucht sehr natürlich und hat sich nur zu oft wiederholt.

83. (Nothwendigkeit rein-katholischer Allianzen.)

Offenbar brauchte Oesterreich, um die Weltor wirksam zu beschützen, nicht halbe, sondern vollständige sociale und zugleich politische, zur Vertheidigung des Westens wie des Ostens bereite Bundesgenossen. Schon aus der Uebersicht der neuesten Beispiele socialer und politischer Allianzen, ist man berechtigt den Schluss zu ziehen, dass eine katholische Allianz, eine sociale und politische zugleich sei, Sicherheit und Dauer verbürge, in einen Widerspruch zu verfallen nicht besorge. Denn, die katholische Kirche achtet das Staats- wie das Völkerrecht, verdammt jede Gewaltthätigkeit im Innern wie im Aeussern und hat nur eine Doctrin für die Länder an der Neva, wie für jene an der Donau, während die akatholischen Mächte, als Bundesgenossen wohl die Revolution, wenn sie zu consequent dem Rationalismus folgt, mit einer Hand bekämpfen, aber mit der andern den revolutionären Saamen im Parlamente, in der Schule, am Hof und in der Kirche säen, der Eroberungssucht beide Ar-

me widmen, und auch das unrechtmässig Erworbene mit beiden Händen festhalten. Die Bundestreue protestantischer Staaten ist kein Sacrament, auch die Treue Russlands ist noch nicht sprichwörtlich geworden, hingegen sind katholische Allianzen durch die Geschichte als treu und fest erwiesen. ¹⁾ Auch principiell, ohne die Hilfe der Geschichte ist es erfassbar, dass katholische, dieses Namens würdige Bundesgenossen, die das Staatsrecht, wie das Völkerrecht bedrohenden Gefahren, ohne Rückgedanken und nach Kräften zu bekämpfen, das allgemeine oder katholische Wohl, wie das ihrige stets zu fördern geneigt sind.

In Folge der immer mehr verfallenden Mächte Spaniens und Polens, obgleich ihnen Leopold I. mit Rath und That energisch beistand, gab es ausser dem kaiserlichen Oesterreich nur noch eine katholische Grossmacht, Frankreich, inwiefern dieser Character durch den Gallicanismus nicht entstellt war. Durch eine Allianz mit den apostolischen Königen und Kaisern konnte es auch gegen den Gallicanismus geschützt, dem Papste zugeführt werden. Oesterreich war durch diese Allianz in den Stand gesetzt, die Welt gegen Drangsale zu schirmen, denn dieselben flossen gleichsam aus einer Quelle, aus der Rivalität ²⁾ zwischen den Häusern Frankreich und Oesterreich, und so lange dieser Hauptgrund aller Leiden nicht entfernt wurde, so lange musste die Kränk-

¹⁾ Das zwischen Carl V. und Ferdinand I. am Anfange des XVI. Jahrhunderts geschlossene Bündniss, wurde erst durch den Tod des letzten Nachkommen Carls V. aufgelöst. Die Allianz zwischen Oesterreich und Sigismund III. von Polen dauerte seit der Thronbesteigung, bis zum Tode dieses hohen Fürsten. Selbst seine Söhne wurden nur durch die gewandtesten Staatskünste und Intriguen Frankreichs vom österreichischen Interesse entfernt, jedoch traten sie gegen Oesterreich nie entschieden auf. Selbst die zwischen Oesterreich und den eines Besseren belehrten, von gallicanischen Irrthümern befreiten Bourbonen, geschlossene katholische Allianz, wurde erst durch die französische Revolution zerrissen.

²⁾ Das Nähere hierüber wird folgen.

lichkeit der Menschheit fortdauern. Jede Annäherung Frankreichs an Oesterreich war ein glücklicher Wendepunct in der Weltlage, jeder neue Bruch zwischen ihnen eine Weltcalamität.

84. (Bündnisse der zwei katholischen Grossmächte: ihr Urheber Leopold I.)

Genau war dieses Verhältniss in Wien aufgefasst, das in socialer und politischer Hinsicht gleich wirksame und wohlthätige Bündniss, blieb stets der sehnlichste Wunsch und das diplomatische Hauptziel aller grossen Staatsmänner Oesterreichs. Prinz Eugen bekämpfte die Parthei der Rivalität, und bemerkte richtig, dass seine Feinde nicht in Paris, sondern in Wien vorhanden sind. Fürst Kaunitz, Fürst Metternich, Fürst Schwarzenberg, Graf Buol haben das grosse beiden katholischen Mächten günstige Ziel erreicht, sie traten unter den Auspicien, oft neben der Initiative der alten Monarchen Oesterreichs nach Leopold I., seiner Enkelin, dessen Enkelin. In dem durch Parthei wegen, durch die Tradition der Rivalität und durch Anerkennung der, über die Rechte und Grundsätze Oesterreichs erfochtenen, Siege gespornten Frankreich, wurde die Allianz in ihrer hohen Bedeutung seltener aufgefasst. Die die Regierungsunfähigkeit der letzten Bourbonen, durch Mangel Frankreichs an Staatsmännern, da man diese, bei der Repräsentativ-Verfassung und der Republik, durch Redner und Schriftsteller ersetzen wollte, und ebenfalls durch die Künste Russlands stets gehindert, wurde dennoch die französisch-österreichische Allianz immer richtiger beurtheilt, und fand selbst in Frankreich, ausser Napoleon I. und der Geistlichkeit, eifrige Anhänger, und unter den hervorragendsten Männern, den Fürsten Talleyrand, eine hohe, obgleich nur eine politische, diplomatische Autorität, Chateaubriand, Herzog von Montebello, Herrn Drouin de L'hyus etc. ¹⁾

¹⁾ Unter den Schriftstellern des XIX. Jahrhunderts, welche die Folgen der französisch-österreichischen Allianz hervorheben, zeichnet sich, Flassan, Verfasser der Ge-

Was wäre ohne diese Allianz die Menschheit in der Epoche Friedrichs II. und Katharinens II., des Einverständnisses zwischen

schichte der französischen Diplomatie aus. Dieses Werk ist ein ruhiger Ausdruck jener lebhaften Parthei in Frankreich, welche seit dem siebenjährigen Kriege für die französisch-österreichische Allianz kämpfte und sie aus dem Gesichtspuncte des rein - politischen französischen Interesses vertheidigte. Viele von dieser Parthei hoben sich zu höheren, zu allgemeinen Ansichten des katholischen Bündnisses und achteten es als die Bürgschaft der Ruhe, der Sicherheit und richtiger Ideen. Als Gegner der Allianz trat die Parthei der sogenannten neuen Ideen mit der grössten Heftigkeit auf, erblickte in Bündnissen mit dem conservativen Hofe nur Fesseln für den Fortschritt Frankreichs und wagte (wie es die Rationalisten immer zu thun pflegen) das alte Vorurtheil der Rivalität zu vertheidigen, sich selbst auf Geschichte und Tradition zu berufen, um nur die Allianz verhasst zu machen. Nicht aus Liebe zum Ludwig XV. und XVI. (vermählt mit Marie Antoinette von Oesterreich) wurde die katholische Allianz gehasst, auch nicht aus Liebe zur Freiheit, denn die Franzosen kannten seit dem Tode Ludwig des Heiligen diese Freiheit nicht, deren Oesterreich unter Maria Theresia genoss; offenbar hassten die Anhänger der Revolution die imposante Macht der veränderten, ehrwürdigen katholischen Höfe, seit die Nachfolger Ludwigs XIV. die übeln Folgen seiner materialistischen Politik eingesehen haben. Die Revolutionsmänner hatten Recht, sobald sie den Umsturz bezweckten; allein auffallend ist es, warum Jene, welche das Bestehende zu erhalten wünschten, oft gegen die Allianz zu Felde zogen. Bekannt ist es, dass auf dem Terrain dieser Allianzfrage die französische Revolution ihre Kraft gegen das Königthum versuchte und unter dem Vorwande des Patriotismus die Politik des französischen Hofes vor dem „Tribunal der öffentlichen Meinung“ anklagte, an den Leichtsinne des eiteln Volkes appellirte und nur über die Allianz Frankreichs mit den americanischen Rebellen jubelte. Unter den ungemein zahlreichen, grösseren und kleineren Werken der französischen Revolution gegen die Allianz, obgleich sie den bedeutendsten Theil der politischen Litteratur jener Zeit ausmachten, hat keines eine wissenschaftliche und sittliche Grundlage, obgleich viele unter ihnen als Muster einer gewandten Polemik angesehen werden können, so die Werke Peyssonel's. Es ist auffallend, sage ich,

Napoleon I. und dem Czaren (welches offenbar vom Grafen Metternich geschwächt wurde), des Uiberfalls der Türkei unter Nicolaus I. etc. etc. geworden?

Auch dieses hohe Muster gab Leopold I., da die Verhältnisse Ferdinands II. mit Frankreich nur vorübergehend freundschaftlich waren. Seiner doppelten Pflicht, als weltliches Oberhaupt, die Menschheit der Bestimmung entgegenzuführen, und als Chef des Erzhauses, als Herr des eigentlichen Oesterreichs, die abendländische Gesittung gegen die Entartung im Westen und gegen den Andrang des Orientalismus im Osten zu schützen, sich wol bewusst, war Kaiser Leopold, nachdem er die eigenen, und zugleich die in Oesterreich herrschenden Vorurtheile überwunden, zu jedem Opfer selbst bedeutender Hausinteresse zu wiederholten Malen bereit, um nur das gute Einvernehmen mit Frankreich zu erhalten, die Weltleitung mit dem ältesten katholischen Reiche zu theilen, wie es die Allianz von 1664, der Theilungsvertrag von 1668, die Neutralität des Kaisers während des Revolutionskrieges und die Allianz vom Jahre 1671 beweisen. Nur mit einem grossen Staatsmann, theilt Leopold I. diesen schönen Ruhm, mit dem Fürsten von Lobkowitz ¹⁾ man kann denselben als den Lehrer der grossen Meister, welche nach ihm das Wiener Cabinet leiteten, ansehen.

dass nachdem die Opposition durchs Feuer der Leidenschaft beleuchtet (*facit indignatio versum*) das französisch-österreichische Bündniss in dessen innigster Bedeutung aufgefasst hatte, Jene, welche das Bestehende zu erhalten wünschten, sich von den Vorurtheilen der Rivalität zu trennen nicht vermochten; hierin scheint der Grund der zweifachen, einer geheimen und öffentlichen Diplomatie Ludwigs XV. gewesen zu sein. Erst Napoleon verstand den Hauptgrund der französischen Revolution gegen dieselbe zu wenden und die schädliche Politik der Bourbonen sammt ihrer Grundlage, der Rivalität umzuwerfen.

¹⁾ Näher über dessen äussere Politik in der Fortsetzung dieser Arbeit, in: Unterhandlungen Gremonville's am Wienerhofe.

Es ist nicht überflüssig, selbst in der Einleitung, eine allgemeine Uebersicht des seit Leopold so wichtigen französisch-österreichischen Bündnisses zu geben.

85. (Geschichte der österreichisch-französischen Allianz. Hindernisse für dieselbe: a) Hubertsburger Friede, b) Interregnum Polens.)

Das französisch - österreichische Bündniss war seitens Ludwigs XIV. keine herzliche Versöhnung beider Häuser, erst durch die Gesinnung Ludwigs XV. ist die Allianz der katholischen Grossmächte eine aufrichtige geworden. Allein diess trat zu spät ein, und das Bündniss hatte schon, um zu bestehen und zu gedeihen, mit den unglücklichen Folgen einer langwierigen Rivalität zu kämpfen.

In der That hatten die protestantischen Höfe und Russland den systematischen Kampf Frankreichs mit Oesterreich benützt, um eine bedeutende Macht zusammenzubringen, selbst das Principat in Europa anzustreben. Verhältnissmässig hat sich nächst Russland am meisten Preussen durch siegreiche Raubzüge in die Länder Oesterreichs gehoben; hingegen schmachteten alle katholischen Mächte im Verfall, Spanien, Polen, wo das eigentliche Regiment die Russen führten und es mit Preussen zu theilen beabsichtigten; überhaupt haben sich beide Ketzerstaaten enge verbündet. Selbst nachdem Catharina II., um ihre Pläne in Polen durchzuführen, der Allianz des unglücklichen Peter III. mit Friedrich II. entsagt hatte, behielten die protestantischen Mächte die Oberhand; vor Allem waren sie in den Colonien vorherrschend. Frankreich, das unter Ludwig XIV. so glänzende Frankreich, war jetzt auf dem Schlachtfelde von einem Soubise, und in der Diplomatie von einem Choiseul, der stets die Lage der Mächte nach seinen Wünschen fingirte, vorgestellt, musste sich vom Kampfe zurückziehen, den schimpflichen Pariser-Frieden schliessen. Auch Maria Theresia und der König von Polen (als Churfürst von Sachsen) folgten bald diesem Beispiele; vortheilhaft war der Hubertsburger Friede

für Oesterreich nicht, sobald die Raubzüge Friedrichs II. der wohlverdienten Strafe entgingen.

Das durch die Nichterfolge der katholischen Grossmächte geschwächte Bündniss, war es noch mehr durch das Interregnum in Polen. Bald erlangten Catharina II. und Friedrich II., während der polnischen Wirren, die Oberhand und forderten die katholischen Grossmächte zum diplomatischen Kampf auf diesem Terrain auf. Behutsam und thätig wirkte Fürst Kaunitz, unbesonnen und leidenschaftlich der talent- und grundsatzlose Herzog von Choiseul und sah die Polemik mit den Mächten, und die Rebellion gegen den polnischen König als die besten Waffen Russland gegenüber an. Bald hat dieses, während Preussen in Reserve stand, unter dem Vorwande den König von Polen zu beschützen, dessen Land verwüstet, Kirchengüter geplündert, an Kirchenfürsten Hand gelegt. Je grösser die Bedrängnisse Polens desto energischer waren die Massregeln Oesterreichs, um jenem Lande zu verhelfen, dem russischen Vandalismus zu steuern, allein Frankreich hatte unter dem schwachen Ludwig XV. keinen Willen. Obgleich Choiseul der für ein systematisches Wirken gegen den treuen Bundesgenossen Frankreichs wohl verdienten Strafe nicht entging, sah sich Oesterreich verlassen und nachdem es durch ungeheure, zu Gunsten Polens und der Türkei vorgenommene Rüstungen an die Pflicht Preussens vergebens appellirt hatte, ging es den Folgen seiner Isolirung seufzend entgegen.

86. (c) Theilung Polens, d) System Josephs II. und Ludwigs XVI.)

Um die Gefahr, welche das katholische Polen und das Staatensystem bedrohte, zu beschwören, blieb dem isolirten Hause Oesterreich nur ein Mittel übrig, nämlich nachzugeben, also die Gefahr bloss für einen Augenblick aufzuhalten, wie es die historisch gewordenen Thränen Maria Theresiens, während der ersten Theilung Polens, prophetisch andeuteten und vom Jubel aller Verdorbenen und Bösen, vor Allem der pilosophischen, dem katholischen und aristokrati-

schen Staate abholden Freigeister schadenfroh begleitet wurden. In Folge der Bedrängnisse Polens ist die Gefahr sogar grösser geworden, wie es die Worte Pius IX. und seines grossen Vorgängers darthun, welche die Bedrückung der Kirche in Polen, und ihren gewaltsamen Untergang in einem grossen Theile Polens beweinten. Furchtbar sind die Folgen der Rivalität zwischen Frankreich und Oesterreich.

Allerdings war Polen strafwürdig: katholisch in Familie, Gesellschaft und Kirche, jedoch stets protestirend im Staat und auf dem Reichstag, den Wünschen des Papstes und des Kaisers sehr oft, sogar in Aufsehen erregender Weise widerstrebend; viel hat Polen für die hl. Ligue geleistet, die aber auch gebrochen, das Geschlecht ihres grossen Urhebers, Johanns III. von der Trohnfolge ausgeschlossen wurde. Allein nur der Papst und Kaiser hatten das Recht über das polnische Königreich zu entscheiden, nicht aber strafwürdige, usurpatorische und schismatische Staaten, welche als Kläger, Richter und zugleich als Parteien und Vollstrecker in der Angelegenheit eines katholischen Landes, welches sie selbst, die Vorarbeit des französischen Cabinets benützend, in Verwirrung brachten, verführten und bestachen, aufzutreten wagten. Selbst die Hierarchie des Verdienstes und der Cultur wurden durch die Theilung Polens verletzt, und es hatte Denen, die früher von ihm abhingen, und den Barbaren zu gehorchen. Fürsten, darauf auch Völker bedauerten Polen innigst; Fürsten und Völker bereuen oft zu spät, dass sie dem Papst und Kaiser ungehorsam waren.

Die Vorwürfe, zum Untergang Polens beigetragen zu haben, welche sich die Cabinete von Wien und Versailles gegenseitig zuschickten, waren nicht das bedeutendste Hinderniss zur Wiederanknüpfung ihrer Allianz, wohl aber die Regenten, welche Ludwig dem XV. und Maria Theresien folgten. Ludwig XVI. seinem schwachen Vorgänger sehr ähnlich, Joseph II. seiner Mutter ganz unähnlich, waren nicht geeignet, das schwere Werk der grossen Königin vorzunehmen. Der Kaiser mehr den Irrlehren des Jahrhunderts,

als den Traditionen seiner Ahnen und seiner Mutter huldigend, verfolgte systematisch eine der segensreichen Politik Maria Theresiens gerade zu entgegengesetzte und suchte Allianzen mit den gewaltigsten Feinden seiner Mutter, seiner Kirche, seines Landes; hingegen verhalf der König, seine Unterthanen für die Republik zu begeistern, für die americanische Rebellion zu kämpfen.

Auch im Innern wirkten auf diese Art die beiden, vom Zeitgeiste lebhaft befangenen Monarchen, und spielten mit Reformen, mit guten und bösen, die sie hastig aufeinander häuften und stets mit Ungeduld schnelle Resultate ihres Wirkens abwarteten.

87. (Bruch der österreichisch-französischen Allianz. Seine Folge; die französische Revolution.)

Durch das Bündniß Oesterreichs mit Russland gleichwie mit rationalistischen Ideen, und jenes Frankreichs mit der Revolution, ward das österreichisch - französische gebrochen und inmitten der staatlichen Tendenzen, von denen die beiderseitigen Monarchen in Anspruch genommen waren, hatte die Aussicht auf dessen Wiederaufnahme wenig Wahrscheinlichkeit für sich; den gefährlichen Allianzen und dem reformirenden Wirken des allerchristlichsten Königs, sowie des weltlichen Oberhauptes, des Nachfolgers so vieler Weltretter, Rudolphs I., Carls V., Ferdinands II., Leopolds I., musste bald eine Weltcalamität folgen. Nicht leicht war es Joseph II. die von seinen Ahnen durch Jahrhunderte angehäuften Schätze der Staatsweisheit, welche von der Kirche, von den Institutionen, Sitten Oesterreichs und auch von den Gefühlen dieses Fürsten bewahrt wurden, zu verschwenden; es wurde weit mehr das Gesetzbuch, als die Gesellschaft zerrissen, höchstens ein Keim zu späteren Gefahren für dieselbe, da auch zweideutige Sätze Autorität erlangt hatten, niedergelegt. Allein in Frankreich, in dem Vaterlande Philipps IV., Ludwigs XI., Carls VIII., Ludwigs XII., Franz's I., Heinrichs IV., Ludwigs XIV., war es keineswegs schwer, das von Richelieu,

Mazarin etc. unterwühlte Königthum umzustürzen. Sobald die katholischen Grundsätze, auf welchen die Allianz Maria Theresiens mit Ludwig XV. beruhete, durch das Treiben des XVIII. Jahrhunderts viel gelitten haben, und die zwei Grossmächte, ohne die sich die Menschheit bleibend nicht denken lässt, und selbst Oesterreich, welches bis nun hauptsächlich, oft allein, die Welt vertheidigte, ihre Autorität aufgaben, oder schwächten, und statt zusammenzuwirken, sich von einander entfernten, so gab es für die Bösen keinen Zaum mehr. Unvermeidlich war die Revolution, und Frankreich ihr nothwendiger Tummelplatz.

In der That war die Ideenlage jener am Ende des XV. und Anfange des XVI. Jahrhunderts höchst ähnlich, und so wie dazumal die vorherrschende Meinung nach der Reform der Kirche „an Haupt und Gliedern“ strebte, selbst Geistliche sich diesem gottlosem Ruf anschlossen, so war auch jetzt die politische und sociale Reformsucht eine epidemisch wirkende Ideenkrankheit, der sich selbst Staatsmänner, sogar gekrönte Häupter zu entziehen nicht vermochten, und Alle der öffentlichen Meinung und der Philosophie huldigten. Um diese politische Atmosphäre zu reinigen, liess Gott die Stürme der Revolution über Europa hereinbrechen; ein Jeder sollte so deutlich die Reform des Staates und der Gesellschaft an Haupt und Gliedern erblicken, wie die lutheranischen Versuche, die Kirche an Haupt und Gliedern zu bessern, schon erkannt wurden.

Ubrigens verdiente der alte Ungehorsam Frankreichs gegen Papst und Kaiser eine exemplarische Strafe. Schon waren schismatische Länder durch eine Reihe von Revolutionen gestraft worden, so Deutschland, Holland, England, Schweden und s. w.; Russland feierte in einem Jahrhundert, im XVIII., mehrere Pallast-, Armee-, Bureau-, Kirchen- und Bauernrevolutionen. Frankreich allein, ohne dessen Hilfe der Sieg des Protestantismus, des Orientalismus, der Türkei, Russlands und der so genannten neuen (im Grunde waren sie alt wie das Heidenthum) Ideen sich nicht denken lässt, sündigte

bis jetzt strafflos und sollte nun durch die Folgen seines revolutionären Staatssystems, dem es die Tradition, sittliche Freiheit und Würde geopfert hat, gestraft werden, auch als alter Sünder für die Vergehen des Gallicanismus, welcher stets die Sätze des Vernunftrechts jenen der h. Schrift vorzog und die Kirche bekämpfte, strenge büssen, in einen Kampf mit sich selbst gerathen, neben den Trümmern des christlichen Staates, Mordgruben für die grossen Theils heidnische französische Gesellschaft graben.

Diese war schon zum Hauptsitz der Philosophie, zur Meisterin der öffentlichen Meinung geworden. Was der Protestantismus, welchen der noch gesunde französische Geist im XVI. Jahrhunderte verschmähet hatte, predigte, wurde jetzt unter der wissenschaftlichen und polemisch-politischen Form angenommen, die holländische gleichwie die englische Schule bewundert. Durch den Gallicanismus vorbereitet, von der Regierung und vom Cabinet über Naturrecht gründlich belehrt, verlernten die Franzosen katholische Lehren nach und nach gänzlich. Während die Protestanten Motive hatten, einen religiösen Eifer zu heucheln (denn sie wussten, dass ihr Glaubensbekenntniss keine Religion sei) dem Pöbel wenigstens Beispiele einer äussern Andacht zu geben und den rationalistischen, zur möglichst grössten Bequemlichkeit protestantischer Gläubigen, eingerichteten Kirchengesetzen Genüge zu thun, verfiel Frankreich, da der katholische Glaube die Heuchelei und das Ausbeuten des Göttlichen zu menschlichen Zwecken verbiethet, eine aufrichtige und reine Hingebung für die Kirche in Anspruch nimmt, in einen völligen Indifferentismus; dieser musste desto mehr in eine förmliche Irreligiosität übergehen, je weniger die katholischen Kirchengesetze geneigt sind rationalistische und sinnliche Begierden zu befriedigen, eine bloss regelmässige und legale Lebensart zu billigen. Nur dem Namen nach Christen, waren die Franzosen, in Folge einer vollständigen, ritterlichen und katholischen Erziehung, muthiger und geistreicher, consequenter und herzlicher als die Protestanten und konnten vom theo-

retischen Irrthume zu den kühnsten Verbrechen verleitet werden. Auch die nächste Vergangenheit hat hier einer intensiveren Revolution als die deutsche vorgearbeitet, denn der Protestantismus häufte seit zwei Jahrhunderten den revolutionären Stoff auch in Frankreich an, durch Theorien und die Praxis gab er Beispiele des Ungehorsams und der Lizenz, allein während protestantische Regierungen geschmeidig wirkten, fernere Revolutionstendenzen zum Theile befriedigten und auf diese Art das Uibel entwaффneten, verblieb das Königthum in Frankreich in Gesetzen und Verordnungen conservativ-katholisch, hielt starr an alte Formen, nicht aber an die alte Religiosität und Sitte, wodurch das französische Volk verführt und zugleich zu einem heftigen Unwillen und Widerstand gereizt war. Durch mehr als 50 Jahre dauerte dieser Zustand im XVIII. Jahrhunderte, Frankreich glänzte immer als Nation, allein als Staat und Macht gerieth es in Verfall, hingegen genossen ketzerische Staaten einer besonderen Blüthe, wodurch die Reaction gegen den Katholicismus in Frankreich reifte. Auch war das Aergerniss in den protestantischen Staaten geringer, denn der Protestantismus, eine mit äusserer Ordnung und Ruhe für längere Zeit verträgliche Revolution, ist eine Art von Impfung gegen gewaltsame Umwälzungen.

Uibrigens hat er nur Interessen, nicht Ideen zu befriedigen gehabt, demnach war seine Aufgabe viel leichter, vor Allem, da er sich durch den Widerstand der Bevölkerung mit der Tyrannei, die ihm Hilfe gab, befreundete, folglich die äussere Ordnung aufrecht erhielt, während die kräftigere Logik Frankreichs, im Kampfe mit den Autoritäten, auch gegen die Tyrannen sprach, Schwärmer, Socialisten, Bauern etc. zu bekämpfen keinen Anlass hatte, sich nicht unter den Schutz treuloser Fürsten sondern unter jenen empörter Unterthanen stellte, Alle, nicht die Fürsten allein, zu begünstigen beabsichtigte. Mit einem Wort, die Franzosen suchten die Realisirung vorherrschender Ideen, Egoismus und kalte Berechnung der Vortheile haben die gefährliche Leiden-

schaft Frankreichs weniger absorbirt. Der Begeisterung fähig, zur Aufopferung für falsche Systeme, die bei Vielen Irrthümer guten Glaubens waren, geneigt, ist es für den Fanatismus des Unglaubens empfänglich geworden und liess sich zu den schrecklichsten Verbrechen hinreissen.

Schon in Folge der Stellung dieses Reiches war der Wirkungskreis seiner Revolution ein ungeheurer. Paris, nicht ferne von seinem Muster, St. Germain und Versailles, Sitz der Eleganz, des Luxus, der Mode, wohin geistvolle und reiche Franzosen und Fremde gleichsam nach einem Jerusalem oder Rom pilgerten, vermochte im Protestiren eine höhere Rolle als Wittenberg oder Augsburg zu übernehmen. In Paris wurde über das Schöne und Wahre, über die sittliche Würde des Menschen und Bürgers, des Geistlichen und Regenten in letzter Instanz geurtheilt; hier wurden Friedrich II. und Catharina II. zu Grossen erklärt, eine gefährliche Verführung für die Eitlen, die durch die Kunst im Umsturze auch gross werden wollten!

Ueberhaupt war Frankreich, durch seine moralische und physische Beschaffenheit zur grossen Kraftanstrengung, zum Wirken nach einem grossen Massstabe geeignet: je reizbarer und empfänglicher der Organismus, desto verletzbarer ist er, je höher sich dieses Land durch historische Verdienste gehoben hat, desto gefährlicher musste sein Sturz durchs Naturrecht werden. Viel gründlicher wurden die Doctrinen, welche der französische und andere Staaten verbreiteten, vom geistreichen und muthigen französischen Volk, als von andern ausgeführt. Verführerisch wirkten auch die Beispiele fremder Staaten, welche Frankreich übertreffen wollte. Diejenigen, welche Kirchengüter getheilt haben, galten in Frankreich allgemein für Libertadoren des menschlichen Geistes, Jene, welche sich durch die Theilung Spaniens, Polens etc. ausgezeichnet haben, wurden als gewandte Minister gepriesen, eine natürliche Folge davon war das Streben Frankreichs nach der Theilung des Eigenthums und Viele vom Pöbel wollten auch als gewandte Minister auftreten.

Ubrigens konnte sich Frankreich auf eigene Beispiele berufen, schon zweimal, unter Philipp IV. und Carl VIII. hat es eine Aera für die Revolution gegen das Kirchen- und Völkerrecht eröffnet; nicht besser erging es dem Staatsrecht, die meisten Institutionen des „finsternen Mittelalters“ waren in Frankreich längst abgeschafft, alle Traditionen, ausser jener der Sitten der Regentschaft, alle Autoritäten, ausser jener der Philosophie, der Mode und der öffentlichen Meinung, waren verschwunden. Frankreich beruhete alleinig auf der Macht des Königthums, dieses stand isolirt da, denn die geknechteten geistlichen und weltlichen Ritter sind keine Stütze fürs Königthum.

88. (Unmittelbare Ursache der französischen Revolution.)

Endlich beschloss der philosophirende Patriotismus selbst das Königthum anzugreifen. Auf die Geschichte der systematischen Kämpfe der Frankenkönige mit Oesterreich gestützt, hat sich die Polemik der Unpopularität des französisch-österreichischen Bündnisses bemächtigt, dem Hofe dessen Widersprüche vorgeworfen, unzählige Bände und Flugschriften (S. 175) wurden gegen diesen königlichen Act, vor Allem seit die Allianz zu Siegen nicht geführt hatte, verbreitet und mit Beifall aufgenommen. Je mehr sich die europäischen Verhältnisse verwickelten, und der Verfall Frankreichs sichtbar wurde, desto schamloser trat die Propaganda gegen das Königthum auf. Bald wurden auch die königlichen Acte im Innern einer boshaften und spöttehenden Kritik unterworfen.

Das so von eigenen Unterthanen bekämpfte, immer mehr verlassene Königthum (da auch der Adel, der Hof und selbst der Clerus philosophirten) wollte sich gegen die Angriffe durch Nachgiebigkeit und eine Allianz mit der Popularität schirmen, versprach Reformen und warf sich dem Haufen in die Arme. Genau wusste Ludwig der XVI., der schuldlose Nachfolger Philipps IV., Heinrichs IV., Ludwigs XIV., welches Geschick ihm bevorstehe, wenn er die Grenzen des katholischen Belgiens, dass seine Vorgänger so oft angriffen,

stets das Papst und Kaiserthum bekämpften, ¹⁾ nicht erreicht. Weltbekannt sind die Attentate, welche die Revolution von

- ¹⁾ Die Ableitung der französischen Revolution aus den Kämpfen der französischen Könige mit dem Papst- und Kaiserthum, wird dem Leser nach der Erkenntniß dieser Kämpfe, ihrer Motive und überhaupt der Rivalität zwischen Frankreich und Oesterreich deutlicher einleuchten; die Ursache jeder Revolution, einer Empörung gegen Autoritäten, ist vor Allem in der Entkräftung des Gefühls der Achtung gegen die von Gott eingesetzten Obrigkeiten zu suchen, und keiner unter denselben ist es gestattet, sich auf Unkosten der andern straflos zu heben. Gewiss versuchte das Letztere der französische Staat und strebte in hochmüthiger Unabhängigkeit nach seinem Particular-Interesse, ohne Rücksicht auf das allgemeine Kirchen- und Staatensystem, welches der Papst und der Kaiser vorstellen; hiemit gab der französische Staat schlechte Lehren und Beispiele seinem Volke. Sobald die protestantischen, auf dem reinsten, wahrhaft asiatischen Despotismus beruhenden deutschen Staaten vom Pöbel nach und nach bedrängt und erschüttert wurden, so musste auch der gallicanische denselben Folgen erliegen; immer wäre es auffallend, wenn man zwischen den Ursachen der deutschen und der französischen Rebellion einen wesentlichen Unterschied finden wollte und bestimmt sind beide nicht dem Katholicismus entfloßen.

Uibrigens wäre es schwer die gewöhnlich angegebenen Gründe der Revolution von 1789, nämlich die finanziellen Zustände und den Feudalismus, als befriedigend anzusehen. Frankreich war reicher als die meisten Länder, man begreift nicht, warum die Franzosen, um ihre Schulden zu zahlen, so viele Unschuldige gewürgt hätten. Wohl ist die Habsucht eine der Hauptursachen der Ketzereien und Revolutionen, auch die französische war richtig die Bartholomaeus-Nacht fürs Eigenthum benannt, allein in keiner Revolution hat der Geldgeiz eine weniger bedeutende Rolle gespielt, als während dieser stürmischen Begeisterung der Franzosen für falsche Ideen. Der Feudalismus, dem Frankreich und alle Völker des Abendlandes ihre bürgerliche Erziehung verdanken, hat sich wohl am glänzendsten in Frankreich entwickelt; aber auch die härtesten Schläge hat ihm der französische Staat schon vor 1789 versetzt, längst wurden die Feudalinstitutionen bloss durch ihre Trümmer

1789 schon in ihren ersten Lebensjahren verübte. Gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts gab es in Frankreich

vorgestellt; dieses, die Entkräftung der weltlichen Hierarchie, des historischen Rechtes und dadurch auch der Autorität, wäre ja viel richtiger als eine der Ursachen der Revolution anzuführen, wie es die Legitimisten thun.

Auch die spätere Geschichte Frankreichs, spricht gegen die gewöhnlich aufgestellten Hypothesen, welche die französische Revolution zu erklären trachten, denn weder die Restauration noch das Bürgerkönigthum hat man der Verschwendung und des Feudaldruckes angeklagt, selbst die Erblichkeit der Pairs, die letzte Spur des Feudalismus war aufgehoben, wodurch dennoch Revolutionen in Frankreich nicht beseitigt wurden. Erst seit dem der ultramontane Kaiser die Politik des katholischen Erzhauses in Rom wie in Paris nachgeahmt hatte, wurde die Autorität und die Liebe des Volkes zum Herrscher in dem Grade hergestellt, dass die Beruhigung Frankreichs als eine definitive anzusehen ist. Gewöhnlich vergisst man (vorzüglich in Frankreich mit Ausnahme der Staatsmänner und Gelehrten), dass sich um die Rivalität zwischen Frankreich und Oesterreich alle Weltbegebenheiten gruppirten, folglich ein so allgemeines, stets vorherrschendes, durch die Schuld des hochmüthigen und unbesonnenen Königreichs mehr in der französischen Geschichte zu beherzigen wäre, als vortübergehende, auch andern Ländern eigene Geldzustände und unrichtige Ansichten über den Feudalismus. Die Rivalität hat verwüstend gewirkt, sie hat das katholische Staatensystem umgestürzt, das Gleichgewichtssystem eingeführt, den Protestantismus vertheidigt, die Verhältnisse im Westen und Osten verwickelt, zu politischen Revolutionen im Abendlande, zu den Siegen des türkischen Orientalismus am meisten beigetragen, der Macht Russlands, durch die Entkräftung Polens und des Abendlandes vorgearbeitet, die orientalische Frage verwirrt, warum wäre demnach auch der Grund der socialen Revolution nicht in derselben Ursache zu suchen? Hingegen lassen sich die Ursachen der Rivalität auf die Verneinung des katholischen Dogma zurückführen, da Oesterreich stets als Kirchenvogt auftrat und von Frankreich, welches die Ketzer beschützte, bekämpft wurde.

Überhaupt verbreitet man absichtlich Irrthümer über die französische Revolution, der man mehr gute Folgen als selbst dem Christenthum und der Monarchie zuschreibt.

weder Königthum noch Feudalismus und Kirche, selbst eine gallicanische Kirche gab es nicht mehr. Einen als heilig

Sie hat, heisst es, die Fesseln Frankreichs und der Menschheit gebrochen, die Würde des Bürgers gehoben etc.; allein auch der Protestantismus wurde als die Eman- cipation des menschlichen Geistes angesehen, obgleich er dem Materialismus entsprungen, zum ferneren Mate- rialismus führt. Eben so wären die moralischen Ero- berungen, die Errungenschaften des revolutionären Frank- reichs anzusehen, denn es ist die Frage worin sie be- stehen. Die Ehestrennung ist aufgehoben, auch eine andere Errungenschaft ist in Gefahr und gewiss werden die Herren Bürgermeister die Ehe eines römisch-katho- lischen Priesters nicht mehr segnen wollen. Bloss die Guillotine und die drückende Centralisationsmaschine, wodurch Frankreich von Paris und Paris von einem Haufen Bösewichter abhängig sind, zahllose öffentliche und Pri- vat-Verluste, ein relatives Zurückbleiben in der Gesit- tung, stellen sich als Folgen der meuchelmörderischen Freiheitskämpfe und des Clubs- und Journalisten-Regi- mentes heraus.

In der That stand Frankreich vor seiner Oppositions- und Revolutionsepoche ohnstreitig an der Spitze der ge- bildeten Welt, im Vergleich mit ihm waren die übrigen Länder, so Deutschland, nur halb gebildet, hingegen ver- mögen nun die Völker, welche die französische Revolu- tion bekämpft, besiegt und gezüchtigt haben, einen be- deutenden Fortschrittnachzuweisen. Die Pflege der Kün- ste des Friedens und des Krieges neben den schönen und ernsten Wissenschaften, ist nicht mehr ein Monopol Frankreichs. Die Entdeckungen Vauban's, Colbert's etc. sind nicht mehr ein Geheimniss des französischen Staa- tes. Die Gelehrten, Juristen etc. des alten Frankreichs, werden vielleicht wissenschaftlicher im Aus- als im Va- terlande beherzt. Gewiss nicht in Paris und in den Departements wird man jetzt die grössten Staatsmänner, Diplomaten, Feldherrn, Denker und Gesetzgeber, wie ehemals, suchen. Die Grundlage der Grösse und des Glanzes Frankreichs: die katholische Philosophie, der Royalismus und die ritterliche Bereitwilligkeit zur Auf- opferung, zu deren Entwicklung die alten Franzosen am meisten beigetragen haben, ist bestimmt mehr im Aus- lande als im so genannten neuen Frankreich ausgebrei- tet, und aus dieser Quelle fliesst die geistige, gleichwie jede andere Macht eines Landes.

angesehenen Krieg führten die Franzosen, im Innern, gegen die Autorität, Familie und Eigenthum, im Aeussern, gegen

Auch in der äussern Ehre, diesem mächtigen politischen Wirkungsmittel, dessen sich die alten Franzosen so gewandt bedienten, litt Frankreich durch die Revolution ungemein. Während früher dem Franzosen der Ruf des Talentes, Muthes, der Loyalität, der Liebe zum Könige und Vaterlande, den Weg bahnte, glaubt gegenwärtig der Ausländer im Franzosen einen öffentlichen oder Privatintriguanten, einen Agenten der Propaganda zu erkennen; gleich bedauernswerth wie unbestreitbar ist dieses Factum, ein Vorurtheil, welches nicht bald aufhören wird.

Selbst die materiellen Kräfte Frankreichs haben verhältnissmässig viel eingebüsst, sie folgten keineswegs dem Fortschritt anderer Länder. Wo ist die französische in der Zeit Ludwigs XIV. den vereinigten holländischen und englischen gewachsene Flotte? Hatte nicht vor Allem Frankreich das Recht, die See- und Handelsmacht nach Holland zu erben? Drei oder vier Feldzüge könnte die französische Flotte siegreich mit der englischen bestehen, nicht aber einen fernerer wagen, sobald ihr die hinreichende Matrosenzahl, in Folge eines beschränkten Seehandels, mangelt.

Mit einem Wort, Frankreich verschwendete sein Genie im Revolutionsgeschwätz, in der Erfindung der Ressourcen des Augenblicks und in der Propaganda, bis es endlich des Geschwätzes überdrüssig, auch dem undankbaren Handwerk der Volksbeglückung entsagte. Und dennoch ist dieses Reich bis jetzt, aller Anstrengungen seiner Retter ungeachtet, dem Frankreich des grossen Jahrhunderts gar nicht ähnlich. Die Spuren der Erniedrigung, der Schmach, der Tyrannei und der Feigheit lassen sich nur nach und nach verwischen; einer völligen Genesung kann Frankreich erst nach Jahren entgegensehen.

Freilich stehen dem Lande ungeheure Hilfsquellen zu Gebote, um es schnell zu heben, vor Allem erfreut es sich neben dem allgemeinen päpstlichen, auch eines besonderen Schutzes, jenes des eigenen Kaisers. Wie verträgt sich aber mit diesen hl. Autoritäten die Verehrung der Grundsätze von 1789, eine schamlose Apotheose des Verbrechens? Sogar komisch ist dieser französische Hochverrath, denn die freudigen Declamationen über die Errungenschaften von 89, wirken erheiternd neben

jede rechtmässige Regierung und vor Allem kämpfte Frankreich leidenschaftlich gegen Papst und Kaiser, denn immer

dem würdigen Absolutismus des Herrn Frankreichs, welcher die Pflicht die Ideenkrankheit der Franzosen zu heilen, als eine ernste ansieht. Auch sind diese Gott und Frankreich lästernden Declamationen gänzlich zwecklos, denn würden sie den Staat bedrohen, so wären sie augenblicklich, auf den Wink, unterdrückt. Frankreich hatte ja schon eine Regierung, welche den Grundsätzen von 89 öffentlich und feierlich huldigte, jeder Minister des Bürgerkönigs, jeder conservative Deputirte und Pair hielten es für ihre Pflicht, Lobreden dem blutdürstigen Götzen von 89 zu halten, um dem eigentlichen Souverän, dem Pöbel zu gefallen, dessen Mitwirken in der Nationalgarde und ausser derselben, zu Staatszwecken zu erlangen, die imposante Macht des freisinnigen Frankreichs, dessen Feinden oder Freunden, welche Frankreich bedauerten, entgegen zu stellen. Allein warum wurden die Redner und Staatsmänner, Feldmarschälle und Officiere durch die Macht der Grundsätze von 89 nicht gehoben, als das Symbol derselben, der König, feige, wie ein Bürger, die Flucht ergriff? Die Macht der Grundsätze von 89, sagt man, hat sich gegen das Julykönigthum erklärt; wohlan! allein warum hat sie ihre Schützlinge, die Herren Ludwig Blanc, Lamartine, Albert etc. nicht unterstützt, warum wählte das betrübte Frankreich beinahe einstimmig einen grossen Namen, dessen entschlossener und beharrlicher Träger auch die gefährlichste Pflichterfüllung nicht scheuend, durch die Macht des Glaubens, dass ihm das Kaiserthum und die Rettung des Landes gebühren, sich zweimal als den Herrn Frankreichs bezeichnete, und ohne die Anhänger des J. 89 zu Rathe zu ziehen, als solcher auftrat?

Nicht so einig, wie es manche Müssiggänger und Bösewichter glauben, ist die französische Gemeinschaft von 1789. Es giebt in dieser interessanten Familie eine Position, welche die systematische Empörung den Kindern von Paris verlieh, nun haben die Kinder in den Junitagen 1848 den Sieg über ihre ältern Brüder, die Arbeiter, davon getragen, dieselben gefesselt, vom Kampfplatze abgeführt, summarisch verhört und durch Blei und Pulver oder durch Kolben hingerichtet; diess war nicht christlich, nicht einmal ritterlich, allein es war dem Naturrechte und seinem Commentar von 89 vollkommen gemäss, mit der Autorität des ältern Werkes: „de ju-

waren der Papst und der Kaiser an der Spitze des Widerstandes gegen die greuelvolle Revolution. Die Franzosen er-

re belli et pacis“ im Wesentlichen übereinstimmend. Wirklich ist der Gebrauch, die Todesstrafe nur von competenten Richtern aussprechen zu lassen, ein christlicher Lehrsatz, der lange Zeit vor 89 bekannt war, hingegen das summarische Verfahren der Volksgerichte eine Errungenschaft der französischen Revolution, denn sie erst hat diese heidnische Procedur als Grundsatz aufgestellt, die Ausnahmen früherer Zeiten zur Regel erhoben. Offenbar gibt es keine Uebereinstimmung zwischen den einen und andern Zöglingen der Grundsätze von 89, die Erziehung scheint keine gehörige gewesen zu sein, sobald sie die meisten Franzosen verhöhnen und die Bauern nachdem sie ihren Theil richtig empfangen haben, bezeigen keine besondere Lust, das Geschäft der Theilung des Eigenthums fortzusetzen. Gewesene Minister, irren in Frankreich, andere im Auslande herum, wahrscheinlich thun diess die letztern, um sich zu überzeugen, ob die Revolution wirklich die Fesseln der Völker zerschlagen hat, wie sie es selbst neben andern französischen Schriftstellern geschrieben. Eine andere Abtheilung der Verehrer der Grundsätze von 89 seufzt in Cayenne, oder sie trägt die Macht dieser Grundsätze andern Völkern zur Schau, an die sie gegen das französische durch einen unerwarteten Widerspruch appellirt. Welch ein Untersechied der gegenwärtigen französischen Emigranten mit den alten! Diese suchten ihren König und ihren Bischof, jene fliehen den rechtmässigen Herrn und die Diöcese, der sie angehören. Die Lage, in welcher sich die Propagatoren der französischen Ideen befinden, die Achtung, deren sie im Auslande geniessen, ist eben das beste Mittel nicht, den Glauben an diese Ideen zu beleben und durch eigene Beispiele zur Nachahmung zu bewegen. Weder Europa und Frankreich noch die Propagatoren selbst, sind diesen Grundsätzen eine Dankbarkeit schuldig. Bloss Cayenne würde gewiss, bei der ersten Wirksamkeit der Grundsätze von 89, um hundert Tausend an Bevölkerung gewinnen; zur Urbarmachung dieser pestilenziösen Colonie sind die schmutzigsten Hände nothwendig. Allein selbst dieser einzig mögliche Vorthail der Grundsätze von 89 ist nicht wahrscheinlich, denn die seit den Grundsätzen von 89 hoch ausgebildeten Herrn Gensd'armen und Kerkermei-

kannten deutlich, dass nur diese zwei Fürsten (mit Ausnahme eines vorübergehend enthusiastischen Royalismus) den

ster haben dergestalt ihre Arbeit getheilt, dass grosse Deportationsschiffe kaum den Anker lichten werden.

Wohl ist die französische Revolution nicht ohne wohlthätige Folgen geblieben; wenn Gott ein Land so hart wie Frankreich prüft, so geschieht es aus Liebe zur Menschheit und grosse Leiden der Christen bleiben nie unbelohnt. Gott gestattete die französische Revolution, um die zwei mächtigsten Hindernisse, welche Frankreich seit Jahrhunderten dem katholischen Weltregimente, der Theokratie entgegenstellte, durch die Franzosen selbst zu sprengen, das unverbesserliche alte Regierungssystem und die unverbesserte gallicanische Kirche aufzulösen. Während das durch Jahrhunderte seinen schismatischen Obrigkeiten gehorsame Frankreich, durch den Fanatismus des Unglaubens und dessen Propaganda zu einer schauerhaften Macht angewachsen, von Napoleon I. gebändigt und geregelt, zum Kaiserthum, mit Bewilligung des Papstes und unter Freuderufen der erschöpften Staaten, erhoben wurde, keimten seit dem Tode des unschuldigen Nachfolgers des hl. Ludwig ultramontane Grundsätze unter den Franzosen, die Emigranten fanden das wahre Licht im Auslande, sie konnten ihre Localkirche nicht fortschleppen, sie selbst vermochten den ungeheuern Eroberungen Frankreichs nicht zu folgen, die Belgier, die Rheinländer, Italien etc. aufzunehmen, sie riss durch diese Uiberspannung, der Gallicaner erkannte, dass er nur ein Partheigänger, ein Schismatiker sei; der Ultramontanismus erhob sein Haupt. Vom Kaiser verlassen, wurde er durch dessen Verfahren gegen den hl. Vater zum neuen Eifer gespornt, hingegen war der Apostat vom Papste verdammt, vom ältern Kaiser gestraft. Frankreich stürzte wieder, denn obgleich schon kaiserlich, für allgemeine und nicht nur für eigene Interessen zu kämpfen bereit, war es noch nicht ultramontan, allein das ultramontane Element war keineswegs durch den Sturz des Kaiserthums unterdrückt, im Gegentheil.

Das restaurirte königliche Regierungssystem, ergoss sich in Dankbarkeit, theils gegen den protestantischen Prinz-Regenten, wie in der Zeit Ludwigs XVIII., theils gegen den schismatischen Czaren, wie unter Carl X. Natürlich waren diese Sympathien zwischen dem gallicanischen Schisma und den zwei genannten Ketzereien,

Kampf mit der Revolution als einen wahrhaft principiellen, heiligen Krieg, als die Ausübung einer christlichen Pflicht

allein nicht hiezu hat Gott das Königreich Ludwigs des Heiligen, das Königreich der Bischöfe bestimmt, nicht um den Gallicanismus unter dem Schutze der Britten, Brandenburger und Moskowiter in Frankreich einziehen zu lassen, gestattete Gott einen unschuldigen König, für die jahrhundertjährigen Sünden seiner Vorfahren zu opfern; daher fiel Frankreich wieder, denn seine Regenten und Royalisten haben weder das Papst- noch das Kaiserthum aufgefasst, die theokratische Sendung des ältesten katholischen Staates nicht begriffen; die Ritter und die Geistlichen wirkten nur für das französische Königthum und nur für die französische Kirche und verblieben stets Partheien.

Seit Juli 1830 lebte Frankreich in der Schule der Verführung und der Finsterniss, gleichsam in einem Gefängniss, denn selbst die zum Theile wahren Lehren der Legitimisten wurden officiell verfolgt, das Princip der Revolution öffentlich gelehrt. Erst nach überstandenen 21 Jahren wurde die neue Generation Frankreichs volljährig und durfte dem Ultramontanismus, welcher unbemerkt sich in Frankreich, des Joches falscher Doctrinen und schlechter Sitten ungeachtet, (und vielleicht eben dadurch gespornt) ausbreitete, von nun an ungehindert anhängen und diese Vortheile erringen, welcher das Land Ferdinands II., dessen Enkels und seiner Enkelinn schon früher theilhaftig geworden ist.

Von nun an wird Frankreich durch eine neue Revolution nicht mehr stürzen, denn die Sendung der grossen ist vollendet, Frankreich ist kaiserlich und schon grösstentheils ultramontan. Die Anhänger des veralteten Regierungssystems und der veralteten gallicanischen Kirche sind entwaffnet. Schon Napoleon I. gewann viele Legitimisten für das katholische Staatsrecht, sie erkannten gleichwie die Gallicaner, dass der heidnische Glaube an das hl. Blut der Dynastie, neben dem Glauben an das hl. Blut des Gesalbten, nicht haltbar und nur einer Parthei eigen sei, denn die Belgier, Holländer etc. Franzosen geworden, konnten nicht ans hl. Blut der Bourbonen glauben. Die gegenwärtigen Legitimisten sind als solche nur Schwärmer, als Unterthanen des Kaisers sind sie Lehrer der Loyalität, Beispiele reiner Sitten. Der französische Geistliche ist als Anhänger des Gallicanismus nicht mehr gefährlich, und je ohnmächtiger die-

gegen gottlose Werke, nicht als ein Interesse gegen die **Macht Frankreichs** betrachten, dass die Oberhäupter der Welt nicht

se Parthei erscheint, desto eifriger will sie sich durch Frömmigkeit und Aufopferung heben, Muster dem Volke darreichen. Beide Partheien sind unwiderruflich verloren, denn die Parthei lebt nie durch den Geist, sie muss sterben. Ritterliche Schwärmer, gallicanische Ideologen werden nie erweisen, das ein Theil mächtiger ist als das Ganze; die heidnische Legitimität muss der christlichen, die schismatische Kirche der wahren erliegen. Schon jetzt sind diese Partheien durch Gottesfügung genöthigt Elemente der Theokratie, des allgemeinen Weltregimentes zu fördern. Viel hat Frankreich gelitten, es ist aber auch reichlich belohnt.

In der That ist Frankreich auch gegen die unmittelbare Ursache französischer Revolution, gegen eine dritte Parthei (durch welche Benennung man die genannten nicht beleidigen will) gegen jene der Grundsätze von 89 und der Barricaden, welchen die Orleanisten entflohen sind, durch die Organisirung Frankreichs im Innern, hinlänglich geschützt, gegen die Rückkehr der Revolution gesichert; die letztere hat ihre Bestimmung vollkommen erreicht, daher vermag sie keinen Haltpunct vorzufinden und sie hätte gegenwärtig nicht die Massregeln einer halben Legitimität, jener der Royalisten und der Gallicaner zu bekämpfen. Uibrigens hat das Kaiserthum Hilfsmittel auch im Aeussern, vor Allem findet es ältere Beispiele und neuere Muster in Oesterreich, damit beide Kaiserthümer, wie es Gott befohlen, die Menschheit zur Theokratie leiten. In der Solidarität zweier Kaiserthümer liegt eine mächtige Bürgschaft des Fortbestehens des französischen, und so oft es einem klugen Franzosen einfällt an 89 zu denken, so wird er auch der gegenwärtigen Weltlage gewahr, und sieht ein, dass selbst nach einem neuen Sturze Frankreichs (wogegen es Gott schützen wolle) das andere weltliche Oberhaupt, mit dem päpstlichen Segen bewaffnet, sogleich einschreiten würde, was unmöglich zu Gunsten der Grundsätze von 89 ausfallen dürfte.

Endlich fehlt es dem Gespenst des XVIII. Jahrhunderts an Anhängern. Es wäre Vermessenheit zu behaupten, dass Gott keine Revolution mehr dulden wird, denn sie ist das kräftigste Strafmittel in der Hand der Vorsehung. Die Ketzer müssen sich selbst strafen und schon werden sie in Deutschland, Holland, England,

dem leichtsinigen Neid eines Preussens, dessen Neigung zu Separat-Frieden, der Grundsatzlosigkeit eines zur Theilung der Beute stets bereiten Russlands folgen, sondern bis ans

Schweden, Russland, in der Türkei etc. unheimlich bewegt. Allein diese angehenden Revolutionen tummeln sich vorzüglich auf dem religiösen Boden; weder die germanischen Metaphysiker, welchen es nach einer Kirche gelüstet, nachdem sie die wahre zerstören wollten, noch die ignoranten Russen und Griechen werden den Franzosen begreifen, sie müssen ihn als den Katholiken hassen. Immer mehr entfernt sich die alte französische von den neuen religiösen Revolutionen; in Frankreich hält man Voltaire für veraltet, die Protestanten behaupten, dass es ihm an Gründlichkeit fehle, nur in Russland wird der Patriarch von Ferney stets verehrt, geistliche und weltliche Herren in Albanien und Bulgarien lesen gierig seine Werke und sehen sie als neue, lebendige Producte an. Warum soll sich der Franzose gegen die Fesseln der Völker wieder erheben, sobald seine Ansichten und Ideen bei Fremden nicht mehr Eingang finden? Offenbar mangelt einer neuen französischen Revolution der Gott des *à propos*. Unwiderrufflich ist die Propaganda verloren.

Will es Gott in dessen unerforschlichen Rathschlägen gefallen, Frankreich und die Menschheit einer neuen Prüfung zu unterziehen, so wird die Absicht der Vorsehung, bezüglich der französischen Revolution, der ferneren Geschichte noch deutlicher einleuchten; allein was die bisherige feierlich ausgesagt und die Grundsätze von 89, so wie es auch die Kirche gebiethet, verdammt hat, dieses wird keine künftige Geschichte ändern dürfen, denn der Allmächtige und Allwissende, von dem die Begebenheiten abhängen, zur Belehrung des Christen in einem einigen Zusammenhange mit einander stehen, ist keines Widerspruches fähig, die Grundsätze von 89 sind gar nicht jener Felsen, dem Jesus den definitiven Sieg versprochen.

Selbst ohne in die Wissenschaft der *magistra vitae* und jene, welche neben ihr am höchsten steht, das kanonische Rech heisst, einzudringen, kann der Christ schon auf dem gewöhnlichen menschlichen Wege begreifen, dass, sobald Frankreich durch die Verneinung des Papst- und Kaiserthums, durch falsche Sätze der Royalisten und Gallicaner in die Revolution verfiel, zum katholischen Welt-Systeme, nach überstandener Strafe,

Ende den Kampf mit der Gottlosigkeit und den Königs-
mördern fortsetzen, beharrlich als die Hauptfeinde der Revo-
lution auftreten werden.

90. (Wahrscheinlichkeit einer neuen Allianz zwischen Frankreich und Oe-
sterreich.)

In der That, ehe noch Fürsten und Völker durch die
französische Revolution hinlänglich gewarnt und belehrt wur-
den, und in der Guillotine eine der Consequenzen des Gal-
licanismus erkannten, hatte schon Oesterreich einen Leopold
wieder; vom Papste gesegnet, von Fürsten unterstützt, be-
schloss der Kaiser den Kampf fürs französische Königthum.
Schnell hob sich Oesterreich dadurch, es lernte im Kampfe
die Folgen des Rationalismus und Liberalismus, die Revolu-
tion, kennen und hassen.

Auch Frankreich liess Gott nach schwerer Prüfung
und Strafe nicht zu Grunde gehen und schickte ihm ei-
nen der ausserordentlichsten Männer aller Zeiten, als den
Retter zu, den siegreichen Feldherrn in Italien, Egypten
und in Paris. Von einer riesigen Denkkraft geleitet und
unter göttlichem Beistande, glänzte Napoleon durch sein
politisches Genie, vielleicht noch mehr als durch Feld-
herrntalent und hob sich sogar zur Auffassung des Papst-
und Kaiserthums, an einem Ort und in einer Zeit, wo man
diess am wenigsten vermuthet hätte, inmitten des gottlose-
sten Soldatenlagers, während des Feldzugs gegen kaiserliche
und kirchliche Rechte. Die Hingebung, die Beharrlichkeit,
mit der beide Gewalten, aller Bedrängnisse und Niederlagen
ungeachtet, für die gute Sache auftraten, und unter den Gu-
ten aller Länder ohne Ausnahme Anhang fanden, machte
tiefen Eindruck auf den von Gott zum Restaurator bestimm-

zurückgeführt werden, oder zu Grunde gehen muss.
Keinem Lande ist es gestattet, sich der von Gott be-
stimmten Sendung, der Theokratie, zu entziehen; sogar
näher liegt diese Pflicht dem ältesten katholischen Staate.

ten Helden. Mit einem hl. Instinct erkannte er deutlich die würdige Stellung des Papstes und Kaisers und konnte sich, obschon ihnen officiell feindselig, einer besonderen Achtung gegen diese Autoritäten nicht enthalten. Bekannt sind seine Verhältnisse mit der Kirche, die er in Italien stets begünstigte, was ein Theil der Welt mit Bewunderung, ein anderer mit Entsetzen vernahm; unter den Rovolutionsmännern galt es allgemein für Verrath. Auch die Interessen des Kaisers, welche nicht mehr im morschen Deutschland, sondern in den orientischen Staaten lagen, und von denen der Wienerhof die französische Revolution stets bekämpfend, sich zu sehr entfernte, gleichsam vergass, auch diese Interessen, sage ich, förderte Napoleon, wie es der Friede von Campoformio erweist.

Dieser Tractat ist bestimmt das [grösste Werk Napoleons, denn leichter ist es einem grossem Manne den Sylla und Julius Caesar nachzuahmen, der in Auflösung begriffenen Gesellschaft ihre Tempel und Autorität wieder zu geben, als sich über eingewurzelte Nationalvorurtheile zu heben, sich mit einer Localreform nicht zu begnügen, sondern auch eine allgemeine zu wagen, die Macht eines besiegtten Gegners, wenn dessen Existenz zur Erhaltung von Rechtsgrundlagen für Alle nöthig ist, einzusehen. Nicht nur die strategische, sondern auch die historische Sendung Oesterreichs leuchtete sogleich dem bewunderungswürdigen Staatsmanne ein, er erkannte die Pflicht dieser Monarchie sich gegen den Osten zu und an beiden Ufern des adriatischen Meeres auszubreiten, statt ihre Kräfte durch den Besitz und die schon überflüssigen Kämpfe im Westen zu schwächen. Die vom Tractate von Campoformio ausgesprochene Besitzergreifung des venetianischen Gebiethes, eines offenbar orientischen Staates und Dalmatiens, eines ehemals mit Ungarn verbundenen Landes, that jener Pflicht der Monarchie Genüge, weil sich dadurch Oesterreich in seinem östlichen Hauptlande arondirte, das diesem Königreiche Entrissene mit ihm wieder verband, ohne die Stellung in Italien aufzugeben. Auf diese Art hat die

die Macht des besiegten Oesterreichs bedeutend gewonnen,¹⁾ was gewiss dem Napoleon allein zu verdanken ist, da er es nicht nur nicht hinderte, sondern hierin sogar die Initiative ergriff, das österreichische Cabinet gleichsam bei der Hand führte.

Auf jeden Fall hat sich hiemit Napoleon als ein eifriger Bekenner der Vortheile der französisch - österreichischen Allianz bemerkbar gemacht, und offenbar reifte schon dazumal in seiner Seele der monarchische Restaurationsplan, den er darauf zum Erstaunen der Welt ausführte. Bald nach dem Friedensschluss mit Oesterreich hat er das Hinderniss zur benannten Allianz, die republicanische Form in Frankreich umgestürzt. Seit seiner Erklärung zum französischen Kaiser, war die Wiederaufnahme des für die Welt wohlthätigen Bündnisses katholischer Grossmächte höchst wahrscheinlich, denn allerdings war der glorreiche, vom hl. Vater gesalbte Retter des katholischen Frankreichs alles Zutrauens des römischen Kaisers würdig; auch der letztere folgte dem Beispiele Frankreichs und erklärte sich zum Erbkaiser von Oesterreich. Die Identität der kaiserlichen Stellung beider Monarchen erschien als eine neue Bürgschaft, dass sie die wohlthätige katholische Allianz zu schliessen sich beeilen werden. Bleiben beide Kaiser der Kirche gehorsam, so hört die Revolution für immer auf, denn die legitimen und mächtigen Träger der obersten weltlichen Gewalt, sind im Stande das so genannte europäische Staats- und Völkerrecht aus dem XVIII. und XIX. Jahrhunderte (es würde richtiger das

¹⁾ Dieser Friede blieb unbeachtet, denn er blieb auch von unserer Regierung unbenützt. Erst seit dem Aufschwung der österreichischen Seemacht und der immer würdigeren, einer grossen Vergangenheit entsprechenden Haltung der Venetianer, wird er besser beurtheilt, vor Allem da die Grundsätze Napoleons I. bezüglich der Nothwendigkeit für Oesterreich sich gegen den Osten auszubreiten, das vom verdienstvollen Königreiche Ungarn unrechtmässig Getrennte wieder zu erlangen, eine unbestreitbare Autorität sind.

asiatische heissen) einer passenden Reform zu unterwerfen. Was bis nun Ein Kaiser zum Wohl der Welt beabsichtigte, diess vermögen von nun an zwei Kaiser gewiss auszuführen.

91. (Veränderung der Weltlage durch das Auftreten zweier Erbkaiser; Erwartungen des XIX. Jahrhunderts, dessen Analogie mit der Epoche der Erhebung Oesterreichs zur Grossmacht.)

Überraschend für Alle war diese grosse Erscheinung des neuen Jahrhunderts, welches mit so einem reichen Geschenke für die Kirche und die Menschheit seinen Anfang feierte, Frankreich von Untergang errettete und, noch freilich unnützen, allein für beide Kämpfer glorreichen Feldzügen zwischen Franzosen und Oesterreichern, sein Unrecht einsah und durch die Erhebung zweier mächtigen Monarchen zu officiellen Beschützern der Welt, eine eclatante Genugthuung den erschöpften Völkern Europa's und der bedrängten Kirche darreichte. Zeuge der Besserung Frankreichs, der Thatkraft Oesterreichs, des wolthätigen Wirkens der zwei legitimen Kaiser, hatte das neue Jahrhundert eine selige Zukunft der Welt verkündet; dem oft isolirten, noch öfterer in äussern Kämpfen mit Frankreich für Recht und Freiheit besieigten Kaiserthume aus dem Hause Oesterreich, hat Gott offenbar als den Helfer und natürlichen Bundesgenossen ein französisches, von Heldenglanz umgebenes Kaiserthum entgegen geschickt.

Diese Weltlage war jener vor dem Ende des XV. Jahrhunderts höchst ähnlich. Dazumal waren die Anhänger des occidentalischen Schisma schon gezüchtigt, die Hussitten gestraft oder bedrängt, der hochmüthige Thron des ältesten Schisma von den Türken (offenbar durch Gottesfügung) zertrümmert, wodurch die Anbether des falschen griechischen Kreuzes nicht nur gedemüthigt, sondern auch von einander getrennt, durch das Eindringen der Türken in ihre Mitte zerrissen wurden. Ein anderes Schisma, das hochmüthige Frankreich, welches gegen das Papstthum den Degen gezogen, wurde erniedrigt und unterjocht; erst die hl. Waffen einer frommen Schäferinn haben den Nachfolger Philipps IV.

und seine Ritter beschämt und gerettet, worauf dennoch das gallicanische Vaterland Nogaret's ¹⁾ unter eine gefährlichere Botmässigkeit, als jene der Engländer gerieth, vom Ludwig XI., Nachfolger und Nachahmer Philipps IV. beherrscht wurde. Hingegen war das fromme Haus Rudolfs I. gesegnet, die Frömmigkeit Friedrichs IV. durch die Talente und Verdienste Maximilians belohnt, dessen Geschlecht die bedeutenden Niederlande schon erwarb, seine Ansprüche auf Böhmen und Ungarn erneuerte, während Columbus eine neue Welt entdeckte, welche dem Eigenthume der Habsburger ebenfalls zufallen sollte. Der Kirche und der Menschheit stand ein grosser Papst, Alexander VI. vor, er war dem Kaiser stets gewogen. Mit dem Anfange des XVI. Jahrhunderts hat der Segen, welcher über die Menschheit, vor Allem über Oesterreich erging, nicht aufgehört, bald nach dem durch Leiden und durch Schimpf eclatant gestraften Raubzuge Carls VIII. von Frankreich, erwarb das Haus Oesterreich ungeheure Besitzungen, neben dem Kaiser trat schon sein mächtiger Enkel, Carl, als Beschützer des Rechtes auf. Dem kirchlichen Oberhaupte, Alexander VI., welcher den Rechtszustand auch der neuen Welt geregelt und ihre Herrschaft angetreten hatte, folgte einer der grössten Päpste aller Jahrhunderte, Julius II.

Eben so war die Kirche und die Menschheit am Anfange des XIX. Jahrhunderts von Gott gesegnet; nie hat die Vorsehung dem verdienstvollsten christlichen Geschlechte, dem Hause Oesterreich eine bessere Gelegenheit dargeboten, seine dem revolutionären Occidente und dem barbarischen Oriente gegenüber so schwierige Lage mit Hilfe des ihm von Gott zugeschickten französischen Kaisers zu bessern, und diese katholische, der Kirche besonders gefällige Stellung einzunehmen, welche ihm in unsern Tagen, nach einem halben Jahrhunderte, der Enkel des ersten österreichischen Erbkaisers verschaffte.

¹⁾ Comandant der Banditen gegen Bonifacius VIII.

92. (Decadenz des Wiener Cabinets; Schuld Oesterreichs; wolthätiges Wirken Napoleons I. vor der Unwiderruflichkeit des über ihn verhängten Bannes; Abschluss der französisch-österreichischen Allianz, als Mittels den Kaiser zum Gehorsam zurückzuführen und die Welt zu retten.)

Das gewöhnlich durch die Sätze der hl. Schrift, seine Grundlage, über alle andern erhabene Wienercabinet, erfasste diessmal seine hohen Pflichten nicht und beurtheilte falsch die Weltlage, gleichwie die österreichische selbst. Schon während des Consulates liess Oesterreich die Gelegenheit vorübergehen, den isolirten Retter Frankreichs an sich zu ziehen; ein natürlicher Feind Oesterreichs und Frankreichs, Russland bemächtigte sich der Allianz mit dem Consul. Seit der Einführung des französischen Kaiserthums, lag die Pflicht für das kaiserliche Oesterreich noch näher, die katholische Allianz wieder anzuknüpfen. Allein, während Frankreich seinem energischen Monarchen gehorchte, befand sich das Wienercabinet zum ersten Mal seit Leopold I. ohne einen bedeutenden, von der hohen Wichtigkeit einer französisch - österreichischen Allianz innig durchdrungenen Staatsmann; das reifende Genie des Grafen Metternich, welcher die Gefahren für Oesterreich nicht in Paris, sondern in St. Petersburg erblickte und dorthin als Gesandter abzugehen wünschte, musste der Parthei wohl edler und würdiger, aber nicht von Vorurtheilen freier Diener des Kaisers weichen. Diese Staatsmänner (in wie fern sie so benannt werden können) gegen jeden Schein des Liberalismus im hohen Grade reizbar gestimmt, glaubten dem Rechte jedes Staates, selbst wenn er schon im Ableben begriffen war, den lebendigen österreichischen aufopfern und auf den zweideutigen Conservatismus Russlands rechnen zu müssen. Durch die Unklugheit der österreichischen Politik wurde Wien zweimal erobert, und noch mehr von dem grössten diplomatischen Frevel, von der Allianz des wahren französischen Kaiserthums mit dem falschen russischen, um mit demselben die Welt Herrschaft zu theilen, (1808) bedrohet. Erst nach solchen Beweisen, wohin Vorurtheile selbst guten Glaubens führen,

wurde Graf v. Metternich an die Spitze des Wienercabinets gestellt. Uiber Vorurtheile der Cotterien und die Polemik der Journalisten erhaben, beurtheilte der neue Cabinets-Chef unpartheiisch das Wirken Napoleons und fand es keineswegs gänzlich verwerflich, vielmehr erschien dem grossen Oesterreicher der Franzosen-Kaiser als ein natürlicher Bundesgenosse Oesterreichs gegen die natürlichen Feinde des Papst- und Kaiserthums. Wohl war Napoleon I., Zögling des Soldatenlagers, jugendlicher Zeuge der revolutionären Lehre und Beispiele, selbst in die Reihe der Gegner des Papst- und Kaiserthums, vom bösen Geiste besessen, eingetreten, allein der Staatsmann hatte Hoffnung den mit Oesterreich Ausgesöhnten zum hl. Vater zu leiten, wohin übrigens den Kaiser der Franzosen zein eigenes, grossartiges, (und wenn man vom Conflicte mit dem Pabste abstrahirt) wahrhaft katholisches System führte.

In der That pflegte der vom hl. Vater zum Kaiser Ge-krönte die Gewaltigen der Erde um die Rechtstitel ihres Besizes, zum Theile sogar über ihre Pflichterfüllung im Innern zu fragen, denn diess ist ja der Beruf eines wahrhaft katholischen Kaisers. Die Uiberreste des gottlosen Friedens von Utrecht etc. wurden vernichtet, die Bourbonen auf dem Throne der Habsburger nicht geduldet, die Günstlinge des Tractates von 1713, Savoyen und Preussen nach ihren Verdiensten beurtheilt und behandelt, die Raub- und Plünderzüge Friedrichs II. an dessen Lande gezüchtigt etc. Nicht besser erging es den Urhebern des genannten Friedens, den protestantischen Seemächten: das rebellische Holland war zum Gehorsam, wie schon früher Venedig gezwungen, auch das kaufmännische, an unzähligen Würden blutende England wurde vom Festlande und seinem Handel ausgeschlossen; eine empfindliche Strafe für das Land, welches sich vor der römischen Kirche, um sie zu berauben, ausschloss. Die Raubzüge und Empörungen der Schweden gegen Kirche und Dynastie und ähnliche Frevel anderer Staaten, entgingen der wohlverdienten Strafe nicht. Auch das Vaterland der Em-

pörung gegen Papst und Kaiser, Deutschland war gezüchtigt, Deutsche und Italiener wurden in Bruderkämpfe (was sie früher so willig thaten) nun unwillig geschleppt und hatten Musse, unter dem Schutz des eisernen Armes, des gewaltigen, von dem Regimente der Kaiser aus dem Hause Oesterreichs, so verschiedenen Herrschers, die Geschichte ihrer Empörungen zu beherzigen, die florentische und wittenbergische Philosophie zu studiren; *cujus regio ejus et religio* ist ihnen einleuchtend geworden. Sogar zur Züchtigung des neben der Revolution gefährlichsten Feindes des Abendlandes, schickte sich schon der Besieger der Revolution an, während Russland zu den Alianzen mit Preussen und England zurückkehrte und geheime Verbindungen gegen das schöpferische Wirken des grossen Abendländers suchte.

Dieses Riesenwerk hat ein Mann in einigen Jahren vollbracht. Nur der rasche Gedanke vermag dem Gottes Segen zu folgen.

Diese Verdienste des ordnenden und strafenden Kaisers ¹⁾ waren nicht von Irrthümern frei, allein der andere

¹⁾ Diese Auffassung des Wirkens Napoleons I., als eines schöpferischen und wohlthätigen, ist keineswegs willkürlich, obschon dieser Monarch mit unerhörter Strenge und einer offenbaren Ungerechtigkeit beurtheilt, gewöhnlich als Usurpator, Friedensstörer und systematischer Feind jedes Rechtes dargestellt wird. In der Wirklichkeit war er aber legitim, sobald ihn der Kaiser anerkannt und der Papst gekrönt hatte; bloss des Verbrechens gegen die Kirche, dessen er sich durch einen gewaltigen Widerspruch mit eigenen Verdiensten um dieselbe, schuldig machte, soll man ihn anklagen und verdammen. Evidentes Recht pflegte er in der Regel nicht anzugreifen, obgleich andererseits die durch die Revolution verwickelten Angelegenheiten und die falsche Stellung Frankreichs, ihn oft zu einer unrichtigen Auffassung des Rechtes verleiteten und woran auch die Reizbarkeit der Gegner und der Nachbarn Frankreichs grossen Theils Schuld war. Dass er Preussen für dessen systematischen Verrath an Freunden und Bundesgenossen und Deutschland, für den Verrath an Papst, Kaiser und Vaterland züchtigte, war eben kein Verge-

Kaiser, ältester Sohn der Kirche und der hl. Vater hatten ja das Recht und die Pflicht den Controlleur europäischer

hen. Die politischen Tendenzen Englands, welche der Kaiser der Franzosen beharrlich bekämpfte, glänzten selten durch ein zartes Rechtsgefühl. Man kennt die Geschichte Italiens. Wenn Napoleon die Bourbonen in Spanien und in Neapel absetzt, so begeht er kein grösseres Unrecht als die Bourbonen, welche diese Kronen den Habsburgern entrissen haben. Wohl wurden von ihm England, Preussen und Russland mit einer besonderen Vorliebe bekämpft, das erste von Europa abgesperrt, Preussen in bescheidenern, seinen Verdiensten mehr entsprechende Grenzen eingeschlossen und Russland in die Lage versetzt, sich bald auf den Besitz der Urwälder und Steppen der Zaren beschränken zu müssen. Allein das Verfahren gegen diese Länder, die sich nicht auf eine sehr interessante Ort vergrössert hatten, war kein Unglück und auch kein Unrecht, denn es hat bewiesen, dass man ja nicht die Werke eines Congresses von Utrecht, eines Friedrichs II., einer Catharina II. für unvergänglich halte.

Übrigens sind die Wunden, an denen die drei Ketzestaaten bis nun bluten, nicht so die Folgen der Napoleonischen Siege, wie vielmehr Resultate der Ketzerei, welche jedes, auch die mächtigsten Reiche zum Untergange führt. Napoleon I. ist längst gestorben und dennoch hört der Verfall der Ketzestaaten nicht auf; Napoleon III., hat gegen Russland kaum zwei Feldzüge geführt und schon hat sich die Ohnmacht dieses Reiches herausgestellt, die Preussen hat Napoleon III. gänzlich verschont, den Engländern sogar geholfen und dennoch ist die Lage beider Staaten gewiss keine bessere als in der Epoche Napoleons I.

Endlich hat der Letztere das Naturvölkerrecht nicht erfunden, es blühte schon vor ihm, ebenfalls nach ihm, das Recht des Stärkeren genoss einer sehr allgemeinen Achtung; Napoleon hat es wohl nicht verschmäheth, nur hat er die Kunst erfunden selbst mit einer kleineren Macht stärker zu werden, wodurch Europa von vielen Missbräuchen gesäubert wurde, freilich sich auch neue Missbräuche gefallen lassen musste. Die Willkühr und der Uebermuth machen gewiss dem französischen Kaiser keine Ehre, allein die Rationalisten sollten consequent in der Beurtheilung der Geschichte bleiben, und wenn

Mächte, auch zu controlliren, seine Werke der Revision zu unterwerfen. Vor Allem hätte die Welt, neben der päpstlichen Autorität, eine feste Bürgschaft gegen den Rückfall Napoleon ins Böse, in einer französisch-österreichischen Allianz. Schon ist der wahre Papst vom Kaiser Napoleon bedrängt (1808) der falsche Papst hingegen ausgezeichnet, zu Erfurth begünstigt (1808), allein auch gegen diese Weltcalamität wäre ein Bündniss Napoleons mit dem frommen Enkel Maria Theresiens eine mächtige Massregel: die Aussicht auf die Versöhnung des Kaisers mit dem Papste war desto begründeter, je mehr Napoleon als frommer Sohn für die hl. Mutter gethan und je liebender ihm der hl. Vater entgegen ging.

Unverzüglich hat Graf von Metternich das grosse Werk Leopolds I. und Maria Theresiens vorgenommen und glänzend ausgeführt; das französisch - österreichische Bündniss wurde durch eine Matrimonial-Allianz bekräftigt, wodurch die Allianz Frankreichs mit dem falschen russischen Kaiserthum, welches letztere den rechtmässigen Kaiser von Oesterreich mit Krieg überzogen und beraubt hatte (1809), seine gefährliche Bedeutung einbüssen musste. Wer hätte nun vermocht der Kirche und den verbündeten Kaisern zu widerstehen, politische und sociale Revolutionen zu fördern, die Fragen des Occidentes und des Orientes zu verwickeln? Den Erwartungen des Jahrhunderts schien nichts mehr entgegen zu stehen.

sie Friedrich II. einen Grossen nennen, so verdient diesen Namen Napoleon I. allerdings.

In einer gedrängten Uebersicht ist man nicht verpflichtet documentarische Beweise anzuführen, aber es ist gestattet zur Bekräftigung des Gesagten eine grosse Autorität anzuführen, den Kaiser Franz I., welcher Napoleon, dessen gute und schlechte Eigenschaften genau kannte und zu grossen Opfern, wie der hl. Vater selbst, bereit war, um die Allianz mit dem Franzosen-Kaiser zu erhalten. Erst seit dem unwiderruflichem Bruche Napoleons mit der Kirche, seit dem Zerreißen des alleinigen Mittels die zürnende Kirche zu besänftigen, kann und soll man den Kaiser Napoleon verdammen.

93. (Neue Enttäuschung der Welt durch die geringe Wirksamkeit der französisch-österreichischen Allianz und durch das verwüstende Wirken Napoleons I.)

Das grosse Werk Kaisers Franz I. erschien zu spät; vor dem Jahr des ersten Attentates Napoleons gegen die hl. Kirche (1808) und dessen Auftreten für die russische geschlossen, hätte die Allianz den Conflict gewiss nicht zugelassen, nach zwei Jahren war es nicht mehr so leicht den Sünder zur Reue und zur Genugthung zu bewegen; die Leiden der Kirche haben übrigens zugenommen. Auch Oesterreich beweinte empfindliche Verluste (1809), dem Eroberer war es noch mehr für dessen Verbrecher gegen die gemeinsame Mutter ungewogen. Vor Allem ging im Geiste und Gewissen des Verbrechers eine Veränderung vor sich ¹⁾ und kaum fand sich ein diplomatisches Genie in Oesterreich wieder, so wurde Napoleon von dem seinigen verlassen und von Fehlern zu Fehlern stets geführt; offenbar hat Gott seinen Segen der verspäteten Allianz versagt.

¹⁾ Napoleon nahm den abgeschmacktesten Satz der Gallicaner über das Verhältniss des Staates zur Kirche an, und meinte, dass der Papst die weltliche Gewalt erst vom Carl dem Grossen erhielt, obschon in der That Leo III. dem Könige Carl die kaiserliche Macht ertheilt hatte; selbst ohne Hilfe der Geschichte war es leicht die Unhaltbarkeit der Napoleon'schen Meinung einzusehen. „Ich bestreite nicht“ sagte er in einer Sitzung der Commission für Kirchensachen (1811) „die geistliche Gewalt des Papstes, da er sie von Jesus Christus erhielt, allein Jesus Christus gab ihm die weltliche Gewalt nicht, diese erhielt er vom Carl dem Grossen, und ich, dessen Nachfolger, will sie dem Papste entziehen, denn er weiss nicht sie zu gebrauchen, und sie stört ihn in der Ausübung seines geistlichen Amtes. Was halten sie davon, Herr Emery?“, (*Artaud, Hist. de Pie VII.*) Emery, ein geistlicher Gallicaner, gerieth in Verlegenheit, denn der Kaiser sprach consequent, nur hätte Napoleon vor seinem Verbrechen die gallicanischen Prämissen gewiss als grundfalsch erkannt.

Wirklich erlangte das Bündniss Napoleons I. mit Franz I. die erwünschte Innigkeit nicht. Schwer war die Erhaltung dieser obschon grundsätzlichen Allianz ohne die Hilfe der Gefühle und der Macht der Gewohnheit, und oft trennte gegenseitiges Misstrauen oder Interesse die zwei von der Kirche zur innigsten Bruderliebe bestimmten, durch die kaiserliche Würde über alle Könige gestellten Monarchen. Obgleich Napoleon die Revolution verachtete und züchtigte, hat er dennoch Manches, ohne es zu wollen, von ihr geerbt und ebenfalls von den Bourbonen, die er gewiss nicht liebte mehr, als er selbst glaubte, entlehnt und trat oft als ein ungestümer Ludwig XIV. auf. Die vielen Kämpfe zwischen Franz und Napoleon in wenigen Jahren vor ihrer Allianz, erwiesen keineswegs einen gänzlichen Verfall der alten Rivalität zwischen Oesterreich und Frankreich.

Auch Franz I. von seiner Umgebung noch mehr als Napoleon influencirt, war von den Vorurtheilen bezüglich Frankreichs nicht frei, und hatte Schwierigkeit sich mit der Idee des Kaiserthums aus einem nicht österreichischen und nicht einmal durch grosse Ahnen hochgestellten Hause zu befreunden, an die Legitimität eines mit der doppelten Erbsünde befleckten Sohnes der Revolution, (was dennoch dem Retter Frankreichs die unfehlbare, obschon nicht allwissende Kirche verziehen) fest und unerschütterlich zu glauben. Dieser Irrthum Oesterreichs, dem religiöse Gefühle Kaisers Franz I., sein Unwillen mit dem Verfahren Napoleons gegen den Papst, zum Grunde lagen, erschien nach einem vergrößerten Massstabe dem misstrauischen und hochmüthigen Charakter Napoleons, wodurch sich beide Kaiser von einander immer mehr entfernten; die zunehmende, schonungslose Eroberungssucht Napoleons war keineswegs geeignet, Zutrauen dem andern Kaiser einzuflössen.

Schon früher besorgten Einige, dass Napoleon die kaiserliche Würde im streng römischen, im heidnischen, nicht im kirchlichem Sinne des Wortes auffasse und in dem Bündniss mit dem alten Kaiserhause nur persönliche und politi-

sche Interessen nicht aber hohe Pflichten erblicke. Nur zu sehr hat sich disse Besorgniss als gegründet herausgestellt, das für die Welt Unerwartete trat ein, der Besieger der socialen und so vieler politischer Revolutionen, fasste den Entschluss, die Grundlagen der Gesittung, das katholische Staats-Völker- und Kirchenrecht nicht zu beachten, ein neues Staaten-System willkührlich einzuführen, folglich eine Reihe politischer Revolutionen vorzunehmen; sogar die französische Revolution hat er, im zweiten Theile seiner Regierung, beinahe übertroffen. Selbst die Kirche und der Kirchenstaat reclamirten das Ihrige vergebens, obgleich der hl. Vater allerhand Mittel, Bitten und Warnungen, Strenge und Neigung zur Verzeihung dem französischen Kaiser gegenüber anwandte. Vorzüglich durch diesen fortdauernden Conflict wurde die französisch-österreichische Allianz erschüttert. Gott, der im Herzen des mit dem kirchlichen Banne Belegten die Unverbesserlichkeit las, versagte den Segen dem Bündnisse.

Auch menschliche Ursachen störten das Bündniss, dieses Mittel den Kaiser zum Gehorsam zurückzuführen. Noch vor der Allianz, hörte das Wirken des Fürsten Talleyrand auf, der andere grosse Staatsmann Graf von Metternich wurde dadurch isolirt, und vermochte nicht die allgemeine Entrüstung der Cabinete gegen Napoleon zu mässigen. Für die natürlichen Feinde dieser Allianz, für ketzerische Staaten, England, Preussen, Russland und ihre Geld- und Ländersucht begann ein goldenes Zeitalter; eine allgemeine Ueberzeugung, dass auch Ketzer das Recht wirksam beschützen können, machte sich wiederum geltend, wodurch selbst die Zukunft Europa's und die Reinheit der Ideen bedroht wurden.

Mit einem Worte, die Strafe von drei Jahrhunderten erschien der Gottheit für die Sünde Europa's nicht hinlänglich, ausser dem von seinem Sohne gezüchtigten Frankreich, sollten auch andere Verehrer des Unrechts und der Gewalt gezüchtigt, die Fürsten und Völker durch einheimische Revolutionen belehrt werden; daher sollte die französisch-österreichische Allianz nicht gedeihen.

94. (Beharrlichkeit Kaisers Franz I. in der Allianz mit Napoleon I.
1810—1813.)

Die steigenden Weltgefahren, wodurch auch das Hauptmittel gegen dieselben, die französisch-österreichische Allianz bedroht wurde, waren eben ein Anlass für Kaiser Franz I. dem französischen Kaiser dessen Fehler zu verzeihen und durch Bereitwilligkeit zu neuen Concessionen, den stürmischen Bundesgenossen zu mässigen und zu retten. Nicht nur der Franz I. angeborne Edelsinn, auch höhere Pflichten forderten diese Haltung von Oesterreich, denn wenn die Macht des katholischen Frankreichs stürzt, so steigt jene des orientalischen Russlands hoch; nun ist jenes bloss im kranken Zustande, hingegen dieses auch in seiner normalen Lage gefährlich. Als demnach der bevorstehende Zusammenstoss beider Reiche, der fieberhaften und der natürlichen Gewaltsamkeit, anrückte, war die Wahl des Kaisers zwischen Frankreich und Russland nicht schwer. Noch könnte Napoleon, nach einer definitiven Besiegung Russlands und Entkräftung der englischen Handelsmacht, die Dankbarkeit der Welt und den päpstlichen Segen wieder erlangen, durch solche Verdienste um die Menschheit auch das Unrecht, welches er ihr zugefügt, vergelten. Um dieses Ziel zu erreichen, schloss sich Franz I. seinem Bundesgenossen mit in- niger Treue an und half zur Züchtigung des hochmüthigen Russlands, welches die kaiserlichen Besitzungen (1809) überfiel, schon früher das Weltregiment mit dem Kaiser der Franzosen zu theilen sich anmasste und, nach der Vereitlung dieses usurpatorischen Strebens, die Verwicklungen im Abendlande benützte, um sich durch einen neuen Uiberfall der Türkei zu entschädigen, den österreichischen Donaustrom zu gefährden, den griechischen Ketzern Vorschub zu leisten.

Erfolgereich war der Anfang (1812) dieses gerechtesten unter allen Kriegen, eines Kreuzzuges, an welchem unter der Anführung des grössten Feldherrn und Staatsmanns des Jahrhunderts, des Restaurators der Kirche und der Monarchie nicht nur in Frankreich, fasst alle christlichen Mo-

narchen Antheil nahmen; sogar Protestanten kämpften (ob-
 schon den Keim zum Verrathe im Herzen tragend) für die
 Sache der Alliierten, denn es war die Sache des gebildeten
 Abendlandes, gegen den barbarischen Orient. Die bis nun
 der Gesittung unbekannten Wege, auf denen nur wandernde
 Völkerhorden und Weltverwüster bisher wandelten, wurden
 von katholischen Rittern betreten, um die früheren Kreuz-
 fahrer an Asien zu rächen; stets war der Papst bereit, dem
 Franzosen-Kaiser zu verzeihen, nun sammelt Napoleon neue
 grosse Verdienste um die hl. Kirche und schien in den
 Erfolgen, die ihm Gott gegeben, neue Motion zur Dankbarkeit
 gegen die Kirche und zur fälligen Aussöhnung mit deren
 Oberhaupt zu schöpfen. Das falsche Kreuz zu zerstören,
 das wahre aufzupflanzen, die Moskoviten so zu behandeln,
 wie Carl der Grosse die Sachsen behandelte und Russland
 dem hl. Vater huldigen zu lassen, wäre ein würdiges Ziel
 des grossen Organisators und eine innige Freude für den
 noch zürnenden hl. Vater gewesen.

Allein die Dankbarkeit des siegreichen Sohnes äussert
 sich gegen Pius VII. nicht; Gott versagt dem Kreuzzuge
 seinen Segen. Sogleich verlässt der Verstand den Kaiser,
 nur der beharrliche Wille bleibt ihm übrig und führt ihn
 desto schneller ins Verderben. Während die Russen ihr
 Heil in der Flucht suchen, verfolgt sie gedankenlos der bis
 nun so grosse Strategiker und Taktiker und dürstet nach
 Schlachten, nachdem er den Zweck des Feldzuges vollstän-
 dig erreicht und die europäischen Hauptländer dem asiati-
 schen Reiche schon entrissen hatte. Zur Schlacht gezwun-
 gen, flüchten sich die Russen abermals, ihre Hauptstadt geht
 durch einen rohen Gohorsam und durchs Feuer zu Grunde,
 hingegen wird die Hauptstütze Frankreichs, die grosse Ar-
 mee, durch Insubordination und durch den Frost vernichtet;
 jedes Mittel ist für die strafende Gottheit gleich gut.

Diese Züchtigung beider gegen die Kirche frevelnder
 Monarchen, will Kaiser Franz benützen und noch einmal die
 Rettung seines Bundesgenossen versuchen. Der letztere

scheint den Grund der Strafe Gottes zu erkennen und beim hl. Vater Trost zu suchen, er unterhandelt mit dem Papste in Fontainebleau, allein die unvollständige Reue hebt den Sünder nicht, der Unfehlbare protestirt wieder; schwer war jetzt die Aufgabe des Kaisers von Oesterreich. Der französische, trostlos und dennoch übermüthig, vermag nicht Frankreich in dessen Schmerz zu trösten, er legt den Franzosen und Bundesgenossen neue Bürden auf, in Frankreich findet er pflichtvergessene Gegner und unter Bundesgenossen den Verrath. Allgemein hält man das französische Kaiserthum für verloren und glaubt gegen dasselbe ungestraft losziehen zu können. Diese Auflösung der Bündnisse und überhaupt der Gemüther, war furchtbarer als jene der grossen Armee. Durch Conjuratoren und Libellisten längst vorbereitet, durch die stürmischen Begebenheiten bewegt, erwuchs die gegen das französische Kaiserthum gerichtete öffentliche Meinung zu einem wahrhaft verwüstendem Orkan; der Pöbel hält sich für ritterlich um fürs Vaterland, das er so oft verkaufte, zu kämpfen, oder vielmehr um in Frankreich Beute zu suchen. Die Fürsten, die Pflichten gegen Gott und gegen sich selbst vergessend, billigen den Aufruhr und Verrath, fördern die Kunst der Verschwörung, ohne zu bedenken, ob diese unerlaubten Mittel nicht etwa zu viel schlimmern Consequenzen als die freilich oft harten Forderungen Napoleons führen werden. Nicht die Bundestreue wurde zu Rathe gezogen, sondern das Interesse abgewogen, stete Hiobsposten galten mehr als die Worte Gottes. Schadenfrohe Böse vergossen Freudethränen, wie die Soldaten verliessen auch Fürsten ihre Fahne, der Unterthan, der sich früher über das Unglück seines Herrn freute, jubelt jetzt über das des weltlichen Oberherrn, hiemit konnten die Bedrängnisse des Papstes nicht aufhören, es war vielmehr eine der schönsten Gelegenheiten für die Verdorbenen. Gewiss wurde das Eifern zwischen Fürsten und Unterthanen im Hasse gegen die Napoleonische Herrschaft, gleichwie gegen die französisch - österreichische Allianz, gegen welche

selbst Oesterreicher schwätzten, zu einer höchst gefährlichen Revolution, wodurch die frühern keineswegs beseitigt werden konnten, sondern vielmehr fortgesetzt werden mussten.

Inmitten dieser Calamitäten, welche sich theils in Folge der Anmassungen Dessen, welcher das Recht zu schirmen vor Allem berufen war, und noch mehr in Folge seiner Niederlage, der Niederlage der Katholiken, über die Welt ergossen, blieb Russland nach ruhmlosen Siegen nicht müßig. Eroberungssüchtig nahm es an jeder Angelegenheit der entferntesten Länder Europa's immer Antheil, wechselte Allianzen wie die Systeme im Innern, pflegte seine Bundesgenossen zu berauben; nun versuchte es Grundsätze in Anspruch zu nehmen als Liberator von Europa aufzutreten, nachdem die Absicht dasselbe zu unterjochen nicht gelungen war. Leicht ist es die öffentliche Meinung, diesen mächtigsten Ausdruck der Erbsünde, zu verleiten, den Erbfeind der Kirche und der Menschheit, als den Beschützer der Sicherheit und der Interessen grüssen zu lassen. Eine der schwersten Prüfungen für die Kirche und die Menschheit begann wieder. Gott hat die Menschheit offenbar nur deswegen durch das Erscheinen zweier Erbkaiser und ihrer Allianz so hoch gestellt, damit sie sich durch Verdienste auf diesem Standpuncte halte, oder tiefer als je durch den Bruch der französisch-österreichischen Allianz falle; im Jahre 1683 war die Welt weniger unglücklich als im Jahre 1813.

Wie dazumal sollte jetzt wieder Oesterreich als Weltretter auftreten. Mit der ihm eigenen Seelenruhe erwog Franz I. die schauerhafte Weltlage, sein Wort war noch vermögend über die Zukunft der Menschheit zu entscheiden. Ausser der Autorität der hohen Stellung und persönlicher Verdienste, stand ihm eine bedeutende Macht zu Gebote; während sich die Hauptkämpfer schwächten, hat Oesterreich wenig gelitten, denn beim Anblicke des wahren kaiserlichen Adlers flohen die Russen mit dem ihrigen. Auf Oesterreich gestützt, ist noch Napoleon mächtig und es ist gestattet die Verräther kriegsrechtlich zu behandeln, übrigens sind die

Verräther gewöhnlich feige. Selbst das materielle Übergewicht besitzen die Kaiser, denn nicht alle Bundesgenossen waren Verräther, der hochherzige Sachsenkönig ist treu, die Sucht zum Verrathe bei seinem ketzerischen Volke kann gebändigt werden. In solcher Weltlage erklärte sich Oesterreich gegen Russland und die Verräther. Immer sind noch die vereinigten Kaiser in der Verfassung, Russland über dessen Grenzen zu werfen und das ihnen gebührende Weltregiment, unter der Leitung des hl. Vaters zu führen, allein die letzte Bedingung fehlte, da Napoleon in der Usurpation gegen die hl. Kirche beharrte.

95. *Unterhandlungen zwischen Oesterreich und Frankreich bezüglich der Fortsetzung ihres Bündnisses; sein definitiver Bruch, Sturz des französischen Kaiserthums.)*

Vor Allem diese unhaltbare Stellung Frankreichs zur Kirche zu ändern, Napoleon I. mit dem Papste auszusöhnen, bestrebte sich Franz I. Um diesen Entschluss dem Bundesgenossen mitzutheilen, wurde Graf Metternich ins französische General-Quartier zu Dresden abgeschickt, um die französisch-österreichische Allianz zu befestigen und zu beleben, die Mittel des gemeinsamen Wirkens gegen die furchtbare Weltlage festzustellen. (1813). Nie war ein Gesandter mit einer höheren Sendung betraut, auch der grosse Napoleon war nie in der Lage gewesen, einen wichtigern Entschluss zu fassen, denn das Geschick der Welt für Jahrhunderte sollte vom Resultate der Dresdner Unterredung (*Entrevue de Dresde*) abhängen.

Die Anträge Kaisers Franz waren aus Rücksicht für die Traditionen Oesterreichs und die unglückselige Lage des kaiserlichen Schwiegersohns äusserst gemässigt; als die einzige Bedingung zur Eortsetzung der katholischen, beinahe von ganz Europa angefeindeten Allianz, und die den ältern Kaiser zu harten Kämpfen für den jüngern verpflichtete, wurde die Zurückgabe des Eigenthums des hl. Petrus und der nordischen Besitzungen in Polen gestellt. Tiefsinnig hat diese zwei Puncte Graf von Metternich aufgefasst, denn

nimmt sie Napoleon an, so sind die zwei Hauptfeinde der Kirche und der Menschheit, die Macht der Revolution, welche aus der Verachtung der Kirchengebote fliesst, und die Macht Russlands, für welches Polen die Strasse nach dem Mitteleuropa bildet, mit einem Schlag gebrochen.

Der Feierlichkeit des entschiedenen Augenblicks ungeachtet, liess sich Napoleon vom bösen Geist einfließen und blöden. Aus unbekannten Gründen (wahrscheinlich, wie es die nächste Umgebung der Unterredung glaubte, aus physischer Reizbarkeit, in Folge des beleidigten Hochmuths des Kaisers und schwerer Verluste, die er erlitten) beharrte Napoleon hartnäckig im Ungehorsam gegen die Kirche und erklärte sich (wer hätte diesen Widerspruch in einem so grossen Weldordner vermuthet!) für die Usurpation des Eigenthums des hl. Petrus, für die Gott lästernde Ansicht, dass dem Papste die Menschheit bloss im Kirchlichen unterliege, und gegen den älteren Kaiser, der das französische Kaiserthum zu vertheidigen bereit war, von Napoleon I. nur die Erfüllung der Pflichten verlangte. Die Verantwortlichkeit für jene zwei Welt-Gefahren, welche bald mit einer ungeheuren In- und Extensität auftraten, wird auf dem Kaiser der Franzosen für die Ewigkeit lasten.

Sogleich erklärte sich Kaiser Franz gegen den verstockten Sünder ¹⁾, längst war das Urtheil über den Frevler,

¹⁾ Nach einer persönlichen Mittheilung eines Mannes von Autorität, wäre Napoleon I. nicht abgeneigt gewesen, die Anträge Oesterreichs *in principio* anzunehmen, nur bestritt er die Opportunität der Massregel, der Concessionen (?) in einer Zeit, wo man seine Macht bezweifelte. An die Allianz mit Oesterreich hielt er innig und warf eben dem Wiener-Cabinete Gleichgiltigkeit für dieselbe vor. Uibrigens glaubte er nicht, dass Oesterreich gegen ihn auftreten werde; daher darf man annehmen, dass er die Hoffnung sieht mit dem Papste, mit Hilfe Kaisers Franz auszusöhnen, nicht aufgab. Die Heftigkeit, mit der er sprach und den Grafen Metternich ungebührlich behandelte, soll neben der Ansicht der dem Grafen Metternich feindseligen Parthei, dass ein

wenn er zum Gehorsam nicht zurückkehrt, von der Kirche ausgesprochen, der Degen des Fürsten Schwarzenberg hat das Urtheil auf dem Schlachtfelde von Leipzig vollstreckt. Der Glanz des Rückzuges der Franzosen und Polen beleuchtete die Grösse ihrer Niederlage und war nur eine Errungenschaft für die Theorie der Waffenkunst. Mag diese Welt Schlacht, wie man gewöhnlich annimmt, unvermeidlich gewesen sein, immer war jene von Wien (1683) erhabener, denn bei Leipzig kämpften Katholiken gegen Katholiken, und für den Excommunicirten, ritterliche Oesterreicher erblickten sich mit Erstaunen neben ihren alten Feinden, den Preussen, den Russen und Verräthern. Auch dieser Bruderkampf wird dem Andenken Napoleons für immer schaden.

Aus unbegreiflichen Gründen hat sich Oesterreich mit dem Siege über den Hochmüthigen nicht begnügt, sondern, statt die geforderte Befreiung Roms und Polens sogleich durchzuführen, hat es den Krieg gegen Napoleon fortgesetzt. Dadurch ist der Sturz des unumgänglich nothwendigen französischen Kaiserthums unvermeidlich geworden; der Fehler eines grossen Mannes bleibt selten vereinzelt. ¹⁾

schneller Entschluss nöthig sei, zum Bruche des Bündnisses am meisten beigetragen haben. Der gereizte österreichische Staatsmann mag nicht ohne Schuld der Uibereilung gewesen sein, denn immer hatte Graf von Metternich, welcher die leidenschaftlichen Neigungen des Kaisers kannte, die Pflicht so zu verfahren, dass dessen Seele dem ewigen Tode nicht entgegen gehe.

- ¹⁾ Vor und nach diesen Begebenheiten diente Kaiser Franz stets getreu der Kirche, er achtete „den Titel des besonders geliebten Sohnes und beständigen Vertheidigers unserer heiligen katholischen Kirche höher als alle andern, welche durch die Gnade des Allerhöchsten von den glorreichen Vorfahren auf die Krone Seiner Majestät gebracht wurden.“ (Rede des Grafen Lützow, kaiserlichen Gesandten, an das nach dem Tode Leo's XII. gehaltene Conclave, in: Philipps, Vermischte Schriften. II. B.) Warum Gott dem frommen Kaiser Franz die Gnade nicht verlieh, nach der Bestrafung Napoleons bei Leipzig dem französischen Kaiserthum zu verhelfen, dieses vermag der Mensch nicht zu erforschen. Selbst die

Mit eigener Macht konnte sich Napoleon I. nicht mehr halten, denn was er mit erstaunlicher Schnelligkeit geschaf-

menschlichen Motive Kaisers Franz sind nicht einleuchtend, sobald nach der Zertrümmerung der Uibermacht Napoleons die normale Entwicklung Oesterreichs, als der Schutzmacht für die wahre und gegen die russische Kirche nicht mehr durch Frankreich gehindert werden konnte. Und sogar auf Unterstützung des französischen Kaiserthums dürfte das österreichische desto mehr rechnen, je mehr der Gallicanismus durch seine Folgen, die Revolution, durch das den gallicanischen Sätzen und Beispielen gallicanischer Könige gemässe Verfahren Napoleons und durch die erfolgte sichtbare Strafe Gottes der Ultramontanismus in Frankreich gewonnen hat. Hingegen war es gewiss, dass die Bourbonen ihr Lieblingswerk, den Gallicanismus wieder einführen werden; auf keinen Fall hätte der Sohn einer Erzherzoginn, Napoleon II. der falschen Lehre Bossuet's gehuldigt. Die Besorgniss, dass Napoleon I. mit dem Plane umgehe, den Caesaro-Papismus, wie es Peter I. that, im Westen durchzuführen, war im J. 1813 gewiss eine ungegründete, denn die ketzerischen Ansichten Napoleons über das Verhältniss des Staates zur Kirche bestanden eigentlich bloss in der logischen Consequenz (wie wir es sehen werden) des Gallicanismus, welche er zu verwirklichen versuchte, allein die praktische Unmöglichkeit der Ausführung aus eigener Erfahrung einsah, die Trauer der ganzen katholischen Welt, während der Haft des Papstes, einen mächtigen Aufschwung der Liebe der Völker zum hl. Vater genau kannte. Vor Allem, nachdem der Nachahmer Peters I. die Folgen des Caesaro-Papismus in Russland die Machtlosigkeit des Staates, die Feigheit des im tiefsten Götzendienste, in der Ignoranz über die ersten Begriffe von Tugend und sogar von Recht vegetirenden Pöbels und der in Unzucht lebenden freisinnigen, den gemeinsten Verbrechen, dem Diebstahle, Betrug etc. zugänglichen Grossen, die grobe Unkenntniss, List und Gewaltthamkeit der Regierung, die stets nach Geld und Blut dürstende, höchst selten nüchterne Kirche, die ausgebreitetste Unmenschlichkeit und grenzenlose Desorganisirung, neben denen das französische Revolutionsregiment Ordnung und Freiheit scheint, erkannt hatte, war er bestimmt von der Sucht den Weg eines Barbaren wie Peter I. wieder zu wandeln, für immer geheilt. Uibrigens hätte er auf dem Rückzuge aus

fen hatte, diess hat er noch schneller vernichtet, Länder die er selbst ordnete, wurden von ihm selbst verwüstet, erschöpft, sogar entvölkert, alle übrigen ohne Rücksicht auf Bündnisse und Tractate mit stets neuen Forderungen belastet, willkürlichen Veränderungen preisgegeben. Jene furchtbare Reaction, die sich gegen dieses Wirken kundgegeben, der Verrath und die Verschwörung, welche er so oft und so empfindlich gezüchtigt, erhoben seit der Niederlage Frankreichs bei Leipzig, ihr Haupt nach kühner und trugen schon die officiële Maske. Der noch neulich Bewunderte wurde nun als Menschenwürger angesehen, allerseits auch von den Franzosen bekämpft; nur die Monarchen dem Beispiele des Papstes und des Kaisers folgend, waren grossmüthiger, sie haben sich mit der Abdankung des Kaisers begnügt, die Würde des Souveräns geachtet, bis Napoleon statt die verkannte Macht und die Gefühle des Papstes und des Kaisers zu beherzigen, die Welt von Elba aus zu belehren, über die Grundsätze des von ihm stets geliebten Frankreichs zu wachen, auf den unglückseligen Gedanken verfiel, nach vollbrachten Grossthaten auch als Abentheurer aufzutreten. Nicht zwei verschiedene Völker oder Generationen schrieben diese so verschiedenen Seiten der Geschichte Napoleons I., bis und seit dem Conflict mit dem Papst und Kaiser; recht er-

Leipzig gewiss begriffen, was er in der Unterredung von Dresden nicht verstehen wollte.

Der ungeheure Fehler Kaisers Franz lässt sich ohne Annahme einer besondern Fügung Gottes nicht erklären. Offenbar war die Welt zum freiwilligen Gehorsam gegen zwei Kaiser noch nicht reif; die Stürme von 1848 und die pestilenziöse Luft von 1830 kannte Gott seit der Ewigkeit. Vielleicht wollte der Allmächtige für die schwere Sünde des französischen Kaisers auch das französische Kaiserthum strafen und forderte von Frankreich ausser der Reintegration des Kirchenstaates, ausser der Reue und Busse Napoleons I. auch den Kampf des Prinzen Napoleon für den hl. Vater, eine feierliche Genugthuung des Neffen am Orte selbst des Verbrechens des Onkels, in der Residenzstadt der Päpste, wo die Asche des hl. Petrus beleidigt wurde.

sichtbar wollte Gott das katholische Welt-System für die Menschheit werden lassen, und an einem der grössten Männer aller Zeiten deutlich zeugen: den Unterschied zwischen einem frommen Manne und einem Menschen ohne Glauben.

Und damit das Wunder den Fürsten und Völkern recht ersichtbar sei, gefiel es Gott, dass der Mächtigste des Jahrhunderts, in derselben Stadt, der höchsten weltlichen Autorität entsage, wo er in einem Anfall von Tollkühnheit den Stellvertreter Jesu, den Allmächtigen vergessend, in Haft halten liess. Nie sprach Gott deutlicher zu Fürsten und Völkern.

96. (Folgen der Abdankung Napoleons I. Neue gefährliche Weltlage; ein neues französisch-österreichisches Bündniss, sein Bruch durch das Abenteuer Napoleons I.)

Wer wird nun den Besieger der Revolution, den mächtigen Gegner ketzerischer Staaten ersetzen? Bestimmt wird es der Wiener-Congress nicht vermögen, denn diese moralische Person ist keineswegs katholisch. Oesterreich, selbst mit dem Papstthum vereinigt, vermag es nicht, denn die Revolution wird nicht nur in Frankreich sondern auch in andern Ländern ihr Haupt desto mehr erheben, je mehr ihr die ketzerischen, nun siegreichen Mächte durch Grundsätze und Beispiele Hilfe leisten. Napoleon I. war abgesetzt, allein ein englisches Parlament ist in Frankreich eingeführt, die täglichen Proclamationen der Opposition werden auf Völker viel mächtiger als Napoleon einfließen, und während durch dessen Eroberungen nur das eroberte Land litt, oft sogar gewann, werden jetzt alle Länder leiden müssen, denn viel leichter ist es die Schwätzer als einen Welteroberer nachzuahmen. Die Restauration der Bourbonen war ungefähr, wie jene Griechenlands in neuen Zeiten, eine Last, nicht eine Hilfe für Europa; selbst ein Papst vermag nicht die verfallenden Merovinger zu heben, er vermag sie nur abzusetzen. Ausserdem waren die Mächte über die politischen Fragen, selbst über die Grenzen der Reiche nicht ei-

nig und droheten einander mit Waffengewalt. Inmitten dieser neuen Gefahr, hatte wieder das kaiserliche Oesterreich als Weltretter aufzutreten.

Wohl war der Sturz Napoleons I. eine Calamität für Oesterreich und für die Welt, denn schon hatte dieser Monarch neben der kaiserlichen Würde auch die nöthige persönliche Autorität erlangt, um politischen und socialen Revolutionen zu steuern, Fürsten und Völker nach der Sittlichkeit ihrer innern und äussern Politik zu fragen und hierüber mit dem Papste und dem ältern Kaiser zu entscheiden, allein die französisch-österreichische Allianz ging mit dem Verfall des französischen Kaiserthums zu Grunde nicht. Zum Wohl der Kirche und der Menschheit unumgänglich nothwendig, musste sie als solche auch dem königlichen Frankreich einleuchten: die Anhänger der alten Politik der Bourbonen schienen im Asyl, das sie gewöhnlich in Oesterreich fanden, über den Gallicanismus und die Rivalität mit dem Hause Oesterreich nachgedacht zu haben. An der Spitze des französischen Cabinets stand dazumal jener hohe, im Wiener-Congresse einflussreiche Mann, welcher Napoleon I. den Rath gab, sich auf Oesterreich zu stützen, dieses Kaiserthum, ein Donau-Reich, durch die Einverleibung der Moldau und der Wallachei definitiv zu gestalten; es war eine Anwendung der dem Frieden von Campoformio zum Grunde liegenden Ideen. Mit gleichem Eifer, wie Fürst Talleyrand, wünschte Fürst Metternich die französisch-österreichische Allianz; vorzüglich dieser Combination hatte der österreichische Kanzler seinen glänzenden Ruhm zu verdanken. Ubrigens erinnerte mächtig an die Nothwendigkeit der katholischen Allianz das unmittelbare Interesse der katholischen Grossmächte. Der natürliche Feind Frankreichs, die Revolution war noch nicht erdrückt, die natürlichen Feinde Oesterreichs, Preussen und Russland vergassen schnell die Dankbarkeit, welche sie dem Sieger bei Leipzig, ihrem Retter, schuldig waren und setzten ihrer Hab- und Ländersucht keine Grenzen. Preussen wollte, um die deutsche Freiheit

desto besser zu beschützen, Sachsen zerreißen; allerdings verdienten die Deserteurs und Verräther gestraft zu werden, allein doch nicht durch Preussen und auf Unkosten des edlen Sachsenkönigs, welcher die seinem Hause durch den Verrath Moritz's angethane Schmach verwischte. Auch das nach dem gelobten Lande verdienstvollste, am Rheine gelegene, die Besitzungen der Kirche, welche die Germanen bekehrt und beleuchtet hatte, wollte Preussen an sich reißen; Oesterreich und Frankreich waren gegen Preussen. Russland, welches (1805) die polnischen Besitzungen dem Könige von Preussen zu entreißen, das Königreich Polen herzustellen und zu bewaffnen beabsichtigte ¹⁾ trat wieder als Restaurator Polens auf, um sich dieser Brücke Asiens nach dem Westeuropa zu bemächtigen; Oesterreich und Frankreich waren gegen Russland. So wurde die französisch-österreichische Allianz unter der Gestalt der Quadrupel-Allianz (1814) geschlossen und (am 3. Jänner 1815) unterzeichnet, da auch Grossbritannien und Schweden an ihr Antheil nahmen, die Eroberungssucht Preussens und Russlands aufhalten wollten. Preussen und Russland rüsteten, ihre gewöhnlichen Avant-Garden, Aufwiegler und liberale Proclamationen wurden schon in Bewegung gesetzt, um Deutsche und Polen zu verführen; auch Oesterreich war schlagfertig. Allein das wahre Restaurationswerk, welches nur durch einen Kampf mit den Feinden der Ruhe und Sicherheit möglich gewesen wäre, wurde wieder vereitelt.

Napoleon I. beobachtete von der Insel Elba aus, diese Zwiste zwischen katholischen und ketzerischen Mächten,

¹⁾ Diese Restauration wollte Alexander I. zu Gunsten des Fürsten Adam Czartoryski (Neffen des letzten Polenkönigs, Solm des k. k. Feldmarschals) zu Stande bringen. Das Nähere über dieses äusserst selten bekannte Factum, kann man finden unter den Berichten des Herzogs von Berg (Murat, darauf König von Neapel) an Napoleon I. in kais. französischen Archiven, auch in den Handschriften der ehemaligen fürstlichen Bibliothek von Pulawy.

er bedauerte innig, die Allianz mit Oesterreich durch eigene Schuld zerrissen zu haben; dass auch Oesterreich nicht schuldlos war und Anlass hatte den Sturz des französischen Kaiserthums zu bedauern, glaubte Napoleon mit Recht. Denn vor und sogar nach der Schlacht bei Leipzig, hatte Oesterreich die Stellung eines Schiedsrichters, eine imposante, wahrhaft kaiserliche Autorität. Durch das zu rasche Wirken des Grafen von Metternich (überhaupt waren es die Entschlüsse dieses hohen Staatsmanns) ist Oesterreich zur Parthei, zu einem einfachen Alliirten geworden und schien das katholische Weltregiment ausser Acht gelassen zu haben, da es sich an der nutzlosen Invasion Frankreichs betheiligte, der Beutesucht ketzerischer Staaten verhalf. Oesterreich war ja in der Lage vor und nach der Schlacht bei Leipzig, seinen Hauptzweck zu erreichen, das Eigenthum des hl. Petrus mittelst Waffengewalt dem Papste zurückzustellen, das Herzogthum Warschau, was schon 1809 vorgenommen worden war, zu besetzen und wie dazumal dem legalen Besitzer, Preussen, so jetzt dem legitimen Eigenthümer, dem katholischen Sachsenkönig, zurückzugeben trachten. Für diesen Fehler büsste Oesterreich: Russland und Preussen waren viel unversöhnlicher mit der Kirche als Napoleon I., die Gefahr einer Brücke für Asien nach Europa war nach dem Sturze Napoleons, neben der Erhebung Preussens, eine viel drohendere; daher der bevorstehende Kampf zwischen Oesterreich und dessen natürlichen Feinden.

Genau kannte diese Zustände Napoleon, ebenfalls die Untüchtigkeit der Merovinger war ihm wohl bekannt, er hatte nicht Unrecht an die Wahrscheinlichkeit einer herzlichen Hilfe von Seite Oesterreichs desto mehr zu rechnen, je mehr die Usurpation in Rom aufgehört und jene von Warschau begonnen hatte.

Allein die abentheuerliche Art, auf die sich Napoleon der Krone neuerdings bemächtigte, musste in Wien Bedenken erregen, übrigens folgte bald der Landung die Schlacht von Waterloo. Warum sich Napoleon nicht nach Rom oder

nach Oesterreich geflüchtet, warum er dem liberalen Frankreich, dem französischen Volke (obschon jedes zur Undankbarkeit geneigt ist) Zutrauen geschenkt, den Ausbruch des bevorstehenden Krieges Oesterreichs mit Preussen - Russland nicht abgewartet, ¹⁾ durch vorciliges Handeln Oesterreich überascht, diese Monarchie, seine einzige mögliche Stütze, zum Einverständniss mit Feinden gezwungen hat, ist nur durch seinen Hochmuth erklärbar, denn selbst nach der überstandenen Gottes Strafe unterliess er Busse zu thun und als wahrer Katholik, wie bei seinem ersten Regierungsantritt, zu wirken. Offenbar wollte Gott, dass der undankbare Sohn der Kirche auf dem afrikanischen Felsen die Macht des unüberwindlichen kennen lerne. Viel mag die Kirche dem Kaiser für dessen Leiden in der Abhängigkeit von herzlosen Ketzern verziehen haben, allein selbst von der Kirche (deren Glanz von dem Wohl der Menschheit freilich untrennbar ist) abgesehen, hat Napoleon während der hundert Tage seiner zweiten Herrschaft mehr der guten Sache geschadet, als während der vierzehnjährigen Regierung; der letzte Fehler des grossen Mannes war der grösste.

In der That, die Niederlage der Katholiken bei Waterloo versetzte den Gnadenstoss dem alleinigen Rettungsmittel der Welt, dem Bündnisse Oesterreichs mit Frankreich und zertrümmerte das von der Quadrupel-Allianz begonnene Restaurationswerk. Der systematische Hass, mit dem

¹⁾ Die Aussöhnung Oesterreichs mit Preussen - Russland noch vor der Landung Napoleons, war eine factische und keineswegs eine principiele, sie erfolgte grossen Theils aus Anlass des stets unruhigen Frankreichs. Allein der Kampf der Antagonisten war unvermeidlich, Oesterreich hatte entweder einer allmählichen Lebensgefahr entgegen zu rücken, oder Preussen und Russland zu demüthigen. Das Letztere erlebte noch Fürst Metternich, welcher dieses Verhältniss genau kannte und nur durch die unseligen socialen Zustände Europa's entmuthigt, gegen Preussen-Russland halbe Massregeln, seinem entschiedenen Charakter ungemäss, versucht hatte.

die Ketzermächte gegen Napoleon und Frankreich verfahren, neben der Sympathie Oesterreichs für beide, gab inmitten der entfesselten Leidenschaften, der Besorgniss und der Furcht einen conservativen Anstrich den Ketzern, Viele glaubten in der Schlacht bei Waterloo, ein der Leipziger ähnliches Verdienst zu erblicken, und Frankreich für unverlässlich halten zu müssen. Während noch ein gutes Einvernehmen Oesterreich mit Frankreich verband, folgten schon die Mächte ihren Launen wieder und beachteten weder den Papst noch den Kaiser.

97. (Gesamtwirken Napoleons I., seine Bedeutung in der Geschichte; warum hat ihn Gott erschaffen?)

Schwer ist die Beurtheilung des Gesamtwirkens des aussergewöhnlichen Mannes, der nach den höchsten Verdiensten, die er um die Kirche und Menschheit erworben, sich auch des grössten Verbrechens gegen dieselben schuldig gemacht hat. Die kühnste unter den Wissenschaften durch diese offenbar doppelte Erscheinung eines Mannes, in dem der Christ den Bürger der französischen Revolution und darauf den Monarchen leitet, und desselben Mannes, in welchem das christliche Gewissen von menschlichen Leidenschaften übertönt wurde, überrascht, wird nicht so bald den Zweideutigen richtig beurtheilen. Theils hat Napoleon die Revolution gezüchtigt und das alte Regierungssystem Frankreich umgeworfen, theils hat er die Verbrechen beider fortgesetzt, die unterdrückte Revolution und den beschämten Gallicanismus neuerdings belebt. Lange Zeit hatte er wie Carl der Grosse, wie Rudolph I. der Gründer, gewirkt, endlich tritt er als Philipp IV. und Robespierre auf, den letztern hat er durch das Attentat gegen den Papst überboten, denn Robespierre und Gesellen haben nur die Local - Kirche von Frankreich beleidigt, hingegen hat Napoleon die allgemeine Kirche, deren wesentlichen Ausdruck, den Statthalter Gottes, verletzt; die Geschichte wird nur zwischen Napoleon vor

dem unwiderrufflich gewordenen Banne und Napoleon seitdem unterscheiden müssen ¹⁾).

In der That hat Napoleon für die Veste der katholischen Monarchien und Grundlage des Kirchenschutzes, für das Kaiserthum ungemein viel geleistet, erst ihm ist es gelungen, durch Beispiele und Thaten deutlich zu lehren (und hierin besteht neben dem Concordat, der Herstellung der Kirche in Frankreich, sein höchstes Verdienst) was das Kaiserthum ist, was es vermag und soll; denn die hohen kaiserlichen Rechte wurden durch die frommen Habsburger in Vergessenheit gebracht, und diese Monarchen wussten bloss die kaiserlichen Pflichten zu erfüllen ²⁾).

¹⁾ Bis jetzt hat das grossartige Wirken Napoleons I. keinen Biographen, Redner, Dichter, Historiker etc. begeistert, die über ihn geschriebenen Werke sind kaum einer Aufmerksamkeit würdig. Gewöhnlich wird er bloss als Feldherr, Ordner Frankreichs und Eroberer dargestellt, sein kaiserlicher Titel nur als Zeichen der Monarchie angesehen, überhaupt die Erscheinung dieses ausserordentlichen Mannes, als eine Folge der Revolution, oft als Zufall und Soldatenglück, immer als ein Meteor betrachtet, das nicht mehr zurückkehren soll, dessen Erkennen daher gleichgiltig ist. Anders fühlte das von seinem *bon sens* geleitete, dankbare französische Landvolk; es wurde nicht beachtet. Auch die wissenschaftliche Geschichte, welche nicht Zufälle annimmt, sondern dem Finger der Vorsehung in den Begebenheiten folgt, konnte ein so grosses Factum, wie das Dasein von zwei katholischen Erbkaisern dem Soldatenglück nicht zuschreiben, allein sie schwieg. Erst die mächtige Stimme Gottes, der die Begebenheiten gehorchen, rief zum Forschen auf, ob das französische Kaiserthum nicht etwa einen Theil seiner Sendung verfehlt und einen Theil erfüllt hat, sobald es renovirt ist, was ohne Fügung Gottes, ohne eine sittliche Nothwendigkeit nicht geschehen wäre. Einer Geschichte Napoleons I. als des Kaisers, kann man schon entgegen sehen.

²⁾ Selbst die entschiedensten Verehrer des so oft verkann-ten Kaisers Franz müssen einräumen, dass neben hoher Staatsweisheit und einem grossen Willen diesem Monarchen gewöhnlich die Kraft der Initiative fehlte. Unter dem Einfluss fortwährender Drangsale und Calami-

Zum Theile hat Napoleon selbst an kaiserliche Pflichten erinnert. So ist die päpstliche Krönung oder Salbung des Kaisers eine mächtige Quelle zur Erlangung der göttlichen Gnade, gleichsam ein Sacrament, wodurch jenes der Ehe nicht ausgeschlossen und das Sacrament der Priesterweihe, obschon in einem geringeren Grade, vom Gesalbten des Herrn erlangt wird. Durch die Unbilden der Zeiten und durch die Unaufmerksamkeit der Kaiser ist die Krönung ausser Gebrauch gekommen; diesen erhabenen Ritus hat Napoleon wieder ins Leben gerufen. Wohl ist es nur der besondern Gnade des Papstes zuzuschreiben, dass er den neugewählten Kaiser (oder vielmehr König) vom Römerzuge befreite und selbst in Paris ankam, allein die der Kirche schuldi-
ge Huldigung wurde sogar in Anwesenheit vieler Gallicaner mit Demuth geleistet; auf jeden Fall war Pius VII. besser in Paris, als sein Vorgänger in Wien von Joseph II. empfangen. Die eiserne (gleichsam heilige) Krone, wodurch die Wiege der Gesittung, Italien glänzen soll und welche nun der apostolische Kaiser trägt, ist zum Theile dem Organisations-Genie Napoleons zu verdanken, welcher jede Kraft der moralischen Welt, jeden Hebel der Autorität und des Spiritualismus zu benützen wusste.

täten seines Hauses auch der eigenen Erfahrung gestellt, wurde Franz im Bewusstsein der kaiserlichen Macht und Autorität gestört und vermochte nicht sich zum Muster für sein frommes Haus zu heben und ihm Beispiele, was ein Kaiser vermag und soll, zu geben.

Mit einem Wort Franz II. eignete sich mehr zum Conservator der Welt, als zu erhabenen Innovationen und diese sind dennoch eine zarte Bedingung eines wahrhaften Conservatismus, welcher nur durch einen Fortschritt zur Theokratie leben kann und keineswegs, wie es die Furchtsamen und Gedankenlosen wünschen, erstarren will. Daher schickte Gott einen gewaltigem Charakter, als den Lehrer für die Kaiser ab und liess ihm die Freiheit, die religiösen Muster des alten kaiserlichen Hauses zu befolgen, oder durch die Nachahmung gallicanischer Könige und der Revolution sich, Frankreich und die halbe Welt ins Verderben zu stürzen.

Ebenfalls in der Anwendung der kaiserlichen Autorität wird Napoleon stets als Muster bleiben. In seiner Überzeugung galten der factische Besitz, angenommene Titel und Würden nicht mehr als die Declamationen der Ideologen übers Naturrecht, und manches neuen Missbrauches ungeachtet, hat dennoch Napoleon schreiende Missbräuche abgeschafft, den Glauben an die Dauer der Facten mächtig erschüttert und die Rechte des Kaiserthums, obgleich nicht immer durch echt kaiserliche Mittel, geltend gemacht. So hat er die Prärogative des Kaisers, Könige zu ernennen (inwiefern es die Kirche nicht verbiethet), wieder in Anwendung gebracht. Neue und alte Fürsten huldigten dem vom Papst gekrönten Kaiser und Marie Louisen, der Hof Mariens Antoinette hatte nie einen ähnlichen Glanz und vielleicht wäre ohne diese Vorarbeit der Tuilleries die Burg von Wien durch die Anwesenheit vieler Monarchen nicht verherrlicht gewesen. Und unbestreitbar sittlich ist der Eindruck aufs Gemüth der Völker, wenn sie auf die um den Kaiser versammelten Könige und Fürsten blicken, denn die Völker können auf diese Art dem Symbol der Sendung der Menschheit zuschauen und die Pflichten gegen den Caesar und die Kirche lernen.

Nicht nur die Tugenden, selbst die Fehler dieses Kaisers belehrten Frankreich und die Welt. Durch seine Eroberungssucht, welche förmlich in eine Manie überging, hat er deutlich dargethan, dass die Universalmonarchie, nach der die Franzosen strebten, diesem unerfasslichen Götzen die sichtbarsten Vortheile, selbst Pflichten opferten, nur eine Chimäre der vom Urtheile verlassenen Einbildungskraft sei. Durch den Hass, den die französischen Befreier seitens der Völker erfuhren und manche gute Beute mit Wucherzinsen zurückgeben mussten, wurde Frankreich von der viele Jahrhunderte alten Eroberungskrankheit geheilt und erkannte endlich, dass es selbst einem Weltordner nicht gestattet ist zum Welteroberer ungestraft werden zu wollen. Nur die Eroberungen auf Unkosten der Ketzer für Jesu können Gott gefällig sein und seinen Segen erlangen; jeder Kaiser hat

die Pflicht, Könige und Fürsten zur Pflichterfüllung zu bewegen, er ist aber keineswegs berechtigt, das Eigenthum katholischer Monarchen an sich zu bringen.

Bezüglich des Papstthums, waren die Frevel Napoleons gegen dasselbe, eine grenzenlose Weltcalamität, allein das Papstthum ist unvergänglich, der Verbrecher gegen den Statthalter Jesu musste zu Grunde gehen, und das von ihm fürs Kaiserthum Errungene konnte leben; das doppelt durch gute und böse Beispiele belehrte Kaiserthum, vermag nun der durch Napoleon I. betrübten Kirche desto gehorsamer und wirksamer zu dienen. Keine Verdienste eines Menschen tilgen ein so grosses Verbrechen, wie der Hochverrath gegen die Kirche, sie vermögen nicht im geringsten Theile dasselbe aufzuwiegen, allein spätere Generationen können durch die Tugenden auch eines Verbrechers erbaut werden und oft sagt die Geschichte, dieser oder jener ist als Christ verdammt, allein einige seiner Thaten waren ein Verdienst sogar um das Christenthum. Fern von mir sei der Gedanke, die guten Seiten eines entsetzlichen Verbrechens zu suchen, allein wer wird die höchst belehrende Macht des Eindrucks auf die Gallicaner bestreiten, welche ihrer Ländersucht folgend als Eroberer in Rom einrücken und in dessen besiegttem Herrn ihren geistlichen Herrn erblicken und (einige ausgenommen) verehren? Wenn der Franzose selbst mittelst der hl. Peterskirche und der hl. Haltung des Papstes Pius VII. nicht erlernt hat, was das Papstthum sei, dann ist er dem Reiche der Finsterniss verfallen. Allein das Licht unter den übrigen Völkern der katholischen Welt, die den hl. Vater beweinen, über dessen Befreiung jubeln, Saiten im christlichen Herzen finden, welche man längst für tonlos hielt! Das Christenthum war gleichsam neugeboren durch die Renovation des Martyrerthums der Päpste.

Gewiss waren die Verdienste Napoleons um das Kaiserthum christliche Verdienste und frommen nun dem Papstthum, hingegen wurden die antichristlichen Thaten des Kaisers gegen das letztere machtlos und haben eben die Macht

der Kirche, deren Aussprüchen die Allmacht Geltung gibt, handgreiflich erwiesen ¹⁾).

Durch welche religiöse Irrthümer Napoleon bis zum Attentate geleitet wurde, liegt deutlich vor und hierin erblickt man den eigentlichen Grund, warum Napoleon seine hohe Sendung verfehlte, ohne dass sich die Menschheit von der ihrigen entfernte. Gottlos (wie es behauptet wird) war er weder im strengen noch im weiten Sinne dieses Wortes, stets und lebhaft glaubte er an Jesum Christum und die hl. römisch-katholisch-apostolische Kirche und hasste die Apostasie (er wusste nicht, dass er selbst ein Apostat war) als das grösste aller Verbrechen; nachdem sich der Feldmarschall Bernadotte durch den Uibergang zur Ketzerei entehrt hatte, rief Napoleon aus: „Ich würde, obschon man mich für ehrgeizig hält, meine Religion für alle Kronen der Erde nicht aufgeben“ ²⁾.

Seine wahrhaft christliche Vorbereitung zum Tode, behebt jeden Zweifel über den Glauben des Sohnes, der in den Armen seiner hl. Mutter den Geist aufgab.

Folglich wäre die Ursache seiner Verbrechen gegen den hl. Vater im gallicanischen Glauben, in dem Napoleon erzogen wurde und in der Feigheit gallicanischer Geistlichen, welche er oft um Aufschlüsse bath, zu suchen. Wirklich hat der Kaiser den Abbé Emery, einen gelehrten Canonisten (Vorsteher des Pariserseminars St. Sulpice) nach Fontainebleau berufen, ihm die streitigen Fragen mit Pius VII. vorgelegt und erklärt, dass er „die geistliche Gewalt des Papsten ehre, allein.... als Kaiser, Nachfolger Carls des Grossen, die weltliche Gewalt dem Papste nehmen wolle. Herr Emery

¹⁾ Den Tag, an dem das Decret Napoleons I., den Papst der weltlichen Herrschaft zu entsetzen in Rom anlangte, wurde der Apostat bei Aspern und Esslingen geschlagen; der Feldzug von 1809 war der letzte für Napoleon günstige. Dieser Kaiser hat nach dem Feldzuge in Russland, zu Warschau eingestanden, dass ihn Gott des Verstandes entblösst hatte.

²⁾ *Ami de la Religion.* t. 121.

auf diesem Terrain angegriffen, wendete ein, dass Carl der Grosse nicht alle weltlichen Gewalten dem Papste gegeben hatte, dass jene, welche dem Papste schon im V. Jahrhunderte zustanden, bedeutend waren, und *dass der Kaiser wenigstens an diese frühern weltlichen Güter der Kirche nicht Hand legen solle.* Herr Emery sprach in diesem Sinne weiter, Napoleon in der Kirchengeschichte nicht vorzüglich bewandert, schien dieses Factum nicht zu wissen, antwortete darauf nicht, er milderte seine Stimme und überging rasch auf einen andern Gegenstand.“ Nicht aus Unkenntniss der Kirchengeschichte, würde ich glauben, milderte Napoleon seine Stimme, sondern aus Freude über das ihm vom geistlichen Rathgeber eingeräumte Recht den Papst zum Theile zu berauben: es war überflüssig das Gespräch fortzusetzen, denn wie viel und wie der Kaiser dem Papste nehmen werde, *diess* brauchte der Geistliche nicht zu sagen, er wurde nur um das Dogma befragt, und er hatte die Pflicht den Kaiser vom Irrthum zu befreien und ihn zu belehren, dass der Papst auch die weltliche Gewalt von Jesu Christo erhielt, dass die Schenkungen der Carolinger nur eine fromme Gabe, ein Zeichen der Zärtlichkeit dankbarer Söhne gegen den hl. Vater sind, schon in Folge des Rechtsbegriffes nicht widerrufen werden können, und übrigens auch ohne diese Schenkungen die oberste Gewalt auf Erden des Statthalters Gottes bestehen soll und bis zum Ende der Welt bestehen wird. Endlich hatte der Geistliche zu erinnern, dass der Unfehlbare das Recht sich für den Nachfolger Carls zu erklären (Franz war ja nicht abgesetzt) dem Kaiser der Franzosen feierlich abgesprochen.

Abbé Emery, der wahrscheinlich nie über die nothwendigen Consequenzen des Gallicanismus nachdachte, und durch die überlegene Macht der Logik Napoleons in Verlegenheit gerieth, hatte Musse die Verkörperung des gallicanischen Kirchensatzes, die der Kaiser vornahm, zu beherzigen und suchte Hilfe in gallicanischen Werken. Zum zweitenmahl über denselben Gegenstand (wie wir sahen S. 206.) zu Ra-

the gezogen, gerieth er wieder in Verlegenheit und antwortete (nicht mit Hilfe der Worte Gottes) mittelst Citationen aus dem von der hl. Kirche verdamnten Werke Bossuet's, welches die Gallicaner gleichsam als ein Evangelium ansehen. Bekannt sind die Worte des gallicanischen Bischofs ¹⁾ über das kirchlich-staatliche Verhältniss, er meint, dass die Kirche Güter und Rechte von Fürsten erlangt hat, er gratulirt „nicht nur dem apostolischen Stuhl, *sondern auch der allgemeinen Kirche*“ und er drückt den Wunsch aus, dass der Kirchen-Staat unverletzt bestehe.

Der kräftigere Logiker erwiderte: „Ich verneine nicht die Autorität des Bossuet, was er sagt, ist seiner Zeit wahr gewesen; als Europa mehrere Herrn anerkannte, war es nicht gebührlig, dass der Papst einem einzelnen Monarchen unterthänig werde. Ist es aber nachtheilig, wenn der Papst, da gegenwärtig Europa keinen andern Herrn kennt, mir unterthänig werde?“ Deutlicher hat man den Caesaro-Papismus nie formulirt. Was erwiderte darauf der gallicanische Canonist? Erschrocken über die Kraft der Logik des gallicanischen Kaisers, sprach er als Höfling (auch sein Lehrmeister Bossuet war nicht der Ungeschmeidigste unter den Höflingen Ludwigs XIV.) und führte endlich als Argument gegen Napoleon an: „... es ist möglich, dass die Nachtheile, welche Bossuet bezeichnet, während der Regierung Napoleons und seines Nachfolgers nicht eintreten werden... allein, Sire, sie kennen so gut wie ich die Geschichte der Revolutionen, was heute besteht, wird vielleicht nicht immer dauern und die von Bossuet angedeuteten Uibelstände könnten wieder erscheinen. Demnach soll man eine so weise Ordnung nicht stören“ ²⁾. Offenbar hat sich der Geistliche bloss auf Sicherheits- und Polizeirücksichten berufen.

Napoleon verschmähete darauf zu antworten, denn das Argument war nicht canonisch, und keineswegs geeignet das Sy-

¹⁾ *Defens. Declarat. lib. I.*

²⁾ *Artaud, Histoire de Pie VII.*

stem des Caesaro-Papismus zu entkräften, als dem Gallicanismus widersprechend zu erweisen. ¹⁾ Daher versuchte er

- ¹⁾ In der That, entweder muss der König dem Papste, oder der Papst dem Könige untergeben sein, ein Mittel ding vermögen nur gallicanische Köpfe zu denken. Sobald nach den Sätzen der gallicanischen Kirche, der König dem Papste im Weltlichen nicht untersteht, so soll der Papst dem Könige sich unterordnen; übrigens wird es schon der König einzuleiten wissen, wenn er vom Papste unabhängig ist. Wünscht nun der König einen Fortschritt im Ordnen und Organisiren, oder meint er, dass der Papst sich nicht gehörig unterordne, so hat er in Folge der königlichen Macht, den Unterthänigen zu strafen, ab- und einzusetzen, dessen geistliche Pflichten einem andern Bischof oder einer moralischen Person z. B. einer hl. Synode anzuvertrauen, welcher ein Beamte oder Officier, als Stellvertreter des Königs vorstehen, d. h. die päpstlichen Functionen ausüben wird. So geschah es und geschieht in Russland, so wird es überall geschehen, wo die Trennung beider Gewalten, den Worten Gottes im alten und neuen Testamente zuwider, ausgesprochen, der gottlose Grundsatz, dass der Körper dem Geiste nicht unterstehen solle, angenommen ist. Subtilitäten über den Unterschied zwischen dem Könige als Christen und zwischen dem Könige als Menschen und Bürger, führen zu nichts, denn kaum wurde im Namen des Geistes dem Körper gesagt, dass er mit jenem gleichberechtigt sei, so wird der Körper sogleich wissen, was er vorzunehmen hat, die Erbsünde wird nicht zulassen, dass er rathlos bleibe. Ubrigens ist in diesem Fall der Rathschlag, welchen die Erbsünde gibt, viel richtiger als jener der Gallicaner, denn diese schrecken vor der Conclusion ihrer Prämissen zurück, beweinen die Leiden des Papstes, flehen zum König etc. hingegen handelt es sich nicht um Empfinderei von Personen sondern um das göttliche Dogma und die menschliche Logik, welche in Folge der Erschaffung, der Lehre und der Sprachengabe, auch eine Macht von Gottes Gnaden ist und das Recht hat, einen Schismatiker, der sie aufhalten will, gar nicht zu beachten. So verfuhr Napoleon, nachdem er den Gelehrtesten unter allen Gallicanern und einen der Gelehrtesten am Anfange des XIX. Jahrhunderts mit Geduld angehört, und die Ueberzeugung erlangt hatte, dass neben der Macht seiner eigenen Logik, die

das System durchzuführen; freilich vermochte er nur das schon bestehende in Russland zu züchtigen und das gallicanische für immer zu vereiteln.

Offenbar hat Gott Napoleon I. erschaffen, damit er mittelst der Macht seiner strengen Logik und eines aussergewöhnlichen Willens bewaise, wohin der Gallicanismus, das vielleicht wie das griechische gleich schädliche Schisma, führe. Nun ist Allen deutlich, dass der Gallicanismus entweder nicht weiss, was er ist, oder zum Parricidium leitet.

Nie hat ein grosser Mann sein Leben vollständiger ausgefüllt und vielseitiger gewirkt, die grosse Sendung, welche jedem zum öffentlichen Leben Berufenen obliegt, die Entwicklung des göttlichen Dogma: *Tu es Petrus etc. Reddite Caesari etc.* zu fördern, die Erkenntniss des richtigen Verhältniss des Staates zur Kirche, der päpstlich - kaiserlichen Autorität zu verbreiten, besser als Napoleon durch Verdienste um das Kaiserthum vollzogen. Gott hat ihm gestattet durch Grundsätze und Muster, die er nach sich gelassen, was das Kaiserthum ist zu erweisen und worin das Papstthum bestehe, durch eigenes abschreckende Beispiel, durch ein

„raison“ gallicanischer Geistlichen, welche sie beinahe dem Glauben gleichstellen, keine Beachtung verdiene. Wo war denn die „raison“ des H. Emery, als der Kaiser den Caesaro-Papismus als Grundsatz aufstellte? Napoleon wollte sich nicht mit der Rolle eines kleinen König-Papstes, wie Philipp IV., Ludwig XIV. etc. begnügen, vier oder mehrere Propositionen als Glaubensartikel für katholische Geistliche verfassen, hiezu ist ein Bossuet hinlänglich; er hat dasselbe System, aber im Grossen aufgefasst, es zum Caesaro-Papismus erhoben. Warum er die Kraft seiner Logik mit jener des Allmächtigen nicht verglich und erst durch die Erfahrung belehrt wurde, daran sind die gallicanischen Prämissen, die er für unbestreitbar hielt, Schuld. Offenbar ist der Gallicanismus nicht nur der Mitschuldige Napoleons I., er ist zugleich der eigentliche Urheber des Attentats gegen Pius VII. Daher ergeht die Strafe Gottes über die Gallicaner, nachdem ihr Mitschuldige gestraft worden war.

wahrhaftes *terrens exemplum*, zu lehren. Nur insofern er mit Hilfe des kirchlichen Segens wirkte, sind seine Werke gross und bleibend, alles Uibrige was er dachte, sagte oder that, war Lüge, Betrug und Verbrechen, wie alles Gesagte und Gethane der Parlamente und Congressse vor und nach Napoleon I. Seit ihn der Segen der Kirche unwiderruflich verliess, sank der grosse Mann aller Jahrhunderte zum gewöhnlichen Machthaber des XVIII. und XIX. herab, und wurde endlich zum Gefangenen seiner Feinde, weil er den hl. Vater zum Gefängniss verurtheilt und dadurch sich selbst verdammt hatte.

Welches Dasein diesem Gewaltigen auf Erden, im andern Leben zu Theil geworden, diess vermag nur Gott und seine Bevollmächtigte, da sie lösen und binden kann, zu wissen ¹⁾.

¹⁾ Wenn das über Napoleon und überhaupt in diesem Buche Gesagte mit den Lehren und Ansichten der unfehlbaren Kirche collidiren sollte, so ist es als null, nichtig, und widerrufen anzusehen. Die von der hl. Kirche den Schulen eingeräumte Freiheit musste man benützen, denn immer ist das von Napoleon I. schon durch die Verdienste um das Kaiserthum und die Erziehung Frankreichs Geleistete ein Hauptring der belehrenden Kette neuer Weltbegebenheiten. Schwer ist es aber, sich über sein Wirken belehren zu lassen, denn die Kirche überlegt sorgfältig, ehe sie ausspricht, übrigens waren die überraschenden Thaten Napoleons durch andere Begebenheiten verdrängt und deren Raschheit ihn selbst ins Erstaunen gesetzt haben würde. Schnell verfielen die katholischen Mächte, selbst Oesterreich und der Kirchenstaat, kaum glauben die Ketzer fest, dass sie schon Frankreich und Oesterreich begraben können und stimmen Requiem an, da sehen sie sich schon genöthigt, über die Siege der katholischen Grossmächte zu frohlocken, *Te Deum* zu singen, kaum erfahren sie, dass das unbedeutende Königreich Sardinien Napoleon I. spielen will, da erschallt schon der Ruf, dass der mächtige Kaiser von Oesterreich, Träger vieler Kronen, sich, sein Haus und Volk dem Nachfolger des hl. Fischers unterwerfe. Wenigstens meinten sie Napoleon I. für immer begraben zu haben, dennoch steht das französische Kaiser-

98. (Folgen des definitiven Sturzes Napoleons; neue Ideenlage, Gefahren durch die Schuld des Wienercongresses.)

Die französische Revolution hat zur Säuberung der Ideen, zur Erkenntniss der höchsten unter denselben, des Papst- und des Kaiserthums ungemein beigetragen, selbst Schismatiker, wenn sie Denker waren, bewunderten die Erhabenheit des schützenden Papstthums, dessen geringste Verletzung durch solche Calamitäten, wie jene des gallicanischen Frankreichs, gestühnt werden muss. Alle beugten sich vor der stets bittenden, versöhnlichen Autorität, die auch für ihre Beleidiger zu bethen nicht aufhört; bei ihr fand der hoch-

thum durch den Kampf für Rom von Todten auf und die Ketzer müssen den verhassten Namen preisen. Nie war die Wiederholung (die mächtigste Figur nach der Ansicht Napoleons I.) der historischen Lehren beharrlicher und feierlicher als seit dem Jahre 1848. Mit dieser Zeit fängt gleichsam ein pathetischer Vortrag der *vitae magistra* an, das Weltdrama geht seiner Entwicklung immer rascher entgegen, der vom Rationalismus verwirrte Knoten entwirrt sich stets sichtbarer, die äussern und innern Gebrechen, wodurch die ketzerischen Staaten dahinsinken, sind so auffallend wie die Verstocktheit der vergebens durch einen so unerwarteten Wendepunkt in den Weltbegebenheiten gewarnten Schismatiker und Ketzer. Kaum wusste man 1848, was ein Kaiserthum oder ein Concordat sei, und nun schaut man dem Wirken zweier Kaiser zu. Gross ist der Segen Gottes, welcher über die Kirche ergeht, allein auch gross ist die Gefahr für Jene, welchen die Beobachtung des kaum erfassbaren Umschwungs der neuen mächtigen Weltentwicklung obliegt. Nie hätte ein Schriftsteller mehr Recht auf die Nachsicht der Kirche zu rechnen, als der über die neueste Weltentwicklung berichtende; allein auf Rechte darf niemand der Kirche gegenüber pochen, wenn dieselbe segensreiche Weltentwicklung nicht aufhören und die Menschheit in den Todesschlummer des Rationalismus wieder versetzt, die Wissenschaft in Ignoranz und Vorurtheilen wieder leben soll. Die sich majestätisch entfaltende harmonische, offenbar göttliche Weltordnung, beruhet wohl auf der Macht des Kaiserthums, aber zugleich und vorzüglich auf dem Gehorsam Aller gegen den Papst und die Kirche, deren Oberhaupt er alleinig ist.

müthige Gallicaner sicheres Asyl, oder er suchte es in ultramontanen, antigallicanischen Ländern, welche übrigens zur aufrichtigen Vertheidigung der sonst eroberungssüchtigen Bourbonen auftraten. Das vermeintliche Streben der Kirche und insbesondere der Geistlichkeit nach der Herrschaft und der Verfinsterung, konnte man neben dem Wirken der Revolutionsmänner, welche bescheiden zu bleiben und nur für die Aufklärung des Volkes sich aufzuopfern versprochen, beurtheilen und deutlich einsehen, was die Freiheit durch die Autorität und die Freiheit ohne Autorität sei; die öffentliche Busse die Frankreich that, erbaute Viele und bestimmte noch mehr als dem Luther, hat das Papstthum den Gallicanern zu verdanken.

Das Kaiserthum wurde durch die hohe Stellung des kaiserlichen Hauses, durch das Zutrauen, welches es den Mächten einzufliessen wusste, zum Centralpunct des Kampfes für die Weltvertheidigung, so wie das Papstthum zum Centralpuncte des Trostes für die Menschheit. Der Grösste unter den Franzosen fühlte sich von einer besonderen Verehrung für beide Gewalten ergriffen und hat sich, neben den hohen Autoritäten, an die Spitze der Welt gestellt. Von ihm hing es ab, die theuer erkaufte Errungenschaft zu pflegen und auf seine Nachkommen zu übertragen.

Allein eben Er hat der Autorität viel geschadet, sich selbst über das Papst- und Kaiserthum heben wollen, vielfach die höchsten Gewalten, dadurch auch seine eigene verletzt. Wer hätte dieses vermuthet, als Napoleon in Campoformio unterhandelte, die päpstliche Salbung knieend erhielt, die Matrimonial-Allianz mit Oesterreich schloss?

Die Frevel Napoleons gegen das Papst- und Kaiserthum, das grösste Verbrechen, dessen man sich im öffentlichen Leben schuldig machen kann, nützten nur seinen erbitterten Feinden, und wieder, wie in der schönsten Zeit des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, war das Papst- und Kaiserthum vergessen, die Mächte, welche den Napoleon besiegten, glaubten seinem Beispiele folgen zu können, sie

dachten nicht an die traurige Erfahrung desselben, und weil sie ihn, als Werkzeuge Gottes, gestraft haben, so hielten sie sich selbst für unverletzbar; nicht weniger als vom Ludwig XIV. haben die Staaten vom Napoleon entlehnt. Höchst gefährlich war dadurch die allgemeine Lage, denn gegen die Vergehen des Individuums, sogar des mächtigsten, haben die Kirche und die Menschheit unzählige Bollwerke, die Macht des Gewissens und der Gefühle, die Reue, die Busse und viele andere Sacramente; diese Mittel sind gegen die Verbrechen einer moralischen Person, die von der Macht falscher Ideen ergriffen ist, nicht wirksam.

Unter diesen Einflüssen stand der wieder vereinigte Wienercongress und war zur Befriedigung der Ketzerpolitik mehr als je geneigt, denn die bisherige Richtung, die er von den verbündeten katholischen Grossmächten erhielt, fehlte ihm gegenwärtig. Die Versammlung war nicht wie die Concilien in früheren Jahrhunderten vom Papste oder vom Kaiser zusammenberufen, sie trat eigenmächtig ins Leben und der Congressort, den die Mächte gewählt haben, war nicht ein Zeichen der Ergebenheit gegen die kaiserliche Autorität, sondern bloss eine Achtung für das vornehme Geschlecht der Habsburg-Lothringer; auch der päpstliche Nuntius genoss nur eines ceremoniellen Vorzugs. Die Versammlung sah die Gebrechlichkeit der Grundlagen bisheriger Congresses, seit dem westphälischen bis jetzt, gar nicht ein, sie verfolgte gedankenlos die materialistischen Tendenzen und Theorien des XVII. und XVIII. Jahrhunderts. Nur Oesterreich hielt beharrlich an katholische Principien, allein dieselbe Aufgabe, welche es mit Hilfe Napoleons gelöst hätte, war nun bloss durch ein Bündniss mit einer complexen Person, die von einer hohen officiellen Autorität nicht umgeben war, möglich, folglich sehr schwierig. Ein neues Einverständniss mit Frankreich gegen Preussen - Russland und gegen die sociale Revolution, welche offenbar in Frankreich noch nicht vollständig unterdrückt war und sich schon in andern Ländern kundgab, hat sich als höchst nothwendig herausgestellt, allein

selbst Fürst Talleyrand war nicht mehr unbefangen und unternehmend, er seufzte nur nach unmittelbarer Ruhe, um ihre vollständige Sicherstellung, weniger als es gebührt, bekümmert. Von der gedankenlosen Parthei seines Hofes stets gehindert, einen energischen Entschluss zu fassen, stimmte er allmählig mit der schon aufkommenden neuen Politik, mit der Politik des Müssiggangs und der Feigheit, welche die Gegenwart der Zukunft, und die äussere Ordnung der wahren opfert, vollzogene Facten (*faits accomplis*) grundsätzlich achtet, damit ja nicht noch gefährlichere vollzogen werden, oder die früheren wiederkehren. Nachdem Frankreich sich selbst gefesselt hatte, war der Wiener - Congress keineswegs beflissen, nicht einmal geeignet, einen katholischen Charakter anzunehmen.

Vergebens ermahnte der hl. Vater, der Congress wagte diese Stimme Gottes zu verkennen, wodurch auch der Segen dem Friedenswerke entzogen werden musste, und die Versammlung ohne Gottes Hilfe bloss ein menschliches Babel aufzubauen vermochte. Nur durch eine Gott lästernde Ironie kann man die meisten Artikel des Wiener-Congresses ein Restaurationswerk nennen; vielmehr war es eine feierliche, von legalen Formen, oft vom guten Glauben umgebene Fortsetzung der Revolution, auf jeden Fall der Anfang einer neuen.

Das alterthümliche Aachen, die hochverdienten geistlichen Churfürstenthümer, die ehrwürdigen Rheinländer, ein grosser Theil Austrasiens, dieser Wiege und Schule der germanischen Bildung und der christlichen Theokratie, wurden protestantischen Händen anvertraut, der Kirche ihr Eigenthum nicht zurückgegeben; Oesterreich und Frankreich liessen es zu. Das blühendste Land der Christenheit, welches mit dankbarer Treue stets an Oesterreich hielt, wurde den über den Sohn Carls V. siegreichen Rebellen unterordnet und preisgegeben; Oesterreich und Frankreich liessen es zu. In der Stadt wo die heilige Ligue 1683 unterschrieben wurde, hausten Schismatiker, damit auch das von der polnischen

Anarchie Verschente dem falschen griechischen Kreuze, zum Aergermiss der katholischen Welt, zum Hohn des Polenthums, durch asiatische Entsittung, Verwirrung des Geistes und durch Verwilderung des Gemüthes, erliege. Nur dem russischen Papst war der Wiener-Congress ergeben; während der Padischah vom Congress ausgeschlossen blieb, hat sich das Zarenthum bis ins Herz von Europa erstreckt. Wer wird dieser Tausende von Artikeln erwähnen, welche zum hunderstenmahl über dasselbe Dorf, Quadratmeilen von Sümpfen und Wäldern bestimmen, das treueste Gedächtniss auch des fleissigsten Lesers zur Verzweiflung bringen und den eifrigsten Denker ausser Stand setzen eine allgemeine Idee im ganzen Machwerke zu finden? Das neue völkerrechtliche Parlament, war gewiss nicht besser, als die bisherigen staatsrechtlichen Parlamente; ganz anders pflegten die alten Concilien das katholische Staats- und Völkerrecht zu vertreten und zu vertheidigen.

Die neueste Charte für Europa übertraf vielleicht die auf der Grundlage des Stärkern aufgebauten Rechtsacten von Nimwegen, Utrecht etc., obgleich die neuen Verfasser gegen das Naturrecht sprachen, den Glauben und die Legitimiät stets im Munde führten, allein in der Wirklichkeit als elegante Materialisten auftraten. Wozu war also das Evangelium gepredigt und selbst von ihnen in Schutz genommen? wozu nützte das Beispiel des Papstes und des Kaisers, welche allein die schwere Prüfung Gottes überstanden haben? wozu diente die fünf und zwanzigjährige Erfahrung, der über die französische Revolution endlich, unter den Auspicien des Papstes und des Kaiserthums, erfochtene Sieg, sobald in hohen socialen Regionen gemeine Habsucht immer vorherrschte und dieser hundertste Congress wieder in der Absicht (wenigstens von Vielen) angenommen wurde, um seine Bestimmungen bei günstiger Gelegenheit im Namen des Staatsinteresses und der Unabhängigkeit zu verletzen. Unvermeidlich war diese Folge des Wienertractates, denn dem Gesetze fehlte die Sanction, die einzig mögliche Bürgschaft der Ent-

wicklung und Verbesserung, die allgemeine Anerkennung der päpstlich-kaiserlichen Ober-Gewalt, und wo dieser wirk-same Schutz fehlt, dort stehen die handgreiflichsten Rechte und Pflichten bloss unter dem Schutze des Zufalls und der Willkühr, mit einem Wort, des Rechts des Stärkern, welches allerhand Namen annimmt, um sich geltend zu machen. Wirklich wurde der Wiener-Friede, wie ehemals der west-phälische stets angerufen und stets verletzt; was der Papst verdammt, bleibt verdammt.

So ein Werk war gewiss kein Band, um die katholi-schen Grossmächte vereint zu erhalten. Immer lockerer wa-ren ihre Verbindungen; eine schwere Verantwortung lastet auf Ludwig XVIII. und dem Fürsten Talleyrand, dass sie sich durch Pflicht über den in englischer Schule geschöpf-ten französischen Liberalismus zu heben nicht vermochten; auch andere Regierungen liessen sich von der zunehmenden Pest des Liberalismus anstecken, schwätzten immer von Bürger- und Völkerrechten, ohne je vom Rechte der Kirche zu reden. Desto allgemeiner wurde der Freiheitsrausch unter den Unterthanen, welche die Kunst der Auflehnung ge-gen rechtmässige Gewalten, nun gegen ihre Lehrmeister kehrten. Bald hatte Oesterreich Gelegenheit wahrzunehmen, dass sich die Revolution keineswegs in Napoleon personificirt hatte, im Gegentheil wirkten dessen Gegner viel eifriger für die Revolution. Nicht einmal in Frankreich hat sich die letztere verkörpert, Italien und Spanien seufzten nach dem Rhum Frankreich zu übertreffen. Die Ideologen, welche Napoleon mit Recht hasste, in falschen Doctrinen und Schulen die grö-ste Gefahr für den Staat erblickte, haben ihren Hauptsitz in Deutschland aufgeschlagen, wo der durch den Protestantis-mus geschwächte Verstand der Völker der furchtbaren Herr-schaft der Philosophen, als Volkslehrern den Weg bahnte und die Emancipation des menschlichen Geistes fortsetzen wollte. Die ältern, die französischen Volksbeglückler benütz-ten diese Zeit der Lehre Deutschlands, Spaniens, Italiens etc. um sich über ihre Schüler zu stellen und die Revolution im

Staate und Parlamente gesetzmässig zu organisiren; von den Errungenschaften der Protestanten blieb den Gallicanern nichts mehr zu wünschen übrig. Viel mächtiger als während der Herrschaft Napoleons I. wurde die Verneinung, und um sie zu bekämpfen, gab es keinen Napoleon mehr.

99. (Vergeblicher Versuch Oesterreichs die Welt durch die Allianz mit Preussen-Russland zu retten; Entfernung zwischen den beiden katholischen Grossmächten; Bruch der sogenannten hl. Allianz. Isolirung Oesterreichs.)

Wieder versucht der Kaiser von Oesterreich die Kirche und Menschheit zu retten, und verbündet sich gegen die Revolution mit Preussen - Russland, gegen welches er während des Wienercongresses rüstete. Die Verdienste dieser Allianz für den Augenblick pressanter Gefahren kann man nicht verkennen, allein für die Länge der Zeit war sie keineswegs haltbar, durch dieses Mittel war der Zweck Oesterreichs vereitelt, die Zukunft Europa's der Gegenwart geopfert. Wohl hat sich diese oftmahl erprobte Politik Leopolds I. nicht abgenützt, allein schon konnten die socialen und die politischen Revolutionen, welche das System Leopolds zu trennen beabsichtigte, eben einander verhelfen, zu gleicher Zeit auftreten, die gefährvolle Lage des Westens vermochte der Osten zu gefährlichen Unternehmungen zu benützen, eine solche Stellung Russlands verlieh Nahrung und Aufmunterung den Revolutionisten. Mit einem Wort, die Eroberungs- und die Umwälzungssucht, die legitime Rechtslosigkeit und Gewaltsamkeit der orientalischen Regierung und die legale Rechtslosigkeit und Gewaltsamkeit der Opposition im Occidente, gaben sich, ohne einander beinahe zu kennen, die Hand gegen das gemeinsame Hinderniss, gegen den echten Conservatismus, wodurch Russland und die Revolution ungemein stiegen; beide Theile machten Anspruch auf Sittlichkeit, beide versprachen die wahre Ordnung zu gründen, als Betreuer aufzutreten, und während Russland noch Bundesgenosse Oesterreichs hiess, war es schon in der That ein Alliirter der Revolution. Höchst war es an der Zeit, den

höheren Theil der leopoldinischen Schule in Anwendung zu bringen, eine katholische Allianz, die französisch-österreichische, zu schliessen.

Es geschah nicht. Mühsam war nun die grosse Aufgabe des Kaisers, immer schwieriger seine Lage, viel drückender als der Zustand eines offenen Krieges war der gegenwärtige, vom Liberalismus, Carbonarismus und russisch-griechischen Intriguen stets gestörte Friede. Vergebens versuchten unzählige, nach Oesterreich (zu Carlsbad, Troppau, Laibach, Verona, Czernowitz) berufene Congresse dem Wienercongress Geltung zu verschaffen; indessen liessen die Nachfolger des hl. Ludwig ihre Flotten und Armeen für das falsche griechische Kreuz kämpfen, die Rebellion unterstützen. Auch England wirkte neben Russland thätig für die griechische Rebellion; es war die zweite Auflage der Verschwörung der Fürsten mit den Völkern zum Umsturz einer regelmässigen Regierung.

Der um die Kirche und die Menschheit hochverdiente Kaiser Franz I. befand sich in einer schauerhaften Isolirung, denn die hl. Allianz hat sich endlich als Lüge, als ein Mittel Oesterreich zu betrügen und einzuschläfern herausgestellt; was man der Revolution mit einer Hand nahm, dieses gab man ihr mit der andern reichlich wieder.

In dieser verhängnissvollen Zeit warf Russland seine conservative Maske gänzlich ab, zerriss förmlich das Band mit Oesterreich, ging feierlich ins Lager der Revolution, wiegelte die Donaufürstenthümer auf und überfiel die Staaten des ruhigen, mit der Einführung abendländischer Cultur beschäftigten Sultans. Die in ihrem Lebensorgan gefährdete, unter dem Jubel von Millionen österreichischer Griechen bewegte katholische Donaumonarchie, ermahnte vergebens das mit dem schismatischen Russland verbündete Frankreich; Fürst Polignac untauglich wie sein Herr, der Allerchristlichste König, gedankenlos wie gallicanische Staatsmänner, spielte das Principat dem Czarenthum in die Hand; was Abbé Polignac am Ende des XVII. Jahrhunderts durch

die Verleitung Johannis III. zum Einverständnisse mit Ludwig XIV. und durch das Ausschliessen des königlichen Geschlechtes vom polnischen Thron neben dem schon gewaltigen Wirken Peters I., dessen Auftreten den König Johann ins Grab brachte ¹⁾ angefangen, diess hat Julius Polignac vollendet und dennoch erwies sich Russland, unter Nicolaus I., nicht dankbarer, als unter Peter I., für seine katholischen Wohlthäter.

Nach solchen Unbilden, welche Frankreich der Menschheit zugefügt, wurde seine Allianz mit Oesterreich unmöglich; falsch wurde die Lage der katholischen Grossmächte, vor Allem Frankreichs, dem fünfzehn Jahre nicht hinreichten, um die gallicanische Politik zu vergessen und die katholische Staatskunst zu erlernen.

100. (Catastrophe von 1830: Verfall Frankreichs; Wiederaufnahme der sogenannten hl. Allianz; Sinken Oesterreichs; Entsittung und Entwürdigung Europa's.)

Gott verliess die Unverbesserlichen; das alte Königreich überflüssig, unnütz, selbst schädlich geworden, wurde nach dem Kampfe mit Seeräubern von Algier, und Buchdruckern von Paris, schon im Juli 1830, feierlich von der Vorsehung gestraft. Oesterreich wieder von den ketzerischen Staaten zweifach umschlungen, vermag nicht mehr sogar gegen die sociale Revolution Frankreichs aufzutreten. Frankreich entfesselt, wurde wieder zum Sitze des Heidenthums und der Propaganda. Ein Edelmann, der seinem Geschlechte die Krone entreisst und, dass er nie die Kirche besuchte, prahlt, wird zum Bürgerkönig. Noch war er als ein Retter anzusehen, denn wenigstens ging der Zersetzungsprocess Frankreichs einen regelmässigen Weg, die liberalen Schwätzer mussten die monarchische Regierungsform als ihr Heil ansehen und für die Monarchie kämpfen lernen. Der Juli-Revolution folgten andere; Belgien und Polen wurden

¹⁾ Zu sehen unter den Documenten.

aus religiösen, Spanien aus dynastischen Gründen zu Umwälzungen verleitet, ganz Europa, mit Ausnahme Schwedens und der Türkei, gerieth in Bewegung. Oesterreich, obgleich ohne hinlängliche Militärmacht, kämpft dennoch für den Papst, allein schon nimmt Frankreich die Rebellen gegen den hl. Vater in Schutz und legt den Oesterreichern Hindernisse in den Weg. Nach drei Jahrhunderten des Fortschrittes streitet man im Westen über die Frage, was ist die constitutionelle Verfassung, was die Intervention und niemand befragt den Katechismus. Frankreich wünscht die Autorität wieder herzustellen und sucht sie nicht in der Aufrechthaltung geistlicher und weltlicher Herren, im Gegentheil, diese Körperschaften werden systematisch bekämpft, die niedrigeren Stände zur Regierung, neben der Herrschaft der Redner und Journalisten, eingeladen, die Ritter werden verfolgt, die Knappen schlagen sich selbst zu Ritttern, jede Dynastie hingegen darf vom Volke gezüchtigt werden, wenn dieses mächtiger ist, denn die Nichtintervention ist feierlich ausgesprochen, vom Königreich Ludwigs Philipps vertheidigt. Allgemein hielt man den Juli-König, Ludwig Philipp, für einen Napoleon des Friedens, den Zaren Nicolaus I., welcher Völker zum Aufruhr aufforderte und Fürsten überfiel, nie einer Schlacht in der Nähe zusah, für einen Napoleon des Friedens und des Krieges, folglich wurden die zwei grössten Verwüster, welche der Revolution am meisten verhalfen, als Beglückter der Menschheit angesehen.

Tiefer konnte Europa nicht fallen, sobald es von Gott für falsche Grundsätze am Verstande gestraft, Feinde zu preisen sich bewogen fühlte. Das XVII. und XVIII. Jahrhundert waren weniger verächtlich; Gustav Adolph und Friedrich II. glänzten wenigstens durch die Kunst zu überfallen, zu besiegen und zu rauben, nun war die blossе Kunst der List geehrt. Im XVII. Jahrhunderte gab es einen Religionskrieg, im XVIII. einen Krieg der Alliierten gegen Frankreich, nun enthält sich auch der Kaiser des Kampfes mit bösen Lehren und Beispielen, er vermag

nur zu seufzen; die Absendung österreichischer Armeen nach Italien, um, nach der schon erfolgten Züchtigung der Rebellen, den Kirchenstaat und die päpstliche Autorität auch gegen die Attentate der französischen Regierung in Schutz zu nehmen, war seit 1830 der erste und zugleich der letzte wahrhaft kaiserliche Act Franzens I. Die übrigen Tage verlebte der Kaiser in Traurigkeit; von seinem natürlichen Feinde, von Preussen-Russland, und von dem wieder zum Vorschein kommenden Liberalismus des andern, grundsatzlosen Utrechter-Königreichs immer mehr bedrängt, wurde er keineswegs durch eine Besserung Frankreichs getröstet, dieses sich ein Königreich nennende Land lebte feige nur fürs Verbrechen und für den Unsinn, es stützte das französische Reich auf fremde Revolutionen, mit denen sich dieses gleichsam mit Bollwerken, so wie die französische Monarchie mit republicanischen Institutionen, umgab, wofür der geldsüchtige Franzose den Bürger-König pries und die europäische Menge dem Urtheil des Franzosen schon folgte. Unter diesen Welt-Verhältnissen, starb Kaiser Franz I. inmitten des Sieges der Bösen, gegen die er von Jugend an beharrlich kämpfte, stets die Kirche vertheidigte und, nach der menschlichen (freilich ungeduldigen und kurzsichtigen) Gerechtigkeit, ein glücklicheres Ende verdiente.

101. (Förmlicher Verfall Oesterreichs seit dem Tode Franzens I.; Herrschaft der neuen Grossmächte; traurige Ideenlage 1830—1848.)

Offenbar bezweckte Gott durch den Tod Kaisers Franz I. die Ausführung grosser Pläne: damit die Welt recht deutlich einsehe, was sie ohne die französisch - österreichische Allianz werden muss, sollte neben Frankreich auch Oesterreich, seiner alten und neuen Verdienste ungeachtet, in Verfall gerathen. Derselbe hat schon seit 1830 begonnen, denn Oesterreich nahm nur eine passive, des Kaiserthums unwürdige Haltung an und sah, wie ein gewöhnlicher Staat, den Begebenheiten zu, liess sich vom allgemeinen Erdbeben

muthlos bewegen, es vermochte nicht mehr zwischen „Freunden und Feinden“ ¹⁾ zu unterscheiden.

Also auch für Oesterreich waren 15 Jahre nicht hinreichend, um die Muster der äussern Politik Leopolds I. und Maria Theresiens gehörig zu beherzigen, es schien die Nothwendigkeit einer katholischen Allianz vergessen zu haben. Statt dem unglücklichen Frankreich durch Rathschläge und Autorität eine Richtung, welche denkende Franzosen suchten und gerne von Oesterreich unterstützt wären, zu verleihen, statt dieselben zu belehren, dass die affectirten Legitimitätsgefühle Russlands und dessen Opposition gegen Frankreich bloss die Schadenfreude über die Julirevolution verbergen, oder wenn diese Mittel nicht rathsam erschienen, statt die Macht Frankreichs durch Waffengewalt gegen Selbstmord zu schützen, sah das kaiserliche Cabinet dem allmählichen Untergang dieses wichtigen Landes zu und verzicht den natürlichen Feinden Oesterreichs und der Weltordnung, welche unter der Maske des Bündnisses (immer hiess es die hl. Allianz, obgleich es nicht mehr die sociale Revolution bekämpfte, demnach ohne Bedeutung und Gegenstand, förmlich sinnlos geworden war), Deutschland und den Orient dem kaiserlichen Einfluss entzogen und sich über Oesterreich stellen wollten. Vergebens gab der römische dem Wienerhof ein musterhaftes Beispiel des Muthes und der Beharrlichkeit und setzte in Frankreich die ultramontane Propaganda, unter dem Schutze des (für die gallicanische Kirche, überhaupt für das Religiöse indifferenten) Bürgerkönigthums fort, wodurch der Keim zur Rettung Frankreichs niedergelegt, aber von keinem politischen Einfluss Oesterreichs unterstützt wurde. Die erhabenen, gegen Russland während der türkisch-russischen Feldzügen gerichteten, zur Belehrung

¹⁾ Genz, in seinen Briefen, sagt es ausdrücklich, erklärt aber nicht die Ursachen dieser Rathlosigkeit, sie wären vor Allem in der Sittlichkeit, welche aus den Briefen des Heern Genz, eines Staatsmanns im Dienste des apostolischen Königs, deutlich hervorgeht, zu suchen.

der französischen Minister bestimmten Noten und gewichtvollen Denkschriften, und der Hohn, welchen er dem von der Julirevolution aufgestellten Grundsatz der Nicht-Intervention gesprochen, waren das letzte grosse diplomatische Werk des Fürsten Metternich. Nur noch für die Kirche und nicht mehr für andere Interessen kämpfte Oesterreich, in den letzten Jahren Kaisers Franz I., es wachte wenigstens über die Ordnung im Innern und wusste die Zucht mit heilsamer Strenge gegen falsche Doctrinen und den schon regen Insubordinationsgeist zu schützen, Könige und Völker indirect zu ermahnen.

Mit dem Tode Kaisers Franz I. hat Oesterreich gleichsam abgedankt. Selbst eine grosse Regentenseele hätte vielleicht nicht mehr die Folgen einer zwanzigjährigen Isolirung des Kaiserstaats, neben dem Wirken der Ketzerstaaten, aufgehalten, denn treulose Diener, pflichtvergessene Pfaffen, gottlose Doctrinen etc. eiferten schon mit einander, um die guten Werke Franzens I. zu vernichten. Sogar dem heiligen Berufe des Kirchenvogtes hat Oesterreich nicht mehr Genüge gethan, der Tradition des frommen Hauses zuwider, die Pflicht für das hl. Kreuz zu kämpfen verletzt, dem gottlosen Kreuzzuge der Russen gegen die wahre Kirche thatlos zugeschaut, wodurch der Papst isolirt wurde und den vom Nicolaus I. zum Schisma verurtheilten Katholiken in Russland (einigen Millionen an der Zahl) nur eine geistige Hilfe zu geben, das ungeheure, in der Weltgeschichte bis dazumal unbekannte Attentat gegen Jesu zu beweinen, nicht aber zu züchtigen vermochte. Durch dieses in den österreichischen Annalen unerhörte Verbrechen, hat sich auch Oesterreich für überflüssig erklärt.

Die Strafe Gottes (da Oesterreich kein besonderes Privilegium gegen die Hölle besitzt, den beharrlichen Segen des Himmels nur der Frömmigkeit, der katholischen Politik des kaiserlichen Hauses, schuldet) liess nicht lange auf sich warten. Im Kummer der Guten, welche den Zorn Gottes fürchteten, im Freudetanz der Bösen: *dass alte Vorurtheile*

selbst in Oesterreich absterben, reifte das letztere schnell zum Untergang. Geistliche die sich der Gerechtigkeit des Bischofs entzogen, um in der Abhängigkeit von der Willkür des Beamten nach Gefallen zu wirken und zu leben, nannten sich katholisch; öffentliche Professoren an katholischen Universitäten predigten gedankenlos für protestantische und gallicanische Sätze, das Naturrecht genügte ihnen nicht, in der Geschichte und im kanonischen Recht, suchten sie gierig Gelegenheit, um die Jugend zu vergiften, und nannten sich katholisch ¹⁾; öffentliche Staatsdiener,

¹⁾ Das ganze System des öffentlichen Unterrichts in moralischen Wissenschaften, wurde auf einer Beleidigung der Kirche, auf dem Rationalismus im Allgemeinen, vorzüglich auf dem Naturrecht und der deutschen Philosophie, (welche deutsche Katholiken für einen Unsinn erklären) aufgebaut, nicht hingegen auf der Geschichte und dem kanonischen Rechte. Vielleicht war dieses ein Glück für Oesterreich, denn alle österreichischen Werke über Geschichte und kanonisches Recht, wurden von der hl. Kirche prohibirt oder verdammt; die meisten theologischen Werke erlitten dasselbe Schicksal. Bald äusserten sich die Folgen des österreichischen Unterrichtssystems, eine allgemeine Ignoranz der nothwendigsten Ansichten über Gesellschaft, Staat und Kirche, die Ohnmacht der Obern einen einzigen wissenschaftlich richtigen Begriff von Rechten und Pflichten zu formuliren etc. Gewiss waren die meisten Studirenden Verräther und Selbstmörder guten Glaubens; die ausser den Aerzten sehr zahlreichen Rechtsgelehrten unter den Aufwieglern des Volkes und Organisatoren der Clubbs für den gebildeteren Pöbel, wären freilich nicht zu entschuldigen, aber auch sie verdienen bedauert zu werden. Nur jene feigen Feinde des Gedankens und der Wissenschaft, welche durch Conservatismus Finsterniss verstehen und ein sparsames Licht ausser dem Katechismus suchen, nur Jene sind keiner Rücksicht würdig. Ubrigens flüchtig oder verkrochen, im Jahre 1848, hatten sie Musse über das System des Unterrichts nachzudenken und sich genau zu überzeugen, wohin Halbgebildete das Volk schleppen, wenn sie nicht bekämpft werden durch den Katechismus und das freie katholische Wort.

welche den Unterthan gegen den Herrn, den Laien gegen den Geistlichen, Alle durch Lehren und Beispiele gegen Gott und die Kirche aufwiegelten, nannten sich katholisch; hochverräterische Partheien, welche officiell und officiös der Revolution vorarbeiteten, und unter welchen auch eine Unzahl der dem Dienste Jesu Geweihten schamlos glänzte, nannten sich katholisch; ganz Oesterreich, welches solchen Scandalen feige oder keck zusah, nannte sich katholisch. Anders nannte es der Unfehlbare, und stand schon auf dem Punkte, Oesterreich schismatisch zu nennen und als ein solches zu behandeln. Nur die besonders zärtliche Liebe des gewöhnlich strengen Gregors XVI. zu dem hochverdienten Hause Oesterreich, und die väterliche Neigung zum ältesten Sohne der Kirche, dessen persönliches Gewissen unbefleckt blieb, vermögen zu erklären, warum sich der Statthalter Jesu nicht bewogen fühlte, die Aechtung über Oesterreich auszusprechen ¹⁾ und wäre es geschehen, dann würde vom ö-

¹⁾ An Ermahnungen hat es von Seite der Kirche nicht gefehlt, die empfindlichsten ertheilte der Cardinal Pacca. In einem feierlichen Berichte über die Zustände der katholischen Welt, hat der hl. Redner verschmähet, von der Kirche Oesterreichs eine Erwähnung zu machen, die historische, auf alte Verdienste stolze Grossmacht, wurde vom hohen Redner als ein Anhang Deutschlands stillschweigend angesehen. Vom tiefsten Kummer muss das Allerhöchste Haus Rudolfs I., Friedrichs IV., Carls V., Ferdinands II., III., Leopolds I., Eleonorens, Maria Theresiens, Franzens I., Erzherzog - Cardinals Rudolfs etc. ergriffen worden sein. Unter den kaiserlichen Dienern begriff wahrscheinlich Fürst von Metternich diese Ermahnung am tiefstinnigsten und erblickte schon den Anfang der kirchlichen Strafen. Dennoch blieb der morsche Staat unverbessert und schwätzte gottlos vom *placetum regium*. *Alea jacta est*, der Todestanz hat begonnen. Dass der hl. Vater seinen Segen den Erzherzoginnen nie entzog, braucht nicht bemerkt zu werden, sobald von ihnen der Widerstand gegen die Schmach Oesterreichs, (so in der Vermählungsfrage zwischen dem kaiserlichen und dem czarischen Hause) und die Vorbereitung zur Rettung Oesterreichs herausgingen. Ein neuer Beweis der Macht durch den Glauben!

sterreichischen Kaiserthum nicht mehr als vom französischen Napoleons I. übrig geblieben sein.

Während dieser unheimlichen Ideenlage Oesterreichs war die allgemeine nicht besser, überall herrschten Verwirrung und Babel. Mit Ausnahme des Königreichs Belgien, dem es an materiellen Kräften mangelte, hatte der hl. Vater, ausser dem sich der Kirche zuwendenden Hause Orleans keine Freude an katholischen Fürsten, Geschlechtern und Völkern. Diese und jene wandten immer mehr ihr Antlitz vom Papste ab und wandten es mit Furcht und Hoffnung einer andern Macht zu, der Macht Russlands und der Revolution, welche die oberste Weltautorität stillschweigend theilten und offen erklärten, dass sie den Papst ersetzen werden, obschon ihm die Revolution die Tyrannei und Finsterniss vorwarf, hingegen der Czar den Nachfolger Gregors XVI., den Capelan der Revolution nannte; man braucht nicht zu bemerken, dass beide Grossmächte den Untergang auch einander ansagten. Allein ihr Auftreten in derselben Zeit und ihr Mitwirken, waren sehr natürlich, denn sobald Ferdinand I. durch die Ideenverwirrung seiner Diener und Unterthanen gelähmt, nicht die Kraft hatte, als wahrhafter Kaiser zu handeln, und sein Kaiserreich die hl. Stimme des Papstes verkannte, so wurde die Einheit der Menschheit, das Band der katholischen Welt zerrissen, das päpstlich - kaiserliche Weltregiment verhöhnt, der Unfehlbare, welcher die Sendung hat, die Menschheit zu vereinigen, durfte nur für den Himmel wirken, auf Erden war der Statthalter Gottes gefesselt, der älteste Sohn der Kirche, der geborene Schutzherr derselben, wirkte gar nicht für die Einheit. Folglich mussten die zwei mächtigsten Schisma, das westliche, die Revolution, und das orientalische Schisma, Russland, ihr Haupt erheben und über die durch Irreligiosität und deren Folge, die Ideenverwirrung, verdamnten Völker herrschen; auf eine Mittel-Autorität zwischen dem russischen Papste und der Kirche der Revolution vermochten höchstens ketzerische Köpfe zu verhoffen.

In der That wurden beide Grossmächte durch keine

weltliche Kraft in ihrem Fortschritte gestöhrt. Obgleich um das Principat kämpfend und dadurch verfeindet, unterstützten sie einander mit der sichersten, mit einer mechanischen Treue, denn eigentlich verfolgte jede dieselben Zwecke, durch dieselben Mittel. Jedes Land, welches die Russen einnahmen, entweder wiedereroberten oder beschützten, wurde revolutionär regiert, das Kirchen- und Staatsrecht, nach der Verletzung des Völkerrechts, gewaltsam erschüttert, so im Königreich Polen, in den Donaufürstenthümern; liberale Charten wurden auf eine zuvorkommende Art eingeführt, denn neben dem asiatischen Despotismus und asiatischen Sittenmustern, neben der unwiderrüflich, in Folge der Aechtung katholischer Lehre und Wissenschaft, zunehmenden Ignoranz, sind liberale Charten und Tummelplätze für ignorante Schwätzer, das wirksamste Auflösungsmittel der Gesellschaft, eine classische Vorschule für den Orientalismus; die Revolution pflegt auf dieselbe Art die für die Freiheit wiedereroberten, oder von der Freiheit beschützten Länder zu behandeln. In jeder Hinsicht war das Interesse beider Grossmächte dasselbe, denn, wenn die Revolution die Abendländer entkräftet, so wird die Eroberungssucht Russlands gefördert, dieses Reich erscheint Vielen als ein nothwendiger Protector, hingegen je mehr Russland erobert und auf die ihm eigene Art beschützt, desto nothwendiger scheint der Aufruf an die Völker gegen die Uibergriffe der Barbaren und das System ihrer Invasion. Wirkt die Revolution siegreich, so verleiht sie den Russen Autorität, Argumente und schickt ihnen die Erschrockenen als Werkzeuge zu, ist hingegen Russland siegreich, so gewinnt dadurch die Revolution an Autorität, erlangt Argumente und zahlreiche Anhänger unter den Opfern Russlands und dessen Gegnern. Sobald kein Staat den Muth hatte, beide Grossmächte zugleich zu bekämpfen, den Papst nachzuahmen, so nahmen beide stets zu.

Offenbar hat man sich zu sehr vom leopoldinischen System entfernt, ein demselben gänzlich entgegengesetztes trat ein, die Kunst der socialen Revolution durch die poli-

tische und umgekehrt zu verhelfen, hat sich in Folge einer dauernden passiven oder negativen Stellung der europäischen Mächte ausgebildet. Bald wurde der Sieg der doppelten Revolution unvermeidlich, Niemand und Nichts vermochten ihn aufzuhalten, ein Jeder und Alle beschleunigten ihn. Wer die Revolution hasst, diesem scheint Russland, obgleich es die Rechte, das Eigenthum der Menschheit und die Kirche mit Füßen tritt, eine conservative Macht, und Jenem, welcher Russland nach dessen Werth zu beurtheilen weiss, trägt die Cultur des Abendlandes, er ist geneigt, im Angesichte der Missbräuche Russlands, die Missbräuche der Freiheit zu entschuldigen. Seit nicht mehr der Glaube den Staatsmann und Bürger leitet, sündigen Alle, nur die Wahl zwischen zwei Übeln ist ihnen gestattet, der Scylla und Charybdis, der Revolution und Russland zugleich auszuweichen, ist bloss dem wahren Katholiken gestattet und unter den Mächten gibt es keine wahrhaft katholische. Eine der grässlichsten Perioden in der ganzen Ideen - Geschichte! Gott liess nicht zu, dass Franz I. die Schande Oesterreichs und der Welt, die tiefe Betrübniß der Kirche erlebe. In keiner Epoche war es dem menschlichen Verstande einleuchtender, was der göttliche aussagte: Selig sind die Armen am Geiste. Nur die, welche die Fragen des öffentlichen Lebens nicht verstehen, entgingen der Gelegenheit zu schweren Sünden.

Je mehr inmitten eines so allgemeinen Verfalls Oesterreich sank, desto tiefer stürzte Frankreich, man fragte um den Tag, an dem die Juli-Krone in den Strassen von Paris herumgeschleppt werden wird. Oftmal war der Haus- Hof- und Staatskanzler um Rath, was zu thun wäre, angegangen, der officiële Arzt des österreichischen Staates soll geantwortet haben, dass er wohl die Krankheit sehe, sie für eine lebensgefährliche halte, allein kein wirksames Heilmittel kenne. Also nicht einmal Busse wollte man in der Verzweiflung thun! Und schon lag Oesterreich in den letzten Zügen. Der alte Royalismus, traditionelle Liebe der Völker zum frommen Hause, von welchem sie sich, nach überstan-

denen grenzenlosen Leiden, gerettet und gesittet fühlten, dieses öffentliche Gefühl, der Haltpunct Oesterreichs in schweren Lagen, ist mit Ausnahme historischer Geschlechter und der dem Hofe näher stehenden Personen, zu einer Form der Etiquette geworden. Die Religion, der die Völker wie das Haus Alles schuldeten, sank zu einem Gewohnheits-Ritus herab, oder sie wurde officiell und officiös verhöhnt; wehe dem, der, obschon unwürdig, für einen Jesuiten oder Ligurianer galt! Der Städter wachte nur fürs Laster, das Landvolk schlummerte oder es gab sich durch furchtbare Acte kund. Offenbar wirkten die rationalistischen Doctrinen der Geistlichen, Professoren und Beamten Oesterreichs. Um die Bösen zu bessern, wählte die strafende Allmacht wieder einen Unschuldigen, wie ehemals den Papst Pius VII., so nun den Kaiser.

102. (Neue Weltlage; Ausbrüche von Revolutionen im Jahre 1848.)

Einer neuen Ideenlage folgt schnell eine neue Weltlage, denn eigentlich ist die erste schon ein Anfang der letztern; mit der Ideenverwirrung unter Völkern hört die Strafe Gottes nicht auf, damit fängt sie an, worauf die körperlichen Trabanten geistiger Verbrechen, die Strassenräuber und Mörder am Forum erscheinen; dem Prolog, seit 1830 und dem Tode Kaisers Franz I., sollte nun das eigentliche Drama folgen.

In der That, im zweihundertsten Jahre seit dem westphälischen Frieden (1648), im einhundertsten seit dem Congress von Aachen (1748), wo die Annäherung zwischen Oesterreich und Frankreich, unter Maria Theresia und Ludwig XV. begonnen hat, rückte aus Frankreich (1848), das seiner Zeit noch zu retten war, der Sturm, welcher in protestantischen Ländern neue Kräfte sammelte, in Wien an und warf den kaiserlichen Adler zu Boden. Den zur Züchtigung der Bösen und Verdummten stets, wie recht und billig, bereiten militärischen Arm, hat ein schwacher Wille zurückgehalten. Furchtbar mussten die Folgen dieses Gehorsams werden. Die un-

bekannten Sieger benützten den unerwarteten Sieg, wie ihn Feige zu benützen pflegen, sie beschimpften die Grossmuth und gaben sich schadenfroh dem slavischen Seelen eigenen Muthwillen hin. Eigentlich wissen die Freudetrunkenen nicht, was sie wollen und bezwecken, daher wird nach der That Rath gehalten, die Clubbs werden geöffnet, die Kirchen geschlossen, in die liberale Predigt ziehen halbgebil-dete Pöbelschaaren und nur jener Pastor der Demokratie erntet lauten Beifall, welcher mit Muth Gott und den Kaiser lästert, die Herrschaft der Vandalen ansagt, als einen Himmel auf Erden darstellt. Officielle Revolutionsmänner verlassen ihre Kanzeln und Kanzleien, huldigen nun der Revolution auch auf der Gasse, entschuldigen durch den Zwang von Oben, warum sie ihrem Willen gemäss, der guten Sache nicht eifriger dienten und versprechen, nach dieser Beicht, Busse zu thun; officiöse Revolutionärs kriechen aus ihren nächtlichen Schlupfwinkeln hervor, um Gott und die Menschen nun am hellen Tag zu lästern. Die meisten Amnestirten, obschon zur doppelten Dankbarkeit gegen den Landesvater verbunden, traten dergestalt auf, dass man die Clemenz verwünschte; Geistliche, Professoren, Beamte, obschon durch einen doppelten Eid der Treue und des Gehorsams verpflichtet, nöthigten den Denkenden an der Autorität zu zweifeln und sich nach den Zeiten der Einfallt der Völker oder des offenen Rechtes des Stärkern zu sehnen. Immer mehr erhielt der Pöbel die Oberhand und nahm die Uniform an.

Dem Beispiele des Pöbels in der Residenzstadt, folgte der Pöbel vieler Hauptstädte. Während der Italiener schon zu den Waffen rief, der Ungar die seinigen vorbereitete, war der Pole erst zum Schwätzen, wie ein Wiener, bereit, er stritt mit dem Ruthener, während der Wiener mit dem Oberösterreicher zankte; alle vier klagten sich untereinander der Zwietracht an und wiesen auf das Beispiel der Franzosen hin, welche wie ein Mann dem Pariserpöbel folgen; das undankbare Vaterland, Oesterreich, wollte nichts von

der Centralisation verstehen. Dennoch wirkte das Muster der hässlichen Residenzstadt, die Strafflosigkeit derselben führte zu Verbrechen. Nationalgarden wurden gestiftet, um die Uniform zu entehren, Clubbs und Rednerbühnen wurden errichtet, um die Tribune zu verhöhnen. Der aufrührerische Pole declamirte, entehrte das Grab des polnischen Staates und ließ Ansichten und Tendenzen dem todten, welche einen lebendigen ins Grab führen müssten; das furchtsame Landvolk floh vor solch einem Gespenst. Die Rebellen in Italien und Ungarn gingen gelehrter zu Werke, sie versprachen dem Pöbel die Zukunft, um das Grab für ihr Vaterland zu graben. Wenigstens zum Theile war Wien nachgeahmt.

Seinerseits ging es immer weiter im Fortschritte. Der uniformirte und nichtuniformirte Pöbel dictirte schon Gesetze, seine Repräsentanten sassen im kaiserlichen Rath, oder neben den Bauern des Reichstages. Nicht die schwarzgelbe kaiserliche Flagge, Symbol der ehemaligen Grösse und Autorität Deutschlands, schmückte Aachen und Regensburg, im Gegentheil, eine fremde, die in See- und Landschlachten unbekannte deutsche, wurde in der Residenzstadt, zum Erstaunen der Welt und zur Verwirrung der Menschheit, aufgesteckt; der Wiener wollte wieder werden was er ehemals gewesen, Bewohner eines Marktfleckens, Unterthan Deutschlands, welches er vielemal gezüchtigt, Fremden und der Anarchie entrissen und, in wiefern möglich, gerettet hatte. In längst verflossene Jahrhunderte sollte die Welt im Namen des Fortschrittes zurückgestossen werden, nur zwei Fürsten, ein geistlicher und ein weltlicher protestirten gegen das Zeichen der Schmach Oesterreichs und verwarfen mit Unwillen die deutsche Fahne, welcher der Pöbel gedankenlos huldigte. Mit dem Unsinn des Pöbels und seiner Sympathien für das Vaterland des Verrathes an Papst und Kaiser, eiferte das Verbrechen um die Wette. Der treueste Minister wurde öffentlich ermordet, statt ihn zu rächen, flüchtete sich schändlich ein kaiserlicher Feldherr. Die durch christliche

Tugenden, durch Decrete, welche von hieraus in die Welt zur Weltrettung oftmal ausgingen, geheiligte Burg, wurde von den Vandalen belagert; zwischen den Mauern von Ollmütz, sperrte sich Fortuna Oesterreichs ein. Die hl. Stephanskirche war kein Asyl mehr gegen blutdürstige Vordrängende-Horden, sie sah Christen am Altare morden, wie es die Tempel des Heidenthums sahen.

Unter dem Schutze der socialen Revolution Wiens, bildet sich eine politische in Ungarn förmlich aus. Die gedankenlose Regierung beschützt selbstmörderisch das freche Werk, welches die interessantesten Stämme Oesterreichs auf den Weg Frankreichs und Deutschlands bringen soll. Ihnen werden Rechte eingeräumt, welche jenen Leopolds I. und Maria Theresiens gerade entgegen sind, die Resultate der hohen Wirksamkeit eines Prinzen Eugen, Wratislaw, Zinzendorf etc. unter Carl VI., Vater eines neuen Völkercomplexes und erneuerten Hauses, preisgeben. Der grässliche Kampf ungarischer Nationalitäten beginnt, die Magyaren, ehemals treue, ritterliche Kinder Maria Theresiens, ziehen gegen die Residenzstadt ihres Herrn, grosse Nahmen Ungarns verstecken sich beschämt hinter jenen Kossuth's. An der Spitze der Italiener, welche den Hass gegen die Bildung, grossen Theils ihr eigenes Werk, geschworen haben, steht ein entehrter König, ihn unterstützen Banditen, sie und er werden von einer andern entehrten Monarchie unterstützt. Schon rufen österreichische Stimmen, dass man Italien aufgeben, die Vernichtung des seit einem Jahrtausende mühsam und verdienstvoll aufgeführten Baues beginne, und dennoch sieht man deutlich aus den Mordscenen in Italien und Ungarn, was die Welt ohne Oesterreich wäre.

Während sich die österreichische Revolution durch ihre höllische Folgen abnützt, die Verachtung unter dem Landvolke zuzieht, die Erbitterung in der Armee vergrößert, während die durch den Mord gewarnten Revolutionsmänner nur auf Betrug und die Erhaltung des Gestohlenen ausgehen, die Bessern eine Gelegenheit zur Flucht erwarten und

bloss der aus Wien vertriebene Reichstag, neben unverbesserlichen Ideologen, von Reformen schwätzt, drohen schon neue Gefahren von Seite Frankreichs. Hier handelte es sich keineswegs um die Elementarfragen der Revolution, um die Staatskirche, um den Liberalismus, um Strafrecht über Bauern und Bürger, um Confusion der Provinzen durch ein loses Foederativ-System, oder eine demokratische Centralisation. In Folge des französischen Fortschritts, drehen sich die Angelegenheiten der Reform in Frankreich um die schon sehr deutliche Frage des Eigenthums, Familie und Sicherheit des Lebens; während der schwerfällige, grobsinnliche feige Wiener-Rebell vor jedem Kampfe besonnen an den Rückzug denkt, ist der muthige, gewandte, fanatische Pariser entschlossen den Tod zu suchen, um Geld zu finden. Wenn der blutigste aller Strassen-Kämpfe, gegen den die Schlachtfelder erbleichen, für die Regierung siegreich ist, so wird Frankreich Betrügnern und Bösewichtern, den Republicanern (welche den socialistischen Aufstand, um die Monarchisten einzuschüchtern, selbst organisirten) gehorchen, wenn hingegen der Aufstand siegt, so wird Frankreich und nach und nach auch die Welt von unersättlichen Strassenräubern, von Mördern, wie jene des Erzbischofs, abhängen. Oesterreich kann nicht helfen, denn es ist ohnmächtig und blutet an zahllosen Wunden, der Papst ist belagert wie der Kaiser.

Nur von Oben kann die Hilfe kommen, aber wie? durch wen? Es gibt in Oesterreich keine Regierung, kein Cabinet, ja selbst keine Persönlichkeit, um welche sich die Getreuen schaaren, einen Halt punct für die Staatsautorität gewinnen, einen Gegenstand der Liebe, ein Mittel zur Belebung der Hoffnung, eine Grundlage für den Glauben österreichischer Völker an die Zukunft des Hauses finden können.

Keine von den früheren Weltlagen war grösslicher als die jetzige, denn die Beispiele der religiösen Revolution Deutschlands, der nationalen Revolution Frankreichs und der schauderhaften Revolutionen des schismatischen Russlands,

äussern sich nun durch den Republicanismus, Demokratismus und Attentate in allen Ländern, selbst im Kirchenstaate. Eine definitive Weltauflösung schien selbst Muthigen unwiderstehlich, denn so oft die Kühnsten unter ihnen an die Bedeutung des Papst- und Kaiserthums erinnerten, die Möglichkeit einer französisch-österreichischen Allianz hervorhoben, so erregten sie ein Lächeln des Mitleides unter den Weisen des Tages.

203. (Ein neuer Weltretter in Oesterreich.)

Dennoch sollte der Felsen, wie es geschrieben ist, fest stehen. Sogleich nach der Juli-Revolution, deren verheerende Kraft der Schöpfer seit der Ewigkeit kannte, liess Er dem Erzherzog Franz Carl, dem zweiten präsumtiven Erben des kaiserlichen, gegen Ketzerei und Revolution errichteten Thrones, ein Kind geboren werden. Vom Kaiser Franz I., (dessen älterer Sohn unvermählt war) besonders gesegnet, wurde es von frommen Eltern fromm erzogen, wuchs mit der Revolution auf, lernte sie spielend kennen, denn es war bestimmt nach der Erlangung der Volljährigkeit mit der Revolution zu kämpfen. Die letztere erwartete ihre und die seinige Reife nicht, und erklärte den Krieg ihrem Pathen und Wohlthäter, Ludwig Philipp. Als durch dessen schändliche Flucht und die Feigheit der entehrten französischen Armee, der Prinzen, der Feldmarschälle, Pairs etc. die Revolution gesiegt und bald darauf auch den Kaiser angegriffen hatte, war Erzherzog Franz Joseph noch nicht zur Volljährigkeit geeignet, allein schon beobachtete er die Gegnerinn sorgfältig und studirte sie auf dem Schlachtfelde. Achtzen Jahre alt geworden, vermochte schon Franz Joseph die Hoffnungen des Vaterlandes zu beleben, Viele dachten und sagten einander leise, dass Oesterreich einen sichern Halt punct, einen Herrn, nicht nur dem Namen nach, finden, den Zweifel: für wen sollen wir kämpfen? beseitigen könne.

Zwei grosse Soldaten sollten dem Herrn den Weg bahnen, einer nahm Napoleon den Grossen zum Muster, der an-

dere die Selbstständigkeit des Sylla und Caesar; officiell und officiös arbeiteten sie dem Erzherzog vor und fanden zahlreiche, enthusiastische Anhänger.

Es gibt in Oesterreich eine wunderbar erhaltene Corporation aus der Epoche der Kreuzzüge, sie liess sich von den Unbilden der Zeit nicht ergreifen; sie kennt weder Vaterland noch Nationalität, beides findet sie in der Treue zum Herrn, mit der sie der Fahne folgt, sie kann sich einen Fortschritt in der Ehre nicht denken, daher hat diese Körperschaft neuen Zeiten nur die Kriegskunst entlehnt, die Gefühle und Begriffe der alten Ritterzeit genügen ihr. Sie wahrt stets dieselben Geheimnisse des Commando und des Gehorsams, täglich bethet sie dreimal, um sich gegen die Todesfurcht zu schützen, und hofft für die Ehrfurcht, die sie dem sichtbaren Blut und Körper Jesu, Seinem hl. Kreuze jeder Zeit erweist, den Segen Gottes. Alle hl. Kriege haben die Oesterreicher, oft allein, gegen die Feinde der Kirche bestanden, stets kämpfte diese Armee für das Papstthum, ihr bedeutendster Theil, die italienische hatte kaum eine andere Bestimmung. Allein im Jahre 1848 fühlte sich auch diese erlauchte Körperschaft bedrohet, ein Bataillon ging zum Feinde über; dieses spornte die Retter, wodurch die Kräfte des Grafen Radetzky und des Fürsten Windisch-Grätz vervielfältigt wurden. Rasch waren die Belagerer Wiens angegriffen.

Unter den kaiserlichen glänzten polnische Regimenter, eines von denselben hatte die Belagerer der Burg anzugreifen, es ging ins Weichbild der Stadt denselben Weg, den Johann Sobieski vor ungefähr zwei Jahrhunderten wandelte, der Führer der polnischen Sturmcolonne hatte denselben Namen, den der polnische Kron-Grossfeldherr ¹⁾ unter der Leitung Sobieski's verherrlicht hatte.

Also alte Ideen, die man in Wien für abgelebt hielt, haben nichts von ihrer Intensität verloren, auffallend über-

¹⁾ Jabłonowski.

rasch⁷ wurden die Novatoren, sie fühlten sich gezwungen an das siebzehnte Jahrhundert zu denken, die Identität der Lage der Menschheit einzusehen. Nichts war durch die Revolution geändert, nur die Rolle der Belagerer, im siebzehnten Jahrhunderte übernahmen sie die türkischen und im neunzehnten die österreichischen Ungläubigen; der Fortschritt war offenbar.

Bloss in der Tapferkeit machten die Belagerer Wiens im XIX. Jahrhunderte keinen Fortschritt seit dem XVII., im Gegentheil. Während die Türken wenigstens mit physischem Muthe auftraten, vermochte die falsche Uniform des Wieners den Anblick der wahren nicht auszuhalten, er war bewaffnet und zum Kampfe bereit, allein das Herz fehlte, nur zur schnellen Flucht, fehlten die Kräfte nicht. Die Flüchtigen hatten kaum Musse über das Verhältniss der liberalen Institution, der National-Garde, zur Armee nachzudenken.

Treue Völker (das Landvolk, nicht die Städter, unter diesen gab es nur selten einen Gerechten) wetteiferten mit der Armee und huldigten laut dem allerhöchsten Hause. Der Reichstag wurde aus einander getrieben, die Gesetzgeber fuhren oder gingen in allen Richtungen nach Hause, die letztern entwickelten jetzt, wie früher auf den curulischen Sitzen, eine besondere Würde, allein man hatte den Verdacht, dass sie nicht verstanden, worüber ihre Herrn Collegen sprachen, obgleich dieser Vorwurf auch die Redner treffen könnte. Immer mehr verfiel die Sache der Freiheit und enttäuschte ¹⁾ ihre Anbether.

¹⁾ Die entschiedensten und wortreichsten Liberalen, soll man als Vertraute einer wohl nicht ritterlichen, aber äusserst klugen Behörde, erkannt haben. Auch andere eben sowenig heroische Entwirrungen, löseten den Knoten des wienersischen Heldendrama und der Filialdramen in den Provinzen. Bekannt ist es, womit liberale Revolutionen, nach dem Ausspruche ihrer Kenner, der Franzosen, zu enden pflegen. Die Liberalen haben Interesse zu behaupten, dass sich die Geschichte nicht wiederholt.

Die Nachrichten aus dem Lager waren nicht besser für die Freiheit, als jene aus dem zerstörten General-Quartier der Revolution und ihrer Repräsentanten am Reichstage. Vergebens verfuhr die Ungarn und Italiener wie die Deutschen und suchten polnische Führer, das Polenthum erwies sich mächtig durch die hl. Allianz, nicht durch das Bündniss mit der Revolution. Blitzschnell wurde das Utrechter Königreich Sardinien, für immer gedemüthigt, auch die russischen Müssiggänger wurden durch die Raschheit Haynau's ins Erstaunen gesetzt, und während Paskewicz schrieb, dass die Ungarn zu den Füßen des Czaren liegen, war schon das Gegentheil eingetreten, die Ungarn sind eben dieser Gefahr und Schande entgangen.

Nach dem Abzuge der unbegreiflich berufenen und unbegreiflichen, nur für Kossuth begeisterten Russen, athmete freier Oesterreich. Die Ungarn erkannten, dass sie Unrecht hatten, sie hielten ihre Ehre für gekränkt. Die Italiener bedauerten betrogen worden zu sein, schienen mit ihrem Verstande nicht vorzüglich zufrieden. Die Bewohner Wiens, Lerchenfelds etc. wurden schon früher über diese Zustände ausgefragt. Bald gerieth das blutigkomische Schauspiel in Vergessenheit, ganz andern Erscheinungen konnte nur der Oesterreicher zusehen.

Wie seit dem 2. Dezember 1848 die Armee neubelebt wurde, ihre Rüstungen und Bewegungen einem mächtigen Impuls folgten, ebenso wurden Autorität und Regierung gehoben, ihre Thatkraft entwickelt, auch das Cabinet hat sich wieder eingefunden. Nachdem die Feinde über die Grenzen Oesterreichs begleitet worden waren, wurde italienischen, deutschen und andern Monarchen die Hilfe Oesterreichs zugeschickt. In Mittel-Italien und an der Eider, am Trajanswall und am Rheine, wirkten zugleich die österreichischen Armeen, an die schönsten Zeiten Carls des Grossen und der Ottone lebhaft erinnernd. Der Schutz für Völker und Fürsten, das Kaiserthum, war augenscheinlich renovirt, das mit

dem Tode Kaisers Franz I. eröffnete Interregnum feierlich geschlossen.

Inmitten des siegreichen Waffengegürtels und während die österreichischen Kreuzfahrer das Abendland Ungläubigen entrissen, förderte der neue Herrscher auch die geistigen und sittlichen Kräfte des umfangreichen Kaiserstaats. Eine Reihe von Massregeln wurde in vielfältigster Richtung ergriffen, um Institutionen und deren Grundlage, den Glauben, zu heben, durch neue und alte Mittel das ewig Wahre durchzuführen. Bald nach der Sprengung des gottlosen Reichstags wurde auch sein Werk, an dessen Spitze Gott und die Kirche beleidigende Maximen standen, die Gleichberechtigung der falschen Glaubensbekenntnisse mit der allein selig machenden Kirche aussprachen, feierlich vernichtet, eine ernste Organisirung des beruhigten Reiches vorgenommen. Neues Leben durchströmte alle Organe des zu einer ungewöhnlichen Macht berufenen Völkercomplexes, dessen vielfältige Seele der glücklich gefundene Satz: „*Viribus unitis*“ richtig bezeichnet. Nie hat sich die erhabene Maxime Bossuet's: Will Gott neue Gesetze, so erleuchtet Er den Gesetzgeber, glänzender verwirklicht. Den Stützen des *Sacerdotium* und *regnum*, Geistlichen und Soldaten, wurde das ihnen leichtsinnig Genommene wieder gegeben. Vollständig war die Restauration; Oesterreich ist, wozu es Carl der Grosse bestimmte, ein katholischer Militärstaat wieder; so oft Kanonen ertönen oder Glocken rufen, denkt der dankbare Oesterreicher an den weisen Staatsregenerator.

Damit die Unbilden für immer aufhören und die Machtentwicklung fort dauere, beherzigte der Kaiser die ehrwürdige Sentenz: *donec refeceris templa*, und führte die Herrschaft der Kirche wieder ein. Durch dieses höchste Verdienst, eine würdige Krönung der andern verdienstvollen Werke, erhielt Oesterreich die wahre Grundlage einer echt christlichen Macht, die Bürgschaft des göttlichen Segens, Fürsten und Völker erlangten ein Muster. Nicht nur Oesterreich

auch die Welt ist gerettet. Es gibt schon ein Reich auf Erden, welches Jesus sein nennen kann.

So verfuhr die Allmacht, sie segnete jenes Kind von 1830, um die Guten zu belohnen und die Bösen zu bestrafen, jedes Rettungsmittel ist ihr gut, sie wählte, damit der Christ nie verzweifle, den tiefsten Verfall Oesterreichs und der Menschheit. Offenbar hat uns der Verfall gerettet (*perierimus nisi perissemus*) und wäre es nicht eine schwere Sünde, man würde die Ideen und Weltlage seit dem Tode Kaisers Franz I. loben, den Czaren Nicolaus, den König Ludwig Philipp und ihre Werkzeuge preisen.

204. (Fernere Weltrettung durch die Verdienste des Herrschers von Frankreich.)

Während das sich renovirende österreichische Kaiserthum für die Kirche, Fürsten und Völker kämpfte, dieselben in Schutz nahm, in welcher Lage befanden sich der Papst und die andere katholische Grossmacht? die Nothwendigkeit ihres Mitwirkens zum vollständigen Siege der katholischen Weltordnung, ersahen wir aus der Geschichte Kaisers Napoleons I. und aus den Folgen seines Sturzes. Leichter war die Aufgabe Frankreichs, seit ihm Napoleon I. ein abschreckendes Beispiel und Franz Joseph I. ein Muster gegeben haben.

Einem der bedeutendsten Soldaten, dem (in Gott ruhenden) Feldmarschall Bugeaud fiel die Haltung des österreichischen Heeres auf, tief schämte er sich des seinigen, da dieses Ehre und Fahne verrathen, die Waffen gestreckt hat; er hatte den glorreichen Muth der französischen Armee, die Nachahmung der österreichischen zu empfehlen. Tiefen Eindruck machte die populäre Autorität Bugeaud's auf Frankreich, allein schwer ist es vollkommene Muster nachzuahmen; wie, auf welche Art soll man es vornehmen? womit beginnen? worin besteht die Nachahmung? solche Fragen blieben vom Bugeaud unbeantwortet. Uibrigens ist das Ritterthum kein isolirter Organismus, es ist ein Theil eines höhern, ein

Ring in der Kette der Katholicität. Auf die Organisationsfragen katholischer Armeen vermag nur ein grosser Denker Antwort zu geben.

Diesen schickte Gott dem unglücklichen Frankreich, als den Erlöser zu, wieder einen der ausserordentlichsten Männer aller Zeiten, und damit das wiederholte Wunder Gottes deutlicher erkannt werde, einen Mann, welcher mit dem Unterhändler von Campoformio, dem Restaurator des Erbkaiserthums, denselben Namen führt. So hatte schon Frankreich einen Beobachter, welcher jeder Bewegung Oesterreichs aufmerksam zu folgen, dessen Muster zu beherzigen vermochte. Der grosse Denker begnügte sich mit der Erkenntniss der Grossthaten der österreichischen Armee nicht, er forschte nach der Ursache dieser, in einer Epoche des Verfalls des Rittersinns, merkwürdigen Erscheinung. Da sich die österreichische Armee durch katholische Zucht vor den übrigen auszeichnet, so war der Grund ihrer Kraft erkennbar, übrigens glänzte unter den kaiserlichen Armeen die italienische, welche stets für die Kirche kämpfend mehr im Dienste des Papstes als des Kaisers zu stehen schien; das Mittel, die kaiserlichen Heere nachzuahmen war gefunden.

Der Anlass zu seiner Anwendung gaben frühere Begebenheiten; das Exil des Papstes Pius IX. (der prophetisch diesen grossen Namen annahm) erinnerte lebhaft an das Attentat Napoleons I. gegen Pius VII., und betrückte das Herz des liebenden Neffen, welcher als ein zugleich frommer Sohn der Kirche die Leiden des hl. Vaters doppelt fühlte. Der Kaiser stand eben im heissesten Kampfe, schnell schickte der kühne (offenbar von Gott geleitete) Prinz-Präsident französische Truppen nach Rom, dort in derselben Kriegsschule, wie die Oesterreicher, lernten sie den Gottesseggen finden und wurden mit dieser Hilfe siegreich. Die ewige Stadt öffnete ihre Thore dem Herrn der Erde. Dieses Verdienst der Präsidenten begeisterte nicht bloss die Katholiken von Frankreich, so oft man las: der Präsident rettet Rom, so dachte man schon an Kaiser Napoleon III.

Wirklich kam nach der Züchtigung der italienischen Banditen, die Reihe an die legalen französischen, leicht wurden Schwätzer vertrieben, deportirt oder eingesperrt, die Bauern am französischen Reichstage wussten nicht besser zu widerstehen, als die österreichischen. Gehorsam und dankbar gegen den Erlöser, hat das schwer geprüfte französische Volk den Caesarismus mit Jubel begrüsst und freudetrunken unterstützt; Frankreich hat verdient wieder kaiserlich zu werden, diess ward es auch durch einen erhabenen Entschluss des Liberators. Entweder durch ein tiefsinniges Gefühl der Pietät Napoleons III. oder durch eine besondere Gottesfügung war der 2. Dezember (Krönung Napoleons I. 1804, Thronbesteigung Franz Josephs I. 1848) zum Tage der Weltbegebenheit bestimmt; die Erde freute sich und auch der Himmel, sobald er die beiden Kaiser segnet. Wieder wird das Papst- und Kaiserthum (von nun an durch eine eigene Gnade Gottes für die Kirche und die Menschheit das doppelte Kaiserthum) von Glorie umstrahlt. Hätten es die Russen und Revolutionsführer im Jahre 1848 vorausgesehen? So war die Welt dorthin geführt, wo sie im J. 1813 vor den Fehlern des Fürsten Metternich stand. Die Völker und die Reiche beugen sich wieder vor Franz und Napoleon, und diese selbst vor Pius. Die Historiker, welche glauben, dass Menschen die Geschichte schreiben, dass sie sich nie wiederhohlt, sind eines Besseren belehrt.

Von nun an könnte man beinahe die fernere Geschichte errathen. Das im Westen und zugleich im Osten begonnene, in den drei Hauptpuncten der Welt, in Wien, Rom und Paris ausgeführte Restaurationswerk, war ein mächtiges Band für beide Restauratoren, für die katholischen Erbkaiser, welche die kaiserliche Arbeit stillschweigend theilten, die Revolution züchtigten und die Kirche in Schutz nahmen. Ohne eine Allianz zu schliessen, waren sie schon innigst, gleichsam sympathisch verbündet und gewiss war nie die französisch-österreichische Allianz vollständiger; dieses wahrhaft hl. Bündniss soll immer dauern, denn nicht von Unterhänd-

lern, sondern von Gott selbst wurde es geknüpft und in volle Wirksamkeit gesetzt. Wirklich brauchten die Kaiser keine förmliche hl. Ligue zu schliessen, um nach der Züchtigung der Revolution und Regelung des Westens, auch Russland zu beobachten und über den vierten europäischen Hauptort, über Neu-Rom zu wachen.

Barmherzig ist Gott, der diese grossen Ereignisse, von denen jedes in Erstaunen setzt, so rasch auf einander folgen liess, denn schon hat der Allwissende im Herzen des Czarenthums gelesen. Durch die schnelle Entwicklung des Papst- und Kaiserthums (welches man im Jahre 1848 so wie Oesterreich und ebenfalls Frankreich für verloren hielt) aufmerksam gemacht, vom Neide ergriffen, dass eben diese, die er grundsätzlich hasst, einen dreifachen Triumph feiern, die Welt begeistern, den Czaren in den Hintergrund drängen, hatte der Orientalismus keine Zeit zu verlieren, denn die Revolution, dieser Grund der Entkräftung des Abendlandes, wurde schon besiegt; wieder hat Russland die conservative Maske abgelegt, den Uiberfall organisirt, Empörungen angezettelt und den Uiberfall ausgeführt.

Allein wem Gott den Glauben nicht gibt, diesem entzieht er den Verstand. Unentschlossen und schüchtern im Jahre 1848, war das hl. Russland verwegen im Jahre 1853, beide Mittel waren schlecht. Schon haben die Kaiser einander vollständig begriffen und (da Oesterreich im J. 1848 die Hilfe Russlands annahm und sie reichlich an andere Staaten im gemeinschaftlichen Interesse ersetzt hatte) die Allianz mit dem protestantischen England nicht verschmähet. Mit Riesenkraft wurde der Verbindung beider Kaiser von Seite Preussen - Russlands, allein schon vergebens, entgegenarbeitet, die Ketzer wurden zur Verzweiflung und die Katholiken zur Hoffnung geführt, da der erste Anlass des bevorstehenden Krieges und des Bündnisses das hl. Grab und das hl. Kreuz waren.

Bald erfolgte der Krieg in der That. Während noch die Russen und Preussen von Zerwürfnissen der Alliirten

fabelten, hat schon der Oesterreicher „das Pfand“ dem Pfandnehmer entrissen, denselben vertrieben, die Franken zerstörten den Schlupfwinkel politischer Piraten. In Eile flüchtet sich das hl. Russland von einem nicht heiligen, panischen Schrecken ergriffen, das falsche griechische Kreuz und Tausende von Kanonen dem Sieger überlassend. Die Flotte, welche den Vertheidigern des hl. Grabes Hohn biethen wollte, ging durch einen feigen Selbstmord in Rauch auf. Pharao war neuerdings vernichtet, Israel gerettet. Sanfter ruhet im hl. Grab die Asche des Gottmenschen, des Urhebers dieser Siege. Was die Conferenzen in einer kaiserlichen Residenzstadt begonnen haben, diess setzen die Conferenzen in einer andern kaiserlichen Residenzstadt fort, und thun den furchtbaren Ausspruch: Aenderung der Grenzlinien Russlands. Welche Bürgschaft hat es nun der Gerechtigkeit der Kirche und der Kaiser gegenüber? Vom Rechte des Stärkern ist es schon verlassen und andere Rechte pflegt es nicht. Wer hätte diesen Triumph der katholischen Grossmächte im Februar oder März 1848 geahnt? Für Ketzer, in sofern sie Denker sein können, ist es eine Gelegenheit zur ernstesten Beherrschung der Zustände katholischer und schismatischer Staaten.

Nach der Besiegung beider gefährlichen Feinde, der Revolution und Russlands, nach der Entwirrung der Verwicklung im Westen und zugleich im Orient, gehet die Menschheit einer bessern Zukunft entgegen, denn der Orientalismus hat mehr keine Grossmacht aufzuweisen und für wen sollte nun die Revolution kämpfen und das Abendland schwächen? Auf jeden Fall stehen zwei mächtige und officielle Vertheidiger der Weltordnung da, und wenn sie an die Geschichte vergessen würden, so erinnert sie der gemeinschaftliche Kaisertitel an die Pflicht zur französisch - österreichischen Allianz, welche nun die Allianz der Kaiser, die kaiserliche heisst und offenbar von Gottes Gnaden ist. Auch die Aufgabe dieses so höchst nothwendigen Bündnisses hat sich vergrössert und als dringender herausgestellt, da die katholi-

schen Kaiser ebenfalls den Orient zu organisiren haben. Durch diese sittliche Nothwendigkeit erlangt die katholische Allianz eine neue Nahrung und wird zu einem unumgänglichen Bedürfniss für die Kirche und Menschheit, denn leicht war es mit Hilfe des schismatischen Englands den gemeinschaftlichen Feind zu schlagen, allein nur ohne diese Hilfe, ist die definitive Organisirung des Orientes möglich; im Falle einer neuen Krisis, sollen auf die Geschicke der hl. Sophienkirche und der Stadt des ersten katholischen Caesars, Neu-Roms, nur die römisch-katholischen Kaiser einfließen, denn nur sie dienen der Kirche und die orientalische Frage ist eine rein-kirchliche.

Bloss der Schüler des Fürsten Kaunitz erlebte das grosse Werk, der Enkel Maria Theresiens kann es nur im Himmel segnen. Auch der Grossvater dieser Kaiserinn dankt Gott, dass Er dieses Werk, nach so vielen Hindernissen, durch vielfältig verwickelte Wege, endlich zum Ziel gelangen liess. Auf den Standpunct, zu dem die Welt nach der Schlacht bei St. Gotthard durch die Verdienste Ludwigs XIV. leicht gelangen könnte, ist sie durch die Wirksamkeit der hl. Ligne und durch die Verdienste Leopolds I. und seiner Nachfolger gebracht worden.

205. (Recapitulation der Wirksamkeit Leopolds I. im Aeussern.)

Unter den verdienstvollen Thaten so vieler Grossen, welche zur Rettung des katholischen Staatensystems und zur Förderung der, neben dem päpstlichen Segen, wirksamsten Massregel, um dasselbe zu vertheidigen und zu erhalten, zur französisch-österreichischen Allianz, beitrugen und beitragen, glänzt das Verdienst Leopolds I. als das grösste, denn er hat die Grundidee (welche freilich aus dem göttlichen Dogma: *Tu es Petrus.... Reddite Caesari....* fliesst) angegeben, sie vielfach zur Vertheidigung des Völkerrechts angewandt, das Papstthum als die höchste diplomatische Autorität verehrt, die unchristliche Grundlage der Sicherheit christlicher Völker, die systematische Rivalität zwischen katholischen Grossmächten

und worauf sich die künstliche Grösse schismatischer Reiche gründete, umgeworfen, das Beispiel heldenmüthiger Aufopferung materieller Interessen Königen und Völkern gegeben, den Kampf für Jesu, aller Hindernisse ungeachtet, mit Muth und Beharrlichkeit geführt. In diesem Kampfe blieb Leopold nicht immer Sieger, allein in Folge seiner tiefsinnigen, frommen Auffassung des christlichen Staatensystems und erwiesener Wirksamkeit heiliger Ligen, hat er dem Wienercabinet ein hohes Muster der Staatsweisheit, eine Grundlage zu weiteren Siegen, als Erbschaft überlassen. Durch diese Staatsweisheit rettete Oesterreich sich selbst und die Welt; der sprichwörtlich gewordene Scharfblick des Wienercabinetes, welchem allgemein selbst seine Gegner, Anerkennung zollen, und welcher sich in den häufig wiederkehrenden, gefahrvollen Lagen Oesterreichs stets bewährte, ist Leopolden I., den Gott in schwere Lagen versetzte, zu verdanken.

Um die Weltrettung in seiner Epoche zu erzielen und seinen Nachfolgern die Fähigkeit, das schöne Privilegium für die Kirche und die Menschheit alleinig zu siegen, oder es mit dem ältesten katholischen Staat zu theilen, zu ermöglichen, musste der weise Kaiser auch für den innern Ausbau des Staates und überhaupt für die orientischen Völker, nicht nur für das Volk Johann Casimirs und Johanns III. gewirkt haben. Prüfen wir nun den geheimnissvollen Organismus Oesterreichs, da wir dessen Wirkungen die oftmalige Weltrettung und auch den grössten Theil der Ursachen seiner Erfolge, den Rittersinn und die äussere Politik des frommen Erzhauses schon kennen. Auch in der innern muss es sich zu katholischen Grundsätzen gehoben, und eigene Völker nicht weniger als fremde geliebt haben.

VII. Abschnitt.

Politik Leopolds I. im Innern; Sieg der hl. Ligue über die orientalischen und inländischen Feinde Oesterreichs; dessen Macht-Entwicklung im Innern und Aeusseren.

Oesterreichisches Regierungs-System. Wiedereroberung und Organisirung Ungarns. Einfluss dieser Restauration auf die orientalischen und die abendländischen Völker, überhaupt auf die Weltlage im XVII. und am Anfange des XVIII. Jahrhunderts. Bedeutung der ungrischen Restauration für die definitive Gestaltung der österreichischen Gesamt-Monarchie zu einem wahrhaften Ost-Reich; Wichtigkeit desselben für die Kirche und die Menschheit. Die Donau, als Mittel zur Entwicklung der Macht Oesterreichs. Recapitulation des Wirkens Leopolds I. im Innern und Aeussern; Beurtheilung dieses Kaisers.

206. (Wirksamkeit Leopolds I. im Innern. Ursachen, Geist und Wesen des Regierungssystems in Oesterreich.)

Obschon im XVII. Jahrhunderte, die staatlichen Angelegenheiten von den diplomatischen in den Hintergrund stets gedrängt wurden, hat dennoch Leopold I. grosse Staatsresultate erzielt, die Autorität und Macht Oesterreichs, auch auf diesem Wege, ungemein entwickelt. Ausnahmweise steht die innere Politik Oesterreichs mit seiner äusseren im Oriente in der innigsten Verbindung, beide sind sogar identisch und jeder Satz einer von denselben, wird zum Satze auch für die andere; erklärbar ist es durch die Analogie zwischen den Elementen, aus denen Oesterreich zusammengefügt ist und zwischen jenen der nachbarlichen Länder, welche, wie die österreichischen Provinzen, der gemeinsame Feind, der Orientalismus, bedrohet. Der Kaiser hatte sich nicht nur den Sultanen und den Kiöpurli, sondern auch den Czaren Peter I. entgegenzustellen, und nach der Besiegung der Türken Russland aufzuhalten; jede Massregel Leopolds bezüglich der Verbindungen mit Polen, Venedig, Siebenbürgen, jede Verordnung in Ungarn etc. war ein Act fürs Äussere und zu-

gleich fürs Innere. In Folge der unglückseligen Lage, welche die orientischen Staaten und Provinzen einnehmen, waren hier kaiserliche Thaten und Entschlüsse entweder apostolische Werke oder Sünden, eine Gleichgiltigkeit gegen die Nachbarn, eine passive Haltung denselben gegenüber, wäre hier ein Verlust oder sogar ein Verbrechen. Daher die Sorgfalt österreichischer Monarchen für das Regierungssystem, während dasselbe anderswo der Willkühr der Parlamente oder der Beamten preisgegeben wurde. Die Politik für das Innere hat Leopold I. nicht erfunden, er folgte der schon früher gefundenen, trachtete sie richtig anzuwenden und ferner zu entwickeln; es ist ein merkwürdiges System, wie ist es entstanden?

Oesterreichs Aufschwung zu einem mächtigen Staate, lässt sich durch physische Kräfte nicht erklären; es ist weder ein geographisches, durch natürliche Grenzen zusammengebrachtes Ganze, noch ein Product der Macht eines Volkes; auch eine Folge Handels- Kriegs- und politischer Systeme ist Oesterreich nicht, wie z. B. Preussen und Sardinien, welche der Utrechter Friede (1713) aus geheimem Hass gegen die katholischen Grossmächte, begünstigte und als Gegenwichte zu Oesterreich und Frankreich in die Reihe der Königreiche aufnahm. Oesterreich wurde nicht erst durch die Vereinigung mit Böhmen und Ungarn mächtig, denn es entsteht die Frage, welche Kraft diese Staaten vereinigt habe, und gewiss hätte keine Gewaltsamkeit vermocht so viele disparate Elemente zusammenzufügen, ohne die einen durch die andern wesentlich zu lädiren; übrigens waren ja Polen, Ungarn und Venedig im europäischen Oriente materiell mächtiger als Oesterreich. Endlich trägt Oesterreich keine Spuren einer gewaltsamen Staatsbildung, wie Frankreich, wo alte, ehrwürdige Provinzen untergangen sind und selbst dem Namen nach nicht bestehen. Nicht einmahl durch die alleinige Thatkraft grosser Habsburger, durch das Triumvirat Maximilians I. und seiner Enkel, Carl und Ferdinand, nicht durch das dreifache Bündniss der Habsburger mit den böhmisch-

ungarischen und mit den polnisch-lithauischen Jagellonen, ist die Macht Oesterreichs erklärbar, denn auch von den grössten Habsburgern wurden Fehler begangen, die Nachfolger Ferdinands I. unterwühlten Oesterreich; übrigens ist die menschliche Thatkraft äussert beschränkt, und wenn die Habsburger dieselbe vorzüglich auszubilden und zu entwickeln vermochten, so wirft sich wieder die Frage auf, welche Grundsätze befolgte diese Thatkraft? Offenbar ist die äusserst künstliche und zugleich sehr natürliche Zusammensetzung des österreichischen Völkercomplexes, nur durch moralische Kräfte, als die Folge eines höhern Grundes, als Folge einer höheren Idee erklärbar, welche mittelst besonderer Verdienste des herrschenden Hauses nicht nur in dessen äussern Politik, sondern auch in der innern und durch eine eigene Stellung zu andern orientischen Monarchien verwirklicht werden konnte.

In der That, durch Verdienste des Hauses, welches dadurch Zutrauen erwarb, in vielfältige Verhältnisse auch mit entfernten Fürsten trat, durch Erbverträge und Erbschaften, durch die Kunst die Macht im Innern, mit Hilfe des kirchlichen und historischen Rechts, ohne Zwang und Gewaltsamkeit zu entwickeln, durch strenge Handhabung der Grundsätze zu fördern und zu erhalten, vor Allem durch die Fügung der Vorsehung, welche die frommen Habsburger sichtbar unterstützte und so oft neue Weltgefahren eintreten sollten, die Macht Oesterreichs vergrösserte, erlangte das Haus grosses Ansehen und eine bedeutende Macht.

Unter dem Kaiser Carl V. und dem Könige Ferdinand I. erreichte diese Macht ihren Culminationspunct, viele Kronen hat Gott dem für Kirche und Grundsätze stets kämpfenden Hause geschenkt, glänzende Siege den Vertheidigern der christlichen Ordnung und der unermesslichen Besitzungen Oesterreichs gestattet. Diese Stellung des Hauses zur Kirche, zu vielen Völkern und Staaten, wie Spanien, Böhmen, Burgund, Ungarn etc. bestimmte auch seine innere Politik, die staatliche Entwicklung Oesterreichs, eigentlich

eines Complexes, einer Mosaik von Staaten und Provinzen, deren einziges Band in dem päpstlich-kaiserlichen System, in der katholischen Religion und in der Regierung der Habsburger bestand. Spanisch in Spanien, französisch in Brüssel und Burgund, deutsch in Tyrol, in Ungarn ungrisch, stets der Gerechtigkeit beflissen (*justitia regnorum fundamentum*), das Unrecht, welches sie selbst zu bekämpfen hatten, meidend, die Geschichte und Tradition als die einzige sichere Grundlage der Autorität immer achtend, haben die Regenten Oesterreichs eine ganz eigene Richtung genommen, sich mehr auf die Vertheidigung des Weltregiments, als auf die Vielregiererei im Innern verlegt. Das Regierungssystem wurde der Selbstentwicklung überlassen, dadurch gegen beide Extreme, die französische Centralisation und den deutschen Föderalismus geschützt, zum sinnreichen Satz: *viribus unitis* geleitet.

Neben dem historischen Recht und nicht auf seinen Trümmern, entwickelte sich wohl nicht die Staatsmaschine, aber die Staatsautorität; durch den Glanz der aufrechtstehenden Aristokratie war das österreichische Königthum nur noch höher gehoben und liebend getragen. Die unverletzten Kräfte der vorzüglichsten Organe der Gesellschaft, der geistlichen und weltlichen Fürsten, des Geistlichen und Ritters, des ehrbaren Stadtpatriciers, des frommen Landmanns, wurden zu einer unversiegbaren Quelle für die Macht Oesterreichs und lebhaft erstreckten sich die Sympathien für das weise Herrscherhaus weit über die Grenzen der österreichischen Provinzen hinaus, und machten Eindruck auf die höchsten Cirkel, gleichwie auf das Volk. Der skandalöse Protest, dass die wahre Monarchie mit der Aristokratie unvereinbar, nur der Demokratie, aller Lehren der Kirche über die Hierarchie und das Recht ungeachtet, folgen soll, fand kein Echo im österreichischen Rathe und eben dadurch, dass Oesterreich der Demokratie systematisch entgegentrat,

war es eine wahrhafte Volksregierung, den Kleinen wie den Grossen ¹⁾ gleich günstig.

¹⁾ Es ist ein Vorurtheil, dass Oesterreich in den neuesten Zeiten, seit Joseph II, die Aristokratie systematisch verfolgt, dieselbe der Bureaukratie und der Soldatenregierung preisgibt; das Letztere ist ein Widerspruch in der Anklage, denn militärische Regierungen fördern ja das aristokratische Element. Viel hat dasselbe auch in Oesterreich gelitten, hier wie anderswo sich dem Untergange genähert, allein diess geschah und geschieht nicht in Folge der österreichischen Politik, sondern durch die Unbilden der Zeiten, durch den stets wachen Insubordinationsgeist und durch eigenes Verschulden der Aristokratie, welche zu oft die katholische Maxime: Noblesse oblige, vergass und vergisst. Der Verfall des Rittersinnes, die Vernachlässigung der Herrenpflichten, das Meiden der Schule des Gehorsams (wodurch das Geheimniss des Commando nicht erlernt wird), der kaufmännische, mit erhabenen Gefühlen unmöglich vereinbare Sinn, die dem Pöbel eigenen Gelüste nach Schwelgen und Müssiggang, vor Allem das selbstmörderische Streben nach der Unabhängigkeit von der Kirche, und vom Könige, solche Verbrechen der europäischen Aristokratie, seit Luther, ihrem Erz-Feinde, haben den untern Schichten der Gesellschaft gefährliche Privilegien aufgebürdet und den obern Fesseln angelegt. Keine Regierung in der Welt vermag eine, dieses Namens würdige, Aristokratie zu erdrücken, dem Richelieu und Ludwig XIV. haben die Ligue, die Fronde, die Sitten der Schlösser, die Gewohnheiten der Antichambre, die eleganten Abbé mächtig vorgearbeitet. Wenn aber Aristokraten auf den Schutz des Czaren oder der Junker-Journale verhoffen, dann wird die Aristokratie was sie zu werden verdient.

Die Meinung, in's Theiles der österreichischen Aristokratie, dass es ihr am politischen Wirkungskreise, an Gelegenheit zur Entwicklung des Ansehens, an parlamentarischer Verfassung fehle, ist nicht haltbar und beruhet auf dem Glauben, dass es in England eine Aristokratie gebe, was offenbar falsch ist, denn zwischen dem Hause der Gemeinen und dem Hause der Vornehmen herrscht die glücklichste Eintracht, vor Allem, wenn es sich um eine *patriotische* Opposition handelt. Die brittische Aristokratie (in wie fern man sie noch so nennen kann) hat nur das Privilegium, den König nicht zu beachten und für den Pöbel Reden zu halten; beneidens

Unendlich fruchtbar war diese organische Entwicklung der einzelnen, ein eigenes Leben lebenden österreichischen Provinzen und der auf diese Art zur Pflicht gegen die Gesamtmonarchie aufwachsenden, das Ihrige beitragenden, reifenden Völker. Oesterreichs innere Politik, liess sich weder von einer vorherrschenden Nationalität, deren Vorurtheilen und Convenienzen, noch von der Vorliebe zu einem Stande fesseln; keinem Sonderinteresse hat das Haus Oesterreich die allgemei-

werth scheint das Privilegium nicht. Wohl hat sich die Aristokratie in Ungarn viel günstiger als in den andern Königreichen Oesterreichs entwickelt, allein dieser Vortheil ist nicht der parlamentarischen Verfassung, sondern vielmehr der Loyalität ungarischer Magnaten, den primitiven Sitten des Ungarns, der an das Herkömmliche und Traditionelle mit Liebe hält und seinen Stolz nicht auf die Verneinung gründet, zu verdanken. Eben die parlamentarische Verfassung hat den grössten Theil der ungrischen Aristokratie einem gewandten Advocaten, und der nie eine aristokratische Gesinnung äusserte, unterordnet. Am wenigsten Interesse hätten die ungrischen Grossen, die Herrschaft des Lärmens und der Juraten zu bedauern.

Der letzten Katastrophe Ungarns und Italiens ungeachtet, ist gewiss das aristokratische Element in Oesterreich, im Vergleiche mit andern Ländern, noch am besten erhalten. Vornehme Geschlechter, die mit ritterlicher Treue an den Herrn halten, sind noch immer die grosse Regel. Nicht allgemein, aber auch nicht selten ist die Ueberzeugung unter ihnen, dass der Aristokrat dem Staate, dieser Fortsetzung des Lebenswesens, und dem geregelten Ritterthum, der Armee, der Kirche, dem Kloster sich widmen soll; viele dem Dienste Jesu geheiligte Jungfrauen, gehören historischen Geschlechtern an. Ueberhaupt liegt in den Sitten ein Beweiss gegen die Anklage österreichischer Institutionen, denn man ist in Paris geistreicher, in London hat man mehr Reichthum, aber nirgends ist man vornehmer als in Wien.

Unter den Beobachtern, welche über Wien schrieben, haben seine Gesellschaft und Sitten der Fürst von Ligne und H. St. Marc-Girardin (ich glaube im *Journal des débats*) am richtigsten beurtheilt.

nen, keinem vorgefassten Plane die christliche Regierungspflicht geopfert.

So wurde die Philosophie der innern Staatskunst (wie später die Philosophie der äussern unter Leopold I.) in der blossen Achtung des Rechtes und des Herkommens gefunden und führte natürlich, von selbst, zu der sprichwörtlich gewordenen väterlichen Regierung, unter deren Obsorge die wahre Kraft des Staates und das Wohl der Völker gedeihen mussten. Neben der Pflicht den innern Bildungsprocess zu leiten, den Völkercomplex zu organisiren, hat Oesterreich als kaiserliches Haus und (nach der Abdankung der ältern Linie) zugleich als Träger der apostolischen Krone, die Pflicht den apostolischen Stuhl zu beschützen, die Menschheit zu vertheidigen, nie (mit wenigen Ausnahmen) ausser Acht gelassen, wodurch das von der Liebe eigener Völker getragene Oesterreich auch die Achtung fremder Staaten verdiente und von der dankbaren Kirche unterstützt, seine Macht selbst inmitten von Niederlagen zu entwickeln, auf seinen festen staatlichen Grundlagen unerschüttert zu beruhen vermochte. Diesen merkwürdigen, gewiss unter allen merkwürdigsten Aufbau, welcher aus verschiedenen Ländern, vielfältigen Stämmen, verschiedenen Glaubensbekenntnissen, unzähligen Culturstufen und heterogenen Elementen, mächtiger Hindernisse ungeachtet, zu einem Ganzen, dessen einzelne Theile eigenes Leben haben, ohne rechtlosen Zwang zu Stande kam, und durch Jahrhunderte den Westen und den, vor dem Auftreten Oesterreichs, unglücklichen Osten beschützte, kann man, bezüglich seiner innern Zusammenfügung, am richtigsten bezeichnen, wenn man sagt: Oesterreich ist ein katholisches, von der Kirche gesegnetes Reich der Traditionen ¹⁾.

¹⁾ Diese staatsweise, echt katholische Politik Oesterreichs im Innern, in Folge deren das mächtige Oesterreich zu Stande kam, immer weiter schreitet, seine anziehende Kraft, den verschiedensten Nationalitäten gegenüber äussert, findet noch heute bei Vielen die schuldige Anerkennung nicht. Weil die meisten Staaten einer gewalt-samen, auf theoretischen Plänen und Interesse-Combina-

Den letztern folgte Leopold I. im vollen Sinne des Wortes und liess sich selbst durch das lockende Beispiel

tionen basirten Entwicklung folgen, so nimmt der Befangene diesen ziemlich allgemeinen Missbrauch für die Regel, ohne zu bemerken, wie sehr durch die Centralisation Staaten verkrüppeln. Den grossartigen, nur einer innig katholischen und stets katholisirenden Politik möglichen Prachtaufbau Oesterreichs, halten die Centralisatoren für unvollständig, sagen ihm die bevorstehende Bauauffälligkeit an und vergessen, dass eben in der Entfernung Oesterreichs von der Centralisation seine Ideenmacht liege, denn kein einziges Volk vermag seine particularen, gewöhnlich zum Schisma leitenden Ansichten diesem Staate aufzudringen. Durch das vielfältige Leben war Oesterreich gegen allgemeine Krankheiten immer geschützt, so unlängst hatten die magyarischen Insurgenten, italienische und deutsche Rebellen, welche von der Einheit schwätzten, mit andern Völkerschaften zu kämpfen und der hochverräthischen Hauptstadt war nicht mit Gehorsam, wie es in Frankreich der Fall ist, sondern mit Verachtung seitens der meisten österreichischen Königreiche begegnet. Diesen mächtigen Beweis beherzigen die Centralisatoren nicht, denn immer pflegen Ideologen ihre Hirngespinnste den durch Erfahrung alter und neuer Zeiten erwiesenen Grundsätzen vorzuziehen.

Das Centralisationsystem ist aber ein Babel und aller Mühe ungeachtet können die Vereherer der französischen Centralisation, die Helden der deutschen, slavischen, italienischen Einheit einander doch nicht verstehen, während der Tyroler- und der Karpaten-Bewohner einander, mittelst der Treue gegen das Haus Oesterreich, vollständig begreifen, den Panslavismus nicht mehr als den Panteutonismus achten. *Ubi confusionem faciunt, unitatem adpellant*, könnte man den Ideologen erwidern. Wozu hat Gott die Seele den Völkern gegeben, wenn sie als Ziffern zur Rechnung der Ideologen bestimmt wären? Warum ist jeder lebende Organismus vielfältig wirksam und erst nach dem Absterben erscheinen alle einförmig und völlig gleich? Warum ist der Orient, der nur einem Gedanken, dem Gedanken der Einförmigkeit, anhängt, verrächtlich? Warum war selbst Rom durch die Centralisations-Maschine verrächtlich geworden, warum suchte es, um Vertheidigungs-Kräfte zu finden, das Leben in den Provinzen (so in Gallien) zu wecken,

Ludwigs XIV. und durch die Macht ungrischer Ketzer und Rebellen zu Centralisationsversuchen, zur Gründung eines Polizeistaates nicht hinreissen, auf einer andern Grundlage baute er die Begeisterung der Ungarn für seine Nachfolger, hingegen hatten sich jene Ludwigs XIV. der Liebe ihres Volkes nicht zu erfreuen. So hat die Erfahrung erwiesen, welcher Politik der Vorzug gebühre; ob dieses oder jenes Regierungssystem besser sei, dies wissen müssige Ideologen nicht, dies lehrt mit Autorität nur die Geschichte.

nachdem dieses durch die Centralisations - Maschine erstickt worden war?

Offenbar nicht in der Centralisation liegt das Geheimniss der Eintracht, der Fähigkeit zur richtigen Erkenntniss und Durchführung der erhabenen Staatsmaxime: *uiribus unitis*, sondern im Menschen, in seinen Ideen und Gefühlen, in der Einheit der Monarchie und der Kirche. Nur die letztern haben das Recht ihr wohlthätiges Joch auszubreiten, jedem Volke, ohne dieses zu befragen, aufzuwerfen. Uibrigens erweist die französische Regierungsform deutlich, dass die Centralisation ein blinder, materieller Conservatismus sei, welcher die persönliche Autorität des Monarchen und die katholische Einheit durch die Einheit der Staatsmaschine, durch die Gleichförmigkeit, ungeachtet der verschiedensten Culturstufen, Provinzen und Stände, ersetzen will und wozu Frankreich durch den Uiberrest kranker Ideen sich allderdings gezwungen sieht. Allein in Oesterreich sind die Ideologen nicht zu befürchten, eine Reise des Kaisers nach Pesth oder Mailand, wirft ganze Haufen unverständlicher Schriften um. Kaum glauben die Ideologen ein historisches Recht begraben und den Sieg gefeiert zu haben, so geht schon die österreichische Armee an den Euxinus, wo man noch nicht begreift, was die Centralisation sei, obgleich sie auch dort von französischen Journalisten gepredigt wird. Undankbar ist das Handwerk des Fortschrittes, denn die Werkführer bleiben stets zurück. Selbst die Muster fehlen ihnen, denn Russland verfällt sammt der Revolutivn und Frankreich decentralisirt, das heisst, es entwaffnet die Rewolution. Selbst vor dem Concordate wären die Ideologen in Oesterreich zu spät angekommen und gewiss werden sie hier nicht belohnt werden.

107. (Ungarische Zustände unter Leopold I.; ihre Analogie mit den böhmischen unter Ferdinand II. Wiedereroberung Ungarns, seine definitive Organisation zum Erb-Königthum und der Nebenländer).

Der aus der alten Anarchie und der Unbildung Deutschlands entstandene Protestantismus, hat sich in dem noch weniger gebildeten Königreiche Ungarn schnell verbreitet; einerseits der Hussitismus der Böhmen, zum Theile Urheber der deutschen Ketzerei wie des Religionskrieges, andererseits die orientalische Ungarn, vom Flusse San in Süd-Polen bis ans adriatische Meer, ringsherum umgebende Kirche, wurden vom Protestantismus, dem sie den Weg angebahnt haben, unterstützt, wodurch das schöne Königreich vom Abendlande gleichsam abgeschnitten war. Auch Polen in jenen Theilen, welche von Schismatikern ¹⁾ nicht bewohnt waren, wurde von der neuen Ketzerei bewegt, wohl blieb der polnische Hof äusserlich katholisch, allein in der Wirklichkeit förderte er mächtig aus (kurzsichtigem) Staatsinteresse die Lehre des deutschen Propheten. Sigismund I., König von Polen, hat beschlossen, seinen Neffen, Albert von Brandenburg, Verräther an Papt und Kaiser, mit dem Herzogthum Preussen zu belehnen und gab ihm eben kein besonders gute Beispiel der Verwandtenliebe und der Nachbarnfreundschaft, sobald der mit Albert gegen den Papst und Kaiser verschworene König ein naher Verwandter und Nachbar des Kaisers war; gelehrig folgten den Beispielen beider Gründer Preussens die Herzoge dieses Landes, Nachfolger Alberts. Zur Macht gelangt, behandelten sie den politischen Oberherrn, wie der König von Polen seinen Obern behandelt hatte. Die Belohnung Alberts erschien ehrsüchtigen Gottlosen mit Recht als eine Prämie für die Apostasie und den Verrath, deutsche Fürsten wirkten mit gesteigertem Eifer für den Mönch von Wittenberg. Unter solchen Einfluss ge-

¹⁾ Die Schismatiker des heutigen Galiziens wurden erst von Sigismund III. zur katholischen Kirche (mit Beibehaltung des griechischen Ritus) bekehrt.

stellt, strebten auch die Ungarn nach der so einträglichen Gewissensfreiheit und ein Band zwischen Protestanten und dem wahrhaften Königthum ist nicht möglich, Ketzer und Rebelle war immer synonym.

Vergebens gaben sich die ungrischen Jagellonen Mühe, um die Ketzerei zu unterdrücken, dem Lande seine hohe, seine apostolische Stellung wieder zu geben. Als nach ihrem Aussterben die Habsburger, welche sich durch katholische Gesinnung über die Jagellonen hoben, zur Uibernahme der apostolischen Krone erschienen, fühlten sie sich schon von den Ketzern gehasst. Diess war der Anfang der langwierigen, sinnlosen Kriege, bis sie endlich durch die Erhebung eines Kossuth über die Nachfolger Rudolfs I., durch Calamitäten des Landes und Leiden so vieler Verführten, von den Ungarn in der wahren Bedeutung aufgefasst wurden.

Neben diesem Hauptgrund ungrischer Wirren, wirkten auch Nebenursachen gegen das Land, ein Zusammenfluss unglückseliger Umstände führte es zum selbstmörderischen Kampfe mit dem katholischen Königthum. Durch die Angriffe gegen die traditionelle Kirche wurde auch die herkömmliche Verfassung des apostolischen Königreichs verletzt, stets war dieses ein Erb-Königreich gewesen, bis die Partheien einen Vortheil in der Entkräftung des Königthums erblickten und dem Beispiele leichtsinniger Völker folgten. Vorzüglich gaben dieses Beispiel die Deutschen, auch den Böhmen gefiel es besonders, die Polen, wenigstens in einem Theile reclamirten das Wahlrecht, die Dogen von Venedig wurden ebenfalls gewählt, etc. Ueberhaupt ist im Osten von Europa eine Reaction gegen die Erbllichkeit der Kronen eingetreten, seit dem XIV. Jahrhunderte erloschen mehrere dynastische Geschlechter, was Gelegenheit zu Wahlen gab, oft hiezu nöthigte. Und die Wahlen erfolgten unter dem Einflusse der Klagen des Westens gegen die Uibergriffe der, durch die Erbllichkeit mächtig gewordenen, königlichen Gewalt. Freiheit demnach, Bollwerke gegen den König etc. waren das Losungswort im Osten, und man überdachte nicht, ob durch

diese dem König angelegten Fesseln auch seine Thatkraft und Autorität nicht gebunden sind, wodurch auch die Macht des Staates gelähmt wird. Die Freiheit im Westen beschränkt oder verfolgt, fand ein geräuschvolles Asyl im Osten, obgleich der letztere in Organisation des Staates und der Cultur bedeutend zurückgeblieben, vor Allem der Autorität bedurfte.

So wurde Ungarn zum Werkzeug der allgemeinen Ideenlage, Ferdinand I. zum Gegenstande liberaler Angriffe und beide zu Opfern der durch den Protestantismus entfesselten Unbilden der Zeit. Nur eine Parthei wählte ihn, eine andere, der sich Ketzer und Empörer anschlossen, erhob den Führer der Opposition, Johann Zapolya; Ungarn war von den Ungarn selbst zerrissen, obgleich eben Solymán I. die Jagellonen (1527) und die Habsburger (1529) geschlagen, einen bedeutenden Theil des Landes erobert, einen noch grösseren verwüstet hatte. Noch leichter von nun an waren die Siege der Ungläubigen, denn aus Hass gegen das katholische Haus stellten sich die Ketzer unter den Schutz der Türken und zahlten Tribut. Von Ketzern und Ungläubigen angegriffen, vermochte Ferdinand I. nicht zu widerstehen und sah sich ebenfalls zum Tribute genöthigt. Selbst dieses grosse Unglück für die Kirche und Menschheit hat die Ketzer und Partheien nicht entwaffnet; das in 3 Theile zerrissene Ungarn fand seine Centralisation bloss in der Obergehalt des Sultans und in gleichen Calamitäten aller Comitate.

Diese grenzenlosen Leiden des Landes, welche in Folge verwirrter Begriffe über Kirche und Verfassung eintraten, flossen ihresseits auf die fernere Verwirrung der Begriffe ein. Die Ketzer mit gottlosen Zwangsmitteln bewaffnet, vermehrten ihre Zahl, auch die Partheien mussten immer zunehmen, die parlamentarische Verfassung, welche zu Thaten und Reden auch Ungebildete, selbst Ketzer zuliess, both die Gelegenheit dar. Die ältesten, die ehewürdigsten Organisatoren der Anarchie, die Deutschen gaben längst das Muster einer staatlichen Ohnmacht inmitten des Geschreis

gegen die Tyrannei, auch der Pole, gelehriger Schüler des deutschen Anarchisten, der Böhme theils Schüler, theils Lehrer des Deutschen im Handwerk der Unordnung, Standeskämpfe und Ketzerei, gaben nicht bessere Beispiele. Der reizbare Ungar vergass, dass in Deutschland nur die eigentliche Autorität, nicht aber die Gewalt des Fürsten und des Bürgermeisters durch die Anarchie zu Grunde gehe, dass Deutschland und Böhmen gänzlich, Polen zum Theile durch Ungarn gesichert sei, dass demnach dieses letztere den schwierigsten Posten unter christlichen Völkern gegen den Orientalismus (wie darauf Polen gegen die Türkei und Russland zugleich) einnehme, daher nicht der Anarchie, sondern der strengsten Zucht und des Gehorsams bedürfe. So bildete sich die ungrische, der polnischen sehr ähnliche, durch Fehden, wie sie in Deutschland bestanden, vergrößerte Anarchie aus und unterwühlte die Monarchie des verdienstvollen, vom Kaiser und Papste unterstützten Ferdinand I., legitimen Trägers der apostolischen Krone, wodurch das zur höchsten Sendung, zum Apostoliren, bestimmte Königreich alleinig zum Apostolat für die Ketzer und den Halbmond diente.

Mit Ferdinand I. hörten auch die Verdienste der Habsburger (jüngerer Linie) auf, die Macht war durch die Theilungen des Besitzes und noch mehr durch die Wirren des Hauses geschwächt; die vom Papste getadelte Erziehung, welche Ferdinand I. seinen Kindern gab, trug böse Früchte. Maximilian II. vergass die Pflichten gegen die Kirche, Rudolph II. jene gegen den Staat, Mathias hat sie bei weitem übertroffen und nachdem er für die Ketzer verrätherisch gewirkt, Rebellen gegen beide Linien seines Hauses geführt, entriss er dem legitimen Herrn die Krone; Moritz von Sachsen war verdunkelt. Bald erkannte der Usurpator die Unhaltbarkeit seiner verbrecherischen Stellung, allein schon waren die Kirche und die Monarchie in ihren Grundlagen erschüttert. Die von Maximilian II. entfesselten, vom schwachen Rudolph II. gereizten, vom Mathias, dem Apostaten

und Verräther, geleiteten Ketzer ertrotzen mit List und Waffengewalt das Recht die Kirche und die Majestät zu beleidigen, die Ketzerei öffentlich zu bekennen, Rechtgläubige zu verführen, alle Verfassungen umzustürzen, Maximen des Hochverraths unter der Gestalt des Staatsrechts und der National-Freiheiten zu verehren, mit einem Wort, einen langsamen Selbstmord auszuüben. Vor Allem die Ungarn, von siebenbürgischen Ketzern verleitet, missbrauchten diese Rechte und rannten ins Verderben; neben den Türkenkriegen, wüthete rastlos der Bürgerkrieg, Ungarn hing bloss vom Sultane, von zahllosen, unermüdeten siebenbürgischen Usurpatoren, Prätendenten, von Ketzern, Partheien und räuberischen Horden ab; das durch seinen Titel erste Königreich der Welt, war in der That das letzte auf Erden.

Der durch die Gawissensbisse des Verräthers, vielmehr durch die Stimme Gottes auf den Thron von Böhmen und Ungarn berufene Erzherzog, darauf Kaiser Ferdinand II. vermochte nicht mehr Ungarn, von dem ihm ein kleiner Theil, dem Nahmen nach, gehörte, zu retten und musste sich auf die Rettung der Kirche und des Hauses beschränken. Kaum schien der Versuch, Böhmen zu ordnen, möglich. Dieses Land in seiner Sittlichkeit durch den Hussitismus tief verletzt, hing mit leichtsinnigem Eifer der deutschen Ketzerei an, die es mit National-Secten zu vereinbaren sich bestrebte und wodurch offenbar die letztern von dem deutschen Protestantismus immer mehr beherrscht wurden. Auf diese Art war neben der Untergrabung des österreichischen Hauses, erprobten Beschützers der Nationalitäten, auch das Czechen-thum unterwühlt, mittelst der Ketzerei von Deutschland, ihrem Hauptsitze, immer mehr abhängig gemacht, die Tradition der Ahnen neuen Einflüssen des Fremdlings geopfert, die Nationalität und sogar die höhere, mehr allgemeine Sendung Böhmens, einer orientischen Monarchie, der grössten Gefahr ausgesetzt. Muthig übernahm Ferdinand II. die Vertheidigung seines Volkes, allein die Rebellen folgten einem deutschen Usurpator, setzten sich in Verbindung mit dem

Usurpator von Ungarn und Siebenbürgen und suchten Bündnisse mit dem Türken. Auch Kaiser Ferdinand II. suchte und fand Hilfe beim Papste und katholischen Königen, bald wurden nach dem Siege der Kaiserlichen bei Prag (auf dem weissen Berge 1620) die Deutschen zur Flucht, die Rebellen zum Gehorsam genöthigt; selbst ein protestantischer Fürst, durch die Beute gelockt, kämpfte gegen die Ketzer und für den Kaiser.

Tiefsinnig erfasste Ferdinand II. die Mittel, um Böhmen zu organisiren, mit dem Erbkönigthum und der katholischen Staatskirche erhielt das Königreich seine Grundlagen wieder. Befestigt wurden sie durch die über ihre Verneiner energisch verhängten Strafen; da die Ketzerei vorzüglich in der Hab- und Geldsucht ihren Grund hat, so wurden die Ketzer an Vermögen gestraft. Da der andere Hauptgrund in der deutschen Propaganda, in der Verehrung des Protestantismus, dieses Auswuchses des anarchischen Deutschthums, liegt, so wurden die Verehrer der deutschen Reformation nach Deutschland deportirt, calvinische und lutherische Pastoren mussten denselben Weg einschlagen, um auch ferner als öffentliche Betrüger, aber nur im Vaterlande der Gewissensfreiheit, auftreten zu können.

So wurde die Nationalität Böhmens, dieser schönsten Perle im Kranze slavischer Völker Oesterreichs, gegen das Deutschthum, von dem es schon umschlungen war, gesichert ¹⁾. Und damit auch die höhere Bestimmung Böhmens,

¹⁾ Aus der Schande und Ausartung, unter deren Last die Nationalität protestantisch gewordener Polen in Preussen beinahe spurlos zu Grunde ging, können die Böhmen entnehmen, was die ihrige unter dem Joche der deutschen Reformation, deutscher Prediger, Gelehrten, Schriftsteller, Sitten etc. ohne die mächtige Intervention Ferdinands II., und seiner Nachfolger geworden wäre. Grosser Kraftanstrengung ungeachtet ist es Leopolden I., Carl VI., Maria Theresien nur zum Theile gelungen die Wunden, welche der Protestantismus der böhmischen Nationalität geschlagen hat, gänzlich zu heilen, erst im

jene die kranken Ideen Deutschlands zu bekämpfen, die Cultur nur von den gesunden, von den katholischen Deutschen zu entlehnen, nicht verfehle, wurde ihm die Gelegenheit dargebothen, ober - österreichische Ketzler und deutsche Rebellen im dreissigjährigen Kriege zu züchtigen; wie Oesterreich einen wahren Herrn, so hat auch das hl. Reich einen wahrhaften Kaiser wieder gefunden.

Dieser letzte Krieg, welchen Ferdinand II. für hohe Interessen, für die Kirche und des Kaiserthum vornehmen musste, hinderten ihn gleich wohlthätig auf Ungarn einzuwirken und dieselbe Heilung, wie in Böhmen, zu versuchen. Das gleichsam niemandem gehörige Königreich wurde noch von der katholischen Parthei, an deren Spitze hochverdiente Bischöfe und Magnaten ¹⁾ standen, vom Kaiser durch Lehren und Beispiele unterstützt wurden, beschützt. Unter

XIX. Jahrhunderte hat es Franz I. mit Hilfe der böhmischen Landstände vollständig ausgeführt. Gewiss preisen dankbare Böhmen die heilsame Strenge Ferdinands II., da sie ihre Errettung diesem Kaiser wie die Sachsen Carl dem Grossen und die Ungarn Leopolden I. schulden. In wiefern es noch geheime Hussiten und offene Protestanten in Böhmen gibt, in sofern scheint die alte Sittlichkeit des Volksthum nicht völlig hergestellt. Neben der magyarischen Nationalität ist die Entwicklung der böhmischen unter allen österreichischen, im XIX. Jahrhunderte, die bedeutendste. Warum andere Nationalitäten Oesterreichs, die italienische, deutsche, polnische sich eines ähnlichen Aufschwunges nicht erfreuen, ist durch die Ideenverwirrung Italiens, Deutschlands und des Polenthums in Preussen und Russland, wovon die Magyaren bis in die letzten Zeiten verschont wurden, erklärbar.

¹⁾ Die geistlichen und die weltlichen Führer der ungrischen Royalisten, wurden geleitet und grossen Theils erzogen und zum Kampfe organisirt vom Grafen Pazmany, Erzbischof von Gran, dessen Verdienste um Kirche und Monarchie, an die Seite jener des hl. Remigius, Bonifacius etc. gestellt werden können; ohne die Vorarbeit Ferdinands II., der Jesuiten und dieses Prälaten, wäre Leopold I. zur Rettung Ungarns zu spät gekommen.

dem oft besiegten Ferdinand III. wurde selbst dieser Schutz durch Tractate, welche der Kaiser mit dem siebenbürgischen Usurpator zu schliessen sich genöthigt fand, verringert und die privilegierten Ketzler von Ungarn unter das Protectorat Rakoczy's gestellt ¹⁾. In solchen unglücklichen Zuständen fand Leopold I. Ungarn vor, und war nicht in der Lage, die Thaten seines Grossvaters nachzuahmen und damit seine Regierung in Ungarn zu beginnen, womit jener in Böhmen anfang. Wohl bekämpft auch Leopold I. den Hauptgrund der Calamitäten Ungarns, die Ketzerei, unterstützt kräftig die Katholiken, allein schon war die Parthei der Bösen erstarkt, die Abentheuer Georgs Rakoczy und die Türken kamen ihr zu Hilfe. Mit dem Frieden von Vasvar erwiesen sich auch Katholiken unzufrieden, und Viele unter ihnen folgten leichtgläubig den Protestanten, welche von der Liebe zum Vaterlande sprachen und eigentlich nur vom Hass gegen das katholische Königthum beseelt wurden. Die zunehmenden Unruhen erheischten verstärkte Garnisonen, da auch Türken und siebenbürgische Partheien unter den Waffen standen. Diese Garnisons - Truppen waren fast ausschliesslich aus Deutschen zusammengesetzt ²⁾, im hohen Grade undisciplinirt, zur Beutesucht wie zur Meuterei geneigt. Der in jener Zeit gewöhnliche Hass gegen fremde Söldlinge hat sich schon früher in Ungarn eingestellt; man berief sich auf Privilegien, denen zu Folge nur einige Orte fremde Garnisonen aufnehmen, obgleich andererseits das durch Secten und Partheien getheilte Land die nothwendigsten Vertheidigungsmittel zu entwickeln, einheimische Armeen aufzustellen, nicht vermochte. Die Insubordination deut-

¹⁾ Zu sehen den Tractat von Tyrnau (1645) zwischen Ferdinand III. und Rakoczy in: *Gualdo Priorato, Vita di Leopoldo I. t. I. l.*

²⁾ Die Conscription bestand noch nicht in Oesterreich, schwer war es Truppen aus Oesterreichern zusammenzubringen, daher wurden Fremde, gewöhnlich Deutsche, geworben.

scher Truppen, welche oft muthwillig gereizt wurden, war von Ungebildeten oder Heftigen als ein Missbrauch dem Könige, weil dieser zugleich deutscher Kaiser hiess, zur Last gelegt; die Ketzzer, welche eben das Deutschthum vorstellten, jubelten, die Ungarn verglichen ihre jetzige Lage mit jener, welcher sie vor den Habsburgern genossen und vergassen, dass nicht Oesterreich den Zapolya zum König gewählt, die Türken herbeigerufen, Siebenbürgen und den grösseren Theil ungarischer Länder vom apostolischen Königreich abgerissen habe. Immer mehr nahmen gegenseitige Beschwerden zu, was zu benützen die Ketzzer nicht unterliessen, so kam die gefährliche Verschwörung gegen den apostolischen König zu Stande, an der neben den zwei höchsten Staats-Beamten, dem Palatin von Ungarn und dem Banus von Croatien, ehrgeizige Magnaten (1666—1667) Antheil nahmen, mit protestantischen Predigern, dem französischen Gesandten in Wien Gremonville, mit dem Usurpator von Siebenbürgen und, wie gewöhnlich, mit den Türken in Verbindung traten. Die Hochverräther wurden entdeckt, geschlagen und hingerichtet, allein die Einsetzung eines Grossmeisters des deutschen Ordens zum Gouverneur des Königreichs Ungarn, der übrigens mit Leidenschaft gleichwie mit Blödsinn regierte, war unter jenen Verhältnissen, inmitten einer entschiedenen Feindseligkeit zwischen den Ungarn und deutschen Söldlingen, eine unglückselige Combination; überhaupt vergass man in Wien, wie die Deutschen ihr Vaterland und selbst das weltliche Oberhaupt des Christenthums zu behandeln pflegten, dass sie sich demnach zum Restaurationswerk, zur Vertheidigung gegen die Türken und zugleich gegen die deutsche Ketzerei in Ungarn gar nicht eigneten.

Der Kaiser, den, mit wenigem Ausnahmen, über die Zustände Ungars nicht belehrte, der ungarischen Nation nicht gewogene Rätze umgaben, wurde in Irrthum geführt, und glaubte, dass der Grund so vieler Wirren in der ungarischen Verfassung vorzüglich liege, obschon dieselbe nur zum Vorwande für Ketzzer diene, um auch Katholiken zu

verführen, gegen den König zu leiten. Durch die Suspension einiger Bestimmungen der Verfassung, hörten die Unruhen nicht auf, denn nicht hierin lag der Hauptgrund der Aufregung; die Zahl der Müßvergünstigten nahm selbst unter Katholiken zu. Emerich Tökely, politischer Erbe der Verschwornen, hatte schon neben französischen und polnischen Intriguanen auch katholische Ungarn, neben den Türken auch Siebenbürger in seinem Gefolge, und strebte das Königthum und die Entthronung des Hauses Oesterreich an. Wohl erlangte Leopold I. seine gewöhnliche Selbstständigkeit wieder, beschloss das Uebel in der eigentlichen Ursache, in der Ketzerei, anzugreifen und restituirte indessen am Reichstage zu Pressburg (1681) die ungrische Verfassung. Es war zu spät, nur durch Waffengewalt konnte der Knoten der Ketzerei gelöst werden.

Die hl. Ligue (S. 128) hat die Mittel dargebothen, die Ketzer, Rebellen und ihre Beschützer zu züchtigen. Den Sieg Sobieski's benützte Leopold I. besser als jenen Montecuculi's, die Feinde wurden selbst nach dem Abzuge des unbegreiflich launenhaften Polenkönigs verfolgt, jeder neue Sieg über die Türken, war eine Niederlage für die Ketzer, und umgekehrt; Katholiken und Loyalisten von der Tyrannei erlöst, der grenzenlosen Leiden einer lang dauernden und schmachvollen Gefangenschaft gedenkend, leiteten den Arm der Gerechtigkeit und schützten den Willen des kaiserlichen Feldherrn Caraffa gegen Schwachheit. Diese natürliche Reaction der Katholiken und Royalisten gegen Gottes- und Menschenfeinde, wurde vom Kaiser getadelt, dem treuen Feldherrn zur Last gelegt und als übermässige Strenge verboten; eine solche, obschon unpolitische Massregel, that dennoch gute Wirkung, selbst die Bösen priesen die Grossmuth des Königs. Die Hauptstadt war dem Königreiche, die Verfassung in ihrer ursprünglichen Reinheit den Ungarn wiedergegeben, die apostolische Kirche und Monarchie wurden völlig auf dem nächsten Reichstage zu Pressburg (1687) hergestellt, die letztere zur erblichen, die erste zur Staatskirche

erklärt. Ueber ein und halbes Jahrhundert, hat die Nationalität Ungarns unter dem Joche des reformirten Deutsch- und des Orientalenthums geschmachtet, bis sie wie die böhmische gerettet wurde. Von nun an lebte die ungrische Verfassung wieder über 150 Jahre, bis sich die Magyaren den katholischen Sätzen, während des allgemeinen religiösen Indifferentismus in Oesterreich, seit dem Tode Kaisers Franz, immer mehr entziehend, der Ketzerei, unter der Gestalt des Liberalismus, der Demokratie, des Republicanismus etc. huldigend, einen Kampf gegen den Herrn gewagt, und ihre Verfassung, ein Denkmahl des christlichen Mittelalters, durch die heidnische republicanische Form entehrt und vernichtet (1849) haben.

108. (Folgen der Organisirung Ungarns für den Orientalismus und für die orientischen Völker mittelst der Schlacht von Zenta und des Friedens von Carlovitz.)

Schon nach zehn Jahren seit der Vollendung des grossen Restaurationswerkes, wurde es von Gott durch die Schlacht von Zenta (1697), in welcher die Ungarn tapfer für den Kaiser mitfochten, gesegnet und befestigt, es war der erste Schritt zum wichtigen Frieden von Carlovitz (1699), der letzte Leopolds I. gegen die Türken. Ein ferner Kampf mit den letztern wäre beinahe ohne Grund gewesen, denn von allen seit der Epoche der Jagellonen in Ungarn und dessen Nebenländern durch die Türkei eroberten Territorien, blieb der Pforte nur jenes von Temesvar. Auch die Türken hatten keinen Anlass zu einer neuen Kriegserklärung, denn die Hauptstütze ihrer Macht in Ungarn, war durch die Niederlage der Ketzler und der Partheien gebrochen, Siebenbürgen, mächtiger Haltpunct für dieselben, wurde dem intriguanten Appafi entzogen, und kehrte unter die unmittelbare Herrschaft des apostolischen Königs zurück. Auch die andere Grundlage der Herrschaft der Pforte, der fortwährenden Angriffe auf das apostolische Königreich, der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Janitscharen und die Feldherrntalente

der Sultane und Vezier, wurde durch eine Reihe von Siegen Sobieski's, Herzogs von Lothringen, Prinzens von Eugen erschüttert: die bei den Orientalen so häufige Reaction gegen den Fanatismus trat ein, dem Uibermuthe folgte schnell die Niederschlagenheit, schon rechnete darauf der Held Oesterreichs, da er durch den Angriff bei Zenta Unmögliches anzustreben schien und dennoch mehr erreichte als er selbst gehofft. Die Organisirung des Hauptlandes Oesterreichs und dessen Befreiung von den Ungläubigen ist gewiss eine glänzende Folge der hl. Ligue, eines der grössten Werke Leopolds I, denn durch diese Grossthat des Kaisers waren die Kirche und das Abendland gegen den Orientalismus gesichert und der Osten wurde ihm völlig entrissen.

In der That wurden die Bundesgenossen des Kaisers im Frieden von Carlowitz bedacht, dem seit den letzten Jahren Sobieski's machtlosen Polen gaben die Türken das Ererbte zurück, hingegen behielt Venedig seine Eroberungen in Griechenland. Nicht nur Ungarn, Siebenbürgen, Podolien und Morea, die ganze Christenheit und ein Theil Asiens jubelten über die Siege Leopolds, nie äusserte sich die Dankbarkeit der Völker nach einem grössern Massstab. Ganze Völkerschaften, hl. Kirchen und Klöster wurden dem asiatischen Joche entrissen, die Abführung von Tausenden christlicher Familien in Sklaverei war nicht mehr zu befürchten.

Mehr Eindruck und eine allgemeinere Begeisterung hat der Sieg bei Wien hervorgerufen, denn Hoffnung und Furcht bewegten das Gefühl der Christenheit, die Erwartungen concentrirten sich auf einen Punct, die Heldenthaten der Retter, welche man in Voraus im glorreichen Polenführer personificirt hatte, wirkten dramatisch, der Sieg oder die Niederlage löseten auf einmal den Knoten. Allein die wahren Resultate des Sieges der hl. Ligue, erschienen erst am ungarischen Reichstag, auf dem Schlachtfelde von Zenta und im Frieden von Carlowitz. Der heroische König redete die Gegenwart, das Auge und das Herz an, der heldenmüthige Kaiser sprach zum Gedanken und zur Zukunft. Die Ver-

treibung der Russen aus der Moldau und Wallachei in der neuesten Zeit durch die Oesterreicher, hat auch keinen dramatischen Effect hervorgebracht und dennoch ist diese Grossthat eine Weltbegebenheit, sie beginnt eine neue Aera für die Kirche und Oesterreich, denn die Fesseln, welche die Machtentwicklung des Kaiserreiches, seine richtige Stellung im Oriente wesentlich hinderten, sind nun durch den definitiven Bruch zwischen dem Kaiser- und dem Czarenthum gesprengt. Auch diese Grossthat Franz Josephs I., wäre ohne die Vorarbeit Leopolds I., ohne die Wiedererlangung des strategisch wichtigen Siebenbürgens (einer Reihe natürlicher Festungen gegen den Orientalismus, eines Zwingers der Flanke des nach Constantinopel ziehenden russischen Heeres) möglich gewesen.

Die grossen Folgen der hl. Ligue, den Glanz Leopolds I., des glücklichen Eroberers und weisen Gesetzgebers, haben die eigentlichen Urheber des hl. Bündnisses, die Hauptretter Wiens und der Christenheit, Innozenz XI. und Johann III. nicht erlebt, der letztere starb ein Jahr (1696) vor dem folgereichen Siege seines Zöglings, des Prinzen Eugen. Auch das Geschlecht des Königs hat zu wirken aufgehört, vom undankbaren Polen unchristlich behandelt, angeklagt und verfolgt, suchte es Asyl dort, wo die Grundsätze der hl. Ligue fortleben, wohin französisches Gold nicht gelangt, beim Papst und beim Kaiser. Bis an seine letzten Tage bewährte sich die Zärtlichkeit Leopolds I. für seinen exilirten Schwager ¹⁾, dessen Brüder und Schwester und lehrte das sich katholisch nennende Polen, was Dankbarkeit sei. Die Wirren, welche in diesem Lande dem Verbrechen folgten, störten alleinig die allgemeine Freude und die glückliche Lage des europäischen, von zweihundertjährigen Gefahren erlösten Ostens. Und auch diese Betrübniß schien vorübergehend zu sein, denn schon glaubte man aus jedem Wort und Schritt August's II. zu ersehen, dass er feile Reichstage, (ob-

¹⁾ Prinzen Jacob Sobieski.

gleich er sie selbst bestochen, um die Krone Sobieski's zu erkaufen) zu würdigen wisse und züchtigen werde.

109. (Einfluss der ungrischen Restauration auf den Frieden von Ryswick, überhaupt auf den Westen und die Weltlage im XVII. Jahrhunderte.)

Nur ein von bösen Geistern umgebener Christ, nahm an der Freude der Kirche und der Menschheit, an der Dankbarkeit gegen den apostolischen König und sein katholisches Volk keinen Antheil; Ludwig XIV. blickte mit Neid auf den Prinzen Eugen, wie früher auf den Befreier Wiens, und mit leidenschaftlichen Hass auf die Thaten und Erfolge des Kaisers. Die Grösse, der von Oesterreich erlangten Resultate, verhehlte sich das französische Cabinet nicht „Der Kaiser mit dem Reiche vereinigt“, sagte der Markgraf von Croissi in einer Denkschrift ¹⁾ an den König „war nie mächtiger als in dem letzten Kriege²⁾, er führte ihn gegen Frankreich und zugleich gegen die Türken. Wahrscheinlich wird er einen vortheilhaften Frieden mit der Pforte schliessen, einen grossen Theil Ungarns behalten; dieses Königreich wird er Kraft des Eroberungs-Rechtes besitzen, dem nähmlichen in den Erbländern geltenden Gesetze unterwerfen, die ungrischen Privilegien, welche die königliche Autorität beschränken, werden abgeschafft werden; tritt man dem Kaiser auch Siebenbürgen ab, dann ist er unumschränkter Herr eines der reichsten und der fruchtbarsten Länder Europa's. Wenn die spanische Monarchie durch den Tod des Königs sich mit der deutschen Linie vereinigt, so wird das Haus Oesterreich eine grössere Macht als unter Carl V. erlangen“. Durch Jahrhunderte liess Frankreich glauben, dass Oesterreich zu mächtig ist, nun könnte es diesen Glauben ohne Heuchelei verbreiten, denn dem spanischen Oesterreich fehlte zur Machtentwicklung nur ein wirklicher Monarch und die Erfrischung mittelst einer innigern Verbindung mit dem primitiven Osten.

¹⁾ Zu sehen unter den Documenten des Bandes Nr. III.

²⁾ In dem deutschen 1688—1697.

Der durch die Organisirung Ungarns, durch die Besiegung des französischen Einflusses an der Weichsel und an der Donau, durch Siege über die Türken und durch Bündnisse mit Polen und Venedig mächtige Kaiser an der Donau, wird am Rheine und in Belgien von zahlreichen Bundesgenossen, während des deutschen Krieges, gegen Frankreich vertheidigt. Unter solchen für Oesterreich glücklichen Verhältnissen bedauert Ludwig XIV. Aggressor gewesen zu sein und überlegt die Folgen für Frankreich, wenn Prinz Eugen, nach der Züchtigung der Pforte, mit seiner vortrefflichen Armee am Rheine erscheint. Der König, obgleich siegreich, beeilt sich den Frieden zu Ryswick zu schliessen und mit gehenehelter Grossmuth das Gefühl der Furcht zu verhehlen, die westlichen Allianzen (da er auf die orientischen nicht mehr Einfluss hatte) zu sprengen, ehe durch den bevorstehenden Tod des kinderlosen Königs von Spanien der Kaiser den Besitz der habsburgischen Länder ergreift. Erstaunt fragt Frankreich, wesswegen es durch viele Jahre mit der grössten Anstrengung gekämpft. Der König antwortet nicht, allein es ist handgreiflich, dass sich der König vor der wachsenden Macht des Kaisers zurückzieht. Folglich hat nicht nur der Sultan des Orientes, seine Eroberungsrolle ausgespielt, auch jene des Sultans des Westens ging zu Ende. Dem letztern hat Leopold im spanischen Successionskriege eine noch empfindlichere Demüthigung vorbereitet, dem Starrsinn Kaisers Joseph I., dem Verrathe der protestantischen Mächte am Hause Oesterreich, hatte Ludwig XIV. die Rettung Frankreichs zu verdanken; dennoch blieb der Sieg des Königs ein höchst zweideutiger und hat sich endlich als eine Niederlage herausgestellt. Die stolzen Worte: „es gibt keine Pyrenäen mehr“, erlangten keinen Sinn, die letzten Worte Ludwigs XIV. an seinen Enkel, damit sich dieser als König von Spanien erinnere, dass er ein französischer Prinz sei, hat Philipp V. pflichtgemäss vergessen, und der Regent gleichwie Ludwig XV. hatten Gründe, um die grenzenlosen

Opfer Frankreichs zu Gunsten Spaniens, die Verschwörung der spanischen Bourbonen gegen die französischen etc. zu verwünschen.

Demnach hat Leopold I. nicht bloss für den Osten von Europa wohlthätig gewirkt. Während sich die orientischen Monarchien am Ende des XVII. Jahrhunderts einem allgemeinen Jubel über die Niederlagen der Osmanen, der Ketzer und Rebellen, Bundesgenossen Frankreichs, hingaben und ihre schönste Epoche feierten, hat Leopold auch den Westen beruhigt und trat in beiden Theilen von Europa als Schiedsrichter auf. Vierzig Jahre haben dem Kaiser hingereicht, um diese Grossthaten, die gewiss niemand bei seiner Thronbesteigung, oder vor der hl. Ligue, für möglich gehalten hätte, auszuführen.

Glücklich war demnach die Lage der von der hl. Ligue und Leopold I. geretteten Welt. Selbst der Erzfeind des Kaisers und der Menschheit, der Dämon des Westens, hatte Gelegenheit seine schweren Verbrechen zu sühnen, zum Wohl der Kirche und der Menschheit beizutragen, das älteste katholische Königreich vom Abgrunde des Verderbens auf die richtige Bahn zurückzuführen und ihm seine hohe historische Stellung, mit Hilfe des Papstes und des Kaisers, zu wahren. Den Theilungsvertrag bezüglich der spanischen Erbschaft, konnte Ludwig XIV. hervorheben, und durch die schuldige Nachgiebigkeit gegen den Kaiser, geborenen Herrn spanischer Königreiche, Frankreich und der Welt unzählige Leiden ersparen, die Nachfolger Ludwigs des Heiligen nicht dem Schaffote entgegenführen. Noch waren die Stuarts durch die Treue der Katholiken in England möglich, den niedrigsten Betrüger aller Zeiten, Wilhelm III., dem es nur an Talenten fehlte, um die Schädlichkeit des Königs von Frankreich zu verdunkeln, wäre leicht der Autorität des Kaisers und der Kirche erlegen. Holland zum Theile, Schweden gänzlich, haben sich schon durch Rebellion und Raubzüge abgenützt, Preussen, Russland und Savoyen, haben noch nicht die zu strafflosen Verbrechen und Raubzügen gehörige

Stellung eingenommen. Leicht war es dem Kaiser mit Hilfe der andern katholischen Grossmacht die Welt zu beglücken, die Folgen der Verbrechen der Byzantiner und der Deutschen aufzuhalten. Gewiss hing es vom Ludwig XIV. ab, diese Stellung am Ende des XVII. Jahrhunderts einzunehmen, welche heute Napoleon III., als Bundesgenosse des andern Kaisers einnimmt und nur mit ihm und dem Papste das Weltprincipat theilt. Vergebens hat Ludwig XIV. sein Haus untergraben, dessen Trümmer vermochten dennoch nicht die Thatkraft des leopoldinischen und der hl. Kirche aufzuhalten. Gegenwärtig, nach Calamitäten eines und eines halben Jahrhunderts, ist die Welt wieder auf dem Punkte, auf den es Kaiser Leopold I. bringen wollte.

110. (Bedeutung der Organisirung Ungarns für die Macht Oesterreichs, und der letztern für die orientischen und westlichen Völker, überhaupt für die gefährvolle Weltlage am Anfange des XVIII. Jahrhunderts.)

Schon aus dem Gesagten ersieht man die Bedeutung der Organisirung Ungarns, den Einfluss dieser That Leopolds I. auf die Entwicklung der innern und äussern Macht Oesterreichs. Offenbar ist Ungarn kein gewöhnliches Königreich, das bloss nach dem Flächenraum, der Volkszahl und den Finanzen zu beurtheilen wäre, denn es hat eine privilegierte topographische Lage an beiden Donauufern und eine eigenthümliche moralische Kraft. Die letztere entging der Beobachtungsgabe französischer Staatsmänner und Croissis hatte Unrecht nur die physischen Eigenschaften dieses Landes zu betrachten, seine Bewohner zu vergessen. Die Ungarn, ein edles, noch unverdorbenes Volk, der höchsten Begeisterung für Freiheit und Wahrheit fähig, voll Liebe zu seinen Königen ¹⁾, offenbar die Macedonier und Germanen unserer Zeit, Germanen mit Katholicität und Cultur, (sowie überhaupt Ungarn als ein karolingisches Austrasien angese-

¹⁾ Die Regierungszeit Maria Theresiens und Kaisers Franz II. (darauf I.) hat es deutlich erwiesen.

ben werden kann), waren ein ungeheurer Erwerb für die österreichische Monarchie. Sie vermochte schon, (selbst von der kaiserlichen Krone und den spanisch - österreichischen Besitzungen abstrahirt), entschieden zu einer Grossmacht zu werden, denn sie gewann eine Quelle reiner moralischer Thatkraft und erlangte durch den Edelsinn Ungarns eine stolze Grundlage für das verdienstvollste christliche Geschlecht.

Auch durch die Epoche, in der sie vor sich ging, war diese neue Begründung des orientischen, apostolischen Königreichs höchst wichtig, denn schon sollte die andere orientische Monarchie, Polen, abdanken. Neben der Wunde, welche diesem Königreich französische Diplomaten mittelst der Ausschlössung des Sohnes Sobieski's (wodurch das herkömmliche Successionsrecht verletzt wurde) geschlagen hatten, erschien mit dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts ein neuer Grund zur polnischen Anarchie. Die Aufmerksamkeit Leopolds I., Retters und aufrichtigen Bundesgenossen Polens, war seit dem Frieden von Carlowitz und dem spanischen Successionskriege dem Westen ausschliesslich zugewendet; übrigens rissen Partheien und selbst August II. die Wunde Polens stets auf, der letztere hat die hl. Ligue gebrochen, ein Bündniss mit Ketzern und mit dem Czaren gegen Schweden geschlossen. Ohne Dynastie, ohne König (da endlich August II. als ohnmächtiger Partheiführer und Planenmacher, welcher nicht einmahl einen Staatsstreich auszuführen wusste), erkannt war, und ohne eine wahre Allianz, gerieth Polen schnell in den tiefsten Verfall und wurde wehrlos zur Beute der Schweden und Russen. Neben äussern wüthete der innere Feind, die Begriffe des vorherrschenden, des kleinen Adels, dass der Säbel die Selbstständigkeit der Staaten wahre, der Gehorsam gegen Papst und Kaiser im Staatlichem überflüssig, hingegen die goldene Freiheit sehr nothwendig sei, verursachten eine entschieden materialistische Richtung, welche, wie es in Deutschland zu geschehen pflegte, den Staatsbürger zur Schwächung der Autorität der Reichstage, neben der völlig entkräfteten Autorität des Ober-

hauptes, führte und ihn endlich zu einer systematischen Feilheit, wie es in Deutschland der Fall war, leitete. Gold, Silber ¹⁾, war nach dem Zeugnisse Johanns III. die Haupttriebfeder und das wesentliche Merkmal des entarteten Polenthums, und weniger unwürdig erscheint Frankreich, welches diese Feilheit ausbeutete. Während dieser König über die Zukunft seines Vaterlandes und Hauses schon verzweifelt, in Kummer ablebt, nachdem er, obschon ein grosser Mann, vergebens für Polen gewirkt hatte, erschien ein beschränkter und feiger Barbar im Nord-Osten, Peter I. Bald hat er durch den spanischen Successionskrieg und die Abentheuer Carls XII. und Augusts II. unterstützt, eine wilde Staatskraft zusammengerafft, als Beschützer Polens den Orientalismus bis ins Herz von Europa und bis nach Norddeutschland vorgeschoben, sich zur Besitznahme der Donaufürstenthümer vorbereitet, und wirkte, neben dem Titularkönige von Polen, als der wahre Herr Polens. Noch sind die Türkei und Schweden nicht gänzlich vernichtet und schon wal-

¹⁾ denn wo Gold herrscht. Silber zu Gerichte sitzt (*judicat argentum*) dort schweigt das Gewissen, Recht und Billigkeit finden keinen Platz. - *Zaluski, Epistolae historico-familiares T. II. p. 8.*

Der König sagte dieses unter andern, als man ihm den Rath gab, Testament zu machen, (1696). Die ganze Rede Johanns III. ist eine vehemente Anklage gegen das verdorbene XVII. Jahrhundert im Allgemeinen und gegen das immer mehr verwirrte Polen im Besondern: inmitten der tiefsten Wehmuth, von welcher der König ergriffen war, hat er dennoch die Epoche genau beurtheilt. Sogleich nach seinem Tode haben polnische Parteien die Krone dem Prinzen Conti und dem Churfürsten von Sachsen verkauft, wodurch das Muster, welches Deutschland gab, schon ziemlich erreicht wurde. Um sich der deutschen Anarchie gleichzustellen, blieb es der polnischen ausser der Feilheit des Landesherrn, nichts zu wünschen übrig. Zum Theile ist auch dieses eingetreten, denn die Königin Witwe, liess sich vom Ludwig XIV. bestechen, um ihrem Sohne, Schwager des Kaisers, die polnische Krone zu entziehen.

tet über die jüngere orientische Monarchie das gewaltige Russland, und beweiset deutlich der polnischen Freiheit, dass sie ohne die Hilfe der Autorität nur der erste Schritt zur russischen Gefangenschaft sein könne.

Allein selbst diese harten Lehren werden von Polen nicht mehr als die Ermahnungen Johanns III. beachtet. Wehe dem hierarchischen Princip, wenn es sich anmasste, gegen die Staatsmaxime der Gleichheit (*aequalitas civium*), welcher polnische Bischöfe und Grossen hypokritisch huldigten, oft wirklich daran glaubten, zu verstossen! Eine gediegene Vorarbeit für die Ukasen, welche die geistliche und die weltliche Aristokratie zur physischen und moralischen Slaverei verdammen, und den eifrigsten Predigern der Gleichheit nichts zu wünschen übrig lassen.

Unter solchen höchst unglückseligen Verhältnissen des Ostens war das durch die Wiedereroberung Ungarns gestärkte Oesterreich der einzige mögliche Haltpunct für orientische Völker gegen die neue orientalische Macht, Russland. Im XVIII. Jahrhunderte, schon im ersten Jahre desselben, hätte Leopold dieses grosse Werk auszuführen nicht vermocht, und gewiss wären alle orientischen Monarchien zu Grunde gegangen.

Auch für die occidentalischen Völker, war die Macht der apostolischen Könige der einzige mögliche Haltpunct. Die andere echt katholische Dynastie im Westen, die spanische, lebte nicht mehr, Gallicaner, Fremde, haben die wahrhaft katholische Monarchie unterjocht, das Eigenthum der Habsburger gewaltsam an sich gebracht. Nicht nur für Polen und den Orient allein war der spanische Successionskrieg eine Calamität, er war eine Weltcalamität, die beiden durch den nordischen Krieg und den Kampf aus Anlass Spaniens zugleich bewegten Theile Europa's, konnten einander nicht mehr, kein Theil im Besondern vermochte zwischen Freund und Feind zu unterscheiden, obgleich der französische Ludwig XIV. und Peter I., ein Ludwig XIV. der Barbaren, zur Aufklärung der Sachlage sich bestimmt

eigneten. Nach siegreichen Kämpfen Kaisers Leopolds I. und Josephs I. wurde Oesterreich, unter den Vorwände des Gleichgewichts, von protestantischen Bundesgenossen verrathen, der Utrechter-Congress hat sich versammelt, um, ohne die Einwilligung des Kaisers, über dessen Haus - Eigenthum zu verfügen; neben den Anstrengungen Oesterreichs und Frankreichs gegen einander, nahmen die protestantischen Mächte das Principat ruhig in Besitz, was der Czar seinerseits im Osten ausführte und auch seinen Bundesgenossen, den König von Polen verrathen, mit dem polnischen Adel (1717) sich verbunden hat.

Das protestantische Principat hat sich kaiserliche Rechte angemasst, Könige ernannt etc. Der gottlose Congress hat die Königreiche Preussen und Sardinien förmlich anerkannt, sie in Europa eingeführt, damit sie, durch die Rivalität zwischen Frankreich und Oesterreich erstarkt, durch ihre Staatskünste, durch fernern Verrath am Kaiser oder an Frankreich, als Gegengewichte fortleben und wachsen; diese Vorsicht der Seemächte wäre mit jener zu vergleichen, welche, um Feuer an Linienschiffen zu verhindern, denselben Brander anhängt. Vielleicht war der westphälische Congress schon übertroffen, gewiss ist es, dass ausser dem französischen auch der russische Ludwig XIV. das neue Werk benützte, Könige ernennen, römischer Kaiser werden wollte, und sich durchs russische Papstthum und die Fingirung eines russischen Kaiserthums (da wider diese Usurpation katholische Mächte protestirten) nicht für entschädigt halten konnte.

Wenn man die Folgen beider Principate für den Occident zusammenstellt, so erscheinen die Utrechter-Königreiche als Vorposten des, über die Trümmer des schwedischen und über das Grab des polnischen Staates bis ins Mittel-Europa, vorgedrungenen Russlands, welches als Centrum der Armee des XVIII. Jahrhunderts von Preussen, als dem rechten, von Sardinien, als dem linken Flügel, unterstützt wird. Immer pflegten diese drei Theile der grundsatzlosen Armee, entweder mit Hilfe Oesterreichs gegen Frankreich, oder im

Dienste Frankreichs gegen Oesterreich zu kämpfen, beiden durch Allianzen noch mehr als durch Waffen zu schaden, den Zweck des Utrechter-Friedens zu verfolgen, ausser, wenn sie aus eigenem Antrieb und auf eigene Rechnung eine von den katholischen Mächten angriffen, wie Preussen unter Friedrich II., welcher die Tochter seines Herrn und Kaisers beraubt hat; wie Carl Albert, welcher in Verbindung mit Rebellen und Banditen von ganz Italien das verwandte Haus Oesterreich überfiel; wie Nicolaus I., welcher die von Franz Joseph I. beschützten Donaufürstenthümer in Pfand nahm.

In der Regel waren die drei im XVIII. Jahrhunderte emporgekommenen Mächte unter einander verbündet, da sie stets dieselben Zwecke, die alten, historischen Grossmächte des Festlandes zu schwächen, hatten ¹⁾.

Nach dem Emporkommen solcher Mächte, des Kaiserthums Russland und der Königreiche Preussen und Sardinien, wäre es nicht mehr an der Zeit gewesen, eine neue Gründung ²⁾, wie jene des Erbkönigthums in Ungarn vorzuneh-

¹⁾ Die letzte Ausnahme von dieser Regel, während des Krieges aus Anlass der russischen Pfändung, war nur eine scheinbare, denn bald hat sich das geschlagene Russland mit dem früher geschlagenen Sardinien ausgesöhnt und zwischen dem letztern und Preussen dauerte stets die lebhafteste Sympathie. Uibrigens hat Russland nie verschmäht sich auf Unkosten der Bundesgenossen, so Preussens, (1807), zu vergrössern; diess ist im Lager der drei Armeen herkömmlich. Nun herrscht wieder die zärtlichste Freundschaft zwischen ihnen; jedermann in Oesterreich und in Europa weiss genau, wem die zärtlichen Verbindungen vor Allem gelten. Freilich kommen sie zu spät an, mehr hätte diese *heilige Allianz*, in den Jahren 1848 und 1849, sogar 1850, in der Zeit der Zerwürfnisse Oesterreichs und Preussens, erwirkt, auf jeden Fall hätten die Alliirten den Tuilleries-Hof mit ihren Petitionen nicht belästigt. Die Kirche wird von Oesterreich und Oesterreich von seinen Völkern geliebt, selbst der dreifache Hass wird nichts dawider vermögen.

²⁾ Ueberhaupt erscheint das XVIII. Jahrhundert für neue Gründungen nicht vorzüglich geeignet, das schönste

men. Gott sah die Unbilden des XVIII. Jahrhunderts, den spanischen und nordischen Krieg anrücken und beeilte sich den Kaiser, Johann III., den Prinzen Eugen und die Ungarn zu erleuchten. Die Bedeutung Ungarns für Oesterreich hat der russische Ludwig XIV. viel inniger als der französische begriffen und den Entschluss gefasst mit Hilfe des polnischen Prätendenten und Carls XII. von Schweden das Königreich Ungarn zu überfallen, was durch den Tod Carls XII. und durch die Wachsamkeit des Kaisers Carl VI. verhindert wurde.

111. (Bedeutung der Wiedereroberung Ungarns für die definitive Organisation Oesterreichs, als eines wahrhaften Ost-Reichs und die Bedeutung des letztern für die Kirche und die Menschheit).

Äusserst wichtig in jeder Hinsicht erscheint die Wiedereroberung Ungarns, Siebenbürgens etc., äusserst wichtig

Kleeblatt desselben, das Kaiserthum Russland und die zwei Utrechter-Königreiche, will nicht immer grünen, es verwelkt, obgleich diese drei Mächte noch nicht 150 Jahre leben. Russland verliert Flotten und Länder, Preussen kann unmöglich seine Flotten einbüssen, allein seine Länder sind nicht besser behandelt als Bessarabien und ein (naives) Hirtenvolk hat vom Könige-Philosophen, Friedrich II., mehr gelernt als das philosophische Preussen selbst. Obgleich sich Sardinien an die Spitze der Banditen gestellt hatte, hat es vielleicht noch mehr an moralischer Kraft als Preussen und Russland verloren, der Krieg, zu welchem der Raubzug Sardiniens nach Oesterreich führte, hat nicht 7 Jahre gedauert, beinahe in 7 Stunden war er beendet, und wieder stehen müssen sardinische Flotten und Kriegsheere. Auch das Friedenswerk der drei Mächte und die Angelegenheiten des Fortschrittes wollen nicht besser gedeihen, der Panslavismus und der Panteutonismus stehen in derselben Linie mit italienischen Confusions-Gelüsten, alle gerathen in Vergessenheit, während die Helfershelfer den Verrath vorwerfen, nach der angesagten Allgemeinheit der heiligen russischen Kirche, nach der Einheit Deutschlands und Italiens missvergnügt fragen. Eine falsche Grundlage und ein schlechter Anfang müssen zum Verderben führen, und richtig schrieb ein grundsatzloser Mensch, dass der Fluch der bösen That folge und sie zum fernern Bösen nöthige.

sogar für die Sendung der Kirche und für die Bestimmung der Menschheit, mit einem Wort, für die wahre, für die theokratische Gesittung der Völker und Staaten. Schon bezüglich der materiellen Macht ist es nicht gleichgiltig, nach welchem Gesetze sich die Staaten ausbreiten, und welche Art von Völkern sie an sich ziehen, denn so wie der Sieg oft eigentlich eine Niederlage ist, so kann auch ein Besitz zur Bürde, eine Errungenschaft zur Last, eine Vergrößerung des Staates zu seiner Entkräftung, z. B. durch eine nachtheilige Verteidigungslinie, werden und den siegreichen, durch lange Kämpfe in Anspruch genommenen Staat eigentlich schwächen, seine Kräfte erschöpfen. Bezüglich der moralischen Kraft eines Staates sind seine Eroberungen noch genauer zu prüfen, denn ist das eroberte Land durch Unsittlichkeit und Entartung abgelebt, so verzehrt es die gesunden Kräfte der Eroberer. Auch sind direct schädliche Eroberungen möglich; z. B. wenn Katholiken von Ketzern unterjocht werden, so entsteht ein Missverhältniss zwischen der ketzerischen Regierung, der man Gehorsam schuldig ist, und zwischen den katholischen Unterthanen, welche sich über ihre Herren durch Würde und Sittlichkeit heben sollen, daher zur Collision der Pflichten leicht geführt werden können, wodurch der Hass der Völker, nicht hingegen die Bestimmung der Menschheit zur Einheit, gefördert wird.

Die Wiedereroberung Ungarns durch das Haus Oesterreich, war von diesen Gefahren frei, denn Oesterreich ist katholisch und gebildet, das Königreich Ungarn eine Fortsetzung der österreichischen Monarchie, des Donaureiches, die ungrischen Völker sind primitiv ¹⁾, folglich war die Ver-

¹⁾ Primitive Völker nenne ich jene, welche unverdorben sind, reine Sitten haben und durch den noch gesunden Verstand gegen die Subtilitäten des kranken, gegen falsche Ideen geschützt sind, einer mehr ursprünglichen Cultur angehören. Aus dem Hausleben, aus der Litteratur, Kriegsgeschichte etc. der Ungarn ersieht man, dass sie durch Tugenden und Fehler, durch edle Gefühle und leidenschaftliche Reizbarkeit an die schönsten Zeiten des

bindung Ungarns mit der Gesamt-Monarchie höchst vortheilhaft für beide. Auch die Wiedereroberung Siebenbürgens war von der grössten Wichtigkeit für Oesterreich und die Welt, denn aus diesem durch feindselige Nationalitäten, ihren widerspenstigen Local-Patriotismus getrennten, durch ketzerische Glaubensbekenntnisse zerrissenen, den Parteienkämpfen und der Sectenwuth stets offenen Lande flossen alle Uebel, welche sich über die Donau-Monarchie ergossen. Was neben der deutschen Ketzerei Deutschland für Böhmen gewesen, diess war Siebenbürgen für die Ungarn, eine bewaffnete Propaganda, ein strafloser Protector der Empörer,

Mittelalters bis heut zu Tage lebhaft erinnern, als ein Commentar zur mittelalterlichen Geschichte beobachtet zu werden verdienen. Joseph II. hat die Ungarn richtig beurtheilt, er sagte, dass sie sich um den Jansenius und Molina (grübbelnde Philosophen auf dem Gebiete der Religion) nicht kümmern und setzte humoristisch hinzu, dass der Ungar diese Herrn für römische Consuln halten würde.

Die Hingebung dieses Volkes für die Rechte der grossen Maria Theresia, lassen den primitiven Charakter der Ungarn, ihren Enthusiasmus für Wahrheit und Freiheit nicht verkennen; die ungrische Hymne: *Moriamur pro Rege nostro*, ist die höchste Poesie und zugleich eine christliche Philosophie. Die sinnlosen und verbrecherischen Aufstände der Ungarn gegen dasselbe apostolische Königthum, sind als eine Folge der Umtriebe der Ketzer inmitten einer unglückseligen Weltlage und als die Wirkung einer untern Culturstufe anzusehen, welche neben der hohen Eigenschaft, das Traditionelle zu achten und die Rechte beharrlich zu vertheidigen, auch von der Schattenseite dieser Eigenschaft nicht frei ist, und Völker auch für die Missbräuche der Verfassung, mit Unbesonnenheit und Vergessenheit der Gegenwart und der Zukunft kämpfen, und nur auf die Vergangenheit blicken lässt. Dass auch die Ungarn von den falschen Ideen der Zeit ergriffen wurden, erwies die letzte demokratische, wenigstens demokratisch gewordene Empörung, allein dass diese moralische Krankheit weniger Nahrung bei den Magyaren als bei vielen andern Völkern vorfand, ist durch die loyale Haltung Ungarns seit der Beruhigung des Landes erwiesen.

eine militärische Basis für siegreiche, ein Schlupfwinkel für geschlagene Rebellen, Generalquartier für französische Agenten und Zahlmeister. Das Bezwingen dieses seit dem XVI. Jahrhunderts dem apostolischen Königthum systematisch feindseligen Landes, neben der Erwerbung Ungarns, der Hauptstütze Oesterreichs, war folgereich für die Zukunft der Gesittung. In der That, Oesterreich vermochte von nun an den entarteten Westen zu bekämpfen, dessen ansteckenden Einfluss auf die österreichischen Völker zu vereiteln, die Feldzüge gegen die Bourbonen und gegen die Revolution als eine Übung der Staats- und Kriegsmacht anzusehen und dieselbe durch ungrische Kräfte zu erfrischen. Ungarn konnte so fortschreiten, wie das übrige in der Cultur ältere Oesterreich sich der Reife nähern. Es ist ein allgemeines Gesetz der Geschichte, dass ohne die Reife auch die Theokratie, dieses letzte Ziel und endliche Bestimmung der christlichen Staaten, nicht möglich sei, aber zur Reife kann man durch Verdienste, durchs Katholisiren gelangen, und um katholisiren und bestehen zu können, soll der Staat kämpfen und sich gegen die Erschöpfung durch jugendliche Kräfte jüngerer Völker sichern, die letztern anzuziehen, überhaupt Völker verschiedener Culturstufen zu vereinigen trachten, denn nur auf diese Art kann der Process der Reife zur Theokratie gedeihen, theils ältere theils jüngere Völker um ihr Contingent zur Staatsmacht in Anspruch nehmen; Ninive stürzte wie ein Mann, hingegen war Neustrien, obgleich ebenfalls entartet und entnervt, durch Zuzüge aus dem jüngern mehr primitiven Austrasien erfrischt und gestärkt.

Eine solche Versicherung gegen Erschöpfung gewährte dem Hause Oesterreich (dessen jüngerer Linie) der Besitz Ungarns ¹⁾. Erst durch die Organisirung der ungrischen pri-

¹⁾ In der deutschen Litteratur wimmelt es von systematischen Verläumdungen gegen die Ungarn, die man als Barbaren darstellt, der Trennungsgelüste, des Strebens nach wilder Unabhängigkeit, der rohesten Exklusivität etc. anklagt; diess ist eine gute Vorbedeutung für die

mitiven Völker ist ein wahrhaft kräftiges Ost - Reich an der Donau zu Stande gekommen, Oesterreich nahm defini-

Zukunft Ungarns. Noch unlängst pries die deutsche Literatur den erhobenen Freiheitssinn und den glänzend entwickelten Parlamentsgeist in Ungarn, den man als Muster für das Frankfurter Parlament (dem freilich die ungrische Beredsamkeit fehlte) empfahl. Die sittliche und staatliche Stellung der Ungarn, nach den Verbrechen von 1848—1849, beschämt die deutschen Propheten. Wohl kann man unter vielen Ungarn die Wehmuth über den Verlust der parlamentarischen Verfassung nicht verkennen, allein dieser Irrthum eines so hohen Volkes wäre unerklärbar, wenn man ihn nicht als vorübergehende Nachwehen confuser Tendenzen und Vorurtheile ansehen würde. Das Parlament ist eine Gelegenheit zur Verführung der Guten und zum Emporkommen für Böse; schon aus dem Begriffe der Erbsünde (welche sich hier vielfältig und mächtig äussert und Beifall erlangt) und aus dem gewöhnlichen Unsinn der öffentlichen Meinung jedes Landes, leuchtet die Gefahr eines Regiments der Menge hervor. Uibrigens ist keine Verfassung ein Bollwerk gegen den Druck und gegen das Unrecht, nur die persönliche Regierung des Monarchen und ein Concordat vermögen wirksam zu schützen; die Loyalität verhilft der guten Regierung und entwaffnet selbst eine böse. Wenn die Magyaren ihre Ahnen, das ungrische Heldenthum, welches so oft den Halbmond verdunkelte und die Epoche Maria Theresiens mit Glanz umgab, nachahmen, wenn sie den Slaven, zum Theile alten Herrn des Landes und die oft Muster der Treue und der Anhänglichkeit an die Dynastie allen Oesterreichern gaben, mit christlicher Liebe begegnen, wenn die Magyaren mit den Italienern fortfahren das Gelübde des Royalismus feierlich und herzlich zu thun, wenn überhaupt die unter allen österreichischen gebildetste Nationalität und die gesittetste, ritterlichste in Oesterreich der eisernen und der apostolischen Krone, welche die kaiserliche schmücken und dadurch den eigenen Glanz erhöhen, wahrhaft liebend dienen, dann wird ein neuer Geist das mächtige Kaiserreich beleben, die zwei schönsten Königreiche Oesterreichs heben, die deutschen Scriben (wie es schon aus Anlass Galiziens geschah) zur Verzweiflung bringen, dieselben auf Elsass und Schleswig-Hollstein, um dort Gelegenheit zum Aneifern des

tiv diese Stellung ein, mittelst welcher es den Westen zu schützen, den Osten zu gesitteten, den Orient zu beherrschen, die Verbindung zwischen den Griechen des Nordens und Südens, zwischen der Türkei und Russland, ebenfalls ihre Kämpfe zu erschweren ¹⁾ vermochte, und die Welt mehrere mahl vom Uibermuth der Bourbonen, der Protestanten, Russlands und der Revolutionen rettete.

Vor Allem vermochte schon Oesterreich die grenzenlosen Leiden, welche seit Jahrtausenden die Menschheit im Osten von Europa drückten, zu mildern, die verheerenden Horden, welche sich durch diese Strasse Asiens und der Barbarei über das gebildete Europa ergossen, zurückzuschlagen.

materialistischen Local-Patriotismus oder zu Denunciationen der Nationalitätsgefühle zu suchen.

Deutschen Rathschlägen (mit Ausnahme der höchst seltenen katholischen Organe) sollen die Ungarn nicht folgen, denn warum würden aufblühende Länder wie Italien, Ungarn, Galizien etc. das verfallende und stets verfallende Deutschland nachahmen? Uibrigens ist der Widerspruch deutscher Doctrinen über Ungarn und Dänemark handgreiflich, und so oft Magyaren dem Slaven über den Magyarismus predigen, verfallen sie in einen Widerspruch mit sich selbst. Slavische, romanische, griechische etc. Völkerschaften kann man nicht in magyarische Sprachacademien schicken, allein man kann und man soll die Ketzer zum Gehorsam gegen die alleinig selig machende Kirche bringen, denn nicht nur die Logik und das Gefühl der Selbsterhaltung verbiethen die Toleranz, dieselbe wird auch von der Menschlichkeit verdammt. Nicht in der alten ungrischen Verfassung lag der Grund der Wirren dieses Landes, sie war nur eine Gelegenheit zu Verbrechen, deren Ursache in der Ketzerei zu suchen ist. Die katholische Kirche, diess ist die wahre Constitution für Christen, sogar für die Christen ausser dem apostolischen Königreich. Der hl. Stephan war ein Muster magyarischen Patriotismus, allein Protestant war er nicht. Diese, welche die Fahne des hl. Stephan verlassen, um dem Propheten von Deutschland zu folgen, gerathen ebenfalls in Widerspruch, wenn sie Rathschläge, welche von Deutschland nach Oesterreich gelangen, ablehnen, nicht verdeutsch werden wollen.

¹⁾ Besonders in Folge der Topographie Siebenbürgens.

112. (Die Rolle der Donau in der Welt- und österreichischen Geschichte, vor und nach Leopold I.)

In der That war die Donau seit Jahrtausenden bis Leopold I. eine starre Grenze der Gesittung, der Schrecken gebildeter Völker, ein erklärter Feind jeder Cultur, der persischen, der griechischen, der römischen, der christlich-germanischen. Der Grieche, welcher den Uibergang der Donau, eine Brücke des Heils für den persischen König, in dessen Kampfe gegen die Scythen bewachte, lernte dennoch das Geheimniss der Wichtigkeit dieses Stromes nicht und selbst Alexander der Grosse, welcher den fernerer Orient bezwungen hat, ging nicht über die Donau. Nicht nur in den Kriegen mit den Scythen sondern auch in den Kämpfen gegen die Gothen, Hunnen etc. nahm die Donau entschieden Parthei für die Barbaren und stand mit jeder Völkerwanderung im Einverständniss. Schon die Richtung dieses Stromes erweist dessen Partheilichkeit gegen die Gesittung, denn in Ungarn angelangt, ändert er schnell seinen östlichen Lauf, wendet sich dem Süden zu, um auf diese Art ungeheure Strecken für die Barbarei zu gewinnen; dann nimmt er wieder die östliche Richtung, um sich an Siebenbürgen besonders zu ergötzen, da dieses Land schon durch seine Lage geeignet ist, der Cultur am längsten zu widerstehen.

Caesar errieth, das militärische Genie des Tiberius begriff die Bedeutung der Donau, der Letztere wagte viel um sie zu gewinnen. Allein unter ihren Nachfolgern hat sich der Stolz der Römer eingebildet, den feindseligen Strom, mittelst einer Reihe von Vesten und Zwingern an dessen Ufern, bändigen zu können; nur mit Mühe und Vorsicht durfte die römische Gesittung zum rechten Ufer gelangen, das linke verweigerte ihr jeden längeren Aufenthalt, stets blieb es den Barbaren treu und lauerte auf Gelegenheit, um verwüstende Völker auf das rechte zu schleudern; selbst auf dem Grabe Marc Aurels haben sich die beiden Ufer nicht versöhnt. Dadurch musste die Grenzlinie (*Limes romanus*) unhaltbar werden nach dem Umsturz dieses Bollwerks durch

die Völkerwanderung zerfiel auch das abendländische Kaiserreich.

Wohl wusste Carl der Grosse dem geheimnissvollen Strome an beiden Ufern zu folgen und versuchte ihren alten Streit auszugleichen, doch nur zum Theile hat er seinen Zweck erreicht, oftmal hat sich der Strom gegen die Carolinger und deren Nachfolger und für die Barbaren erklärt. Seit die Mongolen und Tataren der Wolga den Vorzug gaben, die Weichsel, der Dniester und Dnieper den Polen gehorchten, schien das linke Donauufer mit der Cultur schon versöhnt, und da verschwört sich im XV. Jahrhunderte das rechte Ufer mit den Türken, wieder nahmen die Barbaren den alten Weg über Panonien ¹⁾ und Noricum. Leopold I. hat sie zurückgedrängt, folglich ausgeführt, was die Römer und Carl der Grosse versuchten. Das linke Donauufer wurde innern und äussern Barbaren völlig entrissen, selbst die Quelle aller Übel für die Donau-Monarchie, das den Sitten der Barbaren und der Ketzerei treueste, den Nationalitäts-Partheien und Secten-Kämpfen anhängliche Siebenbürgen war wiedererobert, seine natürlichen Festungen, welche bis nun im Einverständnisse mit dem türkischen Ufer standen, ihm zum Bollwerke dienten, wurden nun gegen dasselbe gekehrt, vom apostolischen Könige bewaffnet, um die Donau und ihre beiden Ufer zu beobachten.

Seit dieser Zeit hat sie ihre Gesinnung geändert, Leopold hat sie bekehrt; für die russischen Barbaren ein immerwährendes Hinderniss, dient sie treu dem apostolischen König, der seinerseits die Donau schützt, oft allein gegen den zum Dienste Russlands aus Ideenverwirrung geneigten Westen und zugleich gegen die Russen, vor der schändlichen Schlacht bei Navarin, während des russisch-türkischen Feldzugs (1828—1829) etc., vertheidigt und sie in der ihr zu-

¹⁾ Das Nähere über die Wichtigkeit der Donau für die Topographie der Donauländer und deren Defensivkraft im folgenden Abschnitt, in der Uebersicht der Geschichte Oesterreichs unter den Römern.

kommenden Weltrolle unterstützt. Schon fungirt sie gehorsam als Wegweiser der Gesittung und erinnert durch ihre Richtung das Abendland an seine Pflichten; schon hat sie viele Geschenke des Abendlandes der Cultur des **Orientes** zugeführt. Für die letzte Vertheidigung, eigentlich für die Befreiung ihrer Fürstenthümer ¹⁾ dankbar, wird sie von Freiheit geziert, desto mehr der Gesittung dienen und das Apostoliren Oesterreichs fördern, und dadurch zum Ruhme der Kirche und zum Wohl der Menschheit beitragen.

113. (Recapitulation der Resultate des Wirkens Leopolds I. für die innere und äussere Machtentwicklung Oesterreichs. Beurtheilung dieses Monarchen.)

Wenn man die Siege über die Türken, als die grösste Waffenthat Leopolds, die hl. Ligue als seine verdienstvollste Handlung für die Kirche und Menschheit, die Allianz mit Frankreich als die grösste diplomatische That ansieht, so muss man die Organisirung Ungarns und Siebenbürgens als das grösste staatliche Werk dieses Kaisers betrachten. Dadurch erlangte Oesterreich die breiteste Grundlage zu seiner Machtentwicklung, welche sich schon im spanischen Successionskriege und in den folgenden äusserte. Seit der Organisirung Ungarns vermochten schon Staatsmänner zu erkennen, was eine orientische Monarchie ist, wenn sie zu einem wahrhaft kräftigen, wohl organisirten Ost-Reiche wird.

Diesen Bau hat Max I. aufgefasst, Carl V. hat ihn gestattet und begünstigt, Ferdinand I. begonnen, Ferdinand II. (nach der Unterbrechung unter den Nachfolgern Ferdinands I.) fortgesetzt, in Böhmen durchgeführt, Leopold I. hat ihn auch im Hauptlande Oesterreichs, in Ungarn fortgeleitet und das grosse Werk ausgeführt, die Bildung eines Ost-Reiches an beiden Donaufern, zwischen den Alpen und den Karpathen,

¹⁾ Aus der Wichtigkeit dieses Weltstromes, (der Hauptader im Organismus Oesterreichs) für das Donau-Reich, erhellet das Verhältniss des letztern zu den Donau-Fürstenthümern. Ich erkläre es in einer Beilage am Ende des Bandes.

vollendet. Somit wurde die Hegemonie Oesterreichs bezüglich des Ostens, der orientischen Monarchien, entschieden, denn neben der innigsten staatsrechtlichen Verbindung mit Ungarn, stand Oesterreich mit Polen im völkerrechtlichen Verbande. Schon der Aufbau dieses durch die alleinige moralische Kraft zusammengefügtten Reiches erwies eine bedeutende Macht der Anziehung Oesterreichs, welche sich auch ferner entwickelnd dem Hauptlande Oesterreichs neue Erwerbungen im Norden, Osten, Süden und Südwesten verbürgte. Wirklich erweiterten die Nachfolger Leopolds I. ihr Reich über die Karpathen und Alpen, erwarben Galizien, Bukowina, Dalmatien, Venedig etc. und gaben die heutige Gestaltung dem zum erblichen Kaiserthum erhobenen Reiche; es ist gewiss die schönste Monarchie auf Erden, ein Kranz mehrerer glänzender Kronen, den manigfaltige, primitive, tapfere Völker und Stämme vertheidigen, von einer ungewöhnlich festen topographischen Lage unterstützt werden und so einen rüstigen Körper bilden, welchen der grosse Geist des frommen Hauses beseelt.

Der Urheber so grosser Thaten und Folgen, welche bis heut zu Tage dauern, wird nicht mit Unrecht der Grosse genannt, obgleich ihm der äussere Glanz und die Kunst auf die Einbildungskraft der Völker einzuwirken, abgingen. Dem Könige Ludwig XIV. beigelegt, ist der Name bestreitbar, da Ludwig XIV. das böse, das negative Princip vorstellte, kein neues Mittel für die Staatskunst (denn List, Gewaltsamkeit und die Kunst zu erschöpfen waren vor Ludwig bekannt) schuf und schon seinem ersten und zweiten Nachfolger eine schwere Bürde übermachte, während Leopold den seinigen wohl Gefahren, aber auch Mittel sie zu bekämpfen, Muster der Beharrlichkeit und Frömmigkeit und einen schon angebahnten Weg zu weiteren Siegen über die Aggressoren und Rebellen, eine feste Grundlage zur fernerer Ausbildung der österreichischen Monarchie überliess und die apostolischen Erb-Könige in die Lage versetzte, Verdienste um die römi-

sche Wahlkrone und um die hl. römisch-apostolische Kirche zu sammeln.

Um diese Geschichte Leopolds I. gehörig zu erfassen, untersuchen wir, in welchen Zuständen er Oesterreich vorgefunden, auf welche Vorarbeit er sich gestützt hat, um den Bau eines schutzfähigen Reichs zu vollenden? So wie wir die Wirksamkeit Leopolds des Grossen erst aus der Geschichte seiner Nachfolger deutlich ersehen können, so müssen wir zur Beurtheilung der seinigen die vor ihm geschriebene überschauen, die Baumaterialien, deren er sich bediente, die frühern Baumeister des österreichischen Staates und die Wege, auf welchen Gott Oesterreich leitete, kennen lernen. Viel hat dieser Kaiser für seine Nachfolger gethan, was thaten aber die Habsburger und deren Vorfahren für ihn? gewiss ist die Gesamtgeschichte der Habsburger, zu deren Autorität und Grossthaten ein frommer Ritter ohne Hausmacht den Grund gelegt, noch merkwürdiger als jedes Einzelnen unter ihnen, selbst Leopolds I., und die ganze Geschichte Oesterreichs noch ausserordentlicher als jene der Habsburger.

So gelangen wir zur schwierigsten aber zugleich schönsten Frage in der Weltgeschichte: was ist Oesterreich, dieses Resultat eines Jahrtausendes? warum und wie ist es entstanden, vielemahl in Verfall gerathen und wodurch hat es sich und die Welt wieder gerettet? was ist die Idee Oesterreichs, welche vor ihm gewesen sein, länger als seit einem Jahrtausende gewirkt haben muss und bis nun zu wirken nicht aufhört?

VIII. Abschnitt.

Übersicht der Rechts- und Staatsgeschichte Oesterreichs und der Entwicklung seiner Macht ¹⁾.

I. THEIL.

Übersicht der Geschichte der österreichischen Idee.

I. Hauptstück.

Grundbegriffe über Oesterreich, philosophische Grundlage seiner Geschichte.

114. (Was ist die österreichische Idee? das Wunderbare in der Geschichte ihrer Verkörperung, in der Geschichte Oesterreichs.)

Worin die orientischen Monarchien bestehen, wurde (S. 38) gesagt. Ich brauche nicht zu bemerken, dass jeder Staat, jedes Volk eine bestimmte Sendung hat, damit die Gesamtsendung der Völker, die Bestimmung der Menschheit, erreicht werden könne; folglich liegt jedem Volke, jedem Staate eine Idee zum Grunde. Jene, auf welche sich der Staat Oesterreichs stützt, in Folge deren er geboren und erzogen war, ist die österreichische ²⁾. Mit Recht nennt man sie auch die Idee des österreichischen Hauses, denn dieses hat sich mit ihr identificirt, die Habsburger haben viel, sehr viel für

¹⁾ Das in diesem Abschnitt, der leichtern Übersicht wegen, äusserst gedrängt Dargestellte, wird durch nachfolgende Beilagen zur Übersicht der österreichischen Vorgeschichte und der fernern Geschichte Oesterreichs vor Leopold, ausführlicher erklärt werden.

²⁾ Sie kann auch die orientische oder austrasische heissen. Man macht wiederholt auf den wesentlichen Unterschied (S. 39) zwischen dem Orientischen und dem Orientalischen aufmerksam, der erste Ausdruck stammt vom Worte: Orient ab, der zweite hingegen vom Worte: Orientalismus; auf den Staat angewandt, bezeichnet der erste die Geburt im Oriente, oder die Herkunft von demselben, z. B. Ungarn, Austrasien am Rheine, der zweite Ausdruck bezeichnet die Abhängigkeit des Staates vom orientalischen Systeme z. B. die Türkei, Russland.

die Entwicklung und Befriedigung dieser Idee mit Hilfe der Kirche gethan. Allein auch den Habsburgern hat man vorgearbeitet, sie hiessen nicht das Haus Oesterreich, sie gaben sich diesen Namen, der schon seine Bedeutung hatte und durch ihre Verdienste immer mehr verherrlicht wurde; Caesar, Octavian, Constantin, Carl und Otto die Grossen, wirkten vor Rudolph I.

Uibrigens ist die Thatkraft selbst eines frommen Geschlechts sehr beschränkt, wenn die Elemente, welche Gott allein baut und gewisse Lagen, in die Er Fürsten und Völker versetzt, fehlen. Endlich hat Gott nicht ohne Motive die Habsburger vom Rheine an die Donau geschickt und das wirksame Mittel gegen ihre Sterblichkeit, die pragmatische Sanction (unter Carl VI., zu Gunsten der Lothringer und Maria Theresiens) gestattet.

Uiberhaupt wunderbar ist die Geschichte Oesterreichs, an jeder ihrer Seiten bemerkt man ungeheure Resultate *oft* sehr geringer Kräfte, beinahe Folgen ohne Ursachen. Selbst die Geschichte der Kirche ist weniger wunderbar, denn der hl. Petrus über Oesterreich in Rom angelangt, wusste genau, dass er die Weltherrschaft antrete, den Besitz der obersten Gewalt auf Erden ergreife, hingegen ahnten die Legionen des Tiberius und Drusus, die frommen Franken Carls I., die treuen Schwaben Rudolphs I. nicht, zu welchem Prachtgebäude und Bollwerke für die Menschheit sie die Fundamente legen. Offenbar war die Gründung eines mächtigen Ost-Reichs an der Donau aus höhern, allgemeinen Ursachen, welche in der Bestimmung der Menschheit ihren Grund finden, nothwendig.

Die Geschichte jedes, auch des kleinsten Volkes (wenn sie nicht eine Novelle, eine trockene Chronologie, Aufzählung von Zufällen, Intriguen, eigenen Namen, Schlachten etc. sein soll) muss man mit Hilfe der Wissenschaft auf die Grundlage alles Geschichtlichen, auf die Bestimmung der Menschheit, zurückführen, und die Begebenheiten dem obersten Grundsatz der Geschichte, dem Regimente Gottes, der Fügung

der Vorsehung unterordnen, sonst würde der Zusammenhang der verschiedenen Theile der Geschichte, ihre Einheit, die Uebersicht und Verständlichkeit des Geschehenen, fehlen; desto mehr wäre auf diese Art die Geschichte Oesterreichs zu behandeln, da dieses mit Hilfe der Kirche vielemal die Welt gerettet hat und auch gegenwärtig über dieselbe wacht.

a) (Gesetz der Entwicklung der Gesittung und der Reife der Völker: Grundlage der österreichischen Idee und der Nothwendigkeit ihrer Verkörperung, eines österreichischen Staates.)

Die Nothwendigkeit eines Oesterreichs ist seit den ältesten Zeiten auf jeder Seite der Weltgeschichte eingeschrieben, sie ist durch die blosse Beobachtung der Menschheit erkennbar. In Folge des Wesens menschlicher Gesellschaften ist die Humanität, die Gesittung, das höchste Gut der Menschen, aber es ist unter allen Gütern am schwierigsten in seiner Vollendung zu erlangen. In der That entsteht die Gesittung, wächst und schreitet gleichsam aus eigenem Antrieb, beinahe instinctmässig unter jungen Völkern vorwärts, denn jedes Volk erhielt einen Theil der Offenbarung. Allein dieser Fortschritt gibt seine ursprüngliche Schnelligkeit auf, er wird schwerfällig und langsam, nachdem er eine gewisse Strecke zurückgelegt hatte, und sich ferner entwickeln, höher heben und endlich festsetzen, definitiv regeln will. Ueberall sehen wir in der Geschichte, wie die Gesittung seit der Kindheit durch's ganze Jünglingsalter rasch vorwärts geht, aber wenn sie sich dem reifen Alter zu nähern beginnt, dann bemerken wir einen Stillstand im Fortschritte, und eine ungemaine Beweglichkeit in der Gesellschaft; dieselbe verlässt ihren bisherigen Weg, sie sucht neue Bahnen, oft tritt sie den Rückweg an, mit einem Wort, sie kann nicht leicht ihre Reife erreichen, oft geht die Gesellschaft zu Grunde, bevor ihre Humanität zur Reife gelangt war; die Jünglingszeit ist das kritische Alter der Völker.

Der Grund dieser Zustände, dieses Factums, dem wir übrigens auch heute zuschauen, lässt sich leicht auffassen

und versinnlichen. Die Kräfte, welche eine Gesellschaft durch die Gesittung schon erlangt, aber noch nicht geregelt hatte, können sich, wie jede regellose Macht, gegen sich selbst wenden und so nachtheilig wirken, wie die Leidenschaft, welche ebenfalls eine Kraft ist, sich beim jungen Menschen äussert und dessen Reifwerden aufhält; eine junge Gesittung ist weder folgsam, wie in der Kindheit, noch umsichtig und weise, wie eine reife Civilisation. Dieses Factum unterliegt keinem Zweifel, denn man kann in der Geschichte jeder jugendlichen Gesittung den Stürmen, welche sie bewegen, folgen.

So artete die Gesittung der Griechen aus und, nachdem sie die Perser besiegt hatte, liess sie sich durch die Demagogie unterjochen. In der attischen Geschichte sieht man deutlich, welchen Gefahren sich die ausgebildete, aber noch nicht reife Gesittung preisgibt. Es ist bekannt, was ein Rhetor, ein Demagog in Athen vermochte, wie er der Leidenschaft des Pöbels schmeichelnd, alle Gesetze mit Füssen treten, das Vaterland ins Unglück stürzen konnte. Bestimmt wäre dieser Missbrauch in einer ursprünglichen, noch kindlichen Cultur nicht möglich gewesen; der gesunde Menschenverstand, die Familien- und Bürgerzucht hätten diese beredete, geistreiche Verdorbenheit nicht einmal begriffen, sie auf jeden Fall unterdrückt. In der That haben es die Macedonier, ein mehr viel jüngeres, folgsameres Volk, unter Philipp, den die Demagogen als einen Barbaren ansahen, vorgenommen, und die zu üppige, sich schon auflösende Gesellschaft der Griechen vom Untergange errettet.

Ein anderes grosses Volk, die Juden, deren König Gott selbst war, hat in Folge dieses Einschreitens der Vorsehung ausserordentliche Fortschritte im reinsten Spiritualismus sehr schnell zurückgelegt, dennoch haben bald die Juden falsche Götter, falsche Doctrinen gesucht. Ungeachtet einer grossen Ausbildung, welche es dem alten Testamente schuldete, widerstand das auserwählte Volk mit einer ihm eigenen Beharrlichkeit und Subtilität dem neuen Testamente, obgleich

dieses bloss die Reife des alten war. Vielleicht gibt es kein deutlicheres Schauspiel des schwierigen Fortschrittes, einer Gesittung zu ihrer endlichen Reife, als in der jüdischen Geschichte. Die Doctoren von Jerusalem, in geistigen Disciplinen bestimmt mehr bewandert als die höchsten Männer Griechenlands und Roms, haben Jesum als Kind bewundert, und als Gesetzgeber verstossen. Die Apostel wandten sich darauf an ursprüngliche, unverdorbene Völker, und an die Völker Roms, denen die Lehren des alten Testaments unbekannt waren. Wirklich ward nicht Jerusalem, sondern Rom zum Sitze der Kirche und des hl. Petrus. Also, was die hochausgebildeten Juden verschmäheten und nicht verstehen wollten, das war von verwahrlosten, in der Vielgötteri erzeugten Völkern begriffen und angenommen.

Die Römer, obgleich sie weniger Cultur als die Griechen und weniger spiritualistische Kenntnisse als die Juden hatten, erlangten bald sowohl durch Waffen, als auch durch Institutionen und Gesetze eine entschiedene Ueberlegenheit den Griechen gegenüber. Wodurch lassen sich die politische Grösse und der moralische Glanz Roms, welches Polybius bewundern musste, erklären? Bekannt ist die Achtung Roms für die Ahnen, mit Standhaftigkeit hielten die Römer an die primitiven Sätze ihrer Gesittung, sie wussten die *mores majorum* in Reinheit zu erhalten, sie vertrieben aus Familiencirkeln griechische Philosophen und Künstler, so wie sie Carthago aus Italien verdrängten. Gegen die Demagogen traten die Römer mit grosser Kraft, mögen diese Patricier oder Plebejer gewesen sein, auf, vor Allem haben sie den Pöbel durch eine allmähliche Freistellung der Plebejer entwaffnet und so den Gemeinen Zeit zur Ausbildung gelassen, sie erst in späten Epochen zum Regimente mit den Patriern zugelassen. Mit einem Wort, die Römer achteten mehr eine wohl niedriegerere, allein auf der Sittlichkeit, Rechtlichkeit und Zucht beruhende Culturstufe, als eine viel höhere, aber zur Beweglichkeit und zur Ausartung schon geneigte. Auf diese Art vermochte Rom sich der Reife ungestört zu

nähern, während die feiner gebildeten Griechen schon entartet waren; man würde beinahe glauben, dass die Römer das Gesetz ahnten, nachdem die Völker reif werden.

b) (Nähere Erklärung des obersten Gesetzes für die Entwicklung der Völker, sein Corollar. Zweck des Gesetzes der Reife: die Katholicität.)

Wir sagten, dass die fortschreitende Cultur nach der Erreichung des Jünglingsalters, ihre bisherige Bahn verlässt. In der That, sobald die Gesittung zu einer gewissen Höhe gelangt, verändert sie Vieles vom Alten, das gebessert, veredelt und ausgebildet wurde. Die leichte, nicht denkende Menge wird durch diese Erscheinung getäuscht, sie strebt immer mehr nach weitem Veränderungen, der schon befriedigte Verstand will ferner befriedigt werden. Demnach sinkt die Achtung für Tradition und den Glauben, der Fortschritt lehnt sich gleichsam gegen seine Eltern auf. Der Rationalismus aber ist immer leichtgläubig und abergläubisch zugleich, weil ihm der Glaube fehlt und er ihn ersetzen will. Daher entstehen verderbliche Tendenzen und falsche Doctrinen, also unhaltbare Systeme, Verwirrungen und leidenschaftliche Kämpfe statt eines Systems und der früher allgemein befolgten Regel, die so zum Fortschritt führte, wie jetzt die Regellosigkeit zum Verfall und Vernichtung führen muss.

Desswegen sollen Gesellschaften von verschiedenen Culturstufen einander verhelfen und diese, welche noch eine Regel befolgen und im Fortschritte sind, sollen jene aufhalten, welche durch die Regellosigkeit schon ins Verderben rennen, und dadurch die fernere Ausbildung der ersten entweder vereiteln oder doch sehr erschweren würden, wobei das Gemeingut der Menschheit, die Gesittung, leiden müsste.

Offenbar will Gott, durch das Gesetz der Reife, die Menschheit, ohne Rücksicht auf ihre verschiedene Culturstufen, und eben durch diese Verschiedenheit vereinigen, diese Abneigung, welche sich zwischen den mehr und weniger gebildeten Völkerschaften mit grosser Intensität äussert und

sogar in einen förmlichen Völkerhass auszuarten pflegt, beseitigen. Daher gibt es auch so viele Stufen in der Gesittung wie im Menschenalter, damit die Verschmelzung verschiedener Culturstufen jeder von ihnen Nutzen bringe und sie sich wechselseitig unterstützen. Es ist auch ganz natürlich, dass eine von der andern dieses entlehnt, was ihr fehlt und in der Regel fehlt der zur Ueberreife geneigten Cultur so die Kraft, wie den kräftigen Barbaren die Cultur abgeht. Demnach wird durch die Verbindung beider, die ältere Gesittung verjüngert, und die jüngere ausgebildet. Wird hingegen diese Vereinigung unterlassen, so muss dass ältere Volk, selbst wenn es sich gegen die Entartung geschützt hat, endlich veraltern und ableben.

Sehr deutlich sieht man die Folgen der Ausübung und der Verletzung des Gesetzes der Reife nicht nur in der neuen Geschichte Deutschlands, Frankreichs und Italiens, welche sich eben gegen die Ursachen ihrer Blüthe, gegen den Kaiser, gegen das Königthum und gegen den Papst vorzüglich zu empören pflegten, sondern auch in der Geschichte des römischen Volkes, welches sich ebenfalls gegen die Ursache seiner Erfolge, gegen die Aristokratie, auflehnen liess. In den älteren Zeiten Roms geht neben dem Kampfe mit den Plebejern, der Kampf mit den Orientalen und den Barbaren vor sich. Nicht nur die äussere Politik, die Sicherheit der Grenzen, sondern auch die innere, die Sicherheit der Stadt hat es gefordert. Um die Plebejer zu beschäftigen, ihre grosse Zahl von Rom in Entfernung zu halten, erschienen die auswärtigen Kriege als ein gutes Mittel. Auch ist es bekannt, dass die zur Opposition geneigten Plebejer in den Triumphen Roms über fremde Völker ihren eigenen Sieg, moralische und auch materielle Vortheile erblickten; ebenfalls konnte der römische Senat durch die wachsende Schwierigkeit diplomatischer Verhältnisse, in Folge zunehmender Kriege und des wachsenden Reiches, das Monopol der Cabinetsleitung behaupten und es höchstens mit den Optimaten theilen.

Die Folgen dieser, als politische Wirkungsmittel nothwendig erscheinender Kriege waren sehr wohlthätig für die römische Gesittung, denn dadurch wurde der Pflicht der Vereinigung den Völkern Genüge geleistet. Die römische Gesellschaft wurde fortwährend erfrischt durch Latiner, durch Plebejer, (die man als ein eigenes Volk ansehen muss) darauf durch alle Italer, etc. Die Begebenheiten in der römischen Geschichte, in den ersten Perioden, sind eine ununterbrochene Kette einer fortdauernden Völkereinigung, ein stetes Vorrücken der Römer zur Reife, denn von den wahren Orientalen entfernt, waren sie von Barbaren, von bildungsfähigen Barbaren umgeben, jede Erwerbung dieser noch unverdorbenen, primitiven Elemente, war eine neue Erfrischung für die römische Gesellschaft. Desswegen brauchte Rom die Hilfe eines Macedoniens nicht, um ein grosses Reich zu gründen. Durch das Verdienst des Priesteradels und grosser Männer, welche mit Talent und Kraft gegen jede Ausartung der Gesittung, gegen jedes Unterwühlen der Kriegs- und Bürgerzucht auftraten, gelangten der Römer zu einer ungewöhnlichen Reife.

Aber selbst dieses Volk musste, eines erhabenen und ausdauernden Widerstandes gegen die Entartung ungeachtet, dem gewöhnlichen Gesetze menschlicher Gesellschaften, ihrer Schwierigkeit zur völligen Reife zu gelangen, erliegen. Die Neuerungssucht, die Gelüste nach Gleichberechtigung, Genüssen und Freiheit führten zu leidenschaftlichen Kämpfen, wie jene der Grachen, des Marius, Saturninus etc. gegen die Aristokratie. Die Agressoren konnten nur mit grossem Kraftaufwand bekämpft werden; oft haben sie, obschon nur vorübergehend, obgesiegt und die Zügellosigkeit der Gesellschaft, die Unterwühlung der Religion und Autorität aus Hass gegen die Bessern, als einen Grundsatz des Patriotismus aufgestellt und durchgeführt; solcher Einfluss auf die schon reifende römische Gesellschaft ist leicht zu beurtheilen.

Neben den Kämpfen der Partheien, die sich alle patriotisch nannten, war der Untergang altrömischer Sitten, ohne den diese Kämpfe selbst nicht möglich gewesen wären, immer sichtbarer, die Gesellschaft artete immer mehr aus, man tadelte und strafte die raffinirte Cultur, man verfolgte jede Sucht nach derselben, aber vergebens, sobald das einzige Mittel zur Hebung einer verfallenden Gesellschaft, die Erfrischung durch jüngere Völker, nicht in Anwendung gebracht wurde und Rom sich von den Barbaren isolirte, was der Bestimmung der Menschheit, folglich auch dem Wohle jedes ihrer Theile, zuwider ist.

c) (Allgemeinheit des Gesetzes der Reife, Corollar dieser Allgemeinheit: absolute Nothwendigkeit eines Oesterreichs (orientischen Staates), als des Mittels zur Katholicität.)

Wie vom Gravitationsgesetz, dem die physische Welt gehorcht, gibt es auch vom Gesetz der Reife keine Ausnahme, es herrscht über ganze Welttheile nicht nur über einzelne Gesellschaften, die zwei entgegen gesetzten Pole der moralischen Welt, der materialistische Orient und der zum Spiritualismus geneigte Occident, wandeln, wie wir sahen (S. 25.) auf gänzlich verschiedenen Wegen. Der Letztere vereinigt vielfältige Völker durch freiwillige Unterwerfung derselben, durch Erbverträge, durch Eroberungen jener, denen es an Selbstständigkeit fehlt, wodurch verschiedene Alterskräfte den Staat beleben, hingegen entbrennt der Orientale vom Hass gegen jedes fremde Volk, er kennt nur den Grundsatz der Unterjochung, Herrn-Völker und Sklaven-Völker. Daher die Blüthe der Gesittung im Abendlande und der Verfall jeder Cultur im Morgenlande, ihre Entartung vor der Reife; daher beständige Kämpfe zwischen dem Orient und dem Occident (S. 26); daher die Existenz der Mittelvölker, welche bestimmt sind die Kämpfer zu trennen, sich dem Spiritualismus gegen den Materialismus anzuschliessen, staatlliche Organismen zu bilden, die man die orientischen nennt und die dem Orientalismus den Weg nach dem We-

sten zu sperren berufen sind. Schon desswegen, weil orientalische Gesellschaften nie zur Reife gelangt sind (z. B. Russland noch ungebildet und schon verdorben) stets ausarten, und ausarten müssen, ist die Pflicht der Vermittlung zwischen dem Occident und dem Orient, zwischen dem alten Occident und dem jüngeren Osten, eine absolute. Nun vermag dieser Pflicht blos ein orientischer Staat vor Allem ein wahrhaftes Ost-Reich, (wie wir S. 42 erwiesen haben) hinlänglich Genüge zu thun, also ist auch die Nothwendigkeit eines Ost-Reiches, eine absolute, wenn die alte Gesittung des Westens in Folge der Erschöpfung nicht zu Grunde gehen, und eine Beute des Orientalismus, werden soll. Die Gefahr für die Existenz der Gesittung ohne die Existenz Oesterreichs ist handgreiflich, denn die orientischen Völker, jüngste Kinder der Gesittung, sind nicht nur ein lebendiges Bollwerk gegen die Angriffe des Orientalismus, sondern auch Reserven, welche Gott im Osten aufstellte, damit sie wachsen, ihre ältern Brüder gegen die Erschöpfung der Kräfte, vor Allem gegen die Ursache dessen, gegen die Entartung schützen, an der Verschwendung des Gemeingutes hindern. Gibt es kein Oesterreich, so wird die Gesittung entweder absterben, oder sie wird gewaltsam vernichtet werden.

Das Erstere braucht nach der Erklärung des Gesetzes der Reife, keine Beweise, auch das Letztere ist schon erwiesen durch Beispiele des Hasses der Osmanen gegen Oesterreich im XVI. und XVII. Jahrhunderte und den Hass Russlands gegen dasselbe in neuen Zeiten. Dass Oesterreich vielmal Europa gegen die Türkei und die Revolution, in neuern Zeiten gegen Russland und die Revolution mächtig beschützt hat ist auch gesagt worden.

d) (Welthistorische Beweise des wohlthätigen Wirkens oesterreichischer (orientischer, austrasischer) Staaten in jeder Epoche und der absoluten Nothwendigkeit des Daseins Oesterreichs.)

Das schon principiell erkennbare, durch die Geschichte der Wirren im gebildeten Abendland, durch die Begebenheiten unsers Jahrhunderts vor Allem durch die österreichische

Geschichte anschaulich gewordene Gesetz der Reife wird auch durch die Weltgeschichte jeder Epoche bestätigt, denn stets haben primitive Völker die aufgehaltene Entwicklung der Gesittung wieder gefördert; es ist hinreichend, die Macedonier, Germanen, Franken, Ungarn zu nennen, ihres wohlthätigen Einflusses auf das Abendland zu gedenken. Dieses allgemeine Gesetz der Geschichte erklärt grosse Erscheinungen in der moralischen Welt, so die Rettung Griechenlands durch Philipp und Alexander den Grossen, Oberhäupter eines orientalischen Staates, Macedoniens, welches augenscheinlich in demselben Verhältnisse zu Griechenland, wie Oesterreich zum hl. römisch-deutschen Reiche (unter Ferdinand II. etc.) stand; das Wirken Julius Cäsars, welcher durch Gallien ¹⁾ und Germanen Rom und die Legionen aufrecht erhält, vom Octavian, Tiberius etc., welche ein römisches Oesterreich an der Donau gründen, norische, panonische Legionen wilden Völkern entgegenstellen, Germanen an sich ziehen, was Theodos der Grosse gründlich auffasste und nach einem grossen Massstab fortsetzte; die Carolinger, welche mittelst Austrasiens Neustrien retten, Italien, in jener Zeit das Hauptland der abendländischen Gesittung, gegen den Untergang, welchen die entarteten Longobarden und die byzantinischen Orientalen bezweckten, sichern. Die Austrasier bilden ein weiteres Austrasien, nämlich die *Francia orientalis* oder Deutschland, von hier aus geht abermahls eine Rettung der Gesittung hervor, ein Carolinger deutscher Linie, Arnulph, hält die Auflösung des fränkischen Reiches auf, legt die Grundlage zur Bildung eines ostfränkischen Reiches, Otto I., ein Sachse, bringt schon das deutsche Reich zu Stande und

¹⁾ Gallien, den Orientalen über Africa (wie in der Zeit Hannibals und der Kalifen) zugänglich, war dadurch für Rom ein Schutz gegen die Orientalen, ein orientischer Organismus, die gallischen Völker waren in der Zeit Cäsars primitiv. In Gallien hat sich die weströmische Herrschaft am längsten erhalten und von hier ging ein neues abendländisches Kaiserthum aus.

ermöglicht die zweite Renovation der kaiserlichen Würde im Abendland. Sowohl Carl als Otto die Grossen errichten wieder eine neue Austria, ein Austrasien, die Ostmark oder Osterreichi, Oesterreich an der Enns und Donau. Dieses schritt seit Max I. stets zur Rettung des Westens, gab diese Sendung nur während der Wirren im regierenden Hause auf, siegte nicht bloß vorübergehend, wie Alexander, die Cäsaren, Carl, Otto etc., sondern es hat den Westen vielemal gerettet und, woran die früheren Träger der orientischen Idee kaum dachten, wirkt es schon für den Orient, um so mit Hilfe der Kirche die wahren Grundlagen des Heils der Menschheit, die Gesittung, gegen den Untergang zu schützen, sie vielmehr sogar im Oriente auszubreiten.

Ist es der Wissenschaft gestattet, so grossartige Ereignisse, wie die Geschichte des griechischen Oesterreichs, des römischen Oesterreichs, des westfränkischen Austrasiens, ferner Deutschlands und Oesterreichs, einem Zufall zuzuschreiben, oder unerklärt zu lassen? Wäre denn die österreichische Idee, ein localer Begriff, wie man es gewöhnlich annimmt, ausser dem gegenwärtigen kein früheres Oesterreich kennen, dadurch auch die Grundlagen und das Wesen des Ost-Reichs an der Donau, seine gleichsam wunderbare Zusammenfügung ignoriren will? Ist nicht die Idee, welche Oesterreich zum Grunde liegt, vielmehr, eine durchgreifende Definition aller Mächte, welche mit Hilfe des primitiven Ostens den reifern Westen in dessen Gefahren retteten, immer gegen den Orient vorzurücken trachteten und so die Gesittung verbreiteten? Auf eine andere Art lässt sich die Bestimmung der Menschheit nicht erreichen und Weh der Kirche und der Menschheit, wenn sie vom Orientalismus ihrer Sendung entgegengeführt wären, wenn der Letztere die Rolle Macedoniens, Austrasiens, der Habsburger etc. übernehmen würde. Folgt man in der Geschichte den Zuständen der österreichischen Idee, so sieht man dem Fortschreiten der Gesittung zu, man erkennt deutlich das Abend- und das Morgenland, das Wesen und den Geist der West-Reiche, deren Dasein ohne die

Existenz eines mächtigen Ost-Reiches sich nicht denken lässt. In der That, (wie es schon aus dem Gesagten erhellt und was wir bestätigt finden werden) fiel jedes West-Reich, wenn es von einem Oesterreich nicht unterstützt wurde.

Handgreiflich ist die Bedeutung orientischer Staaten im Allgemeinen, und eines mächtigen Ost-Reiches, eines Complexes orientischer Völker, im Besondern. Auch die Nothwendigkeit der Mittelvölker, ihre doppelte Sendung, alte Völker zu erfrischen, damit dieselben nicht ausarten oder altern, wohl aber die Reife zur theokratischen Verfassung erreichen, und zugleich gegen den Orientalismus geschützt werden, dieser hingegen sich zur wahren Gesittung immer mehr bekenne, ist einleuchtend. Daher ist Oesterreich, eine sittliche Nothwendigkeit, eine unumgängliche Bedingung zum Siege der Katholicität, es ist ein Postulat der Bestimmung der Menschheit. Folgen wir der allmählichen Erkenntniss dieser, nun deutlich gewordenen, absoluten Nothwendigkeit und den Versuchen dieselbe zu befriedigen.

II. Hauptstück.

Allmähliche Entwicklung der Nothwendigkeit österreichischer (orientischer) Staaten. Aelteste Spuren der österreichischen Idee.

I. Artikel.

Warum hat Gott die Völker erschaffen?

114. (Erschaffung der Welt. Ur-Offenbarung im Paradies. Die ersten Kämpfe des Verstandes mit dem Glauben.)

Vor der Geschichte war niemand nur Gott allein, es gab weder einen Raum, einen Schauplatz für Begebenheiten, noch Zeit, in der sie vor sich gehen könnten, denn Gott stand in der Ewigkeit und im Unermesslichen allein da. Aus unerforschlichen Gründen, wahrscheinlich aus Wohlgefallen an moralischer Ordnung, welche nur bei unvollkommenen Wesen möglich ist, (denn bei vollkommenen wäre die Unordnung unmöglich, die Ordnung würde mechanisch sein, der geistigen Freiheit bliebe kein Platz übrig) beschloss Gott die Engel und den Menschen zu erschaffen, die Welt wer-

den zu lassen. Seit diesem Entschlusse Gottes, einen Dualismus, den Geist und die Materie zu bilden, war die Geschichte möglich, da neben dem Göttlichen auch das Nichtgöttliche bestehen sollte.

Auf einen Wink Gottes, den die hl. Schrift Tag nennt, und den man ebenfalls Jahrhunderte nennen könnte, (denn der Ewigkeit gegenüber kommt der Augenblick Jahrhunderten gleich) hat Gott den Himmel und die Erde erschaffen. Also gab es schon eine Handlung, die Geschichte fing an, die physische Geschichte der Welt. Den sechsten Tag der Schöpfung war schon der Mensch erschaffen, die eigentliche, die geistige, die moralische Geschichte, nahm mit den Handlungen der Engel und der Menschen ihren Anfang. Gott selbst, der höchste Redner und der grösste Gesetzgeber, hat sie dem ersten Menschen erzählt ¹⁾, daher ist sie so leicht begreiflich, obschon sie die grösste geschichtliche Handlung, die Erschaffung der physischen und der moralischen Welt, darstellt und zugleich erklärt.

Sogleich nach der Erschaffung gab Gott seinen geistigen Geschöpfen die von ihnen zu befolgenden Lehren über die Bestimmung der Menschheit, über die Pflicht des Menschen zu Gott und zum Nächsten; jedes dieser Worte wird bis heute immer mehr zum Fleische.

Die älteste Geschichte der Menschen, ihre ersten Handlungen im Paradies, ihre ersten Verhältnisse zu der göttlichen Lehre, sind im Einzelnen unbekannt, sogar die Länge

¹⁾ Moses in der ägyptischen Gefangenschaft (1571 v. Ch.) geboren, in ägyptischen Schulen erzogen, dem wahren Glauben zugethan, hat sie geschrieben. Es ist der älteste Historiker (ein Jahrtausend vor Herodot), sein Werk, die Genesis, für die Historiographie ein Muster des Vollständigsten durch das doppelte Leben des Gedankens und der Form; diese ist einfach und durchsichtig, um keinen Theil der Grösse des Gegenstandes zu verhüllen. Moses ist zugleich der älteste und grösste Jurist, da er unmittelbar von Gott über die Gesetzkunde belehrt wurde; daher die höchste Einfachheit des mosaischen Gesetzes, wodurch es jedermann zugänglich ist.

der Zeit, die sie im Paradies zubrachten, ist es. Ebenfalls fehlen einzelne Umstände, des Handelns der Engel, aber im Wesentlichen ist der Fall vieler Engel, in Folge ihres Raisonnirens über das Geboth, ihres Hochmuths und Ungehorsams gegen Gott, ein bekanntes Factum. Diese Begebenheit wirft ein mächtiges Licht auf die ganze Geschichte der Menschheit, denn die Engel, obgleich frei von der Materie, vom Körper, haben dennoch gesündigt und sind tief gefallen, sogar tiefer als der Mensch, da diesem verziehen wurde und dem bösen Engel nicht. Demnach ist der Irrthum nicht immer die Folge der Sinnlichkeit, wie man gewöhnlich glaubt, sobald auch übermenschliche und nur der höchsten Vollkommenheit entbehrende Geister ebenfalls sündigen können. Gott hat den freien Willen des Menschen vor den geistigen Irrthümern, vor jenen des Verstandes, warnen wollen.

Wirklich sündigte das erste Menschenpaar nicht durch Sinnlichkeit, es sündigte durch den Verstand, der sich gegen den Glauben empörte. Der Schöpfer ertheilte dem Menschen das Recht über alle Geschöpfe auf Erden zu herrschen, aber legte ihm auch die Pflicht des Gehorsams gegen den Himmel auf. Das Gesetz lautete: „geniesse alle Früchte des Paradieses, nur nicht die Frucht des Baumes der guten und bösen Wissenschaft, denn vom Tag des Genusses an bist du gewiss sterblich“. Die Menscheneltern beobachteten dieses Gesetz nicht; ein durch die Empörung gefallener Engel bestrebte sich auch die Menscheneltern zum Hochmuth zu verleiten, er stellte ihnen vor, dass sie dem Schöpfer nicht blind zu glauben hätten, vielmehr durch den Genuss der verbotenen Frucht zu einer mit der göttlichen gleichen Wissenschaft gelangen können. Der Versuch, das Geheimnißvolle zu erforschen und sich Gott gleichzustellen, wurde dem Gesetze zuwider vorgenommen und die Sünde begangen ¹⁾, worauf auch die Strafe unmittelbar erfolgte.

¹⁾ Bossuet sagt in seiner bewunderungswürdigen Geschichte der Juden (*Discours sur l'histoire universelle*) von

Diese erste wichtige That der Menschen ist eine Bestätigung der ersten Offenbarung und der ersten geschichtlichen Begebenheit, des Falls der Engel, demnach eine Verdammung des Rationalismus. Gott warnte durch die Offenbarung und durch die Geschichte die Menschheit vor der Quelle alles Übels, vor dem den Glauben bezweifelnden Verstand. Diess ist die Bedeutung der Erbsünde, des Hanges der Söhne des fallenen Adams zum Vernünfteln, statt der Offenbarung glaubend zu gehorchen.

Die weiteren Folgen des Rationalismus stellten sich bald durch Brudermord ein ¹⁾. Auch dieses Verbrechen wurde bestraft. Aber Gott der Strafende trat zugleich als Gott der Barmherzige und die Menschheit Liebende auf und erklärte sich zur Verzeihung bereit. Die vor den Menschen fallenen Engel sind, (wie es stets seit dieser Zeit geschieht) zu Verführern geworden, der Mensch war verführbar, denn neben der Sinnlichkeit, der mittelbaren Verleiterinn zum Bösen, folgt der Mensch auch ihren unmittelbaren Gebiethern, dem Verstande und dem freien Willen, welche sich durch die Eigenliebe leicht beherrschen lassen. Die unendliche Liebe des Schöpfers zu seinem Geschöpf und jener mildern-
de Umstand der durch die Verführung begangenen Sünde, bilden nach dem Falle Adams, den ersten geschichtlichen Process. Die Verführer waren für immer verstossen, die Verführten nicht, der erfolgten Strafe war die Aussicht auf Verzeihung beigesellt, die Mittel hiezu wurden liebevoll angegeben und die Erlösung von den ewigen Strafen zuge-

den ersten Menschen. „Man prüfte das Geboth und bezweifelte die Pflicht des Gehorsams.“

¹⁾ Aus der Geschichte der ersten Sünde und des ersten Verbrechens durch den Rationalismus, geht die Pflicht für die Historiographie hervor, alle spätern Verbrechen und Sünden aus dem Rationalismus und alle Erfolge der Menschheit aus dem Glauben abzuleiten, da Gott und das Wesen des Menschen sich nicht verändern können, stets dieselben bleiben. Daher die Confusionskunst protestantischer Historiker.

sagt. Nach diesem ersten Acte Gottes, als des Richters und Lenkers seiner Welt, modeln sich bis heute die Folgen aller menschlichen Thaten in der Geschichte. Den Unterschied zwischen menschlichen Schwachheiten und falschen verstockten Doctrinen, zwischen Fehlern der Sinnlichkeit und absichtlichen Irrthümern des Geistes, beachtet stets das göttliche Weltregiment und nie entgehen die Letzteren, selbst wenn sie durch längere Zeit der Bestrafung spotten, dem allmächtigen Arm der göttlichen Gerechtigkeit.

115. (Erster Knoten des welthistorischen Drama. Prolog der Weltgeschichte seit der Erbsünde bis zur Sprachen-Verwirrung: Kampf der Kainiten und Sethiten.)

Mit der Vertreibung Adams aus dem Paradies und der Verheißung des Heilands beginnt das geschichtliche Interesse, der historische Knoten, aus dem der Faden der Begebenheiten bis heute sich zieht und die Verwicklung der Tendenzen der wirkenden Menschheit immer sichtbarer entwirrt. Was werden die Nachkommen Adams in ihrer misslichen Lage beginnen? der moralische Fall ist unendlich, wie die Ewigkeit, durch ihn kann die Menschheit noch tiefer, immer tiefer sinken. Wohl ist die Wiedererlangung der Unsterblichkeit, wenn sich der Mensch durch den Glauben zur Gottheit hebt, möglich, allein auch der Verführer, der Verstand kennt viele Künste, um das Laster zu beschönigen. Was vermag nicht die Menschheit während Jahrhunderte, während Jahrtausende, zwischen der Unsterblichkeit und endlosen Lastern vorzunehmen?

Schon die Biographie der Söhne des durch den Rationalismus verführten Adam, ist ein Prolog des ganzen geschichtlichen Drama, da die Menschheit stets zwischen dem Glauben, der Liebe zu Gott und zwischen dem Rationalismus, der Eigenliebe, zu wählen haben wird. Abel ist liebend, weil er an die Offenbarung glaubt und den Segen Gottes hofft, Kain hingegen kann nur hassen, denn er glaubt nicht, wird zum Zweifel geführt, er protestirt gegen die Sätze der Offenbarung und begeht den Brudermord, worauf er

sich der Verzweiflung hingibt. Es ist das älteste Verbrechen, die älteste Trennung von dem Glauben, das älteste Schisma, denn der Sünde Adams folgte die Reue und der Entschluss, sich von Gott nicht mehr zu trennen.

Dieses erste Verbrechen sollte strenger bestraft werden, als die erste Sünde. Gott der Gerechte sprach den Fluch über Kain und seine Nachfolger aus. Um aber Adam zu trösten, gab ihm Gott der Barmherzige einen andern Sohn, Seth, und erneuerte das Versprechen, den Erlöser zu schicken und zwar aus der Nachkommenschaft des Seth, wodurch derselben der Segen Gottes zugesagt war.

Die Bedeutung dieser Begebenheit ist von höchster Wichtigkeit für die historische Wissenschaft, denn hier sieht man schon deutlich nicht nur die Bestimmung der Menschheit, sondern man sieht auch die Mittel, durch welche sie erreicht werden wird. Die Bestimmung kann nur in der Eintracht der Menschen als geistig sittlicher, demselben Schöpfer unterstehender Wesen, demnach nur in der Einigung der Menschen zu einer Gesellschaft, zu einer Familie d. h. in der Katholicität bestehen; diess geht hervor aus der Abstammung aller Menschen von demselben Menschenpaar, aus denselben körperlichen und geistigen Anlagen, aus demselben freien Willen, aus demselben Gesetz, aus der nämlichen Verfassung für Alle ohne Ausnahme ¹⁾. Das wirksam-

¹⁾ Diese Philosophie der Schöpfungsgeschichte wird durch die fernere Geschichte des auserwählten Volkes, also durch die hl. Schrift und das mosaische Gesetz, durch die Einheit des jüdischen Staates bestätigt; die Gebote Gottes bestimmen ausdrücklich die Pflichten jedes Menschen, nicht nur gegen Gott, sondern auch gegen die ganze Menschheit, darin besteht ja das Wesen des wahren Glaubens.

Auch die zweite Offenbarung, und die von ihr gegründete christliche Kirche, gleichsam ein höherer Kurs des Wahren, stimmt mit der alten Kirche überein, die Kirche Jesu kennt keine Toleranz, wie auch der Mesianismus keinen falschen Gottesdienst duldete, beide

ste Mittel zur Katholicität, zur Vereinigung der Menschheit ist die Befolgung der von Gott gegebenen Lehre, die Befolgung des Glaubens. Um diese von Gott unmittelbar verliehene Verfassung durchzuführen, die Vortheile des irdischen Paradieses auf die Bewohner der ganzen Erde zu erstrecken, erhielt die ursprüngliche Menschheit hohe Fähigkeiten. Aber da Gott die Freiheit des Menschen, ohne welche kein Verdienst, keine Vollkommenheit denkbar ist, bezweckte, so sollte die Kraft des Glaubens keine mechanische sein, der Glaube sollte selbstständig befolgt werden, also konnte ihn der Mensch auch übertreten. Dadurch wurde neben der grossen Kraft des Glaubens auch für eine andere Raum gelassen, nämlich für den Nichtglauben, für den Zweifel, für den Rationalismus.

Nachdem diese zwei Principien durch den Zweifel der Engel, durch die Erbsünde und durch den Brudermord in Kampf gerathen sind, wurden sie von nun an durch die Kainiten, Repräsentanten des Hasses, und durch die Sethiten, Repräsentanten der Liebe deutlicher vorgestellt. Der Krieg der von Gott verfluchten Kainiten mit den von ihm gesegneten Sethiten, ist ein Massstab für die fernere Geschichte aller Völker-, Secten- und Partheienkämpfe, er dauert bis heute, denn nur durch einen definitiven Sieg des Glaubens über den Unglauben vermag die Menschheit ihre Bestimmung zu erreichen.

Damit aber das Princip des Bösen über die durch die Erbsünde geschwächte Menschheit nicht obsiege und dennoch der freie Wille dem Menschen nicht entzogen werde, wachte Gott selbst über das auserwählte Volk und versprach allen

glauben an dieselbe Bestimmung aller Menschen. *Unus pastor et unum ovile* ist das Endziel alles Strebens der Kirche, es ist das Ideal der christlichen Welt, dem sie endlich nahe kommen wird; denn, da der hl. Felsen unzerstörbar ist, so müssen die Ketzereien vergänglich sein. Das Dogma vom jüngsten Gerichte, von dem himmlischen Königreich der Guten, lassen über die katholische Bestimmung der Menschheit keinen Zweifel übrig.

den Heiland, um durch dessen göttliche Lehre und Macht die menschlichen Kräfte zum Kampfe für die Katholicität zu stärken. Auf diese Art konnte der Gerechtigkeit Gottes und Seiner Liebe zu den Menschen Genüge geschehen und zugleich die Bestimmung der Menschheit erreicht werden. Bis heute siegen die Guten, wenn sie gegen die Bösen mit Hilfe des Heilands kämpfen.

Der strengen Strafe, welche Gott über Kain verhängte, ungeachtet, waren die Kainiten nicht gebessert. Vergeltens kämpften die *Kinder Gottes*, die Patriarchen, die Henoch, Mathusalem, Noe etc. mit den *Kindern der Menschen*; die Letztern führten ein von jenen verschiedenes, nicht patriarchalisches Leben, sie strebten nur nach der Vergrößerung ihrer Macht und Genüsse, endlich wurden auch die Kinder Gottes, die Sethiten, durch die Beispiele der Kainiten verführt. Das Laster wurde allgemein, bloss Noe und seine Familie blieben davon frei. Um dem Spiritualismus zu verhelphen, war ein neues Einschreiten Gottes nöthig, die dritte noch strengere Strafe als die vorigen, die Sündfluth, vernichtete alle Menschen mit Ausnahme von Noe und seiner Familie; die Erhaltung Noe's kann man als eine neue Erschaffung der moralischen Welt, der Menschheit, ansehen.

Auch die physische Welt hat der Schöpfer neu geregelt, Er schloss ein Bündniss mit Noe, versprach nie mehr die Strafe der Vernichtung über die ganze Menschheit zu verhängen und geboth der Erde und den Himmelskörpern Regelmässigkeit in klimatischen, mechanischen etc. Wirkungen.

Die Bestimmung der Menschheit wurde auch jetzt von derselben verfehlt, das Bündniss mit Gott wurde gebrochen. In Mesopotamien, zwischen dem Euphrat und Tigris, wo sich die Nachkommen Noe's angesiedelt hatten, vereinigten sich die Menschen neuerdings, nicht um den Schöpfer zu preisen, sondern um ihren Hochmuth durch das Erbauen eines grossen Monumentes zu beurkunden, sie wurden durch die Sprachen-Verwirrung bestraft und in Folge dessen muss-

ten sie sich trennen. So hat Gott die Völker erschaffen, die älteste Völkerwanderung fing an.

Die Geschichte bis jetzt örtlich und einfach wird von nun an allgemeiner und complexer werden. Sie zerfällt in viele Theile, allein ihre Einheit zerfällt ¹⁾ nicht, sobald alle Stämme und Völker derselben Menschheit angehören.

¹⁾ Die Alten kannten die Weltgeschichte nicht, die classischen Schriftsteller erzählten bloss einzelne Begebenheiten oder Anekdoten, ohne deren innern Zusammenhang und sittliche Bedeutung zu suchen, daher findet man in der alten historischen Litteratur nur eine Sammlung von Local-Geschichten, die keineswegs mit einander zusammenhängen. Polybius schickte sich an ein Werk vorzunehmen, welches man heute eine Weltgeschichte nennen könnte, allein er hat sein Vorhaben nicht ausgeführt. Die erste Universal-Geschichte verfasste der heil. Augustinus, welcher das Werk „*de civitate Dei*“ schrieb, allein dieser hohe Schriftsteller und Kirchenvater gehört schon der neuen, der christlichen Menschheit an.

Die Ursache, warum die Alten keine Weltgeschichte hatten, ist deutlich, es fehlte der alten Menschheit an einem sichtbar gemeinschaftlichen Band. Seit der Zerstreuung der Völker waren dieselben nur durch eine gegenseitige Feindseligkeit, durch den Völkerhass verbunden. Wohl kannten die Juden das unfehlbare Mittel, um die Menschheit zu einigen, allein sie wurden allgemein gehasst und verfolgt. Die Römer haben durch die Ueberlegenheit ihrer moralischen Kraft und einen trefflichen Organismus die meisten Völker bezwungen und vereinigt, allein diess geschah erst gegen das Ende der alten Menschheit.

Dennoch wäre, glaube ich, eine allgemeine, eine welt-historische Auffassung der Geschichte des Alterthums nicht unmöglich, wenn man ein der alten Menschheit gemeinschaftliches Band, eine über alle andere hervorragende Idee, ein alle übrigen Begebenheiten der alten Zeit beherrschendes Factum finden könnte; auf jeden Fall soll man es suchen. Die Annahme, dass die Ursache des in der neuen Geschichte sichtbaren Verbandes schon in früheren Epochen gewirkt haben muss, ist unbedingt folgerecht. Offenbar ist das alte Testament eine Vorbereitung zum neuen gewesen. Auch das römische Reich ist als eine grosse Vorarbeit des neuen, des christlichen Katholicismus anzusehen. Rom, durch Gottes Fügung

116. (Bedeutung der Erschaffung der Völker für die Bestimmung der Menschheit. Die Allmacht des göttlichen Verstandes und die Macht der menschlichen Consequenz dem Völkerkampfe gegenüber.)

Die Trennung der Menschheit bei Babel ist von der grössten Wichtigkeit für die Biographie der Menschheit. Die einmal von Gott ausgesprochene Bestimmung der Letzteren

stets gehoben, hat die Weltherrschaft erlangt und ist zur Regierungsstadt der Menschheit geworden, damit der politische, der menschliche Katholicismus dem göttlichen, dem kirchlichen, den Weg anbahne. Wirklich erschien der Heiland auf Erden nach der Vollendung der römischen Einheit, die Cäsaren haben, ohne es zu wissen, die Weltherrschaft für den hl. Petrus vorbereitet. Die ungeheuern Erfolge der Römer müssen aber natürlich und menschlich gewesen sein, die römische Einheit war keine Erschaffung, sie ist nur als die Entwicklung eines frühern, in der Menschheit niedergelegten Keimes, als die Folge einer frühern Ursache erklärbar. Diese Ursache, diese Menschen an Menschen, Völker an Völker, anziehende Kraft wäre zu erforschen.

Selbst von der römischen Einheit abgesehen, kann man in der alten Geschichte Ideen bemerken, welche allerdings geeignet waren, der feindseligen Trennung der Völker entgegen zu arbeiten. Viele Weisen des Alterthums suchten die Wahrheit und da ihnen das Gotteslicht fehlte, so wollten sie das Wahre in der Erfahrung, in den allgemein angenommenen Grundsätzen, in der Uibereinstimmung gebildeter Völker finden, sie prüften die Sitten, Gebräuche, Erziehungsinstitute und Institutionen fremder Völker, worin sich vorzüglich die Griechen und Römer auszeichneten und keine Abneigung gegen fremde Gesetze hatten. Polybius bewunderte mit Ehrfurcht die römische Verfassung und römische Sitten, Cicero als Philhellene in Rom bekannt, rief in der Begeisterung wunderbar aus: *Non erit lex alia Romae, nec alia Athenis*. Offenbar ist dieser Satz katholisch und mancher heutige Katholik, dem der Grundsatz: *unum ovile et unus pastor* bloss ein Gleichniss zu sein scheint, hätte über die Ansicht des heidnischen Philosophen viel nachzudenken. Bald nach Cicero schrieb der hl. Paulus: *Salutate omnes praepositos nostros et omnes sanctos. Salutant vos de Italia fratres. Gratia cum omnibus vobis*. (Ad Hebr. XIII. 24, 25). Freilich hat Paulus schon das göttliche, das canonische Recht gelernt, aber ein

kann nicht ändern, allein auf den ersten Anblick ist es nicht wahrscheinlich, dass durch die Vielheit der Sprachen und

Römer, obgleich nicht Christ, hätte schon die Tragweite der Correspondenz des hl. Paulus mit allerhand Völkern, welche an denselben Gott glauben, wohl begriffen, denn vor dem hl. Paulus correspondirten mit einander philosophische Schulen, wie die Akademiker, Stoiker etc., aus rein geistigen Motiven.

Ehe demnach die christliche Liebe zu wirken anfang, hat der früher so allgemeine Völkerhass viel von seiner Intensität eingebüsst. Nicht nur Philosophen, sondern auch viele Staatsmänner des Alterthums wurden wenigstens vorübergehend von Gefühlen der Menschlichkeit beseelt; an Beweisen hierüber fehlt es in der alten Geschichte nicht. Also gab es auch im Alterthum ein, obgleich unvollkommenes, dennoch stets zunehmendes Band zwischen den Völkern. Principiell ist dieses einleuchtend, denn wäre das Wort Jesu für die Menschheit den Menschen unbegreiflich gewesen, so würde auch die christliche Lehre eine Unmöglichkeit für die Menschen gewesen sein. Auch die Ursache der, obschon sehr unvollkommenen Menschlichkeit unter den Heiden des Alterthums, lässt sich nachweisen. Sobald Gott die Menschheit zur Einigung bestimmte und diess den ersten Menschen deutlich sagte, so konnte sich unter den Nachkommen derselben die Kenntniss des Willens der Vorsehung unmöglich gänzlich verloren haben. Wirklich fand man nie ein Volk ohne Begriffe von Gottheit oder Göttern, und dass jedes Volk einige Theile der Offenbarung aufbewahrte, beruht nicht nur auf logischen Schlüssen, sondern auch auf Sagen, religiösen Ansichten etc. aller Völker. Lange Zeit vor Cicero waren die Menschenopfer aufgehoben, vielleicht gab es Völker, welche sie nie kannten. Die innere Stimme des Gewissens der Alten, (nämlich die Erinnerung an die Offenbarung) sprach für die Menschlichkeit. Wirklich kann man der Entwicklung der Menschheit, das heisst, dem Fortschritte der Menschlichkeit oder Humanität, einem Streben nach dem Mildern der Rohheit und Unmenschlichkeit, auch in der alten Geschichte zusehen.

Die älteste Humanität war das Gesetz des irdischen Paradieses. Durch die Erbsünde hat der Hang zum Sonderstreben, zum Egoismus, zur Nicht-Humanität zugenommen, allein die Letztere hat nie entschieden und dauernd die Oberhand erlangt. Die Juden waren dawi-

Völker die Einigung der Menschheit gefördert werden könne; andererseits ist es einleuchtend, dass sich die Trennung

der von Gott selbst geschützt und, obgleich sie von den übrigen Völkern abgeschlossen lebten, durften sie dennoch dem Völkerhass nicht folgen, ihr Gesetz gebot Pflichten gegen alle Menschen, es passte für alle Völker. Ausser diesem Gesetze erschien dem Schöpfer noch eine zweite Vorbereitung zu der wahren Bestimmung der Menschheit, eine Familie zu bilden, nöthig. Die Griechen und die Römer erfanden intelligente Verbindungsmittel für die Menschheit, die Humaniora; die classischen Völker sahen einander nicht als Barbaren an, die Römer humanisirten sich bald mit den Italern, Hispanern etc.

Die Hauptmittel zur Humanität, die Kirche, den Staat und das Staatensystem, gab Gott selbst dem auserwählten Volke, gründete den alten Glauben, welcher zur Kirche von Jerusalem (in welcher Staat und Staatensystem enthalten waren) führte; alle übrigen Kirchen entfloßen zum Theile diesem ältesten Glauben. Den ersten regelmässigen Staat und ein humanes Staatensystem auf menschlichem Wege haben die Griechen gebildet, sie gelangten zu einer bedeutenden Humanitäts-Idee, zur Hegemonie, was die Römer durch ihre Majestas, durch das erste Universal-Reich, fortsetzten und übertrafen. Durch das doppelte Wirken Gottes und guter Menschen war die Macht des Hasses immer schwächer, die Mittel der Einigung nahmen zu. Dass viel Gutes im wahren Sinne des Wortes schon unter den Menschen der alten Welt bestand, erweist unter andern auch eine sehr geistige Tugend, jene der Hingebung, so die Selbstopferung des Curtius, die Anhänglichkeit der Germanen an den Fürsten, was Tacitus mit Recht *Sacramentum* nennt. Aller Bedrängnisse ungeachtet, hat die Humanität immer mehr schon im Alterthum abgesiegt, das Häretische, welches stets im Kleinlichen, Örtlichen, Egoistischen besteht, wurde gewöhnlich geschlagen. Die Demagogen in Griechenland mussten dem Philipp, die demokratische Parthei in Rom, (welche sich offenbar als eine politische Ketzerei gegen die *Majestas populi romani* aufgelehnt hatte), wurde von Sylla gestrafft. Dass ausser dem Aufheben der Menschenopfer, auch die Sklaverei sich fortwährend milderte und ebenfalls den Provinzen immer grössere Rechte von Rom zugestanden waren, ist bekannt. Den Tugenden Einzelner, z. B. ei-

der Menschen der Propaganda der Bösen und einem allgemeinen Verderbnisse entgegenstellt, die Einigung durch den

nes Scipio, fehlte bloss die höhere Weihe christlicher Motive, die Liebe zu Gott.

Wenn man dem Grundsatz der Humanität und ihrem Gegensatze, der Unmenschlichkeit, in den Begebenheiten folgt, so wird die ganze Weltgeschichte begreiflich, sie erscheint als die Geschichte des Guten und des Bösen, des einigenden und organisirenden, des zurückstossenden und verwüstenden Princip. Man kann demnach die Weltgeschichte auf die Geschichte der fortschreitenden Erziehung der Menschheit, ohne Unterschied zwischen den neuen und alten Epochen, zurückführen.

Die Principien, welche im Alterthum am meisten Humanität enthielten, sind offenbar: 1. die Kirche von Jerusalem, 2. die Wissenschaft, die Kunst und das Wirken Griechenlands, vornämlich der Zug Alexanders nach dem Orient. 3. Die frommen Patricier, welche die Menschheit zur Majestas und zum Kaiserthum, zum römischen Universalreich, zur Einheit geführt hatten. 4. Die Germanen, obgleich ihre Rolle erst seit dem Christenthum bedeutend wird. Da die Wissenschaft und Kunst der Griechen keine bleibenden staatlichen und juristischen Monumente überliess, da ebenfalls die Germanen, obgleich juristisch und ethisch den Griechen überlegen, erst in der christlichen Epoche entscheidend wirkten, so ist der wichtigste Gegenstand der alten Geschichte die Geschichte der Kirche von Jerusalem und des Staates von Rom; es ist der kürzeste Inhalt der wesentlichen Geschichte der Alten.

Freilich war der römische Staat unvollkommen, er artete bald in das Recht des Stärkeren durch den Despotismus der Cäsaren und der Prätorianer aus; noch unvollständiger war das Staatensystem, locker sein Band, da es nur auf der Uibermacht Roms beruhete. Auch der jüdischen Kirche fehlte es an einer wahrhaften Allgemeinheit, sie blieb *de facto* stets örtlich, demnach war die Humanität der Alten eine beschränkte, die Einigung der Menschheit eine sehr unvollständige. Erst nach der Verbindung Jerusalems mit Rom durch den hl. Petrus, hat die allgemeine oder christliche katholische Kirche unabhängige Staaten gebildet, jedem Staate das Lebensprincip verliehen und alle durch ein gemeinschaftliches Band, durch die Abhängigkeit von der kirchlichen Lehre, ver-

Geist, die Ideen und durch den Glauben erleichtert. Wirklich hat bis nun die factische Vereinigung der Menschheit zum erwünschten Resultate, zur wahren Einheit nicht geführt, der Glaube, das Höchste, das Geistigste, hat die Men-

bunden. Darin bestand die neue christliche Humanität oder die katholische Einheit, welche sich immer mehr verwirklicht. Dieser stete Fortschritt des Staates zur Verbindung mit der Kirche, wodurch auch das einfachste Staatensystem durch die Oberherrschaft der Einen Kirche erzielt wird, ist der kürzeste, wesentliche Inhalt der neuen, der christlichen Weltgeschichte. Man kann sie unterabtheilen, in die römisch-katholische Geschichte, ferner die Geschichte des Mittelalters, welche die staatlich-kirchlichen Verhältnisse, die Verbindung des *regnum* mit dem *sacerdotium*, als eine sehr innige, lebhaft darstellt. Wohin die Trennung des Staates und des Staatensystems von der Kirche führt, lehrt eindringlich die neuere Geschichte, seit den Siegen der weltlichen Gewalt bis zu den socialen Revolutionen des Abendlandes, jene des byzantinischen Reiches, der Protestanten, des Faustrechts zwischen Königen seit dem XIV. Jahrhunderte und die Geschichte des Faustrechts gegen die Könige, Familie und Eigenthum. In der neuesten Geschichte, in der Geschichte unserer Tage, sehen wir nach der Besiegung der Revolution einen mächtigen Aufschwung der Restauration des wahren, des katholischen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, durch welches Verhältniss Gott die Verbindung aller Welten, mittels des hl. Petrus, bezweckt. Die neueste politische Frage, die orientalische, ist eine sociale und religiöse, sie scheint höchst geeignet der schon begonnenen Restauration des Katholicismus kräftig zu verhelfen.

Die Weltgeschichte wäre demnach in 5 Theile einzutheilen: 1) Geschichte des Ursprungs und der Entwicklung der Kirche und des Staates der alten Menschheit; 2) Geschichte der katholischen Kirche und des christlichen Staates in der römischen Kaiser-Periode; 3) Geschichte der innigen Verbindung zwischen Staat und Kirche, oder die Geschichte des Mittelalters; 4) Geschichte der Trennungs-Versuche des Staates von der Kirche, die neue Geschichte; 5) Geschichte des Fortschrittes katholischer Monarchien zur Abhängigkeit von der Kirche, die neueste Geschichte, seit der Rettung des Abendlandes durch die österreichischen und fränkischen Armeen, denen Leopold I. vorgearbeitet hat.

schen zu vereinigen nicht vermocht, er wurde sogar immer mehr verletzt, die Erbsünde, das Verbrechen Kains, die Verbrechen der Sodomiten sind zunehmende Empörungen gegen den Glauben. Der Glaube selbst wird immer zu einer schwierigen Aufgabe für den menschlichen, zum Zweifel geneigten Geist. So im Paradies war der Glaube an die dem Menschen wohlbekannte Vergangenheit und die ihn umgebende Gegenwart äusserst einfach, die Erfüllung der Pflicht der Liebe zum Schöpfer und zur Menschheit, da sie nur eine Familie ausmachte, war ungemein dem noch nicht gefallenem Menschen erleichtert. Nach der Erbsünde ist die Aufgabe des Glaubens schwieriger, denn der Mensch hat an den Messias also an die Zukunft zu glauben; die Liebe zum Schöpfer, nach dem Fluche über Kain und nach der strengen Strafe der Sündfluth, erscheint noch schwieriger. Wirklich einigten sich die Menschen nur um Gott zu beleidigen, daher wurden sie getrennt.

Seit diesem Acte Gottes, seit der Theilung der Menschheit in Völker, ging der alte Kampf nach einem grösseren Massstabe und viel wirksamer vor sich, denn nicht nur der Rationalismus mit dem Glauben sondern auch Rationalisten mussten mit einander kämpfen. Bis nun führten dieselben Irrthümer des Rationalismus zu denselben Folgen, denn die Menschheit bildete nur ein Volk, ihr Kampf war stets eine Revolution gegen Gott, ein Aufstand der Bösen gegen die Guten. Woher könnte die Hilfe kommen, wenn Gott keine Wunder thut? Desswegen wurden Völker erschaffen, damit die einen den andern helfen und so vereinigt werden können. Bis nun war der Glaube isolirt, und wenn sich der Mensch nicht zu Gott hebt, so muss er stürzen, zwischen dem Rationalismus und dem Glauben ist keine Annäherung, keine Unterhandlung, kein Uibergang möglich, weil sie einander streng entgegengesetzt sind; in der Sittlichkeit der Menschen gibt es keine Stufen, die Menschen sind glaubend oder nicht, gut oder böse. Um diesem Uibel zu steuern, theilte Gott die Menschheit in Völker ein, damit unter ihnen eine

Hierarchie des Verdienstes erzielt werde. Mit einem Wort, bis nun, inmitten der Centralisation der Menschheit, erfolgte stets nicht die Einigung sondern die Confusion, daher erschuff Gott die Völker, damit auch die Bösen mit den Bösen kämpfen, Gott das geschlossene Bündniss mit den Menschen halten könne und die Menschheit nicht vernichten müsse. Offenbar wird von nun an der Kampf des Rationalismus mit dem Glauben nicht mehr zur Confusion führen, aber wie wird er die Menschheit zu ihrer Bestimmung leiten?

Ausser dem Glauben, der die Menschen am innigsten verbinden konnte, aber sie nicht vereinigt hatte, schuff Gott ein anderes Band, welches Alle, die Glaubenden und die Rationalisten verbindet, dieses Band ist die Kraft der Consequenz der Weltordnung, welche Gott feierlich und ausdrücklich nach der Sündfluth bestätigte und sie nicht aufzuhalten versprach. Nicht nur in der physischen sondern auch in der moralischen Welt unterliegen alle Erscheinungen einer festen, unwiderrufflichen Ordnung, alle menschlichen Thaten gelangen durch die Folgen zu dem ihrem sittlichem Werth entsprechenden Ziel, und zwar ohne die unmittelbare Intervention Gottes. Die Gesetze der Consequenz, der Logik, sind allgemein bekannt, sie wurden im Geiste und im Gewissen des Menschen niedergelegt, durch die Sprache, Lehre und Erfahrung ausgebildet. Die Abhängigkeit der Folge von der Ursache, die Unfehlbarkeit des Syllogismus, der nothwendige Widerspruch des Sophisma etc. sind solche, wie das Gesetz der Schwere, erkennbare, handgreifliche Gesetze. Auch allgemein gültig, unveränderlich, wie das letztere, sind die Gesetze der Logik, sie herrschen unter allen Himmelstrichen; Handlungen, Gedanken selbst Gefühle unterliegen dieser Gerichtsbarkeit; Gott in seinen Werken, die Kirche in den ihrigen, befolgen dieses Gesetz. Selbst der zur Empörung geneigte Verstand, unterwirft sich gerne der Logik und ruft sie stets an. Allein auch für ihn macht sie keine Ausnahme und wenn er auch den geringsten falschen Satz unter seine Prämissen aufnimmt, so muss er in der Fol-

ge zu einem Schlusse gelangen, welcher zur Vernichtung führt. Von Moses bis Prudhon zieht sich ein Faden der Consequenz durch die ganze Geschichte, kein Mensch, kein System, keine Körperschaft haben vermocht diesen Faden zu zerreißen, die Macht der Consequenz umzugehen, zwischen dem Glauben und der Vernichtung einen Mittelweg, ein justemilien, zu finden, z. B. den Liberalismus zu predigen und dem Communismus auszuweichen. Man sieht auch nicht den Grund ein, warum es jemanden gestattet wäre im Fortschritte still zu stehen und die seit der Erschaffung fortlaufende Bewegung der Welt aufzuhalten. Mit einem Wort, um dem Glauben, von dem das Wohl der Menschheit und ihre Bestimmung abhängen, Nachdruck zu verleihen, hat Gott ausser den vom Himmel zu verhängenden Strafen, auch ein Tribunal der Gerechtigkeit auf Erden eingesetzt und ihm ein unbedingtes Strafrecht ertheilt; über jedermann und Alle, über Gedanken und Thaten, hat es in letzteranz Inst auszusprechen, und nur die Allmacht Gottes und das von derselben delegirte Privilegium des Bindens und des Lösen vermögen diesem Ausspruch die Vollziehung zu versagen.

Die Nothwendigkeit dieses Tribunals ist einleuchtend, wenn die Freiheit, diese Bedingung der Entwicklung und Veredlung geistiger Wesen, bestehen soll. Wer sich dem göttlichen Verstande, dem Glauben, entziehen will, dem steht es frei, dieses Vermögen hat jedermann, aber der Macht der Logik kann er nicht entgehen und er muss, was er auch immer vornehmen mag, unwiderruflich von einer Consequenz zur andern so lange geführt werden, bis er zu einem Schluss gelangt, welcher dem innern Werthe seiner Prämissen stets entspricht. Nun sind die Letztern, seit der Erschaffung der Völker, sehr verschieden, denn jedes Volk hängt von der geographischen Lage, seinem Geburtsorte oder Wohnsitze, von der Geschichte, seiner Erziehung, seinen Verhältnissen ab, daher werden seine Consequenzen mit jenen anderer Völker nicht übereinstimmen, folglich werden die Völker mit

einander kämpfen müssen. Diesen unvermeidlichen Kampf bezweckte Gott offenbar durch die Zerstreung der Menschen.

Auch das Verhältniss der Logik zum Glauben und zum Rationalismus, (worauf man jeden Kampf, der Glaube möge mehr oder weniger dem wahren nahe sein, nothwendig zurückführen muss und keinen andern, auf einem vollständigen Unglauben beruhenden sich denken kann) ist einleuchtend. Um zur guten Consequenz zu führen muss die Logik gute Prämissen haben. Worin das Gute oder das Böse besteht, das soll der Handelnde wissen, die Logik sagt es nicht aus, sie wirkt nicht als Lehrer, sondern als Richter, sie unterscheidet das Gute und Böse nicht, sie trägt beide zu ihren Consequenzen, sie handelt nur, sie spricht nicht. Daher die absolute Nothwendigkeit der Lehre der Kirche, sobald der Mensch weder von der stummen Welt, noch von der stummen Logik belehrt wird. Folgt der, auf welch immer für eine Art belehrte Mensch nicht den Prämissen des Glaubens, sondern seinem eigenen Verstand, so wird er zum schlechten Schluss geführt, denn es ist schon erwiesen, dass sein Verstand begrenzt, kurzsichtig ist und durch die bösen Folgen des Bösen oft zu spät gewarnt wird. Selbst das Auge sieht die physische Entfernung nicht, viel weniger ist es dem Verstande möglich, diesem zum Anschauen der moralischen Welt bestimmten Auge. Das Beste und das Schlimmste in jeder Sphäre menschlichen Wirkens, drängen sich dem Verstande dergestalt auf, dass er die Extreme selbst, ihrer ungeheuren Entfernung ungeachtet, confundirt und nur das Relative, ein gewisses Verhältniss verschiedener Lagen nicht aber die (absolute) Wahrheit, ohne höhere Hilfe erblicken kann. So z. B. die Reform und die Revolution, wird er nie mit Sicherheit unterscheiden können; nur die kirchliche Lehre sagt ihm deutlich, dass er jede neue Unternehmung mit dem Gebothe Gottes und der kirchlichen Tradition zu vergleichen habe, um hierin das Wesen der Reform oder der Revolution zu erblicken. So auch die Eroberung ist entweder ein grosser Vortheil oder ein grenzenloser Nachtheil für

das eroberte Volk, nur die Eroberung, um die Eroberten zu bekehren, ist für die Letztern, wie es der Glaube lehrt, stets wohlthätig.

Nicht nur beschränkt ist der Verstand, sondern zugleich hochmüthig und bildet sich Dinge ein, die er auch ohne die Hilfe des Glaubens als falsch erkennen sollte. So hat der Rationalismus der Engel den Glauben im Namen des Verstandes verletzt und stellte die Frage, warum auch der Engel nicht allwissend und allmächtig sein sollte wie das höchste Wesen, da auf diese Art mehr Gutes zu erzielen wäre. Dieses Raisonniren der Engel erschien ihrem Verstande richtig, aber die Macht der Logik konnte dieser nicht umgehen, er musste auch mit ihr collidiren. In der That erweisen die einfachsten Begriffe und Schlüsse, dass sobald ein Engel sündigt, er schon dadurch ein reiner Engel zu sein aufhört. Die Geschichte des Falles der Engel wäre nur als eine rasche Geschichte der Menschen anzusehen, denn auch der zum Geistigen bestimmten Menschheit sagen einfache Begriffe, dass sobald sie materialistische Ansichten, welche ihr ein grossartiges System zu sein scheinen, annimmt, sie dadurch in einen Widerspruch mit dem eigenen, mit dem geistigen Wesen geräth und der Vernichtung zufällt. Endlich pflegt der Verstand des Einen mit dem Verstande des Andern zu streiten, tausendfältige Ansichten, Tendenzen und Interessen wollen sich geltend machen, alle können doch nicht unfehlbar sein, allein alle können, sogar müssen sie einander aufreiben ¹⁾, sich wechselseitig zum Untergang verhelfen.

¹⁾ Bekannt sind die vielfältigen äusserst leidenschaftlichen Kämpfe der Lutheraner mit den Calvinisten, der Liberalen mit den Radicalen, überhaupt die Secten- und Partheien-Kämpfe der Rationalisten. Rationalistische Staaten und Mächte sehen jeden Friedens-Tractat als einen vorübergehenden Waffenstillstand an, auch rationalistische Kirchen üben die zugesagte Toleranz erst dann aus, wenn sie der Indifferentismus hiezu nöthigt, oder Polizei-Rücksichten eintreten. In den rationalistischen sogenannten wissenschaftlichen Werken, wimmelt es von

In Folge dieser Gebrechen des Verstandes, welcher den Glauben, den göttlichen Verstand, verlässt und sich muth-

unfehlbaren Systemen über den Ursprung der Welt, das Bauen der Erde, das Entstehen der Sprachen mit Hilfe der Vögel etc., über Naturrecht und Naturreligion. Der Schriftsteller beginnt gewöhnlich sein Werk über das natürliche Staats- und Völkerrecht mit einer sorgfältigen Aufzählung aller vor ihm aufgestellten rationalistischen Systeme und widerlegt sie mit solcher Gründlichkeit, dass auch ihm, ebenfalls einem Rationalisten, der Leser kein Zutrauen zu schenken geneigt ist. Die National-Ekonomen behaupten, dass Cultur und Reichthum eines Staates steigen, wenn die Bedürfnisse unter den Bürgern zunehmen, das Streben nach Wohlleben und Genüssen allgemeiner wird. Die Sparkasse, obgleich Tochter der National-Ekonomie widerspricht der Mutter, beruft sich auf den Pauperismus und will keineswegs Waaren übernehmen und verzinzen, obschon die National - Ekonomie dargethan hat, dass Geld eine Waare sei, der Wucher nicht gedacht werden kann; freilich lassen sich die Ekonomen im baaren Geld zahlen und verdammen den Wucher, so oft sie leihen müssen. Wenn hingegen der Staat Schulden macht, so soll er sie nicht zahlen, was dennoch der Codex eindringlich empfiehlt.

Allein eben dieser Kampf der Ansichten, Tendenzen, Interessen etc. ist, nach dem Urtheil der Rationalisten, das Schönste und Erhabenste auf Erden, es ist die Bedingung des Fortschrittes, der geistigen Wirksamkeit, der Freiheit und Würde des Menschen, und ohne diese vielfältigen Kämpfe der Wirkenden und Schaffenden, was den gewöhnlichen Geistern als Wirrwarr vorkommt, wäre das Leben selbst nicht möglich, die Weltharmonie nicht denkbar. Wohlan! aber warum erschien das für alle Zeiten berühmte Frankfurter-Parlament gar nicht erhaben, obgleich es alle diese Elemente zur Weltharmonie in seinem Schoosse barg und den Rationalismus, die freie Discussion etc. als den Grund der Glückseligkeit der Menschheit ansah?

Inmitten der Weltharmonie, zu der entgegengesetzte Partheien, rationalistische Schulen, Secten etc. das Ihrige philanthropisch beitragen, allein das Wohl der Menschheit vor Allem dem eigenen Contingente zuschreiben, lächelt die deutsche Philosophie, vorzüglich sie ist in der Lage das innere, das wahre Leben zu entwickeln,

willig zwischen die Gerechtigkeit Gottes und das unerbittliche Tribunal der Consequenz stellt, können wir den Antagonismus zwischen dem Rationalismus und dem Glauben seit der Erschaffung der Völker beurtheilen. Von nun an waren die Kämpfer sehr complex, ihre Kämpfe vielfältig, denn je nach dem grössern oder geringern Theile des Glaubens, des Spiritualismus oder des Materialismus, werden die Völker siegen. Da der stärkere Materialismus den schwächeren durch Eroberung und Allianzen an sich ziehen, und auch der Spiritualismus dasselbe Recht ausüben soll, so wird der Kampf beider Principien immer mehr vereinfacht und endlich auf einen Zweikampf im Grossen, (da die Nebenkämpfe einem von den zwei Principien helfen müssen) reducirt werden. Da aber nur das Gute für immer gedeihen kann, das Böse sowohl durch die Allmacht Gottes, als auch durch die Macht menschlicher Consequenz zu Grunde gehen muss, so wird der spiritualistische Sieger durch wiederholte Erfahrung gewarnt, sich immer mehr dem Glauben unterziehen, um nicht seinem Gegner, dem Rationalismus und dessen Trabanten, dem Materialismus, zu erliegen, die Niederlage, die er den Materialisirten beigebracht hat, zu erleiden ¹⁾).

die Aufklärung nicht nur den Volksmassen, sondern auch die Grundlagen allen Schulen, Systemen etc. darzureichen; in der That stehen ihr unfehlbare Systeme über das Ich und Weltall zu Gebote. Nun könnte man die Frage stellen, warum nie zwei deutsche Philosophen mit einander völlig übereinstimmen? Selbst der bekannteste unter den deutschen Philosophen, Candide, war nicht in jeder Lage für seinen Lehrmeister, den Optimisten und Theosophen Leibnitz begeistert.

¹⁾ Selbst auf dem rein - historischen Wege kann man diesem Zweikampfe folgen. Der Grieche besiegt den Orientalen, den Griechen der Römer, diesen der Germanen, den Letztern der Christ. Da sich christliche Secten als haltbar neben der allgemeinen Kirche nicht denken lassen, und die Kirche Einem Hirten folgt, so wäre der Sieg der Katholicität nicht so ferne, wie es die Schismatiker glauben und den Verfall ihrer Macht ignoriren wollen.

Demnach kann, endlich wird die Theilung der Menschheit in Völker, die Menschen zu ihrer Bestimmung führen.

Wir werden sehen, dass die zwei Kämpfer der Orientalismus und der Occidentalismus sind; man kann demnach sagen, dass diesen Kampf Gott selbst durch die Erschaffung der Völker eingeleitet hat. Folgen wir der Ausbildung beider Kämpfer.

II. Artikel.

Ursprung und Entwicklung des Orientalismus. Sein Kampf mit den Hebräern.

111. (Bildung der orientalischen Staaten und des jüdischen).

Die Sprachen-Verwirrung hat bei Babel zwischen Euphrat und Tigris stattgefunden, ein Jahrhundert nach der Sündfluth. Die Nachfolger der drei Söhne des Noe wurden in die Welt zerstreut, nur das aramäische Geschlecht, (von Aram, Sohne des Sem, so genannt) behielt seine Wohnsitze und breitete sich zwischen Indus und Kleinasien aus, die übrigen zogen nach Südasien und Australien, die Chamiten sind nach Afrika gegangen, die Japhetiten nach Hochasien, woher sie nach Europa gelangen konnten. Es ist nicht nothwendig den Zügen der Stämme oder Völker zu folgen, nur diess ist wichtig, dass eins unter ihnen, das auserwählte von Gott selbst regiert wurde. Wohl wussten auch die andern durch die Lehre Gottes und eigene Erfahrung, dass der Verstand ohne den Glauben bloss verwüstend wirkt und immer gestraft wird, allein wer wird diese Völker leiten, ihnen unmittelbar vorstehen, wenn sie Gott verlassen? Das Letztere ist wahrscheinlich, der Fall der Engel, die Erbsünde, der Fluch Gottes über die Kainiten, die Sündfluth und Babel haben den Hang des unvollkommenen Geistes zum Bösen erwiesen, zu Verbrechen in einer Zeit geführt, in der die Menschheit aus Ältern und Söhnen bestand, die Gelegenheit zum Ungehorsam aus Interesse und verwickelten Verhältnissen zu fehlen schien.

Anfänglich leitete diese Völker der Glaube, alle Menschen, obschon sie oft dawider gehandelt hatten, bekannten sich zu derselben göttlichen Lehre, sie waren Sündiger, aber sie waren noch nicht Ketzer. Einen Beweis davon finden wir in den ältesten Völker - Traditionen, deren gemeinschaftlicher Ursprung aus der wahren Tradition sich nicht verkennen lässt. Auch die historischen Zeugnisse deuten auf ein hohes Alter des Monotheismus hin. Der Polytheismus, der Götzendienst, entstand erst nach der Sprachen - Verwirrung, in Folge der Entfernung vom auserwählten Volke, der Einflüsse der Sinnlichkeit, der Leidenschaft, der List und des Betrug Einzelner etc. Mächtiger als die Tradition der wahren Offenbarung konnten diese Ursachen wirken, denn es gab keine eigentliche (im strengen Sinne des Wortes) Kirche, so wie der Staat patriarchalisch war, bestand auch der Glaube in der göttlichen Lehre. Auf diese Art haben sich nach und nach falsche Kirchen und übermüthige, erobernde Staaten unter den Völkern gebildet, nur das Geschlecht Abrahams, das auserwählte Volk, blieb der wahren Lehre, dem messianischen Cultus getreu, welcher wie der jüdische Staat von Jehova geleitet wurde. Auch derselben Macht der Consequenz unterlagen alle Menschen nach der Zerstreuung, allein eben dadurch war die ursprüngliche Einheit gehindert, denn von heterogenen geographischen und historischen Prämissen, welche übrigens von Eigenschaften der Führer und Neigungen der Stämme abhingen, gelangten die Letztern zu disparaten Schlüssen. Selbst die Juden waren von der Herrschaft der Gesetze der Logik nicht befreit und so oft sie den Prämissen des göttlichen Verstandes nicht folgen, werden sie durch die Bothmässigkeit der Fremden gestraft, nur vernichtet werden sie nicht, denn der Messias, dem sie den Weg bahnen, soll kommen; überhaupt war die jüdische Geschichte eine stets fortgesetzte Offenbarung, welcher aber die übrigen Völker nicht folgten, demnach sich von ihrem Muster, vom Judenthum, immer mehr entfernten, den Unterschied

zwischen dem glaubenden Volke und den Nichtglaubenden vergrösserten.

Diese ältesten nicht messianischen Völker gründeten die ersten Reiche des Orientes, da der Occident erst vom Oriente aus bevölkert wurde; sie konnten in ihren Ansichten und Tendenzen unmöglich übereinstimmen, stets kämpften sie mit einander, einige unter ihnen erhoben sich durch Siege und Eroberungen zu einer grossen Macht, bildeten ihr Wesen immer mehr aus und entwickelten inmitten der Unmenschlichkeit, List und Gewalt eine bedeutende Cultur; jene der Reiche von Assyrien, Babylon, Egypten, Persien etc. ist durch historische Documente, vorzüglich durch Zeugnisse der hl. Geschichte, erwiesen. Das System und Wirken dieser orientalischen Staaten muss man den Orientalismus nennen.

Neben der fortwährend kämpfenden orientalischen Völkergruppe, wirkte das hebräische Volk. Die Juden, obschon im Oriente ansässig, sind (wie es aus der hl. Geschichte deutlich hervorgeht) nicht als ein orientalisches Volk anzusehen, denn der Ursprung ihres Vaterlandes ist das Paradies, das Ende der Himmel, das Mittel, ihre Bestimmung zu erreichen, rein geistig, von Gott selbst angegeben. Auch ihre irdische Bestimmung ist keine örtliche, es ist die messianische, nämlich die ganze Menschheit auf die Ankunft Christi vorzubereiten. Das Judenthum ist offenbar weder orientalisches noch occidentalisch, sobald es auf dem göttlichen Wege geleitet wird. Die Geburt der Juden im Oriente ist gar nicht wesentlich, denn sie hatten nicht den örtlichen, climatischen etc. Zuständen, aber der allgemeinen, der katholischen Lehre Gottes zu folgen. Uibrigens hatte der theokratische Staat der Juden wesentlich einen kirchlichen Charakter ¹⁾, er soll

¹⁾ Die hl. Geschichte der alten Menschheit, die biblische, (deren Kenntniss man hier voraussetzt, da sie den Schlüssel zur alten und christlichen Geschichte, gleichwie die Grundlage des canonischen Rechtes bildet, voraussetzt), gibt deutliche Begriffe vom Kirchen-, Völker- und Staatsrecht der Juden. Der Glaube, nach und nach die

demnach nicht als ein Beispiel orientalischer Staaten, sondern vielmehr als ein Gegensatz zu denselben betrachtet werden.

Kirche bestand in der nämlichen Lehre Gottes für Alle, für Geistliche und für Laien. Sie hatten an die Schöpfung, an den Fall der Menschen, an die Unsterblichkeit der Seele, an die Erlösung zu glauben, den Messias zu erwarten. Unter Figuren, aber immer deutlicher, wurde Seine Ankunft angekündigt. Der ganze Gottesdienst bestand wesentlich in der Verehrung Eines Gottes und zwar in Einem Tempel, in jenem von Jerusalem, ferner in den Opfern, als dem Symbole des für die Menschheit sich aufzuopfernden Gottes.

Bezüglich des Völkerrechts war der merkwürdige Satz des alten Gesetzes: die Liebe zu Gott und zum Nächsten, gewiss die gewagteste These des vom Völkerhass befangenen Alterthums.

Ihrem Staatsrechte gemäss, hatten die Juden ausser dem göttlichen Regiment Jehova's, noch ein irdisches, anfänglich patriarchalisches, ferner jenes der Richter, worauf das Volk einen irdischen König verlangte, wozu Gott seine Einwilligung gab und den Saul vom Hohenpriester Samuel zum Könige salben liess. Seit dieser wichtigen Begebenheit ist die Geschichte des jüdischen Königthums höchst belehrend über das Wesen der Monarchie, über ihren Beruf und auch über die Gefahren, welche sie sich oft selbst durch die Conflictte mit der geistlichen Gewalt und durch die Nichtbeachtung göttlicher Gesetze bereitete. Noch öfterer wurde die Monarchie vom Volke verkannt, als ein Mittel zu irdischen Zwecken angesehen, geläugnet, oder gar bekämpft. Das wahre Königthum, welches sich der Controlle des Hohenpriesters unterwirft, das Volk zu Gott und seinen Gesetzen leitet, und vom Volke mit frommer Hingebung unterstützt wird, kannten die Juden nur vorübergehend. Selbst die erblichen Könige der Juden, obgleich sie von den Propheten (gleichsam Klostergeistlichen, welche nur für Gott lebten, das Gesetz erklärten und von Gott Aufschlüsse erhielten, demnach als unfehlbare Lehrer in der Regierungskunst auftraten) ermahnt wurden, sind endlich entartet, worauf die Strafen erfolgten. Das Königthum wurde nie mehr förmlich eingeführt. Die Regierung der Machabäer kann man als eine fromme Dictatur zu militärischen Zwecken ansehen. Auch diese (königlich benannte) Regierungsform hatte mit grossen Hindernissen zu kämpfen, end-

Die zwei so verschiedenen Systeme, der Orientalismus und der Messianismus, mussten in Kampf gerathen, eine Versöhnung beider war unmöglich, denn der Orientalismus läugnete die Einheit, seine Theile im beständigen Kriege mit einander leisteten keine Bürgschaft des Friedens mit den Juden, und diesen war es nicht gestattet den Götzendienern nachzugeben; durch diese Feindseligkeit waren die Orientalen und die Juden zu einer immer mehr verschiedenen Entwicklung geleitet. In der That waren diese Gegensätze stets entschiedener; während sich die Juden durch die zunehmende Deutlichkeit des Glaubens an die Ankunft des Erlösers spiritualisirten und von Propheten begeistert wurden, verfielen die Orientalen in einen immer tiefern Materialismus. Die falschen Schlüsse, zu denen sie durch die Sätze einer verfälschten Offenbarung gelangten, wurden zu Prämissen für fernere Lehren über das Kirchen-, Staats- und Völkerrecht; so vermehrten sich Irrthümer und Widersprüche, in denen orientalische Generationen erzogen wurden und gewöhnlich ihre Lehrer übertrafen. Allein das Tribunal der Logik ist unerbittlich, seine Aussprüche sind unwiderruflich, der Orient musste der Vernichtung entgegenrücken. Die wachsende Ohnmacht, die allgemeine Unsicherheit, der stete Verfall

lich wurde Jerusalem von den Römern besiegt. Während der ganzen jüdischen Periode, ist die Monarchie in ihrem würdigen Wesen, nur von frommen Königen und den Rechtgläubigen erfasst worden. Einen wohl mit der grössten Pracht aber nur vorübergehend glänzenden Staat, im wissenschaftlichen Sinne des Wortes, kannten die Juden, ihre Bestimmung war demnach eine kirchliche.

Dass die übrigen alten Völker den wahrhaften König noch weniger kannten, braucht nicht bemerkt zu werden, denn der unfehlbaren Kirchenlehre gemäss, besteht das Königthum wesentlich in der Erfüllung königlicher Pflichten und hierüber lehrten nur Jehova und Jesus. Am besten war die Monarchie im Alterthum, auf dem religiösen Wege von den Macedoniern, und auf dem staatlichen Wege der Erfahrung, der Bürgerkriege etc., von den Römern aufgefasst.

ungeheurer Reiche, furchtbare Niederlagen grosser Eroberer ¹⁾ führten zum Zweifel in der Kirche und im Staat. Um den Glauben an das Recht des Stärkern zu beleben, erschienen die grausamsten Massregeln nothwendig, die Kirchen- und Staatsautorität steigerte ihre Mittel der List und Gewalt, liess die Menschen nach einem grossen Masstab würgen, begnügte sich mit der einfachen Slaverei nicht; je mehr die Tyrannei zunahm, desto grösser wurde der Hass gegen sie, und je mehr sich dieser äusserte, desto heftiger wirkten die Tyrannen, wodurch die Reaction gegen dieselben immer grässlicher wurde. Furchtbar war die Selbststrafe der von Gott abgefallenen Völker.

In der Hitze ihres Kampfes mit dem Volke Gottes ²⁾ gingen sie stets weiter in der Feindseligkeit gegen Gott und

¹⁾ Es ist überflüssig Beispiele anzuführen, eine einfache chronologische Tafel der babylonischen, assyrischen und der hl. Geschichte ist hinlänglich, um dieser principiellen Übersicht Deutlichkeit, gleichsam einen Körper zu verleihen. Wichtigere Thaten und Sätze orientalischer Völker werde ich in den Beilagen zur Vorgeschichte Oesterreichs anführen.

²⁾ Die Syrier unter dem Könige Chusan (1403 v. Ch.), die Moabiten (1325), die Azoriten (1285), die Madianiten (1237), die Ammoniten (1187), die Philistiner (1136), die vielfältigen Feinde der Hebräer in der Epoche der drei ersten Könige (1075—962). Nach der Theilung der Hebräer in Juden und Israeliten, die Syrier (848), die Assyrier (724—718), die Babylonier (606, Anfang der babylonischen Gefangenschaft), die Perser (schon früher Herren von Jerusalem), unter Artaxerxes Ochus (351), die Egyptier unter Ptolomäus (320), die Syrier (170—168). Der Dienst des wahren Gottes war verboten, die Epoche des israelitischen Märtyrerthums begann glorreich und führte unmittelbar zur heroischen unter den Machabäern, Söhnen des (Priesters) Matathias. Von den abendländischen Erobern, den Griechen unter Alexander den Grossen (332 v. Ch.) und von den Römern (63 unter Pompejus) wurden die Juden grossmüthig behandelt. Die Grausamkeiten des Herodes, während des Triumvirats und der Alleinherrschaft Octavians, waren innländischen Ursprungs.

verneinten die einfachsten, nothwendigsten Lehren aus Hass gegen den Messianismus; offenbar war es schon eine entschiedene Ketzerei, welche ein systematischer Fanatismus des Unglaubens beseelte. So häuften sich im Oriente grässliche Laster und ungeheure Verbrechen an. Je mehr sein verwüstendes Feuer verzehrte, desto weiter erstreckten sich seine Flammen und erstickten jeden spiritualistischen Funken; Materialismus und Orientalismus wurden bald synonym.

112. (Hauptzüge der Geschichte der ältesten Völker: das Kirchen-, Staats- und Völkerrecht der Orientalen, ein Gegensatz zum messianischen. Nothwendigkeit eines Mittelgesetzes).

Der kürzeste Inhalt der Geschichte der alten orientalischen Völker, der Babylonier, Egyptier, Perser, Indier, Chinesen etc. ist ihre in Grundzügen identische Verfassung, welche auf eine besondere Art der Bestimmung der Menschheit zuwider lief. Es gibt drei Hauptmittel der Gesittung, welche anziehend auf die Menschheit wirken und diesssbe einigen können: das Kirchen-, Staats- und Völkerrecht, jedes von ihnen war von den Orientalen eben gegen die Einigung der Menschheit gerichtet. Die Grundlagen der drei Rechtsansichten bestanden wesentlich in der Theokratie, im System der Kasten und im Princip der Vertilgungs-Kriege. Die theokratische Regierung ist jene, welche als eine von Gott (oder von Göttern) unmittelbar abhängende Leitung des Staates und der Gesellschaft angesehen wird; es ist die älteste Regierungsform, der man in der Geschichte begegnet, die erste Verfassung jedes orientalischen Volkes. Diese Erscheinung ist natürlich, denn sobald die älteste Regierung, jene der ersten Menschen, die göttliche war, so musste auch ihre Verstimmlung eine Theokratie werden ¹⁾. Dass sie verstüm-

¹⁾ Ein anderer Ursprung der Autorität, des Rechtes und Staates lässt sich nicht denken, wie könnte der Mensch, ein vergängliches Wesen, das ewig Wahre, wie die Autorität und Recht, erfunden haben? Das Recht des Stärkern vermag nicht Gesellschaften zu gründen und zu ordnen, denn die Macht der Logik kann aus einem durch-

melt war, beweisen die von der orientalischen Theokratie untrennbaren Mysterien, während in der wahren Theokratie

aus falschen Grundsätze zu einem wenigstens relativ wahren Schlusse nicht gelangen; übrigens wäre es ein offener Widerspruch zwischen der Ursache und der Folge, wenn es der materiellen Kraft möglich wäre, ein geistiges Verhältniss, die Kirche und den Staat, hervor zu bringen. Nur eine geistige Kraft konnte den Menschen hiezu ausgebildet und ihm Ideen verliehen haben. Auch im rohesten Zustande der Menschen muss sich die Eroberung auf eine Vereinigung der Kräfte gründen; um die Furcht durch die Anwendung der Gewalt zu erwecken, mussten die Eroberer früher durch eine andere Furcht, durch eine Furcht des Unbekannten, des Unsichtbaren, also durch Gottesfurcht zusammengehalten werden. Keineswegs kann die Philosophie den Ursprung eines Staates ohne die Offenbarung erklären, denn wer hätte das Unbekannte ohne alle Prämissen gefunden, welcher Mensch und wie hätte aus nichts eine ganze moralische Weltordnung geschaffen? Behaupten, dass die Leidenschaften des thierischen Menschen freien Lauf hatten und darauf durch die traurige Erfahrung belehrt sich einem Gesetze unterwerfen, diess wäre eine Vermuthung aufzustellen, statt sie zu beweisen, diess wäre ein Sophisma, *petitio principii* genannt. Aus menschlichen Instinkten (angeborenen Ideen) lässt sich der Ursprung des Rechtes nicht ableiten, denn wir wissen, dass der Verstand und freie Wille den Menschen zum Bösen führen, hingegen das rein-sinnliche Wesen durch die mächtige Autorität, eigentlich durch die unwiderstehliche Macht des Instinktes geleitet wird und unzurechnungsfähig ist. Wenn also der Rationalismus den Menschen beherrscht, nimmt er ihm die einzige Kraft, welche man (im freien Sinne des Wortes) einen geistigen Instinkt nennen könnte, den Glauben.

In der That hätten die Menschen nie begriffen, was Recht und Gesetz, der Staat und die Regierung sind, wenn sie von jemanden hierüber nicht belehrt gewesen wären; auf diese Art, wie es die rationalistische Schule behauptet, hätte sich nie eine Gesellschaft gebildet, denn die Stärkeren hätten die Schwächeren vernichtet, um sich darauf wechselseitig aufzureiben. Erinnern wir uns der Erzählung, (sie mag wahr oder falsch sein), von mehreren, auf eine unfruchtbare Insel geworfenen Schiffen. Sie waren genöthigt einander zu schlachten, um

der Juden die Glaubensartikel über Religion und Staat kein Geheimniss der Priester verblieben, sondern eine öffentliche Lehre für alle Glaubenden ohne Unterschied bildeten. Selbst die geheime Unterredung des Hohepriesters mit Gott im Heiligthum des Tempels von Jerusalem, war nur ein zeitliches Geheimniss, da die von Gott ertheilten Verordnungen sogleich vollzogen wurden ¹⁾. Man braucht nicht zu bemerken, dass die falsche, die orientalische Theokratie geeignet war auch die grössten Verbrechen und Laster als den Willen der Gottheit darzustellen.

nicht Hungers zu sterben, endlich blieben zwei übrig, welche die Aussicht auf einen furchtbaren Zweikampf trennt. Misstrauisch flohen sie einander, obgleich sie bald die Kraft des Hungers zusammenbringen musste.

Nicht einmahl einzelne Menschen lassen sich in Familien ohne die Offenbarung denken, denn die Familie ist schon ein Verhältniss der Rechte und Pflichten. Selbst zum Begriffe des Rechtes des Stärkeren gehört ein Rechtsbegriff und eine Sprachkenntniss; die Letztere kann man auch nicht dem Zufalle oder dem Instinkte zuschreiben, denn die thierischen Instinkte haben seit der Erschaffung der Welt bis jetzt nichts geleistet, sie sind mechanisch, demnach einer Vervollkommenung unfähig; nie werden sie das ihnen Vorbestimmte und Nothwendige übersteigen. Also der älteste Staat konnte kein anderer, als ein theokratischer, demnach auf einem Theile der Offenbarung gegründeter gewesen sein.

Der sinnlose *bürgerliche Vertrag* verdient in der Geschichte keine Aufmerksamkeit, da seine Urheber und Verehrer genöthiget sind zu gestehen, dass sie ihn erfunden haben. Freilich macht diese Erfindung wenig Ehre dem Geschmack und der Einbildungskraft der Rationalisten, und sie hätten was Schöneres erfinden sollen.

- ¹⁾ Am Sterbetage des Gottes-Sohnes zerriss die Hülle, welche das Heiligthum im Tempel von Jerusalem dem Angesichte des Volkes entzog; so fiel das einzige (uneigentlich so genannte) Mysterium der alten Kirche, offenbar zum Zeichen, dass die alte Kirche ihre Bestimmung erreicht hat und in der neuen auch das Heiligthum jedem Volke und Allen zugänglich ist, dass die neue Kirche vor Gott und den Menschen ohne Geheimnisse da steht.

Die Kaste ist ein von den übrigen Classen der Gesellschaft streng abgeschlossener Familiencomplex, entweder zu dessen Vortheil, wenn die Kaste herrscht, oder zu ihrem Nachtheil, wenn sie dienen muss, sogar konnten Kasten geächtet, als unrein für immer verdammt werden. Auch die Kasten waren eine Entstellung des jüdischen, des patriarchalischen Familienlebens, eine Verfälschung der Tradition von den Kainiten, Chamiten etc. Die Juden brauchten keine eigentliche Priesterkaste, die Leviten späterer Zeiten sind als Erbpriester anzusehen, die nicht gehindert waren einem andern Berufe zu folgen, hingegen konnten die Orientalen das Kastensystem nicht entbehren, hier war der Uibergang aus einer Kaste in eine andere das grösste, durch die Macht der Sitten kaum ausführbare Verbrechen, gemischte Ehen wurden mit der grössten Grausamkeit gestraft. Bis nun darf der Bramine einen Menschen aus der Kaste der Sudra nicht berühren, schon die Nähe des Letzteren befleckt den Erstern und ist das Verboth übertreten, so wird über den Braminen die Strafe der Degradation verhängt. Der Sudra nimmt den Rang erst nach dem Elephanten und dem Pferde ein. Es ist nicht die letzte Kaste, es gibt noch Menschen, wie die Tschandala (unter dem Namen der Paria bekannt), denen es verbothen ist in Städten und Dörfern zu wohnen; sie sind verdammt ausser dem Gesetze zu leben, fällt ihr Schatten auf eine Nahrung, so wird sie als vergiftet angesehen. Ein Kenner Indiens behauptet ¹⁾, dass diese Unglücklichen den vierten Theil der indischen Bevölkerung ausmachen. Noch tiefer als die Paria stehen die Puliah, diese dürfen nicht einmal Hütten bauen, sie wohnen auf den Bäumen, Jedermann ist berechtigt sie zu tödten, daher fliehen sie auf den Anblick eines Vorübergehenden, oder erheben ein Zetterge-

¹⁾ *Dubois, Moeurs et Coutumes des Indiens.*

schrei, damit er sie fliehe ¹⁾. Diess ist bis in unsere Tage die Humanität der Orientalen ²⁾.

- ¹⁾ Schauderhafte Einzelheiten über die Kasten des Orients findet man in: Gesetze des Manou; Ritter Geographie (Asien S. IV., V.); Lassen, Indische Alterthümer.
- ²⁾ Auf den ersten Blick scheint es unbegreiflich, wie die Lehre Gottes dergestalt verfälscht werden konnte. Allein wenn man diese Ketzereien des Alterthums mit den tausendfältigen Abarten der (sogenannten) christlichen Confessionen vergleicht, so fallen die ersten weniger auf. Der indische Geistliche predigt, dass die Sudra keine Rechte auf Erden haben, nach dem Tode aber, wenn sie gut lebten, den höhern Kasten gehorsam und den Braminen anhänglich waren, durch eine neue Geburt (Seelenwanderung) zu einer höhern Kaste gelangen können (Gesetze des Manou IX.), hingegen predigt der Pastor den Protestantismus, wirkt für die Propaganda desselben und bedenkt nicht (dieses verbietet ihm der Aberglaube), dass die mit Hilfe des Rationalismus und der Sinnlichkeit vom *evangelischen* Prediger Verführten, dem ewigen Tode zufallen müssen, selbst wenn sie das musterhafteste Leben geführt hätten, und sogar für Kinder hat Gott keine Ausnahme gestattet. Offenbar ist der Protestantismus unmenschlicher als die indische Religion, da die letztere äussere Irrthümer aufstellt, Facten behauptet, welche durch andere Facten z. B. durch den Sieg der Sudra, durch ein Gesetz der weltlichen Gewalt, aufgehoben werden können, hingegen beruhet der Protestantismus auf innern Irrthümern, auf den Fesseln, die er der Seele anlegt und die ein Dictator nicht sprengen kann. Ueberhaupt hat sich der Protestantismus vom Christenthum mehr entfernt als das Gesetz Indiens vom mosaischen Gesetze, denn es gibt eine wenigstens entfernte Analogie zwischen den Chamiten und den Sudra, allein zwischen dem katholischen Glauben und dem Aberglauben der Protestanten bestehen wesentliche Gegensätze: der Katholik glaubt an das Sacrament der Ehe, die protestantische Familie beruhet auf einem Contract; der Katholik soll beichten, fasten, die Heiligen anrufen und Busse thun, die Kirche bittet er um Ablass, der Protestant lacht diese Gebothe aus; Jesus hat befohlen den Papst und den Kaiser vorzüglich zu ehren, der Protestantismus fand seine Grundlage im vorzüglichsten Hass eben gegen den Papst und den Kaiser. Und dennoch ist der Protestantismus ein (mittelst der Refor-

Schon aus diesem Kirchen- und Staatsrechte kann man auf die Begriffe der Orientalen von ihrem Verhältnisse zu

mation im XVI. Jahrhunderte) verfälschter Katholicismus; Martin Luther ist kein Mythos.

Gewiss fehlt es den Protestanten an jedem festen kirchlichen Verbands, sie kennen keine Kirche, während der Katholik in der unermässlichen Gemeinschaft hier auf Erden und im Himmel lebender, (oder im Fegefeuer wartender) Christen, mittelst der Kirche, der Heiligen, der Ablass etc. verbleibt. An die Stelle dieser erhabenen Genossenschaft setzt der Protestant den Individualismus, offenbar das Gegentheil vom christlichen Glauben. Noch mehr als den Katholiken, die er verlassen und verrathen hat, steht der Protestant einer andern, viel ältern Reformation, der griechischen entgegen. Diese obgleich ebenfalls dem Katholicismus durch dessen Verfälschung entlossen, glaubt mehr als sie glauben soll. Dem Russen ist das Fegefeuer zu wenig, er glaubt nur an die Hölle, dem ignoranten (selten nüchternen) stets habsüchtigen, unmenschlichen, mit dem Pharioten identischen Popen, glaubt er aufs Wort ohne die Hilfe der Erklärung und der Lehre, nie geht er in die Predigt, denn es gibt keine, seine Fasten sind furchtbar, dem hl. Nicolaus schreibt er eine Macht zu, die sich von der Allmacht nicht unterscheidet, er zahlt für die Beicht, und glaubt auch an die Unfehlbarkeit jedes Officiers, den der russische Papst zum Stellvertreter einsetzt. Schwerlich würde man ein abschreckenderes Beispiel der Ketzerei in Asien und Africa finden. Und dennoch ist der russische Aberglaube ein (mittelst der Reformation im XI. Jahrhunderte) verfälschter Katholicismus, Photius, Michäel Cerullarius etc. sind nicht mythisch, sie sind ebenso historisch wie der Prophet von Wittenberg. Demnach kann man das indische Gesetz aus der Verfälschung der Offenbarung ableiten und diesen Betrug für geringer, der Gottes- und Menschenliebe weniger feindselig, als jenen der deutschen und griechischen Reformation halten.

Freilich berufen sich die Protestanten auf ihre Humanität und Cultur, wirklich ist diese zum Theile noch verschont geblieben, allein die ältere Ketzerei hat sich schon durch ihre Folgen geäußert und die Griechen, ehemals Muster der Humanität und Cultur, zur Ignoranz und Barbarei längst verdammt. Der Heroismus der Stumpfheit in Indien ist physisch, die russische Kir-

fremden Völkern schliessen. Wie im Staat durch die Kasten, äussert sich im Völkerrechte dieselbe Exklusivität, eine entschiedene Feindseligkeit gegen die Fremden. Alle orientalischen Völker glaubten übereinstimmend, dass sie jedes ihrem Dogma entgegengesetzte vernichten und dessen Bekenner ausrotten sollen. Cambyzes, obgleich Persien der gebildete Staat im Oriente war, hat nach dem Zeugnisse des Herodot und Strabo, alle Egyptier hinrichten lassen, welche dem Feste des Apis beiwohnten; die egyptischen Tempel wurden zerstört. Ihrerseits verachteten die Egyptier jeden Fremden und hielten die ganze Erde, mit Ausnahme des Nil-Landes, für unrein, sie durften nicht mit einem Fremden essen, wie es aus der biblischen Geschichte hervorgeht. Der Fremde in Indien wurde mehr als die verdammten Kasten, als die Paria verachtet, denn diese bewohnten die hl. Erde, hingegen ist der Fremde von einer Mackel behaftet, was nicht nur durch seine Sitten, sondern auch durch seine Sprache erwiesen ist. Darnach kann man sich das orientalische Kriegerrecht vorstellen. Ktesias erzählt, dass Ninus von Assyrien den kriegsgefangenen König der Meder, dessen Frau und 7 Kinder kreuzigen liess. Die Denkmäler der Kunst, die man in Egypten und in Ninive auffindet, enthalten die grässlichsten Darstellungen des Folterns, dem die Besiegten unterliegen mussten und wobei gewöhnlich der Triumphator

che bezweckt den Heroismus einer geistigen Stumpfheit. Wer kann sich Russland denken, wenn es nur durch drei Tage seiner breiten Grundlage der Nicht-Humanität entsagt? Jahrtausende hat das indische Gesetz gelebt, nicht die Hälfte dessen lebt die russische Kirche und der protestantische Aberglaube hat noch nicht die Hälfte des griechischen Alters erlebt, und gewiss ist seine Cultur im Fortschritt nicht. Aus dem Verfall des Hindou- und Griechenthums können Protestanten einen lehrreichen Schluss über die Zukunft der eigenen Humanität, überhaupt über die Zukunft jeder Ketzerei ziehen, da jede auf der Verfälschung derselben Offenbarung beruhet und auf dieselbe Art gestraft werden soll.

die Hauptrolle übernimmt und als Henker auftritt. Um dieses Recht der Unmenschlichkeit zu begründen, gab sich jedes orientalische Volk für einen Sohn der Götter, der Erde etc. aus, und schrieb sich eine höhere Sendung zu. So glaubten die Egyptier, dass ihnen der Götze die ganze Erde unterwerfen wird ¹⁾. Darius nennt sich: König der Perser und des ganzen festen Landes ²⁾; wirklich bekämpft er Indien und Europa, welche Länder als die Endpunkte der Erde angesehen wurden. Die gewaltsame Uibersiedlung ganzer Völkerschaften, ihre Abführung in die Sklaverei, war im Oriente völkerrechtlich und ist durch die biblische Geschichte erwiesen.

Dieses unmenschliche Staatensystem der Orientalen ist offenbar eine Entstellung der Lehre Gottes über die Bestimmung der Menschheit, allein sobald sich die Orientalen von Gott getrennt haben, so konnten ihre Verhältnisse zu andern Völkern nur auf einem von der Nächstenliebe verschiedenen Satze, auf dem Völkerhass, beruhen.

In Folge dieser Begriffe vom Kirchen- Staats- und Völkerrecht, war keine dauernde Entwicklung unter den Orientalen möglich. Die Herrschaft der Priesterkasten war für die Länge der Zeit nicht haltbar, der Betrug hatte Mühe zu leben, worauf die Militärkaste gewöhnlich zur Regierung gelangte, und Eroberungen im Grossen vornahm. Gewiss sind der offene Despotismus und die Eroberungssucht, selbst wenn sie vom religiösen Fanatismus des Führers begleitet werden, ein Fortschritt im Vergleiche mit der Herrschaft der Priesterkasten, denn wenigstens werden Völker durch die physische Kraft an einander gebracht und gegen eine systematische Vertilgung schon durch das Interesse des Siegers zum Theile geschützt. Auf jeden Fall konnte ein Volk der entschiedenen Uibermacht ausweichen und, statt einen Kampf der Verzweiflung zu wagen, entweder auswandern oder sich ge-

¹⁾ Rosellini, Monumenti Storici.

²⁾ Herodot IV.

schmeidig den Eroberern unterwerfen, der Vertilgung entgegen. Wohl waren die Leiden der Eroberten grenzenlos, selbst im regelmässigsten unter den orientalischen Reichen, im persischen, wurden die eroberten Völker als Sachen behandelt, allein wenigstens wahrten sie ihre Existenz; Verbindungen mit den Genossen der Unterthänigkeit, selbst mit dem herrschenden Volke waren möglich, denn dem Despoten gegenüber sind auch die Eroberer nur Sklaven.

Freilich fehlte es den orientalischen Eroberungsreichen an der gehörigen Zeit, um sich zu befestigen und zu organisiren, denn der Militär-Staat hatte keine haltbare Grundlage, er musste nach dem Verfall der strengen Theokratie sich dennoch auf betrügerische Priester berufen, während der Glaube der Menge durch die Entfesselung der Militärmacht schon geschwächt war. Uibrigens stellte die im Oriente herrschende Maxime der Exclusivität keine Bürgschaft des Bestehens grosser Reiche, die Neigung zur Empörung war eine religiöse Pflicht. „Um den König her“, bemerkt Göthe über Persien „ist es immer Krieg, und Niemanden bei Hofe das Leben gesichert. Eben so werden die Steuern fort erhoben, die der Krieg nöthig machte“. Die erobernden Staaten waren von einheimischen und fremden Feinden stets belagert, sie mussten andern Erobern zufallen, diese noch andern erliegen. Allerhand Mittel wurden dawider angewandt, sogar jene einer absichtlichen Entsittung des unterjochten Volkes (auch eine Art der Vertilgung) wurden versucht, allein dadurch war zugleich die Staatskraft gelähmt. War das eroberte Volk sanft behandelt, so erstarkte es zum Widerstande, war es grausam regiert, so reifte es zur Empörung. Gab man dem Satrapen eine unumschränkte Macht, so erklärte er sich unabhängig, war seine Gewalt beschränkt, so wurde die Unabhängigkeit der Regierten vorbereitet, stets drehete sich die orientalische Welt im *circulus vitiosus*. Die grossen africanischen und asiatischen Reiche bildeten zusammengebrachte Massen und Blöcke, welche sich zu gestalten, ein organisches Leben zu entwickeln nicht vermochten. Dem

Eroberer ging der verbindende, ordnende Geist ab, oder diese Eigenschaft war das Geheimniss eines Einzelnen. Dem Gesetze fehlte es an der moralischen Kraft, um disparate Reichtheile zu verbinden, wenigstens zusammen zu halten.

Wohl wurde von der Weisheit der orientalischen Philosophen, vom Tiefsinn der morgenländischen Gesetze, viel geschrieben, in der Wirklichkeit aber sind diese Gesetze Muster der Unmenschlichkeit, die orientalische Gesittung führte stets zum cynischen Materialismus. Ein Zeugniss über die Philosophie der Orientalen verdanken wir der Grabinschrift, welche sich Sardanapal, König der Assyrier, setzen liess, sie lautet: „Vorbeigehender, gedenke, dass du sterblich bist, öffne demnach deine Seele der Freude und den Genüssen, denn für die Todten gibt es keine mehr. Ehedem war ich König der mächtigen Stadt Ninive, jetzt bin ich Staub, aber ich besitze Alles, was ich gegessen und genossen habe“. Sardanapal war ein Typus des weichlichen asiatischen Despoten, mag diese Inschrift von ihm, wie es Diodor versichert, oder von einem andern orientalischen Könige gewesen sein, immer charakterisirt sie trefflich den Orient, welchen übrigens die biblische Geschichte authentisch beschreibt.

Auch das Gebeth und die Opfer der Materialisten waren nicht sittlicher; um sich gegen die Götter dankbar zu erweisen, liess, wie Herodot erzählt, Amestris, Königin von Persien, vierzehn Kinder aus den angesehensten persischen Familien lebendig begraben.

Ganz anderen Sätzen folgten die Juden, und gewiss lässt sich ein grösserer moralischer Contrast als die orientalische Nicht-Humanität und der Messianismus, nicht denken; noch ehe die Zeiten erfüllt wurden, hatte der wahre Glaube den Charakter der Allgemeinheit, der Katholicität. Moses verbiethet dem Juden sogar einem Egyptier, also einem Bedrucker der Hebräer, Unrecht zu thun. Das Kriegerrecht des auserwählten Volkes schreib ihm die Pflichten vor, welche er gegen den Feind, den Kriegsgefangenen, den Be-

lagerten vor und nach dem Sturme der Festung etc. zu beobachten hat ¹⁾).

Solche Antithesen wie das Judenthum und der Orientalismus sind mit einander nicht vereinbar und selbst nach Jahrtausenden könnte die Kluft, welche die nichtglaubenden Völker von dem glaubenden trennte, ausgefüllt werden. Es entsteht demnach die Frage, auf welche Art die Menschheit zur Katholicität zu gelangen vermögen würde? Das Judenthum wird nicht durchdringen, denn wie könnte die Propaganda zu bedeutenden Resultaten führen, da die Offenbarung selbst verschmäht worden war. Den orientalischen Principien der Exklusivität gegenüber, ist die Propaganda beinahe unmöglich, die Juden sind nicht zahlreich, stets zum Ungehorsam geneigt. Durch die Gefangenschaft oft gestraft, können sie in dem jeder Katholicität feindlichen Orient zur staatlichen Uebermacht keineswegs gelangen, übrigens lag dieses nicht im Plane der Vorsehung, es war den Hohepriestern der neuen Kirche, den Päpsten vorbehalten; schon aus der Topographie des gelobten Landes, ersieht man deutlich den Willen Gottes, den Juden eine rein-geistige Bestimmung zu geben, denn Palästina steht den Einfällen Syriens, Egyptens und Arabiens gänzlich offen. Durch die Folgen der Erbsünde, durch Neid und Hass getrennt, durch die daraus entspringenden Verbrechen und Vertilgungskriege in ungeheure Räume und Zeiten geschleudert, konnten die stets kämpfenden Völker nur in Tyrannen und Sklaven abgetheilt, endlich durch gegenseitige Gewalt und List vernichtet werden, oder sie müßten im unaufhörlichen Schisma fortleben. Offenbar wäre die Erschaffung der Völker ein unvollkommenes Werk geblieben, denn, wie vor der Sprachen-Verwirrung waren auch nun die Kämpfer, die Juden und die Orientalen, strenge Gegensätze zu einander, jedes Verbindungs-Mit-

¹⁾ Ausführlicher in der Beilage: Zusammenstellung einiger Sätze des Kirchen- Staats- und Völkerrechts der Orientalen, der Griechen, Römer und Juden.

tel fehlte ihnen. Demnach war das Auftreten einer neuen Kraft nothwendig, einer Mittelkraft, zwischen den zwei feindseligen.

Zwischen der Menschenliebe der Juden und dem Völkerhasse der Orientalen wäre als Mittelkraft die Leutseligkeit, die Humanität, anzusehen; zwischen der Gottesliebe des auserwählten Volkes und der fanatischen Verehrung der Götzen unter den Orientalen, liegt der religiöse Sinn, welcher die Denkenden zur Aufstellung einer eigenen Weltanschauung leitet, den wahren Gott nicht kennt, aber Ihn sucht, andere Forscher mit Feuer und Schwert nicht bedroht. Solche Mittelkräfte werden als Verbindungsmittel zwischen den jüdischen und orientalischen Lehren wirken können. Die dritte Kraft, der dritte Kämpfer, muss vom Orientalismus sehr verschieden sein, denn dieser stört die Katholicität, benennen wir die dritte Kraft den Occidentalismus. Wie hat sich dieser neue Kämpfer gebildet, wie hat er die Humanität, ohne die Gottes- und Nächstenliebe, eine Vorbereitung der Letztern, für nicht-glaubende (schismatische) Völker entwickelt?

III. Artikel.

Ursprung und Entwicklung des Occidentalismus.

113. (Anfang der abendländischen Gesittung. Die Pelasger.)

Nicht alle von dem auserwählten Volke, welches den reinen Glauben wahrte, abgefallene Menschen, Stämme, Völker bewohnten den Orient, einige unter ihnen haben entweder den Orientalismus meidend, oder von ihm vertrieben, oder eine Heimath suchend, sich nach dem Westen begeben, sie nahmen keinen Antheil an der flagranten Ketzerei des Orientes, sie vermochten länger den wahren Glauben rein zu erhalten und selbst nach dessen Entstellung, waren sie Schismatiker guten Glaubens, sie verneinten nicht absichtlich, nicht wissentlich. Nachdem so die Offenbarung

nach dem Westen gelangt war ¹⁾, hat sie hier eine unerschöpfliche Miene, eine Fundgrube für den Spiritualismus niedergelegt. Die Macht der Erinnerung, welche kein Mensch willkürlich unterdrücken kann, wie es die Lehre von Gewissensfoltern und von Selbstbewusstsein beweiset, und Ur-Religion der Heiden genannt werden kann, hinderte die Menschen des Westens, die Lehren Gottes, die sie aus dem ursprünglichen Vaterlande mitbrachten, bald und gänzlich zu vergessen. In Folge dieser Lehren konnten sie sich vortheilhaft entwickeln, und in Folge einer eigenen geographischen und historischen Lage, musste ihre Entwicklung auf eine ganz andere Art als jene der Orientalen vor sich gehen und zu eigenthümlichen, von den orientalischen verschiedenen Schlüssen führen. Uibrigens lebten sie in Entfernung von dem Vaterlande des Lasters, dieses Zeugniss vieler Verbrechen und Empörungen gegen Gott, sie sahen den Götzendienern und ihren Beispielen nicht zu. Auf diese Art war es möglich, dass sich unter ihnen lebhaft religiöse Gefühle ausbildeten und zu guten Thaten nicht aus materiellem Schrecken vor Götzen, Gespenstern, Ungeheuern etc., wie es bei den Orientalen der Fall war, sondern aus sittlicher Gottesfurcht, (obschon noch nicht aus Liebe zu Gott) leiteten. Auf solche Art vermochten diese Völker zu erhabenen Resultaten zu gelangen, denn wie Viele, denen die Gesetze der Logik unbekannt sind, dieselben gleichsam mechanisch befolgen, so ist auch Völkern möglich sich reinen

¹⁾ Das Andenken an die erste Sünde, an die Vertreibung der Menschen aus dem Paradies hat sich bei den Völkern des Alterthums erhalten, wie es die Sagen vom goldenen Zeitalter, von der ursprünglichen Einheit und Glückseligkeit der Menschen beweisen. Auch die Geschichte der Sündfluth, hat man als Tradition unter den Völkern allgemein vorgefunden. Zu sehen hierüber das vortreffliche Compendium: *Histoire universelle P. I.*, von Moeller, Verfasser des hochwichtigen Werkes: *Histoire du moyen age.*

Sätzen, welche dem wahren Glauben entfloßen sind, zu unterziehen, ohne eben denselben genau zu kennen.

In der That findet man ein auf diese Art ausgebildetes westliches Volk in der Geschichte, die Pelasger. Vier Enkel des Japhet haben sich in Griechenland, Italien und Spanien niedergelassen, es sind die Stammväter der Pelasger, welche zur Cultur der Griechen und Römer den Grund legten ¹⁾. Sie brachten aus dem Morgenlande einen noch reinen Glauben mit, sie verehrten Einen Gott, den alten (pelasgischen) Zeus und verfielen erst später (obgleich diese Gottheit stets hervorragte) in den Polytheismus, den sie höchst wahrscheinlich (wie es auch die morgenländischen Namen vieler griechischer Gottheiten andeuten) orientalischen Colonisten entlehnten und eigene Laster und Leidenschaften nach und nach apotheosirten ²⁾. Der ursprünglich

¹⁾ Die Pelasger, griechisch so benannt, nämlich die Alten, waren unter demselben Namen auch in Italien bekannt, als Aborigenen, Autochtonen angesehen; viele Formen in der Sprache, manche Gebräuche etc. gestatten nicht an der Identität der Pelasger in Italien und Griechenland zu zweifeln. Dionys von Halikarnass, bezeuget, dass die Ahnen der Römer die äolische Mundart sprachen, die Monumente, die pelasgischen oder cyklopischen, die man in beiden Ländern vorfand, erweisen dieselbe Abstammung der ältesten Bewohner Griechenlands und Italiens. Die Tyrhenner, die Siculi und die Enotrier waren stets als pelasgische Völkerschaften in Italien angesehen. Auch die häufigen Verkehrrungen zwischen Italern und Griechen, in den Epochen des Völkerhasses, bestätigen ihre nahe Verwandtschaft. Schwieriger ist dieses bei den Hispanern nachzuweisen, weil das Land durch die Orientalen aus Africa viel gelitten hat, und später als Griechenland und Italien gesittet wurde.

²⁾ Auch gute Eigenschaften wurden von den Griechen und Römern apotheosirt, beinahe zu Tugenden erhoben, und man könnte nach heutigen Begriffen (freilich im sehr freien Sinne des Wortes) sagen, dass manche mythische Gottheit gleichsam als ein Schutzengel der Menschen angesehen wurde. Solche sittliche Resultate sind nur durch die Annahme, dass die Pelasger, Monotheisten,

reine Glaube, die Grundlage jedes spiritualistischen Wirkens, vermochte sich bei den Pelasgern vortheilhafter als im Oriente zu entwickeln, denn die zwei mächtigsten Hindernisse des Spiritualismus, ein feindseliges Verhältniss zu dem auserwählten Volke und die Berührung mit den orientalischen, materialistischen Staaten, wurden hier beseitigt. Aeusserst günstig war die geographische Lage der Pelasger, denn die drei Halbinseln, welche sie bewohnten, haben ein milderes Clima in Griechenland als das asiatische, in Spanien als das africanische und Italien liegt zwischen den beiden Halbin-

einen Theil des Dogma, aus dem sich die deutliche Lehre: Glaube, Hoffnung und Liebe mit Gotteshilfe entwickelt hatte, kannten. In der Vorstellung vom Zeus, Jupiter, kann man eine Analogie mit dem wahren Glauben nicht verkennen, Jupiter ist beinahe allmächtig, besiegt die Giganten, kein Mensch, kein Gott darf ihm widerstehen; die Majestas, bei der man das kindliche Alter nicht zulässt und sie als gross geboren darstellt (wahrscheinlich, weil sie die Ahnen, *majores*, vorstellt) verehren die stolzen zum Weltregimente berufenen Römer über Alles und sie ist nur eine Folge der höchsten Gottheit. Die Tochter des Gehirns Jupiters ist die Weisheit selbst, demnach der Vater beinahe allwissend; er belohnt und straft in diesem und andern Leben.

Den Glauben an Jupiter ergänzt der Glaube an das *Fatum*, dieses ist unerbittlich, demnach unveränderlich, es ist eine Art von Hoffnung, auf jeden Fall, eine Resignation, die Pflicht sich ins Geschick zu fügen; freilich kann das Verhängniss auch zur Verzweiflung führen, aber offenbar ist es eine verfälschte Lehre von der Vorsehung, wie auch der Glaube des Römers an die Welt-herrschaft als eine entstellte Lehre von der Bestimmung der Menschheit zur Katholicität, von der Sendung der Völker, erscheint.

Vielen Begriffen der Alten liegt ein Anfang der Liebe zum Grunde, ohne einen Theil der Offenbarung lassen sie sich nicht erklären. Die Griechen erbauten einen Tempel für die Barmherzigkeit, in der Rechts- und Sittenlehre der Römer finden wir die Begriffe von *elementia*, *pietas*, *humanitas*, *certaminis moderamen*, *aequitas*, *verecundia*, *candor*, *modestia* etc.

seln; vor Allem sind diese drei Länder im Norden durch grosse Gebirgsketten, im Osten, Westen und Süden durch die See (da die Flotten einer reifern Cultur angehören) abgeschlossen, gegen den Andrang der Orientalen geschirmt, gegen stete, unaufhörliche Uiberfälle, gegen die ewige Beweglichkeit der Wohnsitze, folglich gegen das grösste Hinderniss der Gesittung geschützt. So vermochten die Pelasger ihre geistigen, der wahren Lehre entnommenen Prämissen zu Consequenzen ungestört zubringen, ihre Ideen durch Erfahrung auszubilden. Die drei Halbinseln waren ein von Gott erbautes Obdach, dass gegen die gefahrvollsten Stürme schützen, die Möglichkeit der Vertheidigung erweisen und den Geist der Bessern zum Wirken und zur Beharrlichkeit spornen sollte.

114. *Einfluss der Topographie Griechenlands auf die griechische Cultur).*

Die topographischen Zustände des Wohnortes, Geburtsortes der Generationen, enthalten bleibende Prämissen für das System eines Volkes, denn sie ändern nicht. Der Pelopones und das eigentliche Griechenland haben eine eigenthümliche topographische Beschaffenheit, sie sind durch zahlreiche Gebirgsäste getheilt und gegliedert, ohne schiffbare Ströme zu besitzen, die Letztern will das Meer ersetzen und drängt sich durch tiefe Einschnitte grösserer und kleinerer Busen ins Land bis zum Fuss der Gebirge, und scheut selbst hohe Promontorien nicht. Die so vom Wasser bedrohte griechische Erde scheint wie ein Schiff in der See zu schwimmen, welchem zahllose Inseln und Inselgruppen, vor Allem gegen Asien und Afrika zu, als kleinere Fahrzeuge zur Avantgarde dienen und förmliche Flotten vorstellen; daher war der Verkehr der Griechen zu Lande erschwert, zu Wasser ungemein erleichtert. Folglich hatte der Landkrieg mit äussersten Schwierigkeiten zu kämpfen, eine Eroberung Griechenlands durch Flotten, lässt sich bei der niedrigen Culturstufe der Völker der Urzeit nicht denken; ist die Vertheidigung in Gebirgspässe unmöglich ge-

worden, so blieb der Rückzug übers Gebirge frei, oder die Fliehenden suchten Rettung auf den Inseln, denn durch die vielen Buchten und nahe liegenden Inseln waren die Bewohner Griechenlands zur Schifffahrt genöthiget, jeder, auch der innerste Punet des Landes war der See nahe gelegen. So oft sich demnach eine Cultur hier ausgebildet hatte, konnte sie nicht mit einem Schlage, wie im Oriente, z. B. in den Ebenen Asiens, vernichtet werden. Uibrigens war der Orient sehr entfernt, seine Angriffe konnten nur über das bergige Südost-Europa stattfinden.

Nicht nur auf die Erhaltung der Cultur, sondern auch auf ihre Beförderung wirkte die geographische Lage Griechenlands günstig ein. Im Vergleiche mit dem Boden des alten Orientes, war der griechische vortheilhafter gestaltet, er war nicht einförmig, seine mässige Fruchtbarkeit nöthigte zur Arbeit und steten Verkehr. Das Land war in viele Landschaften, in den Pelopones, die Inseln etc. schon durch die Natur abgetheilt, verschiedenartig musste sich auch die Cultur gestalten, sie war gegen die materielle Centralisation, gegen das Monotone gesichert. Mit einem Worte, was Europa als Erdtheil, diess ist Griechenland, als ein Theil Europa's und erscheint durch seine Lage zu einem vielfach gegliederten, mannigfaltigen Organismus besonders geeignet.

Nach dem rein - tographischen Einflüssen ist in Rücksicht der Cultur, der Einfluss der Nachbarschaft und der Verkehr der wichtigste. Auch in dieser Hinsicht war Griechenland sehr begünstigt, denn die zahllosen Inseln bilden gleichsam eine Brücke zwischen Griechenland und dem Orient. Aus Kreta ist die Verbindung mit Africa nicht schwer, von Italien ist Griechenland nur durch den Meerbusen, das adriatische Meer genannt, getrennt, und auch hier kann man die jonischen Inseln als eine Brücke nach Europa ansehen. Diess erklärt auch die frühzeitige Colonisirung der Griechen in Italien, Africa und Kleinasien. Man kann sich leicht vorstellen, von welchem Nutzen für das Mutterland der Verkehr der Griechen mit verschiedenen Völkern Asiens, Africa's

und Italiens war. Da die drei Erdtheile durch die Griechen verbunden waren, so war dieses Naturmonopol nicht nur für den Handel, sondern auch für die Ideen und Kenntnisse der Griechen von grosser Bedeutung, da das geistreiche Volk Kenntnisse in vielfachen Quellen schöpfen konnte.

115. (Einfluss der Geschichte Griechenlands auf die griechische Cultur.)

Nach dem religiösen Dogma, welches wesentlich von der historischen Entwicklung abhängt, ist die Geschichte, die Erziehung eines Volkes, für dessen Zukunft der entscheidende Agent, die Verfassung und die Eroberung sind gewiss die Haupt-Momente in der Geschichte eines Staates, denn dadurch ist das wichtigste Verhältniss die Hierarchie, im Innern und im Äussern bedingt. Griechenland war mehrere Mähl, nämlich die Pelasger von den Hellenen, darauf von den Doriern etc. erobert; die religiöse und nationale Identität dieser drei Völker ist erwiesen. Durch eine solche Eroberung war, nach meiner Ansicht, eine Schule des Gehorsams und des Commando vorhanden, ein fester gesellschaftlicher Organismus, ein hierarchisches Verhältniss, wurde ermöglicht, ohne dass die religiösen und nationalen Begriffe zu leiden gehabt hätten. Mit andern Worten, eine Eroberung, welcher nur das Recht des Siegers, nicht aber ein dogmatisches Vorurtheil zum Grunde lag, konnte ordnen, ohne zu verwüsten. Offenbar wurden die Eroberer zu einer Aristokratie, ohne eine streng abgesonderte Kaste zu bilden, da sich auch die Eroberten zu demselben Dogma und zur nämlichen Nationalität bekannten. Man könnte die Letztern, nach heutigen Begriffen, mit Unterthanen, höchstens mit Leibeigenen vergleichen; hier standen zwei Principien und nicht zwei Todfeinde, einander gegenüber. Der Gebrauch des Alterthums, die Besiegten zu vertilgen, konnte nur ausnahmweise eine Anwendung finden, übrigens schützte schon die physische Beschaffenheit des Bodens dawider.

Ungefähr im XV. Jahrhunderte v. Chr., (welches man als die Zeit der ersten Eroberung Griechenlands annimmt)

wurden die Pelasger von den Hellenen, einem kriegerischen, rohen Volke, über Thessalien, angegriffen, die pelasgischen Staaten zerfielen in Trümmer. In Folge derselben Abstammung und Religion, war die Verschmelzung der Sieger und der Besiegten möglich, sogar wahrscheinlich, zum Theile lässt sie sich nachweisen. Wenn die Eroberer auch sehr viel der pelasgischen Cultur, (welche aus Monumenten und historischen Zeugnissen hervorgeht) geschadet haben, wie es jeder Eroberungskrieg mit sich bringt, so musste endlich (die Geschichte hat es mehrere Mal dargethan) das rohe Element der Sieger der höhern Cultur der Besiegten weichen. Man muss annehmen, dass die Hellenen, durch das Terrain Griechenlands gehindert, ihre Herrschaft nur nach und nach auszubreiten vermochten, demnach durch den Einfluss der Zeit mit den stammverwandten Palasgern sich humanisiren, die Bildung derselben adoptiren mussten. Folglich war die Autorität in Griechenland ohne Verlust der Cultur möglich, vorzüglich da man sich durch eine andere Annahme vorstellen kann, dass die Pelasger zum Theile in die Gebirge oder auf die Inseln flohen, und so ihre Bildung den Hellenen durch fernere Verbindungen mittheilen konnten. Wirklich blühte die Cultur Griechenlands bald nach dem heroischen Zeitalter wieder auf.

Die Verfassung der Pelasger und der Hellenen musste in Folge derselben Abstammung dieselbe in den Grundzügen und wesentlich eine religiöse gewesen sein, einen theokratischen Charakter (S. 350) gehabt haben ¹⁾. Während aber die Orientalen, welche wissentlich die Lehren und Beispiele des auserwählten

¹⁾ In der österreichischen Geschichte kann es sich nicht um die Erforschung griechischer Alterthümer handeln, die Hypothesen, welche ich aufstelle oder welchen ich folge, sind als Haltpuncte für die Uebersicht der Geschichte, als Mittel zur Weltanschauung zu betrachten. In den Beilagen behandle ich ausführlicher die Entwicklung der Humanität und der Hegemonie der Griechen.

Volkes verneinten, die (falsche) Theokratie streng durchführten, Priesterkasten hatten, bedurften die Griechen kaum des absichtlichen Betruges, sie konnten die strenge, die verfolgende und exclusive Theokratie und die Priesterkaste entbehren, dem patriarchalischen Staate, dem Führer folgen, welcher das Oberhaupt des Staates (König im alten Sinne des Wortes) und zugleich Opferer war, wie der jüdische Patriarch als Verbindung zwischen Gott und dem Volke stand. Er war vom Adel, von älteren Brüdern, umgeben, welche jüngern Brüdern d. h. dem Volke, den freien Gemeinen vorstanden, während die Sklaven von der Eroberung oder von der Strafe abstammend, Allen dienen mussten. Auch die Juden hatten Sklaven, obschon nicht in der strengen Bedeutung des Wortes, da sie in der vorgeschriebenen Zeit freigelassen werden mussten, was endlich auch in Griechenland und Rom eintrat. Gewiss ist die alte Verfassung der Griechen und Römer eine der jüdischen höchst ähnliche, Abraham, Moses, Josue sind die Pelopiden, die Theseus, die Romulus der Hebräer. Selbst die Trennung beider Gewalten zwischen den Hohepriester und den Staat, erfolgte in Athen und Rom. Mit einem Wort, ohne die wahre zu kennen, folgten die Griechen und Römer auch der falschen Theokratie der Orientalen nicht, der religiöse Staat der Römer stand in der Mitte zwischen dem göttlichen der Juden, und dem unmenschlichen der Orientalen, gleichsam zwischen der wahren und der flagrant-falschen Theokratie.

Diese principielle Ansicht wird auch durch historische Zeugnisse mächtig unterstützt. Der älteste Historiker der Griechen, Homer, stellt uns lebhaft das alte Königthum und dessen Gefolge dar, die rohe Sittlichkeit und unsittliche Cultur der Griechen, die Macht des Königs und ihre Grenzen, das vorherrschende Recht des Stärkeren, den Diebstahl der Helden etc. aber zugleich lässt er uns spiritualistische Ideen und Organisationselemente erblicken. Die von Thucydides geschilderte allgemeine Unsicherheit, während der heroischen Periode, das nomadische Leben der hellenischen Völker, hat

offenbar aufgehört, sobald ein Bündniss vieler Könige, ein gemeinschaftlicher Krieg gegen Troja ermöglicht wurde. Schon waren die Amphiktyonen als ein gemeinschaftliches religiöses Band ¹⁾ von griechischen Völkern angesehen, das religiöse Band wurde immer mehr zum nationalen. Es unterliegt daher keinem Zweifel, dass die Hellenen die pelasgische Cultur angenommen haben und die vortheilhafte Verfassung, die religios - aristokratische Monarchie, immer mehr ausbildeten.

Auch die Mittel, wodurch die Hellenen sich ausbildeten und ihre Verfassung entwickelten, unterliegen keinem Zweifel. Neben dem hochgeachteten priesterlichen Erb - Königthum ²⁾, wirkt auch der Adel, umgibt den König und be-

¹⁾ In der Vorstellung von den Amphiktyonen folge ich der Autorität des Saint-Croix, welcher dieses Institut als ein reinreligiöses Bündniss betrachtet; die Annahme eines Staatenbundes, eines förmlichen Völker-Tribunals, wie ungefähr das Papstthum im Mittelalter, wäre den Verhältnissen roher Zeiten, den steten Kämpfen griechischer Stämme etc. zuwider. Dass aber Delphi zum Centralpuncte Griechenlands geworden, den Austausch der Ideen, das Bewusstsein eines gemeinschaftlichen Bandes zwischen den Griechen, die Begriffe des griechischen Staats- und Völkerrechts förderte, die Griechen einen Griechen als Fremden anzusehen hinderte, ist gewiss, denn die griechische Religion hatte für Griechenland einen katholischen Charakter. Die Amphiktyonen wären als der Anfang und die Grundlage der Isopolitia und der Hegemonie zu betrachten. Ausführlicher hierüber in den Beilagen.

²⁾ Aus der Achtung, welche die Griechen bis in späte Zeiten für das Königthum erhielten, kann man auf das Ansehen dieser Würde in den ältern Perioden schliessen. Selbst, nachdem die militärisch-aristokratische Verfassung in Sparta, und die demokratische in Athen Wurzel gefasst haben, wurde der Königsnahme, obgleich diese zwei Völker, Dorier und Jonier, selten übereinstimmten, von beiden verehrt. Die Könige aus der heroischen Zeit waren als Schutzgeister angesehen, Tempel und Altäre wurden ihnen errichtet. Der Name Tyrann hatte wohl nicht immer eine gehässige Bedeutung, allein er bezeichnete einen Regenten, der nicht erblich war, also einen

schränkt ihn; mit Ausnahme von Athen erhielt sich die Aristokratie in allen griechischen Städten lange Zeit; nach dem Ausgange des königlichen Geschlechtes überging die Regierung gewöhnlich auf die Aristokratie. Auch die priesterlichen Würden blieben in einigen adeligen Familien erblich, wodurch der Willkühr des Königsthumes im Religiösen gesteuert wurde. Da aber die Priesterfamilien keine Kaste bildeten, so war das Kirchliche auch gegen ihre Willkühr geschützt, der Geist unterlag dem Körper nicht; gewiss beruhet darauf der wesentliche Unterschied zwischen der abendländischen und der orientalischen Gesittung. Der König, obgleich Führer im Krieg, Darbringer der Opfer und oberster Richter, war verpflichtet in jeder wichtigen Angelegenheit, den Adel zu Rathe zu ziehen, vor Allem war er durch das herkömmliche Recht gebunden, da die Griechen in ältern Epochen, und die Spartaner auch in späteren, innig an Traditionen hielten, was die Römer zur höchsten Potenz (zur Verehrung der *mores majorum*) erhoben. Neben dem Königthum, der Aristokratie und den Sklaven ¹⁾ bestand auch ein freies Volk der Gemeinen, es gab sogar Volksversammlungen, obgleich diese in der hellenischen Epoche keinen Einfluss aufs Staatliche, dem Könige und der Aristokratie gegenüber, ausübten; gewiss war das Volk dem Stamme der Eroberer, wie bei den Germanen, angehörig, auch kann man annehmen, dass nicht alle besieigten Pelasger zu Sklaven wur-

Bürger, der sich emporgehoben hatte. Einige Tyrannen hatten gute Absichten, obgleich sie in der Regel gegen die Aristokratie von dem eigentlichen Volke erhoben wurden, daher wären sie immer nur als Partheiführer zu betrachten.

¹⁾ Die Lage der Unfreien griechischen Ursprungs, stelle ich mir als eine von jener der eigentlichen Sklaven wesentlich verschiedene vor. In allen Ansichten griechischer Juristen, Philosophen, Polygraphen etc. über die Sklaverei, ragt, als Merkmal des Sklaven, dessen fremde (barbarische) Abstammung hervor; Aristoteles (in der Politik) findet den Rechtsgrund der Sklaverei in der

den. So eine von der orientalischen sehr verschiedene Verfassung war allerdings geeignet, die Bildung zu fördern, die Roheit der Sitten, das Ausüben des Rechts des Stärkeren mussten nach und nach weichen, vorzüglich, da nach der Eroberung durch die Hellenen über 50, nothwendigerweise kleine Staaten in Griechenland entstanden sind, und kleine Staaten die organische Entwicklung der auf einer untern Culturstufe stehenden Völker begünstigen und den Staatenbund keineswegs ausschliessen.

Vor Allem seit dem Staatenbunde, welchen die Pelopiden zu Stande brachten und Troja besiegten, konnte die Cultur einen bedeutenden Aufschwung nehmen, was schon durch die Ausführung jener grossen Expedition zur See (selbst wenn man eine Uibertreibung in der angegebenen Streitmacht zulässt) erwiesen ist. Allein bald hört der regelmässige Fortschritt der staatlichen Entwicklung auf, alte Dynastien werden vertrieben, neue eingesetzt, wodurch ausser socialen Kämpfen, Bürgerkriegen, auch politische Kriege zwischen griechischen Staaten entstehen. Die grösste Macht haben die Pelopiden zusammengebracht und bedroheten, nach der Eroberung des beinahe ganzen Pelopones, die Selbstständigkeit der Staaten, da schickte Gott neue Eroberer, die Dorier, ab, um die Herrschaft der Pelopiden, welche in jener Zeit, im XII. Jahrhunderte, zu einem Despotismus geworden wäre, zu hindern und alle Hellenen gegen die rohen Dorier zu verbinden.

Geburt, in der körperlichen und geistigen Unvollkommenheit der Slaven, demnach in Facten der Natur und nicht der Geschichte. Uibrigens waren die durch Eroberung zur Hörigkeit verurtheilten griechischen Stämme ein Staatseigenthum, hingegen war der Slave ein Privat-Eigenthum. Selbst die eigentlichen Slaven bildeten dennoch eine verdammte Kaste nicht, sie lebten unter dem Schutze des herkömmlichen, oft des geschriebenen Gesetzes, welches vor Allem in Athen sich durch Menschlichkeit auszeichnete. Gewiss standen die griechischen Slaven den jüdischen viel näher als den orientalischen.

116. (Einfluss der dorischen Eroberung auf die griechische Cultur.)

Diess ist nicht geschehen; im Gegentheil hat der Hass gegen die Pelopiden, den Angriff der Dorier gefördert und unterstützt. Die Pelopiden wurden geschlagen, dorische Staaten im Pelopones gegründet, allein die Kämpfe der schon ausgebildeten Stämme unter einander und mit den nordischen Eroberern kreuzten sich immer mehr, Stämme unterjochten oder verdrängten einander, eine förmliche Völkerwanderung trat ein, die alten Verhältnisse wurden umgeworfen; über ein halbes Jahrtausend dauerten diese Zustände, die pelasgisch - hellenische Cultur ging grössten Theils zu Grunde.

Dennoch wurde sie nicht gänzlich vernichtet, durch dieselben Ursachen wie die pelasgische, während der ersten Eroberung, blieb sie geschützt. Das strenge hierarchische Verhältniss zwischen den Siegern und Besiegten, bildete eine zur Entwicklung der neuen Staaten geeignete Grundlage. Die verschiedensten Stämme der Griechen mischten sich mit einander, die Nachbarschaft wurde immer mehr von den zur Flucht Genöthigten bevölkert, wodurch den Griechen, nachdem sich die Dorier mit der Cultur befreundet, ihren Staat entwickelt hatten, auch ein günstiges Staatensystem ermöglicht wurde.

In der That waren die Zustände der Manigfaltigkeit griechischer Staaten und Colonien von einer grossen Bedeutung für die Humanität der Griechen, da sie, als Stammverwandte und Religionsgenossen, einander für fremde Völker nicht halten konnten. Die unter solchen historischen Einflüssen vor sich gehende Erziehung der Griechen war für die Zukunft dieses Volkes ungemein wohlthätig, denn es war in der Lage die Gefühle einer sehr extensiven und keineswegs exclusiven Nationalität auszubilden. Die Griechen konnten überall, in Italien, in Gallien, in Africa, in Asien und in Europa als Griechen leben, ihre Sprache und ihre Ideen andern Völkern gegenüber behaupten, und nach einem vielfältigen und grossem Massstabe fortbilden, da jede intellectuelle Er-

rungenschaft, z. B. der Griechen Kleinasiens zum Eigenthume aller Griechen, jener in Unteritalien, in Africa etc. wurde. Die Schifffahrt und die Verbindungen der Colonien mit dem Mutterlande sicherten stets das Griechenthum gegen Isolirung. Gewiss war diese Humanität des ausgebreiteten griechischen Volkes eine tüchtige Vorarbeit für die Katholicität der Römer, ehe noch Alexander mit der Idee einer griechischen Universalmonarchie auftrat, und auch diese Idee wäre ohne die besagte Vorarbeit nicht möglich gewesen.

Auch gegen innere Gefahren war Griechenland durch die Folgen der dorischen Eroberung geschützt, denn die Schwierigkeit einen grossen einheitlichen Staat, wie die orientalischen, zu gründen und durch den Despotismus die freie Wirksamkeit griechischer Stämme zu hindern, hat sich deutlich herausgestellt. Wirklich ist es den herrschsüchtigen Spartanern nicht gelungen, Athen unter Kodrus zu erobern. Ein wesentlicher Unterschied bestand zwischen beiden Völkern, den rohen und ernsten, kriegerischen Doriern, und den gebildeten, aus dem Pelopones verdrängten, Joniern, welche nach Attika mit messenischem und äolischem Adel vermengt, in Attika ankamen. Auch ihre Verfassung und Lebensart wie es die Lycurgischen und die Solonischen Gesetze erweisen, waren sehr verschieden. Bei den Doriern blüheten neben der Aristokratie einfache Sitten und der Ackerbau, den sie durch ihre Sklaven treiben liessen, und sich das Kriegshandwerk vorbehielten. Die Jonier waren durch die Lage Attika's und Athens, durch ihre Verbindungen mit jonischen Colonien in Kleinasien, wohin sich immer, nach jeder Unruhe in Attika, neue Colonisten begaben, in der Absicht Seehandel zu treiben, zum Reichthum gelangt, wodurch die Aristokratie und das Königthum, bei der Leichtigkeit des Volkes, bald untergraben wurden, zum Liberalismus und zur Demokratie führten. Diese Verschiedenheit musste auf den Nationalcharakter beider Völker immer mehr einfließen und bald einen bedeutenden Abstand zwischen dem beredten, feinen Athenienser und dem lakonischen, auf schöne Bildung,

Leutseligkeit und Urbanität wenig achtenden Spartaner hervorbringen. Selbst die socialen Verhältnisse, wie sie die Eroberung geregelt hat, nahmen nicht die nämliche Richtung; die Dorier waren genöthigt das lacädaemonische Element gänzlich zu besiegen, hingegen führte die attische Eroberung, obgleich sie ebenfalls als ein Eindringen der Fremdlinge betrachtet war, zu einer Abhängigkeit der Besiegten, deren Lage mit jener der gedrückten Helioten kaum vergleichbar ist.

Demnach vermochte sich Griechenland auf einer zweifachen Grundlage zu entwickeln, und auf diese Art der orientalischen Monotonie und der Confusion auszuweichen. Freilich musste dieser Dualismus zu Kämpfen beider Principien, zu einer Art Bürgerkriege führen, allein die Selbstständigkeit der Staaten konnte blühen, dem Sieger war nur das Streben nach einer Vorherrschaft, nach dem Principate (Hegemonie), nicht hingegen nach dem Despotismus möglich. Selbst die Missbräuche der Kämpfe um die Hegemonie, wodurch auch die sociale Frage verwickelt wurde ¹⁾, hörten auf, seit die Perser Griechenland überfielen; die bedrohten Griechen traten vereint gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde auf und besiegten den Orientalismus. Nach den Niederlagen der Perser wütheten in Griechenland förmliche Bürgerkriege und die grässlichsten Partheienkämpfe, allein Gott schickte wieder zur Rettung Griechenlands neue Eroberer aus, den griechisch gebildeten Philipp und Alexander den Grossen, Schüler des Aristoteles. Nach dem Verfall der macedonisch - griechischen Staaten wurde endlich Griechenland von den Römern erobert, unter dieser Herrschaft

¹⁾ Man kann mittelst eines Compendiums über griechische Staatengeschichte den unaufhörlichen Verfassungsänderungen der Griechen folgen. Der kürzeste Inhalt dieser Revolutionen besteht in der fortschreitenden Auflösung der Gesellschaft und des Staates, durch stete Siege des Individualismus und der Partheien, vorzüglich der Demagogie, wodurch hauptsächlich der griechische Staat zu Grunde ging.

hatte die verwandte griechische Cultur für ihr Dasein nicht zu fürchten, sie konnte fortleben und blühen, die römische grossen Theils befruchten. Auf diese Art erwies sich die abendländische Gesittung gegen innere und äussere Feinde vertheidigungsfähig, die orientalische musste auf beiden Wegen zu Grunde gehen. Nie erlernten die Orientalen das geistige Geheimniss, den Verfall des Staates zu überleben und nach dem Absterben der materiellen Macht, die Entwicklung der moralischen Kräfte fortzusetzen, während die Gesittung eines abendländischen Volkes, nach dessen Entkräftung, von einem andern gefördert, gehoben und veredelt werden konnte. Wirklich traten die Römer als Nachfolger und Erben der Griechen auf, und wenn man die griechische Cultur auf die Hauptsätze zurückführt: im Kirchenrecht, Trennung der beiden Gewalten, im Staats- und Völkerrecht, Gemeinschaftlichkeit (Isopolitia) und Vereinigung (Hegemonie) griechischer Bürger und Völker, so wird man den Vorzug der Römer vor den Griechen bezüglich der Katholicität nicht bezweifeln.

117. (Günstige Lage für die Entwicklung der römischen Cultur. Ursachen der Erhabenheit der abendländischen Gesittung der Römer über jene der Griechen: a) Topographie, Ethnographie etc. Italiens.)

Noch mehr als die Griechen wurden durch die Macht der Verhältnisse die Römer begünstigt, sichtbarer von der Vorsehung geleitet. Durch Lagen, in welche Gott dieses Volk versetzte, vermochte es mit Hilfe einiger Sätze der wahren Offenbarung zu hohen ethischen Consequenzen, zu erstaunlichen politischen Erfolgen und katholischen Resultaten zu gelangen.

Die für Cultur äusserst günstige geographische Lage Italiens ist auffallend, denn es liegt in der Mitte der zwei privilegierten Halbinseln, es wird gegen den Orientalismus durch Griechenland und Spanien geschützt, unter allen europäischen Südländern (wo sich die Cultur von climatischen Hingernissen nicht gestöhrt, früher als im Norden entwickeln

kann) ist Italien von Asien und Africa zugleich am meisten entfernt. Der Boden, obschon nicht so üppig, wie im Oriente, ist fruchtbarer als der griechische, die Bewohner Italiens hatten keinen Anlass festen Wohnsitzen, der Nahrung wegen, zu entsagen, ihr Geist hatte mehr Musse zu Speculationen ¹⁾.

Auch die Nachbarschaft war, in Folge geographischer, gleichwie ethnographischer Zustände und historischer Facten, für die Cultur Italiens sehr vortheilhaft. Nach der Unterjochung der Pelasger und darauf der Hellenen in Griechenland, erschienen neue Ankömmlinge, um die pelasgische Cultur Italiens zu stärken. Sie wurde von fremden Eroberern nie gänzlich vertilgt. Während der ersten Einwanderung, der iberischen im XII. Jahrhunderte, hat sich ein Theil der pelasgischen Bevölkerung im Westen dennoch erhalten, die übrige hat sich nach Sicilien geflüchtet. Im XI. Jahrhunderte v. Chr. erfolgte die zweite Einwanderung, jene der

¹⁾ Die verbreitete Meinung, dass ein undankbarer Boden der geistigen Entwicklung der Bewohner zuträglich sei, weil er zum Kampfe mit diesem Hindernisse nöthigt, ist principiell unhaltbar und der Geschichte zuwider. Nicht das Land der Scythen und der Scandinaven war das Vaterland der Kenntnisse und Künste, die Schätze der Intelligenz kamen stets aus dem Vaterlande der Offenbarung, aus dem Oriente, dessen üppiger Boden selbstwachsende Nahrungspflanzen liefert, im Westen an, in Griechenland, wo sie ferner ausgebildet wurden, nach Italien und Rom gelangten, hier eine noch höhere Stufe der Vollkommenheit erreichten und mit Hilfe der Germanen, vorzüglich durch die Wirksamkeit der römischen Kirche über die Appeninen und den Rhein nach dem römischen Gallien, Hispanien, Britanien etc. gingen, von dort aus sich dem Osten mittheilten, um endlich dem Oriente das von ihm Geliehene mit Zinsen zurückzahlen. Kämpfe mit den Hindernissen des Bodens vermögen nur zu materiellen, zu technischen Künsten, wie in Egypten zur Geometrie, in Phönicien zur Schiffkunst zu führen. Dass der Boden des alten Orientes zum Theile erschöpft sein muss, geht aus der gegenwärtigen Unfruchtbarkeit des gelobten, von Juden und Fremden als ungemein üppig dargestellten Bodens hervor.

Rasena oder der Etrusker, diese war nicht schädlich, den die frühern Einwanderer wurden dadurch besiegt und gedrängt; wohl waren die Tyrrhener unterjocht, aber die Etrusker gelangten nur bis zum Tiber. Die dritte, die gallische Eroberung, im VI. Jahrhunderte, hat die Etrusker grössten Theils ausgerottet, und die Gallier sind nur bis Umbrien vorgerückt, blieben auf den Besitz Nord-Italiens beschränkt und selbst um diesen Besitz hatten sie mit den Italern fortwährend zu kämpfen. Während demnach die Cultur Griechenlands durch die Identität seiner Bewohner mit den Eroberern geschützt war, kämpften die feindseligen Eroberer Italiens für die Cultur dieses Landes und rieben einander auf. Die Berührung und immerwährende Kämpfe mit den Barbaren, einem rohen, verwüstenden, aber unverdorbenen Elemente, waren nicht ungünstig für die Entwicklung eines ernsten National-Characters, während die Griechen selbst durch Siege über die weichlichen Orientalen gegen die orientalische Unsittlichkeit nicht geschützt wurden. Wohl hatte Italien Gebirgspässe, wie jene der Thermopylen, nicht, über die Alpen und Apenninen vermochten die Barbaren in Italien einzudringen, allein andererseits war es durch die Entfernung vom Oriente geschirmt, ohne der Cultur des alten Orientes entsagen zu müssen, denn dieselbe konnten die Griechen durch eigene oder orientalische Colonisten an sich ziehen und veredeln, worauf sie die Italer, gleichsam aus der zweiten Hand erhielten. Die Barbaren hatten Mühe ganz Italien, ein viel grösseres, von Norden gegen Süden tieferes Land als Griechenland, gänzlich einzunehmen; auf jeden Fall harrete der Fliehenden ein umfangreiches, von Gott erbautes Asyl, das durch eine schmale Meerenge von der Halbinsel getrennte, bergige und zugleich fruchtbare Sicilien. Die Italer auf diese Art von den Barbaren nur im Norden bedrängt, oft zur Flucht nach Süditalien gezwungen, den Colonisten gebildeter Völker von der Meeresseite offen, mussten aus verschiedenartigen Völkern, mit denen sich erobernde oder eroberte Barbaren zum Theile vermengten, bestehen, und waren

durch diese ethnographischen Verhältnisse, wie Griechenland durch die topographische Lage, zur Vielfältigkeit der Staaten genöthigt, folglich gegen die orientalische Einförmigkeit geschützt, und dennoch standen der Einheit in dieser Mannigfaltigkeit unüberwindliche physische Hindernisse nicht entgegen. Gewiss waren diese Zustände der Topographie, der Nachbarschaft und der Eroberungsfrage der Cultur, der Staats- und Machtentwicklung Italiens, sehr günstig. Sein einziger durch die doppelte Strasse der Barbarei verwundbare Theil im Norden, nöthigte es an Massregeln der Sicherheit stets zu denken, damit neue Iberier, Etrusker und Gallier durch die Länder des heutigen Oesterreichs nicht eindringen. So wäre es erklärbar, warum die Römer zeitlich an den Aufbau eines Bollwerks gegen den Orient und gegen die Barbaren dachten, bevor ihnen noch Julius Caesar andeutete, was Oesterreich sei.

118. (b) Topographie Roms. Seine Verfassungsfrage ¹⁾.)

Wenn man inmitten der günstigen allgemeinen Lage Italiens die besondere Roms genau prüft, so ersieht man, warum Gott diesen Ort am Tiber zur ewigen Stadt bestimmte und sie mit Bollwerken sorgfältig umgab. Hier war die

¹⁾ Das über die griechische Geschichte (S. 368) Bemerkte, bezieht sich auch auf die römische. Die Letztere ungemein anziehend und durch die strenge Consequenz der Römer, welche dieses Gepräge allen ihren Thaten, der Verfassung, dem Gesetze etc., aufzudrücken wussten, einer grössern Deutlichkeit als die griechische fähig, wurde vielleicht noch systematischer als die andere durch demokratische Tendenzen neuer Historiker entstellt; gewöhnlich werden die Grachen, Marius und Genossen, als Martyrer oder Helden geschildert. Um das Römerthum in dessen hoher Bedeutung darzustellen, müsste es ausführlich und im innigen Zusammenhange der Hauptbegebenheiten behandelt werden. Wenigstens zum Theile versuche ich es in den Beilagen: über die Entwicklung der Humanität der Römer und in der Uebersicht der Majestätsgeschichte.

Entwicklung der abendländischen Cultur gegen äussere Feinde am mächtigsten geschützt, denn Rom musste mit den kräftigen Barbaren kämpfend, seine eigenen Kräfte üben und mit gebildeten Nachbarn ein gutes Einvernehmen suchen, dadurch sich mit ihrer Bildung humanisiren. Nie gingen die Barbaren über Rom hinaus, der Versuch eines Orientalen, Hannibals, wurde hart gestraft. Selbst die wahre Kirche, jene von Jerusalem, fand hier die äussere, die menschliche Sicherheit. Auch für das Kaiserthum gab es im römischen Gebieth mehr Sicherheit als ausser Italien, bis zu den Angriffen der Byzantiner gegen die Kirche und gegen das Abendland. Mit dem Verfall Roms verfiel auch das römische Reich und die alte Gesittung, die neue entfloss wieder der ewigen Stadt.

Schon aus der allgemeinen Lage Italiens ist es einleuchtend, dass Rom in seinen Anfängen (754 v. Chr.) beiläufig in der Epoche des messenischen Krieges, eine bedeutende Cultur und Institutionen gehabt haben muss, sein latinischer Ursprung lässt daran nicht zweifeln; die Leistungen der Griechen waren gewiss eine Vorarbeit für Rom. Dessen Entstehen beruhet nur auf Sagen, was zu allerhand Hypothesen Anlass gibt, welche in der spätern Entwicklung Roms ihre Begründung suchen. Ich folge dieser, welche den Ursprung Roms durch eine Emigration der Latiner aus *Alba longa* erklärt. Dass eine Revolution unter den Latinern gegen Dynastie und Königthum stattfand, ist historisch. Ich nehme an, dass die Auswanderer sich am Palatinischen Hügel festsetzten und den Bau Roms begannen. Bald hat sich in Folge des *ver sacrum*, eines Gelübdes der Auswanderung, eine andere Emigration, die sabinische, auf zwei andern unter den sieben Hügeln niedergelassen. Weil diese Völkerschaft nicht latinischen Ursprungs war, folglich des Ehe- und Handelsrechtes mit Rom nicht genoss, so war der Krieg zwischen beiden Stämmen unvermeidlich. Die Sage vom Raube der Sabinerinnen würde ich für historisch halten, denn die Auswanderung aus Alba war keine freiwillige,

es ist nicht wahrscheinlich, dass sich ganze Familien flüchteten und es ist gewiss, dass die zur Flucht gezwungenen Gründer Roms, das *jus connubis* mit den Latinern nicht haben konnten. Während des Krieges zwischen der sabinischen und latinischen Stadt, fand Romulus Hilfe bei dem benachbarten etruskischen Führer Lucumon, Cäles Vibenna genannt. Nachdem sich die zwei kämpfenden Völker und ihre Anführer versöhnt und verbunden hatten, erlaubte Romulus ¹⁾ dem Cäles Vibenna einen dritten Hügel anzubauen, den *Mons Caelius*. Auch diese Völkerschaft wurde darauf in den Bund mit Rom und den Sabinern aufgenommen und erhielt endlich die nämlichen Vorrechte. So bestand Rom aus drei Völkerschaften, dieses unterliegt keinem Zweifel, die Ramnenses, Titienses und Luceres sind historisch; in der ältesten Geschichte des römischen Senates und Ritterthums sieht man die drei Stämme deutlich. Ihrem Bündniss konnte weder die Unterjochung noch eine vage Hegemonie zum Grunde liegen, es musste ein sehr inniges werden, um sich ge-

¹⁾ Es ist kein hinreichender Grund vorhanden den Romulus als eine mythische Person anzusehen, für sein historisches Dasein spricht mächtiger als die Kraft der Zweifler die Analogie mit den Gründungen neuerer Zeiten, die man genau kennt; übrigens entsprach die Stellung des Romulus den alten Begriffen italischer Völker, vor Allem der Latiner und hiess der Hauptgründer Roms, der erste priesterliche König anders, so ist es gewiss nicht wesentlich. Ubrigens vergessen die Zweifler, dass man die Sagen eines durch Verehrung der Tradition ausgezeichneten Volkes sorgfältig zu beherzigen habe, vor Allem, da die Zeit der Anfänge Roms der Epoche einer schon bedeutenden Cultur angehört, die Gründung in der Nähe des frühern Wohnortes der Gründer stattfand und ihr die nachbarlichen Völker zusahen. Auch in Rom gab es Kritiker und Spöttler, gewiss hätten sie, als Gegner der Verehrung des Ahnenthums, sich über die *mores majorum* und fabelhafte Ahnen lustig gemacht. Zur absichtlichn Fiction eines Romulus hatten die Römer keine Motive, da ihm bald Tatius gleichgestellt wurde.

gen die grösste Feindseligkeit, jene der gereizten Brüder, der nachbarlichen mächtigern Völker, denen die drei genannten Stämme angehörten, zu vertheidigen; überhaupt erforderte es die Sicherheit. Womit demnach die Griechen endigten, damit beginnen die Römer, mit einem Bündniss mehrerer und zwar solcher Stämme, welche unter einander durch Religion und Abstammung, daher durch Begriffe und Gewohnheiten, gänzlich verschieden waren. Hierin suche ich den eigenthümlichen Charakter Roms, seinen principiellen Unterschied von den alten Staaten; schon seine erste Grundlage war die Humanität.

Die Vortheile dieses Anfangs, dieser Geburt des Staates für dessen Erziehung, kann man nicht verkennen. Denn der innige Bund war nur durch die Identität religiöser und staatlicher Begriffe möglich, und die drei Stämme waren verschiedenen Glaubens und Ursprungs, alle waren religiös und hielten an Principien, sobald sie durch Verehrung der Grundsätze oder in Folge eines Gelübdes ihr Vaterland verlassen haben. Um eine gemeinschaftliche Richtschnur zu finden, hatten die drei Stämme nur ein Mittel, sie mussten ihre Ideen und Grundsätze in Einklang zu bringen und auszutauschen trachten. Wenn man annimmt, (was keinem Zweifel unterliegt), dass jedes falsche Dogma bloss eine Verfälschung des wahren Dogma, der Offenbarung ist, muss man auch annehmen, dass durch diese Discussion, zu der die Noth gezwungen hat, die drei Völker zu einem Resultate gelangten, welches der göttlichen Wahrheit näher als jedes andere Dogma stand. Schon das Unternehmen einer gemeinsamen Gesetzgebung für drei verschiedene Völker im VIII. Jahrhunderte v. Chr., in einer Zeit des Völkerhasses, (denn auch der Griechen, obschon er den Fremden nicht verfolgte, verachtete ihn ¹⁾) ist eine ungeheure Erscheinung und gibt den Auswan-

¹⁾ Bekannt sind die principiellen Ansichten griechischer Philosophen und Polygraphen über den Fremden. Euripides (Iphigenie in Aulis) sagt, dass die Griechen für die Freiheit und die Barbaren für die Sklaverei zur

derern eine hohe Stellung in der Weltgeschichte. Sie müssen als Gesetzgeber ohne alle Vorurtheile auftreten, denn ein Stamm wird von den andern controllirt. Der Mensch sieht sich zum ersten Male, im Alterthum, in die Lage versetzt, über die Hauptfragen seines Wirkens und seiner Bestimmung Antwort zu geben, keiner von den Stämmen darf befangen sein, er kann sich weder auf die ihm eigenen particulären Facten, noch auf seinen exclusiven Glauben berufen, nicht einmahl auf das Recht des Stärkern pochen, denn die drei Stämme sind alliirt. Offenbar sahen sich die Gründer Roms genöthigt, damit anzufangen, was andere Völker erst in Epochen eines reifern Alters zu versuchen pflegen. Diese Ausnahmstellung Roms kann man eine privilegierte Geburt nennen, sie als die günstigste Grundlage für eine gute Erziehung dieses Staates betrachten.

Wirklich ist die Lage, welche die Römer moralisch zwingt die wichtige Aufgabe den Staat zu organisiren, gleichsam zu erschaffen, eine sehr vortheilhafte für dessen fernere Entwicklung. Sie wollen nicht ein *pactum sociale* fingiren, sie sehen sich genöthigt eine wirkliche Verfassung ins Leben zu rufen, nicht aus Opposition will jeder Stamm einen Theil des Seinigen ändern, denn sie sind alle religiös und ehren die Tradition, sobald sie sich dafür geopfert haben. Sie prüfen und vergleichen, aber sie prüfen glaubend und geben nur jene Tradition auf, welche sie durchzuführen nicht im Stande sind. So eine Verfassung konnte nicht nur eine hohe Originalität, sondern auch eine tiefe Sittlichkeit erlangen. Nie hatte ein Volk in der Geschichte eine ähnliche Stellung. Nur einem geringen

Welt kommen; Isokrates vergleicht die Vorzüge des Griechen dem Fremden gegenüber mit jenen, welche den Menschen über die Thiere stellen; Aristoteles lehrte Alexander den Grossen, dass die Besiegten wie Thiere und Pflanzen behandelt werden sollen. Der einzige vom Vorurtheile eines ewigen Krieges zwischen den Griechen und den Fremden, freie Griechen war Alexander, welcher die griechischen Völker mit den orientalischen, zum Erstaunen Welt, zu humanisiren versuchte.

Theile der wahren Offenbarung und eigenen Kräften überlassen, sollen die drei Stämme sich in der Kunst, Institutionen zu schaffen, üben; daher die Grösse der stattlichen Schöpfungen Roms und die Vollkommenheit des römischen Gesetzes, womit für die Menschheit eine neue Era begann.

Worin bestanden diese Schöpfungen und Institutionen? wie haben die Römer, (denn die ersten latinischen Ankömmlinge haben höchst wahrscheinlich, wie es aus den römischen Ideen und Sprache hervorgeht, einen Vorzug von den übrigen Stämmen behauptet und gewiss ist es, dass die Luceres bis zur Erlangung des Senats-Rechtes beiden Stämmen nachstanden) die Frage den Staat zu organisiren, gelöst?

119. (c) Rein-aristokratische Verfassung Roms, als Grundlage zur Bildung des römischen Staates und seiner Kirche.)

Die jüdische Verfassung, die wahre Theokratie war in Rom unmöglich, denn die wahre Offenbarung fehlte den Römern. Den asiatischen Despotismus konnten sie nicht einführen, hiezu ist eine Unterjochung erforderlich. Der griechischen Demokratie können sie nicht huldigen, denn demokratische Elemente sind nicht vorhanden, es mangelt den Römern am kleinem Volke, der Gegensatz zum Adel ist nicht möglich. Ihren Ideen und Gefühlen gemäss, hassten sie die Demokratie, denn sie fliehen ja jene mehr oder weniger demokratische, auf jeden Fall liberale Revolution der Latiner, welche die alten Könige Latiums vertrieb. Alle in Rom sind Edelleute und Priester, Romulus, ihr Oberpriester und Anführer im Kriege, sie können nicht demokratisch sein. Auch das theokratische Königthum des Alterthums, wie jenes der Hellenen und Dorier und welches die latinischen Emigranten verehren, kann nicht in seiner Reinheit verbleiben, denn Tatius ist auch König, Cäles Vibenna ist auch König, wenigstens ein Anführer, ein Lucumo. Nur eine Regierungsform bleibt den Römern übrig, die aristokrati-

sche, eine Autorität, welche auf dem durch die Geburt und Erziehung erleuchteten Verdienst beruhet.

Die römische Aristokratie ist keine Oligarchie, wie gewöhnlich die griechische gewesen, denn es gab ja kein Volk in Rom, vielleicht ursprünglich auch keine Clienten, höchstens einige treue Slaven, welche ihren Herrn folgten. So ist der Römer genöthigt Verdienste zu ehren und zu sammeln, Thatkraft zu entwickeln, an Grundsätzen zu halten und zwar nicht aus Heuchelei, um dem Volke ein Beispiel zu geben, denn dieses besteht noch nicht. In der That müssen die Römer selbst sich ein Volk verschaffen, denn sie brauchen Kraft gegen den äussern Feind und Hilfe im Innern. Romulus erklärt die ganze Stadt zu einem Tempel, zu einem Asyl für Flüchtige und Heimathlose. Auf diese Art entsteht die *plebs*, aber die Plebejer werden nicht zu Bürgerrechten zugelassen, sie machen nicht einen Theil des *populus*, der Versammlung aus, an der die Patricier ausschliesslich Antheil nehmen. Der Zweck Untergeordnete, Unterthanen, als Gehilfen zu finden, war durch die Entstehung der *plebs* vollständig erreicht und dieselbe sah den Römer nicht als einen Feind oder Eroberer an, sie betrachtete ihn vielmehr als den Retter, die *Patres* achtete sie als die wahrhaften Väter. Die Plebejer sind nicht Bürger aber auch keine Slaven, sie bilden das kleine, gemeine, aber freie Volk. Demnach war auch das schwierigste hierarchische Verhältniss, jenes der Kleinen zu den Grossen, der Herrscher zu den Beherrschten, rein-juristisch, ohne Intervention der Waffengewalt, geregelt.

Der auf einer solchen Grundlage aufgebaute römische Staat, ist gegen das grösste Hinderniss, mit welchem der griechische stets zu kämpfen hatte, gegen die Demagogie und gegen deren Resultat, die Tyrannei, gesichert. Auch zwischen den Plebejern und Patriciern ist der Kampf wahrscheinlich, nicht aber der Sieg der Erstern. Siegen hingegen, wie recht und billig, die Väter, Gründer des Staates, so wird sich eine vollständige, dieses Namens würdige und feste Au-

torität ausbilden, die Vereinigung der zwei kämpfenden Elemente wird eine innige werden können, ohne zur Confusion zu führen, denn die beiden Kämpfer haben durch Jahrhunderte als fremde Völker neben einander gelebt. Wenn man sich denkt, dass endlich auch dieser Unterschied, wie jener zwischen den drei Stämmen, aufgehört hat, so muss man zulassen, dass sich durch die Länge der Zeit und Erfahrung die Legalität schon entwickelt hatte, das Gesetz kräftig geworden war. Nimmt man an, dass die Standeskämpfe in Bürgerkriege ausgeartet, die Legalität unterwühlt haben, so soll man auch annehmen, dass die Aristokratie, ein conservatives Element, ihrer Herrschaft, der Herrschaft Mehrerer, nicht zu Gunsten der auflösenden Demokratie, der Herrschaft Aller, Vieler entsagen, wohl aber ihr Heil im Schutze einiger Mächtigen, sogar im Vertrauen zu Einem Führer suchen wird; durch die Geschichte aller Zeiten ist es erwiesen, dass eine wahrhafte Aristokratie so zur Monarchie, wie die Demokratie zum Tyrannenregimente, oder zur Auflösung des Staat führte.

Demnach erhielten die Römer schon durch ihre Geburt und Erziehung die Sendung zu einer entschiedenen Einigung sogar der Fremden. Das Leben der Römer im Innern war eine stete moralische Eroberung, ein fortwährendes Bekehren zum Römerthum, welches die Patricier vorstellten, den Plebejer, Italer etc. schon aus Interesse an sich zogen und hoben, das demokratische Nivelliren, wodurch Griechenland litt, nicht zuliessen. Während die Griechen sogar aus rein-griechischen Elementen keinen wahrhaften Staat zu bilden vermochten, waren die Römer in der Lage dem ihrigen, aus fremdartigen Theilen zu Stande gebrachten, eine grosse Wirksamkeit und Kraft zu verleihen. Gewiss hatte der römische Staat äusserlich mit dem einheitlichen orientalischen mehr Analogie, als mit den griechischen vielfältigen, nur zu einer losen Foederation geeigneten Staaten, allein seine Unterthanen waren nicht Sklaven wie im Oriente, vor Allem

blieben sie vom Gewissenszwange und von Religionsverfolgungen gänzlich frei.

In der That wussten die Römer auch das Religiöse, welches der Legalität die Grundlagen und die wahre Sanction darbiethet, mit einer ungemein sittlichen Staatsweisheit einzuleiten und den für schismatische Kirchen gefährlichsten Klippen auszuweichen, die Religion möglichst ohne List und Gewalt zu unterstützen und dennoch den Indifferentismus zu vermeiden, den Staat auf die Kirche zu basiren, ohne dieselbe zu unterordnen, sie stets zu schirmen und nie zu drücken, die zwei Gewalten neben einander zu stellen, nicht zu confundiren. Aus der gesammten Gesetzgebung, aus den Discussionen über jede *Lex*, deren Gegenstand ein religiöser war, aus den kirchlichen Gebräuchen und Opfern, bei Feierlichkeiten und Gefahren des Staates, geht dessen Achtung für die Kirche hervor und selbst Partheien mussten sie ehren. Allgemein geachtet, drückte sie Einzelne nicht, es gibt keine Spurr einer Klage über Religionsverfolgung.

Dieses ungeheure, ohne den Segen Gottes nicht denkbare Resultat, hatte nach meiner Ansicht, Rom seinem complexen Wesen vor Allem zu verdanken. Die Uibereinstimmung der drei Stämme war im Religiösen am schwierigsten zu erzielen, daher der bewunderungswürdige Entschluss, die gemeinschaftliche, die Staatskirche, von der besondern, von der Hauskirche zu trennen und jedem Geschlechte (*gens*) seinen Glauben und Cultus zu belassen, dieses dem *pater familias* (nämlich dem ältesten Agnaten), als dem Priester, zu unterordnen. Selbst die väterliche Gewalt hing von der haus-priesterlichen ab, nicht der eigentliche Vater, sondern der lebende Stammvater, der älteste Priester, übte die oberste Gewalt aus, wodurch dem Schisma vorgebeugt und zugleich die Unmenschlichkeit beseitigt wurde, denn die unbeschränkte Gewalt des Familienvaters, (mit Recht *Majestas patria* genannt) fand ihre Grenzen in der Familienliebe, hingegen enthielt sich der Staat jedes Einflusses auf die Hauskirche; die Controlle wäre schon dem aristokratischen Prin-

cip, dem Ansehen der Geschlechter, zuwider gewesen. Die Priester-Collegien (eigentlich Staatsbehörden) wirkten nur beim öffentlichen Cultus; Priesterkasten gab es nicht, die Erziehung und die Sitten hingen nicht von unreinen Mysterien ab, sondern vom Agnaten, der als Opferer, Censor (gleichsam Beichtvater) und oberster Richter auftrat. Offenbar war jede *gens* ein patriarchalisch registrirter Stamm, wie ursprünglich das auserwählte Volk; eine bessere Grundlage für gesittete, denkende Römer, um das Religiöse zu pflegen, lässt sich nicht ersinnen. Man kann dieses Verhältniss mit jenem vergleichen, in dem gegenwärtig katholische Pfarreien im Oriente stehen, vom hl. Vater abhängen und gegen die Staatsreligion nur äussere Pflichten übernehmen. Das römische Gesetz wollte, dass die (obschon unbekannte) Gottheit verehrt und die Menschheit, welche vor Allem auf der Familie beruhet, nicht verletzt werde. Durch Uibertreibung werde ich meinen Gedanken deutlicher ausdrücken: der Römer ahnte, dass der Staats-Glaube nicht der wahre sei, er baute Haus-Altäre und erwartete in gottesfürchtiger Haltung die Ankunft des wahren Gottes. Gewiss haben sich die römischen *gentes*, unter allen Völkern des Alterthums, von der wahren Offenbarung und von den Ansichten der Juden am wenigsten entfernt.

Mit Recht bedauerten die Römer, als das Censoren-Amt nothwendig geworden, seiner Sendung kaum Genüge that, die primitiven, patriarchalischen Zeiten, denn in jeder Hinsicht war der Anfang des Staates überaus glücklich, die Gefühle der Legalität und der Religiosität wurden schon durch die Macht der Verhältnisse selbst gefördert und einer fernern Entwicklung entgegengeführt.

120. (d) Eroberungsfrage. Grundlagen für die Eintwicklung des römischen Völkerrechts, Staatensystems und Reiches.)

Auch bezüglich des Völkerrechts der Bildung einer Macht im Aeussern, war die Lage Roms sehr günstig. Schon die Verfassung hat der Organisation eines grossen römischen

Reiches vorgearbeitet, denn das grösste Hinderniss einer allgemeinen (katholischen) Macht, die Vorurtheile gegen fremde Völker, überhaupt gegen die Fremden, wurden beseitigt, die Verhältnisse mit denselben erleichtert. Die Römer von Latinern, Samniten, Etruskern, umgeben, von ihnen als eine Parthei, noch mehr von andern Stämmen gehasst, besaßen keine imposante Macht, folglich hatten sie ein Bedürfniss versöhnlich zu wirken, der Klugheit zu folgen. Gewiss war das Völkerrecht, als Schutzwaffe und Wirkungsmittel, dem neuen Staate nöthig, sobald die Kraft allein die isolirten drei Stämme keineswegs zu schützen vermochte. Schon die Selbsterhaltung nöthigte die Römer zur Achtung der Gesandten, zur Vermeidung des Angriffes ohne Kriegserklärung etc. Was anfänglich die Klugheit rieth, das wurde nach und nach durch Erfahrung ausgebildet und konnte zur Staatsmaxime werden. Die Gelegenheit zur Ausbildung völkerrechtlicher Begriffe ¹⁾ gab die Nachbarschaft verwandter Stämme, schon in den ältesten Epochen knüpfte Rom Verbindungen mit den Latinern an, erlangte das *Jus commercii* und *connubii* wieder; die Verbindungen mit den Latinern konnten auf andere Völker nach und nach erstreckt werden. Das hohe Alter der *Feciales* (Priester-Diplomaten, welche über das Völkerrecht selbst den Römern gegenüber zu wachen hatten) ist historisch erwiesen.

Bald haben die Begebenheiten dargethan, dass jede Kriegsfrage in Italien zu einer Lebensfrage für die Römer wird, schon die topographische Lage dieses Landes, welches nicht wie Griechenland in mehrere vertheidigungsfähige Theile abgetheilt ist, nöthigte die Römer alle Völker zu besiegen oder besiegt zu werden, der Krieg mit den Samniten, Galliern, mit Carthago etc. hat es dargethan; überhaupt zwang die Unsicherheit des Völkerrechtes jener Zeit, die eigene Macht möglichst zu vergrössern und jede fremde zu

¹⁾ Ausführlicher über die Leistungen der Römer auf dem Gebiete des Völkerrechts, in den Beilagen.

vereiteln. Daher ist die Welteroberung das höchste Ziel des römischen Staatensystems, der Endzweck aller äusseren Beziehungen Roms zu andern Völkern, die Seele der römischen Diplomatie. War der Glaube der Römer an die Weltherrschaft schon ursprünglich ein religiöses Dogma oder nicht, immer hätten sie es in ihrer Lage gefunden, da sie ringsum von Todfeinden umgeben waren. Auf jeden Fall muss man den Grundsatz über die Sendung Roms die Welt zu bezwingen ¹⁾, als eine Ursache der ungeheueren römischen Eroberungen ansehen; die Lehre, dass Terminus, der römische Gott der Grenzen, nicht einmal dem Jupiter zu weichen habe, versetzt der römische Theolog Ovidius in die Zeit Tarquinius des Alten. Während die Griechen mit einander kämpfen und sich höchsten vorübergehend vereinigen, glauben alle Römer, in Folge der genannten Lehre, an die Pflicht der Weltherrschaft und verbinden sich, ohne Rücksicht auf Partheien, zum Mitwirken gegen fremde Völker. Diese beharrliche Begeisterung für die Weltbesiegung, nähert die Römer immer mehr dem grossen Ziel. Diese Tendenz wird wieder von der topographischen Lage unterstützt, denn Italien durch Gebirge im Norden und durch die See eingeschlossen, schützt die Römer gegen die grösste aller Gefahren, welche ein eroberndes Volk bedrohen, nämlich gegen die Gefahr sich zu sehr auszubreiten, mehr zu erfassen als halten zu können. Erst nach der Besiegung Italiens vermögen die Römer über dessen Grenzen hinauszugehen, allein in diesem Fall gebiethen sie schon über eine bedeutende Macht.

Offenbar waren die Zustände Italiens für die Gründung eines mächtigen Reiches vortheilhafter als jene Griechenlands, denn das Letztere war nur als ein erobertes, hingegen Rom, als ein eroberndes Land, in günstige Lagen, ge-

¹⁾ Das Bekannte :..... *populos regere..... imperium sine fine.....*

stellt, um die Humanität zu fördern, die Menschheit zu einigen, ihrer Bestimmung entgegen zu führen.

Diese Ansichten über das Verhältniss der classischen Völker zur Menschheit, werden durch die Geschichte bestätigt. Man vergleiche nur bezüglich des Staates, die griechische Hegemonie mit der römischen Monarchie; im Aeussern haben sich die Griechen höchstens zur Gründung der Colonien, zur Eroberung einiger Punete gehoben, selbst die Eroberungen Alexanders des Grossen wären in ihrem Endresultate, als grosse griechische Colonien in Asien und Africa anzusehen, hingegen haben die Römer ein vollständiges Universal-Reich, welches durch Jahrhunderte die Völker einigte, zu Stande gebracht.

121. (Hypothesen über die Entwicklung der pelasgisch - griechisch - römischen Ideen und Rechtsansichten, als Grundlagen des Occidentalismus.)

Auf welche Art sind die classischen Völker zu so hohen Resultaten für die Bestimmung der Menschheit, ohne den wahren Glauben gelangt? Viel that Gott durch jene Lagen für die Ausbildung des Staates und des Staatensystemes der Alten, allein was leistete, neben der Gnade Gottes, der Geist der Griechen und der Römer für die zunehmende Einigung der Menschen? Wie benützten diese Völker jene glücklichen von Gott gegebenen Lagen? Die Staats- und Reichskraft vermochte bedeutend für Ideen zu wirken, allein ohne die Hilfe der Ideen, welche das Staatliche belebten und ausbildeten, wären Sicherheit und Macht und deren Grundlage, die Autorität, nicht möglich gewesen, den ungeheuern Staatskörper Roms mussten grossartige Ideen besetzt haben. Ubrigens ist nach dem griechischen auch der römische Staat gestorben, und dennoch leben bis heute römische Ideen sogar in der Kirche, so das Kaiserthum. Offenbar waren diese Ideen nicht orientalisch, aber auch hebräisch waren sie nicht, wie sind demnach so hohe spiritualistische Ansichten auf dem menschlichen Wege erzielt worden?

Einen Theil der wahren Offenbarung, sagten wir, hatten die Pelasger, Griechen und Römer, folglich vermochten sie das Gute zu erkennen; jenes Bewusstsein göttlicher Befehle, welches auch der Böse willkürlich nicht unterdrücken kann (und was die oberflächliche Philosophie angeborne und apriorische Ideen, durch eine Confundirung des Vergänglichen mit dem Ewigen, nennt) leitete den Pelasger, Griechen und Römer. Da sie dem falschen religiösen Dogma, seinen unwiderrufflichen Beschlüssen, durch die Trennung des Kirchlichen vom Staatlichen die absolute Gewalt entzogen haben, so waren sie nicht genöthigt vorgefassten Meinungen, Vorurtheilen, zu folgen, sie suchten die Wahrheit auf dem menschlichen Wege, auf dem Wege der Discussion und Erfahrung. Sobald die Occidentalen von der falschen Theokratie nicht erfasst, sich auch durch Kasten nicht fesseln liessen, so vermochte sich die Körperschaft und das Individuum desto mehr zu entwickeln und auszubilden, je weniger ihre Wirksamkeit durch den Despotismus beschränkt wurde. Auf diese Art suchen und finden die Griechen und Römer eine Weltanschauung, sie erlangt den Charakter der Philosophie oder der Politik und wird durch das Recht der Discussion eines fernern Fortschrittes fähig, denn ein falsches, unerbittliches Dogma stört den Gedanken nicht, es gibt kein Motiv, um sich gegen die Macht der Consequenz zu sträuben.

Unter solchen Verhältnissen findet das Recht des Stärkern keinen Halt punct, wodurch man schon zu juristischen Regeln und Vorschriften gelangt, welche nach und nach, um der Willkühr zu steuern, zu einem Systeme leiten. So entstanden Gesetze und Institutionen, welche wohl nicht die Vollkommenheit der göttlichen, jener der Juden inne hatten, aber auch nicht auf der List und Gewalt, wie die orientalischen, beruheten, sie stützten sich auf die Autorität eines Solon, Lykurg, der Patres, der Prätores etc. auf die Aussprüche der Versammlungen, auf geistige Combinationen Einzelnern, auf die Begeisterung des Volkes; der Kampf mit den

Bösen bestärkte die Väter der abendländischen Gesittung in dem Festhalten des Guten, wodurch dasselbe bekräftigt wurde.

Uiberhaupt führt der Rationalismus nicht unmittelbar zum Materialistischen, und wenn der Verstand im guten Glauben, ohne mit dem göttlichen zu collidiren, das Wahre sucht, so kann die menschliche, dem Geiste nicht dem Körper dienende Philosophie den göttlichen Funken, welcher in der Macht der Consequenz niedergelegt ist, anfachen und zu spiritualistischen Resultaten gelangen, das relativ Wahre, eine Vorbereitung für die absolute Wahrheit, finden. Uibrigens hilft dem von reinen Motiven unterstützten Geiste die practische Consequenz, die Erfahrung, die Geschichte, und die guten Folgen richtiger Combinationen und Sätze vermag der Schismatiker guten Glaubens, als den Willen der Götter und der Ahnen zu verehren, sich einen (obschon vagen) Glauben zu bilden, welcher der Vervollkommnung nicht unfähig ist. Die auf diese Art von menschlichen Irrthümern geläuterten Sätze der wahren Offenbarung, vermögen sich mehr dem wahren Glauben als dessen Gegensatze, dem Orientalismus, zu nähern. Verhilft der Entwicklung die durch Fügung Gottes eingeleitete günstige Macht der Verhältnisse, (wie jene, unter deren Einfluss die Griechen und Römer standen), so können die Ergebnisse der menschlichen Wirksamkeit sehr bedeutend werden.

In der That kannten die Alten die Legalität, Gerechtigkeit, Klugheit etc., christliche Tugenden, sie hatten im Juristischen, sogar im Ethischen, deutliche Begriffe und feste Grundsätze, worin sie den Befehlen Jupiters, dem Ausspruche Aller, keiner Drohung der Gewalt nachgegeben hätten und dadurch zum Gefühl und zur Erkenntniss der sittlichen Würde gelangten. Dem Helden des Horaz (*Justum ac tenacem propositi virum....*) fehlte nur die religiöse, nicht aber die ethische Würde. Viel hatten die Griechen vor Allem die Römer, der Gottesfurcht, der Quelle der Sittlichkeit zu verdanken.

Selbst als diese Quelle des Spiritualismus, dieser Ursache und Bedingung grosser Erfolge, zu versiegen beginnt, die Theile des wahren Glaubens, (da dieser der Leitung Gottes oder der wahren Kirche nicht entbehren kann) sich zu verunstalten anfangen, und dadurch auch die Gesittung des Volkes gefährden, selbst dann tritt die, neben der Offenbarung, stets wirkende Logik auf, sie gestattet nicht, dass die Folgen religiöser Prämissen, sogleich aufhören und der emporkommende Indifferentismus unmittelbar und Alle zu den letzten Stufen des Materialismus, zur wilden Roheit führe, denn während der angehende Materialismus wirkt, hört auch das Wirken des früheren Spiritualismus in den Gefühlen, Gedanken, Institutionen etc. eines Volkes nicht auf; das Gegentheil wäre den Gesetzen der Consequenz und den Aussprüchen der Erfahrung zuwider. Wie jede bestehende Macht, will sich auch jene des Spiritualismus erhalten, und in wiefern die ursprünglichen Wegweiser des Volkes verschwinden, sucht er neue Wege. So wie das Volksthum ablebender Völker sich von denselben zu Partheien flüchtet, darauf bei Schulen und Einzelnen Asyl findet, durch Sitten und Gebräuche sich erhält und endlich nur in Gefühlen und Erinnerungen Weniger lebt, eben so sterben Religionen erst nach und nach ab, und wenn ihnen der feste Boden einer allgemeinen Ueberzeugung schon mangelt, dann trachten sie durch ihre Resultate fortzuleben.

Bald trat diese Epoche für die Griechen, viel später für die Römer ein. Die Weltanschauung, welche jeder Glaube, auch der grobsinnlichste dem Menschen darreichen will, vermochte nicht mehr die unterglückliche Einflüsse gestellten und ausgebildeten Griechen und Römer zu befriedigen, sie zweifelten und suchten eine neue Weltanschauung; immer ist der Zweifel in falschen Systemen ein Anfang der Wahrheit, denn nur Sätze, welche die Prüfung aushalten, werden bleiben. Vorurtheile, die der falsche Glaube verbreitet, und welche der Kraft der Consequenz widerstehen wollen, sind vernichtet, die Schranken die man dem Geiste setzte, fallen

weg. Wohl leiden dadurch die Sitten und ethische Ansichten, diese Grundlagen der Gesittung, allein die Cultur gewinnt, die Intelligenz nimmt einen völlig ungehinderten Aufschwung. Sobald das falsche Dogma, welches immer die Menschen trennt, gewichen ist, so fällt auch die Maske weg, welche der Fremde zu tragen schien und schon ist der Beobachter geneigt im Fremden den Menschen zu sehen, das Recht über Leben und Tod des Kindes, des Slaven etc. wird seltener ausgeübt, die Menschenopfer werden abgeschafft, alle Gesetze mildern sich, denn dem Fanatismus, welcher menschliche Gefühle unterdrückte, fehlt der Hebel, die Sätze der Erfahrung erfreuen sich einer unbestrittenen Anerkennung, statt des Fälschlich-Göttlichen, wird das menschlich Wahre zum Haltpunct und zum Verbande für die Menschen; daher hiessen die Studien der Alten, Humanitätsstudien (*humaniora*) mit vollem Recht. Das Staatsleben wird nicht mehr durch die falsche Kirche absorbirt, man belässt derselben nur den äussern Ritus, von ihren innern, eigentlichen Lehren nimmt man nur die ewig wahren Sätze an, jene welche die Offenbarung vor ihrer Verstümmelung in Umlauf brachte. Während bis nun der Mensch dem falschen Glauben und der Logik folgte, wird er jetzt ungetheilt von der Letztern in Anspruch genommen. Mit ihrer Hilfe vermag er von spiritualistischen Prämissen wenigstens zum menschlich Vollkommenen zu gelangen, den Gang zur Vernichtung gleichsam zu verherrlichen, wenn er nicht auf diesem Wege die göttliche Wahrheit, die er schon zu begreifen geneigt ist, findet.

Unerbittlich (weil sie dem Schöpfer stets gehorchen soll) allein auch ehrwürdig ist die Macht der Consequenz, eine Poesie für den ernsten Gedanken, eine nothwendige Bedingung jeder Vollkommenheit: die Wahrheit ist stets consequent, der geringste Widerspruch nimmt ihr das Leben; die Autorität ohne Consequenz ist Tyrannei oder Anarchie, die unconsequente Freiheit eine Lizenz und Willkühr; das Schöne bilden consequent einfache Formen, und das Einfache zur höhern Potenz consequent erhoben, wird zum Erha-

benen; die Einsicht in die Consequenz der Personen- und Sachverhältnisse ist das feste Urtheil, der gesunde Sinn; das Vermögen der Seele grossartige Verhältnisse, mittelst einer Reihe von Propositionen consequent zu ahnen, zu prüfen und darzuthun, heisst das Genie; consequente Gedanken sind unvergänglich, consequente Gefühle stets erhaben, selbst die Tugend ist eine Consequenz im Leben und Wandel, wie die Aufopferung eine überraschende Consequenz der Tugend; die Harmonie in der physischen und moralischen Weltordnung ist ein Consequenz im Grossen; das Christenthum ist eine Consequenz des göttlichen Verstandes, die Monarchie des staatlichen, die Kirche eine unfehlbare Consequenz, der Glaube eine Consequenz ohne Ende, und Gott eine Consequenz ohne Ende und deren Anfang sich auch nicht erfassen lässt.

So hatte der Mensch, dem nur ein Theil der Offenbarung bekannt war, der nur zu einem vagen Bewusstsein von der Gottheit mittelst religiöser Gefühle gelangte, vielmehr Gott suchte, ein unvergängliches Muster in der Consequenz vor sich. Auch an Warnungen der Erfahrung. am *terrens exemplum* fehlte es ihm nicht, denn die Consequenz des Irrthums ist immer ein Widerspruch, dessen Consequenz stets die Vernichtung, hiezu führen die unersättlichsten Leidenschaften, die hässlichsten Laster, die verwegenen Verbrechen, gleichwie die vollständigste Unthätigkeit. Durch den Materialismus zerfallen auch die grössten Reiche, selbst wenn sie ihrer Macht Eigenthum, Familie und Kirche opfern, bleiben sie dennoch kraftlos. Beherztigt der Mensch die Erfahrung, die Tradition gelehrt, lässt er höhere Begriffe als die seinigen zu, trachtet er für den Geist nicht für den Körper zu wirken, der unerbittlichen aber gerechten Macht, der Consequenz, gehorsam und nachdenkend zu folgen, so wird er (im langen Leben der Völker ist dieses ersichtbarer, als in der Biographie einzelner Menschen) zum Spiritualismus geführt und ist schon fähig zum Gebiether der Consequenz, zu Gott und zur Kirche geleitet zu werden.

Auf diese Art waren rein spiritualistische Grundsätze möglich, die classischen Völker waren weder Isräeliten noch Christen, allein auch Orientalen waren sie nicht und standen den Ersteren viel näher. Die Griechen und Römer kannten nicht Gott, allein sie waren von der Nothwendigkeit seines Daseins überzeugt. Sie kannten nicht die Tugend, allein sie suchten die Richtigkeit und Ehrlichkeit und strafte Laster und Verbrechen. Sie kannten nicht die ewige Wahrheit, allein sie suchten, oft mit einem erstaunlichen Eifer, die zeitliche. So bauten sie Formen für den Geist, gleichsam einen Körper, dem nur die Seele fehlte und welche der Messias verabreichen sollte. Die classischen Occidentalen, obschon nicht glaubend, waren glaubensfähig. Plato und Cicero, unter den Assyriern und Egyptiern unmöglich, waren in Griechenland und in Rom wirklich. Die heilige Geschichte hätten Sallust und Livius verstanden, Pindar und Horaz hätten die Psalmen begriffen, römische Denker und Staatsmänner waren in der Lage das Grossartige des Baues der neuen Kirche zu würdigen. So bahnte das römische Reich den Weg dem Herrn an, der römische Geist erwartete Ihn, ging Ihm entgegen. Das römische Reich war ein allgemeines und der Classicismus befähigte zur Erkenntniss und Annahme einer allgemeinen Lehre.

122. (Entwicklung des römischen Staates: a) Kämpfe zwischen den Patri-
ciern und Plebejern, zwischen *populus* und *plebs*.)

Noch mehr als durch allgemeine Ideen glänzen die classischen Völker, vor Allem die Römer, durch Staats- und Reichsinstitutionen, worin sie sich selbst über das auserwählte (oft in den Götzendienst verfallende) Volk stellten und für die Humanität, für die Ausbildung der abendländischen Gesittung, ungemein viel zu leisten vermochten. Wirklich entwickelte sich der römische, durch günstige Lage unterstützte Staat äusserst vortheilhaft und rasch: Schon aus dem hierüber Gesagten (S. 385) ersieht man, dass die römische Aristokratie eine ganz eigenthümliche gewesen ist. Das Königthum der Römer war, die ersten Zeiten des Romulus aus-

genommen, eine Monarchie nur dem Namen nach, selbst die Grundlage des Königthums, gleichsam seine Seele, die Erblichkeit, fehlte dem römischen; gewiss wurde das Patriarchalische in Rom durch die Väter, die Patricier, vorgestellt, denn der König, ein lebenslänglicher, vom Senate und von der Versammlung der Geschlechter äusserst abhängiger Beamte, übte die souveräne Gewalt nicht aus, sie verblieb ein Attribut des *populus*, der Patricier. Darin liegt der wesentliche Unterschied zwischen den römischen Geschlechtern und der Aristokratie jedes andern Volkes, die römische hatte nicht nur die Macht den König zu beschränken, sondern auch das Recht einer entschiedenen Herrschaft, das Königthum entliess der Aristokratie durch Wahlen. Bald hörte auch dieses Hinderniss auf, das Königthum war abgeschafft und merkwürdiger Weise führte diese Veränderung nicht zur Revolution, sondern vielmehr zur Restauration der bestehenden, streng aristokratischen Verfassung, welcher das liberale Königthum entgegentrat, wenigstens dessen, der Willkühr, angeklagt wurde. So erlangte Rom eine reine, von demokratischen und despotischen Elementen gänzlich freie Regierungsform, welche schon dadurch einer consequenten Ausbildung fähig wurde, während das alte Königthum (noch in der Epoche Alexanders) theils demokratisch, theils despotisch wirkte. Seit der Abschaffung des nominellen Königthums war jede Möglichkeit, den eigentlichen Souverän und Gesetzgeber zu fesseln, beseitigt, das Religiöse wird von der erz-conservativen Körperschaft hoch geachtet, Interesse und Pflicht wachen über die Zucht der Plebejer. So steigt unaufhörlich der römische Staat, seine Blüthe dauert durch Jahrhunderte, während anderswo dem Sturze des Königthums auch jener der Aristokratie folgte, um der Demagogie Platz zu machen.

Allein auch dieses unvergängliche Muster einer umsichtigen und kräftigen Autorität, hatte nach und nach mit demokratischen Elementen zu kämpfen. Die Plebs ursprünglich zu den *Sacra*, zur kirchlichen Gemeinschaft mit den

Patriciern nicht zugelassen, vom Ehrechte (*jus connubii*) mit patricischen Geschlechtern ausgeschlossen, musste auch der juristischen, der staatlichen Kenntnisse entbehren, sie war nicht in der Lage öffentliche Aemter zu bekleiden. Mit der Zeit werden die Plebejer unentbehrlich, sie bilden sich durch die Nachahmung der Patricier aus, sie sammeln Verdienste um den Staat, der sie besteuert und den sie vertheiligen, sie vermögen bald auf die materielle Macht und auf das Recht der Auswanderung zu pochen, denn die *plebs* war ein fremdes Volk. Sie ertrotzen die Bewilligung eines eigenen Magistraten, des Volkstribunen, so gelangen sie nach und nach zu bedeutenden mit den Patriciern gemeinschaftlichen Rechten, dadurch zu Staatskenntnissen, endlich, nach beharrlichen Kämpfen mit der Aristokratie, zu allen Magistraturen ¹⁾.

1) Der Kampf beider Stände, eigentlich beider Völker des *populus* und der *plebs*, ist äusserst interessant und wichtig für die römische, vor Allem die innere Geschichte, um ihn dreht sich die Entwicklung des Staates, zum Theile auch des Reiches. Durch Jahrhunderte blieb dieser Kampf erhaben und würdig, seine einzige Waffe war die juristische Discussion. Einerseits sind ein tiefer Glaube, hohe Geburt, sittliche Erziehung, Staatsweisheit und politische, auf Tradition und Erfahrung gestützte Talente, das Selbstbewusstsein der Kraft den römischen Staat allein gegründet zu haben, vorzüglich das Zutrauen zu den Aeltern und ein durch strenge Disciplin erleichteter und gehobener Gehorsam, die Stütze der Macht der Patricier, andererseits machen die Gelehrsamkeit, die Nachahmung patricischer Tugenden, zunehmende Kenntnisse und Reichthümer, oft die Noth der Selbstvertheidigung, und der Selbst-Erhaltung, vor Allem das Zutrauen der Menge zum Volkstribune, und eine seltene Mässigung im Siege, die Kraft der Plebejer aus. Viel hat die Welt bis heut zu Tage dem Ringen solcher Gegner zu verdanken.

Mit Gewandtheit, Muth und Beharrlichkeit kämpfen die Patricier und erst, wenn sie äusserst bedrängt, mehr keinen Ausweg finden, entgehen sie der Niederlage durch kluge, wohl überlegte, sparsame Concessionen, so bleiben ihnen in der Reserve grosse Wirkungsmittel übrig,

Dennoch begnügt sich die Demokratie mit diesem Siege nicht, sie wagt nach und nach auch ungesetzliche Angriffe gegen die Väter. Bis nun, durch Jahrhunderte, wussten sie den Plebejern zu widerstehen, das aristokratische Princip durch kluge Concessionen stets zu erhalten, die Plebejer zu theilen, die Optimaten, den besten Theil derselben, an sich zu ziehen. Allein nachdem die Aristokratie dieses bewunderungswürdigen, durch Geschmeidigkeit und Festigkeit gleich ausgezeichneten Widerstandes ungeachtet, immer mehr vom staatlichen Terrain, eingebüsst hatte, welches auch eigene Brüder (*si quis elucet*) bedroheten, und die Autorität der Väter bekämpften, so gerieth sie in die grösste Gefahr.

um den Vertheidigungskampf fortzusetzen. Auch die Plebejer kämpften mit Klugheit und Beharrlichkeit, vor Allem nehmen sie mit einer erstaunungswürdigen Bescheidenheit auch die geringste Concession, selbst für lange Kämpfe, dankbar an, um auf diese Art den Kampf fortzuführen, neue Kräfte zu schöpfen, denn je gemässiger die Sieger, desto sicherer werden ihre fernern Siege.

In der That wurden sie nach und nach zu allen Ehrenstellen und Würden, selbst zu den geistlichen, zugelassen und dennoch drängen sie sich stürmisch zu denselben nicht, überhaupt wirken sie mit Achtung für das Patriciat, dessen Weisheit und Verdienste sie ehren, und nicht leicht räumen sie einem der Ihrigen den Vorzug vor einem Patricier ein, immer werden die Letztern als Lehrmeister der Staatskunst, selbst von ehrgeizigen Plebejern angesehen. Uibrigens stehen dem Patriciat noch bedeutende Vorrechte durch die Curien zu, sobald sie die Gesetze und, nachdem auch dieses aufhörte, die Wahlen zu bestätigen haben. Endlich wird ihnen auch dieses Vorrecht durch die *Lex Mönia* entzissen und beschlossen, dass die Patricier nicht mehr die Wahlen revidiren, sondern die regelmässig vorgeschlagenen und genehmigten, ehe sie noch den Centuriats-Comitien vorgelegt werden, ratificiren. Durch diese Verfassungsrevolution wurden die Curien, die Oberkammer, zu einer bloss religiösen Versammlung des alten Erbadels, welcher seit dieser Zeit keinen gesetzlichen Einfluss auf den Staat ausüben konnte. So schien das letzte Bolwerk des Patriciates und selbst der Aristokratie umgeworfen.

Mit einem Wort, auch das grosse Römer - Volk neigte sich zur Demagogie hin, vor Allem, seit der Verschwörung der Grachen gegen die Obrigkeit des Vaterlandes. Wie wird der römische Staat, nachdem die Demagogie bis nun alle früheren Staaten begraben hatte, bestehen können?

123. (Entwicklung des römischen Staates: *b*) Allmählicher Fortschritt der Majestät, von der complexen bis zur einfachsten Form, zum Kaiserthum.)

Uibrigens ist die Republik, sie möge demokratisch oder aristokratisch sein, für die Länge der Zeit unmöglich, nur die monarchische Regierungsform vermag dauernd zu bestehen. In der That hat Gott dem auserwählten Volke diese Regierungsform, als Muster für andere Völker, verliehen, eingerichtet, nie eine andere empfohlen und in der jüdischen Verfassung nur eine einzige Veränderung, jene zu Gunsten des indischen Monarchen zugelassen. Abraham, Moses etc. wirkten monarchisch, das Oberhaupt der pelasgischen, griechischen, latinischen Staaten war der (Priester-) König, auch der letzte würdige Ausdruck des Griechenthums war monarchisch, Alexander der Grosse, hingegen der Verfall Griechenlands republicanisch. Selbst ohne Hilfe der Geschichte, lässt sich die Vollkommenheit der Monarchie, als einer einheitlichen, für die Bestimmung der Menschheit günstigen Autorität erfassen. Uibrigens ist der einfache Organismus kräftiger als der complicirte, die Autorität Eines sichtbarer, fester und wirksamer als die schon durch die Erbsünde mächtig angreifbare Mehrerer, eine Autorität Vieler ist die Anarchie, eine Autorität Aller kann man sich nicht denken. Wir sehen ja lebendige Beweise, wohin jede Verletzung der Monarchie durch den stummen Polizei - Staat, oder durch den geschwätzigen, parlamentarischen Oekonomie - Staat führt, der erste ist eine Vielregiererei, ein Regiment der Beamten, der zweite eine Regierungslosigkeit, welche der Controlle souveräner Kammern unterliegt, das ganze Staatsgebäude auf die Volkssouveränität stützt. Schon der Natur des Menschen gleichwie des Staates, ist nur die Monarchie gemäss, denn

dem Staate und Bürgerthum liegt die Familie zum Grunde, deren Oberhaupt der Vater ist. Daher die älteste menschliche Regierung (nicht die unmenschliche im Oriente) die patriarchalische, die Autorität des Stammvaters. Eine natürliche Consequenz dieser von Gott eingesetzten Obrigkeit, ist die Monarchie, das Regiment über den grossen Stamm, über das Volk und Land, die Autorität des Landesvaters. Auch das römische Patriarchat musste entweder seine Sendung verfehlen, oder zu dieser von Gott eingeleiteten Consequenz, zur Monarchie führen.

Das Letztere trat ein; höchst interessant ist der Fortschritt der stolzen und misstraurischen Aristokratie, welche stets wider ihren Willen und dennoch mit ihrer Einwilligung, sich immer mehr der Monarchie nähert und endlich in dieser Regierungsform ihr Heil findet. Von der Demokratie stets heftiger angegriffen, widerstehen die Väter, Gründer Roms, Erzieher der Plebejer und lassen sich die verehrte Majestas, Grundlage grosser Erfolge, nicht entreissen, sie widerstehen vor Allem mit Hilfe der Dictatur ¹⁾. Je leidenschaftlicher die hochverrätherischen Attentate werden, je entschiedener demokratische Partheien gegen die aristokratische Souveränität auftreten, desto dringender stellt sich die Nothwendigkeit einer permanenten Dictatur ein. Ein permanenter Dictator *de jure*, wenn er sich vom Geiste der Nachfolge beseelen lässt, ist kaum vom Monarchen verschieden. Gewiss war Sylla in der Lage Monarch *de jure* zu werden, allein in Folge der römischen Begriffe, hielt er die Vereinigung der Majestas mit Einem für Usurpation und legte die Dictatur nieder. Seiner Abdankung ungeachtet, hörte die Nothwendigkeit einer permanenten Dictatur nicht auf, anfänglich in Dreien, musste sich endlich die Majestas, nach diesem Uibergange,

¹⁾ Die wesentliche Sendung des Dictators geht aus der Rechtsformel hervor, mittelst welcher er proclamirt wurde: *Videant N. N. ne Majestas populi romani minuatur*, darauf agte man: *ne laedatur*.

in Einem personificiren, sie flüchtete sich zum Caesar, der sie aufnahm, aber desswegen ermordet wurde. Nach neuen Kämpfen um die Alleinherrschaft, fand die Majestas Asyl beim Alleinherrscher Octavian, der die Bürgerkriege beschliesst, die römische Welt definitiv beruhigt, als Universalreich organisirt. Die angetragene permanente Dictatur verschmäht der Retter Roms, mit Recht sieht er sie als ein blutiges Provisorium an und strebt offen nach der Monarchie. Dennoch wird er, wie sein grosser Onkel, nicht verfolgt, schon huldigen dem Monarchen freiwillig die Römer, und erklären ihn zum Augustus, sie stellen seine Autorität selbst über jene der Väter. (*Auctoritas Patrum*).

Ungemein belehrend und anziehend ist die Geschichte des Werdens des Kaiserthums, inmitten des unter allen alten Völkern durch das grösste Misstrauen gegen die Monarchie, schon seit den Zeiten des Romulus, bemerkbaren römischen Volkes, welches durch die Alleinherrschaft des Dictators mehrere Male gerettet, das Factum endlich zum Princip erhebt, und die Monarchie feierlich proclamirt.

Gewiss war dieses auf den ersten Anblick befremdendes Resultat der Wirksamkeit des grossen Volkes sehr natürlich, denn nicht die Verehrung für den Erbkönig sondern für das Ahnenthum, Majestas, lag dem römischen Staat zum Grunde, nicht durch den römischen König, sondern durch die Geschlechter war das Patriarchalische in Rom vorgestellt und rühmlichst vertheidigt, demnach mussten die römischen von Liberalen und Demokraten gedrängten Conservativen, entweder den patriarchalischen Grundsatz aufgeben, oder Mittel finden ihn zu retten, das Patriarchenthum aufrecht zu erhalten, einen mächtigen Patriarchen zu proclamiren, und der Monarch ist offenbar ein Patriarch im Grossen, ein Vater aller Stämme, ein Landesvater. Die römischen Stämme, gentes, haben durch den Einfluss der Orientalen, der Liberalen etc. abgelebt, in Folge der Erbsünde und der durch Gottes Gnade der Menschheit verliehenen Streb- und Expansivitätskraft, fühlten sich die Römer im Stamme, in der gens,

immer mehr beengt, das Heiligthum des Privat-Patriarchen wurde steigenden Angriffen ausgesetzt, die väterliche Gewalt oder Majestät veringert, also musste entweder das Princip des Patriarchalismus zu Grunde gehen oder das Heil seines Wesens, der einfachen und zugleich erhabenen Autorität, in einer höhern, vollkommenern, noch einfachern und erhabnern Form suchen; daher auch die richtige Benennung Caesars Octavian „*Pater patriae*“ Vater des Vaterlandes, mit andern Worten : Vater der Väter ¹⁾).

¹⁾ Mit Gewissheit kann man das römische Kaiserthum (wenigstens im Sinne denkender und sittlicher Römer) als ein Palladium der Familie, der Religion, Sittlichkeit und des Rechtes, den Kaiser (*Praefectus morum, Pontifex Maximus, Augustus, Imperator*) als den Beschützer dessen, was früher die Väter durch Gesetze zu schützen vermochten, ansehen und überhaupt die Monarchie als eine Folge und Ergänzung der väterlichen und patriarchalischen Gewalt betrachten. Wie einzelne Menschen durch verschiedene Altersstufen in verschiedene Zustände, welche zu neuen Pflichten führen, gelangen, so reifen auch Stämme und Völker und werden in Lagen versetzt, in welchen die frühern Pflichten nicht mehr genügen, um die zunehmenden Kräfte zu regeln. Selbst die Familie, welche am längsten des äussern Zwanges zur Aufrechthaltung der Zucht entbehren kann, wird endlich die ihr durch Leidenschaften und Rationalismus (Erbsünde) entzogene Ordnungskraft von der Familie im Grossen entlehnen müssen; daher die Nothwendigkeit des Staates, der aus Familien besteht, und ihrem Wesen gemäss sich einrichten, ein Oberhaupt suchen soll. Glücklicher der Staat, der einen Landesvater findet und welchem fromme Familienväter noch reine, unversehrte Elemente zubringen und einen Theil der Familiengefühle auf den allgemeinen Vater übertragen! Ob es die Römer zu thun vermochten, ob ihre Hausgötter in der alten Achtung standen, ob die Sitten noch patriarchalisch waren, oder nicht, darauf antwortet die Geschichte des Untergangs der Römer und gewiss war schon der erste Nachfolger Octavians nicht geliebt. Offenbar kam der römische Patriarch für die definitive Rettung Roms zu spät an, die Römer vermochten nur für die Rettung der Menschheit durch die Einführung der Monarchie zu wirken.

Das römische Kaiserthum ist nicht nur die letzte Consequenz des römischen Patriarchalismus, sondern auch der ganzen vor-christlichen Geschichte und kann als eine durch römische Verdienste ausgebildete Folge des alten Königthums betrachtet werden; womit die Pelasger, Griechen und zum Theile die Gründer Roms anfangen, damit endigten die Römer die Ausbildung ihres Staates, denn sie liessen sich wie ihre Vorgänger nicht stürzen, und während die Pelasger, Griechen etc. ausser der Demagogie keine Erben nach sich liessen, hat der römische, äusserst complexe Patriarch, das Kaiserthum zum Erben eingesetzt, welches sogar den Untergang des Römerthums überlebte; die griechische Monarchie bildete den Staat und wurde von ihm verschlungen, die römische Monarchie ist aus dem aristokratischen, patriarchalischen Staate emporgewachsen und hat ihn überlebt.

Wie ist der im Allgemeinen erwähnte monarchische Bildungsprocess im Besondern und Einzelnen vor sich gegangen? Wie und warum hat sich die römische Aristokratie

Selbst an sich und für sich war die römische Monarchie nicht vollständig, sie trägt das Gepräge des republicanischen Volkes, das sich erst durch die Macht der Verhältnisse zur Monarchie nöthigen liess. Das Sacrament der Treue und der Hingebung für den germanischen König, (Princeps, Führer, Kriegs-Patriarch) welches Tacitus mit Erstaunen bemerkt und wir den Royalismus nennen, hat Gott im Herzen des gemüthlichen, der innigsten Gefühle fähigen Germanen niedergelegt. Daher ist es erklärbar, warum Gott den Germanen befahl in der Zeit Caesars zu erscheinen, damit der grosse Mann, der die Monarchie auf staatlicher Erfahrung und Weissheit aufbaute, auch jene Grundlage für den Landesvater im Herzen des Bürgers beachte, die durch den Rationalismus verwelkenden Gefühle des römischen Bürgers wahrnehme, den Bau der Monarchie beschleunige. Ebenfalls ist es erklärbar, warum Gott, nach erwiesener Nothwendigkeit der römischen Monarchie, Seinen Sohn, während der Regierung des ersten römischen Kaisers, zur Welt kommen und über die Pflicht der Liebe lehren liess.

nach und nach mit der Monarchie versöhnt, und zu einem so unerwarteten Resultat geführt? Wie und warum vereinfacht sich die ursprünglich äusserst complexe Form der römischen Majestät, welche von allen am *Populus* Antheil Nehmenden vorgestellt wurde und nach und nach ihr Zutrauen einer stets kleineren Anzahl, endlich nur Einem schenkte? Es sind wichtige Fragen, überhaupt merkwürdig ist die Erscheinung eines Emporwachsens der Alleinherrschaft aus der Herrschaft Mehrerer, der allmähliche Uibergang vom Mistrauen und Hasse gegen den Monarchen bis zu dessen Apotheose. Es ist der wesentliche Inhalt der römischen Geschichte, eine erhabene und zugleich dramatische Antwort auf die Frage: was ist der Staat? Die Gründung der römischen Monarchie ging auf eine höchst legitime Art vor sich, unwillkürlich folgten dieser Entwicklung die Römer, Werkzeuge der Vorsehung, deren Macht sie sich durchaus entziehen, und die republicanische Regierungsform erhalten wollten, grossartige Kämpfe durch Jahrhunderte, obschon immer vergebens, führten ¹⁾. Offenbar hat Gott die Römer zu Lehrern über den Staat und die Monarchie für Völker bestimmt, und jene Kämpfe des ungeheueren römischen Staates zugelassen, damit der Mensch dem erhabenen Schauspiel einer allmählichen Bildung der Monarchie, nach einem grossen Massstabe, nach jenem des Weltreiches, zusehe.

Ohne Zweifel war die römische, im letzten Stadium ihrer Vollkommenheit, monarchische Regierungsform, unvergänglich. Bis nun ist jede ihres Nahmens würdige Regierung eine monarchische, die Autorität des Königs, des Volks- und Landesvaters, welcher der Kirche unterstehen soll; die kaiserliche Regierung ist die Autorität des Kaisers, eines Lan-

¹⁾ Auf die genannten Fragen kann man nur mit Hilfe der Begebenheiten befriedigend antworten und das Ringen der römischen Aristokratie mit der Macht der Verhältnisse (Fügung Gottes), mit der stets sichtbaren Nothwendig der Monarchie, wogegen sich die Römer mit dem grössten Kraftaufwande sträuben, deutlich darstellen.

desvaters im Grossen, eines Völker- und Landesvaters, dem besondere Pflichten gegen die hl. Mutter obliegen und welche durch den hl. Vater vorgestellt wird. Diese Väter im Grossen sollen einander und ihre zahllosen Kinder wie sich selbst lieben und von ihnen geliebt werden, allein die Liebe der Väter gleichwie der Kinder ist nur dann vollständig und Gott gefällig, wenn sie der Liebe zum himmlischen Vater entfließt. Hierin besteht die erhabene Bestimmung der Menschheit zur Einigung, zur Katholicität; wäre es dem menschlichen Verstande gestattet eine erhabener zu suchen, gewiss würde er es zu finden nicht vermögen.

Zur Erreichung dieser Bestimmung erscheint das Kaiserthum als eins der mächtigsten Mittel, denn sein weltlicher Arm verbindet die Menschheit mit der Kirche, es ist ein Mittelring in der Verbindungskette der Landesväter mit dem hl. Vater, es bildet so die oberste, wie die Familie die unterste Stufe in der Hierarchie der moralischen Weltkörper, welche sich um den Geist, um die Kirche, drehen. Viel hat die Nachwelt den Römern zu verdanken, stets dankbar gegen das Römerthum erweist sich die Kirche; gewiss ist das Kaiserthum das grösste Verdienst des Römer ¹⁾, denn ohne dasselbe wäre auch das alt-römische Reich spurlos verschwunden.

¹⁾ Das bis nun über das römische Kaiserthum Gesagte ist nicht hinreichend, um dasselbe erkennen zu lassen; war es legitim? war es von Gottes Gnaden? diese und ähnliche Fragen wären zu beantworten. Vor Allem wäre zur richtigen Auffassung der Geschichte Oesterreichs, als der orientischen Donau-Monarchie, die Erkenntniss der andern Eigenschaft Oesterreichs, eines Kaiserthums, nothwendig; neben der Prüfung was Oesterreich ist, sollte man immer die Frage stellen: was ist das Kaiserthum? worin bestehen sein Wesen und Geist? Den steten Zusammenhang zwischen beiden weltlichen Grundlagen der Gesittung, zwischen der occidentalischen und der österreichischen Idee, zwischen dem Ost- und West Reich haben wir oftmal bemerkt, trennt man sie aber in der Theorie, so erscheint das Kaiserthum, der höch-

124. (Bildung des römischen Reiches.)

Die in Folge der einigenden Kraft der römische Aristokratie fortschreitende Katholicität, hat nicht nur bezüglich

ste Ausdruck des West-Reiches, noch wichtiger für die Gesittung als Oesterreich, denn dieses ist wohl das weltliche Hauptmittel, der Gesittung, allein jenes ist der (weltliche) Hauptzweck derselben und er untersteht nur dem End-Zwecke, der Einigung der Menschheit, der Katholicität. Beide Agenten, sowohl Oesterreich als auch das Kaiserthum, sind unumgängliche Bedingungen, damit die Menschheit ihre Bestimmung erreiche, allein das Kaiserthum steht als Arbeiter im Weinberge des Herrn, als Diener der Kirche, in der Hierarchie durch Alter, Verdienste und Gottessätze viel höher als sein Mitarbeiter, Genosse und gleichsam Gehilfe. Im angenommenen (obschon unwahrscheinlichen) Falle einer Welt-Calamität, soll Oesterreich auch die grössten Opfer darbringen z. B. Provinzen abtreten, um das Kaiserthum zu retten, hingegen lässt sich als juristisch richtig die geringste Entsagung kaiserlichen Vorrechten zu Gunsten Oesterreichs z. B. in der Absicht eines grossen Ländererwerbes für die Donau-Monarchie, nicht denken. Durch besondere Verdienste der frommen Habsburger vermochte der österreichische Staat das Kaiserthum zu retten, allein die Pflichten des Erstern gegen das Letztere bleiben immer dieselben, so wie jene des Sohnes, welcher dem Vater das Leben gerettet hat, nicht ändern können.

Um aber diese Ansichten zu bestätigen, das Kaiserthum in dessen Wesen und Geiste zu erkennen, müsste man seiner historischen Entwicklung seit dem Ursprunge folgen. Der Keim zum Kaiserthum, zur obersten (weltlichen) einigenden Würde, lag, wie wir wenigstens im Allgemeinen sahen, in der fortschreitenden Humanität der Alten, deren letztes Wort das humanisirende Universal-Reich, die Monarchie der Cäsaren war. Sobald sich die Römer Nachfolger der Pelasger, Griechen und Italer, zum Glauben, dass sie die Welt zu beherrschen haben, bekannten, so vermochten sie diesen humanistischen Zweck, da er mit der Bestimmung der Menschheit übereinstimmt, ungemein vollständig zu erreichen, zahllose Völker zu einigen. Allein auch das Mittel hiezu, das Römerthum, musste sich nach dem Zwecke modeln, selbst geeinigt, daher dem einfachsten,

der Intensität, der hierarchischen Abhängigkeit Aller von Wenigen, endlich von Einem, sondern auch bezüglich der

letzten Ausdruck der Einheit, der Autorität der Person, des Menschen, unterordnet, zum Cäsarenthum, zum Kaiserthum geführt werden; dies ist einleuchtend.

Allein auf welche Art soll das Kaiserthum seine Sendung erfüllen? welche Attribute stehen ihm zu Gebote? mit welchen Hindernissen hat es zu kämpfen? etc. auf solche zur Auffassung des Kaiserthums nothwendige Fragen, vermag nicht selbst die vollständigste Geschichte des Ursprungs des Kaiserthums genügend zu antworten, denn die Majestätsrechte in den ersten Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit, waren nicht die letzte Entwicklungsstufe des Kaiserthums, ausser der Einheit in der Form, hatte es noch die Einheit in seinem innersten Wesen zu erzielen, um die Menschheit zur letzten Einheit, zu Gott, zu leiten, denn diess ist der Endzweck der Katholicität. In wiefern die Römer die Bestimmung der Monarchie zur Einheit bloss rationalistisch auffassten und dieselbe in der materiellen Centralisation erblickten, in wiefern sie den Kaiser, als eine rein-juristische (gleichsam kalte) Autorität betrachteten, in sofern wurden der Verfall des Kaiserthums und das Zerfallen des allgemeinen (katholischen) Reiches beschleunigt. Gewiss war das Wesen des Kaiserthums durch die Ursachen seines Untergangs, und noch mehr durch die von der Kirche vorgenommene Renovation dieser Würde und durch das Wirken der Germanen beleuchtet, welche das Werk der Römer fortsetzten.

Offenbar ist die Antwort auf die Frage, was ist das Kaiserthum? sehr complex, nur mit Hilfe der Geschichte vermag man die Frage zu lösen, allein ich kann mich auf eine Geschichte der römischen Majestät nicht berufen, diese hohe Idee, welcher die Menschheit nach dem Messianismus am meisten ihr Heil verdankt, ist nur im römischen Criminal-Recht bekannt. Gewöhnlich wird das Kaiserthum bloss nach dessen factischen Aeusserungen, die nicht immer regelmässig, in Rom und in Germanien äusserst verschieden waren, aufgefasst. Die Lehren der Canonisten über das Kaiserthum, beschränken sich in der Regel, auf gegebene Fälle, prüfen nur das Verhältniss desselben zur Kirche und zwar alleinig in der Epoche christlicher Kaiser. Ueberhaupt ist über das principielle Wesen des Kaiserthums, mit Ausnahme des hochwichtigen, in eleganter Kürze verfassten Arti-

Extensität zugenommen, stets und auffallend schnell vergrößerte sich die nach der Allgemeinheit strebende römische Macht. Den Grund des Wachsthum's Roms im Aeussern, seiner sich über die übrigen Völker erhebenden Stellung, suchten wir (S. 389) in eigenthümlichen völkerrechtlichen Begriffen und diplomatischen Combinationen zu denen die Lage nöthigte und dieselben auszubilden den Römern gestattete. Gewiss mehr als der Waffengewalt, verdankten die Römer dem Zutrauen, welches sie weniger mächtigen Völkern und Bundesgenossen einflössten, Verträge mit Ehre und Treue (*fidei publicae sacramentum*) erfüllten, jedes Verhältniss mit Fremden rechtlich regelten. Der Prätor peregrinus in Rom, das Verfahren gegen Pyrrhus, den sein Arzt vergiften wollte, die Rückkehr des Regulus nach Carthago, die Auslieferung des Consul Sp. Posthumius an die Samniten, mit denen er unbefugt, (*injussu populi senatusque.... Cic. de off.*) den Tractat von Caudium geschlossen (321 v. Ch.) vielmehr Präliminarien (*sponsio Caudina*), einen Vorschlag zum Vertrage, unterzeichnet hat, sind Begebenheiten, welche in den Epochen eines allgemeinen Fremdenhasses tiefen Eindruck auf die Völker, zu Gunsten der Römer, zu machen geeignet waren. Selbst wenn die höchsten Rücksichten der Nothwehr, die Selbsterhaltung verschworenen Todtfeinden gegenüber ¹⁾ die Römer zur Collision mit Ver-

kels: was ist das Kaiserthum? (Philipps, Vermischte Schriften) kein der Aufmerksamkeit würdiger Aufsatz zum Vorschein gekommen. Ich trachte diese Lücke durch die Uebersicht der Majestätsgeschichte möglichst auszufüllen und ihre Fortsetzung in die Uebersicht der österreichischen aufzunehmen obschon durch diese Zerstückelung die Darstellung des Kaiserthums ungemein leiden muss. Eine eigene und gesammte Geschichte des Kaiserthums ist gegenwärtig, ohne Zweifel, das grösste Bedürfniss der historischen, überhaupt der moralisch-politischen Wissenschaften.

¹⁾ *Quatuor fortissimi florentissimique populi Italiae in unum agmen foedusque coierunt: namque Hetrusci et Umbri, Samnites et Galli, uno agmine conspirantes, Romanos de-*

trägen führten, pflegten sie nicht das Recht zu verletzen und suchten Mittel eingegangene Verbindlichkeiten nur auf streng-rechtlichen Wegen umzugehen, so den mit den Samniten (354 v. Ch.) geschlossenen Friedenstractat ¹⁾. Freilich haben sich die Römer zum christlichen Völkerrecht, nicht gehoben, allein wenigstens kannten und befolgten sie ein menschlich vollkommenes Recht in ihren inter-nationalen Beziehungen; sie achteten das Recht befreundeter Völker und Bundesgenossen (*amici, socii etc.*) gewissenhaft, während die Griechen zwischen Freund und Feind unter den Barbaren keinen principiellen Unterschied zuliessen und selbst den Mord der Gesandten, (so der persischen in Sparta und Athen) für erlaubt hielten. Gewiss haben die Römer eine ungemein wohlthätige Revolution in der alten Welt verursacht, man vergleiche nur das vor ihnen mit dem von ihnen im Völkerrecht Geleisteten, *um einzusehen*, dass sie die eigentlichen Schöpfer des (menschlichen) Völkerrechts ²⁾ sind und in mancher Hinsicht bis nun als Muster betrachtet zu werden verdienen.

lere conati sunt. Orosius III. 20. (Die vier mächtigsten Staaten Italiens verschworen sich, um Rom zu vernichten).

¹⁾ Durch diesen Tractat haben sich die Römer verpflichtet ihre Bundesgenossen gegen Samnium nie zu vertheidigen. Als aber die Samniten Capua besiegt haben und auf dem Puncte standen, nach der Bezwingung der Campaner, Italien zu erobern, da wurden die Letztern bewogen dem Bündnisse mit Rom zu entsagen und ihr Land den Römern gänzlich zu unterwerfen, ein Eigenthum Roms zu werden. Gewiss wäre dieses Verfahren dem christlichen Rechte zuwider gewesen, da die Kirche ins Herz der Menschen schaut, allein dem menschlichen Rechte war es vollständig gemäss, denn durch die Aenderung der rechtlichen Stellung der Campaner, woran sie durch keinen Tractat gehindert waren, hat jener Vertrag mit Samnium sein Object verlohren. Zu sehen Livius VII., 31.

²⁾ Im XVII. und XVIII. Jahrhunderte pflegte man den Rechtssinn der Römer, ihre Verdienste um Völkerrecht, Sittlichkeit etc. über Alles, selbst über das Christenthum zu stellen, wie es die Werke der Rationalisten Beaufort, Montesquieu und Gibbon etc. (denen übrigens die

Neben den moralischen Eroberungsmitteln und der Bereitschaft der Römer zum Aufopfern unmittelbarer Interessen, um die Grundsätze, gleichsam das Hauptinteresse, aufrecht zu erhalten, waren die Staatsklugheit und Beharrlichkeit nicht ausser Acht gelassen, die eigenen Rechte und die Massregeln der Sicherheit wurden mit der grössten Kraftanstrengung behauptet, das Kriegerrecht, um den Verträgen Nachdruck zu geben, mit unerbittlicher Strenge in Anwen-

römische Geschichte sehr viel verdankt) beweisen; jedoch wurde das Kaiserthum, mit Ausnahme des letzten Historikers, welcher es erhob, um die Kirche zu erniedrigen, als eine Usurpation, Octavian als Betrüger angesehen. Seit man, in Folge fernerer Forschungen, vorzüglich in Folge zunehmender Belehrungen über das Wesen des Liberalismus und Demokratismus, Rom als einen streng-religiösen und entschieden-aristokratischen Staat zu betrachten, sein Heiligthum: *majestas populi romani* nicht für eine Volks-Souveränität zu halten gelernt hat, trat eine Reaction gegen die Mode der Liberalen, die Römer zu preisen, ein, und die Rationalisten gaben und geben sich Mühe eine grundsatzlose Eroberungssucht der Römer, die Unhaltbarkeit ihrer Kriegserklärungen darzuthun. Das Kaiserthum wurde und wird, wie ehemals, ohne Rücksicht auf die Majestäts-geschichte, angeklagt, keineswegs als eine höhere, dem Wesen des römischen Patriarchalismus, der Einfachheit und Erhabenheit vollständig entsprechende Form geachtet; das römische Cabinet wurde und wird der List und Gewalt, der Friedensbrüche etc. beschuldigt und ihm jedes Gefühl der Achtung für das Völkerrecht abgesprochen. Gewöhnlich eifern Jene, welche den russischen Senat als ein Rechtsinstitut und die russische Diplomatie als Staatskunst ansehen, gegen die Versammlung der Väter. Der denkende Römer hätte die russische, englische etc. Diplomatie kaum begriffen, die Könige Ludwig XIV., Wilhelm III. etc. hätte er gewiss für Barbaren, denen jeder Rechtssinn fremd ist, gehalten. Einzelne Missbräuche des römischen Senates sind Ausnahmen, welche der Epoche der Partheien und der Entartung angehören. Durch Mittel, welche die Rationalisten gedankenlos vermuthen, wäre ja die Eroberung der Welt durch die Römer nicht möglich gewesen.

dung gebracht; *parcere subjectis ac debellare superbos* ist ein schön ausgedrückter und zugleich wahrer Satz, der kürzeste Inhalt der äussern Geschichte Roms. Durch solche Mittel wurde endlich ein Universal-Reich, die mit Recht genannte römische Einheit, zu Stande gebracht.

Dieser aussergewöhnlichen Erscheinung der in der Geschichte ersten und zugleich der letzten Begebenheit nach einem so grossen Massstabe, kann man historisch folgen. Der Bund der Römer mit den Latinern ist erwiesen, auch die bald von den Römern über Latium erlangte Hegemonie ist es; dieselbe musste fester, inniger als die griechische gewesen sein, die Römer konnten sich keineswegs mit einem einfachen Principate begnügen, sie waren, wie gesagt, in Folge ihrer Lage genöthigt nach der wahren Herrschaft zu streben, oder dem Joche feindseliger Brüder und fremder Stämme entgegen zu gehen. Schrecklich wurden die Latiner gestraft, weil sie sich anmassten die Gleichberechtigung mit Rom anzusprechen und ein Föderativ-Verhältniss (mit einem römischen und einem latinischen Consul, und mit einem zur Hälfte aus Latinern bestehenden römischen Senate an der Spitze) vorzuschlagen, Vitrae wurde geschleift, der Adel verbannt, sein Eigenthum eingezogen. Noch weniger waren die Römer geneigt für gänzlich fremde Völker eine Ausnahme von der Regel zu gestatten, die Kriege jener Zeit, Kämpfe auf Leben und Tod, liessen es nicht zu. Häufige Zerstörungen erobelter Städte, die Abführung der Widerspänstigen in die Sklaverei, die Besitznahme des Ackers, (*ager publicus*) die Absendung von Militär-Colonien etc. beurkunden den Entschluss der Römer vollständig zu herrschen. Selbst wo man dem Geschehe der Eroberten mit documentarischer Sicherheit nicht folgen kann, ersieht man das Wesen der römischen Eroberung mit Hilfe der Analogie. Nie erblicken wir in der Geschichte Roms eine *juxta-positio*, sondern stets eine *infra-positio* der Besiegten, was der Hegemonie zuwider und dem Wesen einer völligen Herrschaft gemäss ist.

Ungemein fruchtbar waren die Römer in der Schöpfung rechtlicher Verhältnisse, in die sie sich zu den besiegten Völkern stellten. Selbst das Verhältniss der den Römern am nächsten stehenden Völkerschaften, der Latiner, zum römischen Reiche, war äusserst manigfältig, je nach der Neigung oder Abneigung der latinischen Städte gegen Rom, geregelt, manche unter ihnen erhielten das römische Bürgerrecht mit, einige ohne Stimmrecht. Von den Municipien unterschieden sich die aus vorherrschenden, in das besiegte Land abgeschickten Römern bestehenden Colonien. Wieder anders war das Verhältniss der *socii* theils *föderati* theils *liberi* (beedete und freie Bundesgenossen). Auch die Präfecturen (die zum Theile von Römern verwalteten Städte) waren nicht als rechtlos angesehen; bloss die Lage der *dediticii* (verschonte Bewohner der mit Sturm eingenommenen Städte und ihre Nachfolger) war eine harte. Wenn man diese kunstvolle Organisirung des Universal-Rechts, einer hierarchischen Leiter von der obersten Stufe der Inhaber des *nomen latinum* bis zur untersten der *dediticii*, mit den Ideen der vor-römischen Epoche über die Rechtslosigkeit der Eroberten vergleicht, so kann man sich der Bewunderung für das Organisations-Genie der Römer nicht enthalten; offenbar warfen sie ein unermässliches juristisches Netz um die Erde, damit dieselbe der römischen Herrschaft ohne Zwang erliege. So wie jeder Bürger in Rom, so hatte auch jede Stadt eine bestimmte der Anhänglichkeit an die römische Majestät, oder der Widerspänstigkeit gegen dieselbe gemässe Rechtsstellung. Schwer wäre es auf die Frage zu antworten, ob die Hierarchie im Innern, im Staate, oder jene im äussern Organismus, im Reiche, den Vorzug verdiene.

Solche Eroberungen waren offenbar keine Unterjochung, keine degradirende Bothmässigkeit, wie bei den Orientalen die Besiegten folgten ihrer Verfassung und ihrem Cultus (ausser wenn er unmenschlich war), sie hatten, unschädlich geworden, nur die Majestät anzuerkennen, als Bundesgenossen und freigestellte Unterthanen, die Römer in deren gros-

sen Unternehmung zu unterstützen. Da Rom theils von primitiven theils von gebildeten Völkern umgeben war, so konnte die Eroberung der einen und der andern sowohl für die Besiegten als für die Sieger vortheilhaft werden, denn verschiedene Stufen der Cultur und der Kraft stellten ihr Contingent zum Gesamtwirken. So ist es erklärbar, warum die Römer inmitten der Kriege und Eroberungen auch in der Bildung stiegen, ihre materielle und zugleich intellectuelle und moralische Macht vergrösserten. Die an Umfang zunehmende und von den zugleich zu grossen Staatsmännern sich ausbildenden Römern organisch geregelte Reichsmaschine, vermochte immer mehr Völker, ohne deren Druck, zu erfassen, selbst wenn Missbräuche durch die Schuld der Sieger oder der Besiegten eintraten, wurden Tränen und Blut nicht vergebens vergossen, denn die kleinen Völker neigten sich zu den Ideen des grossen hin, und die Römer verschmäheten die Cultur und gute Institutionen der Besiegten nicht, wodurch das wechselseitige Humanisiren auf einer doppelten Grundlage vor sich ging. Die höhern Schichten der von Rom bezwungenen Völker, nahmen die römische Bildung schon aus Interesse an, und so verhalfen sie das römische Element auszubilden, wodurch dieses in den Stand gesetzt wurde andere Völker zu heben und zu veredeln.

Solche Resultate waren nicht durch die Centralisation hervorgebracht, selbst die Plebejer, ein immer mehr einheimisches Volk, wurden lange Zeit als ein fremdes, als ein Staat im Staate und immer als ein besonderer Stand angesehen. Allein die Verhältnisse zwangen Rom nach und nach die Plebejer den Patriciern juristisch gleichzustellen, wodurch auch der Gleichberechtigung der besiegten Völker vorgearbeitet wurde; die Plebejer fühlten sich durchs Interesse an die Besiegten angezogen, der Staat sah sich genöthigt allen Italern, darauf auch andern Provinzen das römische Bürgerrecht zu ertheilen. So schritt die Einigung im Innern und zugleich im Aeussern vorwärts. Man kann ohne Uibertreibung Rom als eine gemeinschaftliche Werkstätte der Mensch-

heit ansehen und es schon vor dem Kaiserthum katholisch nennen. Gewiss hatte die Vorwelt keine Ahnung von einem so grossartigen Systeme: Alle Völker den Römern, wie alle Römer dem Kaiser zu unterwerfen. Grössere, menschliche Eroberungen waren nicht denkbar, und nur dem Allmächtigen möglich. In der That erschien Gott auf Erden, um auch die nicht römische Welt gleichwie den Kaiser zu erobern.

125. (Resultate der religiösen Wirksamkeit der Römer.)

Noch auffallender als die Bildung des Kaiserthums und des katholischen Reiches, ist die Entwicklung der (heidnischen, eigentlich, schismatischen) römischen Kirche, oder vielmehr (da man das Kirchliche der Römer sehr unvollständig kennt) die Erzielung so grosser religiöser Resultate, wie die Abschaffung der Menschenopfer, der Verboth jedes unsittlichen Cultus selbst in den von Rom sehr entfernten Ländern, überhaupt die Sorge für die Sittlichkeit der Herrscher und der Beherrschten, wodurch die Römer unter allen Völkern glänzen. Besonders merkwürdig ist die, neben dieser Sorgfalt fürs Religiöse, unumschränkte Gewissensfreiheit, welche die Römer aus Achtung gegen den (obschon nur durch Vermuthung begriffenen) Gott und gewiss nicht aus Indifferentismus gestatteten und handbabten; kein römischer Sokrates war hier hingerichtet, nur Gottlose wurden gestraft. Den Grund einer so staatsweisen Billigkeit, suchen wir in dem Entschlusse dieses die Völker stets einigenden, im Grossen katholisirenden Staates eben die beiden höchsten Gewalten zu trennen, vollständig zu trennen. Die Unabhängigkeit der römischen Kirche vom Staate ist ohne Zweifel eine der grössten und zugleich für die Zukunft der Menschheit wohlthätigsten Weltbegebenheiten, denn bis nun war die Kirche bei alten Völkern entweder Alles durch die Theokratie oder gar nichts durch die Freigeisterei der Liberalen und Demagogen, erst die Römer haben der Kirche den höchsten Standpunct unter den Institutionen angewiesen, aber ihr die Macht

nicht verliehen, den fingirten Göttern die wirkliche Menschheit preiszugeben.

Die griechische Kirche erfreute sich einer so vortheilhaften Stellung nicht, selbst wenn man die überaus wichtige Trennung der römischen Haus-Kirche von der öffentlichen (*auspicia publica et auspicia privata*) wegdenkt; das Erb-Königthum, darauf die Partheien, nahmen in Griechenland Einfluss auf die Kirche, auch die Vielfältigkeit der Staaten vermochte nicht die Reinheit der Tradition, den dogmatischen Conservatismus, folglich auch die Verehrung der Religionssätze auf eine erwünschte Art zu fördern. Wohl besteht, bezüglich der Trennung beider Gewalten, zwischen dem römischen *regulus* und dem βασιλεύς in Athen eine innige Analogie, beinahe Identität, allein das römische Königthum war nur ein Schattenkönigthum, noch vor der Abschaffung dieser Würde übte die Aristokratie die souveräne Gewalt aus, folglich blieben die beiden Gewalten (S. 388) stets getrennt, die förmliche Übertragung der Rechte des Opfers von *rex* auf den *regulus*, ist als eine einfacher Act der Hochachtung für religiöse Traditionen anzusehen. Stets beseelte dieses Gefühl die Patricier und während es gewöhnlich die Regierenden anderer Völker heuchelten, blieben die römischen herzlich religiös, denn sie waren zugleich Familien-Priester. Uibrigens hat die Trennung beider Gewalten in Griechenland, wie bei andern alten Völkern, den Staat und die Kirche geschwächt, denn die Trennung trat erst durch den Verfall des priesterlichen Königthums (der Theokratie bei den Orientalen) ein, wodurch die Autorität im Allgemeinen Schaden leiden musste, denn immer war diess eine Revolution. In Rom hingegen wurde die Autorität durch die Entfernung des zum Liberalismus geneigten Königthums ungemein gehoben, das Staatsprincip verblieb dasselbe, die aristokratische Regierungsform wurde nicht verändert sondern befestigt, ich würde beinahe sagen, vereinfacht; wirklich hat diese nothwendig gewordene Reform des Staates ihren conservativen Charakter durch die Nothwehr

gegen Tarquin nicht eingebüsst, und durch die Folgen hat sie sich als eine wohlthätige herausgestellt, denn die herrschende Aristokratie, der eigentliche Repräsentant des Staates, blieb der Frömmigkeit getreu. Unter solchen Verhältnissen hatte der römische Staat kein Interesse das Religiöse zu untergraben, die Unabhängigkeit des Kirchlichen zu gefährden vielmehr wurde er durchs Interesse und zugleich durch Überzeugung zur Achtung der Religion geführt, und an Macht und Autorität fehlte es ihm nicht, wodurch der Staat und die Religion gegen Erschütterungen geschützt, sich neben einander zu entwickeln vermochten.

Auf diese Art war es möglich, dass die Menschheit zum ersten Male (wenn man von den Juden abstrahirt) eine rein-spiritualistische Obrigkeit, welcher keine äussere Macht zu Gebote stand und vor welcher sich dennoch die Herrn der Welt, die römischen Geschlechter, öffentlich und zu Hause beugten, erblickte. Durch die schon in Folge der Trennung der Haus-Kirche von der öffentlichen, ersichtbare Unabhängigkeit des Kirchlichen, war der Zweifel über die Unfehlbarkeit des Staates ausgesprochen. Eine ungeheure Vorarbeit für die Lehre vom wahren Verhältniss ¹⁾ des Staats

¹⁾ Einen richtigen Begriff von der Religion alter Völker und dem hohen Verdienste der Römer, welche das Religiöse der Gewalt des Staates entrissen hatten, kann man sich mit Hilfe der neuen schismatischen Glaubensbekenntnisse bilden. Wenn sich (so genannte) Christen von der wahren, von der unabhängigen Kirche Christi trennen, so werden sie dem Staate gegenüber entweder zu unbedeutenden Gauklern wie die Quaker, Independenten etc. oder sie verfallen sogleich in die Knechtschaft des Staates, wie die Orientalen. Obschon das orientalische Kalifat sich durch äussere Würde gewiss über jene Seeten stellt, welche eigentlich keine Kirche dulden, das Priesterthum nicht als ein Sacrament ansehen, demnach sich selbst betrügen und auch Jesum Christum hintergehen wollen, so stimmen dennoch Protestanten, Anglikaner etc., aller Heuhelei ungeachtet, mit dem arabischen und russischen Kalifate im Wesentlichen überein; die russische und arabische Kirche beruhen auf

zur Kirche! Gewiss wäre (nach menschlicher Berechnung) Jesus Christus zu früh angekommen, wenn Ihm die Römer mit Gotteshilfe, nicht vorgearbeitet hätten, denn bevor die wahre Kirche die Herrschaft über Völker und Staaten antrat, musste das Kirchliche vom Staate unabhängig werden und nur auf diese Art lässt sich die Eroberung des Staates durch die Kirche denken.

der materialistischen Propaganda eines grobsinnlichen Aberglaubens, ihrem Fanatismus scheint jede Unmenschlichkeit und Religions-Verfolgung gestattet, dem Götzen wohlgefällig, und allgemein bekannt ist die schauderhafte Christen-Verfolgung in polnisch-russischen Ländern unter Nicolaus I., dessen Uibermuth zwei Päpste zu bedrohen sich erfrecte; hingegen werden die leichtsinnigen Anhänger jener Confessionen, welche wie die protestantischen, einer eigentlichen Kirche entbehren, zum Indifferentismus und endlich zum Unglauben, folglich ebenfalls zur Unmenschlichkeit geleitet. Wie im Alterthum gibt es auch gegenwärtig, ausser dem Bereich der allgemeinen Kirche, nur falsche Teokratien und Confessionen ohne Religion; es gibt nur schismatische Institute zweierlei Art, unter denen die einen zur activen, die anderen zur passiven Irreligiosität und Gotteslästerung führen. Die christliche Kirche kannten die alten Römer nicht, allein bezüglich der Sittlichkeit, stellten sie sich viel höher, als die heutigen Schismatiker, bei welchen die Kirche, wie in der vor-römischen Epoche, entweder Alles ist, so in Russland und in der Türkei, oder gar nichts, wie bei den protestirenden Philosophen, bedeutet. In wie fern die Unabhängigkeit des *Pontifex Maximus* vom Cäsar, in Folge heidnischer Begriffe, kaum möglich war, insofern musste das Pontificat auf die christliche Propaganda nachtheilig einwirken. Hie mit wurden die Römer, in der christlichen Epoche, theils zum Russenthum durch die Apotheose, theils zum Protestantismus durch den allgemein zunehmenden Unglauben an mythologische Gottheiten geleitet. Sobald das Göttliche und Menschliche nie ändern können, so müssen die Zustände der wahren Kirche, gleich wie jene der falschen Glaubensbekenntnisse, in alten und in neuen Zeiten stets dieselben bleiben.

126. (Recapitulation des Contingentes der Griechen und der Römer, vor Allem der Letztern für die Bestimmung der Menschheit: Legalität und Legitimität, unumschränkte Monarchie, katholisches Reich, unabhängige Kirche.)

Offenbar haben die classischen Völker grosse Verdienste um die Einigung der Menschheit mit Gotteshilfe gesammelt, und wenn man die Leistungen der Griechen für die Humanität mit jenen der Römer nur im Allgemeinen vergleicht, so fühlt man sich bewogen Rom über Griechenland sehr hoch zu stellen. Wie sich die *Feciales* und *foedera aequa* zum Institute der Amphiktyonen, die reizbare Wirksamkeit vielfältiger, stets bewegter, kleiner Staaten zu Einem mit Ernst und Würde handelnden, und eine stets mit der centrifugen Kraft vergleichbare Zersplitterungssucht zum beharrlichen Einigen der Bürger und Völker verhalten, wie sich, mit einem Wort, die vage Hegemonie zur *Majestas*, eines im Innern und Aeussern festen, heiligen Verbandes verhält, so verhalten sich die Verdienste der Griechen zu jenen der Römer; daher vermochte Rom für die Autorität im Innern ein lebensfähiges Kaiserthum, und für die Autorität im Aeussern ein lebensfähiges Universal-Reich zu schaffen, was die Griechen nicht ahnten und nur einer unter ihnen zu versuchen wagte.

Freilich verdienen die in Griechenland vortheilhaft entwickelten Legalitätsbegriffe, seine wohl nicht unfehlbaren, allein für die Zeit und Cultur menschlich vollständigen Gesetze, als eine grosse Wohlthat für die Welt, als eine Vorschule für die Römer selbst betrachtet zu werden, jedoch haben sich die Letztern durch Legalität und Gesetze noch höher gehoben und die Welt mit der Legitimität bekannt gemacht. In der That blieb die *Majestas* über die souveränen Versammlungen gestellt, von den Beschlüssen derselben unabhängig, gegen die Volkssouveränität geschützt; sie war als eine *præsumtio juris et de jure* geachtet, kein Mensch, keine Körperschaft durfte das Gegentheil behaupten, niemanden war es gestattet, die *Majestas* zu prüfen, sie stand über dem Gesetze und so oft sich legale Massregeln anschickten die

Majestas zu bedrohen, dann wurden die Gesetze sogleich suspendirt ¹⁾, damit ja nicht die Legalität mit der Legitimität collidire. Die griechische Hegemonie war noch ein Vertrag, das Bündniß der Griechen mit ihr kann man als einen widerrufflichen Contract ansehen, hingegen war das Bündniß der Römer mit der *Majestas* unauflösbar, es beruhete auf dem politischen Sacramente einer unbedingten Hingebung und Treue.

Durch die Verehrung dieses spiritualistischen, gegen jede Willkühr des Materialismus beharrlich geschützten Princip, vermochten die Römer auf die drei Hauptfragen, die sich der Bürger bezüglich seiner Pflichten gegen die Kirche, gegen den eigenen Staat und andere Völker stellt, auf eine für die vor-christliche Epoche sehr befriedigende Art zu antworten und eine unermessliche gleichwie wohlthätige Reform im (menschlichen) Staats- Völker- und Kirchenrecht, überhaupt in den Ideen der Menschheit, zu Stande zu bringen. Man kann diese Leistungen der Römer auf drei Hauptverdienste zurückführen. Das Religiöse, in Folge der Trennung beider Gewalten und der Hauskirche von der öffentlichen doppelt selbständig geworden, erfreute sich der dem Spiritualismus gebührenden Achtung und vermochte von den Erschütterungen des Staates unabhängig zu verbleiben. Dadurch wurden die gefährlichsten Feinde alter Religionen, das starre unfruchtbare Dogma und der religiöse Indifferentismus beseitigt.

In Folge der festen patriarchalischen Autorität, welche keineswegs auf der Eroberung oder auf einer blossen Kraft beruhete, waren die Patricier in den Stand gesetzt, als Vorgesetzte und Lehrer der Plebejer aufzutreten und dieselben nach und nach zur Höhe des Adels zu bringen, während anderswo die liberale und die demokratische Parthei den Adel zwang, sich dem Volke zu nähern, also niedriger zu steigen, die Gesellschaft zu nivelliren; das ganze auf juri-

¹⁾ *Videant N. N. ne majestas populi romani laedatur.*

stischen Ideen nicht auf dem Zwange (wie es die Secessionen der *plebs* erweisen), sondern auf juristischen Ideen und einem kunstvollen Gleichgewicht zwischen beharrlich conservativen und umsichtig innovirenden Elementen beruhende, durch wohl ponderirte Institutionen unterstützte Staatsgebäude, war einer hohen Entwicklung fähig, zu steten Reformen ohne die Gefahr der Uiberstürzung geeignet. Dadurch war der zweite Hauptfeind der alten Menschheit, die Willkühr des Despotismus und der Partheien entfernt, denn der Exklusivität im Innern haben die Römer gesteuert, ohne in das andere Extrem, in die Egalitäts-Confusion, zu verfallen; während anderswo verschiedene Stämme und Stände einander feindselig gegenüber standen, die einen in den andern physisch aufgingen, der numerisch, mechanisch stärkere Stamm oder Stand immer obsiegte, haben sich in Rom der *populus* und die *plebs* rechtlich geeinigt, in einander gleichsam verflochten, ohne dass die Seele des numerisch kleineren, allein an Verdiensten reicheren, patricischen Standes, die *Majestas*, zu Grunde ging ¹⁾.

¹⁾ Dieses hohe Verdienst, überhaupt die bewunderungswürdige Staatsweisheit der römischen Aristokratie, die Begeisterung der Patricier für das Alte, ihren beinahe fanatischen Conservatismus, neben einer behutsamen Bereitwilligkeit zu unumgänglich nothwendig gewordenen Concessionen für die neuen Bürger, zur Aufopferung der individuellen Meinung, um dem Gutachten der Väter zu folgen, ersieht man am deutlichsten aus den gegen die Volkstribunen und andere Vertheidiger der *plebs* von den Conservatoren angeführten Argumenten. Aeusserst merkwürdig in dieser Hinsicht sind, unter andern, die Motive, welche dem Tribunen C. Canuleius, der das Gesetz des *Connubii* (der Ehebewilligung) zwischen Plebejern und Patriciern (445 v. Ch.) in Vorschlag brachte, entgegengestellt wurden: „*quas quantasque res C. Canuleium aggressum? collusionem gentium, perturbationem auspicioꝝ publicoꝝ privatoꝝque afferre, ne quid sinceri, ne quid incontaminati sit, ut discrimine omni sublato nec se quisquam nec suos noverit*“. Dennoch wurde der Gesetzesvorschlag (*lex Canuleia*) angenommen. Ein

In Folge der Entwicklung des Völkerrechts vermochten die Römer fremde Völker an sich zu ziehen, sie zuzugewinnen, mit dem Bürgerthum zu beschenken, moralisch zu erobern. Dadurch war der dritte Hauptfeind der alten Menschheit, die Exklusivität im Aeussern, der Völkerhass, die Verachtung der Fremden und Barbaren besiegt.

Mit einem Wort, die Römer haben den wahren Staat, ein allgemeines, katholisches Reich und (in wiefern den Menschen möglich) eine wenigstens für Jahrhunderte haltbare Kirche gegründet. Auch den Griechen waren die Trennung

solcher Widerstand, der sich bei jedem ähnlichen Gesetzsvorschlage wiederholte, lehrte die Sieger den Besiegten achten, den schwer errungenen Sieg hoch schätzen. Beiderseits war der Kampf (mit wenigen Ausnahmen) ehrlich und sittlich geführt, die herzhafte Vertheidigung des erworbenen, des historischen Rechtes und die kluge Einsicht der sich historisch entwickelnden sittlichen Nothwendigkeit neue Verdienste zu belohnen, beseitigten jede Gefahr der Gesetzgeber in Utopien zu verfallen, sich durch metaphysische Ansichten vom historischen Boden verdrängen zu lassen. Gewiss ist das Gesetzbuch der zahllosen, zur Beschleunigung der Gesittung, seit Peter I. und Katharina II., bestimmten Ukasen, nach ganz andern Principien verfasst und höchst wahrscheinlich wird es nie den Ruhm der Pandecten erlangen.

Warum nur die Letzteren gewöhnlich die Rechtswissenschaft in Anspruch nehmen, hingegen die viel wichtigeren, die eigentlichen *leges*, kaum beachtet werden, ist schwer zu bestimmen; vielleicht wäre es dadurch zu erklären, dass in Folge des zunehmenden Materialismus die Studien über das Privatrecht die Oberhand erlangen, die Rechtswissenschaft in eine mechanische Juristerei verfällt, officiellen Kleinigkeiten, positiven Tag täglich geänderten Gedächtnissformeln, aus wohl überlegter Klugheit, den Vorzug einräumt, den Mann der Wissenschaft dem rabulistischen Handwerker preisgibt und hiemit den Erstern, wenn dessen durch trockene Studien gebeugter Geist einen Aufschwung in höhere Regionen der Wissenschaft versucht, dem andern Todfeinde der Rechtslehre, der unverständlichen Metaphysik zuführt.

der beiden Gewalten, der Staat und ein Völkerrecht (für griechische Völker) bekannt, allein die Griechen obgleich vom Orientalismus frei, vermochten nicht sich gegen die Missbräuche des Occidentalismus zu schützen und sie wurden eben durch die Ursachen ihres Fortschrittes, durch die Entwicklung der Volksversammlung und des Individuums, stets bewegt, durch Partheien und Tyrannen zur Auflösung geführt, während Rom von einer Körperschaft im Namen einer für heilig gehaltenen, für alle Völker bestimmten Idee regiert wurde. So verlor durch die Verdienste Roms der vage Glaube der Alten an das Vaterland seinen Local-Charakter und zugleich wurde er positiver, durch den Glauben an die Seele des Staates, an die *Majestas*. Diese Regierung seit dem sich die *Majestas* in Einem personificirt hatte, war noch nicht die christliche Monarchie, allein schon war sie fähig (was sich von Versammlungen nicht denken lässt) christlich zu werden; auch das priesterliche Königthum der Griechen eignete sich nicht zur Annahme einer neuen religiösen, selbst göttlichen Lehre, übrigens war es zum Despotismus geneigt, welchem die Oligarchie und Ochlokratie stets folgten.

Ueberhaupt wie die Griechen auf die intellectuellen Begriffe der alten Welt einfließen, so vermochten die Römer auf die ethischen und juristischen Ideen der alten Menschheit einzuwirken. Jene haben als Künstler und Philosophen die Welt bewegt, diese haben, als Staatsmänner und Gesetzgeber die Menschheit organisirt. Die Veränderungen, welche die Letzteren durch Verfassung, Ideen und Wirksamkeit in der Humanität hervorbrachten, der Menschheit neue Grundlagen und eine neue Richtung verliehen, war gewiss eine wohlthätige Schöpfung, eine wichtige Epoche in der ganzen Ideen- und Rechtsgeschichte.

In jeder Hinsicht stellten sich die Römer viel höher als die Griechen, die Letzteren schon durch ihre geographischen, der Einheit ungünstige Lage, in vielfältige Staaten abgetheilt, zur mannigfaltigsten Wirksamkeit in den ver-

schiedensten Richtungen bestimmt, eigneten sich, in Folge der auf diese Art entwickelten Zersplitterungssucht und centrifugen Kraft, zu allerhand Versuchen, geistreichen Combinationen, poëtischen Plänen etc., was der Ausbildung des griechischen Geistes, da dieser auf verschiedene Punkte reflectirte, äusserst zuträglich, für die Menschheit sehr vortheilhaft war. Durch eine andere Lage Italiens wurden die Römer zur Einheit, zum beharrlichen, in derselben Richtung fortgesetzten Wirken, zu ernsten, viel umfassenden Unternehmungen geleitet, sie vermochten die Leistungen der Griechen zu benützen, die Versuche und Combinationen derselben zu revidiren, mit Umsicht und Ausdauer auszuführen und sahen sich genöthigt, nach einem immerwährend vergrösserten Massstabe, ihr Riesenwerk fortzusetzen. Tändelnd und spielend, würde ich sagen, machten die Griechen wichtige Entdeckungen in den Regionen des Geistes, die Römer wussten inmitten der Kämpfe und Drangsale grossartige Ideen zu finden und sie zugleich zu verwirklichen, wodurch der feste Wille dieses ausserordentlichen Volkes sich ungemein ausbildete. Dort Mannigfaltigkeit, hier Einheit, dort Genie, hier Charakter, dort poetische Theorien, hier praktische Systeme, wirkten für dieselbe Menschheit. Offenbar theilte Gott die Arbeit zwischen die classischen Völker, die Römer später angekommen wurden besser belohnt; die römischen Werke sind mit Gewissheit als der Uebergang von den Ansichten der alten Menschheit zu den Ideen der neuen zu betrachten.

127. (Hauptursache der Erfolge der Römer auf dem Gebieth der Humanität: Ein höchstes Princip (die *Majestas*) zur Verehrung für Alle.)

Merkwürdiger Weise, haben die Römer ihre grossen Verdienste um die abendländische Gesittung einer Idee zu verdanken, die *Majestas* war der oberste Grundsatz des Staats- und Völkerrechtes und zugleich eine Gottheit. Es ist gewiss die erhabenste (menschliche) Idee des ganzen Alterthums. Das mächtigste Volk alter Zeiten huldigt ihr, um alle Völ-

ker der Erde (*orbis*) dieser stets hohen immer beschützenden, oft strafenden, aber nie drückenden Autorität zu unterwerfen. Die so von den Römern und vielen Völkern Getragene, stets Angerufene, und Verehrte nimmt intensiv und extensiv immer zu, sie blühet mit der Blüthe der römischen Verfassung und Cultur, sie wächst mit dem sich ausbreitendem Reiche und vermag die Unruhen des Staates zu besiegen, die Empörung der Reichstheile zu hindern und zu bekämpfen, die Verletzung der Majestät (*crimen laesae Majestatis*) wird an jedem Römer, wie an jedem Volke, im Namen der *Majestas* gestraft. Jeder Angriff, den man gegen sie wagt, leitet sie zum Fortschritt, wiederholte Angriffe ausserer Feinde, die sie überwindet, bauen für sie ein ungeheueres Reich, wiederholte Angriffe im Innern verschaffen ihr die vollkommenste Form und ursprünglich complex (S. 398) mit allen *gentes* verbunden, vereinfacht sie sich immer mehr und verbindet sich endlich mit Einem. Die Verehrung der *Majestas* wäre in der ersten Periode Roms mit einer pantheistischen, darauf mit einer polytheistischen und in den letzten Zeiten mit einer monotheistischen Religion (z. B. mit der mahometanischen) zu vergleichen.

Hoch wichtig bezüglich der Katholicität war dieses spiritualistische Verhältniss; da allen Staatsbegriffen und Institutionen und Ideen der Römer die *Majestas* zum Grunde lag, da sich in der Verehrung gegen dieselbe das öffentliche Leben des Römers concentrirte, da der Träger der *Majestas* alle Gewalten des unermesslichen Staates und selbst (dem heidnischen Begriffe zufolge) die kirchliche Würde, das oberste Pontificat, vereinigte ¹⁾, so war die *Majestas* offenbar Ein Princip für Alle, ein Leitstern für den Römer

¹⁾ Durch die Trennung der öffentlichen von der Hauskirche, war die Confundirung des Pontificates mit dem Kaiserthum keineswegs so gefährlich und sinnlos, wie sie es in der Ketzerei der Mahometaner, Protestanten, Russen etc. ist. Uibrigens waren die Römer in der Zeit Octavians vielleicht noch mehr als die heutigen

zu Hause und in der Fremde, nach welchem sich allmählig die Denkenden unter allen Völkern in Ehrfurcht richteten und selbst die Feinde der Römer erfüllte dieses Symbol des Erhabensten auf Erden mit Hochachtung und Furcht. Bedenkt man, wie störend die Vielgötterei auf die Entwicklung der Menschheit, auf die Leitung des menschlichen Geistes zum Überirdischen, zum Nachdenken über das höchste Wesen (wodurch allein sich der Mensch veredeln kann) einwirkte und wie endlich in Rom der Glaube an den Polytheismus gänzlich haltlos geworden, den Spiritualismus vorzustellen, eine Erquickung der Seele darzureichen, nicht mehr geeignet war, so ersieht man die ungemein wohlthätige Wirksamkeit Eines Principis, welches Alle verehren. Mit Gewissheit war die Personificirung der *Majestas*, obschon Anlass zur Apotheose, (die Letztere soll man im Heidenthum, inmitten des entfesselten Rationalismus und der Leidenschaften, nicht absolut verdammen) ein gewaltiger Stoss für die Vielgötterei und (inwiefern man das Menschliche neben dem Göttlichen, in der Absicht Gott immer zu preisen, stellen darf) eine mächtige Propaganda für die Vorbereitung zum Glauben an Einen wahren Gott. Für die politische Welt war der Kaiser, nach dem Schlusse der Bürgerkriege und nach der Abschaffung der Missbräuche der Proconsuln, Publicaner etc., ein Erlöser von ungeheuern Leiden. Das seit Jahrhunderten dem Römer angesagte Endziel, die Weltherrschaft, kann man, nachdem sie glücklich zu Stande gebracht worden war, als

Mahometaner, Protestanten und Russen, vom Zweifel ergriffen, sie hatten in der Regel keine Religion mehr. Endlich, Gott gab einen merkwürdigen Wink den Römern und wollte, dass während der Ausbildung der Monarchie durch Octavian das Pontificat vom Kaiserthum getrennt bleibe und Lepidus, College Octavians im Triumvirate, dem der Kaiser das Pontificat überliess, lange lebe; nach dem Tode des Lepidus strebte dessen Sohn die oberste kirchliche Würde an. Demnach war die Trennung des Pontificates vom Kaiserthum juristisch nicht unmöglich.

die Ankunft des durch Jahrhunderte von den Römern erwarteten Heils (gleichsam eines politischen Messias) betrachten.

128. (Bedeutung und innerer Werth der abendländischen Gesittung für die Menschheit: Vorbereitung (weltliche politische) zum Christenthum. Ankunft der wahren Kirche zum Schutze und Fortsetzung des Occidentalismus.)

Nach solchen Erfolgen der Römer, gab es für einen menschlichen Fortschritt keinen Raum mehr. Daher erschien Gott auf Erden, bestätigte die Staats- und Reichsinstitutionen der Römer als richtig, verlieh Seiner Kirche die monarchische, aristokratisch - monarchische Regierungsform, ertheilte dem Kaiserthum eine höhere Weihe, (*Reddite Caesari...*) und befahl die Katholicität, die Eroberungen der Römer, nach einem grossen Massstab, ohne Unterschied der Cultur und Lage der Völker, (*baptisate omnes gentes...*) fortzusetzen. So wurden die letzten Worte des Alterthums zu ersten Worten der neuen, durch den Tod Jesu wiedergeborenen Menschheit. Genau begriffen die Römer und die von ihnen humanisirte, romanisirte Welt die Bedeutung und Tragweite der neuen Worte, einer vollkommeneren Stufe der alten Wahrheit, eigentlich erklärte Jesus das schon bestehende Gesetz und liess es erfüllen.

Allein, überdies lehrte Gott, dass man den bloss mit der Macht des wahren Wortes ausgerüsteten Menschen, welcher zum Bischof von Rom eingesetzt wird, eben so wie den mächtigen römischen Kaiser hochachten und lieben, im Falle eines Conflictes zwischen beiden Gewalten, dem Papste folgen soll, denn nur dessen Macht ist für immer unvergänglich; der Grundsatz: *Tu es Petrus et super hanc petram etc.*, ist gewiss der höchste Fortschritt, dessen die spiritualistische Menschheit fähig ist, er ist viel höher als der Satz der Unabhängigkeit der Kirche, denn die neue Lehre spricht nicht die Gleichberechtigung zwischen dem Körper und dem Geist, sondern den Gehorsam des Erstern aus. Wie wird aber diesen höchsten Grundsatz derselbe Römer begreifen,

welcher den mächtigen Kaiser erst nach einen beharrlichen Widerstande begriffen hat? Zwischen diesem höchsten Institute auf Erden und den römischen Institutionen findet man nicht die geringste Analogie, die Attribute des *Pontifex Maximus* pflegt der Römer unter den kaiserlichen Gewalten kaum zu beachten, gewiss wird er den Satz: *Tu es Petrus et super hanc Petram....* für ein unverständliches Mysterium, vielleicht für ein Wortspiel halten, dennoch ist die Annahme dieses Grundsatzes unumgänglich nothwendig, wenn der Fortschritt im Spiritualismus nicht aufhören, die schon errungenen Siege des Spiritualismus, überhaupt die römischen Werke, durch den zunehmenden Materialismus nicht zu Grunde gehen sollen.

Vor und neben den Römern wirkten, wie wir sahen, (S. 347) die von Gott unmittelbar geleiteten Juden. Schon in seinen staatlichen Institutionen, findet der Jude die Erklärung des Hauptgrundsatzes der neuen Weltordnung, der Vollmacht des christlichen Hohepriesters, denn der irdische König unterstand dem jüdischen Hohepriester, die glaubenden Juden erwarteten den Messias, sie wussten genau, dass er der Sohn Gottes ist, folglich werden sie den Statthalter des göttlichen Propheten und Lehrmeisters begreifen. Offenbar musste der Römer vom Juden über den neuen *Pontifex Maximus*, wie der Jude vom Römer, über den Cäsar und das Apostoliren im Grossen belehrt werden. Erst wenn man das Wirken der Juden und Römer zusammen nimmt, erscheint das ganze Werk der Menschheit vollkommen.

Demnach unterliegt es keinem Zweifel, dass Gott neben der Theilung der Vorarbeit zwischen die Griechen und Römer, auch die eigentliche Arbeit, die Arbeit im Grossen, zwischen die Juden und die Römer theilte, die Ersteren zum kirchlichen, die Letzteren zum politischen Messianismus, die einen zur Erhaltung der wahren allgemeinen Lehre, die andern zum Aufbau eines allgemeinen Reiches, die einen und die andern zur Vorbereitung des Apostolirens und Katholisirens bestimmte, was die Juden sich dessen bewusst, die

Römer unbewusst erfüllten. Daher, um die Leistungen beider Völker zu verbinden, liess Gott Seinen Sohn unter den Juden zur Welt kommen und das Oberhaupt Seiner dem Tempel von Jerusalem entflorenen Kirche nach Rom ziehen; bis heute wird die katholisch - apostolische Kirche die römische genannt.

Uibrigens, da Rom nicht mehr im Spiritualismus fortzuschreiten vermochte, war den durch grosse Leistungen erschöpften Römern eine neue Thatkraft nöthig. Wohl hat ihnen Gott ein wunderbar in Sittlichkeit erhaltenes, mit juristischen, den abendländischen vollkommen entsprechenden Ideen ausgerüstetes Volk, die Germanen, zugesickt, um das Römerthum zu erfrischen, dessen Streitmacht zu beleben und die Wirksamkeit der Römer auf dem Gebiete der Eroberungskriege fortzusetzen, allein die Germanen waren nicht geeignet die Seele des Römers zu erquicken, sie kannten ihre eigene Sendung nicht und sollten erst von der Kirche belehrt werden, um als das gleichsam auserwählte Volk des neuen Testaments zu wirken; wirklich waren sie vor Jahrhunderten beordert Asien zu verlassen und schienen um Rom herum gelagert, die Ankunft der Kirche zu erwarten. Uibrigens sträubten sich die Herrn der Welt gegen das Eroberungsrecht der Germanen, diese machten jenen den Besitz mit den Waffen in der Hand streitig. Die Alten wollten vereinigen und erhalten, die Neuen wollten trennen und zerstören, die Welt war bedrohet; daher erschien eine spiritualistische Autorität nöthig, um den Kampf der Alten und der Neuen zu mässigen, ihm mittelst der Lehre eine gehörige Richtung zu geben und die Welt zu beschützen. Endlich, alle Regierungsformen haben sich abgenützt, die Theokratie, der asiatische Despotismus, das Priester-Königthum, die Demokratie und das Tyrannenregiment haben überall zur Auflösung geführt, selbst die Aristokratie, welche zur Monarchie geleitet wurde, fand keinen Ausgang zwischen der orientalischen Willkühr Eines und dem Abgrund abendländischer Partheien. Nur noch eine Regierungsform blieb ü-

brig, die älteste, die wahre Theokratie; daher hat Gott, nach erwiesener Unhaltbarkeit menschlicher Regierungen, im Abendlande eine göttliche eingesetzt, den Sitz der wahren Theokratie, den apostolischen Stuhl, aus Jerusalem nach Rom übertragen, damit die neue Kirche durch die falsche Theokratie Asiens, nicht wie die alte Kirche bewegt werde und das höchste Gut der Menschheit, die spiritualistische, die abendländische Gesittung zu beschützen vermöge.

In der That sind alle menschlichen Werke, wenn sie den Schutz der Kirche nicht verdienten, zu Grunde gegangen, das römische Kaiserreich zerfiel in Trümmer, die germanischen Eroberer, Herrn dieser Fragmente, gingen im Romanenthum auf und sind verschwunden, das römisch-deutsche Reich liess sich gegen die Auflösung und Selbst-Vernichtung nicht schützen, nur die Kirche blieb unvergänglich. Die neben dem Glanze des kaiserlichen Weltthrones auf der Asche des hl. Fischers (gleichsam auf dem Staub, Symbol des Vergänglichen, da Felsen und Staub durch den Allmächtigen dasselbe werden können) aufgebaute päpstliche Macht-Herrlichkeit wirkt ohne Unterbrechung (mag der Papst als Mensch gut oder böse sein) seit beinahe zwei Jahrtausenden und die Unfehlbare, unbeschränkt Vollmächtige auf Erden, wird, wie bis nun, mit Hilfe des Allwissenden und Allmächtigen bis zum letzten, über die gegen „Eine Heerde und Einen Hirten“ Ungehorsamen von Gott angesagten Gericht fortwirken.

Nicht vergebens haben demnach die Factoren der abendländischen Gesittung, die Juden, Pelasger, Griechen, Macedonier, Römer und ihre Nachfolger (Germanen, Deutschen) gewirkt. Die abendländische Gesittung ausser Stand gesetzt, auf dem menschlichen Wege weiter zu schreiten, wurde in die Lage gebracht den göttlichen Weg zu betreten. So liess Gott sein Werk (dessen Factoren Seine Werkzeuge waren) die abendländische Gesittung nicht fallen. Vollständig war das Ziel der Völkererschaffung erreicht, sobald der Kampf der Rationalisten mit Rationalisten zu Sätzen, welche an je-

ne der Offenbarung passten, die Römer und die Juden zu einigen gestatteten, geführt hat. Durch den Rationalismus, durch den hochmüthigen Aufbau Babels getrennt, allein durch den Kampf verbunden, vermag die Menschheit nach Jahrtausenden wieder, wie sie es im indischen Paradies gewesen, durch den Glauben zu Einer Familie vereinigt zu werden.

Bis nun wird Babel fortgebaut, bis zum letzten Gerichte werden diese undankbaren Versuche des Rationalismus stattfinden, dennoch würde auch Babel vermögen mächtige Reiche, wie das orientalische, selbst Reiche, wie das römische zu gründen, so müssten sie ebenfalls zerfallen, denn ihr Bestehen wäre der (schon auf dem menschlichen Wege erkennbaren) Bestimmung der Menschheit zuwider.

IV. Artikel.

Kampf des Orientalismus mit der abendländischen Gesittung; seine sittliche Nothwendigkeit und fortwährende Dauer. Forschungen über den allgemeinen Charakter des Orientes, seine Wirksamkeit und Sendung; verschiedene Meinungen hierüber. Der eigentliche Charakter des Orientes und Ursache der Dauer seiner Kämpfe mit dem Abendlande. Der Kampf beider Welten, das allgemeinste Gesetz der Geschichte.

129. (Entgegengesetzte Tendenzen beider Gesittungen; ihr unvermeidlicher und dauernder Kampf.)

Sobald Gott die Sätze der abendländischen Gesittung bestätigt hat und seine Kirche dieselben beschützt, so kann das Wesen dieser Gesittung keinem Zweifel unterliegen, es muss geistig, spiritualistisch sein. Hingegen ist der Orientalismus, wie wir sahen, rein materialistisch. Daher war der Kampf beider Gesittungen, wie jener zwischen Orientalen und Juden, unvermeidlich, und bevor noch die abendländische Gesittung zu ihrer Höhe von den Römern gebracht wurde, war sie stets von der orientalischen angegriffen. Ein Mitwirken zwischen der Humanität und dem menschenfeindlichen Orient lässt sich nicht denken; jeder von den drei Hauptfeinden der

Menschheit, welche der Römer mittelst humaner Grundsätze im Kirchen- Staats- und Völkerrecht bekämpfte, (S. 424) wurde von den Orientalen nach Kräften unterstützt, da sich der Orientalismus eben auf jene der Gesittung feindseligen Elemente stützt, den Grundsatz der Exklusivität im Innern und Aeussern durchführt, Bürger und Völker trennt und bloss die Kirche mit dem Staate vereinigt, damit der Geist dem Körper unterliege. Selbst die Vollständigkeit der abendländischen Gesittung, wie sie sich in der römischen Periode entwickelt hatte, wäre ohne diesen Kampf nicht möglich gewesen, denn wie es bei rechtgläubigen Juden der Fall gewesen, erstarkten auch die Grundsätze und Tendenzen der Griechen und Römer durch den Kampf mit den Orientalen, während die Letzteren ihrerseits durch die Heftigkeit des Kampfes verleitet, die römische Humanität stets leidenschaftlicher verneinten. Auf diese Art bildeten sich die beiden Kämpfer zu ihren entgegengesetzten Weltrollen aus, die abendländische Gesittung sittlicher als jene, vermochte immer weiter zu schreiten.

In der That, der Anblick der orientalischen Treue (*punica fides*), die Unmenschlichkeit asiatischer Despoten etc. spornten den römischen Geist zum Kampfe und zugleich zum Festhalten der Ehrlichkeit und Menschlichkeit, die Empörungen der Grachen und des Marius, dieser Träger orientalischer Ideen, Repräsentanten der Revolution, bahnten den Weg dem Sylla, die Reaction gegen diesen grausamen Wohlthäter Roms, hat die Herrschaft Caesars, folglich den Sieg des Kaiserthums und dadurch die Vollendung des abendländischen Staates und dessen Gesittung vorbereitet.

Diese Kämpfe des Orientes nicht nur mit den Römern, sondern auch mit den Griechen, die feindseligen Verhältnisse der Letztern mit den Persern, welche jedes Mittel der List und Gewalt gegen Griechenland erschöpft haben, die Verschwörungen Hannibals, des Mithridates etc. gegen das Abendland, die Repressalien desselben, umsichtige Friedensschlüsse der Orientalen mit den Occidentalen und ihr un-

vermeidlicher Bruch, solche Thatsachen erfüllen die alte Geschichte. Selbst der Tod des Alterthums vermag nicht die Kämpfenden zu trennen, wie den griechischen und römischen Bürger hasst der Orientale den Kaiser, den Christen, den Franken, Deutschen, Oesterreicher etc., bis nun sind beide Welten nicht ausgesöhnt, ihr Krieg dauert fort. Offenbar ist dieser Kampf ununterbrochen, gleichsam ewig und dadurch für die Geschichte Oesterreichs, welches aus ihm hervorgegangen, und für die Weltgeschichte, deren kürzesten Inhalt er ausmacht, äusserst wichtig.

Die sittliche Nothwendigkeit dieses Weltkampfes, die Bestimmung, welche ihm Gott gab (S. 344, 361), damit die durch den Unglauben getrennte Menschheit mittelst des Kampfes verbunden und zum Glauben geführt werde, ist auffallend, durch die Resultate der alten Geschichte erwiesen; wirklich vermochte, neben dem göttlichen Gesetze der Juden, das menschliche der Römer zu bestehen, beide verbanden sich gegen das unmenschliche Gesetz der Orientalen. Diese Sendung des Weltkampfes konnte in der neuen Epoche nicht aufhören, denn die Bestimmung der Menschheit ist dieselbe, die letzten Worte der alten Menschheit wurden ja zu ersten der verjüngten und erlangten noch mehr Deutlichkeit als in der frühern Epoche, damit die neue Menschheit ihrem Endziel näher rücke.

Offenbar sind die Ursachen eines solchen Kampfes nicht in factischen Anlässen, sondern in diesem bleibenden Grunde und in dem entgegengesetzten Wesen beider Gesittungen, in ihren unvereinbaren Tendenzen, zu suchen. Wohl durch's Interesse bewogen, aber vorzüglich desswegen, weil er anders fühlte, dachte und wirkte, hasste Hannibal den Römer, auch Cato folgte denselben Motiven und blieb dem Hasse gegen Carthago getreu. Die christliche Kirche, der jeder Hass fremd ist und die nur göttliche Interessen verfolgt, kämpfte die Kreuzzüge und griff die Bewohner des Orientes eben aus Liebe zu ihnen an, um sie dem schimpflichen Joche der Griechen und Mahometaner zu entziehen.

Auch Maria Theresia wirkte nicht aus kleinmüthiger Feindseligkeit gegen Catharina II.; überhaupt sind die frühern Kämpfe Oesterreichs mit dem türkischen, die gegenwärtigen mit dem russischen Orientalismus, durch vorübergehende Zustände nicht zu erklären und offenbar handelt es sich in diesen Kämpfen um die Zukunft der Kirche und der Menschheit, um Lebensfragen, und zwar nicht nur um irdische sondern auch um himmlische Lebensfragen. Sobald beide Gesittungen neben einander nicht zu bestehen vermögen, so ist es natürlich, dass jede ihre Existenz wahren, sich ausbreiten, ihren Todfeind vernichten will.

130. (Parallele zwischen dem bösen und guten Princip, bezüglich der Kraft.)

Auch die Gründe, wie es möglich wurde, dass dieser Zweikampf zweier Welttheile auf Leben und Tod immer dauert, ohne die Menschheit zu vernichten, ist uns schon einleuchtend. Sobald der Orientalismus materialistisch ist, der Materialismus auf gebrechlichen, hingegen der Spiritualismus, die abendländische Gesittung, auf festen, unvergänglichen Grundlagen beruhet, so vermag die Letztere die steten Angriffe der orientalischen List und Gewalt zurückzuschlagen, worauf sich der Orient erhohlen und zu neuen Angriffen vorbereiten kann; das böse Princip ist unversöhnlich, das gute mächtiger, dadurch die Erhaltung der Welt neben der Fortsetzung des Kampfes ermöglicht.

Diese Ansicht über die Stellung beider Principien, wird durch die Geschichte bestätigt. Sobald die Römer ein katholisches (allgemeines) Reich zusammengebracht hatten, so mussten sie auch den Orient bezwungen haben; wirklich sträubten sich nur die Parther gegen die Herrschaft der Cäsaren. Selbst dieses Hinderniss hätten die Römer überwunden, denn die Parther waren in der Epoche Cäsars und nach ihm ein rohes und zugleich verdorbenes Volk. Ueberhaupt gestattet die Geschichte Persiens eine deutliche Anschauung des Charakters der Orientalen und ihres unwiderrufflichen Geschickes. Eroberer unter Cyrus, Weichlinge unter Artaxerxes.

xerxes und Darius, erscheinen die Perser als zwei ganz verschiedene Völker, in der ersten Epoche treten sie als ein rüstiges Bergvolk und in der zweiten als das verdorbenste im Oriente auf; Persepolis ist mit den ältern Ninive und Babylon vergleichbar. In der dritten Epoche erlangen die Perser die alte Thatkraft wieder, allein schon ist ihre Cultur verschwunden, und dass die Macht der Parther nur der Zerstörungskunst fähig, kein haltbares Grossreich gegründet hatte, erhellt aus der gegenwärtigen Ohnmacht Persiens. Auch bezüglich der Cultur unterliegt der Orientalismus demselben Gesetze einer auffallenden Gebrechlichkeit, man denke nur der hohen wissenschaftlichen Stellung der Byzantiner und Araber und vergleiche sie mit der gegenwärtigen Barbarei dieser Söhne zweier orientalischen Kirchen. Mit Recht wird in Russland die Wissenschaft gehasst und verfolgt, denn auch die schönsten wissenschaftlichen Institute müssen ohne Sittlichkeit zu Grunde gehen, und die Sittlichkeit ist mit dem Bestehen eines orientalischen Staates unvereinbar. Ueberhaupt ist die Geschichte des Orientes eiförmig, äusserst monoton, da sich der Verfall jedes orientalischen Volkes durch denselben Mangel an Grundsätzen äussert, das Endresultat jedes Staates im voraus bekannt ist, die Begebenheiten keinen Raum für die Hoffnung einer Restauration gestatten.

Die Geschichte der Abendländer ist der orientalischen diametralisch entgegengesetzt, wie wir es in der Epoche des Alterthums sahen. Seit Gott die Germanen dem Oriente entzogen und auch den Papst aus Jerusalem nach Rom (denn die Autorität des von orientalischen Staaten umgebenen Hohepriesters, war nur durch die unmittelbare Regierung des göttlichen Königs, Jehova's, möglich) gesendet hatte, vermochte der Orientalismus nicht den Glanz der katholischen Einheit des Abendlandes, welcher in der hierarchischen Epoche seinen Höhepunct erreichte, zu hindern; vergebens kämpften Byzantiner, Araber, Parther, Mauren, Avaren, Mongolen, Tataren etc. Selbst seit diese Einigung, Ursache

eines mächtigen Aufschwunges des christlichen Geistes im Mittelalter, und welcher bis nun nie gänzlich nachliess, durch das orientalische, und in Folge dessen, durch das germanische Schisma, diesen Nachahmer des griechischen Protestes gegen das Papst- und Kaiserthum, auf eine echt orientalische, verwüstende Art zerrissen wurde, vermochte nie der Orient die Oberhand bleibend zu erlangen und seit den Niederlagen, die ihm Leopold I. und dessen Nachfolger beibrachten, hat er des Mitwirkens der Revolution im Abendlande ungeachtet, keinen vollständigen Sieg erkämpft. In der That, ist die russische Macht nur durch die orientalischen Intriguen und Künste, welche sie anwendet, gefährlich, im ernstesten Kampfe auf dem diplomatischen, wie auf dem Kriegs-Gebiete, hat sie sich nie mit Glanz geltend gemacht und die Thatkraft Russlands ist gewiss durch jene manches Staates zweiten Ranges verdunkelt; erinnern wir uns, dass im letzten Kampfe des Orientalismus mit den Abendlande, Russland sogar von dem ältern Repräsentanten des Orientalismus, von der Türkei geschlagen wurde und sich thatloser als das allgemein für abgelebt gehaltene Osmanen-Reich herausstellte.

Offenbar kann man den Weltkampf in jeder Hinsicht kennen lernen, da ihn Jahrtausende seit dem Ursprunge bis nun zu beleuchten nicht aufhören, wodurch auch die beiden Kämpfer deutlich bezeichnet sind.

131. (Forschungen über den allgemeinen Charakter des Orientes, seine Sendung und Wirksamkeit; verschiedene Meinungen hierüber.)

Dennoch wird einer von ihnen, der Orient, gewöhnlich verkannt, die obigen Ansichten, obschon sie aus den Begebenheiten fliessen, äussern sich in historischen Werken nicht, vielmehr werden ganz entgegengesetzte hervorgehoben. Wohl ist es auf den ersten Anblick kaum glaubbar, dass ein Theil derselben Menschheit vom andern so verschieden sein könnte und die Frage drängt sich auf: hat man das Recht den Orientalismus als den Repräsentanten der Sinnlichkeit, des

Lasters und der Vergänglichkeit anzusehen, den Orient als den Hauptsitz der Feindseligkeit gegen die alte Gesittung, und gegen die neue Kirche und Menschheit, gegen das Papst- und Kaiserthum zu betrachten? Waren und sind seine Vergehen und Niederlagen nicht etwa Ausnahmen oder Folgen unglückseliger Zustände, und in diesem letztern Falle, warum wendet Gott sein Antlitz stets vom Oriente ab? Ist es erlaubt den viel grössern und ältern Theil der Menschheit absolut zu verdammen, vor Allem da im Oriente christliche Helden wirkten und starben, als Kirchenväter und Martyrer glänzen? Endlich, ist es annehmbar, dass der freie Wille des Menschen, die alleinige Ursache guter und böser Handlungen, im Oriente stets gefesselt, hingegen der Rationalismus immer entfesselt war? Darf man zulassen, dass es privilegierte Regionen gegen die Wirkung der hl. Schrift gebe und das für Alle, ohne Ausnahme, bestimmte Christenthum sich nur in einigen Ländern mit Macht zu äussern und Wurzeln zu schlagen vermöge?

Auf diese Fragen zu antworten ist, strenge genommen, die Geschichte nicht verpflichtet, sie könnte sich mit dem Factum begnügen, dass der Rationalismus immer mit einer grossen Intensität im Orient vorherrschte, dass der Orient im Kampfe des Geistes mit dem Körper endlich dem Letztern immer zufiel, wodurch sich der Materialismus in jenem Welttheile personificirte, was schon durch das hierüber Gesagte erwiesen ist. Obgleich auch der Occident durch den Rationalismus oft sündigte und noch sündigt, zu grässlichen Verbrechen und Revolutionen sich verleiten liess, so hat er dennoch vermocht den Materialismus immer zu besiegen und setzt den Kampf mit ihm fort. In diesem Kampfe wurde der Occident vom Oriente nicht unterstützt, im Gegentheil hat der Orient, mit seiner Kirche und Regierung an der Spitze, den Grundsatz der Revolution gegen den Geist nicht allein durch eigene Muster, sondern auch durch materielle Kräfte, die er jeder haltbaren Empörung gegen die legitime Autorität lieh, gefördert und vertheidigt, obschon die orien-

talische Menschheit älter, hiemit zu guten Beispielen, zur Vertheidigung des Guten noch mehr als die jüngere, (welche jener oftmahl die Hand zur Besserung reichte und reicht) verbunden ist. Man lese nur die Geschichte der christlichen Ketzereien, um deutlich zu sehen, wie der stets rationalistische, zu Subtilitäten geneigte, nach Sophismen haschende Orient schon in den ersten christlichen Jahrhunderten Ketzerei auf Ketzerei häufte, während der Occident den Lehren und Beispielen des ältern Bruders (gleichsam Vaters) widerstand und der hl. Mutter folgte. Wie viele Kämpfe hatte die Letztere, obgleich im Oriente entstanden, mit ihrem (gleichsam) Geburtsorte zu bestehen gehabt, und dennoch ist dort ihre Herrschaft kaum sichtbar!

Allein eben dieses wichtige, zur Beurtheilung des Orients mit Gewissheit wichtigste Factum, wird gewöhnlich nicht beachtet, auch die Kämpfe des Orients mit dem Occidente hat die Wissenschaft im Zusammenhange, seit den Anfängen bis zu den Resultaten, nie verfolgt. Daher die verschiedenartigsten, sogar widrigsten Ansichten über den Orient. Oft werden seine Leistungen hochgeschätzt, seine Laster geläugnet, wenigstens entschuldigt, für Viele, (welche das Göttliche mit dem Menschlichen verwechseln) wird er als der Aufklärer der Menschheit gepriesen. Prüfen wir diese Meinungen, um den eigentlichen, den immerwährenden Charakter des Orients zu bestimmen und hierin die Ursache seiner unausgesetzten Feindseligkeit gegen die Humanität des Occidentis zu suchen.

Bemerken wir vor Allem, dass sogar die Bedeutung des Ausdrucks: Orient nicht festgestellt ist; gewöhnlich versteht man darunter Indien, China, Vorder-Asien und Egypten, das übrige Africa, Provinzen Carthago's, Mauritaniens, des arabischen Kalafates etc. werden ohne Grund ausgeschlossen, und es gefiel den Schulen nicht, die Mongolen, Tataren etc. zum Oriente zu zählen, wahrscheinlich desswegen, weil die Weisen und Ritter dieser Völker mit dem Poetisiren des Orients kaum vereinbar sind. Uibrigens wäre die physische

Begränzung des Orientes von keiner Bedeutung, man muss ihn nach dessen Geiste, nach dem Orientalismus, bezeichnen, denn ohne Zweifel beseelte Algerien in der Epoche des hl. Augustinus und in jener Carls V. ein gänzlich verschiedener Geist, auch Ost-Polen in der Zeit Johanns Casimir der hl. Jungfrau besonders geweiht, nun dem orientalischen Götzen geopfert, äussert sich nicht auf dieselbe Art.

Dennoch versuchen Philosophen, Polygraphen, Philologen etc. den allgemeinen Charakter des Orientes aufzufinden, worin sie freilich nicht übereinstimmen können. Einige bezeichnen ihn als monoton, als den Sitz der Unbeweglichkeit, als das Symbol des Conservatismus in Ideen und Institutionen, Andere hingegen betrachten den Orient als die Mannigfaltigkeit selbst, welche sich durch einen vielfachen Fortschritt und ein stetes Ideenleben äussert. Die Erstern entkräften ihre Autorität durch die unhaltbaren Gründe, die sie anführen, so sagt *Ballanche*, (*Palingénésie sociale*) dass der Orient desswegen unbeweglich ist, weil er die Sendung hat, „die ewige Quelle unserer fortschreitenden Bestimmung zu sein.“ Diess ist ein Sophisma (*petitio principii*) eine Annahme dessen, was eben zu erweisen wäre. Für dieselbe Meinung, dass „Asien zum Schauplatz der Unbeweglichkeit von der Natur bestimmt zu sein scheint“ führt *Cousin* (*Cours d'histoire de la philosophie*) an: „das unermessliche Festland vom unermesslichen Ocean umgeben, entnuthigt den Menschen statt ihn anzuziehen“ Als Allegorie eines erwiesenen Satzes, könnte diese Erklärung Geltung haben, nicht aber als philosophischer Grund, denn man sieht nicht ein, warum der Anblick eines grossen Landes den Menschen entnuthigen sollte, und wie die entnuthigten Asiaten zur ewigen Quelle der fortschreitenden Bestimmung des Abendlandes werden können.

Auch Jene, welche die Wirksamkeit des Orientes für mannigfaltig und beweglich halten und die Leistungen der orientalischen Völker, „da den Letztern nur der Geburtsort gemeinschaftlich ist,“ (so sagt *Remusat*, *Melanges posthumes*

d'histoire et de littérature orientale) unterscheiden, bringen kein Ergebniss dieser mannigfaltigen Thätigkeit vor. Uiberhaupt preisen die Orientalisten den Orient, sie klagen das Abendland der Ignoranz an, sie versprechen seit einem Jahrhunderte die unermesslichen in der asiatischen Litteratur, in Confessionen etc. verborgenen Schätze ans Tageslicht zu bringen, und dennoch ist bis jetzt nichts von dieser Art zum Vorschein gekommen. Die Philologen haben ihrer Mühe ungeachtet alle Völkersprachen auf eine ursprüngliche nicht zurückgeführt, ihre Werke erinnern lebhaft nur an Babel; dass es ursprünglich nur eine Sprache, die von Gott dem Menschen verliehene gab, wusste man vor den Philologen, allein auch dieses wusste man, dass die Philologen nicht entwirren werden, was von Gott verwirrt wurde.

Die so häufig angestellten und mit Eifer betriebenen Forschungen über die Theologie der Indier und anderer Orientalen, werden zur Auffindung geistiger Schätze des Orientes gewiss nicht führen, denn eine Folge ohne Ursache lässt sich nicht denken, die Ergebnisse des falschen Glaubens sind immer, selbst für den menschlichen Verstand, ein Unsinn und gewiss vermögen asiatische Secten nicht mehr Interesse als die europäischen zu erregen. Das bis nun durch die Mühe leichtgläubiger Protestanten und Rationalisten in der indischen Litteratur Gefundene, glänzt weder durch eine classische Form, noch durch einen kräftigen Gedanken und zeichnet sich alleinig durch Abgeschmacktheit und unverständliche Schwärmerei aus. Vergebens, wie bis nun, werden die Panegyristen der Unsittlichkeit und des Unsinnns wirken.

Ruhiger und richtiger als die Orientalisten verfuhr *Montesquieu*, er begnügt sich mit der Darstellung des ungeheuern Unterschiedes zwischen den Asiaten und Europäern, den er scharf bezeichnet und gibt sich bloss Mühe die Institutionen und Gebräuche des Orientes zu entschuldigen, durch klimatische Einflüsse zu erklären. Obschon man die Kraft derselben, vor Allem jene der Topographie und der Nachbarschaft nicht läugnen kann, so ist dennoch die absolute Macht

des Klima keineswegs annehmbar, dem Princip der Freiheit und der moralischen Würde des Menschen, selbst dem alt-römischen Begriffe von der selbstständigen Thatkraft (*virtus*) zuwider. Auch die Geschichte spricht gegen *Montesquieu* und erweist, dass nicht nur einzelne Kirchen und Stämme, sondern auch ganze Völkerschaften und Länder im Oriente blüheten; gewiss steht das Martyrologium des Orientes jenem des Occidentes kaum nach, zwischen den morgenländischen und abendländischen Kirchenvätern unterscheidet die stets Eine Kirche nicht. Nicht destoweniger vertheidigt der französische Philosoph und Polygraph auch die grässlichsten Institutionen und Laster der Orientalen als ganz natürliche Erscheinungen und nothwendige Zustände. „Die Regierung“ sagt er „soll in Asien immer despotisch sein ¹⁾ „nie wird in Asien das Heldenthum der Knechtschaft aufhören“ ²⁾. Herzlich freut sich dieser Liberale, dass in Asien „der Despotismus und die Knechtschaft immer gleichen Schrittes gingen“ auch die Harmonie zwischen der Despotie und der mahometanischen Kirche, scheint ihm viel Vergnügen zu machen. Bezüglich sittlicher Institute bemerkt *Montesquieu*: „in diesen (orientalischen, heissen) Ländern bedarf man der Kegel statt der Regel“ ³⁾. Schon in Folge seiner Philosophie, die Zustände des menschlichen Geistes durch das Klima zu erklären, erkannte er die Unbeweglichkeit des Orientes, freilich sah er sie nicht als den Grund der Gesittung an, wie es die Neuern thun, sondern als die Folge der geistigen und körperlichen Trägheit der Orientalen, ihrer Unfähigkeit zur Thatkraft und Anstrengung ⁴⁾, er bemerkt, dass „die Indier als den vollkommensten Zustand und den Gegenstand ihrer Wünsche die gänzliche Unthätigkeit betrachten

¹⁾ *Esprit des Loix. liv. XXII, 6.*

²⁾ *Ibidem.*

³⁾ *Dans ces pays, au lieu de préceptes, il faut des verroux. Liv. XVI, 8.*

⁴⁾ *Liv. XIV, 4.*

und oft ihrem Gott den Beinamen des Unbeweglichen geben“ ¹⁾).

Offenbar ist *Montesquieu* kein Panegyrist des Orientes, obschon er durch einen Widerspruch mit sich selbst orientalische Moralisten hervorhebt. Im Ganzen hat er zur Erkenntnis des Orientes nicht wenig beigetragen, seine Irrthümer, Folgen eines falschen Systems, sind leicht zu berichtigen, mit Hilfe der neuern Geschichte zu widerlegen. So zählt er (immer des Klima wegen) die Tataren und Russen nicht zum Oriente und lässt sich durch die Revolution der Fürsten Dolgoruki unter der Regierung der Czarinn Anna irreführen: „Obschon der moscovitische Adel von einem seiner Fürsten in die Knechtschaft verstossen worden ist, wird man in Russland dennoch jene Züge der Ungeduld immer wahrnehmen, welche das südliche Klima nicht zulässt. Haben wir dort die Einführung einer aristokratischen Regierung, während einiger Tage nicht gesehen? Mag auch ein anderes Königreich des Nordens seine Gesetze eingebüsst haben, immer kann man sich auf das Klima verlassen, das Königreich hat seine Rechte nicht unwiderruflich verloren,“ ²⁾. Dennoch hat das Klima nicht geholfen, der russische Adel seufzt immer unter dem Joche Peters I.

Auch sehr wesentliche, in der Geschichte sichtbare Eigenthümlichkeiten des Orientes, entgingen der Aufmerksamkeit des *Montesquieu*; er wird kaum dieser ungeheuern und beharrlichen Macht gewahr, welche der durch Hochmuth, Götzendienst und Unmenschlichkeit fanatisirte Orient zu entwickeln und gegen den Occident nicht nur gegen die Griechen und Römer, Franken, Kreuzfahrer zu richten vermochte. Überhaupt fehlt es diesem geistreichen und gelehrten Schriftsteller an einem festen Begriffe vom Orientalismus, da er den Letztern mit der Grundlage und dem obersten Gesetze der Geschichte, mit der Bestimmung der Menschheit, mit

¹⁾ Liv. XIV, 5.

²⁾ Liv. XVII, 3.

der Katholicität, nicht vergleicht, allein dieses Verfahren lag dem XVIII. Jahrhunderte, in welchem er glänzte, fremd. Die historischen Facten waren ihm willkommen, er prüfte sie genau, nicht um sie zu einem Ganzen zu bilden, durch Grundsätze zu beleben, sondern um sie einzelnweise zu analysiren; Institutionen und Gebräuche waren für ihn bloss Probleme des Verstandes, ohne Rücksicht auf höhere allgemeine Gründe und mit alleiniger Beachtung der Geographie. Daher entbehrt seine Geschichte (*de l'Esprit des loix*¹⁾) eines sittlichen Schlusses und selbst jeder Färbung, überall sieht man den Schriftsteller, nirgends den Menschen, vielweniger den Christen. Es war ein Mann des Uiberganges zwischen dem Zweifel am Bestehenden und zwischen dem Glauben an die anrückende Revolution. Stets unentschlossen, theils mit dem historischen Recht der Aristokratie sympathisirend, theils dem Liberalismus und sogar der Egalität zugethan, betrachtete er das Christen- und Königthum als eine Form, deren Aenderung mit dem Bestehen des Wesens menschlicher Getellschaften vereinbar ist. Tollerant selbst für den Protestantismus und für die Republik (welche er anderseits mit Recht als für einander geschaffen ansieht) gleichgültig gegen ewige Grundsätze, scheint er desswegen für die Wissenschaft gelebt zu haben, um einst zu untersuchen, warum der Mensch lebt. Man könnte diesen sceptischen Historiker mit einem Anatomisten vergleichen, der die Organe des menschlichen Körpers sorgfältig beobachtet, durch deren Verletzung sich jede Krankheit vorstellt, allein um Heilmittel und den ganzen Organismus unbekümmert, die Frage, was die Seele sei, nie beachtet. Nicht solche Cha-

¹⁾ Wörtlich: Uiber den Geist der Gesetze, aber dem Inhalt nach, ein Werk, welches man nach dem Sprachgebrauch zur philosophischen Geschichte zählen würde; im Grunde genommen, verhält sich die philosophische Gesetzkunde zur Geschichte, wie der Theil zum Ganzen.

raktere und indifferente Geister sind berufen, Geschichte zu schreiben ¹⁾).

Selbst ein grosser Synthetiker, dem gewiss christliche Gefühle nicht fehlten, und welcher die Wahrheit eifrig suchte, *Chateaubriand*, liess sich von den grossartigen Erscheinungen des Orientes bezaubern. Im unsterblichen Werke *les Martyrs* ²⁾ stellt der Verfasser mit der ihm eigenen poetischen Kunst, den allgemeinen Charakter des Orientes auf: „Der Ensiedler nahm das Wort: Bekenner des Glaubens, schau um dich herum. Sieh diesen Orient, von dem alle Religionen und alle Revolutionen der Welt (*de la terre*) ausgegangen sind; sieh Egypten, welches schöne (*elegants*) Götter deinem Griechenland und hässliche (*informes*) Götter den Indiern gab; sieh die Wüste von *Sur*, wo Moises das Gesetz empfing; Jesus Christus erschien in diesen Ländern und der Tag wird kommen, an dem ein Nachkomme Ismaëls

¹⁾ Während der Regierung Ludwig Philipps, der *faits accomplis*, gab es viele *Montesquieu*. Noch mehr als unter Ludwig XV. verfiel die Achtung gegen das christliche Königthum und die päpstliche Oberherrlichkeit, äussere Formen genügten, der ehrliche Kampf ant-royalistischer und ant-christlicher Partheien, war vom Conservatismus gebilligt, eine wechselseitige Tolleranz erschien als Mittel, des politischen und religiösen Zweifels ungeachtet, den Staat bestehen zu lassen. Daher auch die Tolleranz für den ultramontanen Glauben und den Unglauben an die parlamentarische Verfassung. Dass der Ultramontanismus und die Verachtung des Franzosen gegen die souveränen Kammern (die nur inmitten eines blöden Volkes und zu Gunsten einiger Charlatane bestehen können), obschon diese Gefühle geeignet sind, alles vor und seit dem *Montesquieu* zusammengebrachte Geschwätz über den Haufen zu werfen und Frankreich den Rückweg in dessen schönste Zeit in die Epoche der Kreuzzüge, antreten zu lassen, ist schon bemerkt worden.

²⁾ Ein christliches Heldengedicht, die Handlung ist aus der Zeit der Christenverfolgung unter Diocletian, am Ende des dritten Jahrhunderts.

den Irrthum ¹⁾ unter dem Zelte des Arabers wiederherstellen wird. Die geschriebene Sittenlehre ist gleichsam eine Frucht dieses fruchtbaren Bodens. Nun, bemerke, dass die Völker des Orientes gleichsam zur Strafe einer grossen Empörung, welche ihre Väter wagten, beinahe immer den Tyrannen unterstand: also (wunderbares Gegengewicht!) die Sittenlehre ist neben der Sklaverei geboren, und die Religion ist uns vom Lande des Unglücks zugekommen. Endlich, diese Wüsten blickten auf die Armeen des Sesostris, Cambyses, Alexander, Cäsar. Jahrhunderte der Zukunft, ihr werdet nicht minder zahlreiche Heere ²⁾ und nicht minder berühmte Kriegsführer hieher führen! Alle grossen Bewegungen, welche sich der Menschheit mittheilten, sind von hier herausgegangen, oder sie haben sich hier zerschlagen. Eine übernatürliche Energie erhielt sich in den Gegenden, wo der erste Mensch das Leben empfing; etwas Wunderbares scheint noch an der Wiege der Schöpfung und an der Quelle des Lichtes zu haften ¹⁾“.

Jeder Satz dieses grossen philosophisch - historischen Bildes, ist der Geschichte und dem Wesen des Orientes gemäss. Wirklich entstanden alle Religionen und alle Revolutionen (rationalistische Systeme) im Orient; dieselben Traditionen wurden von den Orientalen immer entstellt, von den Griechen verschönert. Auch die Ursache der Tyrannei und der Sklaverei des Orientes, die grosse Empörung der Ahnen, (die Erbsünde und die Beharrlichkeit der Orientalen in derselben) ist richtig. Allein der sechste Satz: Alle grossen Bewegungen.... ist nur relativ wahr, auf die Unternehmung Alexanders, und der Kreuzzüge, welche an der Widerspannigkeit des Orientes scheiterten, allerdings anwendbar, nicht aber auf andere ebenfalls grossartige Bewegungen, welche vom Oriente ausgingen. So wurde die Völkerwanderung

¹⁾ den Mahometanismus.

²⁾ die Kreuzfahrer.

³⁾ *Mart. liv. XI.*

durch den Occident aufgehalten, der Stoff den sie brachte, zum Aufbau wohlthätiger Mächte, wie Oesterreich und Frankreich, benützt. Das Christenthum, welches (bezüglich des Ortes) im Oriente entstand, hat sich dort durch Jahrhunderte behauptet und scheitert keineswegs am Widerstande der Orientalen, wie es die Zerstörung des russischen Carthago, die Vernichtung seiner Flotten, das Verboth ihres Wiederaufbaus erweisen. Was im letzten Satze von der übernatürlichen Energie der Orientes gesagt wird, ist auch nur in der Bedeutung der orientalischen Verstocktheit, und keineswegs im Sinne einer geistigen Thatkraft annehmbar.

Hingegen ist das über die geschriebene Sittenlehre vom Chateaubriand Ausgesagte gänzlich unwahr, denn die Sittenlehre des Moses und anderer Propheten hat die göttliche Lehre, nicht der Orient geschrieben. Ausser der Offenbarung, den Sätzen der jüdischen und der christlichen Kirche, welche unmittelbar von Gott kommen, die Frucht des Himmels und keineswegs des „fruchtbaren Bodens“ sind, soll man alle übrigen Sätze des Orientes als absolut falsch verwerfen und gewiss werden die Verehrer Chateaubriand's, selbst mit Hilfe aller Orientalisten, keinen einzigen haltbaren Satz orientalischen Ursprungs aufzuweisen vermögen. Also hat auch dieser christliche Schriftsteller durch die Unachtsamkeit des Dichters verleitet, die Leistungen des Orientes übertrieben.

Allein, als er das Verhältniss des Orientes zum Christenthum und die Parallele zwischen dem Erstern und dem Occidente eigens behandelt, athmet jeder Satz die reinste Wahrheit: „Du weisst“, fährt der Einsiedler fort, „wie das Christenthum mit Hilfe der Sittenlehre ¹⁾ die gebildeten Völker

¹⁾ Ich verstehe hier nicht die eigentliche Sittenlehre, sondern den Innbegrif der Philosophie und der Politik, und gewiss hat die Philosophie des Christenthums und die Erhabenheit des kirchlichen Organismus auf Denker und Staatsmänner einen tiefen Eindruck gemacht.

Italiens und Griechenlands durchdrungen hat; du weisst, wie das Christenthum sich durch die Liebe inmitten barbarischer Völker Galliens und Germaniens festsetzte; *hier, unter dem Einflusse einer Natur, welche den Geist zur Verstocktheit leitet und dadurch die Seele schwächt* ¹⁾, bei einem Volke, welches durch seine politischen Institutionen ernst, und durch sein Klima leichtsinnig ist, wären die Liebe und die Sittenlehre nicht hinreichend. Die Religion Jesu Christi kann in die Tempel des Ammon und Isis nur unter dem Schleier der Busse eindringen. Es ist nothwendig, dass sie der Weichlichkeit das Schauspiel aller Entbehrungen darbringe; es ist nothwendig, dass sie dem Betrug der Priester und der Lüge falscher Götter sichere Wunder und wahre Orakel entgegensetze; ausserordentliche Aeusserungen der Tugend können allein die Menge dem Circus und dem Theater entreissen: wenn die Menschen grosse Verbrechen begehen, *so ist eine grossartige Sühne nöthig, damit der Ruhm der Letzteren die Ruchbarkeit der Ersteren aufhebe*“.

„Diess ist der Grund der Einführung dieser Missionäre, welche mit mir beginnen und in diesen einsamen Orten sich stets erhalten werden. Bewundere unser göttliches Oberhaupt, welches seine Miliz, je nach den Orten und den Hindernissen, mit den sie zu kämpfen hat, abrichtet. Betrachte die zwei Religionen, welche hier Leib gen Leib kämpfen werden, bis nicht eine die andere zu Boden wirft“ ²⁾. Ohne

¹⁾ *ici, sous l'influence d'une nature qui affaiblit l'âme en rendant l'esprit obstiné*; Gewiss ist diese Bemerkung über die Natur des Orientes eine besonders tief sinnige.

²⁾ Ich glaube aus diesem und andern Werken Chateaubriand's wahrzunehmen, dass er die Thatkraft der Orientalen und dadurch auch die Macht der orientalischen Kirchen überschätzte, was ich mir bei einem so grossen Historiker (selbst der unchristliche Augustin Thierry hat seine Autorität anerkannt) durch die Zeit und die Stellung, in denen er wirkte, erkläre. Liebend, wie ein wahrer Christ, allein durch eine zarte Gemüthlichkeit mehr Dichter als Staatsmann, vielmehr zum Belauschen

Zweifel ist diese Darstellung der Feindseligkeit des Orientes gegen die wahre Kirche, eine der gelungensten Stellen in der Litteratur der philosophischen Geschichte, ein Muster des Wahren und Schönen, ein Denkmahl der christlichen Kunst.

Schon nach dieser Autorität kann man die Ansichten der früher genannten Schriftsteller beurtheilen. Jene welche den Orient für unbeweglich, monoton, und Jene, welche ihn für mannigfaltig und fortschreitend halten, haben Recht und zugleich Unrecht. Die Erstern haben Recht, wenn sie die intellectuellen, sittlichen und juristischen Resultate der orientalischen Wirksamkeit betrachten, denn diese sind null, die Orientalen haben kein Contingent zur Humanität gestellt, ausser den mechanischen Wissenschaften, haben sie keine andere bereichert, kein lesbares Gesetzbuch verfasst, nur unsittliche Institute organisirt. Die Letztern haben Recht, wenn sie auf die Facten, auf die steten Umwälzungen orientalischer Staaten, die heftigen Kämpfe zahlreicher Secten Indiens, Arabiens, China's etc. reflectiren. Gewiss sind die Orientalen so thatlos nicht, wie es *Montesquieu* zu glauben

„der Lerche von Verona“, als zur Discussion mit den wohlthätig strengen Ansichten Oesterreichs am Congresse zu Verona, dem er beiwohnte, berufen, liess er sich durch Russland, welches, seit dem Ende des XVIII. Jahrhunderts die Rolle des Weltretters, des Erlösers der Griechen von der türkischen Bothmässigkeit etc. spielte, täuschen und folgte dem Beispiele dieser eitlen Gallicaner, welche so leicht in die Schlingen der russischen List fallen. Als herzlicher, gewiss reiner Royalist, war Chateaubriand nicht geeignet, die Grösse des unumgänglich nothwendigen Systems Napoleons I. zu würdigen, vor Allem, da die Verbrechen des Kaisers gegen die Kirche der Opposition des frommen Schriftstellers eine religiöse Grundlage verliehen. Hätte dieser grosse, stets nach Jerusalem und Rom blickende Geist die Epoche, in welcher der Neffe Napoleons die ewige Stadt befreite und mit Hilfe Oesterreichs für das hl. Kreuz mit dem Oriente kämpfte, gleichsam den Grundstein zum Wiederaufbau der hl. Sophienkirche gelegt, erlebt!

scheint. Vielfältige Empörungen der Satrapen, der Blutsfreunde etc. regelmässige Gift- und Dolch-Reformen, Pallastrevolutionen, Friedensschlüsse um den Hinterhalt und Verath zu erleichtern etc. bewegen den Orient bis nun. Wer ist im Stande die grässlichen Revolutionen zu zählen, welche in afghanischen, indischen, chinesischen, persischen etc. Ländern seit Jahrhunderten vor sich gehen?

131. (Eigentlicher Charakter des Orientes. Definition des Orientalismus.)

Offenbar ist der Orient im Geistigen unbeweglich, mit Starrsinn hält er an alten Vorurtheilen, allein im Körperlichen entwickelt er die mannigfaltigste Thätigkeit, die Gestalten modificirt er ins Unendliche, das Wesen, kann dadurch nicht ändern, selbst das raffinirteste Laster bleibt, aller Formen ungeachtet, und selbst, wenn es durch Kirche und Staat gefördert wird, immer das Laster. Daher unterscheiden sich die gegenwärtigen Orientalen, von jenen, welche die hl. Geschichte darstellt, nicht im Geringsten. Seit Jahrtausenden ist die Hauptstadt eines jeden mächtigen orientalischen Reiches Ninive und Babylon. Grundsätze, Institutionen, Gebräuche sind dieselben, und, wie *Montesquieu* richtig bemerkt, selbst die Tracht hat seit einem Jahrtausende nicht geändert. Auf die Hauptfragen der Menschheit antworten die Orientalen immer auf dieselbe Art, die Kirche untersteht, wie ehemals dem Cambyses etc. so nun dem Padischah, Czaren etc. Sobald die Hierarchie zwischen Kirche und Staat nicht besteht, ist jede andere, so heute wie früher, unmöglich, ob Geistliche oder Lajen, Ritter oder Knappen, darnach fragt der Orientale nicht, nur die straflosen Uibermächtigen neben degradirten Ohnmächtigen, nur grausame Despoten und erniedrigte Slaven, bilden die Grundlagen der Ordnung in der Kirche, im Staate, im Dorf, wie in der Armee und selbst am Hofe. Die Sittlichkeit des Cabinets entspricht vollständig jener der Regierung, die Tractate mit den Afghanen, Russland etc. sind nicht zuverlässiger als es die Friedensschlüsse mit Pharao, Carthago und Jugurtha waren. Selbst die Seele des ganzen Systems, der

Alleinherrscher, Despot etc. hat seit Jahrtausenden nicht geändert; wie die Propheten und die Griechen den König der Perser und anderer Orientalen schilderten, diess ist bis nun der Autokrat im Oriente, nicht als der Liebende, sondern als der Strafende, Gewaltsame dargestellt, wird er dennoch stets vergöttert. Die Gesetze des Manou, welche an die Gottheit des königlichen Kindes zu glauben befehlen, leben bis nun in der Ueberzeugung des gemeinen Volkes aller orientalischen Staaten; die tatarischen Chane werden als höhere Wesen betrachtet; immer sind die Alleinherrscher des Orients Götter oder deren Stellvertreter, Verwandte der Sonne etc. Auch hierin stimmen die alten und die neuen Orientalen überein, dass dieser äussere, bloss für die Menge bestimmte Cultus den Autokraten gegen Pallast-Revolutionen nicht schützt, denn sonst könnte ein menschliches Herz auf dem Throne die vieltausendjährige Verfassung umstürzen die systematische Verdammung Aller hindern, die Rechnung Einiger verkürzen.

Damit aber neben der durch den Staat gefesselten Kirche und neben dem oft ermordeten Staate, nicht etwa die Familie den Conservatismus gefährde, ist sie aufgehoben, die Eltern sind befugt ihre Kinder zu verkaufen, dort hingegen, wo die Familie dem Nahmen nach besteht, werden die Kinder im moralischen Sinne des Wortes verkauft, in der Kunst der Gewaltsamkeit, besonders der List unterrichtet, über die Gewandtheit, als die höchste menschliche Eigenschaft sorgfältig belehrt.

Auf diese Art wusste und weiss der Orient den *status quo* seiner Grundmaximen zu wahren, inmitten der durch die Unterordnung der Kirche lebendigen, im Grossen verkörperten Revolution, gegen gefährlichere Revolutionen, wie es etwa die Humanität wäre, zu sichern.

Nur im Guten ist der (von Vielen als geistig fruchtbar angeschene) Orient unstandhaft und veränderlich, wie es der Verlust seiner ehemals hohen Cultur erweist. Diese Folge ist ganz natürlich, denn ohne die Sittlichkeit muss

selbst die höchste Cultur fruchtlos abblühen; die gegenwärtige geistige Ohnmacht des Orientes, ist als eine Reaction gegen den Rationalismus, welcher dort allgemein und mit einer besondern Kraft wirkte, zu erklären, denn durch falsche Grundsätze wird der Verstand stets geschwächt und nach dauernden Negationen tritt eine Leere ein, welche den müden, niedergeschlagenen Geist immer mehr entmuthigt und ihn sogar zur Verzweiflung führt, gleichsam zur Abdication zwingt, wenn ihm der belebende Glaube nicht entgegenkommt.

Dass die Cultur im Oriente früher als im Occidente bestehen und überhaupt alles Grosse sich dort früher äussern musste, ist auch ganz natürlich, sobald die Wiege der Menschheit und das Grab Gottes sich im Oriente befinden. Dort wirkte Jehova, Moses und die Propheten, Jesus und Seine Aposteln, allein auch dieses Privilegium des Alters und Vaterlandes, verschmäheten die Orientalen, um sich dem göttlichen Gesetze und dem Einflusse des spiritualistischen Abendlandes zu entziehen.

Man könnte demnach den Orientalismus ungefähr so definiren: es ist der Innbegriff jenes Ideensystems, (vor Allem, der Kirchen- Völker- und staatsrechtlichen Ideen), welches den Geist nicht als den Zweck, als das Höchste in der Menschheit ansieht, sondern sich des Geistes, als eines Werkzeugs der Materie, zur Befriedigung des Materialismus bedient. Aus dieser Definition wären alle Erscheinungen erklärbar; warum der Orientale den Staat der Kirche unterordnet, den Monarchen nur mit Macht ausrüstet, ihn aber mit royalistischen Gefühlen nicht umgibt, den Alleinherrscher als einen furchtbaren Gewaltträger, nicht als den Landesvater betrachtet; warum der Orient die Familie aufhebt oder degradirt; warum die Orientalen selbst die mit orientalischen Völkern geschlossenen Tractate stets brechen, warum sie, sogar wenn der Glaube, wie bei den heutigen Türken und Russen schon gänzlich verschwunden ist, dennoch im Nahmen der Religion (z. B. des hl. Russlands) Kriege erklären, oder ohne

Kriegserklärung Länder überfallen; warum jedes Gesetz im Oriente zur Willkühr, jede selbst gute Verordnung zum Drucke führt; warum der Orientale die Wahrheit höchstens durch Allegorie auszudrücken wagt, die List als eine Tugend ansieht, den Glauben an die Vorsehung verschmäh't und das Joch des Fatalismus gerne trägt,— ist aus dem systematischen Zusammenhange der orientalischen, stets gegen die Seele und für den Körper gerichteten Wirksamkeit ersichtbar.

132. (Ursache der Beharrlichkeit des Orientes im Materialismus und im Kampfe mit dem Occidente: die gänzlich verfehlte Erziehung der Orientalen.)

Allein warum ist der Orient seit Jahrtausenden materialistisch und böse, dem Glauben und selbst der Humanität feindselig? warum liess er sich, aller Niederlagen und schlimmer Folgen ungeachtet, eines Besseren nicht belehren? warum setzt er seinen gleichsam ewigen Kampf mit dem Occidente fort? Obschon die Geschichte, wie gesagt, nicht verpflichtet ist auf diese Frage zu antworten, vermag sie es vielleicht zu thun. Ich würde die Ursache dieser Verstocktheit des Orientes in seiner ungünstigen, stets unterbrochenen Erziehung suchen. Wir sahen in der ältesten Geschichte, dass die Grundlage des Orientalismus in der absichtlichen Verneinung der Offenbarung, in der fanatischen Verehrung der Götzen bestand, dass der Orient der älteste Schismaticer und zwar ohne guten Glauben war, falschen Doctrinen wissentlich folgte; gewiss sind falsche Lehren geeignet den freien Willen des Menschen zu fesseln und ihn zum Bösen zu leiten. Ist das Böse allgemein, ein System geworden, dann könnten nur aussergewöhnliche Mittel dem gefesselten Willen seine Freiheit wiedergeben; die Herrschaft des Rationalismus wird unter solchen Verhältnissen zur allgemeinen Regel werden und zu einem ausgebreiteten Materialismus führen, wie wir es in der alten Geschichte des Orientes, in dessen antihumanistischen Institutionen und Tendenzen bemerkten.

Wohl konnten diese Zustände des Orientes durch die Ankunft des göttlichen Heilands ändern, allen nur in Folge eines besonderen Verdienstes der Orientalen, wäre die Blüthe des Christenthums unter ihnen möglich gewesen, denn während die Römer frühere Verdienste um die menschliche Vorbereitung zum Christenthum benützten, hat der verzogene Orient für eine solche Vorbereitung keine Soge getragen, sogar dawider gekämpft, den Juden und Römer gehasst, und höchst wichtig ist für den gebrechlichen Menschen die menschliche Vorbereitung zur göttlichen Wahrheit. Wirklich hat sich das Christenthum mit der erwünschten Intensität im Oriente nicht ausgebreitet, den alten Rationalismus nicht verdrängt, (wie es die schon in den ersten Jahrhunderten häufigen Ketzereien unter den Orientalen erweisen) im Gegentheil unterwühlte der Letztere das morgenländische Christenthum immer mehr und prädigte den Hass gegen die Lateiner und deren Autorität. Als dieselbe durch das stete Eindringen wilder, aus dem Oriente ankommender Völker geschwächt, durch den Sieg der Barbaren und den Untergang des abendländischen Kaiserthums einen gewaltigen Stoss erlitt und zugleich durch den Untergang der Cultur erschüttert wurde, betrachtete sich das orientalisirte ost-römische Reich als den alleinigen Erben der kaiserlichen Macht und der classischen Bildung, verachtete die Germanen und Romanen, und stets entschlossen, die ewige Stadt zu entthronen, benützte es jede Gelegenheit um den Papst und das Abendland zu drücken, während der Rationalismus anderer Orientalen aus jüdischen und christlichen Gesetzen eine neue Religion, die mahometanische bildete. Mühsam wurden nun die Kämpfe des entvölkerten, verarmten, der Cultur beraubten, durch Barbaren und neue Völkerwanderungen bewegten Abendlandes gegen die Angriffe der Byzantiner und Mahometaner, selbst nachdem die Kirche das Kaiserthum hergestellt und das byzantinische Schisma verdammt hatte. Der Orient glänzte wieder durch Waffen und Wissenschaft, und gab sich wieder dem Hochmuthe hin, ohne zu bedenken;

dass er dem Verrathe und wilden Horden die relativ glücklichere Stellung zu verdanken hatte.

Auf diese Art wurde er in seinen alten Irrthümern und im Wahn, dass ihm der Vorzug vor dem Abendlande gebühre, bestärkt, in der Verachtung des Sittlichen und im Glauben an die Macht des Materialismus, im Cultus des Lasters befestigt. Wie die seit Jahrtausenden angehäuften Eischollen in Nordasien und Nordamerica die grosse Kälte der Nachbarländer erklären, so kann man sich, um die materialistische Wirksamkeit des Orientalismus zu erfassen, ein fortwährendes Feuer böser Leidenschaften im Oriente denken, das immer glüht, und selbst durch das Christenthum gelöscht, wieder auflodert. Uibrigens ist die Tradition im Bösen, wie im Guten, eine bedeutende Kraft; die Menge und Dauer der bösen Beispiele, neben uralten falschen Doctrinen, haben grosse Massen von Unsittlichkeit im Oriente, dessen Bevölkerung den europäischen Westen an Zahl vielfach übertreffen, angehäuft, eine ungeheure Macht der Verneinung und des Bösen, ausgebreitete Grundlagen für den Materialismus gebildet. Nicht destoweniger hat die Kirche diese unermesslichen Verschanzungen und vieltausendjährigen Bollwerke des Unglaubens mit Hilfe geistlicher und weltlicher Waffen angegriffen, allein ein entscheidender Sieg der Kreuzfahrer, wäre erst nach mehreren Jahrhunderten möglich gewesen. So lange dauerte der hl. Krieg nicht, der oberste Leiter und eigentliche Organisator christlicher Armeen, das Papstthum, wurde in Bürgerkriegen, welche in Folge der Empörung der ältesten Söhne gegen den hl. Vater entstanden sind, schwer verwundet, endlich treten, neben Verräthern an Papst und Kaiser, die Parriciden, wahrhaft orientalische Gestalten, auf. Durch diese Verstärkung und die wiederholten, gleichsam feierlichen, dramatischen Niederlagen der Kreuzfahrer, wurde der Orient wieder getäuscht in der Uiberzeugung von seiner Unüberwindlichkeit bestärkt.

Wirklich ergriff er bald die Initiative wieder, stete Bürgerkriege der Antipapen, Albigenser, Hussiten etc., Züge der

Mongolen, Tataren etc. bahnten ihm den Weg zu neuen Siegen, noch seufzte Spanien unter dem Joche der Orientalen und schon haben dieselben in Ost-Europa, nicht nur im nördlichen sondern auch im südlichen festen Fuss gefasst. Bekannt sind die Kämpfe Ferdinands des Katholischen und seiner Enkel, Kaisers Carl V. und Königs Ferdinand I. mit den Orientalen, erst Leopold I. besiegte die Türken, allein schon bildete sich Russland nach und nach zu einer orientalischen Grossmacht aus und wusste die Gefährlichsten unter den Orientalen, die alten Feinde der Kirche und der Lateiner, die Griechen, zu beleben, den Conservator und Protector des Abendlandes zu heucheln, den Papst und noch öfterer den Kaiser zu betrügen, vor und in unserem Jahrhunderte, als eine glänzende, zur Aufrechthaltung der Gesittung nothwendige Macht betrachtet zu werden. Wieder liess sich der Orient täuschen und nahm die Weltherrschaft in Anspruch; sein verächtliches, durch die Schuld gleichgiltiger Christen siegreiches System, erschien ihm als ein unfehlbares, er hat es heilig gesprochen um Gott fortzulästern und die Menschheit immer zu verachten, zu drücken, und zu materialisiren.

Weder die Römer noch achtzehn christliche Jahrhunderte, vermochten die vieltausendjährigen Verschanzungen der orientalischen Unsittlichkeit zu erschüttern. Es ist demnach ganz natürlich, dass der siegreiche, von verbrecherischen Christen beneidete Orient immer böse blieb, in der Verstocktheit beharrte, denn neben der Macht der Erbsünde, wirkte in jenen unglücklichen Ländern kein Erzieher bleibend, jeden haben die Orientalen verstossen, das göttliche Wort verworfen ein ihrer hohen, privilegierten Geburt entgegengesetztes Erziehungssystem stets befolgt, und die Macht der Verhältnisse hat sie, seit der alt-römischen Epoche, nie gänzlich gebeugt.

133. (Umschwung der Weltverhältnisse zu Gunsten der Erziehung des
Orientes.)

Erst seit es Gott gefiel wieder zwei Kaiser zum Schutze der Menschheit und deren Oberhauptes einzusetzen und gleichzeitig den Repräsentanten des Orientalismus, welcher die höchste Stellung in der Welt theils affectirte, theils schon usurpirte, des Verstandes zu entblößen und den Hochmüthigen zu bestimmen, dass er an der Zerstörung der russischen Macht eifrig arbeite, erst seit dem letzten Kreuzzuge, (dem wir zu nahe stehen, um seine collossale Grösse zu sehen) ist der Orient enttäuscht, wenigstens mit Ernst gewarnt. Nun hat er Musse über den Verfall der alten orientalischen Reiche, des neu-römischen, der Kalifate, der Mongolen, Tataren, der Türkei nachzudenken, mit dem begonnenen Russlands zu vergleichen, um jene Progression, zufolge welcher die orientalischen Staaten ableben, wahrzunehmen. Gegenwärtig kann man sich schon der Hoffnung einer Besserung des Orientes hingeben, nicht nur die höhere Cultur, sondern auch (was die Orientalen über Alles verehren) die grössere materielle Macht des Abendlandes beweisen klar, worin die Resultate des Spiritualismus bestehen, welche mit den Ergebnissen des materialistischen Orientes, mit der Barbarei, Armuth, Sklaverei und Ohnmacht lebhaft contrastiren.

In der That stellt sich schon eine sichtbare Besserung unter den Orientalen ein, türkische, durch Verbindungen mit den österreichischen gebildete Griechen, erinnern sich lebhaft ihres abendländischen Ursprungs und seufzen nach Institutionen des Abendlandes. Das menschliche Wort in Wien und Paris suchend, können sie auch das göttliche vernehmen, als Geschenk fürs Vaterland bringen, denn ohne diese Grundlage stürzen abendländische Institutionen selbst im gebildeten Westen. Wozu haben die vermeintlich civilisirenden, von Voltaire und Genossen besungenen, von Deutschen bewunderten Reformen Russlands, seit Peter I. bis nun, genützt? Sogar die Einsicht vom Unterschiede zwischen dem Eigenthum des Staates, der Körperschaften etc. und jenem

der Feldherrn und Staatsmänner, hat sich nicht geltend gemacht; während im Abendlande der Communismus unter der Gestalt einer Utopie herumschleicht, glänzt er im hl. Russland als ein practisches System im Grossen, die furchtbarsten, im Abendlande unbegreiflichen Strafen und welche oft die Czaren persönlich vollzogen, haben die Riesenkraft des russischen Diebstahls oftmal gebeugt, aber nie gebrochen, denn die Erziehung jedes Volkes soll mit der hl. wahren Taufe beginnen, hingegen ist die ketzerische Taufe nur eine Firmung der Erbsünde. Selbst Institute, welche mit dem Kirchlichen in keinem Zusammenhange zu stehen scheinen, wollen den Orientalen nicht gelingen, vergebens belauschte Peter I. die Geheimnisse der Seekunst in Holland, nach der Vernichtung der Flotten im schwarzen Meer, deren Bau er begonnen, erschien die Absendung eines neuen Marine - Zögling 1857 nothwendig und allerdings kann man diese wissenschaftliche Reise, als eine wenigstens verspätete ansehen. Die billige Reformsucht türkischer Griechen ist gewarnt.

Uibrigens gehen ihnen ihre Herrn mit einem guten Beispiel voran und stellen sich unter den Schutz des Abendlandes, nachdem sie jenen Russlands kennen gelernt haben. Die Abhängigkeit der Pforte von den europäischen Mächten, ist nicht ein isolirtes Factum im Oriente, auch die Perser wollen sich vom orientalischen Schutze befreien, andere Völker Asiens, die Tscherkessen, Tataren von Khiva etc. bekämpfen ihn. Eine Schaar kühner, beharrlicher Anglo-Sachsen, hat ein Grossreich in Asien gegründet und greift das himmlische Reich an. Selbst die americanischen Barbaren operiren im Rücken des Orientes. Neue Welttheile hat der Occidentale entdeckt und in Besitz genommen, die vielen Archipelage zwischen dem katholischen Südamerica und den alten Stützen des Orientalismus, Indien, China etc. erscheinen als Brücken, die zahllosen, weder durch die Kunst noch durch eine kriegerische Natur ihrer Bewohner bewaffneten, leicht zugänglichen Inseln, zwischen beiden Hemisphären, sind von Gott erbaute Stationen für die hl. Legion der

Missionäre. Auch Menschenhände bauen eine künstliche Meerenge und trennen den bessern Theil America's von den nordischen Seelenverkäufern in den russischen Besitzungen und in den demokratischen Sklavenstaaten, wodurch der Westen eine neue Strasse nach Asien und Polynisien gewinnt. Durch die Vernichtung eines andern Isthmus (man würde sich beinahe mit der Raserei der Industrie versöhnen) wird der Orientalismus in Africa angegriffen, dieser Welttheil vom Oceane bewacht, von den Küsten-Colonien beobachtet, durch den französischen See an Frankreich gebunden, wird auf ein gegebenes Zeichen das alte Band mit Asien reissen müssen, während das Letztere mit einem Schlag seinen ältesten Genossen verlihren und zugleich vom katholischen Arm des nachbarlichen Oesterreichs und Frankreichs erfasst werden soll. Selbst wenn das letzte Asyl orientalischen Ideen, die unchristliche Regierungsform America's, durch die steigenden Frevel der demokratischen Menge und die zunehmende Erfahrung Vieler, dem Todesstoss noch durch einige Zeit entgeht, ist schon der Orient von den Abendländern belagert und wird immer mehr bedrängt.

Gewiss ist seine Lage sehr bedenklich. Was vermag Russland gegen diesen mächtigen Aufschwung des Abendlandes, (obschon er nicht immer in Folge sittlicher Motive sich äussert) und für die orientalischen Grundsätze, da es selbst von Europäern und Asiaten belagert wird? Im Jahre 1848 erhob es die Stimme gegen die empörten Abendländer, gegen die „Götzendienenr“ und es hatte Recht die Genossen seiner Ideen, die Nachahmer seiner politischen Gebräuche, mit dem richtigen Ausdruck zu bezeichnen und zu drohen, allein die gebesserten „Götzendienenr“ erschienen auf dem Schlachtfelde von Alma und das hl. Russland flüchtete sich. Im fernen, durch schwimmende Eisberge beschützten Kamtschatka, fand es keine Ruhe zum Genusse fremden Eigenthums, auch dorthin gelangten der Franke mit dem Britten. Selbst der alte Bundesgenosse, der kalte Nordwind, verliess Russland und erklärte sich für Khiva, sogar der ge-

fühllose Kaukasus will sich mit seinen flüchtigen Enkeln versöhnen, um den Ural zu demüthigen.

Also empört sich selbst Asien gegen den Orientalismus, der Brand von Sebastopol, war eine Morgenröthe für den Orient und eröffnete eine neue Aera für die ganze Menschheit, denn er beleuchtete das Begräbniß der letzten orientalischen Grossmacht. Wenn der Nimbus auf diese Art, wie der russische, durch einige Schlachten zerstörte, ablebt, dann vermag er nicht sogar als Gespenst zu spucken. Nur am unheimlichen Nordpol, am unschiffbaren Eismeer, steht Russland mächtig, wie früher; dort wird das Feuer, welches nach der Revolution von Babel, die Ketzer zu Ehren des Götzen anzündeten, gewiss ohne Gefahr fortbrennen können, denn im ganzen Oriente gibt es keine Macht, die als Nachfolger und Repräsentant des alten Erbfeindes der Menschheit und der Kirche aufzutreten wagen würde.

134. (Autoritäten in der Beurtheilung des Orientes.)

Diese durch die Geschichte bestätigten Ansichten über den Orientalismus, als den Feind des Guten, stimmen, wie immer, mit jenen der hl. Tradition überein. Dem Winke, welche ihnen Gott gab, folgten stets die aus dem Orient nach Rom übersiedelten Päpste, blickten mit Besorgniß auf die Unsittlichkeit des Orientes, warnten vor dessen Lehren und Beispielen, schlossen wohl Präliminarien, aber nie einen Friedenstractat mit den orientalischen Confessionen, keine Unterhandlung hat bis nun genützt, die Kirche setzt den hl. Kampf fort. Uiberhaupt bezweckt die katholische Diplomatie die Eintracht zwischen christlichen Fürsten und den Kampf derselben gegen den Orient; die Kreuzzüge sind ja ein Muster für alle Zeiten, bezüglich der völkerrechtlichen Verhältnisse. Daher freute sich die Kirche über den letzten Kreuzzug und bethete zu Gott für die Allirten, damit Pharaos stürze und Israel feststehe. Der apostolische Kaiser hat bloss den Säbel gezogen und, ohne einen Streich zu führen, die Donaufürstenthümer wiedererobert; ein solcher Erfolg

lässt sich nur durch einen besondern Segen der Kirche erklären.

Die unausgesetzte Beharrlichkeit der Kirche gegen die Tendenzen des Orientalismus, erscheint, selbst wenn man von der Unfehlbarkeit der hl. Mutter Aller abstrahirt, als die Folge eines gerechten Zornes, welcher sich rechtlich motiviren lässt, denn unzähligen Leiden und Drangsalen, hat sich die Kirche, seit 18 Jahrhunderten, mit Liebe und Hingebung für die orientalische Menschheit ausgesetzt, um dieselbe vom Joche des Irrthums zu befreien, und dennoch haben die Päpste nur Undankbarkeit zum Lohne erhalten. Der nähere Orient scheint sich nur desswegen zum Christenthum bekehrt zu haben, um dasselbe stets zu unterwühlen und es endlich zu verrathen. Sogar über den Euphrat und Tigris hat sich die Kirche gewagt, in den von Rom entferntesten Regionen, in China, Indien, Südafrika etc. hat sie die Orientalen gelehrt, bei der Hand geleitet und dennoch blieben ihre unermüdlichen Bestrebungen im Oriente, etwa mit Ausnahme Abyssiniens, beinahe gänzlich fruchtlos. Wenn man gegenwärtig eine Linie zieht, vom adriatischen Meer über den Nordosten bis nach Neu - York und im Südwesten über die Türkei, Vorderasien, Indien bis nach Neu-Holland, wie viele katholische Bisthümer gibt es da? Der Westen von Europa, ein unbedeutender Theil Afrika's und Südamerica können, der Bevölkerung nach, mit Russland, China, Indien, Polynesien, Nord - America etc. nicht verglichen werden, und obschon man die Macht der Religion nicht nach der Anzahl der Bekenner, sondern nach deren Frömmigkeit ermisst, sind denn die unverschämt lauten Anhänger des Orientalismus in West-Europa selbst schon verschwunden? Noch heut könnten Kämpfe, wie in der Zeit der Kalifen beginnen, wenn die katholischen Grossmächte auf Asien und Africa nicht energisch einwirken würden. Die Gefahr des republicanischen America, als des officiellen Sitzes der Revolution, ist kaum bemerkenswerth, wenn man sie mit der Gefahr vergleicht, von welchen noch unlängst die Kirche durch den Orient be-

drohet wurde. Daher soll sie den ungerathenen Sohn (auch er ist Zögling der Offenbarung) so lange verstossen, bis er nicht reuig zur hl. Mutter zurückkehrt.

Die Tradition der neuen stimmt wie immer, mit jener der alten Kirche überein, zwischen den Lehren der Propheten und den Aussprüchen des unfehlbaren Papstes gibt es, mit Ausnahme der Deutlichkeit, (da die Propheten oft unter Figuren reden und das hl. Dogma sich seiner gegenwärtigen Entwicklungsstufe noch nicht erfreute) keinen wesentlichen Unterschied. Nun sind die Frommen, welche die alte hl. Schrift schrieben, nicht nur Prediger, sondern auch Historiker, sie erzählen die Schicksale des auserwählten Volkes, welches im Oriente lebte, und von den Orientalen bedrängt, als ein wahrhaftes Martyrer-Volk erscheint (S. 349) wohl für eigene Schulden büsste, aber stets von den Orientalen verführt und von ihnen selbst gestraft wurde; daher die hl. Philippiker der Propheten gegen die Völker des Orientes.

Sogar neben solchen Autoritäten darf man der würdigen Sittenlehrer und weisen Staatsmänner Alt-Roms gedenken, genau wussten die Patricier, dass orientalische Ideen und Sitten das Römerthum dem Untergange entgegenführten, daher die Beharrlichkeit römischer Kämpfe mit den Orientalen und deren unmenschlichem Systeme. Nachdem das Alterthum politisch abgelebt, nur intellectuell fortlebte und nach der vollständigen Erfüllung seiner vorbereitenden Sendung und, nach der Aufstellung classischer Formen für den christlichen Gedanken, endlich auch in diesem schönen Wirkungskreise zu schlummern begann, traten schon, um die Form gewöhnlich unbekümmert, begeisterte christliche Schriftsteller auf und ermahnten die Menschheit wieder gegen den Orientalismus, bevor noch der hl. Augustinus und Orosius, die Autorität ihres mächtigen Wortes einschreiten liessen und eine neue Epoche für die wissenschaftliche Geschichte

begonnen hatten. Eben lese ich im *Lactantius* ¹⁾, welcher im Oriente lehrte, denselben noch vor der Erbauung Neu-Roms genau kannte, einen Aufruf an die Gläubigen gegen den Orientalismus. Der fromme Schriftsteller besorgt auf den Anblick allgemeiner Laster (dazumahl war schon die orientalische Sitte auch im Abendlande ungemein ausgebreitet) eine Weltcalamität und schildert sie, um die Menschheit zu ermahnen, mit lebhaften Farben: „Es wird keine Treue, keinen Frieden, keine Menschlichkeit, keine Scham, keine Wahrheit unter Menschen, daher auch weder Regierung noch Sicherheit geben.... Die Erde wird beben, der Krieg überall wüthen, alle Völker werden unter einander kämpfen..... Das Schwerdt wird durch die Welt Alles niedermetzeln ziehen, sowie die Sense über die Feldfrucht hergeht. Warum soll ich die Ursache dieses Verwüstens und Zerstörens, (ob schon es den Geist mit Schauer erfüllt, aber dennoch eintreten wird) nicht sagen: der römische Staat, welcher die Welt regiert, wird vergehen, die Gewalt nach Asien zurückkehren, wieder wird der Orient herrschen und der Occident dienen ²⁾. Der kräftigste Ausdruck der reinsten Erkenntniss des Orientes in dessen Wesen und in dessen Geiste! ³⁾. Kein

¹⁾ *Divinarum Institutionum adversus gentes lib. VII. de divino praemio et ultimo futuro judicio. Ad Constantinum Imperatorem.*

²⁾ *Tunc peragrabit clades orbem, metens omnia et tanquam messem cuncta prosternens. Cujus vastitatis et confusio- nis haec erit causa, quod romanum nomen, quo nun regi- tur orbis (horret animus dicere: sed dicam, quia futu- rum est) tolletur de terra et imperium in Asiam rever- tetur: ac rursus oriens dominabitur atque occidens ser- viet.*

³⁾ L. Coelius Lactantius Firmianus, Schüler des Arnobius, wurde oftmal des von der Kirche verdammten Glaubens an den Untergang der Welt, nach einem Jahrtausende seit Christi Geburt, angeklagt, allein die Anklage ist ungegründet, denn Jahrhunderte nach dem Ableben die- ses kräftigen Denkers, hatte die Unfehlbare noch kei- nen Anlass jene Meinung zu damniren und man dart nicht vermuthen, dass der eifrig Fromme den höchsten

Glaube und kein Gesetz, nur Feuer und Schwerdt, dies sind die Elemente, aus denen der Orientalismus besteht.

Vergebens versuchte ihn der mächtige Constantin durch die Erbaung Neu-Roms zu bändigen, das eigentlich von diesem (ersten christlichen) Kaiser gegründete ost-römische Reich, verband sich heimlich mit den aus dem Oriente eindringenden Völkern, um das west-römische Reich zu Grunde zu richten, was ungefähr ein und ein halbes Jahrhundert nach Lactantius stattfand, die Kirche den Schutzvogt entzog und sie den zunehmenden Angriffen der ost-römischen Kaiser preisgab.

Während des ganzen Mittelalters, wurde der Orient richtig beurtheilt als ein Schreckensname mit Recht angesehen. Attila, Führer eines orientalischen Volkes, hiess die Geißel Gottes, Sarazene und Menschenfeind waren synonym bevor noch Türke und Menschenwürger sich als gleichlautend herausstellten, konnte man die in neuen Jahrhunderten

Anspruch verschmähete hätte. Uibrigens blieb der eigentliche, der politische Charakter des angeführten Aufsatzes des Lactantius unbeachtet, daher prüfte man nicht, ob er die Frage der Weltdauer besonders bespreche oder vielmehr die schon ziemlich verbreitete Meinung der *Millenarii* unter seine Argumente aufnehme, um den Kaiser, welcher gewiss mit viel Sorgfalt für den Orient, zum Schaden des Occidentis, verfuhr, gegen den ungeheuern Staatsfehler zu warnen. Obschon alle Sätze mit jenen der Kirche übereinstimmen sollen und die hl. Mutter aus Liebe zu ihren Kindern, jeden auch nur auf eine entfernte Art der Collision mit dem allgemeinen Glauben fähigen Satz bezeichnet, mit einer besondern Umsicht zu lesen (*ne imprudens lector impingat*) anbefiehlt, ist dennoch die citirte Stelle nie als anstössig (*scripulosa*) befunden worden, das ganze XV. Capitel der Institutionen: *de mundi vastatione et mutatione imperiorum* wird auch von den strengsten Examinatoren gebilligt; endlich, das vom Lactantius Vorausgesagte ist richtig eingetroffen, seinen Scharfsinn haben die Begebenheiten erwiesen; die Verdienste, welche dieser Kirchenvater um die Geschichte gesammelt hat, sind allgemein bekannt.

zu Tausenden gemordeten, zu hundert Tausenden in die Sklaverei von den Türken abgeführten Polen, Oesterreicher, Italiener aufzählen? Westliche Europäer, welche verhältnissmässig weniger gelitten haben, und vielmehr von der Einbildungskraft als von der Erinnerung in Anspruch genommen werden, mögen sich immerhin am Oriente, als dem Lande der lächelnden Mythe und den Regionen des Geheimnissvollen ergötzen, allein sie selbst hatten Gelegenheit den Orientalismus, unter der russischen Gestalt, näher zu betrachten und richtig zu beurtheilen. Obschon Russland durch sein Kirchen- und Staatssystem sich von der betrügerischen Heuchelei des parlamentarischen und des Polizei-Staates wenig, und von der Gewaltsamkeit des revolutionären Rechts des Stärkern gar nicht unterscheidet, ist dennoch die allgemeine und entschiedene Abneigung, welche sich gegen das Russenthum äusserte und äussert, nur durch die Annahme erklärbar, dass man am benannten Reiche die Merkmale des byzantinischen, arabischen, tatarischen, osmanischen bemerkte und von Besorgniss für die Zukunft der Gesittung erfüllt wurde.

Wohl ist die öffentliche Meinung keineswegs ein unfehlbares Tribunal, allgemeine Vorurtheile werden nicht zur Wahrheit, der beinahe einstimmig verdamnte Feudalismus glänzt dennoch in der Geschichte als Erziehungsschule, Aushilfe für den geistlichen Lehrer, und für die Gegenwart und Zukunft, als Muster der weltlichen Hierarchie. Allein der Widerstand aller menschlichen Seelen gegen Russland, hat für sich die Autorität des Unfehlbaren, zwei grosse Päpste sprachen und wirkten gegen Russland für Gott und die Menschheit. Erwinnere man sich des Eindrucks, den die Stimme Gregors XVI. und Pius IX. auf denkende Protestanten machte, welche der Kirche freilich nicht die göttliche, aber die höchste menschliche Weisheit zuschreiben und in jedem feierlichen Worte des Papstes den Ausdruck der vollständigsten Staatskunst erblicken; was der Papst (nach der Meinung denkender Protestanten, der römische Hof) verdammt,

diess halten sie für äusserst gefährdet und wen die geduld-
same (zu Folge der protestantischen Ansicht, geschmeidige)
Kirche angreift, den halten gediegene Philosophen für ver-
loren. Die bis nun, seit 18 Jahrhunderten, materiell erwie-
sene politische Unfehlbarkeit der Päpste, erklären sich den-
kende Protestanten, als ein Resultat der innigstfesten geist-
lichen Körperschaft hochgelehrter, erfahrener und gehorsa-
mer, mit den Gott des à propos vertrauter Rätthe, was die Ka-
tholiken einfach durch den Grundsatz der Eingebung des hl.
Geistes demonstriren. Daher haben denkende Protestanten
an der Reife Russlands zum Verfall nicht gezweifelt, auch
sie wurden auf die Nachricht von den Niederlagen Russ-
lands von Freude erfüllt. In jeder Zeit war der Orienta-
lismus, selbst wenn man ihn in der Theorie nicht gehörig de-
finirte, in der Praxis mit Recht gehasst.

135. (Ob die Beharrlichkeit des Orientalismus im Bösen entschuldig-
den kann?)

Gegen diese allseits durch Principien und Geschichte
beleuchtete Bosheit und stets angeklagte Schädlichkeit des
Orientalismus, kann man keinen Entschuldigungsgrund, nicht
einmal einen mildernden Umstand anführen. Freilich sind
die klimatischen Zustände, deren Einfluss zum Theile zu be-
rücksichtigen wäre, für den Orient nicht günstig, Asien kennt
kein gemässigtes Klima, der Atlas vermag nur einige Afri-
caner zu schirmen, die australischen Inseln schwimmen im
siedenden Oceane, America ist theils durch die Kälte, theils durch
die Hitze (beim sumpfigen Boden) unbewohnbar. Grosse Stre-
cken, wie im Westen von Nord-America, entbehren der Nahrungs-
stoffe, die verschiedenen Grade der Fruchtbarkeit Asiens, bilden
eine Scalle von Extremen, die Wüsten Africa's kennen nur ein
Extrem. Diese Sandwüsten sind zugleich ein Bollwerk ge-
gen Völkerverhältnisse und den Austausch der Ideen, Zwin-
ger der Isolirung, während die asiatischen Ebenen jede Ver-
schanzung gegen das Recht des Stärkern, gegen die Propa-
ganda des Irrthums hindern und wieder den Austausch der

Ideen nicht gestatten; den Verbindungen zwischen den australischen Inseln stehen die Meeresstürme entgegen, während die Stürme des asiatischen Nordwindes und des africanischen Südwindes fast ununterbrochen dauern und periodisch gleichsam den Tod wandern lassen. Die physische Natur des Orientes, gab sich keine Mühe, um die Orientalen der Katholicität zuzuwenden.

Allein was bedeutet die Kraft der physischen Natur gegen die Macht des Geistes? Auch Abendländer hatten mit physischen Hindernissen zu kämpfen, sie wohnten und wohnen im Orient und dennoch vermögen sie das Hinderniss der Naturelemente zu bekämpfen. Gewiss war die Aufgabe für den kleinern Theil Europa's, welcher mehreren Fluthen der Völkerwanderung geistige Dämme entgegensetzte, keine leichte. Wohl hat der Occident oftmal leichtere Fragen nicht gelöst, die einfachsten in böser Absicht verwickelt, allein andererseits liessen sich die Bekenner der abendländischen Gesittung immer auf den rechten Weg (so nun Paris und Wien) zurückführen, zum Kampfe gegen Brüder und eigenes Verschulden und für die Kirche und Menschheit bewegen, während die Letztern von den Orientalen stets geknechtet wurden.

Der Einwurf, dass der Occident in der Vertheidigung des Geistes gegen den Körper von der dreifachen Macht der höchsten Autoritäten, von der königlichen, kaiserlichen und päpstlichen unterstützt, einen leichten Sieg über die Erbsünde errungen hat, ist nicht haltbar, denn auch für den Orient hat Gott den Cäsar, den König (*princeps* der Germanen) den Papst gesendet; warum hat der Orient die Germanen gegen den Westen geschleudert, sie gegen Rom geleitet, das abendländische Kaiserthum gehasst, sogar den hl. Vater verstossen? hat man dem freien Willen der Orientalen Zwang angelegt?

Wohl hat Gott durch eine besondere Beschützung Frankreichs, Oesterreichs etc. den Occident in glückliche Lage versetzt, in denen ihm der Sieg des Spiritualismus erleichtert wurde, allein ohne die Gnade Gottes ist ja keine Tu-

gend möglich, die Gnade Gottes beschützt nur Verdienste, warum hat der Orient nach diesen nicht getrachtet? Klagen kann er nicht über die Bevorzugung des Occidentes, denn der Segen Gottes ergieng reichlicher über den Orient. Dort war das irdische Paradies, die unmittelbare Lehre Gottes, die Kirche des auserwählten Volkes, dort lehrte das lebendige Wort Jesu und dennoch haben die Orientalen das auserwählte Volk und selbst das Christenthum stets verfolgt; durch die Leiden des Heilands, denen er unmittelbar zusah, erlöst, verfiel wieder der Orient in den Rationalismus. Auf die Undankbarkeit gegen Gott, das alte und neue Testament, in welcher der Orient erzogen wurde, und so nur den Hass nicht die Liebe lernte, kann man die ganze Geschichte des Orients zurückführen.

Auch die Abendländer, wie wir sahen, waren nicht von Undankbarkeit gegen Gott frei, allein wenigstens traten sie als leidenschaftliche Negatoren der wahren Lehre nicht auf, sie kämpften nicht systematisch, wie die Orientalen, mit der wahren alten Kirche, die sie übrigens nicht kannten, da dieselbe erst in spätern Jahrhunderten nach der ersten Völkerwanderung, nach der Verwirrung von Babel, sichtbarer eingeführt wurde; die Pelasger, Griechen, Römer, wohl nicht ohne Schuld, waren Schismatiker guten Glaubens, hingegen die Orientalen verstockte, militante Ketzer. Daher konnten die abendländischen Gesetze, mit jenen des jüdischen und christlichen Staats- und Völkerrechts eine Analogie darbiethen, während das orientalische alte und neue Staats- und Völkerrecht dem jüdischen und christlichen gänzlich widerspricht und nur eine Reihe von Sätzen, welche Gott beleidigen und die Menschheit verletzen, enthält. In Folge einer so verschiedenen Erziehung zweier Welttheile, ist gegenwärtig das Vaterland der ersten Menschheit unfähig sich selbst zu helfen, und es wird unvermeidlich zu Grunde gehen, wenn ihm der jüngere Occident mit dem König- Kaiser- und Papstthum nicht schleunig Hilfe bringt.

136. (Aufstellung des allgemeinsten Gesetzes der Geschichte. Ob sich hierzu auch das Verhältniss des Staatlichen zum Kirchlichen nicht eignet?

Sobald der Orientalismus in seinem Wesen und in seinem Geist, in Wirkungen und Ursachen, erkannt werden kann und der unvermeidlich unaufhörliche Kampf dieses Systems mit dem Occidente, dem Beschützer des Kirchlichen und Menschlichen, sich seit der Völkererschaffung bis nun, oft im Einzelnen, immer im Allgemeinen, principiell und factisch überschauen lässt, so eignet sich der Kampf beider Welten zum Gesetze der Geschichte. In der That ist es die Haupterscheinung, um welche sich alle übrigen in der moralischen Welt bewegen und hierin ihre Erklärung finden; es ist das stets vorherrschendste Factum, die Hauptbegebenheit, zu der sich alle übrigen Weltbegebenheiten, wie Theile zum Ganzen, wie Neben-Mittel zum Hauptmittel, damit die Menschheit ihre Bestimmung erreiche, wie Corollarien zum Grundsatz, damit das System der Geschichte bestehe, verhalten. Der stete Kampf beider Welttheile, wesentlicher Inhalt der Geschichte, gleichsam die Seele derselben, der leitende Faden, welcher alle Begebenheiten verbindet und ihnen die Einheit verleiht, erscheint sogar als das allgemeinste Gesetz der Geschichte, denn eigentlich ist es derselbe Kampf, den die Macht der Erbsünde mit den Mitteln dawider, mit dem Glauben, führte und den Schöpfer zur Völkererschaffung bewog, worauf sich der Orient mit der Macht der Erbsünde verschwor, um dem Glauben und jedem Spiritualismus zu widerstehen, demnach den frühern, confus geführten Kampf regelmässig fortzusetzen. Mit andern Worten, es ist der alte Kampf zwischen dem Rationalismus und dem Glauben, der Kainiten und Sethiten etc. des Körpers mit dem Geiste, des Materialismus mit dem Spiritualismus; da sich beide Kämpfe entwickelten, durch Eroberungen etc. analoge Kräfte an sich zogen, so prägten sie den Regionen ihrer Wirksamkeit, den Charakter des eigenen Systems auf; der Materialismus hat sich, wie wir sehen, im Oriente, der Spiritualismus im Occidente verkörpert, gleichsam personificirt. Da jeder Mensch

jede Körperschaft, jedes Volk und jeder Völker - Complex, jede Handlung entweder dem Geiste oder dem Körper, dem göttlichen oder dem menschlichen Verstande folgt und sich eine Ausnahme von dieser Regel nicht denken läßt, so kann man auch jede Begebenheit in der Geschichte auf dieses allgemeine, nothwendige Verhältniss reduciren.

Im Grunde genommen, stimmt das Verhältniss des Orientalischen zum Occidentalischen mit jenem des Staatlichen zum Kirchlichen überein, sie sind identisch, beide Verhältnisse können als allgemeine Gesetze der Geschichte aufgestellt werden, denn die Kirche ist der reinste und höchste Ausdruck des Spiritualismus, welcher das Wesen des Abendlandes ausmacht, desswegen heisst sie auch die abendländische Kirche; hingegen ist jede weltliche Gesellschaft und Macht, vor Allem die in der Geschichte interessanteste, nämlich, der Staat, wenn er der Kirche nicht folgt, nicht theokratisch wirkt, im Widerspruche mit der abendländischen Gesittung, weil diese durch die Kirche vorgestellt wird. Also kann so ein Staat, seiner geographischen Lage ungeachtet, als ein orientalisches handelnd angesehen werden. Es ist auch natürlich, dass die Kirche, als das Höchste in der abendländischen Gesittung, als das Erhabenste im Spiritualistischen (was auch Irrlehrer einräumen müssen) durch jeden Sieg des Orientalismus, so wie durch jeden Verfall des Occidentalismus, innigst berührt wird. Ebenfalls ist jeder Staat von den Einflüssen, sowohl von den orientalischen als auch von den occidentalischen abhängig. Demnach wären beide Gesetze zur Erklärung der Geschichte, zur Erklärung der Erscheinungen der moralischen Welt, da beide dasselbe Verhältniss des Materialismus zum Spiritualismus deutlich ausdrücken, nur der Formel nach verschieden.

Allein der Vorzug gebührt unbestreitbar dem Verhältnisse zwischen dem Occident und dem Orient, denn dadurch wird das ebenfalls allgemeine Verhältniss der Theokratie, das Verhältniss des Staates zur Kirche, vereinfacht, beleuchtet und zugleich begründet, wohl stimmen beide überein, a-

ber das Erstere ist der Wissenschaft noch mehr zuträglich, ich würde sagen, es ist praktischer.

Wirklich gewährt es den Vortheil, dass man jene Begebenheiten, welche vor dem Auftreten der heutigen Kirche stattfanden (die Verbindungen der jüdischen Kirche mit andern Völkern waren äusserst beschränkt) mittelst dieses Gesetzes erklären kann. Uibrigens, obgleich die Entwicklung des kirchlichen Dogma mit dem Fortschritte der Menschheit genau zusammenfällt, so entsteht dennoch die Frage, warum selbst die Kirche sich in Verhältnisse mit dem Westen stellte, welche von jenen zum Oriente sehr verschieden waren, obschon das Geistige keinen Unterschied zwischen Regionen als solchen, zulassen will. Endlich, obschon die Kirche in der Formel des allgemeinen Gesetzes der Geschichte mit dem Abendlande und dessen spiritualistischer Gesittung beinahe synonym ist, so könnte man dennoch jeden unter den von der hl. Mutter getrennten Staaten, obgleich alle dieser Art orientalisirten wirken, den Körper dem Ungehorsam gegen den Geist preisgeben, als einen förmlich orientalischen Staat nicht bezeichnen und der Unterschied zwischen den Schismatikern des Westens und des Orients ist auffallend. Während der Orient, sogar der christlich gewordene, sich nie bleibend von der Kirche erziehen liess, genoss in frühern Jahrhunderten der, seit dem XVI., ketzerisch gewordene Theil des Occidentales einer echt katholischen und ritterlichen Erziehung, deren Folgen sich bis nun in Gesetzen, Institutionen, Thatkraft, Cultur etc. grossen Theils äussern; das canonische Recht haben die Schismatiker verworfen, aber das römische und germanische beibehalten. Freilich werden auch die Uiberreste der Folgen des früheren Glaubens, die Ordnung, die Cultur etc. zu Grunde gehen müssen und schon kann man manches furchtbare Symptom der in die protestantischen Länder einrückenden Strafe Gottes nicht verkennen. Allein die Protestanten würden vermögen der Vernichtung zu entgehen, leicht ist es dem Protestanten seinem Herzen, das ihn oft zur hl. Mutter leitet und von dem durch den Ra-

tionalismus müde gewordenen Verstande nicht selten gebildet wird, zu folgen. Selbst der Verstand führt den denkenden Protestanten, zur Betrachtung der hohen Wirksamkeit der Kirche, in der er wenigstens den Ausdruck der höchsten menschlichen Weisheit achtet und das grossartige, seit beinahe zwei Jahrtausenden stets Eine und dennoch äusserst mannigfaltige, immerwährend fortschreitende, weder in der Noth verzweifelnde, noch im Glück übermüthige Regiment der gebildetsten und mächtigsten Völker bewundert. Der denkende Protestant hätte nur die officiellen Betrüger zu vertreiben, das Gewand des Kirchenräubers abzulegen, um der christlichen Gemeinschaft und der Kirchengnaden wieder theilhaftig zu werden, seine ablebende Gesittung wäre durch den hl. Geist erquickt und gestärkt, die auseinander fallende Macht protestantischer Saaten würde neuerdings durch die Rathschläge und den Segen des hl. Vaters aufblühen. Bei den Orientalen hingegen lässt sich die Vertreibung der Popen, Ulema, Braminen, ohne eine politische und zugleich sociale Revolution, nicht denken. Um dem Russen die Definition des Rechtes, das Wesen der Tugend, ein System im Grossen, wie das kirchliche, Institutionen wie die Privilegien der Aristokratie neben den innigsten Pflichten gegen den Monarchen und Herrn, die Pflicht Aller und eines Jeden dem Bischöfe von Rom noch mehr als dem czarischen Satrapen zu gehorchen, begreiflich zu machen, wäre ein ungeheurer Kraftaufwand nöthig. Obgleich man es nicht wünscht, so muss man dennoch annehmen, dass erst grosse Calamitäten dem wahren Worte Gottes den Weg nach dem Oriente bahnen und den Mangel der menschlichen Vorarbeit in Ideen, durch eine erzwungene Docilität ersetzen werden.

Dass einst auch der Orient dem Christenthum erliegen wird, daran darf kein Katholik zweifeln, denkende Protestanten bezweifeln es auch nicht. Bis nun hat das Christenthum beinahe fruchtlos auf den Orient eingewirkt, denn zufolge des göttlichen Willens ist der todte Buchstabe des Evangeliums erst dann wirksam, wenn es der Christ durch

seine Ueberzeugung und den Glauben an die Kirche belebt, nur Jenem, der sich selbst hilft, wird Gott helfen, wenn nicht, so nicht. Allein der freie Wille war, wie wir sahen, im Oriente gebunden, gegenwärtig tritt selbst die Macht der Verhältnisse zu Gunsten des freien Willens der Orientalen auf. Demnach ist auch die Bekehrung des Orientes in der Zukunft, obschon erst nach dessen Kampfe mit grossen Hindernissen, ganz gewiss. Auch ist es möglich, obschon nicht wahrscheinlich, dass einst die Orientalen, wenn sich dorthin Oesterreich an der Donau, oder ein anderes Oesterreich erstreckt, die wilden Völker bündigt, die primitiven organisirt, zu der Lage, in welcher sich jetzt Oesterreich, ohne Zweifel unter den grossen europäischen Familien die würdigste, befindet, gelangen werden, und dass in derselben Zeit der Occident, (da sich auch dieses denken lässt,) dem Materialismus anhängen wird. Selbst in diesem Falle wird das aufgestellte Gesetz bestehen könne, durch die Aenderung einiger Ausdrücke in der Formel wird sein Wesen gar nicht ändern.

Uibrigens ist die nächste Zukunft der Geschichte für die Kirche und selbst für die denkende Menschheit äusserst deutlich. Die sogenannten Staatsmänner, welche, seit Philipp IV. bis zum Franz Joseph und Napoleon III., Völker und Reiche vielmehr verführten als regierten, durch Jahrhunderte einem unverständlichen Götzen, dem Gleichgewichts-Systeme sitten- und gedankenlos dienten, nach vielen Concilien oder Congressen (eigentlich Conciliabulen, welche der Papst verdamnte) müde geworden, sich dem Zufall, dem Joche der *faits accomplis* ergaben und im Selbstbewusstsein der Ohnmacht nur von Tag zu Tag lebten, fühlten sich endlich gezwungen an die katholische Staatskunst und Diplomatie zurückzudenken. Durch Jahrhunderte blieb ihr Oesterreich, mit wenigen Ausnahmen, getreu und übernahm ihre Propaganda und wirkte dafür, während des vorletzten Kampfes zwischen dem russischen und türkischen Orientalismus, mit einem besonderen Eifer; nach grossen Hindernissen, ist

es dem Wiener - Cabinet gelungen endlich die westlichen Mächte zur katholischen Politik grossen Theils zu bekehren. Seit dieser Zeit denken auch Staatsmänner an Grundsätze und an die Zukunft und alle stimmen hierin überein, dass dieselbe von der Lösung der orientalischen Frage, vom Kampfe des Occidentes gegen den Orient abhängt. In Folge des alten und vielfältigen Antagonismus beider Welttheile, breitet sich der Wirkungskreis der orientalischen Frage immer mehr aus und kaum hat man die erste Periode ihrer Lösung, bezüglich des europäischen Orientes, geschlossen, da drängt sich schon die Nothwendigkeit auf die brennenden Fragen des asiatischen Orientes zu lösen, gegen Russland, welches die Perser und wahrscheinlich auch die Chinesen gegen den Occident aufwiegelt, neuerdings zu wirken. Während die Russen und Griechen Oesterreich zum entschiedenen Auftreten an der Donau zwingen, während andere Orientalen, die Kabylen, die französische Regierung zum Fortsetzen des Kampfes in Africa und zur Beobachtung Maroko's nöthigen, und von diesen Fragen alle übrigen österreichischen und französischen in den Hintergrund verdrängt werden, sieht auch die schismatische, die brittische Grossmacht die Verhältnisse des Orientes als Lebensfrage an. Wie es immer die Kirche zu thun pflegte, beobachten gegenwärtig alle dieses Nahmens würdigen Mächte, mit einer besondern Aufmerksamkeit, den Orient und rüsten zu dem schon längst begonnenen Weltkampfe. Folglich ist das benannte Gesetz nicht nur auf die frühere Geschichte, auf die Vergangenheit, wie wir bereits gesehen, sondern auch auf die zukünftige Geschichte anwendbar. In der That, sobald der Orientalismus als die Kraft der Erbsünde, sich der Macht der Offenbarung entzieht, den wahren Glauben, überhaupt den Spiritualismus beharrlich bekämpft, so ist das Ende dieses Kampfes vor dem letzten Gerichte nicht annehmbar; selbst jener Kampf, welchen die Abendländer durch die Befolgung orientalischer Grundsätze, d. i. durch den der Erbsünde gegebenen freien Lauf, ohne Hilfe Asiens und Africa's, wagen, wird

unter der Gestalt der Bürgerkriege und äusserer Revolutionen gewiss noch lange Zeit, vielleicht immer fortdauern. Könnte man sich das Ende des Kampfes zweier Systeme und Welttheile entweder durch die Gleichgiltigkeit des Occidenten, oder durch den Sieg des Orienten denken, und den gegenwärtigen *Status quo* als permanent ansehen, so würde man auch am Untergange der Gesittung, am gewaltsamen Aufhalten der seit Jahrtausenden begonnenen Entwicklung der Menschheit und der fortschreitenden wahren Theokratie nicht zweifeln dürfen; ein Stillstand müsste in der Weltgeschichte beginnen, sie hätte keinen ihrer würdigen Gegenstand und die menschlichen Handlungen kein ernstes Ziel.

Erinnern wir uns jetzt eines der Haupt-Corollare des genannten Gesetzes der Geschichte.

V. Artikel.

Erster Kampf der Orientalen mit dem Abendlande, der Perser mit den Griechen. Welthistorische Resultate der Siege Griechenlands. Neuer Verfall der Griechen. Philipp und Alexander, Retter Griechenlands und der Gesittung. Ursache der Vergänglichkeit griechischer und macedonischer Erfolge: Nicht-Beachtung der sittlichen Nothwendigkeit ein Oesterreich zum Schutze des griechischen West-Reichs zu gründen.

137. (Absolute Nothwendigkeit des Daseins eines Oesterreichs im Allgemeinen.)

Um zu verhindern, dass sich die beiden zu einem fortwährenden Kampfe berufenen Welttheile nicht vernichten und die Menschheit ihre Bestimmung erreiche, erschien es Gott nothwendig (S. 50), Völker zwischen dem Oriente und dem Occidente, gleichsam Mittelvölker, Barbaren (in der antiken Bedeutung) z. B. die Germanen, herumziehen zu lassen, damit sie gegen die Missbräuche des Abendlandes und gegen die Grundsätze des Orienten zugleich geschützt, beide Welten trennen, als Vermittler (wenigstens im passiven Sinne des Wortes) jenes Kampfes auftreten und, da sie unver-

dorben sind, von der wahren Gesittung, von der occidentalschen, angezogen werden. Allein solche Bollwerke waren beweglich, gleichsam schwimmend; daher gab Gott seinen Willen, ein permanentes Bollwerk dieser Art bauen zu lassen, durch stete Absendung der Völker aus dem Oriente nach dem Occident, (so gegen die Macedonier und Römer) zu wiederhohnten Malen zu erkennen, bis endlich diese Winke Gottes verstanden (so von C. J. Cäsar) und solche Binnen-Staaten gebildet wurden. Wir ersahen aus dem Gesetze, welches der Völkerreife vorsteht, (S. 319, 320), dass ohne die Hilfe primitiver Stämme die Erhaltung der Gesittung nicht möglich ist und jedes Volk, sich selbst überlassen, kaum zur Reife gelangen könnte, selbst wenn es vom Oriente nicht angegriffen wäre. Wir wissen schon, dass so ein Binnenreich auch Oesterreich an der Donau ist, und seinen Ursprung dem Kampfe des Orientalismus mit dem Occidente verdankt.

138. (Die persisch - griechischen Kriege. Ihre Hauptursache: Fügung der Vorsehung. Die Weltlage und die Zustände Griechenlands vor den Kriegen.)

Das erste Volk, welches von Gott in die Lage versetzt war, ein Oesterreich bilden zu können, musste jenes gewesen sein, welches den ersten abendländischen Staat gegründet hat und mit dem Oriente, da dieser jeder Humanität, jeder Tendenz zur Katholicität widerstrebt, in Kampf gerathen ist; es war der griechische Staat, vielmehr Staaten, welche durch die Persernoth immer inniger verbunden, das älteste West-Reich vorstellten. Allgemein bekannt sind die interessanten, äusserst dramatischen Einzelheiten der fünf, vor Allem der vier ersten Kriege zwischen Griechenland und Persien ¹⁾, allein viel wichtiger als diese schönen Thaten,

¹⁾ Erster Feldzug ersten Krieges: Mardonius geht über den Hellespont nach Europa und wird von den Thra- kern zurückgeschlagen (495). Zweiter Feldzug: die persische Landarmee schifft sich in cylicischen Häfen ein unter dem Commando des Datis und Artaphernes, wel-

ein wahrhafter Heldenkampf der Hellenen für die Menschheit, wären für die philosophische Geschichte die Ursachen,

che wahrscheinlich dem Prätendenten Hippias zu folgen und ihn zugleich zu beobachten hatten, landen (man kann ihre Zahl höchstens auf 100,000 M. angeben) auf der östlichen Küste Attica's und stellen sich bei Marathon auf. Die griechische Armee von Athen und Plataea 10,000 Mann stark von 10 Generälen (unter denen sich Miltiades hervorthut) angeführt, (490) gewinnt die Schlacht.

Zweiter Krieg: Die Perser (über 1,000,000 M.?) dringen zu Lande nach Europa ein und schicken zugleich grosse Flotten direct nach Griechenland ab. Die Griechen gehen jetzt den Persern entgegen, (480) versuchen die Pässe von Tempe, zwischen Macedonien und Griechenland, zu vertheidigen und beschränken sich darauf auf die Vertheidigung der Thermopylen, unter dem Könige Leonidas, dem 7000 Mann unterstehen. Dreitägiger Kampf bei den Thermopylen, siegreich für die Griechen; Verrath; Flucht der Phocäer; Befehl zum Rückzug der griechischen Armee; Heldentod des Leonidas und der Seinigen. Die griechische Flotte unter dem Könige Eurybiades, auf deren Commando Themistokles vorzüglich einfließt, kämpft vortheilhaft bei Artemisium und gewinnt die Hauptschlacht bei Salamine. Die Perser verwüsten das Innere Griechenlands und zerstöhrten Athen. Rückzug der Perser nach Asien, während Mardonius mit 300,000 Mann in Thessalien bleibt. Man braucht nicht zu bemerken, dass die Zahl dieser und überhaupt der persischen Landarmee übertrieben, mit der Topographie des Landes, den Verproviantirungsmitteln etc. unvereinbar ist; die orientalische Gewohnheit der Perser viele Menschen ausser den eigentlichen Streitern mitzuschleppen, nöthigt zur Annahme eines noch geringern persischen Contingentes auf dem Schlachtfelde.

Zweiter Feldzug der zweiten Kriege: Mardonius greift wieder Attica an, wird nach Boeotion zurückgedrängt, vom Könige Pausanias, der an 45,000 M. versammelt hatte, geschlagen (479) und bleibt in der Schlacht; Rückzug der Perser nach Asien. In derselben Zeit erkämpfen die griechischen Flotten und Landarmeen den Sieg von Mykale in Asien, und erobern Sestos (478).

In dritten Kriege ergreifen die Griechen die Offensive, um die griechischen Colonien in Asien und die Nachbarländer in Europa vom persischen Drucke zu befrei-

die Folgen und die welthistorische Bedeutung dieses grossartigen Factums. Mit Hilfe des obersten Grundsatzes oder

en. Eroberung von Cypern und Bysanz durch griechische Flotten unter Pausanias, Aristides und Cimon (477). Nach der Vertreibung der persischen Ueberreste aus Thracien, geht Cimon mit der Flotte griechischen Colonien an den Küsten von Carien und Lycien zu Hilfe (476) schlägt die Perser zur See und gewinnt die Landschlacht an den Ufern des Eurymedon.

Vierter Krieg. Cimon (aus dem Exil zurückberufen) macht den Vorschlag die Perser in Cypern, welches sie zum Theile wieder erobert haben, anzugreifen, besiegt sie zu Wasser und zu Lande, wird tödtlich verwundet (449). Unterhandlungen führen zum Friedensschlusse, welcher den Namen des cimonischen Friedens führt. Zu sehen die Artikel in Diodor (XII); der wesentlichste spricht die Unabhängigkeit griechischer Colonien in Kleinasien und auf den Inseln des egeischen und mittelländischen Meeres aus.

Offenbar haben die Athenienser zur Rettung Griechenlands und der Menschheit durch die Initiative und Beharrlichkeit im Kampfe am meisten beigetragen, die erste und die letzten Hauptschlachten zu Lande und beinahe alle zu Wasser gewonnen. Andererseits haben die Spartaner zu Lande im Hauptkriege, im zweiten, das Verdienst Athens übertroffen, die entscheidendsten Schläge gegen die Orientalen geführt. Die Gefahr erstieg ihren Culminationspunct in der Schlacht bei den Thermopylen, wo der persische König zugegen war und der spartanische den Kern der persischen Truppen vernichtete und den moralischen Muth des Feindes beugte. So blieb, nach der Verwüstung Ober-Griechenlands und der Flucht des attischen Staates auf die Flotte, der Pelopones verschont, Griechenland hatte einen Haltpunct gleichsam eine Reserve. Nach dem Rückzuge des Perser-Königs, war die Gefahr für Griechenland nicht vorüber, denn die Macht des Mardonius reichte hin, um Griechenland durch systematische Verwüstungszüge in Athem zu halten und endlich zu erdrücken. Diese äusserste Gefahr besiegten die Spartaner bei Plataea, es war die eigentliche Befreiungsschlacht nicht nur für Griechenland sondern auch für Macedonien. Die fernere Machtentwicklung Sparta's zu Lande, Athens zur See, stand im graden Verhältnisse zu ihren Verdiensten in den persischen Kriegen.

(principiellen) Gesetzes und zugleich der Grundlage der Geschichte nämlich des Satzes: Der Schöpfer leitet Seine Menschheit zu deren Bestimmung, zur Katholicität,— und mit Hilfe des allgemeinsten (factischen) Gesetzes der Geschichte, nämlich des Satzes: Seit dem Erscheinen des Orientalismus und des Occidentalismus, dauert der alte Kampf in der Menschheit zwischen dem Rationalismus und dem Glauben, deutlicher für die Geschichte, zwischen den Orientalen und den Occidentalern, ohne Unterbrechung fort, können wir die Hauptursache der persisch - griechischen Kriege finden. Die zwei entgegengesetzten Principien und Systeme, denen die Perser und die Griechen folgten, versetzte Gott durch die Nachbarschaft, da sowohl die Griechen in Asien Colonien besaßen, als auch die Perser in Europa Eroberungen machten, in die Nothwendigkeit mit einander zu kämpfen ¹⁾. Durch die Herbeiführung dieses Kampfes be-

¹⁾ Den unmittelbaren, den factischen Anlass der griechisch-persischen Kriege, könnte man ohne die Annahme einer principiellen (übrigens durch historische Zeugnisse erwiesenen) Feindseligkeit beider Völker, nicht als einen haltbaren Grund einer so grossen Weltbegebenheit betrachten. Es ist gewiss, dass während des Zuges des Darius gegen die wilden Scythen, der Tyrann von Milet, welcher die von den Persern über die Donau geschlagene Brücke bewachte, als Günstling des Königs ausgezeichnet, darauf in Ungnade verfiel und nach Milet nicht zurückgehen durfte, allein man weis nicht, warum Darius misstraurisch geworden ist, obschon sich der Grieche treu erwies und die Gelegenheit den Krieg und die persische Armee durch die Vernichtung der Brücke zu verderben, nicht benützt hatte. Es ist auch gewiss, dass Aristagoras, Neffe und Schwiegersohn des Tyrannen von Milet, welcher denselben im Regiment nachfolgte, seinen Onkel zu rächen, die Griechen Asiens zum Aufstand gegen Darius zu bewegen beschloss, allein man sieht nicht ein, warum in einer persönlichen, auf jeden Fall, Local - Angelegenheit, der Tyrann sich an Athen und Sparta um Hilfe gewendet hätte, wenn schon früher ein mächtiger Antagonismus zwischen dem Griechen- und Perserthum nicht eingetreten wäre.

zweckte Gott ein doppeltes Ziel, erstens Griechenland und die Gesittung in der Gegenwart zu retten, zweitens, eine Grundlage zum fernern Schutze der Menschheit, zur Rettung der Zukunft aufzuführen zu lassen.

Auch der politische Grund, den man oft angibt und behauptet, dass die Griechen die ihnen immer näher rückende Macht der Perser fürchteten, ist unhaltbar. Wohl hat Darius von den Seythen zum Rückzuge über die Donau genöthigt, Thracien und Macedonien angegriffen, zum Tribut gezwungen, es ist aber nicht annehmbar, dass die Griechen für diese Nachbarländer kämpfen wollten, denn die politische Cultur des in kleine, mit einander stets streitende Landschaften getheilten Griechenlands, war gewiss im Vergleiche mit der nach einem grossartigen Massstab wirkenden Politik des unternehmenden Darius sehr zurückgeblieben. Die Griechen jener Zeit kümmerten sich wenig selbst um Thessalien, obgleich es damals zur grössern Hälfte griechische Einwohner hatte. Uibrigens hat dieser König nach der Bezwingung Macedoniens (513) einen Eroberungszug nach Indien (509) unternommen und die Griechen beeilten sich nicht Persien anzugreifen. Endlich nachdem ein neuer Zug der Perser nach Thracien (495), welcher schon den Griechen galt, stattgefunden hatte, machten die Letztern keine Bewegung zu Gunsten der Grenzländer; erst nachdem sie von den Persern überfallen, deren System und Tendenzen (was den asiatischen Griechen früher bekannt war) durch eigene Erfahrung kennen gelernt hatten, setzten sie den Kampf mit Erbitterung fort und ergriffen die Offensive. Die Athenienser allein wären als eine Ausnahme von der politischen Unmündigkeit des europäischen Griechenlands anzusehen, denn durch Verbindungen mit ihren Stammgenossen in den Colonien, kamen sie oft in Berührung mit den Persern. Als daher Aristagoras aus Milet um Hilfe zu suchen (503) erschien, wurde sie ihm zugesagt, eine Flotte von 20 Segeln, welchen sich 5eretrische Schiffe anschlossen, bewilligt, während Cleomenes im Nahmen Sparta's jede Hilfsleistung verweigerte. Die Jonier erhoben sich, verbrannten die Stadt Sardes, aber bald mussten sie der persischen Macht erliegen, die Athenienser gingen nach Europa zurück. Zu Lande und zu Wasser von der Persern geschlagen, ergaben sich die Jonier, die Stadt Milet wurde zerstört. Dass sich Darius an Athen rächen wollte, ist wahrscheinlich und gewiss

Die erste Absicht Gottes geht deutlich aus der Geschichte jener Zeit, aus der allgemeinen gefahrvollen Weltlage am Ende des VI. am Anfange des V. Jahrhunderts (v. Chr.) hervor. Das römische Reich lag noch in der gleichsam umgeworfenen Wiege, vielmehr verfiel es wieder in die Kindheit, denn nach dem Siege über Tarquin, der bei Fremden Hilfe suchte, wurde Rom von Porsena (507) erobert, zur Gebiethsabtretung gezwungen, neben den Etruskern, beginnen auch die Sabiner (505) und die Latiner (496) einen unversöhnlichen Kampf gegen das ihren eigenen Elementen entfloßene Römerthum. Inmitten dieser Zustände, welche man mit Recht als Bürgerkriege Italiens ansehen kann, entwickelt sich gewaltig die Macht des orientalischen Carthago, jene Persiens hat längst eine hohe Entwicklungsstufe erlangt, beide wünschen ein Bündniss, welches wirklich gegen Griechenland (da Rom kaum beachtet wurde) zu Stande kam. Die übrigen Völker der Welt (die Juden ohne König, waren stets von persischen Satrapen abhängig, durch die Samaritaner gefährdet) wirken aus System oder Rohheit gegen die Gesittung. Griechenland allein macht eine Ausnahme, aber schon ist es zur allgemeinen Regel geneigt und rüstet, wie Italien, nur zu Bürgerkriegen. An die Spitze des dorischen Elementes und des aristokratischen Principis stellte sich Sparta, ihm folgte die peloponnesische Ligue, Athen stellt das jonische Element und den Grundsatz der Demokratie vor, wodurch es heftig bewegt wird, was die Spartaner benützen und auf die attischen Partheien Einfluss nehmen. Vergebens bildet sich der böotische Bund, durch die Herrschsucht The-

ist es, dass der athenische Prätendent Hippias zu diesem Entschlusse des Königs am meisten beitrug, die Eroberung Athens als eine leichte Unternehmung darstellte. Dies war die unmittelbare Ursache des welthistorischen Kampfes. Wenn man vom principiellen Grunde, von der Pflicht die unmenschliche Gesittung zu bekämpfen, von der Pflicht der Selbst-Erhaltung abstrahirt, so würde das strenge Recht nicht zu Gunsten der Griechen entscheiden.

bens fällt er auseinander, Platäa ist der einzige Bundesgenosse des gebildetsten Staates von Griechenland. Die übrigen leben im Streite oder für die Isolirung, Thessalien wird kaum als ein Theil Griechenlands angesehen, auf jenes Land wirken stets eindringende Barbaren mehr als die Griechen ein. Als die Colonien Kleinasiens ihr Mutterland um Hilfe gegen Persien anriefen, wurden sie von den Spartanern verlassen, erhielten von Athen nur einen geringen Beistand zur See, während die andern griechischen Staaten in Griechenland und Thessalien vielmehr bereit waren, sich dem Feinde zu unterwerfen; auch in Sparta und Athen gab es Sympathien für den reichen und unumschränkten Perser-König. Ohne Zweifel war die abendländische Gesittung bedrohet, daher liess Gott die Perser mit dem regellosen Griechenland kämpfen, um durch die gemeinschaftliche Gefahr die Entwicklung des Gemeinsinnes unter den Griechen, das Zusammenwirken derselben zu fördern.

Uibrigens waren die Perser nicht so barbarisch, wie man es allgemein glaubt, und die Griechen nicht so gebildet, wie man es gewöhnlich annimmt und offenbar die eigentliche Gesittung, Grundsätze der Humanität mit der Cultur, die Zeiten vor mit jenen nach den Kriegen und während derselben verwechselt; der Unterschied der Leistungen der Griechen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, des Staates, des Krieges etc. vor und seit dem V. Jahrhunderte ist auffallend. Auch die Begebenheiten des ersten Krieges erweisen eine niedrige Stufe der griechischen Bildung, da sich alle Städte den Persern bereitwillig unterworfen, hingegen die zwei vorzüglichsten, Sparta und Athen das einfachste Völkerrecht verletzt und die persischen Herolde ermordet hatten. Selbst der Sieg war im ersten Kriege den barbarischen Nachbarn Griechenlands und den Fehlern des Feindes vielmehr als den Tugenden der Griechen zu verdanken; dieselben trafen keine Vorbereitung zur Vertheidigung. Als Mardonius über den Hellespont nach Thracien mit einer bedeutenden Armee und Flot-

te abgeschickt wurde, um Griechenland von dort aus anzugreifen, fand er keine griechische Armee vor, er wurde nun von den Thrakern bekämpft und geschlagen, seine Flotte durch den Sturm vernichtet.

Nachdem Griechenland ohne sein Verdienst und Zuthun der Gefahr entgangen war, hat es seine Kämpfe im Innern fortgesetzt, sogar nach der Ermordung der Gesandten vermochte Athen mit Hilfe von Plataea gegen eine neue Expedition der Perser, nur eine der Zahl nach unbedeutende Armee zu versammeln. Aus dem Commando dieser Armee können wir auf die Cultur der Griechen schliessen, das Heer wurde von 10 Feldherrn befehligt, welche täglich im Commando wechselten. Durch Terrain beschützt und die Talente des Miltiades, der seinen Commandotag abwarten musste, geleitet, haben die Griechen gesiegt. Wahrscheinlich bestand die feindliche Armee nicht aus regelmässigen persischen Truppen, sondern aus zusammengeworfenen Horden, welche theils Hippias, theils persische Feldherrn anführten und gewiss einander hinderten. Die Spartaner, 2000 Mann stark, erschienen erst nach der Schlacht, grobsinnliche Vorurtheile und Aberglaube waren der Grund dieser Verspätung.

Nicht destoweniger waren die Folgen dieses Krieges sehr wichtig, von der grössten Bedeutung sowohl für die Zukunft Griechenlands als auch der ganzen Menschheit.

139. (Folgen der persisch - griechischen Kriege für die fernere Ausbildung Griechenlands.)

Die anfänglich unerwarteten, darauf mit Glanz wiederholten Erfolge der Griechen haben den Geist und den Muth dieses Volkes ungemein gehoben, seit dieser Zeit vermochte seine Macht sich immer mehr zu entwickeln und seine Cultur fortzuschreiten; der Anfang des Selbstbewusstseins eines Griechenlands, einer griechischen Nationalität wäre eigentlich hier zu suchen. Durch die Gefahren gewarnt, durch die Siege gespornt, genöthigt den Ueberfluss des individuellen Lebens gegen äussere Freude und nicht gegen sich selbst zu

wenden, haben die Griechen ihre politische Erziehung begonnen und vermochten ihre Ausbildung, sowohl bezüglich der innern als auch der äusseren Verhältnisse fortzusetzen; man kann die Perser als Ableiter der zerstörenden Demagogie und der verwüstenden Bürgerkriege Griechenlands, und zugleich als Lehrer in der Kunst des Gehorsams betrachten.

Schon im zweiten Kriege kamen wichtige Verbesserungen zum Vorschein. In Folge der Verdienste Athens, war sein Einfluss auf ganz Griechenland, eine Art von Hegemonie, schon sichtbar. Themistocles, welcher neben dem Aristides, nach dem Tode des Miltiades, die grösste Autorität in Athen erlangt hat, drang auf die Vermehrung der Flotte und liess 100 Schiffe aufbauen, wodurch die Ueberlegenheit Griechenlands zur See begründet wurde. Die alte Rivalität zwischen Athen und Sparta wusste Themistokles zu beseitigen, er hat ganz Griechenland und Thessalien zum gemeinschaftlichen Wirken aufgefordert, selbst eine Gesandtschaft an Gelon, griechischen Tyrannen von Syrakus, in derselben Absicht abgeschickt. Da Sparta zu Lande mächtig war, wurde ihm das Commando der Armee übergeben, während Themistokles unter dem Ober - Commando des andern spartanischen Königs, die ganze griechische Flotte befahl. Diess war schon eine Theilung der gemeinschaftlichen Arbeit, ein musterhaftes Zusammenwirken der Griechen, daher auch die glänzenden Erfolge im zweiten Kriege.

Im dritten Kriege ergriff schon Griechenland die Offensive, um auch die griechischen Colonien Kleinasiens von den Persern zu befreien, Cypren und Bysanz wurden erobert. Durch das jonische Bündniss hat sich das zunehmende Selbstgefühl einer gesammten griechischen Nationalität kräftig ausgedrückt. Wohl stellte sich die frühere Rivalität zwischen Sparta und Athen wieder ein, aber andererseits hatte sie jetzt einen würdigen Gegenstand, es handelte sich um das Commando über alle Griechen, welches anfänglich Sparta

und nach dem Sturze des Pausanias Athen führte; die griechische Katholicität kommt immer deutlicher zum Vorschein.

Vor Allem machte sie sich im vierten Kriege geltend, denn Cypern wurde wiederbefreit und Artaxerxes zur förmlichen Anerkennung der Unabhängigkeit der griechischen Städte in Asien gezwungen. Es ist der erste welthistorische Tractat, eine hohe Bürgschaft zu Gunsten der abendländischen Gesittung, sobald Athen kein Opfer scheuete, um den Religions- und Culturgenossen selbst in der Ferne Hilfe zu bringen. Unter dem Einflusse solcher Begebenheiten und Grundsätze konnte die wahre Gesittung mächtig fortschreiten. Mit einem Wort, der Zersetzungsprocess im Innern und Aeusseren Griechenlands, da dasselbe keiner allgemein anerkannten Autorität und Hierarchie folgte, wurde durch die persisch-griechischen Kriege aufgehalten und die Perserkönige sind eben so, wie darauf die macedonischen, als Wohlthäter Griechenlands anzusehen.

Wirklich hat sich das griechische Staatsrecht ungemein entwickelt, denn eigentlich erst jetzt haben die Griechen einen wahrhaften Föderativstaat gebildet. Die so mannigfaltigen und verschiedenartig ausgebildeten Organismen wurden nicht durch die Kraft des Stärkeren, sondern durch geistige, moralische Mittel zu einem Ganzen zusammengebracht und erhielten eine Einheit, die mit jener vagen der Amphictyonen kaum vergleichbar ist. Selbst die Obrigkeit dieses Staates, die Hegemonie, hat sich herausgebildet, gewiss war sie die erste allgemeine Staatsidee, wenn man vom auserwählten Volke und der römischen *Majestas* abstrahirt. Neben diesen staatsrechtlichen Begriffen der Griechen, entwickeln sich gleich vortheilhaft die diplomatischen und gewiss haben das jonische Bündniss und der Vertrag mit Artaxerxes einen tiefen Eindruck auf die Menschheit jener Zeit gemacht. Man kann füglich die persischen Kriege nicht nur als den Anfang, sondern auch beinahe als die Vollendung der politischen Erziehung der Griechen betrachten, da die Macedonier dieselbe nur fortzusetzen hatten.

Auch die socialen Zustände Griechenlands haben viel gewonnen; um die nothwendige Waffenmacht zu entwickeln wurden ausserordentliche Massregeln ergriffen, die gewöhnlich starren Spartaner kämpften neben den Besiegten, den Lacedämoniern, und bewaffneten die Slaven. Selbst die individuelle Sittlichkeit wurde durch die hohe Rolle Griechenlands, durch den Heroismus Einzelner, da er nicht nur den Bürger sondern auch den Menschen hebt, mächtig gefördert, und gewiss könnte man den Leonidas und die in der letzten Schlacht bei den Thermopylen Gefallenen nicht als Opfer des Materialismus ansehen. Freilich lässt sich kein Ideal der Tugend im Heidenthum suchen, neben Helden wirken auch Demokraten. In Athen blieb kein verdienstvoller Mann ungestraft, Miltiades, Themistokles, Cimon etc. werden von der Demokratie nicht verschont, auch die spartanischen Machthaber werden von der Aristokratie verdächtigt und verfolgt. Aber was hätten die Partheien während eines Bürgerkrieges nicht vorgenommen, sobald sie ohne Rücksicht auf äussere Gefahren in Zwietracht lebten?

140. (Resultate der persisch - griechischen Kriege für die Menschheit: erwiesene Ueberlegenheit der spiritualistischen Gesittung. Parallele zwischen der Thatkraft der Orientalen und der Occidentalen.)

Auch für die ganze Menschheit waren diese Kriege äusserst wohlthätig, denn zum ersten Mahle gelangte dieselbe ohne die unmittelbare Intervention Gottes, wie bei den Juden, und ohne das Wirken eines wohlthätigen Despoten, wie Cyrus, zu einer sehr erwünschten Lage. Während sich Griechenland vortheilhaft entwickelt und die wahre Gesittung fördert, geht Persien der mächtigste und gebildetste Repräsentant der orientalischen Gesittung, dem Verfall rasch entgegen. Die Macht und die Vorzüge Persiens beruhten auf factischen, vergänglichen Gründen, auf den Verdiensten eines Mannes, Cyrus, den die hl. Geschichte als einen humanen Regenten darstellt, je mehr sich aber seine Nachfolger von diesem Muster entfernten, den Grundsätzen und

den Beispielen des Orientes folgten, desto schneller verfiel jene Macht und Cultur und vermochte nicht der zunehmenden griechischen zu widerstehen; beide Systeme vielmehr durch sittliche Principien als durch Culturstufen verschieden, kamen durch den Kampf deutlich zum Vorschein und trachteten einander zu vertilgen. Das ungeheure persische Reich bildete unter dem eroberungssüchtigen Könige Darius, Sohne des Hystaspes, eine aus äusserst heterogene durch physische Eroberungen zusammengebrachte, wahrhaft leblose Masse, welche der allgewaltige Despot festhielt, an jeder freien Bewegung hinderte; hingegen waren der Geist und der Wille des Selbstherrschers durch den mechanischen Einfluss des ihn umgebenden Militärgeleites und Hofes und durch den Anblick passiver Slavenvölker gefesselt. Der Mensch vermochte nicht sich hier zu entwickeln, einer grossen Thatkraft, ausser der durch die Furcht gespornten, war er gänzlich unfähig, ja der Begeisterung unzugänglich. Selbst das Familienleben wird durch die beinahe allgemeine Polygamie unterdrückt. Der Staat, eine Maschine, eine rein physische Kraft, ist gebrechlich. Die Form des Gehorsams, in welche der Staat Alle einzwingt, ist leblos, denn die innere Ueberzeugung, also auch das moralische Pflichtgefühl, geht ihm ab; das fruchtbarste Gefühl, nach dem Pflichtgefühl, jenes der Ehre ist mit dem Despotismus und der Willkühr unverträglich, es muss neben denselben ersticken. Die Wirksamkeit aus Furcht, wenn sie in der Entfernung vom Hof, fern vom Auge des Herrn, sich äussern soll, schöpft nicht mehr in der wahren Quelle ihrer Kraft und die Selbständigkeit fehlt gänzlich; vor Allem in der Fremde entbehrt der Perser des Sporns der einheimischen Furcht ¹⁾. Der religiöse Fanatismus ver-

¹⁾ Nicht allein in den persisch - griechischen Kriegen und nicht allein in Persien, äusserte und äussert sich bis nun dieser Charakter der orientalischen Wirksamkeit; dieselbe wird nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch die asiatische (obschon auch die Africaner etc. nicht anders verfahren) genannt, überhaupt wird der grie-

mag nicht zum Heldenthum zu leiten, denn der Orientale ist geistig— träge und abergläubisch, er hält seine Neigung zur Unthätigkeit für den Willen der Gottheit, nur Siege und die Freude zu verwüsten vermögen ihn zu berauschen, allein selbst dann entmuthigt ihn jede Niederlage.

Alle diese Gebrechen sind bei den Griechen nicht vorhanden, auch alle Eigenschaften, welche der Freiheit folgen können, besitzt Griechenland. Das Individuum ist hier ausgebildet, ruhsüchtig und begeistert, der Aufopferung aus Liebe zum Systeme fähig. Die Religion ist wenigstens eine Poesie, die Familie eine Neigung, die Vaterstadt ein subjectiver Glaube, dem aber Alle ergeben sind. In Folge dieser Thätigkeit ist der öffentliche Dienst ein immerwährender Concurs eines Jeden und Aller, die um die Wette streiten, um das Contingent ihres Geistes, Muthes und ihrer Beharrlichkeit zur Verfügung der Vaterstadt zu stellen; es braucht nicht bemerkt zu werden, dass die Kriegs- und Seekunst viel dieser Quelle zu verdanken hatten. Den Orient kennt der Athenienser durch die Colonien, die als politische Schule bedeutende Kraft der öffentlichen Meinung, wirkt auf die Griechen ein, dadurch verbreitet sich unter ihnen auch die praktische Wissenschaft der Staatskunst. Je mehr sie inmitten eines solchen Ideenkreises den Orient in's Auge fassen, die Perser und den grossen König als Gegensätze zu Griechenland betrachten, desto mehr wird das Gefühl der eigenen Würde den Barbaren gegenüber begründet, und dieser sittliche Stolz durch die Erfolge gerechtfertigt, denn während des Kampfes steigen stets die Griechen und die Perser fallen, im Oriente nehmen die Macht und die Cultur ab, in Griechenland nehmen sie stets zu. So erstarkte bei den Griechen das Bewusstsein ihrer Uiberlegenheit und fürwahr ist es eine grosse moralische Macht.

chisch-persische Krieg als ein Kampf zwischen Europa und Asien bezeichnet. Wir werden gleich untersuchen, ob diese Benennung richtig ist.

Zu gleicher Zeit erscheint neben der Vaterstadt auch das übrige Griechenland als Gegensatz zu den Persern, also ein Begriff des Ganzen, ein Gefühl der Einheit wird nicht allein durch die gemeinschaftliche Gefahr rege, das Verhältniss der religiösen Genossenschaft aller Griechen durch öffentliche Spiele, Amphyktionen etc. erhält jetzt eine politische, praktische Bedeutung; der Begriff Griechenlands, als einer Gesamtkraft, religiöser, sittlicher und nationaler Elemente ist schon eine hohe Idee, eine Bürgschaft der politischen Macht.

Auf diese Art hat sich durch die persischen Kriege jener pelasgische, hellenische und dorische Keim der abendländischen Gesittung in Griechenland entwickelt und vorzüglich in Athen, dieser nach Jerusalem und Rom wichtigsten Stadt, ausgebildet. Ich stelle mir Athen als eine glänzende, *intelligente* Mannigfaltigkeit vor, in welcher der Mangel an Einheit in der Autorität durch die Macht der Ideen, durch Begeisterung für Cultur und Freiheit, und die Mängel eines strengen Gehorsams, durch die Leichtigkeit des Zusammenwirkens, da das Individuum weniger Aufsicht braucht, und zu einer Parthei gehört, zum Theile ersetzt wurden. Freilich sind diese Zustände unvollkommen und vorübergehend, die Begeisterung ist wohl fürs Wahre aber auch für das Falsche, neben der Laune und Leidenschaft, möglich. Der gestern angebethete Liebling wird heute zum Opfer des Ostracismus, der Soldat dem Feldherrn im Felde ergeben, lehnt sich gegen ihn in der Stadt auf, Aristides und Themistokles können neben einander nicht bestehen, alle Gebrechen der Individualität und alle Mängel der Staatsautorität wirken zusammen und geben der attischen, zur Colonisirung stets geneigten Gesellschaft den Anstrich einer Association. Der Staat ist nicht auf festen Grundsätzen aufgebaut, daher ist er immer schwankenden Bestandes, neben der Thatkraft wird ihm die Ruhe unmöglich, jeder Erfolg wird theuer erkauft, wie's das tragische Ende der meisten Staatsmänner und Feldherrn erweist. In Folge dieser Grundsatzlosigkeit wird die atti-

sche Geschichte, des steten Drama ungeachtet, endlich monoton, einförmig, auch die Epochen, die einander nicht berühren, sind durch den sich einstellenden Verfall höchst ähnlich. Dennoch ist der mächtigste Anfang der abendländischen Gesittung, deren Contingent für die Humanität und für die Vorbereitung zum Christenthum wir erkannten, in Athen zu suchen.

Fürwahr, wenn man die Fehler der athenischen Demokratie mit jenen des orientalischen Despotismus vergleicht, so stellt sich die zügellose Freiheit, als eine viel geringere Gefahrstufe für die Humanität heraus, denn ein Miltiades, ein Cimon, ein Philipp reicht hin, um die Griechen zu organisiren, hingegen wird eine Reihe von Männern, wie Alexander der Grosse die Orientalen nicht umbilden, Jahrhunderte wären da zur Reform nöthig. Die Geschichte hat erwiesen, dass Philipp und Alexander ein griechisches West-Reich zu organisiren, den demokratischen Auswuchs der griechischen Cultur zu beseitigen vermochten.

Auch philosophisch kann man begreifen, dass sich die Demokratie zur Aristokratie und zum Begriffe des Königthums, wenigstens als eines Führers, wenn auch durch Zwang heben lässt, hingegen fehlt dem orientalischen Haufen die Möglichkeit beider Begriffe, ohne welche keine Institution, kein System haltbar ist. Bei den Orientalen wäre die Aristokratie eine Kaste, der Führer wäre ein Despot, jede Idee und Tendenz ein unbewegliches, der Entwicklung unfähiges Dogma.

Zu dieser Auffassung des Occidentes und des Orients gelangte die denkende Menschheit allererst durch die griechisch - persischen Kriege. Die beiden Kämpfer haben prägnant ihr Wesen ausgedrückt, ihr System vollendet und die ihnen (da selbst dem in Verfall gerathenen, *de facto* ziegellos gewordenen Occident der Vorzug vor dem Princip des Bösen zuerkannt werden soll) in Folge der Verdienste,

gebührende Stellung eingenommen ¹⁾. Wenn man diese Zustände mit jenen der Welt vor dem Kampfe zwischen Per-

¹⁾ Dass dieses Verhältniss beider Welten, welches man den Griechen, vor Allem dem athenischen (ursprünglich priesterlich-königlichen, dann aristokratischen, endlich demokratischen, allein durch das aristokratische Element, so durch Miltiades, Themistokles, Cimon etc. gemässigten) Staate schuldet, bis nun dauert und die menschlichen Charaktere des Occidentes und des Orientes, obschon der Erstere auch hin menschlicher Hinsicht dem Christenthum, der hierarchischen Epoche und der neuerdings begonnenen Restauration der Theokratie viel verdankt, im Wesentlichen dieselben sind, war vielfach erwähnt. Der allgemeine Sprachgebrauch trachtet dieses durch die Geschichte deutlich ersichtbare Verhältnisse beider Gesittungen durch Ausdrücke, die er von der Politik leiht, durch den Unterschied zwischen Europa und Asien, zwischen Europa und der aussereuropäischen Ländern etc. zu bezeichnen; diess ist nicht richtiger als der Name: christlicher Orient (S. 38) denn es giebt in Europa orientalische Staaten, Russland, die Türkei; die Gesellschaft von Montenegro, von Albanien, überhaupt die türkischen Provinzen, mit Ausnahme der Donau-Fürstenthümer, da diese zur Donau-Monarchie moralisch halten, kann man nicht als abendländisch gesittet betrachten, gewiss haben Algerien und Brasilien mehr Anspruch darauf. Der Sprachgebrauch sieht seine Irrthümer ein und sagt oft, um die wahre Cultur zu bezeichnen: West-Europa; diess ist auch nicht richtig, denn z. B. Oesterreich, obschon grössten Theils im Oriente gelegen, ehemals Ideen und Institutionen von Deutschland entlehnte, steht gegenwärtig als ein Muster der abendländischen Gesittung da, und wenn es die Deutschen nicht nachahmen, durch österreichische Institutionen, Gebräuche, Traditionen etc. sich nicht heben lassen, dann muss Deutschland dem fernern Verfall entgegen gehen. Ueberhaupt haben sich seit einem Jahrhunderte die Cultur-Zustände des Westens und des Ostens in Europa ungemein geändert, selbst wenn man die parlamentarischen Versuche wegdunkelt, in der Beschränkung der christlichen Monarchie ein Mittel zur Untergrabung der Staats-Macht, der Freiheit und der Würde, eine Gelegenheit zu Majestätsverbrechen erblickt, wenn man die in den neuesten Tagen in Russland vorgenommenen und angesagten Reformen, (sogar der Priester-Kaste soll eine Reform bevorstehen)

sien und Griechenland vergleicht, so ersieht man den glücklichen Umschwung der Weltverhältnisse, die mächtige Kraft-

als eine Vernichtung Russlands durch gelinde Mittel, die in jenem Lande furchtbar ausgebreiteten, liberalen und demokratischen Begriffe mit christlichen Mitleiden und sympathischer Besorgniss um einen der unglücklichsten Theile der Menschheit betrachtet, wenn man der übrigen billigen Reformsucht der türkischen Provinzen mit Bangigkeit zuschaut und einen Theil Oesterreichs als uncultivirt ansieht, selbst dann kann man nicht verkennen, dass die Aenderung der Cultur-Zustände entschieden zu Gunsten des Ostens ausfiel. Man gedenke Spaniens, des Sitzes der Frömmigkeit, der Macht, Wissenschaft, Kunst, Eleganz und Würde in frühern Jahrhunderten; Holland ehemals durch Wissenschaft und Handel ausgezeichnet, dürfte jetzt mit dem Aufschwung, denn Deutschland und Preussen genommen, nicht ringen; in den meisten Disciplinen steht das hochverdiente Italien der deutschen Wissenschaft bedeutend nach. Mit Ausnahme Belgiens (da auch das bereits wieder progressive, an der politischen und socialen Zerstörungssucht gehinderte Frankreich noch zum Theile leidet) ist der Westen von Europa entweder im Fortschritte aufgehalten worden, oder er hat den Rückschritt angetreten.

Wohl werden diese Zustände oft mit Uibertreibung hervorgehoben, noch unlängst wurde Russland als eine feste Grossmacht angesehen, nun hält man es für reif zur Freiheit, beide Meinungen sind eine Sünde, denn eine lebensfähige Macht oder Freiheit darf neben den Popen in der Kirche und der orientalischen Sitte im Staate nicht bestehen, allein selbst dieser falsche Glaube an Russland erweist, dass sogar Gedankenlose den Fortschritt des Ostens nicht läugnen wollen; übrigens hätten die Westmächte ohne die riesenhafte Entwicklung der Kriegs- Staats- und Geldmacht Oesterreichs Russland nicht geschlagen, sondern vielmehr der Türkei geschadet. Keineswegs darf man die Gesittung in West-Europa selbst nicht in Europa fixiren, denn es ist möglich, sogar wahrscheinlich, dass sich schon in der nächsten Zukunft die christlichen Missionäre in Asien und Africa grosser Erfolge erfreuen werden.

Endlich ist es immer unrichtig die Erscheinungen der moralischen Welt nach ihren oberflächlichen, mechanischen Aeusserungen und nicht nach ihrem Werth, nach

entwicklung des Occidentes, dessen Bewusstsein der Ueberlegenheit, während der Orient durch die erlittenen Nieder-

ihrem Geist und moralischer Bedeutung zu benennen. Europa hat kein Privilegium und es ist nur in sofern als abendländisch, als der wahren Cultur angehörig anzusehen, in wiefern es den spiritualistischen Bedingungen der Gesittung Genüge thut.

Dass die vagen, willkürlichen Benennungen zu falschen moralisch - politischen Begriffen, dadurch zu falschen Schlüssen und Ansichten, am Ende zu bösen Thaten führen, ist bekannt. Wie Viele werden auf die Lebensfragen, was ist der Papst, der Kaiser, der Staat, das Gleichgewichtssystem? welche Verfassung hat Gott den Völkern vorgeschrieben? etc. richtig antworten, sobald man nicht genau wissen will, was der Orientalismus, Europa etc. sind? Daher die zahllosen Confusionen, in der Politik und in der Wissenschaft, die unermessliche Ignoranz, die zunehmende Gedankenschwäche, fürwahr Hauptquellen des sittlichen und politischen Schisma, dieses Sohnes und zugleich mächtigsten Bundesgenossen der religiösen Spaltung. Den Unfug, welchen die meisten Staatsmänner und Gelehrten mit der Lösung der wichtigsten Fragen, in Folge vager, oberflächlicher Begriffe treiben, erkläre ich mir durch die Trennung der Rechts - und Staatsdisciplinen von der Geschichte; trockne, von den Facten abstrahirende Definitionen oder Gedächtnissformeln geben keine Anschauung des Wesens und des Geistes des definirten Gegenstandes, das Messer der Analyse, welches darauf die Einzelheiten sittlich-politischer Fragen vielmehr zerfetzt als analysirt, leiten gewiss nicht zu allgemeinen zusammenhängenden Begriffen. Man vergisst gewöhnlich, dass nicht die Geschichte den Staats- und Rechtsdisciplinen, sondern dieselben der Geschichte entfliessen. Nur auf dem historischen Boden könnten Discussionen guten Glaubens zu Resultaten leiten, wenigstens die Fragen deutlich stellen, hingegen muss der Wortkram der Rabulisten und Ideologen zur Verwirrung unumgänglich führen.

Daher trachte ich, ohne Rücksicht auf den politischen Sprachgebrauch, den mittelst des Unterschiedes zwischen dem Spiritualismus und dem Materialismus erkennbaren Unterschied des Occidentes und des Orientes mit Nachdruck hervorzuheben, auf die wesentlichsten sittlichen und politischen Begriffe, so wie sie die Geschichte darstellt, oft zurückzugehen. Ehedem war die Geschichte

lagen niedergedrückt und moralisch gebeugt wurde. Fürwahr, den ersten Theil des Willens Gottes haben die Griechen erfüllt, die abendländische Gesittung gerettet, ein, obschon unvollständiges, West-Reich gebildet, die ungeheure Macht des Spiritualismus glänzend erwiesen.

141. (Erste Aeusserung der Nothwendigkeit eines Oesterreichs.)

Nach solchen Erfolgen hatten die Griechen die glückliche Weltlage festzuhalten, die errungenen Siege zu benützen, damit der menschenfeindliche Orient seine frühere Stellung nicht wieder einnehmen und die Zukunft der Gesittung gefährden könne. Allein wie war es zu veranstalten? Auch dieses hat Gott durch die Begebenheiten den Griechen ausdrücklich bedeutet, ihnen vielfältige Mittel zur Erkenntniss der nothwendigen Massregeln, schon während des Kampfes selbst, verabreicht. Wir wissen, dass den Kampf die Perser über das feste Land eröffneten, die Flotten nur eine Reserve und Verproviantierungsmittel für die Landarmee waren, die Letztere, die in Folge der Topographie des Landes durch beschwerliche Märsche und durch stete Kämpfe mit den Barbaren ungemein gelitten habe, Mardonius sich im ersten Kriege, Xerxes im zweiten über die Barbarenländer nach Asien mit grossen Verlusten zurückziehen mussten; gewiss haben die Barbaren viel mehr als der Kampf bei den Thermophylen zur Rettung Griechenlands beigetragen. Of-

als Erzieherinn der Menschen geachtet, jetzt werfen sich ihr Rabulisten und Ideologen, als Erzieher auf. Freilich kann auch der treueste Diener der Geschichte ihre Lehren entstellen, allein Gebiether soll sie nicht haben, dem Sprachgebrauch, welcher wohl Wahrheiten, aber auch Irrthümer heiligt, blind folgen. Die hl. Kirche hat nie ein Wort gegen die Geschichte ausgesagt, beide erklären denselben Willen Gottes, die Erstere durch Lehren, Belohnungen der Guten und Strafen der Bösen, die Letztere durch Begebenheiten, welche sich als Belohnungen und Strafen herausstellen und auf diese Art Lehren enthalten.

fenbar war es ein Wink Gottes für die Griechen, damit sie die Barbaren, da deren Interesse mit dem griechischen übereinstimmte, an sich ziehen, die Tapferkeit dieser kriegerischen Völker benützen, dieselbe regeln, die primitive Cultur heben und nicht verachten, die rohen aber reinen Sitten der Barbaren als Muster für die Städter aufstellen, und jenen einfachen Völkern dafür griechische Ideen und organische Institute verleihen, um mit vereinten Kräften den Orientalen zu widerstehen. Diese politische Nothwendigkeit war zugleich eine sittliche Pflicht, denn neben den Barbaren, bestanden dort griechische, zum Theile aus barbarischen Elementen zusammengesetzte Staaten, wie die ober-macedonischen, jener von Pherae etc.; man könnte diese Staaten als halb-griechische oder primitiv-griechische betrachten, sie gehörten demselben pelasgischen Ursprung, Religion, Sitte und Verfassung an und obschon ihre griechische Cultur jener des eigentlichen, gebildeten Griechenlands nachstand, haben sie andererseits die Reinheit der Sitten und der alten Tradition in Kirche und Verfassung besser gewahrt. Die Griechen liessen auch dieses Element unbeachtet, sie verstanden den Wink Gottes nicht. Als sie darauf zu Wasser angegriffen wurden, blieb ihnen auf den Fall einer Niederlage im Peloponnes nur der Rückzug nach Thessalien und Macedonien offen; Griechenland hatte demnach ein neues Motiv, um diese Länder zu gewinnen, ein Bollwerk gegen die Angriffe des Orientes zu bilden; auch diesen Wink Gottes hat es nicht verstanden. Endlich gingen ihnen die macedonischen Griechen mit gutem Beispiele entgegen, der König von Macedonien, obschon von den Persern gezwungen gegen Griechenland zu kämpfen, hielt in der Wirklichkeit stets zu demselben, noch mehr als den Barbaren hatte Griechenland bei den Thermopylen und Platäa den geheimen Berichten und Rathschlägen dieses Königs zu verdanken; gewiss hat sich der Gegensatz der Macedonier zu den Persern, schon in Folge der Reinheit der Sitten der Erstern, viel lebhafter als in Griechenland geäußert.

Nachdem die Griechen definitiv gesiegt hatten, wussten sie nicht den Sieg zu benützen, um die Organisirung der verwandten Nachbarländer im Interesse der gemeinschaftlichen Sicherheit zu fördern.

Auch gegen den innern Feind, gegen den Ueberfluss am Leben, gegen die rege Thatkraft, welche stets einen Gegenstand ihrer Anwendung zu Hause durch Bürgerkriege, durch Abentheuer in der Fremde suchte, trafen die Griechen keine Vorkehrungen, sie widmeten sich einer leidenschaftlichen Geschwätz- und Streitsucht, oder sie liessen sich als Condottieri anwerben; im Bewusstsein ihrer Thatkraft und in Uebermuth waren sie immer mehr zur Verneinung der Grundsätze und der Autorität geneigt.

Wir wissen aus dem Gesetze der Reife, dass solchen Uebeln eines Volkes nur durch die Bekehrung primitiver Völker zu seiner Gesittung, gesteuert werden könnte. Einen Anlass hiezu geben die Barbaren selbst, sie bedrängten das griechische Element in Thessalien, die Griechen kamen ihren Stamm- und Religionsgenossen zu Hilfe nicht; dort lebte die Cultur kümmerlich, hier wurde sie durch die Uippigkeit ihrer Blüthe, dort durch überspannte Anstrengung, hier durch Sorglosigkeit zugleich gefährdet. Mit einem Wort, die Nothwendigkeit, die sich stets deutlicher äusserte, zum Schutze des griechischen West-Reiches ein Ost-Reich, als Bollwerk gegen äussere Feinde, und als Reserve guter Sitten und der Bürgerzucht gegen innere Feinde zu bilden, die reichen Baumaterialien in Thessalien und besonders in Macedonien zum Aufbau eines Binnenreiches, eines Oesterreichs zu benützen, wurde von den Griechen nicht erkannt. Da auf diese Art die Ursachen des frühern Verfalls Griechenlands, die Neigung der Griechen zur Isolirung ihres Staates und zur Unruhe in demselben durch die persischen Kriege aufgehalten, nach der Niederlage des äusseren Feindes mit erneuerter und vermehrter Kraft sich wieder einstellten, so musste der Verfall neuerdings, und zwar nach einem vergrösserten Massstabe in Umfang und Raschheit vor sich gehen.

142. (Folgen der Nicht-Beachtung orientischer Elemente zur Bildung eines griechischen Oesterreichs für Griechenland, seit dem Cimonischen bis zum Antalcidischen Friedensvertrage: Unsittlichkeit und Verfall des Principates von Athen und Sparta; Bürgerkriege, Entsittung und Machtlosigkeit griechischer Staaten, ihre Abhängigkeit von den Orientalen.)

In der That trat eine mächtige Reaction zu Gunsten der, durch die Hegemonie theils Sparta's theils Athens, vorübergehend gefesselten centrifugen Kraft Griechenlands, des reizbaren Strebens einzelner Staaten nach der Autonomie ein, die Local-Interessen erwachten, das allgemeine wurde in den Hintergrund gedrängt, die verschiedenen Elemente und Principien griechischer Völker, besonders des attischen und spartanischen suchten sich, mittelst der durch die Siege über die Perser erlangten Autorität und Macht, geltend zu machen und je mehr beide durch Missbrauch ihr Princip exagerirten und entstellten, desto häufiger wurden die Collisionen, welche endlich einen blutigen, höchst gefährlichen Charakter annahmen. Auf diese Art erkläre ich mir den peloponnesischen Krieg, den Kampf zwei feindseliger Brüder, an dem sich die ganze entsittete Familie betheiligte und dadurch immer mehr entartete, den Bürgerkrieg zum Princip erhob. Jenem ersten grossen Vertilgungskampfe, welcher 27 Jahre dauerte, folgten der Krieg Sparta's gegen das hl. Land (399), die Ligue gegen die Spartaner, der corinthische Krieg (394), neben dem fünften persischen; nie war die allgemeine Unruhe für längere Zeit unterbrochen.

Athen, welches durch seine Thatkraft grosse Verdienste um Griechenland erworben und, nach dem Sturze des spartanischen Pausanias, das Commando zu Lande und zu Wasser, dadurch auch die Vorherrschaft, die Hegemonie, an sich gebracht hat, eröffnete den Verfall Griechenlands. Fürwahr stellten sich in diesem Staate, neben dem Culminationspunct der Cultur, in der Epoche des Pericles, zugleich alle Symptome einer ausartenden durch Leidenschaft und Unzucht bewegten Gesittung, wodurch das Staatliche und seine Macht, aller Schein-Erfolge ungeachtet, für immer er-

schüttet wurden; Pericles, der vollkommenste Ausdruck des feinen attischen Geistes, geschäftig, im höchsten Grad geschmeidig, war zugleich der Verderber Griechenlands. Der Charakter seiner heroischen Vorgänger fehlte ihm gänzlich nur durch schöne Reden und grosse Pläne, nicht durch grosse Thaten, glänzte dieser Staatsmann und Feldherr. Vie hat er für Kunst, Wissenschaft und Handel Athens geleistet, aber noch mehr zur Entsittung des Volkes beigetragen. Um den Pöbel zu zahlen, hat er den Schatz der jonischen Bundesgenossen aus Delphos nach Athen übertragen öffentlich und unverschämt ¹⁾ verschwendet, überhaupt die untergeordneten Staaten, welche immer Alliirte hiessen, schonungslos, sogar mit Grausamkeit behandelt, wodurch das Bündniss gelockert, die Hegemonie Athens untergraben wurde. Um auch das peloponnesische zu sprengen, zündete grossen Theils er den peloponnesischen Krieg an, welcher mit der Vernichtung der atheniensischen Landmacht und mit der Zerstörung Athens endigte. Durch eine falsche Beurtheilung der Lage Griechenlands, welches mit Leidenschaft und für die Autonomie wirkte, getäuscht, hat er Athen auch moralisch zu Grunde gerichtet, der Zukunft von ganz Griechenland geschadet, dem höchst nothwendigen Princip der Hegemonie durch dessen Uibertreibung die empfindlichsten Wunden geschlagen. Selbst sein grösstes, in Folge einer besondern (freilich nur im Innern den Partheien gegenüber erwiesenen) Geschmeidigkeit, erworbene Verdienst, inmitten der Demokratie persönlich zu regieren, kehrte sich in der Zukunft gegen Athen, denn dieses bei den leichtsinnigen Atheniensern populäre Regiment, dem die gesetzliche Grundlage fehlte, bildete ein Präjudicat, gleichsam einen Rechtstitel für die künftigen Regenten Athens, sämmtlich Demagogen oder Tyrannen ²⁾.

¹⁾ In seiner Vertheidigungsrede, klagt sich Pericles selbst an. Zu sehen in seiner Biographie von Plutarch.

²⁾ Cleon und Alcibiades eröffnen die Reihe, welche Syconphanten und Demagogen fortsetzen und ein anderer Redner, Demosthenes, schliesst.

Gleich nach der Verbannung des staatsweisen und heldenmüthigen Cimon, (464) hat Pericles neben der socialen, mit Hilfe seines Freundes Ephialtes, durchgeführten Revolution, das Bündniss mit Sparta gebrochen und den Druck der jonischen Bundesgenossen begonnen, obschon er neue Allianzen zu fernern Eroberungen suchte und den Einfluss Athens am Hellespont und schwarzen Meere zu befestigen trachtete, und schon früher eine Expedition gegen die Perser, Egypten zu Hilfe, schicken liess. Die Expedition ist misslungen, die Spartaner siegten bei Tanagra, in Athen brach eine Revolution gegen die Demokratie aus, Ephialtes wurde ermordet. Wohl hat der aus dem Exil auf den Vorschlag des Pericles abberufene (455) Cimon die Ruhe in Griechenland wieder hergestellt (453), die Perser geschlagen, Cypern befreit und die Unabhängigkeit griechischer Colonien erkämpft (549), das jonische Bündniss neu belebt, die Hegemonie Athens befestigt, nachdem Myronidas die Boeotier (454) geschlagen und dieselben (mit Ausnahme Thebens) zum Bunde mit Athen gezwungen hatte, allein Pericles, seit dem Tode Cimon's gleichsam Alleinherrscher geworden, wollte der systematischen Feindseligkeit gegen Sparta und dem Druck der Bundesgenossen nicht entsagen. Die Boeotier warfen die Oberherrschaft Athens ab, diesem Beispiele folgten Euboea und Megara, während die Spartaner Attica eroberten (445); nur durch die Bestechlichkeit der spartanischen Feldherrn, wurde Athen gerettet. Nicht destoweniger setzte Pericles seine demokratische Propaganda fort, feierlich hat er die Demokratie in Samos eingeführt, jedoch wurde bald diese Regierung gestürzt. In einem neuen Feldzuge musste Samos, der Hilfe der Bysantiner ungeachtet, sich ergeben, seine Mauern sind geschleift, die Flotte nach Athen geschleppt, die Bewohner zum jährlichen Tribute verdammt worden, allein eben durch diese Strenge hat Pericles die Hegemonie Athens gestürzt. Vor Allem auf der chalcidischen Halbinsel äussert sich lebhaft der Hass gegen Athen, durch dessen grausame Massregeln wird der Aufstand, der pötidäatise Krieg

(432) beschleunigt, die Athenienser besiegen anfänglich die Bundesgenossen, denen Corinth Hilfe brachte, allein das Letztere wendet sich an den peloponnesischen Bund, welcher von Athen das Aufgeben der Hegemonie und die Entfernung des Ruhestörers Pericles ¹⁾ verlangt. Gegen diese Bedingungen hält Pericles eine Rede an das Volk, sie werden zurückgewiesen, worauf Sparta und der Bund den Krieg erklären und beginnen (431). Archidamus, König von Sparta, dringt nach Attica ein, Pericles, der unmittelbare Urheber des Krieges, schliesst sich in Athen ein und will keine Schlacht wagen. Die Ueberfüllung der Hauptstadt durch Flüchtlinge aus dem Lande, verursacht eine Pest, an der Pericles (429) stirbt, nachdem er sein ganzes Leben hindurch für eigene Popularität und die Täuschung Athens gewirkt und immer dem Augenblick und kurzrichtig berechneten Plänen die Zukunft des Vaterlandes geopfert hatte.

Noch durch 24 Jahre wurde dieser peloponnesische Krieg bis zur Erstürmung Athens (405), im 45. Jahre seit dem Tode Cimon's, fortgesetzt. Der Bruderkrieg, welcher mit einer feierlichen Rede des beredten Pericles an das Volk gegen die spartanischen Friedensbedingungen anfang, wurde mit einem laconischen Bericht des Lysander nach Sparta beendet: „Athen ist genommen“. Die beiden durch Abstammung, Verfassung, Sitten und Machtentwicklung verschiedenen Repräsentanten Griechenlands, wirkten eifrig, jeder auf seine Art, gegen das gemeinschaftliche Vaterland, von dessen Geschicken die Zukunft der Menschheit abhing. Eine sieben und zwanzigjährige Anstrengung Griechenlands hat blos zur Verwüstung seines schönsten Theils geführt; die Vorherrschaft übergang auf die Spartaner.

¹⁾ Eigentlich verlangte man die Verbannung der Alkmeoniden, welche für die Ermordung der Anhänger Cylon's zum Exil, vor 200 Jahren (612), verdammt wurden; offenbar war es ein Vorwand, um sich des Pericles, eines Alkmeoniden, zu entledigen.

Sparta, welches sich in seinen Kämpfen gegen die drückende Hegemonie Athens für den Retter griechischer Freiheit ausgab, bezweckte eigentlich die Erhebung der eigenen Macht, um einen noch empfindlicheren Druck auszuüben. Schon im Jahre 413 haben die Spartaner ein geheimes Bündniss mit den Persern gegen die Unabhängigkeit griechischer Städte in Asien geschlossen, die spartanischen Flotten, welche Athen bekämpften, waren mit persischem Geld aufgebaut. Die Ausübung der Hegemonie dieses reich gewordenen Staates konnte daher nicht sittlicher, als jene Athens gewesen sein, die spartanische Herrschaft war noch gewaltsamer, die Bundesgenossen wurden als Unterthanen behandelt, von aufgedrungenen Regierungen, mit Spartanern an der Spitze (Harmosten), verwaltet. Bald äusserte sich ein heftiger Widerstand gegen die Spartaner, Athen hat sich befreit (403), das Beispiel wirkte allgemein, überall rüstete man zum Kampfe gegen die Hegemonie, ohne Rücksicht auf das Gesamtinteresse und die äussern Verhältnisse Griechenlands. Neben den Partheikämpfen mit der Autorität, waren nur Bürgerkriege populär. Längst hat sich die Achtung für Legalität verloren, man ehrte bloss die Klugheit, um das Recht des Stärkern umzugehen oder an sich zu bringen.

Neben solchen Zuständen im Innern Griechenlands, schlummerte sein äusserer Feind nicht und rüstete zum fünften Kriege gegen die Griechen. Obschon die Letztern gleichsam orientalisch geworden, und um die Mittel unbekümmert, nach Reichthum, Herrschaft und Macht strebten, vermochten sie dennoch nicht jene wilde Kraft, welche den Orientalen eigen ist, zu entwickeln. Auch Persien ist in Verfall gerathen, es kämpfte einen Bürgerkrieg, jenen zwischen Artaxerxes II. und dessen Bruder Cyrus, allein die Unsittlichkeit im Oriente ist ein normaler Zustand, die Grausamkeit und Verwüstung sind dort regelmässig, die Tyrannei wird mit Ruhe und gewöhnlich ohne Widerstand zu erleiden, ausgeübt, die entartete Humanität der Griechen könnte sich keineswegs mit der systematischen Unmenschlichkeit der Perser messen.

Nach der Niederlage des Cyrus und dem Rückzuge der *Zehn Tausend*, liess Artaxerxes II. die griechischen Städte in Asien, da sie Söldlinge dem Cyrus zuschickten, züchtigen (400). Wohl brachten die Spartaner Hilfe, Agesilaus siegte in der Hauptschlacht bei Pactol und war in der Lage die Hauptstadt anzugreifen, allein während persische Horden den Satrapen gehorsam folgten, lehnten sich die Griechen gegen die spartanische Oberherrschaft auf, eben als Sparta die unseligen Folgen des an Griechenland begangenen Verrathes zu beschwören begonnen und hiemit ein Recht auf die Unterstützung aller griechischen Staaten zu rechnen erworben hat. Agesilaus war abgerufen, vergebens siegten die Spartaner bei Corinth und Cheronea; die Athenienser haben sich mit den Persern verbunden, ihre Flotten vereinigt, die spartanische bei Knidos besiegt, worauf die griechischen Colonien in Asien und den Inseln des ägeischen Meeres sich gegen Sparta und für Athen erklärten. Fürs persische Geld war Athen wieder aufgebaut, eine atheniensische Armee wirkte im Peloponnes. Die bedrohten Spartaner fühlten sich genöthigt mit Persien zu unterhandeln, Antalcidas schloss den schimpflichen Frieden seines Namens (387); die griechischen Städte Asiens und die Insel Cypren gingen unter das persische Joch zurück, ausser geringen Vertheilen, die er Athen zugestanden, hat sich der Tractat gegen jede Hegemonie erklärt. Alle Staaten, endlich auch Theben unterschrieben dieses Verdammungsurtheil über Griechenland. Durch den gegenwärtigen Frieden gingen alle Früchte der vier ersten griechisch-persischen, durch den Cymon'schen Tractat geschlossenen Kriege zu Grunde, die Griechen Asiens verlohren ihr selbstständiges Leben und alle verlohren die Ehre. Seit dem hat sich Griechenland durch eigene Kräfte nie mehr gehoben.

Diess waren die Folgen der versäumten Pflicht für die Gesittung an den Grenzen des griechischen Staates zu kämpfen, dieselben zu erweitern und die bessern Beispiele primitiver griechischer Völkerschaften zu betrachten und zu beherzigen, der Uiberhand nehmenden staatlichen Auflösung

und sittlichen Entartung zu steuern. Gewiss hätten einfache Völker die Sitten eines Alcibiades, den Verrath, das Einverständnis mit dem Feinde und ähnliche Verbrechen verpönt, Gräuelszenen, wie jene muthwilliger Partheienkämpfe, nicht zugelassen. Die unglücklichsten Kriege mit den Barbaren hätten Griechenland nicht entsittet, hingegen war seine Entartung durch Bürgerkriege und Verbindungen mit den Orientalen unvermeidlich. Diese für die Gesittung, Cultur und Macht Griechenlands so unseligen Zustände mussten eintreten, sobald es den Bedingungen des Gesetzes der Reife nicht Genüge that und ein griechisches Oesterreich nicht gegründet hat ¹⁾).

143. (Zunehmende Berührungen Griechenlands mit den orientischen Griechen Thessaliens und Macedoniens.)

Da die Griechen den Willen Gottes, ein Binnenreich zwischen dem Sitze der abendländischen Gesittung und dem Oriente, ein Oesterreich, zu bilden, nicht begriffen, so baute es Gott selbst, liess Thessalien und Macedonien gedeihen, damit Griechenland die Bedeutung dieser Länder durch deren Wachsthum erkenne. Von ihren Stamm- und Religionsgenossen, den in politischer Hinsicht stets gedankenlosen Griechen, nicht beachtet, auf die eigenen Kräfte gegen die Angriffe der Barbaren beschränkt, übten sich Thessalien und Macedonien im Kampfe und vergrösserten ihre Macht durch barbarische Elemente, welche sie an sich zogen. Schon wäh-

¹⁾ Die Richtigkeit dieses Schlusses erhellt schon aus dem Gesagten. Nachdem sich ein griechisches Oesterreich gebildet und das zerfallende Griechenland unter seinen Schutz genommen hatte (338—323) hörten die genannten grässlichen Zustände staatlicher Ohnmacht und sittlicher Laster auf, wodurch jener Schluss bestätigt ist. Eine neue Bestätigung erhält er durch den Verfall des griechischen Oesterreichs, denn nach dieser Calamität kamen die griechischen Laster und Revolutionen wieder zum Vorschein; endlich wurde der classische Boden durch die barbarischen Gallier (278) verwüstet.

rend des Zuges der Perser unter Darius gegen die Scythen haben sich Thessalien und Macedonien, besonders das Letztere, als ein Bollwerk Griechenlands gegen den Orient herausgestellt. Ihre Cultur durch die Kämpfe mit den Barbaren gestöhrt, musste hinter der griechischen weit zurückbleiben, allein eben dadurch wurden die Religion, die alte Verfassung und die primitiven Sitten gegen die Entartung, welche in dem verbildeten Griechenland eintrat, geschützt. Die spiritualistische, abendländische Gesittung der Macedonier jener Zeit ersehen wir aus der moralischen Würde, mit welcher der königliche Sohn Alexander die von den persischen Gesandten verlangte orientalische Gastfreundschaft zurückwies und dieselben durch verkleidete Jünglinge tödten liess ¹⁾. Der Zug des Xerxes über das tributpflichtig gewordene Macedonien nach Griechenland hat die Griechen und die Macedonier in Berührung gebracht, bei den Letztern äusserte sich das Gefühl der Solidarität mit Griechenland besonders lebhaft, und während die Thebaner gegen das gemeinschaftliche Vaterland in persischen Reihen kämpften, wirkt jener Alexander, nun König, stets und mit persönlicher Aufopferung für die Griechen, ihm vor Allem ist die Weltrettung zu verdanken, obschon er von den Persern abhängig, zum Mitwirken mit ihnen gezwungen war.

Eben diese Stellung benützte er, um sich die Gunst des Xerxes zu erwerben und dessen Kriegspläne kennen zu lernen. Als Leonidas die griechische Armee bei Tempe aufgestellt hatte, um das Eindringen der Perser in Thessalien zu verhindern, liess ihn Alexander heimlich über die Stärke der persischen Macht, ihre Absichten, die Nachtheile dieser Stellung für die Griechen und die Nothwendigkeit eine andere einzunehmen, unterrichten. Wirklich setzten sich die Griechen, durch die unkluge Wahl des Passes von Tempe zu einem Defensiv-Posten, der Gefahr aus von den Persern umgangen, im Rücken angegriffen und vertilgt zu werden,

¹⁾ Herodot V, 17—20.

die persische Armee bedurfte, da ihr auch andere Wege zu Gebote standen, eines Angriffes gegen jene Stellung nicht, auf jeden Fall gestattete das Terrain den Persern die Macht ihrer Reiterei, welche die trefflichen macedonischen und eliomiotischen Reiter unterstützten, zu entwickeln, der griechischen Armee den Rückzug abzuschneiden, oder ihr in Griechenland zu vorzukommen; überhaupt hat sich Leonidas von der Grundlage seiner Operationen zu weit entfernt, hingegen both die Besetzung des Passes bei den Thermopylen ungeheure Vortheile den Griechen dar, wie es übrigens der Erfolg erwiesen hat. Vor der Hauptschlacht von Plataea begab sich Alexander in der Nacht und allein ins griechische Lager, um mit den Atheniensern zu conferiren, sie mit der Lage der persischen Armee unter Mardonius, bekannt zu machen ¹⁾. Es ist wahrscheinlich, dass er nach der Schlacht, die griechischen und barbarischen Völker im Nord - Osten zum Abfall von den Persern bewog, ihnen mit Beispiel voranging, denn es ist gewiss, dass er die Offensive gegen die fliehenden Perser ergriff. Grössere Verdienste hat kein Held des eigentlichen Griechenlands um die gemeinschaftliche Sache erworben. Auch an den olympischen Spielen hat Alexander Antheil genommen, mit Vorliebe die hellenische Cultur in Macedonien gefördert.

Die Letztere hat sich besonders unter dem Enkel Alexanders, Archelaus, seit dem peloponnesischen Kriege, verbreitet, denn in ihrem Hauptsitze in Athen bedrängt, suchte sie Asyl am macedonischen Hofe, der ihr seinerseits entgegengehend, die Dichter Agathon und Chrisilos begünstigte, den Euripides, als den Rathgeber und Freund des Königs auszeichnete, die Kunst des Zeuxis belohnte, den Sokrates ein-

¹⁾ Diese Erzählung Herodots (im IX. Buche) wird durch dessen unbefriedigende Darstellung der Sachlage keineswegs entkräftet. Zu sehen hierüber in den Beilagen zur griechisch-macedonischen Geschichte.

lud; überhaupt wirkte der König als Kenner und Maccenas ¹⁾, Dion und die neue Residenz, Pella, konnten mit jeder griechischen Stadt, Athen ausgenommen, bezüglich der Cultur wetteifern.

Vielmehr als die geographische Verbindung Thessaliens mit Griechenland und die Verdienste der macedonischen Könige, haben zum Bande der Nordost-Länder mit den Griechen das Handelsinteresse und die Kämpfe um die Hegemonie beigetragen, dadurch eigentlich wurden diese Länder ins griechische Staatensystem eingeführt. Corinth, Athen, besonders Chalcis (in Eubäa) legten auf der macedonischen Halbinsel, welche daher Chalcidice genannt wurde, zahlreiche Pflanzstädte an, diese hingegen gründeten Colonien auf dem festen Lande Macedoniens, so Pydna, Methone etc. Unter den chalcidischen Staaten haben Potidaea

¹⁾ Sokrates ein bewunderungswürdiger, rein-spiritualistischer Moralist, aber zugleich überspannt und Sonderling, hat die Anträge des Archelaus abgelehnt, denselben der Unbildung beschuldigt. Dieses offenbar durch die schlechten Sitten des Königs motivirte Zeugniß wird, bezüglich der aesthetischen Ausbildung des Archelaus, durch jenes des Thucydides (II, 100) widerlegt, welcher den König zugleich als einen trefflichen Organisator des Staates und des Heeres schildert. Dass sich gegen die griechische Cultur und die Wirksamkeit des Königs die Weisen Macedoniens sträubten, ist ganz natürlich, durch die schlechten Sitten und anarchischen Traditionen des gebildeten Griechenlands erklärbar; wie die Römer in der Epoche des Cato gegen griechische Philosophen, die Austrasier im VII. Jahrhunderte gegen die romanische Bildung Neustriens, die meisten europäischen Länder im XVII. und XVIII. Jahrhunderte gegen die französischen Moden und Gebräuche, so protestirten die Macedonier gegen die griechische Cultur, damit mit Hilfe der Ideen auch die Laster Griechenlands in Macedonien nicht eindringen. Es ist demnach unrichtig anzunehmen, dass die Macedonier den Griechen als solchen feindselig, von den Königen zum Griechenthum gezwungen wurden. Zu sehen weiter unten über die ethnographischen Zustände Macedoniens.

und Olynth, corinthische Pflanzstädte, neben Amphipolis, einer athenischen Colonie am Strymon, Bedeutung erlangt; von der persischen Bothmässigkeit erlöst, verfiel Chalcidice unter die drückende Oberherrschaft Athens, von der sie durch Sparta befreit wurde und endlich auch den Spartanern Widerstand zu leisten vermochte. Auf diese Art war oft die Halbinsel der Schauplatz der griechischen Kriege und da sie das Interesse mit Macedonien theils verband, theils von demselben trennte, so wurde auch das Letztere in jene Kriege verwickelt, mit oder gegen Athen verbunden, wodurch sich seine Verbindungen mit Griechenland vervielfältigten. Auch an den Küsten Thraciens, des Hellesponts und des Euxins gab es griechische Colonien, während der Hegemonie Athens hat der Einfluss hellenischer Ideen in Byzanz, Abydos, Sesstos etc. zugenommen und vermochte auf Macedonien auch diesseits einzuwirken, dessen griechische Entwicklung zu fördern. In dieser Hinsicht, war die Stellung Thessaliens noch vortheilhafter.

Mit einem Wort, während die Gesittung und die Macht im eigentlichen Griechenland verfielen, nahmen sie im Nordosten, in Thessalien, Macedonien und Chalcidice zu. Als die Athenienser unter dem grausamen Pericles die Insel Eubaea verwüsteten und 2000 Hestäer vertrieben haben, wurden die Letztern von Macedonien aufgenommen (445), was gewiss für die Macht und Cultur des Landes nicht gleichgiltig war; wahrscheinlich waren einzelne griechische Einwanderungen in Macedonien während des peloponnesischen Krieges nicht selten. So war die allgemeine Lage, als nach dem Zweikampfe zwischen der attischen und spartanischen Hegemonie, Sparta durch die Unterhandlungen Macedoniens bewogen, zum Kampfe mit Chalcidice auftrat, worauf Theben mit Sparta in Krieg gerieth und die Oberhand gewann, wodurch, in Folge der Nachbarschaft, Thessalien und Macedonien ins Bereich der griechischen Angelegenheiten näher gezogen wurden.

144. (Stellung Macedoniens zu den Kämpfen griechischer Staaten um die Hegemonie.)

Während der athenischen Hegemonie, hat Macedonien die Potidaäen zum Kampfe gegen die Herrschaft Athens bewogen, die Rivalität zwischen Sparta und Athen im eigenen und chalcidischen Interesse mit Klugheit benützt, überhaupt mit den Städten der Halbinsel Bündnisse gepflogen, Olynth begünstigt, gewöhnlich gegen Athen, mit Hilfe Sparta's gekämpft, aber auch die Spartaner mit Misstrauen behandelt, zu Athen gehalten; jeder Uibermacht die seine Selbstständigkeit gefährden könnte, zu steuern, das Gleichgewicht, zwischen den nach dem Principate, vielmehr nach der Gewalt und Willkühr strebenden Kräften zu erhalten, beabsichtigte immer Macedonien. Zugleich wusste es die Bundesgenossen von Norden und vom Süden gegen seine gefährlichsten, nach der macedonischen Krone dürstenden Feinde, gegen die Lyncesten, oftmal zu richten, hingegen jenen Thessalien entgegenzustellen. Besonders unter Perdiccas II. hat sich diese staatskluge (obschon bezüglich der Mittel selten rechtliche) Politik ausgebildet, wodurch dieses Land zur Seele aller Unternehmungen in den nordischen Angelegenheiten Griechenlands wurde; zur Uibertragung der politischen Bedeutung vom Peloponnes und Athen auf den Nord-Osten, hat hauptsächlich Macedonien beigetragen.

Allein neben demselben haben sich gewaltig die chalcidischen Städte gehoben durch den Sieg der Spartaner bei Aegospotamos (405) und die Zerstörung Athens, wurde Chalcidice von der Herrschaft Athens, durch die Schlacht bei Cnidus (394) vom Einflusse Sparta's befreit, die nach dem Sturze von Potidaea mächtigste Stadt, Olynth, strebte selbst nach einer Hegemonie. Undankbar gegen Macedonien, dessen Königen sie ihre rasche Machtentwicklung zu verdanken hatte ¹⁾,

¹⁾ Perdiccas II. hat während der pötidaäischen Krieses mit Athen die Stadt Olynth als den günstigsten Verteidigungspunct Chalcidicens bezeichnet, den Einwohnern

beabsichtigte diese Republik auch Macedonien zu beherrschen, die unglückliche Lage des von Eigenen und Fremden bedrängten Königs Amyntas II. auszubeuten, selbst bedeutende Länderabtretungen an Olynth (392), vermochten nicht die Republik zu einer wirksamen Hilfe zu bewegen, Amyntas musste fliehen, erst nach einigen Jahren ist es ihm mit Beistand der Thessalier gelungen, die Parthei des Usurpators zu besiegen, und mit dem äussern Feinde Frieden zu schliessen.

Indessen haben die Olynthier alle Städte der Halbinsel zur Anerkennung seiner Hegemonie theils bewogen, theils gezwungen und selbst Potidaea hiezu genöthigt, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, die Ansprüche des Amyntas auf das fruchtlos abgetretene Gebieth nicht zu beachten, sogar die Selbstständigkeit des Königs zu bedrohen. Ein mächtiges Wirkungsmittel gegen Macedonien haben dessen Städte den Republicanern dargebothen, denn das in diesem Königreiche vorherrschende Princip der Aristocratie und des Königthums wurde von den Städtern nur ungern getragen, leicht liessen sich die Letztern zur Unabhängigkeit von Macedonien und zum Anschluss an den chalcidischen, vielmehr olynthischen Bund bereden. Der König im Innern kaum befestigt, durch die mit den Illyriern verbundenen Lyncesten stets gefährdet und nun vom mächtigen, mit Athen und Boeotien befreundeten Olynth bedrohet, vermochte nicht mit eigenen Kräften zu widerstehen, denn gewiss war der olynthische Bund die grösste Macht in Griechenland.

Sparta wollte die durch den Antalcidischen Frieden wieder erlangte, obschon moralisch entkräftete Hegemonie behaupten, dorthin wandte sich der König um Hilfe. Die Spartaner schickten sogleich ein Heer gegen Olynth ab (382),

schwächerer Städte theils in Macedonien Unterkunft gegeben, theils sie zur Uibersiedlung nach Olynth bewogen (432), dieser Stadt Hilfstruppen geschickt. Dadurch wurde sie, nachdem die Athenienser Potidäa erobert hatten, zur ersten Stadt der Halbinsel.

ein grösseres sollte nachfolgen. Durch den Abfall Potidaea's vom Bunde und den Widerstand, denn die Städte Apollonia und Acanthos den Olynthiern leisteten, hat sich die Lage der Olynthier verschlimmert, allein die Spartaner und Macedonier wirkten nicht mit dem gehörigen Nachdruck, die zweite aus Sparta nachgeschickte Armee wurde auf dem Zuge über Boeotien von der aristocratischen Parthei in Theben gegen die Demokratie um Hilfe angerufen, die Spartaner überrumpelten die Citadelle und vertrieben die demokratische Parthei, wodurch die gegen Olynth bestimmten Streitkräfte verringert wurden. Erst eine dritte spartanische Armee, welche Macedonier und elimiotische Reiter unterstützten, vermochte, obschon sie empfindliche Niederlagen erlitten hat, Olynth zur Entsagung der eigenen Hegemonie und zum Anschluss an den spartanischen Bund zu zwingen (380—379).

Die Besieger der Olynthier, Retter Macedoniens, waren in der Lage als dessen Beschützer und Herrn desto mehr aufzutreten, je entschiedener sie das aristocratische Princip vorstellten und beschützten und auf Anhang der Missvergnügten unter der macedonischen Aristocratie rechnen konnten. Gewiss war der spartanische Einfluss für das macedonische Königthum viel gefährlicher als es die Neigung der Städte zu den chalcidischen Republicanern gewesen, denn das städtische Element hat in Macedonien die gehörige Entwicklung noch nicht erlangt, hingegen war die Aristocratie mächtig, die Opposition suchte die Monarchie (diese war in Griechenland allgemein abgekommen) aufzuhalten, aus den Kämpfen der lyncestischen mit der macedonischen Dynastie Nutzen zu ziehen. Ein neuer Kampf um die Hegemonie, der letzte grosse Krieg des eigentlichen Griechenlands, befreite Macedonien vom spartanischen Einfluss.

145. (Hegemonie Thebens, dessen Verbindungen mit Thessalien und Macedonien.)

Die aus Theben vertriebenen Demokraten sammelten sich unter Pelopidas, stürzten die durch spartanische Inter-

vention eingesetzte aristocratische Regierung und zwangen die spartanische Besatzung von Cadmaea zum Abzuge (379). In dem dadurch entstandenen Kriege (378) kämpfte Theben gegen Sparta glücklich, schloss mit Athen einen Vertrag und brachte die Hegemonie Böotiens an sich. Obschon Athen aus Neid gegen die wachsende Macht Thebens die Allianz aufgab, protestirte Theben gegen die in einer allgemeinen Versammlung zu Sparta beabsichtigte Erneuerung des Antalcidischen Friedens, d. i. der spartanischen Hegemonie, die Spartaner drangen in Böotien ein, Epaminondas besiegte sie in der wichtigen Schlacht bei Leuctra (371), wodurch auch die Hegemonie Sparta's erschüttert wurde. Um dieselbe festzuhalten, rüsteten die Spartaner mit ungeheurer Anstrengung und fielen neuerdings in Boeotien ein; es war ein wichtiger Augenblick für die Zukunft Griechenlands. Athen auf die *Entkräftung* Sparta's und Thebens gleich bedacht, verweigert dem Letztern alle Hilfe, beruft einen Staaten-Congress nach Athen, welcher die Autonomie aller griechischen Staaten ausspricht. Theben wendet sich um Hilfe an Jason, Tyrannen von Pherae, dem schon ganz Thessalien untersteht und zum Theile auch die Könige der Molosser und der Macedonier untergeordnet sind; es war das erste Auftreten einer griechischen, ausser den Grenzen des eigentlichen Griechenlands gelegenen Macht. Während Theben und Sparta um die Hegemonie kämpfen, Athen mit den andern Staaten sich gegen jede Hegemonie erklärt, wird sie von Jason in Anspruch genommen, der wahrhaft als Vermittler und Schiedsrichter wirkt und dem beabsichtigten Principate über Griechenland Nachdruck durch die Alleinherrschaft zu verleihen geeignet ist. Offenbar befand sich dieser orientische Staat, den die eigentlichen Griechen als barbarisch ansahen und sich seiner zur Besiegung der Anarchie, zur Unterstützung einer Hegemonie (was vor Allem Athen und den Spartanern möglich war) nicht bedienten, in der Lage, Griechenland zu beruhigen und zu beherrschen.

Durch die Ermordung Jason's ändern die regellosen Zustände Griechenlands nicht, selbst der Peloponnes lehnt sich gegen Sparta auf, Arcadien giebt das Beispiel, Epaminondas und Pelopidas kommen ihm zu Hilfe und befreien Messenien von der spartanischen Herrschaft (369); der zweite Feldzug der Thebaner im Peloponnes, ist durch die Wirren Thessaliens gestöhrt. In diesem Lande herrschte Alexander, Tyrann von Pherä, durch Mord zur Gewalt gehoben, mit unerhörter Grausamkeit, die Aristocratie, welche dem Vater des Königs von Macedonien (389) zur Wiedereroberung des Thrones verholffen hatte, wendet sich (369) an den Sohn um Hilfe, Alexander II. erscheint, erobert Larissa, wird aber durch das Auftreten des Prätendenten Ptolomaeus nach Macedonien abberufen. Nun sucht Thessalien, besonders das städtische Element, Hilfe bei den Thebanern. Pelopidas erscheint, beruhigt das Land und stellt Macedonien, um dessen Krone Alexander II. und Ptolomaeus kämpfen, unter den Einfluss Thebens. So bringt die Macht der Verhältnisse das orientische Griechenland in eine immer nähere Verbindung mit dem Hauptlande; durch die Nothwendigkeit auf Thessalien und Macedonien einzuwirken, ermahnte Gott zum letzten Mal die Griechen, ein Oesterreich zu ihrem Schutze dort zu organisiren.

Auch diesen letzten Wink Gottes haben die Griechen nicht verstanden, Pelopidas handelt seinem schönen Berufen zuwider. Statt die für ganz Griechenland nothwendige Macht Thessaliens und Macedoniens, als Hilfe gegen den Orient und die griechische Anarchie zu betrachten und zu gewinnen, war er vielmehr darauf bedacht (hierin bestand die ganze Staatskunst der Griechen) jene Länder zu schwächen. Gegen den Tyrannen von Thessalien hat er nicht mit Nachdruck gewirkt, wohl den legitimen König von Macedonien Alexander II. anerkannt, allein ihn zur Abhängigkeit von Theben, zur Stellung von Geisseln genöthigt und dem Ptolomaeus Vorschub geleistet, ihm (wahrscheinlich) ein Theilfürstenthum eingeräumt; auf jeden Fall wurde der Prä-

tendent, um die Kräfte des Königreichs zu spalten, in Macedonien belassen. Hingegen mit Persien hat Pelopidas Verträge geschlossen, demnach gegen das allgemeine griechische und zugleich gegen das besondere thebäische Interesse gehandelt. In einem neuen Feldzuge (365), hat Pelopidas die Schlacht von Cynoscephal gegen Alexander von Pherä gewonnen und Epaminondas hat in jener von Mantinea (362) wider Sparta bedeutende Erfolge errungen, allein die thebanischen Feldherrn blieben auf dem Schlachtfeld, nachdem beide nur für den Bürgerkrieg und für die politische Uiberspannung gelebt haben. Theben vermochte nicht seine Hegemonie zu befestigen und auch die orientischen Mächte, das letzte Rettungsmittel Griechenlands, hat es im kurzsüchtigen Local-Interesse gefesselt. Hoffnungslos stand Griechenland da.

146. (Politischer Verfall Griechenlands; sittliche Entartung der Griechen seit Pericles bis Philipp II. Bedeutung Macedoniens für Griechenland und die Gesittung.)

In der That ging durch das stets negative Wirken der Griechen die Wirksamkeit Griechenlands zu Ende, ein politisches Unternehmen im Grossen, war ihm nicht mehr möglich, die Hegemonie wurde zu einem leeren Worte, jene Thebens weder auf numerische noch geistige Kräfte und Verdienste gestützt, war selbst von den Böotiern nicht geduldet, die spartanische war längst zertrümmert, die Ansprüche der Arcadier auf die Hegemonie hatten keinen Erfolg. Athen verhältnissmässig wieder mächtiger geworden, vermochte im Bundesgenossen-Kriege (357—355) dennoch nicht die Suprematie auf den Inseln des ägeischen Meeres und am Hellespont geltend zu machen, Rhodus, Chios, Byzanz etc. wandten sich um Hilfe an Persien, wurden von Artaxerxes III. wirklich unterstützt und sahen den *grossen König* als ihren Beschützer und Befreier an.

Kaum konnte der seit Pericles begonnene politische und moralische Verfall Griechenlands, der sich auch den Thessaliern mittheilte, weiter schreiten. Da die Griechen alle

Kräfte gegen sich selbst wandten, einander mit Muth und Beharrlichkeit vertilgten und aus Feindseligkeit gegen Brüder Hilfe bei den Orientalen suchten, so musste unter ihnen jedes Gefühl des Gemeinwesens zu Grunde gegangen sein. Alle Bürgerkriege waren ohne Zweck geführt, denn jeder Staat strebte nach der Hegemonie und zugleich nach der Autonomie, kein einziger gab sich Mühe die Pflichten gegen das Reich mit der Achtung der Territorial - Hoheit zu verschmelzen. Solche Bürgerkriege hatten nicht nur die staatliche Ohnmacht und Verwüstung des Landes zur Folge, sie haben auch die Cultur, selbst die Sittlichkeit Griechenlands tief verletzt; die sprichwörtlich gewordene Treulosigkeit, die *graeca fides*, hat sich vor Allem in dieser Epoche am Ende des V. und im IV. Jahrhunderte entwickelt. Das unmenschliche System des Pericles, welcher den Glanz Athens nur in der Knechtschaft und Verwüstung griechischer Städte erblickte, Alcibiades, welcher jeder Fahne mit demselben Eifer folgte, mit dem er sie zu verrathen bereit war, der Leichtsinne des attischen Volkes, welches sich für jede Zerstörung begeisterte und die eigene nicht hinderte, waren keineswegs Ausnahmen in Griechenland. Selbst die starren, einfachen, zum Theile rohen, aber ehemals ehrlichen Zöglinge Lyncurgs standen nun in der Treulosigkeit den Atheniensern nicht nach, sie stellten sich an die Spitze der Freiheit nur in der Absicht Athen in der Knechtung zu übertreffen, alle Mittel selbst der Verrath waren ihnen gut, um den Bruderhass zu befriedigen. Durch gegenseitige, anhaltende Erbitterung im Kampfe verwilderten die Griechen vollends.

Gewöhnlich wurde jede besiegte Parthei vertilgt, jede eroberte Stadt zerstört, selbst die Tempel blieben unerschont, Kriegsgefangene und Einwohner erstürmter Städte wurden zu Tausenden geschlachtet oder gefoltert, die Athenienser liessen, nach der Eroberung Aeginens, allen männlichen Einwohnern der Insel den Daum der rechten Hand abhauen, Frauen und Kinder verkaufen. Andere Griechen, Gegner Athens, verfahren auf eine ähnliche Art, die Syra-

cusaner und Spartaner haben während des peloponnesischen Krieges, nach der Niederlage der Athener in Sicilien, alle Soldaten zur Sklaverei und die Feldherrn zum Tode verurtheilt. Auch gegen den Mitbürger wüthete der Grieche, die Demagogen über die Ohnmacht Athens aufgebracht, liessen gegen das Ende des peloponnesischen Krieges, sechs schuldlose Heerführer hinrichten. Die Thebaner standen den Atheniensern und Spartanern in der Unmenschlichkeit nicht nach. Nach dem Verfall der drei drückenden Hegemonien gewann die Unmenschlichkeit an Umfang und Intensität, jede Stadt benützte ihre wiedererlangte Autonomie vor Allem zur Befriedigung der blutigsten Rachsucht.

Grausamer waren gewiss die Perser nicht, auf jeden Fall hatten sie, obschon ihr Staat durch Empörungen der Satrapen zerrüttet, dem Verfall entschieden entgegengehend, mehr Würde als die ehemals stolzen, nun feilen Griechen. Atheniensische Matrosen sind zu den Spartanern übergegangen, um einen höhern Sold zu erhalten. Jeder griechische Staat war bereit persische Subsidien anzunehmen, die Bürger eiferten mit dem Staat, suchten Dienste bei den Persern und kämpften, unter dieser Fahne, selbst gegen die Griechen. Isocrates schildert richtig diese Lage: „Der König von Persien beherrscht Griechenland..... als wenn er unser Herr wäre, klagen wir einander bei ihm nicht an, nennen wir ihn nicht den grossen König, als wenn wir seine Sklaven wären? verhoffen wir nicht in unsern Bürgerkriegen auf ihn, obschon er nichts schmerzlicher als unser Verderben wünscht?“ ¹⁾ Fürwahr, zum Sturze Athens und Sparta's hat persisches Gold am meisten beigetragen.

Alle Verbrechen und Laster Griechenlands, seine staatliche Ohnmacht und sittliche Auflösung kann man auf den Verfall des Königthums, auf die Kämpfe der Demokratie mit der Aristocratie zurückführen, welche im Innern und Äussern nach einem grossen Massstabe theils als Mittel, theils als Zweck der Hegemonie

¹⁾ Isocrates im Panegyricus.

vor sich gingen und an denen auch die kleinsten griechischen Staaten Antheil nahmen; der Partheienhass leitete zur Unmenschlichkeit, die man bald auch zu persönlichen Zwecken, besonders zur Befriedigung der Habsucht in Anwendung brachte. Wie die Athener das demokratische, so bestrebten sich die Spartaner das aristocratische Princip überall und mit äusserster Gewaltsamkeit einzuführen; in Corcyra wurden die ergriffenen Aristocraten einer nach dem andern hingerichtet (424), hingegen in Milet und Thasos alle Demokraten erschlagen (405), wodurch es in Griechenland immer Stoff zur Reaction gab. Die Letztere hat sich gegen die Aristocratie, besonders nach der Entkräftung der Hauptstaaten, nach den Siegen Thebens über Sparta, wodurch die spartanische Hegemonie thatsächlich aufgehoben wurde, allgemein eingestellt; seit auch die Macht Thebens gefallen ist und die Autonomie einzelner Staaten sich geltend gemacht hat, fanden die Vornehmen nirgends Schutz gegen den entfesselten, durch die Missbräuche der Aristocratie und eigene Laster verdorbenen Pöbel. In Argos hat der Scytalismus¹⁾ 1200 (nach Plutarch 1500) Bürger geopfert. Nur ein Fortschritt blieb noch der Democratie wünschenswerth, die Einheit, die Centralisation im Angriffe und die Vereinfachung des Verfahrens, um durch den geraden Weg zum Ziele, zur Beute zu gelangen. So nahmen die Tyrannen überhand, wahrhafte Banditenführer, die sich nicht mehr die Mühe gaben einen politischen Vorwand zum Würgen zu suchen, sondern sogleich und entschieden gegen die Vornehmen, da diese gewöhnlich reich waren, losschlugen und die Beute mit der demokratischen Bande theilten. Die Organisirung der socialen Revolution, als eines permanenten Zustandes, war das letzte Wort der hellenischen Freiheit; Timophanes von Corinth, Dionys von Syracus, Agathocles etc. waren die Heroen dieser Periode der Freiheitsepöche, die Theorien des Tyrannenmordes, die letzte Staats- und Sittenlehre Griechenlands.

¹⁾ Todtschlagerei mittelst Rohrstöcke.

In dieser durch die Verbrechen der aristocratischen und demokratischen Partheien, durch den Verfall jeder Hegemonie und jeder Autorität im Innern verursachten entsetzlichen Lage des Hellenenthums, war die Rettung nur durch die Monarchie (S. 401—402) möglich. Allein im eigentlichen Griechenland hat sich, in Folge langer Unbilden, jegliche Tradition des Religiösen und des Priester - Königthums verlohren, die orientischen, primitiven, der alten Sitte und Verfassung treuer gebliebenen griechischen Grenzländer hatten, in dieser wichtigen Hinsicht, eine günstigere Stellung, sie waren vielmehr als die eigentlichen Griechen in der Verfassung das entkräftete Griechenland zu beherrschen und dadurch zu beschützen. Deutlich sah es Jason ein, wirkte mit Klugheit und Geschmeidigkeit den Griechen gegenüber, aber einer seiner Nachfolger, Alexander von Pherae, hat die Vorbereitungen seines Vorgängers verdorben und gab sich einem grässlichen Despotismus hin. Alexander liess Menschen lebendig begraben, oder in Bärenfelle kleiden und hetzte sie mit Jagdhunden, er selbst zerfetzte sie mit dem Wurfspiess; „diess war“ sagt Plutarch „eine Erhohlung für ihn ¹⁾.“ Unter einer solchen Gestalt hatte die Alleinherrschaft keine Zukunft, schon diese Rachsucht des Herrschers lässt auf einen grossen Widerstand des Landes schliessen, übrigens sagt der Nahine Tyrann deutlich, dass sein Träger kein wahrer König gewesen. Gewiss gaben sich die Thebaner, welche gegen Alexander von Pherae zu Hilfe gerufen waren, keine Mühe, um das monarchische Princip in Thessalien herzustellen.

Unter allen griechischen Staaten hat sich in Macedonien allein das Königthum erhalten. Die Macht der Begebenheiten selbst hat, wie wir sahen, die Könige Macedoniens zu einer stets grössern Rolle, und zum Einfluss auf die griechischen Zustände geleitet; nachdem sich die übrigen griechischen Staaten abgenützt hatten und durch fortwährende

¹⁾ In der Biographie des Pelopidas.

Kriege und Erschütterungen kampfunfähig geworden sind, war es wahrscheinlich, dass die Autorität, welche die mächtigsten Städte des eigentlichen Griechenlands ehemals geltend machten, nun auf Macedonien übergehen werde. Allein obschon dieses Königreich von der allgemeinen Entartung verschont blieb, haben sich auch hier, mittelst griechischer Cultur, Ideen und Beispiele, anarchische Tendenzen, wenigstens zum Theile, verbreitet, sie begünstigten den Bürgerkrieg, welcher in den Unruhen des nachbarlichen Thessaliens, im Neide der Olynthier und vorzüglich in den Usurpations - Gelüsten des lyncestischen Herrschergeschlechts seine Kraft schöpfte und dem übrigens auch die Rohheit der Sitten und häufige Pallast-Revolutionen Kräfte zuführten. Werden demnach die Macedonier, jüngere Söhne der griechischen Cultur, Nachbarn der Barbaren und zugleich des verdorbenen Griechenlands dieses auszuführen im Stande sein, was die ausgebildeten, gegen den Einfall der Barbaren durch Macedonien gesicherten eigentlichen Griechen zu thun nicht vermochten? Prüfen wir, wenigstens vorübergehend, die Zustände und Anlagen dieses für Griechenland und die Gesittung wahrhaft providentiellen Volkes, von dessen Schicksalen die Zukunft der Menschheit abhängt; offenbar ist das griechische West-Reich schon verloren, hebt sich nun die orientische Monarchie zu einem wahrhaften Ost-Reiche nicht, dann müssen auch die abendländische Gesittung und die Macht des Spiritualismus verschwinden, der Orientalismus und die Revolution werden die Welt beherrschen.

VI. Artikel.

Anfänge des Königreichs Macedonien, seine Ausbildung zu einem griechischen Ost-Reich und Verfall mit dem Tode des Königs Perdiccas III. Auftreten Philipp's II. Parallele sittlicher und politischer Eigenschaften der Macedonier und der Griechen. Bedeutung Philipp's II. und Alexanders III. für die Geschichte Oesterreichs und der katholischen Weltordnung.

147. (Macedonien, sein Name, Ursprung und Bedeutung, nach Thucydid und anderen Autoritäten.)

Über Macedonien und dessen Geschichte vor Philipp II., obschon sie die Mündung der griechischen und, nach meiner Ansicht, die Quelle der österreichischen bildet, ist wenig bekannt, genügende historische Zeugnisse und Traditionen sind nicht vorhanden, ja selbst Vermuthungen und Hypothesen, welche über den Ursprung und die fernere Entwicklung des Staates aufgestellt worden sind, erfreuen sich einer unbestrittenen Anerkennung nicht. Sogar der Name ist ein Räthsel, seine Bedeutung, ob eigentlich ethnisch oder politisch, bleibt ungewiss, denn einige Stellen werden nur mit Hilfe der Uebersetzung im ersten oder im zweiten Sinne verständlich, hingegen lassen sich andere in keinem Sinne erklären ¹⁾, in jedem führen sie zum Widerspruch. Daher bin ich geneigt: Macedonien, Macedonier, für eine geographische, physische Benennung zu halten. Auf keinen Fall war der Name einem einzigen Volke (wie man es gewöhnlich annimmt) gegeben, er bezeichnete mehrere Völker ²⁾, die weder einem Stamme noch derselben Cultur angehörten. Thucydid nennt mehrere Völker ausdrücklich Macedonier ³⁾,

¹⁾ So die Hauptstelle in Thucydid, II, 99.

²⁾ *Macedones, populi Graecis vicini* (Aesch. Pers. 492) *quorum regio dicitur Macedonia, sub. χώρα. Also nicht populus sondern populi.*

³⁾ l. c.

folglich konnte nicht dieser Name stammlich sein. Auch in politischer Hinsicht war er auf die gedachten Völker nicht anwendbar, denn sie gehörten vor den grossen Eroberungen der macedonischen Dynastie, keineswegs zu demselben Staate, demnach muss das Ganze, welches sie bildeten, das gemeinschaftliche Band, welche sie umschlang und dem sie ihren generischen Namen verdanken, ein physisches gewesen sein.

Ich leite Macedonien, Macedonier von *μακεδνός* (schlank, hoch, lang, gross) ab, die Bedeutung dieses Eigenschaftswortes in älteren Zeiten wird durch die Synonyme ¹⁾ deutlich ²⁾, woraus man ersieht, dass es auf Gebirge anwendbar ist ³⁾. Ich übersetze Macedonien mit Hochland, Macedonier mit: Bergvölker, Hochländer; wirklich unterschied sich Macedonien (dessen griechische Nationalität keinem Zweifel unterliegt ⁴⁾ von dem übrigen Griechenland besonders durch ein grosses Gebirgssystem und durch die den Bergvölkern eigenthümlichen Sitten und Ideen. Thucydid nennt die Bewohner der Königreiche Lyncestis und Elimeia ausdrücklich Macedonier ⁵⁾, nachdem er mit demselben Namen die Eroberer des Königreichs Emathia bezeichnet hatte ⁶⁾.

¹⁾ Im Lexicon von Hesychius stehen neben dem obigen Worte als v. s. *μακρός* und *υψηλόν*.

²⁾ in Homero vocatur *μακεδνή αειρεως*, quae alibi *μακρά*; unde scimus *μακεδνός* non aliud esse quam *μακρός*. Steph. Thes. ling. graecae (Firm. Did.).

³⁾ So in Homer auf den Olymp.

⁴⁾ Herodot (V, 22) sagt, dass sich Amyntas und Alexander I. als Griechen ansahen, dass er von ihrer griechischen Abstammung überzeugt ist und es durch die Begebenheiten erweisen werde, dass es übrigens von den Vorstehern der olympischen Spiele anerkannt worden war. Thucydid unterscheidet sorgfältig zwischen den Macedoniern und den Nichtgriechen.

⁵⁾ Thucydid II, 99.

⁶⁾ Thucydid sagt: „Denn unter den Macedoniern giebt es auch Lyncesten und Elimioten und andere Völker im Binnenlande“. Ethnisch ist hier die Bedeutung des Nah-

Auch Herodot versteht unter dem Worte Macedonien, Macedonier das griechische Hochland, und die Bergvölker.

mens nicht, sobald ihn mehrere Völker tragen, auch hat er keine politische Bedeutung, wie z. B. ungrischer, italienischer Oesterreicher, überhaupt Oesterreicher im Sinne der zum Kaiserreich gehörigen Völker, denn in derselben Stelle sagt Thucydid: „Die Macedonier, welche gegen die Meerseite zu wohnen, haben auch andere Völker,... die Bisaltier, Crestonäer und einen grossen Theil Ober-Macedoniens unter ihre Herrschaft gebracht, welches *jenen Macedoniern* gehörte, welche das Binnenland bewohnten“. Hier werden die Eroberer (die Unter-Macedonier) von den Eroberten (den Ober-Macedoniern) nicht nur unterschieden, sondern auch einander entgegengestellt und dennoch werden die einen, wie die andern, Macedonier genannt. Daraus kann man den Schluss, dass die Hochländer, noch vor der Eroberung Macedonien hiessen, desto sicherer ziehen, je ausdrücklicher Thucydid auch jenen Theil, welchen die Unter-Macedonier nicht erobert hatten, Macedonien, Ober-Macedonien (welches auf das freie Macedonien hiess) nennt.

Dieser Erklärung kann nicht entgegenstehen, was Thucydid in derselben Stelle (II, 99) sagt: „die Lyncesten, Elimioten und andere Völker, welche ihnen (den Unter-Macedoniern) zwar als Bundesgenossen unterliegen, allein eigene Könige haben (eigene Königreiche bilden)“ denn dieses Verhältniss war ein bloss feudales, während des peloponnesischen Krieges und lange Zeit nach demselben, durchaus vages, äusserst loses. Uibrigens sagt es dieser Autor selbst in einer andern Stelle (IV, 83) deutlich: „Perdiccas.... erklärte den Krieg dem Arrhibäus, Sohne des Bromerus, dem Könige der lyncestischen Macedonier (Lyncesten - Macedonier) weil er ihn (den Letztern) unter seine Herrschaft zu bringen suchte“. Demnach hiessen die Lyncesten, obschon noch nicht unterworfen, Macedonier. Endlich sagt Thucydid (II, 99): „Das Gesammte (nämlich Unter-Macedonien, der schon eroberte und der noch nicht eroberte Theil Ober-Macedoniens) wird Macedonien genannt“. Offenbar meint hier Thucydid das Land, alle Bergvölker ohne Unterschied der Nationalität und nicht ein einzelnes Volk; bei ihm sind Macedonier mit den Bergbewohnern (Montagnards) mit den Montesen, Montanern, synonym und was er zuletzt sagt: „Der König dessen (der Gesammt-

So nennt er ¹⁾ die Sicyonen, Troezenier etc. „ein dorisches und macedonisches Volk“. An die Dorier und Macedonier, als zwei Völker, kann hier nicht gedacht werden, denn Herodot behauptet, dass die Macedonier Dorier sind und den letztern Nahmen gegen den macedonischen umgetauscht haben, demnach hat hier das Wort: macedonisches einen geographischen Sinn und bedeutet: Dorier aus dem Hochlande. Diess fügt Herodot hinzu und sagt: „welche aus.... dem Pindus.... neulichst gezogen sind.“

Nicht nur in Herodot und Thucydid sondern auch in spätern Autoren ²⁾, welche Macedonien genauer kannten, kommen häufige Beispiele dieses Wortes in physischer Bedeutung vor. Die zwei Hauptstellen über den Ursprung des Nahmens selbst, wären anders unerklärbar. Herodot ³⁾ sagt: „aus Histiaotis von den Cadmeern vertrieben, bewohnte es (das dorische Volk) den Pindus und wurde macedonisches Volk genannt....“ Justin ⁴⁾ berichtet: „Macedonien war ehemals vom Nahmen des Königs Emathion.... Emathia genannt.“ Beide Stellen sind dunkel, man begreift nicht, warum nach der ersten das Volk und nach der zweiten die Landschaft den Nahmen geändert haben; wenn man aber Macedonien in der physischen Bedeutung nimmt, so wird es deutlich, dass die Dorier von ihrer neuen Heimath im Hochlande Ma-

länder) war Perdiccas, Alexanders Sohn, in der Zeit, als ihm Sitalces den Krieg erklärte....“ diess wäre nach dem Vorhergehenden (um den Thucydid keines Widerspruchs zu zeihen) so ungefähr zu lesen: In diesen Ländern herrschte (vielmehr führte die Vor-Herrschaft) Perdiccas, oder: das Haupt in diesen Regionen war Perdiccas. Wirklich ihm vor Allem galt der Krieg, die übrigen Bergvölker, oder Macedonier hatten durch die Identität der Lage dasselbe Interesse mit Perdiccas, welcher hier, in Folge seiner Macht und Autorität, vorzugsweise der macedonische König genannt wird.

¹⁾ VIII, 43. *ἰόντες.... Δωρικὸν τε καὶ Μακεδόνων ἔθνος.*

²⁾ So in Strabo, Polybius, Livius, Plinius etc.

³⁾ I., 56.

⁴⁾ VII., 1.

cedonier (Bergvolk) benannt wurden und diesen Namen ihrem Staate, den sie durch die Eroberung Emathiens gründeten, mittheilten.

Von nun an kann man den Schicksalen des Wortes: Macedonien folgen. Der gedachte Staat, Anfang des spätern Reiches, welcher mit der Mark Osterreichi, Oesterreich, zu vergleichen wäre, nahm zu; wie Oesterreich durch die Eroberung anderer Marken (der steyrischen etc.) und anderer orientischen Monarchien (Ungarns etc.), ebenso vergrösserte er sich durch die erlangte Suprematie über Lyncestis, Elimaea und andere Bergvölker; der allen Macedoniern durch dieselbe geographische Lage gemeinschaftliche Name erhielt hiemit eine gemeinschaftliche politische Bedeutung. Endlich erstreckte er sich auf alle Besitzungen des temenischen Königshauses, wie z. B. die Lombardei, welche politisch Oesterreich heisst.

Da man aber die neuen, mit barbarischen Elementen vermischten Erwerbungen des unter-macedonischen Staates, von den alten griechischen, immer mehr hellenisirten Besitzungen der Monarchen von Edessa und Pella unterschied, den erstern ihren ethnischen Namen (z. B. Lyncesten, Elimioten) liess, hingegen die Gründer des unter-macedonischen Staates, die Eroberer Emathiens, mit ihrem stammlichen Namen (da es auch anderswo Dorier gab) nicht bezeichnete, so nannte man sie einfach Macedonier.

Folglich hatte dieses Wort eine dreifache Bedeutung, es bezeichnete erstens das ganze Reich, jeden seiner Theile (wie Ungarn, Croatien in Oesterreich) und drückte zugleich den Anfang des macedonischen Reiches aus (wie in Oesterreich das Erzherzogthum), zweitens benannte es die Einwohner des untern Macedoniens. Im ersten Falle war die Benennung eine politische, im zweiten eine ethnische; wird der Name weder in dem einem noch in dem andern Sinne von den Alten gebraucht, dann ist er in seiner dritten Bedeutung, in der geographischen, zu nehmen, wie der Name

Oesterreich, welcher in dem Sinne: Ost-Reich, ebenfalls auf Ungarn, Böhmen, Polen passt.

Mittelst dieser Auffassung sind alle Stellen der Alten über Macedonien erklärbar, die Widersprüche verschwinden; dadurch kann man die zerstreuten historischen Zeugnisse in einen wenigstens allgemeinen Zusammenhang zu bringen versuchen.

148. (Bedeutung Macedoniens in der Sage und in der Geschichte.)

Die Vorstellung von Macedonien und Macedoniern, als dem Hochlande und den Bergvölkern, wird durch die Sagen bestätigt. In jener, welche Herodot anführt ¹⁾, heisst es: „Drei Brüder, Abkömmlinge des Temenus flüchteten sich zu den Illyriern.... Aus Illyrien gingen sie in das obere Macedonien und kamen in die Stadt *Lebda*.... Jetzt kamen sie in eine andere Landschaft Macedoniens“... Die Sage, welche Justinus ²⁾ aufnahm, lautet:... „*Caranus*, ein Reich in Macedonien auf das Geheiss des Orakels suchend, kam mit einer grossen Anzahl Griechen in Emathien an der Stadt *Edessa* an. Während eines grossen Regens und Nebels, von den Einwohnern unbemerkt, folgte er einer Ziegenherde, welche den Regen floh und nahm die Stadt ein. Er erinnerte sich des Ausspruchs des Orakels: er solle unter der Führung von Ziegen ein Reich suchen und hat Edessa zur Hauptstadt des Königreichs erklärt....“ Nach beiden Sagen bestand schon vor der Handlung, ein Macedonien, *Lebda* und *Edessa* waren macedonische Städte, folglich suchte man den Nahmen nicht, er war schon gefunden und bezeichnete ein Land ³⁾, welches entweder von *Perdiccas* oder *Ca-*

¹⁾ VIII, 137.

²⁾ VII, c. I.

³⁾ Man könnte, ohne irgend eine Willkühr, in dieser Stelle Macedonien als synonym mit: Hochland, Bergland ansehen. Justinus sagt: *Caranus.... sedes in Macedonia responso oraculi jussus quaerere.... und jussus erat duci-*

ranus erobert wurde und so den Staat, den Anfang des künftigen Reiches, bildete. In beiden Sagen handelt es sich keineswegs um den Ursprung Macedoniens, sondern um jenen der Dynastie, um die Gründung eines neuen Staates. Es ist auffallend, dass man diesen Unterschied nicht wahrnimmt, obschon Herodot ¹⁾ ausdrücklich sagt, dass er erzählen wolle: „auf welche Art Perdiccas das Königreich erlangt hat“; wie die Dorier den Namen Macedonier erhielten, hat ja Herodot schon früher gesagt ²⁾. Auch ist es bemerkenswerth, dass in den Sagen der Name des Gründers auf den Namen der gegründeten Staaten keinen Einfluss übt ³⁾, und dass in der Erzählung Herodots von der neuen Benennung der Dorier, der Landesname sogar die Oberhand nimmt, auf die Einwanderer übergeht.

Durch eine solche Auslegung des Wortes: Macedonien wird nicht nur der philologische Streit, ob es an mehreren Stellen im Sinne des Landes oder des Volkes zu nehmen sei ⁴⁾, sondern auch der viel wichtigere über die historischen Zeugnisse gehoben, die allgemeine Auffassung der macedonischen Geschichte, wovon das kritische Urtheil über Einzelheiten abhängt, wird möglich, die zweifelhaften Berichte

bus capris imperium quaerere....; capra war aber das Symbol der Bergländer. Mit andern Worten hätte Justinus sagen können: Das Orakel liess den Caranus in ein Bergland ziehen, daher ging er nach Macedonien.

¹⁾ VIII, 137.

²⁾ In der schon oben angeführten Stelle: I, 56.

³⁾ Was Aelianus (X. c. 48) fabelt: „Lycaon König von Emathien hatte einen Sohn Namens Macedo, von welchem, nachdem der alte Name ausser Gebrauch gekommen ist, das Land benannt wurde. Der Sohn Macedo's Namens Pindus...“ verdient nicht mehr Aufmerksamkeit als die Dankbarkeit der Drachen, welche hier diesen Schriftsteller vorzüglich in Anspruch nimmt.

⁴⁾ Ob *χωρίον*, *χωρά* oder *ἰδρυς*, so Wesselingus über den Stephanus Byzantinus, Suidas etc. In beidem Sinne kann und sogar muss der Name genommen werden, da die Bewohner eines Hochlandes Bergvölker sind.

vermögen sich mit erwiesenen Thatsachen in Verbindung zu setzen. In der That ist es annehmbar, dass die Dorier durch ihre Sitze im Pindus zu einem macedonischen Volke, zu einem Bergvolke, wie die anderen Bewohner des Hochlandes geworden, allein durch ihre feste Stellung im Gebirge und die Nähe des, in Folge seiner schutzlosen topographischen Lage und Abtheilung in kleine Völkerschaften, angreifbaren Emathiens, in den Stand gesetzt wurden die emathischen Landschaften an sich zu bringen. Dadurch erlangten die Eroberer den Besitz der Pässe zwischen Ober-Macedonien¹⁾ und den Küstenländern und vermochten bei günstiger Gelegenheit die schwierigere Eroberung der Bergvölker vorzunehmen, endlich auch jene, welche weder Griechen noch Hochländer waren, zu beherrschen. So wäre das Land im Pindus die Wiege des Staates, welcher sich anfänglich durch Emathien vergrößert hat, und es ist erklärbar, warum es im grossen macedonischen Reiche Macedonis hiess und seine Einwohner, die Eroberer, vorzugsweise Macedonier genannt wurden.

Ferner ist es durch die obige Annahme erklärbar, warum über den Ursprung und die Bedeutung des so wichtigen Macedoniens griechische Schriftsteller nicht berichten, ja nicht fabeln, denn es gab mehrere Bergvölker, alle blieben unbedeutend, wurden nicht beachtet und als sich darauf eines unter ihnen ausgezeichnet hatte, forschte man nur nach dem Ursprunge seines Staates²⁾.

¹⁾ Zu Ober-Macedonien gehörten die Pelagonen, Eorder, Lyncesten, Oresten und Elimioten.

²⁾ Ich lasse zu, dass man gegen diese Auffassung Macedoniens Einwendungen erheben könne, aber andererseits muss man mir einräumen, dass jeder anderen Erklärungsart wesentliche Einwürfe sich entgegenstellen. Waren die Macedonier ein Volk, von denen das ganze Land benannt wurde, so muss es ein sehr grosser, zahlreicher Stamm gewesen sein, und man begreift nicht warum er so unbedeutend blieb, der Aufmerksamkeit

Die zuverlässig bekannten Thatsachen bestätigen die erörterte Ansicht über das Wesen Macedoniens; in der ganzen macedonischen Geschichte spielt der den Bergvölkern eigenthümliche Character in Sitten und Ideen die Hauptrolle, und vor Allem dadurch unterscheiden sich die Macedonier von den übrigen Griechen. Gewiss liegt der Grund der sittlichen und politischen Vorzüge der Macedonier vor den Griechen nicht in einer privilegierten Abstammung und besonders Verfassung, denn hierin gab es keinen Unterschied zwischen den Griechen und den Macedoniern; der Grund der Grösse Macedoniens ist in der bergigen Lage, in der Absperrung gegen das feinere aber verbildete Griechenland zu suchen, denn dadurch wurden die Sitten und Verfassung Macedoniens in Reinheit, seine Völker in Jugendkraft erhalten. In Folge dieser moralischen Kraft, welche bei den Griechen der Materialismus hinderte, vermochten die Macedonier ihre in der Cultur älteren, aber durch Ungehorsam und Anarchie entkräfteten, politisch abgelebten Brüder zu beerben, besonders, da die Stellung Macedoniens auch bezüglich anderer Quellen der Staatskräfte eine vortheilhafte war.

119. (Topographische und ethnographische Zustände Macedoniens bezüglich der Macht und Cultur-Entwicklung dieses Königreichs.)

Die topographische Lage des Hochlandes zwischen Thessalien, Epirus, Illyrien, Thracien und dem aegäischen

der Geschichte entging? Wie hat er das obere (immer frei genannte) Land erobert, besetzt, demselben seinen Namen gegeben? Wie hat sich darauf das Land in mehrere Theile getheilt, verschiedene Volksnamen angenommen und die Unabhängigkeit erlangt, ohne dass sich sogar in der Tradition so vieler Völker Spuren ihres gemeinsamen Ursprungs und staatlichen Verbandes erhalten haben? Und es ist gewiss, dass die Oresten, Elimioten etc., als besondere Nationalitäten, eine besondere Stellung in der Armee (dadurch auch in der Verfassung) unter Philipp II. und Alexander III. einnahmen. Es ist daher sicherer den alten Schriftstellern zu folgen, unter Macedonien das Hochland, und unter den Macedoniern die Bergvölker zu verstehen.

Meere (der Lage Oesterreichs sehr ähnlich) war weder der Einheit des Staates, wie die italische, nach der Mannigfaltigkeit der Staaten, wie die Topographie Griechenlands, ausschliesslich günstig, man soll sie als in der Mitte zwischen beiden stehend betrachten. Der Boden war nicht wie Thessalien ein- und abgeschlossen, zur Einförmigkeit verdammt, auch war er nicht vielfältig getheilt, wie das eigentliche Griechenland; grosse Gebirgsketten trennen, vielmehr verbinden sie Macedonien, umgeben dessen bedeutende, äusserst fruchtbare Ebenen, ohne sie gegen das Meer zu, wie es in Thessalien der Fall ist, und gegen die nachbarlichen Länder abzusperren, wodurch Macedonien einen Complex vom bergigen, ebenen und zugleich Küsten-Boden bildet und den Angriffen äusserer Feinde, barbarischer Völker im Innern und zugleich den Seemächten offen steht. Um dem dreifachen Angriffe nicht zu erliegen, darf Macedonien nicht getheilt sein, es muss aus Mangel an geographischen Sicherheitsgränzen für einzelne, kleine Staaten ein politisches Ganze bilden, in den Ebenen die Nahrung, im Besitze der Gebirge und der Pässe die Sicherheit, im Seehandel, wozu schiffbare Ströme, viele Erdzungen und Buchten leiten ¹⁾ den Reichthum suchen, die Cavallerie, Infanterie und Seemacht zugleich entwickeln, wozu die ergiebigen Bergwerke die Mittel darbiethen. Die Griechen waren durch ihre Lage vorzugsweise zu einer Seemacht, Rom ursprünglich zu einer Landmacht, zur Concentrirung der Kräfte auf dem festen Lande Italiens, hingegen Macedonien zur Land- und zugleich zur Seemacht durch die Lage bestimmt, zum kriegerischen Leben und zu Eroberungen, schon der Selbsterhaltung wegen, desto mehr genöthigt, je mehr es den Orientalen am nächsten gelegen und den gefährlichen illyrischen Barbaren durch die oft feindseligen Lyncesten zugänglich war. Was

¹⁾ Diese Lage kann man sich durch die Analogie mit jener des heutigen Oesterreichs, in Dalmatien, im Küstenlande und an den Lagunen vorstellen.

demnach den eigentlichen, von politischer Kleinlichkeit befangenen Griechen besonders fehlte, die Eroberungssucht im Grossen und der Geist der Einheit, die Kunst ein Ganzes organisch zu ordnen, diese Eigenschaften entwickelten sich üppig im griechischen Hochlande. Um nicht erobert zu werden, musste Macedonien selbst erobern, und zwar auf zwei verschiedenen Wegen, denn es stand mit gebildeten, stammverwandten Völkern und zugleich mit thatkräftigen Barbaren in Berührung, demnach führte ihm jede Eroberung neue Kräfte zu. Gewiss war diese Topographie unter allen griechischen Staaten für die Bildung eines grossen Staates die vortheilhafteste, sie schützte gegen Isolirung, denn die Nachbarn waren Griechen; sie schützte gegen Entartung und Verbildung, denn die anderen Nachbarn waren Barbaren.

Die Urbevölkerung Macedoniens war ganz bestimmt eine echt griechische, die pelasgische, welche durch die Eroberung der Dorier sich mit denselben zum Theile vermischt hatte. Die griechische Nationalität der Eroberer des untern, von den Temeniden beherrschten Macedoniens ist erwiesen, wie wir es aus Herodot ersahen; Thucydid spricht von diesem Königreich stets mit grosser Achtung. Das Griechenthum der Urbewohner unterliegt auch keinem Zweifel, Justin nennt sie ausdrücklich Pelasger. Die späteren Einwanderer in Emathien aus Epirus waren Pelasger, jene aus Creta und Athen, die Bottiäer, waren Griechen, unter den vom temenischen Königreich besiegt (und wahrscheinlich nur zum Theile verdrängten) Völkerschaften wird keine barbarisch genannt. Uebrigens lässt sich die durch den Zusammenhang der Begebenheiten und positive Zeugnisse erwiesene Gemeinschaftlichkeit der Macedonier und der Griechen in Religion, Sitten, Verfassung und Sprache (da der unbedeutende Unterschied in einigen Worten und Redensarten die Identität beider Sprachen darthut) ohne die Annahme einer unbedingt gemeinsamen Abstammung nicht erklären; auch das mächtige Gefühl der griechischen Nationalität bei den macedonischen Königen, ihre vielfältigen politischen und wissenschaft-

lichen Verbindungen mit Griechenland, würden unerklärt bleiben.

Selbst die Bevölkerung des oberen Macedoniens war ursprünglich eine pelasgische, sie wurde durch Zuzüge aus dem ebenfalls pelasgischen, mit den Doriern im Peloponnes, mittelst des Seeweges und der Colonien, verbundenen Epirus verstärkt. Allein von den Barbaren stets gedrängt, zum Theil mit ihnen vermischt, mag sie viel von ihrem griechischen Character verloren haben, vor Allem, da man annehmen muss, dass selbst die besiegten barbarischen Einwanderer in den Bergschluchten zu widerstehen, ihr eigenthümliches Wesen zu wahren vermochten, obschon andererseits auch die Barbaren dem Einfluss des überlegenen Griechenthums nach und nach erliegen mussten. Obgleich nur aus dürftigen, abgebrochenen historischen Zeugnissen, kann man mit Hülfe der Topographie, da Macedonien der grosse, durch Gebirge und Bergflüsse erschwerte Weg vom Oriente nach Griechenland (wie Oesterreich die Strasse Asiens nach Europa) gewesen, den Schluss ziehen, dass es jenen Völkern (vielmehr Stämmen) am Zusammenwirken und an der numerischen Stärke mangelte, um das griechische Element zu verdrängen. Die Lyncesten, deren dorisches Herrschergeschlecht ¹⁾ stets einen Anhang bei dem missvergnügten Theile der macedonischen Aristocratie fand und oftmal den Thron Macedoniens usurpirte, waren gewiss Griechen und zwar dorischen Stammes, denn anders lässt sich die häufige Intervention der Lyncesten in die inneren Angelegenheiten Macedoniens nicht denken. Die Dynastie der Oresten genoss selbst nach dem Verluste des Landes einer grossen Achtung in der macedonischen Armee und am Hofe, was sich von einem barbarischen Geschlechte nicht annehmen lässt. Der Name der Oresten ist echt griechisch ²⁾. Das fürstliche Ge-

¹⁾ Strabo VII, 326 lässt dasselbe von den Bakhiaden aus Corinth abstammen, es ist kein Grund vorhanden daran zu zweifeln.

²⁾ Flathe (Geschichte Macedoniens I, 14) behauptet, dass Thucydid die Oresten ausdrücklich unter die Barbaren

schlecht von Elymiotis bestieg den macedonischen Thron³⁾. Thucydid, gewiss die grösste Autorität bezüglich Macedoniens, hält dasselbe entschieden für griechisch und unterscheidet sorgfältig zwischen Macedoniern und Barbaren⁴⁾.

Die gemeinschaftliche, die griechische Nationalität der macedonischen Völker führte sie zu häufigen Berührungen mit einander und zugleich zu Collisionen (wie es ungefähr die Verhältnisse zwischen den Römern, Latinern und Sabinern waren) wodurch die Bildung eines gemeinsamen Staates (was den Griechen selbst im Begriffe fremd blieb) erleichtert wurde. Für die Cultur waren die ethnographischen Zustände Macedoniens ursprünglich nicht günstig, die Berührung mit den Barbaren, unaufhörliche Kriege besonders mit Illyriern wirkten störend auf die intellectuelle Entwicklung des Landes ein, da es aber andererseits durch den ho-

rechne. Dies ist unrichtig, die von ihm citirte Stelle des Thucydid II, 80, beweiset das Gegentheil, Flathe bezieht die Worte: „auch die Oresten“ auf die barbarischen Chaonen, hingegen sind sie auf die Handlung der Letzteren zu beziehen. Mit den nämlichen Worten spricht an derselben Stelle Thucydid von den Unter-Macedoniern, deren griechischen Stamm Flathe nicht bezweifelt.

³⁾ Demetrius, Sohn des Antigonus, gründete die neue macedonische Dynastie.

⁴⁾ So in der schon citirten Stelle II, 80; ebenfalls II, 124... „An Reitern hatten die Macedonier mit den Chalcideern ein Tausend. Und die Barbaren waren in grosser Menge“. II, 125.... „Die Macedonier und der barbarische Haufen wurden vom plötzlichen Schrecken ergriffen“.

Es ist daher auffallend, wenn sich O. Müller eine ungeheure Mühe giebt, um die Tradition und Autoritäten umzustürzen, den allgemeinen Glauben an die griechische Abstammung der Macedonier zu bezweifeln und zugleich Leichtgläubige zu finden, welche dieses Volk von den Illyriern herleiten würden. Die Athener und Olynthier, deren Feindseligkeit gegen Macedonien wir sahen, haben das Letztere eines barbarischen Ursprungs nie beschuldigt. Es ist auch nicht begreiflich, warum die Illyrier, Hunnen ihrer Zeit, systematische Verwüster

hen Geist seiner Könige, Alexanders I., Archelaus, durch die Thätigkeit Perdiceas II. in vielfältige Verbindungen mit dem eigentlichen Griechenland und Chalcidice trat, so konnte sich die hellenische Cultur dem untern Macedonien und dadurch auch den übrigen macedonischen Völkern desto wirksamer mittheilen, ja mehr die sittlichen und juristischen Grundlagen des Griechenthums sich hier unversehrt erhalten haben.

Demnach war Macedonien sowohl durch die topographischen, als auch ethnographischen Zustände in die Lage versetzt, die Macht und die Cultur harmonisch, auf die, unter allen griechischen Staaten, vortheilhafteste Art zu entwickeln.

Macedoniens, entschiedene Feinde des Hellenthums, sich auf einmal unter Philipp II. und Alexander III. für die Ordnung und die Ehre Griechenlands begeistert hätten. Die Begeisterung allein hätte zur Rettung Griechenlands nicht hingereicht, Legionen von Dollmetschern wären nöthig gewesen, um die Griechen zur Ruhe, zum Bündniss und Kriegsdienst gegen die Perser zu bewegen, über diese Dragomanen berichten weder die Alten noch O. Müller. Viel leichter hätte dieser Schriftsteller erwiesen, dass die Griechen von den Illyriern oder von den Persern abstammen, denn die barbarische Verwüstungssucht und die orientalischen Sitten griechischer Staaten würden ihm als Beweise gedient haben. Fürwahr, die Einwohner des eigentlichen Griechenlands haben sich mehr von dem Wesen des Griechenthums entfernt als Macedonien, sie haben die ästhetischen Begriffe ausgebildet, hingegen die religiösen und staatlichen entstellt. Otto Abel (Macedonien vor König Philipp S. 116—122) hat dem O. Müller trefflich und im Einzelnen geantwortet, allein seine Behauptung, dass Flathe den Ansichten Müller's folgt, ist ungegründet, stets und entschieden spricht sich Flathe für die griechische Abstammung der Macedonier aus. Ueberhaupt scheint Müller wenig Anhänger gefunden zu haben.

(Fortsetzung im nächsten Bande).

Documente

zur Geschichte der hl. Ligue.

I. Kaiserliches Schreiben an den Markgrafen de la Fuente. *)

Chare Marchio de la Fuente: Celare vos nolo, me ex relatione Comitis Petri Strozzi ablegatione ad Regem Christianissimum pro auxiliis contra perpetuum Christiani nominis hostem impetrandis functi percepisse, quod d^{us} Christianissimus Rex ad instantias nomine meo factas resolverit, quod mihi subsidium contra memoratum hostem quatuor millia pedatum et duo millia equitum armatorum, ad finem proximi instantis mensis Martii aut minimum Aprilis, in loco caeteris auxiliariis copiis sub Comite de Hohenloe militantibus destinato sistenda et iisdem copiis associanda ac ad finem usque praesentis anni expeditionis bellicae sive Campagnae suo sumptu alenda suppeditare velit: Et quod ad reiteratas instantias ejusdem Ablegati mei ad aliud vel majus subsidium suppeditandum adduci non potuerit, quod si tamen pax cum summo Pontifice coeat, tum arctiorem Mecum conjunctionem contrahere desideret. Tametsi igitur in hac tanta non mea magis quam universae Reip. Christianae necessitate a dⁱ Christianissimi Regis Fratris et Consobrini mei amantissimi cum amplitudine opum et potentiae, tum generositate et affectu amplius aliquid contra memoratum Christianitatis inimicum expectare poteram: Attamen cum Srenitas Sua se pro hac vice ob convenientes rationes suas aliud praestare negaverit: non sustulerit tamen spem in eventum praedictae pacis largius se in solatium meum et populi Christiani exercendi pro moderna necessitate et convenientia mea et dⁱ Christiani populi praememoratum subsidium eo, quo contenditur modo non tantum non rejicio, sed grato animo accepto, ago etiam eo nomine Ser^u Suae gratias congruas per adjacentes, prout ex earum copia cognoscetis. Et requiro Vos, ut his litteris meis supra d^o Christianissimo Regi decenter traditis de hac

*) Spanischer Bothschafter am französischen Hof.

acceptatione mea significetis easdemque gratias meo nomine ea de causa repetatis. Caeterum etiam atque etiam me requirere, ut Ser^{ias} Sua ea auxilia sua ita mature expediat, ut minimum ad finem Martii in loco destinato se sistant, cum gravissimis ex causis ea mihi constet sententia, hostem, si fieri possit, in Campo omnino praevenire: quod fieri non posset, si tardius advenirent. Hortari etiam amice et quam amantissime, ut hoc non mihi magis, quam Christo et ejus populo dare et quascunque controversias cum sua Sanc^{te} obortas quam primum ponere, et in hoc etiam generositatem et acquanimitatem suam Deo et hominibus comprobare velit: quo deinde ab ea molestia libera Regia Sua magnificentia et benevolentia thesauros Christo ejusque populo largius communicare queat, prout in rerum usu et dexteritate V^{re} et Mihi obsequendi studio omnino confido. Vobis eo nomine, qui pro egregia navata opera multum jam ante debeo, majores etiam gratias debiturus qui de caetero etiam affectum gratiamque et benevolentiam meam Caesarream Vobis propense conservo.

Ratisbonae 10. Februar. 1664.

(Im k. k. geheimen Haus- und Hofarchiv)

II. Original-Bericht des kaiserlichen Residenten an den Kaiser.

*Allerdurchleuchtigster, Grossmächtigster, Untertänigster
Römischer Kayser, allergnädigster Herr, Herr.*

Demnach vergangenen Sambstag die Königl: Ministros (umb willen der König ein unverhoffte Musterung etwelcher Völkher in Houiller Feldt vorgenommen) anzutreffen der gelegenheit abermahl beraubt worden, habe ich mich den 29^{ten} verschinenen Monaths nach S^{te} Germain wiederumb verfüegt, alwo ich selbigen Tag bey Mr.de Lyonne und M. Colbert ohne einige Difficultet vorkommen und mit aller höfflichkeit empfangen worden, welche ebenfalls als M. le Tellier über den abgelegten Kayl: Gruss und Synceration Ew. Kayl: Mst. gueter Freundtschafft gegen den König und Cron Frankreich sich nit allein höchstens bedancken: Sondern Ew. Kayl: Mt. Ihres Königs gleichförmiger Intention und neigung versichern lassen, mit bedeytung, Sie an ihrem orth zur erhaltung solcher hoch importierlicher Verständnis

(darbey aber M. Colbert vermeldet, so viel ihm ohne Vnderbrechung Seines Königs gnädigst. Bevehles wirdt erlaubt sein) gern Cooperiren werden. Allein hatt sich vorbedeuter M. de Lyonne gegen mir herausgelassen, man verspüre nicht, dass an Seith des Kayl. Hoff's solche disposition, alss bey ihnen vorhanden seye cum propositio eventualis divisionis Monarchiae Hispanicae cum Rege Galliae in casum obitus Regis Hispaniae a Comite Guilelmo a Fürstenberg nomine Electorum Moguntini et Coloniensis Caes. Vestrae Majestati et primis Illius Ministris nuper facta, etsi ea pro conservatione quietis publicae saluberrima omnibus visa sit ex inani Hispanos offendendi timore acceptata non fuerit; unde venturum ait, ut omnes Principes et Status Imperii suae securitati et Regis Galliae asserendis suis juribus per matrimonium sibi acquisitis, cum secundum ipsius mentem renuntiatio a Regina facta ex capite non adimpletae conditionis, et non solutae dotis nulla et invalida sit, in hunc casum mature consulturi et invigilaturi sint. *Super quae aliud non respondi nisi quod hac de re nihil unquam mihi innotuerit.*

Dess letzteren vor 6 tagen von Madrid zurruckkommenen frantzösisch Edelmans Reiss wirdt colorirt, dass derselbige für ihme selbst zue einer reichen befreundtin sich begeben, vnd zugleich von dem Erzbischoff von Ambrun ¹⁾ den content über seines Brueders Graffen de la Feuillade Verheyrathung sambt seiner erklärungs der Vorthail, so intuitu illius matrimonii Ihme geben wolte, zubegehren. Mann will aber vielmehr glauben, er seye in Königl. Geschäften zue dem vorgemelten frantzösischen Pottschafter, sonderlich cum Juribus, welche die Cron Franckreich über Brabant und Haynault zue haben vermaint, vmb ein Satisfaction anzuehalten abgefertiget worden. Den Frieden mit Engellandt halt man umb so viel mehrer hinderstellig, alldieweil selbiger König zue einer allgemeinen ruhe die Confirmation der letzten, dem Römischen Reich, Cron Spanien und Franckreich getroffenen tractate einzueverleiten proponirt haben solle, worzu dem Vernemen nach, man sich diess orths niemallen verstehen wirdt, Es will zwar verlauten, man abermahl an seit Franckreich und der Holfander ein Zusammenkunfft zue Douvres anzustellen begehrt haben, zuemahls aber selbiges orth sowohl mit der besseren Krankheit, als auch mit der Cromwellischen Faction annoch inficirt, wann die Tractaten wiederumb solten reasumirt werden, der König in Engellandt vielmehr auf Cantorbery inclinirt sein würde. Sonsten halt man alhier nit dafür, dass nechsten Sommer die vorspargierte ruptur mit

¹⁾ Embrun, französischer Bothschafter am spanischen Hofe.

der Cron Spannen zue besorgen seye, doch solle auf den Pfingstag nach ostern ein Musterung von 16000 Mann vñ weit St. Germain angesetzt sein. Es verlautet, dass mit Franckreich bereites neue tractaten zue Stockholm geschlossen, vñ alhier umb die ratification sein überschieckt worden, von dero Inhalt aber noch nicht an tag khommen, so Ewer Kayl: Mayt: allergehors. hinderbringen und mich allerunderthenigst empfehlen solle.

Ewer Kayl: Mayt:

Allerunderthenig gehorsambster

Paris d. 1. Aprilis 1667.

I. F. v. Wicka.

III. Original-Bericht desselben.

Nachdem die Antwort Schreiben vom Mons. *le Duc d'Orleans*, vñ Printzen von *Condé*, dem Oferat ¹⁾ zuegestellt vñ derselbe im namben des Königs mit einer dreifachen goldenen Kheten sambt Gnadenpfenigen von der Königin vñ anderen Fürsten des Gebluets aber mit khain weitem denkhzeichen (darüber sich vil verwundert) regaliert worden, hat er sich alsobaldt in die Bereitschaft gesetzt, bey negst abgehendter sicherer gelegenheit von hier abzureisen zuemahlen aber ich von Brüssel aus zum anderen mahl benachrichtet, das mein allerunth. Relation de dato 14. Octobris iüngsthin nit durchpassiert, vñ Zweifels ohne (wie vorhero auf der Strassburger vñ Basslerischen post geschehen) die Brief intercepiert worden, auch seithero die Wichtigkeit der Geschäften erfordert, das Euer Kayl. Mayt. zeitlich von unterschiedlichen gespräch vñ anstalten, so allhier gefast (weilen die Schreiben, so vom Mons. de Lionne an den Chevalier de Gremonville aufgeben gewest, zurukhbegehrt vñ der Marquis de Guित्रy ²⁾ mit pretext Euer Kayl. Mayt. über die nascita ³⁾ des Kayl. Printzens, zur felicitiren, Zweifels ohne aber auch umb anderer Vrsach willen nechsten tügen in Qualitet aines Envoyé nacher Wienn per posta abreisen wird) allergehor. informirt werden, habe ich für guet ange-

¹⁾ Kammerdiener der Kaiserinn.

²⁾ Er hatte die Hof-Charge eines Grand-Maitre de la Garderobe du Roi.

³⁾ d. h. die Geburt.

sehen, denselben mit diser allerunth. Relation, vnd neben der abschrüft der vorachtägigen sub L. A. sambt den Triplicat der vorigen unter bemelten 14. sub L. B. in der eil und per posta wiederumb abzufertigen, und Euer Kayl. Mayt. mit solcher occasion allergehor. zu hinderbringen, wie der Fürst Wilhelmb von Fürstenberg (Fürstl. Gnad.) alss ich den 23. dito alle ausländische Ministros, so bis dato mich besuecht, sambt andern Königl. officieren vnd bekhandten wegen der hoehrwundtschnen nascita des Kayl. Printzens zu dem angestellten Feuerwerkh und nachtmahl invitirte) sich selbst eingeladen, darbey er nit allein ain absonderlich fröhliches gemieth, vnd in sein reden allerschuldigsten respect gegen Euer Kayl. Mayt. erzeugt, sondern derselben Gesundheit, mit Vermelden es sein Ihme solche anzufangen von dem König anbefohlen worden, mir zuegebracht; Nachgebendts aber vnd nach Vollendung der Mahlzeit hat dieser Fürst mich auf die seiten genomben, vnd bewöglich mir wegen des accommodaments zwischen beiden Cronen zuegeredt; auf welches hin ih Ihme zuverstehen geben, es wäre zu wunschen, der König hette unterlassen, was er diss Jahr in Niederlandt vorgenomben, man würde dermahlen in solcher gefahr, vnd ängstigkeit die sich zuvergleichen nit begriffen sein, vnd der König würde, mein wenigen erachten nach, auf andere weeg mehr glory, vnd bessere satisfaction erhalten haben. Ich für mein Thail erschte allenthalben grosse difficulteten, wüste zwar mit was Euer Kayl: Mayt: dissfahls allergndh. gesiendt sein möchten, allain sovil mir bewust, wäre inderzeit dero allergdste Intention Frid liebendts gewest, es seye aber zu erwarten, was bey dem Reichs Tag für schluss, vnd von Euer Kayl: Mayt: für endtliche resolution über diss werkh möchte geschepft werden, nach welcher ich mich alsdan allerunth. reguliren, inmittelst aber dessenthalben weder in *discours*, noch zu anhörung ainicher Vorschlag mich mit einlassen khöndte; Worauf er mir repliciert, der wirfl seye nunmehr geworffen, und khain anders Mittel mehr, alss zu gedenkhen, wie diese angehendte kriegsflam möchte erlöschen; vnd von dem Römisch. Reih (so anderst nit alss durch ain guetiges schnelles accomodament sein khöne) abwendt werden, mit erinnerung, wann man vor ein Jahr seinen gethanen guetmeinendte propositionen hette zu Wienn gehört geben vnd auf die Eventual Division der Spanischen Monarchi (welche man auf neues zu erheben disseits gedacht seye) sich verstehen wollen, würde diese impresa des Königs auf das Niederlandt auch anderweegs geblieben sein; Darüber ich anders nit geantwortet, alss es wäre über dieses vil zu sagen, es wäre ein solches zwar auch vom Mons. de Lionne

mir vor dissen angezeigt, von Wienn aber mir das geringste nit communiciert worden. Uiber welches er Zweiflsohne den *diescours* noch lenger vortgesetzt hette, wann es die Zeit erliten, vnd wir von etwelchen, so sich nacher haus retirieren wollen, nit wären interrumpiert worden.

Den nachfolgendten 26. octob. bin ich vom hochgedachten Fürsten durch sein Secretarium zu des Königs ballet, so den anderen Tag zu St. Germain hette sollen gedantz werden, zum fiertenmahl eingeladen vnd mir zuverstehen geben worden, Ihr Königl. Mayt: würde ain absonderliches gefallen Tragen, ia sogar sie verlangten in gegenwart meiner solche repetieren zu lassen; warauf ich nit weniger khönne, als bey denselben neben dem Oferat (welcher von dessen Verlauff auf allergnadst. bevelh besser mündtlich allerunth. relation erstatten wirdt) zu erscheinen; bey welcher gelegenheit ich nit vnterlassen, den Mons^r. de Lionne wegen der Königl: antwort Schreiben für den Oferat zubesuechen, vnd anzumahnen, auch zugleich mich zu befragen (sinternahlen zu Paris vnd bey hof durchgehendts für gewiss spargiert wird, das Euer Kayl: Mayt: durch den Gremonville den Stillstand der waffen, damit zu dem accomodament nützlicher gehandelt werden khöndte, hatten begehren lassen) ob ain solches (welches ich vorher niemahls gehört hatte) sich wohl also verhalte, auf welches er mir geantwortet, es seye in allweg wahr, und auf den Bericht (so dessenthalben von dem Gremonville in vergangenen Augusto durch dem Parisot allhero gegeben) ware Euer Kayl: Mayt. zu Ehren dero Verlangen von dem König deferiert vnd (wiewohlen man noch 2 Monat lang sich in dem Feldt aufzuhalten, vnd mehrere grosse Progress zu hoffen gehabt hette) die campagne geendet, auch dem Turenne alsobaldt anbefohlen worden, weiters nicht zu tentiren. Uiber welches ich mich sehr verwundert, vnd (auf die reflexion der seitherr zu Aloht erzeugten Geundtlichen Thaten, auch das auss mangel der Infanterie sonst hauptsächlichs nicht hette vorgenomben khönnen werden) ich nit glauben khönnem vnd ist mir ex post facto diese Zeittung von oftgemeldeten Fürst Wilhemb auf andere Weiss ausgelegt worden; Zuvor aber solle weiters allergehor. Euer Mayt. nit verhalten, dass wie gedachter de Lionne ebenfahls von der guetten Intention des Königs zu dem accomodament mich entreteniert, ich auch den *discours* gegeben zu remonstrieren, das meines geringen Derfürhalters vil vürnehmlich vnd vortheylhafter dem König gewess wäre 6 Monat davor in conformitet des zwischen der Cron Spania vnd Ihme getroffenen besten Friedenstractats mit Freundtl. ansuechen, wegen seiner Vermainten prätionen ain satisfac-

tion zu begehren, anbey vermeldendt, es wäre doch eben so wenig widerstandt, alss vom vergangenen Majo biss anhero verspührt zu fürchten gewest, vnd würden andere Fürsten vnd Ständt dadurch besser lust vnd Zeit gehabt haben, auf mittel zu trachten, wie die ruptur, vnd die darauss entstehende vnheil hette khönen verhindert werden; auf dieses hat selbiger mir angezeigt, es wäre doch an seit der Cron Spania khain satisfaction erfolgt, man habe nit glauben wollen, das dem König ernst wäre, den man hatte in vnterschiedlichen örthern, vnd sonderlich zu Brüseel für *Baron de la reveice*, für *Marquis de Filigrame (et haec fuerunt formalia)* so spödtlich beschreyet, vnd beschrieben, das der König solches endtlich empfunden, vnd sein Valor auch Tapferkheit hatte zeigen wollen, er zwar de Lionne seye neben anderen mehr nit der Mainung gewest, dises Jahr solche Impresa auf das Niederlandt Werkhstellig zu machen ¹⁾

Weiters beliebe Euer Kayl: Mayt: allergndst. zu wissen, das vor ich die Freydenfest angestellt, ich vermitlst des vorbenambsten Ministri die erlaubntüss von dem König habe begehren lassen, vnd mir zum bescheid erfolgt, ich wäre Patron ²⁾ zu Paris, ich möge, wo ich wolte, gar die grosse stukk schüessen vnd andere Freyd nach meinen belieben anstellen lassen, Ihr Mayt. werden nit allein alles gehrn sechen, sondern ain wohlgefallen daran haben, mit contestirung, es wäre deroselben laid, das die alte observantz vnd gewohnheit sie zurugghalten, selbsten Ihrer Stadt Paris mit Feuerwerkh vnd anderen Festiviteten Ihr Freyd über diese Zeitung zuerzeigen, ob aber an dem gemüeth die Freyd so gross ist, wollen vil daran zweiffeln vnd wan der Colbert von diser hoch-importierlichen nascita zue reden wirdt, pflegt derselbe zuesagen, es seye ia ein grosse Zeitung aber für das Hauss Osterreich und habe ein solchen *modum loquendi* ingleichen bey dem oft angezaigenen Fürsten seithero verspührt, bey welchen alss ich mich von meiner Zurukkhkhunfft von St. Germain mit Vorwandt, Ihme wegen der neulich bey dem nachtmahl gehabten gedult, vnd erwiesenen ehr dankh zuerstatten doch auch, in der mainung gründtlich ain Information über dem ausspargierten stillstandt der waffen einzuziehen, mich anmelden lassen, oft mir wunderseltshamb vom Ihme zuvernemben gewest, das diser Fürst mir gleich Zu erzehlen angefangen, wassgestalten er neben anrhümbung der gehaltenen Freydenfest dem König referirt wie das er

¹⁾ d. h. mit andern der Meinung gewesen, den Angriff auf die Niederlande zu unterlassen.

²⁾ d. h. Herr in Paris.

bey mir alle guette Intention zue einrichtung des Vergleichs verspührt vnd von mir vernomben hette, es wäre anitzo vil besser an der Zeit alss vordissen die voralleguierte Eventual Division Euer Kayl: Mayt: zu proponieren mit beygesetzter anregung, dass disser mein Vorschlag Ihro Mayt. so wohlgefallen das sie alssbaldt die Resolution gefasst, solche ohne Verliehrung ainicher Zeit widerumb reassumieren zu lassen, dessentwegen Ihme auch wäre befolhen worden, mit mir weiters darvon zu conferiren, vnd in dero namben mir anzudeiten, das Ihro lieb wäre, wan ich mich disses negoty ¹⁾ halben beladen vnd darum Euer Kayl: Mayt: mit negst allerunderth. zueschreiben wolte. *Auf welche vnverhoffte, vnd vor mir niemahls gedachte geschweigendt gethane reden ich also baldt mit khräftiger erholung vnserer dermahlen mit ainander gefehrten discourse nit allain mein entschuldigung darwiden eingewendt, sondern solche gäntzlich widersprochen, Ihne anbey noch erinnerendt, das ich Ihme dazumahlen ausdrücklich bedeit hatte (zumahlen Euer Kayl. Mayt. allerdgste Intention uiber diss Werkh mir gantz vnbeckhandt und biss dato das geringste niemahls in dieser materj mir aufgetragen oder communicirt worden) alles dasienige, was gegen mir diessfalls möchte vermelt, oder darüber ich antworten, anderst nit, alss von aine Privato angenomben werden solte; er volle also den König anderst berichten, vnd Ihme remonstriren, dass ich mich khaines weegs solcher Commission beladen khöndte, der König hatte auch in der sach in geringsten gegen mir sich nit mercken lassen, auf welchen fahl ich gesehen hette, wass darauf gebührendt zu antworten gewest wäre, Ihr Mayt. hette selbst Ihr Ministrium zu Wienn, durch welchen was sie in ain vnd anderen gesindt, Euer Kayl. Mayt. schon wenn sie wolten (dazu ich khain mass vnd ordnung zu geben hette) eröffnen lassen khöndte. Worüber diser Fürst mit etwas Veränderung der Farb acquiescirt, vnd anders nicht replicirt, alss das er vermaint hette, dergleichen von mir gehört zu haben, er hette auch bereits, vnd darzumahlen dem König eingerathen, sich in dieser sach des Gremonville zu bedienen.*

Nach disen gespräch ist derselbe von dem accommodament zwischen beeden Cronen zu reden worden, vnd mit allerhandt negotiationen vnd anstalten so hin vnd wider gemacht worden, fast 4 stundt lang mich aufgehalten, darbey er der Protestierendten Teutschen Chur- und Fürsten angestelten Zusambenkunfft vnd Verständnuss für ain anschlag die Catholische Fürsten am Rhein zu ruinieren aussgelegt,

¹⁾ d. h. negotii.

mit Vermelden, sie hetten ausgehen, die pffaffen am Rhein werden Ihnen müessen die Taffel aussbreiten, auss welchem anlass genomben wirdt, dasselbige vmb sovil mehr bey dem König in Frankhreich vmb hilf und Protection (gleich Chur Cölln im April A° 66 gethan, vnd anderen offeriert worden) anhalten, vnd zu dem Vergleich zu abwendung des Krieges vnd erhaltung des Friedens auf den Teutschen Boden desto eyffriger sich gebrauchen werden. Im gleichen ist selbiges mahl der Spanischen Herrn Minister langssambheit in erreichung der begehrten französischen Satisfaction, sowohl alss die Vnainigkheit der Reichsfürsten, Ständte, vnd vnterschiedlichen Fürstl. Minister von Ihme improbiert, herentgegen die disseitige guette disposition zu dem allgemainen Ruehestandt (wan nur an seit der Cron Spania ein billicher contento gelaistet oder wass der König diss Jahr erobert, gelassen wurde) angeruehembt worden; man seye auch nunmehr von denen hollenderen sovil alss versichert, das sie sich auch möglichst zu solchen ende interpronieren, widrigen fahl sie ehendter für Frankhreich alss für Spania sich erklären werden, an welchen Vorgeben wie wohlten auss vnterschiedlichen versachen zu Zweifeln ist, iedoch halt man an vilen orthten dem pensionarium der Wite und den von Büningen sein creatur gänzlich genaigt zue Verhalfften, damit der König auf ein oder anderer Waiss so denen holländer unpraejudicierlich ¹⁾ seye, möge satisfaciert vnd der Krieg verhindert werden.

Das vorangezochnete Chur Cöllnerische tractats concept ist mir auch aldort vorgelesen vnd vor mir observiert worden, das solches in Thayls orthten mit des de Lionne handt corrigiert, vnd das bedeuten Churfürsten $\frac{m}{10}$ Thl. Zuwerbungen (so dises Fürstens aigner bekhandtnuss nach wirklich erlegt sollen sein) vnd $\frac{m}{15}$ Monatlich zu erhaltung 6000 Mann bey kriegs Zeiten (gegen disee Obligation, das zum fahl der König von der Cron Spania sein präntention auf das Brabant amicabiliter nit erlangen, vnd solch mit den waffen zue suchen benöttiget sein wurde, der Churfürst allen Völkheren, so wider Frankhreich in Niderlandt möchten geschickt werden, den pass verwaigern solle) versprochen worden; doch mit diser clausel, alss nemblich in conformitet des Minsterischen Friedensschluss. Unter solchen wehrrendten und anderen mehr geführten discoursen habe ich öftermahls einreden und remonstriren wollen, woher dise vnainigkheit in Röm. Reich herflüsse, vnd welcher gestalt solche mit allerley Intentionen cultiviert werde, wie dise particular tractat mit Frembden Fürsten und Potentaten dem Römisch Reich

¹⁾ d. h. nicht nachtheilig.

schädlich, vnd billich bei Thäyls allerhandt *Jalousie* vnd differentz verursachen mögen, nit weniger wie disreputierlich seye, das die Fürnembsten Fürsten vmb aines schlechten Interesse willen sich ergeben, Ihr Authorität schmällern, vnd gleichsomb Leges Ihne imponieren lassen, ob es nit vil rüchmblicher vnd wohlständiger wäre, das alle Fürst vnd Ständt des Reichs insgesombt ain lessers Verthrauen zu Euer Kayl. Mayt. setzten, vnd sich solcher gestalt verainbarten, das sie sich von khainen Frembden Potentaten zu beförchten hetten? warumb? wie hort? vnd auf wass weiss an seit der Cron Spania ain Satisfaction khöndte so gleich offeriert werden in ainer sach *de cuius Liquidatione nondum constat*, vnd welcher von dem König vnd der Königin selbst renuntiert worden? Ich sehete nit, wie das Röm. Reich zu dem an seit Frankhreich verlangten accomodament sich einlegen, oder interponieren khöndte, weilen selbiges vilmehr vrsach (vmb willen das Niederlandt, alss *membrum Imperii* angegriffen worden) zu ressentieren hette, auch dass die *Proposition der Eventual Division* (so seinen vermelden nach beschehen wäre) für verdüchtig, vnd vil mehr für ain *Invention des hochlöbl. hauss* zu zerstehren, alss ain *allgemeine Ruehe* zu stiften mir vorkhämbe, wie in gleichen, das ich bey mir nit befinden, wie mit Frankhreich in prätentionsfach ainicker beständiger Vergleich (wann man schon wölte) khöndte eingerichtet werden, weilen ain successor in selbiger Cron an khainen Tractat seiner Antecessor verbunden sein will, vnd darfürhalten, dass in seinen praejuditz oder der Cron khaine Jura khönne Vergeben, sondern quocunque tempore virtute *Legis Salicae* gesuecht werden, ist mir doch niemahls sovil Zeit gelassen, sondern in solchen antworten maistens interumpiert worden, mit weiterer replicierung, die Reichsfürsten müessen wohl ihr Zueflucht in fürfahndter Gefahr vnd differentz beu den aussländischen (wie Chur Maintz vnd Churpfaltz neulich bey Frankhreich gethan) suechen, sintemahlen khain resolution vnd khain Vermittlung khöndte bey dem Kay. hof zu weegen gebracht werden; die dissension in dem Röm. Reich seye auch längst von dort auss zu dessen aigne nutzen (darauss aber das widerspill dermahlen entspringe) seminiert vnd die auf dem Reichstag vor ungefähr 14 Jahren vorgeschlagne allgemaine kriegsverfassung wider alle Frembde Potentaten zu dessen defension (weilen dazumahlen die Spanier in Lütticher Landt sich öffers retierirt) von Thäyls der Kayl. herr Minister (darunter er in specie den Volmayr sel: genendt) verhindert worden; es hette auch Chur Cölln, bey vergangenen kriegsleuffen sich möglichst beflissen, mit Uiberlassung seiner Völcker Euer Kayl: Mayt: zu

dienen, seye Ihme aber bey hernachgefolgten Feindtliche einfall, da er mit Soldaten nit mehr versehen, wenig geholfen, sondern sein Landt so wohl von den Kayl. selbst, als von andern ruiniert worden; also das dermahlen iedtwederer zu trachten vrsach hette, wie er sich selbst in seine Landt von vnheyl bewahren khöndte, oder es müessen auf neues die vorige consilia zu erhaltung aines beständigen Friedens in Teutschlandt reassumiert, auch darüber die anstalt zur defension gemacht vnd nit erwart werden, darvon zu delibereiren, wan der Feindt ins Landt schon gefahren ist; es müeste aber zuvor das accomadament zwischen beeden Cronen geschlossen vnd zu disem ende ain Zusambenkhunft aller Churfürsten (sein gegebenen Vorschlag nach) negstens angestellt, iedoch bildete er Ihme schon vor ein, es werden abermahl bedenken darwider moviert werden.— Wassgestalten aber das Niederlandt vmwerfen khöndte sopiert, vnd der reuuntiations strittigkeit geholfen werden, gebte er disen Vorschlag aintweters vermittelst heimblüh tractaten mit Euer Kayl: Mayt: auf sich begebendten Fahl des Königs in Spanien (so der Allmächtig gnäd. behüetten wolle) wegen der khünftigen succession sich zuverstehen, oder bey einrichtung des vorhabendten Vergleichs mit Spanien totaliter darvon zu abstrahieren, oder aber das zu abschneidung aller dissfahls besorgendten khünftigen kriegsgefahr (weilen sonst der König allzeit Ihme seine Jura vorbehalten wurde) zugleich ain desto faistere (*hoc verbo usus fuit*) satisfaction von selbiger Cron dem König in Frankhreich *de presenti* gegeben werde, damit auf voralleguierten Fahl er das geringste weiter nit zuzuehen, sondern von aller anspruch auch in namben der khünftigen succession der Cron Frankhreich sich zu begeben hette, vnd damit darwider nit gehandelt, müeste Engellandt, Holliandt, vnd das Römische Reich darumb zu stehen, zu cavierer, vnd die guarantion zu laisten verbunden werden (in hoc passu vermainen andere, in solutionem dotis, et in recompensationem expensarum, et damnorum perceptorum möchte wohl ain ergiebigere satisfaction geraicht vnd zugleich der beste Fridens tractat *per omnia et in omnibus* widerumb confirmiert werden) er wüsse wohl, Euer Kayl: Mayt. wären zu dem allgemainen Ruehestandt wohl incliniert, vnd würden Ihro solche Vorschläg vnd tractat zu Verhietung gegenwärtiger vnd khünftiger vnruhe nit zu wider sein lassen, wann sie von ain oder anderer dero herr gehaimben Räthen mit einredung allerhandt scrupl nit abgehalten würden, vnd man hette sonst auch vil zu grosse sorg die Spanier zu disgustieren. Auf solche vnleidliche. vnd zu gemüeth von mir gefaste gespräch habe ich nit unterlassen

sollen (nach allerunt. anruhmten Euer Kayl. Mayt. höchsten Prudenz in discernendis negotiis, et captandis consiliis, wie auch dero vnvergleichlichen grossen Gerechtigkeit gegen menighklich, vnd vnerspahnten continuirlichen sorgfältigkeit zu erspriesslichen Vohlstandt des Röm. Reichs) gebührendt zu anden das Jenige wass von der gesündten vnainigkeit, Irresolution, vnd abgewendten Defensions Expedient an seit des Kayl. hofs angezochem worden, vnd herrentgegen zu melden, es wäre vilmehr zu reprehendiren, das durch den Anhang, so Thayls mit Frankreich haben, allerrhandt Praetext, Zwytracht, widerivärtigkeit, vnd müsssthrauen in dem Röm. Reich zu erweckhen vnd zu stüften, dardurch die Kayl: autoritet zu schmällern, vnd die Frantzösische zu erhöhen zu dessen merkhlichen nachthayl gesuecht vnd erdacht werde; *auf die gethanen Vorschläg wuste, vnd gebührte mir nit zu, antworten, darvon aber da privato zu reden, sehete ich nit, warumb durch bezahlung ainer praetension, so man nit schuldig, ainer Ihme ain grössere obligation aufladen vnd gelegenheit geben solle, umb ain mehrers künfftig gesuecht zu werden; Die proponierte Haimbliche tractaten meiner ainfältiger mainung nach würden aih Euer Kayl: Mayt. zu grossen schaden, dem König aber allain zu Vorthayl geraichen, vnd für ain Invention dienen, die lengst gesuechte division zwischen derselben, vnd der Cron Spania auf neues zu tentieren;* ¹⁾ von der Renuntiation völlig zu abstrahiren, würde *eo ipso* dero selben vorgegeben Nullitet (weilen die Jura der Cron Frankreich am mehrsten darauf fundiert) sovil alls guetgehaisen werden; mit offendtlicher tractat gegen raichung faister satisfaction de novo allen weitem ausspruch der Spanische succession zu renuntieren, khöndte solches khräftiger dermahlen nit, alls vorher geschechen, wäre auch *debitum pro indebito, certum pro incerto* geben, vnd würde dardurch der König mächtiger, entgegen das hochlöbl. Ertzhauss umbso-

¹⁾ Diese und die (S. III, VIII) vorkommenden Stellen werden mit unterschiedlichen Lettern geschrieben, um das auf den Theilungsvertrag Bezügliche hervorzuheben und darzuthun, dass nicht der kaiserliche Resident zu Paris (S. 65—77) sondern Wilhelm Landgraf von Fürstenberg, der Urheber des genannten Tractates gewesen. Das Ubrige ist gewiss geeignet den völlig unbekannten kaiserlichen Diplomaten, dem man eine so wichtige Rolle zuschrieb, gleichwie die Ansichten der deutsch-spanischen Partei am Wiener Hof, welcher er angehörte, und die Stellung Leopolds I. und Ludwigs XIV. in Deutschland erkennen zu lassen.

vil schwächer gemacht werden; die erinnerte *Guarantia* seye wohl etwas, darauf aber auss beygebrachten vnterschiedlichen vrsachen (sonderlich *ubi nulla fides colitur*) sich wenig Zuverlässen. Uneracht diser meiner einwendung hat doch gedachter Fürst seiner vorigen mainung inhaeriert, vnd von dem anfangs angeregten stillstandt der Waffen sovil gemelt, das der *de Lionne* sich yrren dörffe, vnd Ihme nit bewust seye, das solcher von Euer Kayl. Mayt. wäre begehrt, wohl aber von ain oder anderen dero hoher herr Ministro gegen dem Gremonville angezeigt, auch an ain Churfürsten am Rhein (so er aber nit benampt) geschriben worden, das wan gedachter stillstandt von dem König würde placidiert werden, man zu erhaltung des *accommadaments* desto nutzlicher sich khöndte gebrauchen lassen; auf welche nachricht wäre also baldt von dem König dises Verlangen deferirt auch alle frindtliche *Actus* inhibiert worden, vnd auf mein darzuemahl vnd seithero gethane erinnerung, das solche feindtliche Thaten sonderlich iüngstlich durch ruinirung der vom *Marques comflans* commandirten Völkern vorgenomben wären, ist solches widerlegt vnd mir für antwort gegeben, solche *suspension* wäre darumb nit von der Cron Spania acceptirt worden. Herentgegen werde ich anietzo mit meiner grosen Verwunderung von ainer verthrauten person advisiert, das vorbenandter *de Lionne* zu aine *Marquis* vor wenig Tagen soll-gesagt haben, er zweiffe an dem erfolgendten *accommadament* nit, müeste aber darzue der anfang durch den Stillstandt der Waffen (so er negstens verhoffe) gemacht werden.

Bei selbiger langen Conferentz ist diser Fürst auch von des Aubery werckh *des Justes Pretentions du Roy sur L'Empire* zu reden, vnd mir angezeigt worden, der König seye Ihme sehr verbittert, dörffe Ihme sein leben wohl khosten, zuemahlen er die Bewilligung niemahls begehrt, sonderen das *Privilegium Regium*, so für ain anders Buech vergundt gewest, disem appliciert habe, welches ich vmb sovil weniger mir persuadieren khan, alldieweiln vorhero (wie mit mehreren vnter dato 12. august iüngsthin allerunt. von mir bericht) diser Cron Cantzler vmb sein negligentz wegen solchen erthaylten *privilegy* seye reprehendirt worden, vnd das man mich anietzo noch versichern will (so ich aber für gewiss nit waiss) das diser Author dessenthalben von dem König wohl angesehen, ia so gar regaliert wäre worden; Ich vernimbe auch er seye in seiner gefänkhnus ¹⁾ gar nit hart gehalten, sondern das er städtlich vnd extraordinarj tractiert werde, solle zwar pro forma examiniert, vnd seine etwan er-

¹⁾ Gefängniss.

dachte, vnd Ihme suggerierte antworten bereits in Teutschlandt zu benembung aller widrig gefasten gedankhen geschikht sein worden; man wirdt aber an seit Frankhreich sich wegen solchen weitausstehenden vngegründeten anspruchen schwärlich exculpieren, vnd dise neben anderen schon vorhero vermög mitfolgendten buechs am Tag gegeben Prentensiones nit vermäntlen khönen, weilen auf die an seit Chur Maintz vor vngetähr 3 Monat beschehne andung nit remediirt, sondern erst neulich diser Aubery auf des Herr Bischoff von Strassburg Uiberscriben Mainung eingezochen worden. Weiters solle in allerunterthenigkheit Euer Kayl. Mayt. auh referieren, das in denen negotys, so das Teutschlandt berüehren, der de Lionne schon vil leuth zum offgedachten Fürst Wilhemb gewisen, darauss coniecturiert wirdt, weilen diser Ministre sich off vnepässlich vnd bautählig befindet, vnd Verlauthen will, das ain heytrat zwischen seinen Sohn, vnd ainer Fürstenbergerischen Bass projectiert seye, er trachte disen Fürsten bey dem König in grosen Credit (sein hauss dardurch zu manutenieren) aufzubringen, vnd in das Ministerium allgmach zu introducieren; es solle auch Ihme Fürsten ain Currier von München (so den 31. october negsthin allhier angelangt) zugeschükht sein worden, was er aber mitgebracht, habe ich biss dato anders nicht erfahren mögen, alss das man bey Hof unlustig, vnd er in etwas perplex gewesen seye. Der *Marquis de Guित्रy* Obrist Maister bey her Königl. Guardarobba (welcher die Frantzös. Völcker wider dem Türkhen bey vergangenen krieg Euer Kayl. Mayt. praesentiert haben solle) wirdt, wie anfangs allergehor. gemelt worden, nehster Tügen nacher Wienn abreisen, vnd solle etwelche Articulos wegen der Eventual abtheylung der Spanischen Monarchj Euer Kayl. Mayt. durch Ihme selbst, oder durch den Gremonville zu proponieren abermahl mit hin vnterbringen. Diser Cavallier ist bey disem Hof nit Uibl gewolt, doch auch nit in grosen credit, vnd mit mehr schulden beladen, alss mit Mitttel versehen, doch in sein weesen brächtig, vnd für arglistig gehalten. Vergangenen Mittwoch bin ich von Ihme durch ain Introductorem vnd anderen Tags von ainen Edelman zu dem Mittagessen zum zwaytenmahl geladen, vnd vneracht, meiner eingewendten entschuldigung, so ich auf die neulich widerumb geübte aufhaltung meiner Schreiben (so Zweifelsohne geschehen ist, damit meine alleruntert. relation de dato 14. dito über die wegen der erfröhlisten nascita des Kayl. Printzens iünglich erhaltenen audientz mit allerhandt impressionen möchte praeoccupiert werden) vnd auf die dardurch mir causierte grosse Arbeit klagweiss fundiert, hat er sich nit begnügen, sondern inständig

darbey zu erscheinen mich ersuechen lassen: zu disem ende zu Mittag Zeit oft angeregter Fürst, wie nit weniger der Introductor ainer nuch dem andern mich visitiert vnd mich neben dem oferat abholen wollen, zuemahlen aber dise ayffrige einladung vnd affertierte carezza von ainen vnbeckhandten etwas verdächtig, vnd solche vil mehr zu ainer gelegenheit in ihren Vorthayl zu applicieren, alss mir ain Ehr zu erweisen, angesehen zu sein mir vorkhomben, auch diser Marques vorhero mich niemahls besucht noch angeret, habe ich für verantwortlicher zu sein ermessen, mich darvon zu dispensiren, vnd meiner vorigen endtschuldigung vnd khlag zu insistieren, also auf solche weiss die erste visita Ihme zugeben mich bereden zu lassen. In summa es ist diessseits alles auf rieb und auf Schrauffen gestelt, also auff keiner Weiss weder zue trauen noch zue glauben, bey welcher der Sachen beschaffenheit mein allerunterth. treu gehorsambste unvergreiffliche mainung wäre uneracht allerhandt propositiones vnd guette offerten sich in solchen standt zue setzen vnd solche grosse macht auffzuebringen, dass Frankreich von ihren hochmueth fallen vnd sich der billigkheit ergeben müste, oder ihr weith ausssehendte impresa begegnet werden khönhte, das ihr absehen dahin zilet durch allerhandt practiquen ain sehr vortragliches accomodament dermahlen zue erhalten oder alle Fürsten vnd Ständt so sich ihren gefährlichen Vorhaben opponieren vorgeben einzueschlaffen oder wenigst (wie vor diessen allerunter. schon von mir erinnert worden) alle confederationes und anstalten zue deffension zue verhindern.

Vnter dessen, wiewohlen die Völkher seit 4 und 5 Monat nit bezahlt, vnd dem bericht nach, Thayls sowohl zu Metz alss zu Breisach (alwo gleich wohl vergangene Tag $\frac{m}{15}$ Thlr. mit harten Mühe zu disen ende übermacht worden) aussgerüssen, werden doch haimbliche dispositiones zue grossen Verbungen gemacht, in der mainung zwar erst von khünftigen Januarj an die Drummel zu schlagen vnd in der eil über die Vorige Völkher noch biss in $\frac{m}{50}$ auf die beun zu bringen, weilen ist erinnert worden, es zuvil auf erhaltung der Soldaten bis dorthin gehen würde, wan solche anietzo sollen geworben vnd das zu selbiger Zeit mit raichung etwas mehr werbgelts die knecht, sonderlich die Frantzosen, so nur das gegenwärtige beobachten, sich doch khünftig vnderhalten lassen werden. Der König solle auch resolviert sein, negst Früeheling sich früehezeitig in das Feldt zu begeben, vnd seine Völkher in Mortio zusambenkhomben zu lassen, dessentwegen allenthalben grosse bestellungen an Fueterey *de facto* von etwelchen officieren (so zu disem ende

abgereist sein sollen) haimblich gemacht und inmittelst in denen negst an den Gräntzen gelegenen Städten aufbehalten wirdt.

In dem Uibrigen solle Euer Kayl. Mayt. auch in allerunterthenigkheit nit verhalten, das ich vor 2 Tāgen von dem Envoyé auss Geneua bin besuecht, die handt aber von Ihme nit ambiert ¹⁾ von mir auch nit gelassen worden, welcher mich vnter anderen von händlen mit Savoya entreterni, so vil zue verstehen geben, dass sie wohl besorgen, Frankhreich mit unter den deckel liegen möchte. Wie ich aber mich gegen dem Genuesischen vnd anderen verhalten solle, werde zu seiner Zeit von Euer Kayl. Mayt. ich allerdste Verbescheidung erwarten, mit widerholter allergehor. bitt, über meine allerunt. neulich eingeschikhte Memorialia, mit ainer allergnädigsten willfährigen resolution zu meiner vnemperlichen vnderhaltung ²⁾ mit ehisten zu begnaden. Welches alles Euer Kayl. Mayt. in allerunterthenigkheit hinderbringen, vnd zu dero Kayl. Hulden vnd Gnaden allergehor. mich empfelhen solle. Euer Kayl. Mayt. etc.

Paris den 8. Novembre 1667.

IV. Memoire du Marquis de Crossi *) remis an Roi le 12. Sept. 1696 **)

Les dispositions qui paraissent en Pologne pour élever Mr le P^e de Conti ne se doivent point considerer par rapport à lui. Cet intérêt lui est personnel; il y en faut envisager de plus grands, celui de la gloire présente qui en re-

¹⁾ verlangt.

²⁾ unentbehrlichen Unterhalt.

*) Carl Colbert Markgraf von Croissi, Staats-Secretär des Aeussern seit J. 1679, Bruder des (gewöhnlich so genannten) grossen Colbert.

**) Diese elegante Denkschrift ist der kürzeste Ausdruck des von Frankreich in Polen dem Kaiser gegenüber befolgten Systems; daher wird sie vor andern, auf die Angelegenheiten der katholischen Monarchien im Oriente, bezüglichen Actenstücken gegeben. Gewiss ist dieses Document ein hinlänglicher Beweis des über die Stellung des gallicanischen Königreiches zu den katholischen Mächten im Orient (S. 103) Angeführten; ebenfalls er-

viendrait au Roi et celui de sa Couronne. On doit envisager ce dernier soit dans des conjonctures qui peuvent se pré-

klärt es, wie Oesterreich von der unsittlichen Politik der Bourbonen, welche dessen Macht mit dem Bestehen der ihrigen für unvereinbar hielten, stets bedrängt, die polnischen Zustände als seine eigene Lebensfrage betrachtete und sich oftmal genöthigt fand allerhand Mittel anzuwenden, um die grosse Gefahr zu beschwören, Polen dem französischen Einfluss zu entziehen.

Höchst interessant ist der Kampf der rivalen katholischen Grossmächte in diesem katholischen Lande, welches der Czar Peter I. schon beobachtet und von den erhitzten Kämpfern nicht bemerkt wird; inmitten des gewaltigen Ringens sagen Oesterreich und Frankreich den polnischen Partheien gegenüber offen aus, was sie im Westen nur den vertrautesten Cabineten geheim mittheilen. Schwierig war die Lage des Vertheidigers Polens, denn nach dem Bruche des schwachen, von der bösen Königin und dem französischen Gesandten geleiteten Johanns III. mit der hl. Allianz und mit Leopold I., erfolgte die Strafe Gottes über das Land, welches von Partheien zerrissen, und über das königliche Haus welches im stürmischen Interregnum vom Throne ausgeschlossen wurde; der bewegte durch die steigende, Anarchie gefesselte Boden ward zum willenlosen Kampfplatz für Oesterreich und Frankreich. Das Erstere vermochte seinen Candidaten durch politischen Credit und Geldmittel auf den polnischen Thron zu heben und durch Waffengewalt gegen den französischen zu erhalten, allein der neue König wird dem Kaiser untreu und verbindet sich mit dem Czaren; so überging der französische Einfluss auf Russland und die Autorität August's II. auf Peter I., welcher als Mediator zwischen dem Könige und dem polnischen Adel auftrat und die Armee zu reduciren, dem Ober-Commando des Königes zu entziehen, die neue Verfassung zu garantiren befunden hat; der zucht- und gedankenlose Adel jubelte, dass die Macht des Herrn für immer gebrochen war und um die Bedeutung der Garantie und des Schutzes, nach dem russischen Wörterbuch, bekümmerte sich der Freiheitsrausch nicht. Die Stellung des Wiener-Cabinetes war nun sehr gefährlich, denn der Czar war ihm feindselig, bedrohte Ungarn; Oesterreich, mit Frankreich nicht ausgesöhnt, geriet zwischen zwei Feuer. Eindringlich ermahnte der Kaiser die Polen und machte

senter bientôt, soit dans de plus éloignées qui doivent être toujours présentes dans la conduite des Etats.

sie auf die Folgen des czarischen Schutzes und der von den Russen garantirten Verfassung zu wiederholten Malen aufmerksam; Jene welche auf diese Art den Russen entzogen wurden, fielen der französischen Parthei zu, die oesterreichische lebte kümmerlich, denn es war die katholische, die polnische. Ueberhaupt war auf eine polnische Allianz, selbst mit Hilfe eines von den polnischen Königen (August und Stanislaus Leszczyński) wenig zu rechnen, denn bis zum Interregnum, nach dem Ableben Sobieski's (1696), stellte die polnische Verfassung einen noch monarchischen, obschon von republicanischen Sitten und Institutionen umgebenen Staat vor, allein seit dieser Epoche und der russischen Garantie, glich er immer mehr einer durch monarchische Traditionen und Institute kaum beschränkten Republik. Wohl hatte Polen denselben Umfang und dieselbe Volkszahl, wie in der Epoche der siegreichen Feldzüge Sobieski's, allein die Achtung für das Ahnenthum und alte Sitten verfiel bei den Enkeln der grossen Epoche, der zucht- und gedankenlose Adel vermochte nicht mehr eine Schlacht zu wagen, die Sobieski'sche vom Barbaren officiell degradirte Armee war nur zum Angriffe gegen Rechnungskammern, Gerichtsbehörden, Kirchengüter etc. und auf den ersten Anblick der Russen, (so im polnischen Successionskriege 1734—1738) zur Flucht bereit. In Folge unaufhörlicher Streitigkeiten des Adels mit August II. (welcher feindselig gegen den Kaiser auftrat) ist dem Wiener-Cabinet gelungen, ein mächtiges Bündniss geistlicher und weltlicher Herrn gegen die demokratische Auflösung und den Fremdeneinfluss zusammenzubringen und den polnischen Staat zur Wiederaufnahme der hl. Allianz (1732) zu bewegen, allein selbst diese Parthei (eigentlich eine entschiedene Majorität) stand den französischen Intriguen offen, welche das Cabinet Ludwigs XV. mit Gewandtheit leitete und sich auf den bevorstehenden Fall des Ablebens August's II. zum entscheidenden Kampfe gegen Oesterreich anschickte. Die Vermählung des französischen Königs mit der Tochter des verbannten polnischen Prätendenten Stanislaus, welche in einem Kloster, in Oesterreich, erzogen wurde und heimlich zu ihrem Vater abreiste, beurkundete den Entschluss Frankreichs, die im letzten Interregnum mit Oesterreich begonnene Fehde im kommenden auszufech-

De quelque gloire que le règne du Roi ait été accompagné, je ne sais s'il y en a une qui égale celle qu'il est sur

ten; Prinz Eugen, Graf Wratislaw, Zinzendorf etc. erfassten richtig die Bedeutung der Matrimonial-Allianz Ludwigs XV. mit der französischen Parthei in Polen.

Unter diesen Verhältnissen erschien dem zwischen Frankreich und Russland gestellten Oesterreich die Isolirung nicht rathsam, der Tod Peters I. eine gute Gelegenheit mit dem mächtig gewordenen, gegen den französischen Einfluss mit leidenschaftlicher Undankbarkeit stets kämpfenden Russland ein Bündniss gegen die Übermacht Frankreichs zu schliessen, endlich die Russen an den Rhein vordringen zu lassen, das Czarenreich als eine europäische Macht ins Staatensystem einzuführen. Die dringende Gefahr während des polnischen Successionkrieges (welchen Prinz Eugen richtig den lothringischen nannte) gestattete dem Wiener-Cabinet nicht an die entfernten Gefahren zu denken, welche es selbst durch die Bekräftigung der russischen Garantie in Polen, diesem Lande und dadurch auch Oesterreich vorbereitete.

Wirklich wurde jede österreichisch-russische Allianz durch ungeheure Verluste Oesterreichs, durch Abtretungen ganzer Königreiche und Provinzen gestraft. Dass die Verbindung mit Frankreich gegen Russland zu spät eintrat, ist schon gesagt worden. Durch die Allianz Russlands und Preussens gegen Maria Theresia war die erste Theilung Polens zu Stande gebracht; durch die Allianz des leichtgläubigen Polens mit Preussen, welches seinen Bundesgenossen bald verrathen, mit Russland sich verbunden hatte, erfolgte die zweite Theilung, worauf die beiden theilenden Mächte auf Gelegenheit lauerten, um die dritte vorzunehmen. So war Oesterreich genöthigt entweder Preussen - Russland und zugleich die französische Revolution zu bekämpfen, oder sich in ein dem polnischen sehr ähnliches, von den schismatischen Mächten des Nordens abhängiges Verhältniss zu stellen, die Fesseln welche es unwissentlich dem polnischen Staate vorbereitete, wenigstens seiner Zeit nicht hinderte, grossen Theils selbst zu tragen. Die Tränen Maria Theresiens galten nicht nur der Zukunft, sondern auch der Vergangenheit.

Auch für die Geschichte der übrigen europäischen Mächte sind die polnischen Zustände seit den letzten Jahren Sobieski's und dem Interregnum (1696—1698) vom gros-

le point d'acquérir. Jusqu'ici S.Mté avait combattu contre une partie de l'Europe; Elle la soutenue toute entière dans

sen Interesse; hier ist der Anfang der Verwicklung der orientalischen Frage zu suchen und als Urheber derselben Abbé Polignac, französischer Bothschafter in Warschau (1693) anzusehen, welcher den Auftrag hatte den polnischen Hof und Staat von der Allianz mit dem Kaiser abzuwenden. Durch die Umtriebe dieses intriganten, über grosse Geldsummen zur Bestechung der Partheien verfügenden Ministers, wurden die Stürme des Interregnums vorbereitet, der Sturz des königlichen Prinzen, treuesten Bundesgenossen Leopolds I., bewerkstelligt, die polnische Anarchie unwiderruflich organisirt. Von nun an eiferten die Schweden und die zwei orientalischen Mächte, Russland und die Türkei, in der Beschützung Polens, welches bis jetzt von den Kaisern vertheidigt wurde. Den polnischen Königen fehlte das politische Genie Napoleons I., um die Frage der Donau-Fürstenthümer, einen der wichtigsten Gegenstände für die orientalische, richtig zu begreifen, allein von Russland, welches seine feindseligen Absichten gegen Oesterreich geheim zu halten wusste, war sie mittelst des Scharfblickes der Interessen und Leidenschaft genau erfasst, stets versprachen die Russen die Ausdehnung Ungarns auf dem rechten Donauufer zu begünstigen. Das Wiener-Cabinet, oftmal von Russland zum Kriege gegen die Türken bewogen, accreditirte die verbreitete Meinung, dass Russland geeignet sei das Christenthum zu beschützen. Seit aber Oesterreich durch die Erfahrung langjähriger Allianzen mit den Russen eines Bessern belehrt, eben in der orientalischen Frage gegen Russland entschieden auftrat, der leopoldinischen Politik und, mittelst des Concordates, dem grossen durch die hl. Ligue vertheidigten Systeme folgt, nimmt es offenbar die Stellung ein, welche von Polen durch Jahrhunderte oft mit Consequenz und glorreichem Verdienste, gewöhnlich (wenn man die Zeit zwischen der russischen Garantie der anarchischen Verfassung im J. 1717 bis zur förmlichen Restauration des polnischen Erb-Königthums im J. 1791 ausnimmt) mit Tapferkeit behauptet wurde. Das katholische Königreich starb auf dem Schlachtfelde, auch das Kaiserreich wird manchen Kampf mit dem Czarenreich für das Wohl der Kirche und der Menschheit zu bestehen haben. Demnach nicht nur für die Geschichte Oesterreichs,

cette guerre. Quelque besoin qu' Elle ait de la paix, la nécessité en parait plus grande dans ses ennemis, c'est la

sondern auch für dessen Zukunft, sind die Verhältnisse, in welchen sein Vorkämpfer lebte, sehr wichtig.

Ebenfalls für das andere Kaiserthum sind die Verhältnisse, unter denen der ehemalige polnische Staat, mittelst dessen die orientalische Frage verwickelt wurde, wirkte, von der äussersten Wichtigkeit, denn unter allen Mächten, welche zur Verwirrung der bis nun schwebenden europäischen Hauptfrage beitrugen, lastet die grösste Schuld auf (dem königlichen) Frankreich. In der That, Oesterreich hat vielemal für Polen, für dessen Dynastie und Selbstständigkeit mit Aufopferung gekämpft, hingegen hat Frankreich fortwährend die Polen betrogen, aufgewiegelt, in Kriege verwickelt und verrätherisch verlassen, die grösste Verachtung von Seite der Russen, so die Gefangenehmung der Gesandten, geduldig ertragen, um Polen neuerdings zum Kampfe zu bewegen und wieder zu verlassen, bis das Letztere endlich als Werkzeug der Franzosen abgenützt, zum Opfer der Russen wurde. Jeder Fortschritt Polens zum Verfall, war für Russland ein Fortschritt zur Uibermacht, das Czarenreich fühlte sich, nach dem Untergange Polens, schon in der Lage die Existenz der Türkei zu bedrohen und Oesterreich zu bedrängen.

Allein die steten Siege des betrügerischen Cabinets von Versailles haben nicht nur die Leichtgläubigkeit Polens, dessen staatliche Unfähigkeit erwiesen, sondern sie haben auch dargethan, dass diese Reihe von Verbrechen, welche Frankreich gegen Polen beging, die französische Regierung ebenfalls zum Untergange führen musste. Wirklich hat die alte gallicanische Monarchie den polnischen Staat nicht überlebt, nach dem letztern sind mehr Spuren als nach dem galicanischen Königthum übrig geblieben. Als auch das polnische Reich umgeworfen worden war, Russland auf dessen Trümmern eine grosse Macht aufgebaut, die Türken besiegt hatte und Oesterreich, sogar Preussen bedrohet, gab es niemanden in Frankreich, um die alte Schuld dieses Königreichs zu sühnen. Die Fremden haben beide Monarchien wieder hergestellt, der französische Kaiser (in wiefern man einen Kaiser fremd nennen kann) hob den polnischen Staat, das gallicanische Königthum restaurirten grossmüthig die Verbündeten, allein auch dieses mahl hat das gallicanische Frankreich den polnischen Staat nicht überlebt, wieder, wie im XVIII.

leur donner que de la conclure aux conditions que

Jahrhunderte hat es durch den eigenen Sturz jenen Polens beschleunigt, vielmehr verursacht. Unerbittlich war die Strafe Gottes über die unverbesserlichen Gallicaner.

Wohl hat Frankreich den July-König zu überleben vermocht, denn grossen Theils hat es Napoleon I. regenerirt. Das System dieses Kaisers bezüglich der orientalischen Frage (dazumahl hiess sie die polnische) kann man auf drei Momente zurückführen: ein Halt-punct in Polen gegen Russland, Uibertragung der Donaufürstenthümer an Oesterreich, an die Donau-Monarchie (dieses wurde vom Fürsten Talleyrand dem Kaiser vorgeschlagen) und die Zerstörung Russlands; wirklich hat der Kaiser einen Theil Polens hergestellt, denselben mit einer alten Dynastie vereinigt, das französische Kaiserthum mit dem ältern verbunden und das Zarenreich mit Uibermacht angegriffen. Weil es Napoleon I., in Folge seiner Zerwürfnisse mit dem ältern Kaiser (wie schon gesagt worden), zu spät vornahm und nicht ausgeführt hatte, wird er bis nun verkannt.

Napoleon III. setzt rühmlich das System des grossen Mannes fort und, um Frankreich von den Revolutionswunden zu heilen, bekämpft der Regenerator die Haupt-Ursache derselben, die Grundsätze der äusseren Politik des gallicanischen Königreichs, mit Edelmuth hat er die Ehrenschuld Frankreichs an den römischen und oesterreichischen Hof abgetragen; jeder Schuss bei Rom und Sebastopol galt nicht nur den Banditen und Piraten, sondern auch dem Andenken der Bösen, welche zur Verwicklung der wichtigsten Lebensfrage der Gegenwart und der Zukunft beigetragen hatten. In der Theorie lässt sich das kaiserliche Frankreich vom frühern königlichen trennen, nicht aber in der Geschichte und in der Praxis; einfach, ohne das Inventar zu prüfen, haben die französischen Kaiser die Erbschaft nach den Bourbonen angetreten. Gewiss wird auch der Feldzug des französischen Kaisers im Oriente, nicht der letzte gewesen sein, wenn Frankreich, wie es dessen Oberhaupt verdient, für das Wohl der Kirche und der Menschheit, und nicht fürs Verderben, wie ehemals, leben soll.

Durch eine einfache chronologische Bemerkung ist die Coincidenz des Verfalls Polens und der Unthätigkeit Oesterreichs im Oriente mit der Verwicklung der orientalischen Frage erweisbar, denn der Untergang Polens beginnt im Jahre 1696, jener der Türkei 1697 (Schlacht

S. Mté a bien voulu accorder. ¹⁾ A cette gloire de la guerre et de la paix qui borne presque toujours l'ambition des plus grands princes, la Pologne en offre une d'un nouveau genre: c'est de demander au Roi un prince de son sang pour regner sur elle; c'est de S. Mté qu'elle pretend le tenir; elle regarde qu'un prince formé dans Son service et sous Ses ordres est capable de la gouverner et de la defendre; si cette election succedait à la paix generale, combien glorieuse serait cette conjoncture.

A cette consideration particulière pour S. Mté on peut joindre celle de l'interêt de son Etat. La Maison d'Autriche a fait depuis le commencement du siecle dernier la juste jalousie de la France, la balance tantôt égale, tantôt inégale a commencé à pencher sous le règne du feu Roi, et enfin a été emportée par la conduite et les armes de S. Mté.

Mais pour la tenir ferme en cet état, il faut veiller plus que jamais à toutes les precautions qui peuvent l'empêcher de se relever.

bei Zenta), den Anfang des gewaltigen Steigens der russischen Macht eröffnet Peter I. durch die Alleinherrschaft, welche er im Jahre 1696 an sich riss und schon im ersten Jahre des XVIII. Jahrhunderts dem Kaiser und dem polnischen Staat gegenüber feindselig auftrat und die Türken noch früher angegriffen hatte.

Dass die Geschichte Oesterreichs, eines Kaiserthums und zugleich einer orientischen Monarchie an der Donau, von jener der orientischen Monarchie an der Weichsel, selbst aus kirchlichen Rücksichten, untrennbar ist, braucht nicht bewiesen zu werden. Auch die Geschichte des Verfalls Frankreichs, während des Königthums und der Regeneration durch das Kaiserthum, lässt sich von der Geschichte der Verwicklung der Verhältnisse im Oriente nicht trennen, wenn das Kaiserthum sich vom Königthum, einer bloss lokalen und nationalen Würde, unterscheiden soll. Für die gesammte Geschichte der orientalischen Frage ist offenbar der Schlüssel, in der ersten Ursache der Verwicklung, im polnischen, von Frankreich geleiteten Interregnum (1696), zu finden. Daher werde ich trachten die über den Grund der orientalischen Verwicklung am meisten verbreiteten Vorurtheile und Irrthümer zu widerlegen.

¹⁾ C'était avant le traité de Ryswik. Louis XIV avait fait declarer au roi de Suède et, par le moyen de ce Prince, aux Etats-Généraux, que S. M. se contenterait de faire la paix sur le pied du retablissement des traités de Westphalie et de Nimwegue.

L'Empereur uni à l'Empire n'a jamais paru plus puissant que dans cette guerre ¹⁾; il l'a soutenue contre la France et contre les Turcs. ²⁾ Selon les apparences, il ne peut faire qu'une paix avantageuse avec la Porte; une grande partie de la Hongrie lui demeurera vraisemblablement; le Royaume qu'il possèdera par droit de conquête subira la même loi ³⁾ des pays héréditaires; les privilèges des Hongrois qui y bornaient toujours son autorité, seront abolis; si la Transylvanie lui était cédée, il se trouverait maître absolu d'un des plus riches et plus abondans pays de l'Europe.

Que la Monarchie d'Espagne se réunisse par la mort de son Roi ⁴⁾ à la branche d'Allemagne, la maison d'Autriche se trouverait plus puissante qu'elle ne l'a été sous Charles-Quint.

La faiblesse du Gouvernement d'Espagne a fait qu'à peine considère-t-on cette couronne dans les affaires de l'Europe; aux conquêtes près que S. Mte a faites sur elle, c'est toujours le même corps de Monarchie ce sont les mêmes Indes: Un prince guerrier et habile serait encore capable de la rétablir.

A porter ses vues dans l'avenir, s'il en naissait un dans la maison d'Autriche qui eût toutes les qualités nécessaires pour faire revivre la puissance des deux branches réunies, la France au point même de grandeur où S. M^e l'a portée, pourrai-telle combattre à forces égales avec elle?

Que si l'Empereur se trouvait assez heureux pour élever sur le Trône de Pologne un Prince qui lui fût dévoué, qu'elle augmentation de pouvoir ne recevrait-il point!

Que la guerre recommençât quelque jour entre lui et la France, que pourrions nous lui opposer davantage que des alliances dans l'Empire? Ce n'est que par des ligues avec les princes d'Allemagne et avec la Couronne de Suède que nos Rois ont arrêté de tout tems les entreprises des Empereurs; ce serait encore le moyen le plus assuré dont nous pourrions nous servir: c'est l'avantage dont un Roi de Pologne attaché à la maison d'Autriche nous priverait.

¹⁾ Guerre d'Allemagne 1688 — 1697.

²⁾ Continué et terminée par le Pr. Eugène, vainqueur à Zenta, 1697.

³⁾ Ceci n'arriva qu'après la défaite de l'insurrection en 1849, cependant la Hongrie jouit des institutions locales et nationales, comme les autres royaumes et duchés de l'empire d'Autriche.

⁴⁾ Charles II.

Que la Suède voulût se déclarer pour la France, la crainte de se voir attaquée dans la Livonie ¹⁾ la retiendrait. L'Electeur de Brandebourg, le plus puissant Prince de l'Empire, serait arrêté de même par la vûe de la Prusse ducale. L'apréhension de la Pologne pourrait encore s'étendre jusqu'en Saxe par le voisinage de la Lusace; enfin cette Couronne entre les mains d'un Roi attaché à l'Empereur serait un puissant moyen pour lui soumettre l'Empire, ²⁾ et pour priver la France des secours et des assistances qu'elle en pourrait tirer.

Les raisons qui établissent les avantages que l'Empereur tirerait de cette couronne de Pologne, sont les mêmes qui font voir combien il serait de l'interêt du Roi de la faire passer sur la tête d'un prince de Son sang.

Que l'Empr. eut dessein de renouveler la guerre contre la France avec quelle précaution serait-il obligé de le faire, lorsqu'il serait en défiance de la Pologne. Cette couronne a des droits naturels sur la Silésie et la Moravie; la Livonie ne lui a été occupée que sous le dernier Roi de Suède, et à peine y-a-t-il plus de 30 ans que la souveraineté de la Prusse Ducale ³⁾ lui a été arrachée: Tous motifs dont le Roi de Pologne dependant du Roi par la naissance et redevable à Sa Mté de son élévation se servirait utilement pour Son service.

Quand même par la jalousie qui est naturelle à la Republique de se voir engager par le Roi dans des guerres étrangères, il ne pourrait pas se déclarer ouvertement contre l'Empereur, il donnerait indirectement le même secours à la France.

Toujours en proposant les interêts à la Republique, soit contre l'Empereur, en la flattant du recouvrement des provinces qu'il lui retient, ⁴⁾ soit contre l'Electeur de Brande-

¹⁾ La Suède possédait alors la Livonie, l'Estonie et la Carelie, ces provinces sont passées sous l'obéissance du Czar de la grande Russie après la bataille perdue par le Roi de Suède, Charles XII, en 1709, à Pultawa; une autre province de Suède, la Finlande, fut conquise par les Russes en 1808.

²⁾ Evidemment une allusion aux desseins de Maximilien I. allié aux deux branches des Jagellons, au commencement du XVI siècle, et aux faits de Ferdinand II, qui de concert avec le roi de Pologne, combattait les Français et les Suédois soi-disants protecteurs des libertés d'Allemagne.

³⁾ Cédée en 1657 à la maison de Brandebourg pour le secours que celle-ci prêtait à la Pologne contre la Suède.

⁴⁾ Leopold I. ne retenait aucune province à la Pologne, au contraire il prit les armes pour elle en 1657—1660; le grand-père et le père de l'Empereur étaient constamment alliés à ce royaume.

bourg, par la juste indignation de s'être vûe depouillée dans des temps faibles d'une souveraineté si considerable, soit enfin contre la Suède, si elle était capable de manquer à ses anciennes alliances avec le Roi.

Ainsi l'on peut dire que l'élection de Pologne doit être regardée avec une fort grande attention; qu'entre les princes qui se présentent pour l'élection il n'y en a point qui ne soit dans une dependance absolue de l'Empereur; que le choix ne peut être indifférent; qu'il donne à l'Empereur des avantages dont il peut faire un très-grand usage à l'avenir, ou qu'il met la France en état d'arreter ses projets, lorsqu'il ne pourrait sans inquietude de la Pologne, lui porter la guerre sur le Rhin. Ce sont les avantages qui reviendraient à la France de l'élection d'un Prince du sang, d'autant plus considerables, qu'ils dureraient dans tous les tems, et qu'ils seraient toujours un obstacle proche et durable aux desseins qui se formeraient à Vienne.

(Im kais. fr. Archiv des Ministerium des Aeussern.)

V. Lettre du Roi Louis XIV. a son ambassadeur à Varsovie l'Abbé de Polignac. ¹⁾

16. Août 1696.

Le projet que le grand- trésorier vous a communiqué pour procurer l'élection eu faveur de mon cousin le Prince de Conti demaude de si grandes dépenses pour le faire réussir, que je ne puis encore vous rendre de réponse pré-

¹⁾ Dieses Zeugniß und die folgenden vermögen das von Flassan, Verfasser des übrigen sehr wichtigen Werkes: *Histoire de la diplomatie française*, dem die neuern Schriftsteller ohne Ausnahme folgten, entstellte Verhältniß Frankreichs zum Kaiser und zu Polen, während der für die Geschichte der orientalischen Frage entscheidenden Zeit, zu berichtigen. Flassan behauptet, (S. IV p. 140.) dass es dem Abbé Polignac nicht gelungen ist den Hauptzweck seiner Sendung zu erreichen, den polnischen König vom Bündnisse mit Oesterreich abzuwenden und ihn mit Frankreich gegen den Kaiser zu verbinden; diess ist nicht richtig, das Letztere ist nur zum Theile wahr, das Erstere ist gänzlich falsch. Ob schon sich der fromme König nie entschlossen hätte den Kaiser anzugreifen, (wozu es ihm übrigens am Anlass und

cise sur ce qu'il convient. Je les ferais avec plaisir dans un temps où la guerre ne m'obligerait pas d'en soutenir d'aussi considérables que celles qu'il faut que je fasse présentement

auch an Mitteln fehlte) war er dennoch missvergnügt, gegen das kaiserliche Haus sehr reizbar gestimmt, hat sich über den Kaiser beim Papste oft beschwert, beachtete die eindringlichsten Aufforderungen Leopolds I. zum Mitwirken gegen die Pforte nicht, und lies keine Gelegenheit unbenützt, zum Gefallen der Königin, sich gegen die oesterreichischen und für die französischen Interessen zu erklären. Abbé Polignac, den die Königin aus Hass gegen Oesterreich mit dem höchsten Eifer unterstützte und, noch vor der Ankunft des französischen Gesandten, über das Interesse Frankreichs vorsichtig wachte, hat einen entscheidenden Sieg errungen.

Sogar die Schwermuth in welche der hochbegabte, aber schwache König verfiel und sein unerwarteter Tod, lassen sich nur auf diese Art erklären, denn der echt katholische König konnte kein Zutrauen dem grundsatzlosen, mit den Ungläubigen allirten Ludwig XIV. schenken, dessen Allianz schon in Folge der Entfernung Polens von Frankreich und der zahlreichen Gegner des französischen Uibermuths, nur als eine unnütze, durch die Ränkesucht der französischen Diplomatie erschwerte Bürde betrachtet werden musste, und andererseits hatte Johann III. den Muth nicht der Königin zu widerstehen und sich mit dem Kaiser auszusöhnen. Als die Nachricht von der Alleinherrschaft Peters I. in Warschau angelangt war, wollte der König niemanden empfangen und gab sich der äussersten Schwermuth hin. Um Russland zum Mitwirken gegen die Türkei zu bewegen, hat es der König übermässig begünstigt, ins Herz von Polen eingeführt. Das letztere Land, welches er bis ans schwarze Meer zu erstrecken und seinen Sohn zum Erb - Herzog in den Donau-Fürstenthümern (daher unter andern Gründen die Collision mit dem Kaiser) zu erklären bezweckte, fand sich nun inmitten der Russen-Türken, des missvergnügten Preussens und neben dem unzufriedenen Kaiser, gänzlich isolirt, während es im Innern von Partheien, wie der Hof selbst, bewegt wurde. Unter diesen Verhältnissen und traurigen Aussichten für die Zukunft seines Hauses und seines Volkes, blieb der König bis zum Tode trostlos.

Uibrigens trat Ludwig XIV. nach dem Ableben Johanns III. für die Königin und ihre Söhne (mit Ausnahme des

sans pouvoir m'en dispenser; j'examinerai cependant les facilités que l'on pourrait trouver pour satisfaire à ce qui vous est demandé, et jusqu'à ce que je vous aie donné mes ordres

kaiserlichen Schwagers) entschieden auf und gewiss hätte der Hochmüthige die Freunde des Kaisers nicht begünstigt. Wohl bestreitet dieses Flassan und sagt, dass Ludwig XIV. seinen Gesandten stets aufforderte die Wahl auf den Prinzen von Conti zu lenken, allein auch dieses ist unwahr, der König hat keineswegs den Prinzen Conti vorgeschlagen, dessen Erhebung betrieb der Abbé mit leidenschaftlichem Eifer und gab sich Mühe theils den König, theils den Minister des Aeussern für die Candidatur des Prinzen zu stimmen. Oftmal hat der Scharfsinn des Königs die falschen Vorspiegelungen und absichtlichen Uibertreibungen seines Bothschaf- ters durchgeschaut, ihn aber vergebens gewarnt. Misstrau- isch geworden, beschloss der König einen andern Ge- sandten, um den Abbé zu controlliren, nach Warschau zu beordern, was der Letztere erfuhr und zuvorkom- mend darum bath. Die vierjährige Verbannung des Polignac, nach dem Misslingen der Wahl, bestätigt das Gesagte, und der Grund der Strafe, welchen Flassan angibt, nämlich, dass der Hof seine eigene Schuld auf den Gesandten wälzen wollte und dieser unschul- dig war, ist nicht haltbar, dem gewöhnlichen Verfahren Ludwigs XIV., der Dienstordnung, die er handhabte und Nichterfolge keineswegs strafte, zuwider. Uibrigens liegen die Instructionen des Königs und die Bekennt- nisse des Bothschafers, dass er sie nicht befolgte, vor. Uiberhaupt war der grundsatzlose König dennoch ge- wissenhafter als der vom Grund aus verdorbene Abbé; nicht ohne Wehmuth blickte Ludwig XIV. auf das königliche polnische Haus, welches sein Bothschafter, ohne den geringsten Vorthail für Frankreich, mit einer cynischen Unsittlichkeit zu Grunde richtete.

Die Depechen, auf welche sich Flassan beruft, sind au- thentisch, allein er hat die frühern und spätern nicht ge- lesen. Selbst aus den von ihm angeführten Citationen, geht das Gegentheil von seinen Behauptungen hervor. Anfänglich lauten die Instructionen des Königs: „ich gestatte, dass sie mich bis zum Betrage von 100,000 l. an Pensionen verpflichten, um sie nach der Wahl unter Jene, die einen mir angenehmen Candidaten werden erhoben haben, zu vertheilen“ (S. IV. 141). Nach und nach lässt sich der vom Bothschafter hintergangene Ludwig XIV. zur Vor-

sur ce sujet, vous devez extremement ménager ceux qui se sont ouverts à vous d'un dessein dont le succès me serait aussi agréable qu'il serait avantageux au bien de la Pologne, et leur promettre que le secret qu'ils demandent sera exactement gardé. Comme le mémoire que je vous ai envoyé

ausgabung ungeheurer Summen bewegen, um den Prinzen Conti wählen zu lassen, obschon ursprünglich der König nicht wusste, ob der sich im Auslande befindende Prinz die polnische Krone annehmen werde.

Die ganze Schilderung des Wahlgeschäftes von Flassan führt den Leser zu falschen Vorstellungen über die Sachlage, er glaubt, dass es sich beim Könige von Frankreich nur um die Begünstigung seines Hauses, wie bei den andern Candidaten handelt, welche sich bald über den Nichterfolg ihrer Bemühungen trösten lassen. Keineswegs war es der Fall mit Frankreich, es verfolgte ernste Tendenzen, dem Könige war es weder am Prinzen Conti noch an andern Candidaten gelegen, er war zu allen Opfern bereit, nur um dem Kaiser zu schaden. Mit Ludwig XIV. starb diese Politik nicht, im nächsten Interregnum hat Frankreich noch grössere Opfer dargebracht, nicht um die Wahl eines französischen Prinzen, sondern eines Polens, gegen den österreichischen Candidaten durchzuführen. Frankreich hatte nicht die Absicht Polen zu zerstören und gefesselt den gereizten Russen auszuliefern, es verführte, bewegte und verrieth die Polen, um Oesterreich zu schwächen. Mit demselben versöhnt setzte Frankreich diese Politik den Russen gegenüber fort; einer der würdigsten polnischen Könige, Stanislaus August, welcher obschon mit Hilfe Russlands gewählt, die Reform des polnischen Staates mit hohem Talent und geschmeidiger Beharrlichkeit leitete, und gewiss neben den grössten Restauratoren gestellt werden kann, wurde von Frankreich leidenschaftlich bekämpft, polnische Rebellen und Parriciden unterstanden französischen Agenten, Commandanten und Zahlmeistern, worauf sie Frankreich, wieder aus Misstrauen gegen Oesterreich, den Russen preisgab. Selbst das restaurirte gallicanische Königthum, gegen Oesterreich indifferent und mit den Czaren zärtlich verbunden, schadete dem Polenthum, hielt es mit der Revolution für synonym. Auffallend wäre jeder Vorwurf dieser Natur, den die französischen Könige, die ältesten Revolutionärs, wem immer machen würden, noch auffallender ist er, unter der Adresse an Polen. Wäh-

pour votre instruction vous a déjà fait connaître les vues que j'avais avant que cette proposition fut faite, je ne doute pas que vous n'ayez pris toutes les mesures convenables pour engager la Reine de Pologne à contribuer à l'élection de celui que je pourrais désirer, en cas qu'elle perde toute espérance comme elle doit l'avoir présentement perdue, pour ses enfans. Je vous ai même marqué les avantages parti-

rend dem Grafen von Provence nur die rothe Mütze fehlte, um seine Opposition gegen das Königthum zu krönen, kämpften die Polen heldenmüthig und mit ungewöhnlicher Hingebung für das Princip der erblichen Monarchie. Den polnischen constituirenden Reichstag kann man mit dem, in derselben Zeit, wirkenden französischen (*constituante*) vergleichen, die verschiedenen Ergebnisse beider beurtheilen. Während die französischen Gesetzgeber schon an den berühmten Tempel der Vernunft dachten und sich grössten Theils zum Königsmorde anschickten, das Einkammer-System und die Entfesselung des Pöbels, als die Grundlagen des Staates betrachteten, sprachen sich die polnischen Gesetzgeber im ersten Artikel ihrer Verfassung (v. 3. Mai 1791) mit Entschiedenheit über die katholische Kirche, als die unverrückbare Grundlage des Polenthums, aus; die übrigen Artikel des staatsweisen Gesetzes erklären zum erblichen Oberhaupt das Königthum, welches sich auf aristokratische Elemente und historische Institutionen stützt. Ein grösserer Contrast als jener zwischen der muthwillig entfesselten, blutdürstigen Revolution Frankreichs und dem mit Frömmigkeit und Rittersinn, nach herzlicher Busse für die Vergangenheit, hergestellten, mit Jubel begrüsst, mit Begeisterung vertheidigten Königthum in Polen, lässt sich nicht denken.

Freilich liessen sich die Polen durch französische Beispiele wieder verführen, worin keine Entschuldigung für Polen liegt. Dennoch hat der politische Grossrichter von Europa zwischen den Verführern und den Verführten einen Unterschied erblickt, der Züchtigung der Franzosen war er nie müde, hingegen hat er dem Herzogthum von Warschau eine freisinnige Verfassung verliehen. Freilich hatte Napoleon I. Unrecht, wenn er glaubte, dass sich Polen an liberale Verfassungen angewöhnt hatte, denn nie kann sich ein lebender Organismus an Gift gewöhnen und nur der absterbende vermag Gift durch längere Zeit zu geniessen; dem Czaren war die unbesonnene Vorarbeit Napoleons I. sehr willkommen, um den Liberalismus in noch grösseren Dosen dem reconvalescenten polnischen

culiers qu'elle y trouverait pour la famille, et l'heureux événement du partage qui a été fait à Zolkiew ¹⁾ lui donne

Volke darzureichen. Wohl glauben die Polen kaum heute, dass liberale Institutionen eine Beleidigung der Kirche und ein Unglück für die Menschheit sind, die Franzosen durch eine grosse Geschichte und die traurigen Erfahrungen der Neuzeit belehrt, wissen den Liberalismus und die Schwätzer zu hassen. Allein man will nicht ein altes katholisch und ritterlich durch Jahrhunderte erzogenes Volk mit einem neuen vergleichen, dessen Erziehung gewöhnlich unrichtig oder stets unterbrochen war, man will nur erinnern, dass vor Allem Frankreich die Entwicklung Polens, mit Beharrlichkeit hinderte, dass Frankreich, sobald es seine Verbrechen gegen den polnischen Staat wieder gut zu machen nicht mehr vermag, wenigstens der Pflicht die Resultate des Untergangs Polens, die orientalische Frage, zu beherzigen gedenke und, so oft es in Folge seiner, nur mit jener Griechenlands vergleichbaren Eitelkeit, die Verdienste der Franzosen um die Menschheit und die Kämpfe für die Völker hervorhebt, eine Ausnahme, schon der Klugheit wegen, bezüglich Polens beilege.

¹⁾ Partage du trésor particulier du feu roi de Pologne qu'on évaluait à des sommes fabuleuses. On sait que Jean III., prince beaucoup trop économe, amassait des richesses pour assurer à sa famille la couronne que les partis, soutenus par l'impopularité de la reine, allaient déjà conférer (contrairement au droit traditionnel de Pologne) aux étrangers ou aux nationaux, sans égard pour le prince royal. Pourtant ces richesses avaient puissamment contribué à l'exclusion de la famille royale, car les scandaleuses brouilleries de la reine et du prince aîné, à propos de l'héritage, ont aliéné les esprits et à la mère dénaturée et au fils qu'on accusait d'ingratitude. Même les largesses de celui-ci concoururent, ce me semble, à son exclusion, car ceux qu'il avait corrompus examinaient librement, s'il ne valait pas mieux se vendre aux étrangers. L'abbé de Polignac, dans son rapport au roi (du 4 Février 1697) dit: „A l'égard de Potocki, je suivis mot pour mot ce que le prince Jacques avait fait avec eux, excepté qu'an Grand-Veneur seul il avait promis 40 mille écus, dout il en avait déjà payé 25, et que je l'ai eu pour six, lorsqu'il a vu tout le reste de sa nombreuse famille, résolue à suivre le parti de la France par les persuasions du Grand-Trésorier de la couronne.

présentement des moyens de fournir des secours qu'on n'avait pas pu lui demander avant la conclusion de cette affaire. (Im kaiserl. französiseben geheimen Archiv des Ministerium des Aeussern.)

A celui-ci j'ai promis 30 mille écus, et trois de pension suivant la permission expresse de Votre Majesté, à son frère le Grand-Maréchal 20 mille et à la femme 10 mille à cause du grand crédit qu'ils ont dans la République; j'ai traité favorablement leur frère par la même raison et j'ai distingué le Podstoli parce qu'il est d'une activité admirable et qu'il m'a rendu à Lublin, à Léopol et dans l'armée des services très-importans."

On ne veut pas continuer l'énumération des dépenses du trésor français, prodigué aux Grands de Pologne et dont les successeurs ne doivent pas, après un siècle et demi, être rendus responsables. Même les évêques de Pologne empruntaient souvent plus à cette corruption politique qu'aux préceptes de la Sainte-Eglise qui les a fait princes. Inutile d'ajouter, que le motif principal de la venalite autorisée en Pologne, comme en Allemagne, par les mœurs et les traditions anarchiques, n'était point l'avidité d'argent, car les puissantes familles polonaises possédaient d'immenses richesses; d'ailleurs les Grands achetés par l'étranger dépensaient (d'après l'aveu de Polignac et des ambassadeurs, qui le précéderent et qui le suivirent) trois fois plus qu'ils n'ont reçu, puisqu'il fallait mouvoir, payer et nourrir la petite noblesse réellement affamée. Le motif principal de la corruption, c'était la vanité d'une noblesse jalouse du crédit politique, qui lui échappait sans cesse. Quelques uns parmi les vendus étaient animés du désir sincère de détruire, précisément par ce moyen, le joug de la corruption qui pesait sur le Pologne, bien qu'un tel patriotisme ne fût pas éclairé par les préceptes éternels, ni par l'expérience des siècles. D'ailleurs la venalité est inhérente à la nature des gouvernements purement électifs. Enfin, d'après le caractère républicain, comme nous voyons, déjà très-prononcé en Pologne, un chacun avait le droit d'envisager ce soi-disant royaume comme une chose n'appartenant à personne. A mon avis, toute nation qui à l'insolence de croire qu'elle n'est pas destinée au service du maître qui doit la protéger comme sa propriété, une telle nation dis-je, peut être vendue par quelques sujets et tôt ou tard elle le sera. Aussi ai-je toujours pensé que les Grands de Pologne avaient plus d'esprit que le petit peuple et la petite noblesse encore plus de prudence que la grande. Tant

VI. Lettre du Roi Louis XIV. à son ambassadeur à Varsovie, l'Abbé de Polignac.

30. Août 1696.

Monsieur l'Abbé de Polignac.

Votre lettre du 3 de ce mois renferme ce que vous m'avez écrit par celle du 31 Juillet, et par les précédentes, de l'éloignement général que toute la Pologne fait paraître à élever sur le trône un des fils du feu Roi; Les déclarations publiques qui sont faites sur ce sujet, et les mesures que l'on prend déjà dans les diètes pour s'opposer aux desseins de la famille Royale, sont des assurances certaines qu'il serait inutile de porter les intérêts de la Reine, et qu'après avoir fait de vains efforts pour faire remplir ce qu'elle désirerait, je verrais le choix de la nation polonoise se déclarer en faveur d'un prince attaché à la maison d'Autriche.

Cette princesse fait même voir par son propre aveu, que s'il lui reste encore quelque crédit pour l'élection, elle songe à l'employer en faveur du prince Jacques.

Vous entrez parfaitement dans toutes les raisons qui me font juger que cette élection ne conviendrait nullement au bien de mon service, et je vois que vous prenez toutes les mesures nécessaires pour la traverser.

J'approuve aussi le dessein que vous avez d'éviter toute apparence d'union avec la Reine, et il est bon de lui faire

pis pour les duppes qui criaient à la corruption et soutenaient ce scandaleux gouvernement qui se nommait monarchique at au fond n'était qu'une republique, source de la corruption et des crimes encore plus atroces; tous les Polonais grands et petits étaient traitres à la patrie, puisqu'aucun ne s'est dévoué à la maison royale, tous souffraient le départ du fils du vainqueur des Turcs, auteur principal de la Sainte-Ligue, et n'importe s'ils se laissèrent payer ou non pour la trahison. Je ne trouve de ridicule dans les affaires d'élections polonoises que du coté des souverains étrangers, car les republiques ne sont pas faites pour imposer le tribut, mais bien pour être imposées. Aussi quelqu'un qui avait plus d'esprit que la grande et la petite noblesse, c'est la Russie, puisque la distribution des ses fonds-secrets entre les Polonais n'était au fond qu'un placement à gros intérêts. Elle-meme fut surpassée par la Prusse qui donnait peu et rarement, prenait beaucoup et prend toujours.

connaître que ses propres intérêts sont le motif de la conduite que vous voulez tenir avec elle, et qui est très-convenable à l'état présent des affaires, de vous servir aussi de cette même raison pour lui représenter ainsi que vous le proposez, les vues qu'elle doit avoir pour l'établissement de ses deux cadets hors de la Pologne, puisqu'elle ne songe plus à les mettre au rang des prétendants à la couronne.

J'accorderai pour cet effet les mêmes avantages que je consentais de faire au Roi de Pologne, et elle aurait à choisir pour l'argent qu'elle remettrait, ou des rentes sur l'hôtel-de-ville de Paris sur le pied du denier 14, ou sur les revenus des postes qui sont aussi assurés et au denier 12, ou des terres dans mon royaume. Cette princesse mettrait par ce moyen le bien de ses enfans et le sien dans une entière sûreté; elle n'aurait plus à craindre les menaces continuelles que la noblesse fait à la succession du feu Roi, son mari, les fastueux effets de l'inconstance du prince Jacques, et cette somme sous les yeux de ceux qui veulent traiter avec vous, leur répondrait de la certitude de vos promesses.

Ainsi quoique j'attende le retour de mon cousin le prince de Conti ¹⁾, pour savoir de lui-même ses sentimens sur ce qui vous a été proposé et ce qu'il est en état de faire de son côté, vous devez cependant ne perdre aucun moment pour obtenir de la Reine l'argent que vous pourrez tirer d'elle, en lui donnant en France toutes les sûretés qu'elle peut désirer.

Continuez aussi à ménager les favorables dispositions de ceux qui souhaitent que la Pologne fasse un aussi bon choix, et lorsque vous croirez qu'il sera nécessaire de vous envoyer des brevets en faveur de ceux à qui je veux bien distribuer des pensions, vous n'aurez qu'à m'en faire savoir les noms, et les sommes que vous jugerez qui conviendront à chacun d'eux sur celle de 100 mille fr. que je veux bien employer.

Toutes ces dispositions seront seulement en faveur de mon cousin le prince de Conti; car le Roi ²⁾ d'Angleterre ne songe point à profiter des sentimens que ceux qui vous ont parlé vous ont témoigné en sa faveur. Il m'a remercié des offices que je lui ai fait offrir pour cet effet; mais il me paraît nécessaire que vous ne fassiez point connaître que vous soyez informé de ses intentions sur ce sujet. Ceux qui le

¹⁾ Ce prince était alors dans l'armée de l'empereur Léopold en Hongrie.

²⁾ Il s'agit de l'empereur Guillaume III.

désirent pourraient peut-être à son refus prendre des engagements avec les princes appuyés par l'empereur.

Je laisse à votre prudence d'en juger et de vous expliquer de ce que vous en savez, lorsque vous le croirez convenable au succès de nos desseins.

Il est inutile de vous recommander d'éviter avec soin d'engager le Prince de Conti à aucun paiement avant le service rendu; Je vois dans vos lettres que vous avez déjà pris cette précaution, et que vous ne proposez que le seul que vous croyez indispensable.

Il y a bien de l'apparence que la jalousie mutuelle des Piastes détruira les vues que chacun d'eux pourrait avoir pour sa propre élévation, et si les Polonais choisissent un prince attaché à l'Empereur, ils doivent craindre avec raison que les facilités qu'il aura d'en recevoir des secours ne le portent aisément à s'affranchir des nouvelles lois dont ils veulent désormais borner l'autorité royale ¹⁾.

(Im kaiserl. französischen geheimen Archiv des Ministerium des Aeussern.)

VII. Dépêche de l'Abbé de Polignac au Roi Louis XIV.

Varsovie. 24. Août 1696.

..... Davia, nonce de Sa Sainteté, me presse fort souvent de servir le prince Jacques, et quoique je sois assuré qu'il n'a point ordre de s'attacher comme il fait à ce parti, puisque le pape a déclaré formellement à M. le Cardinal de Janson, qu'il serait indifférent au sujet de l'élection du Roi de Pologne, pourvu qu'elle tombât sur un prince catholique, cependant il ne laisse pas de le faire ouvertement, et cela parce que l'Empereur et l'Impératrice l'en ont prié, lorsqu'il a passé à Vienne, en lui faisant espérer la nomination du Roi de Pologne au Cardinalat, pour récompense de son travail.

¹⁾ Ces paroles précisent énergiquement l'attitude de l'Empereur et celle du roi de France vis-à-vis la royauté de la Pologne. On comprend aisément que l'intervention du Nonce, qui allait proposer un accord entre les maisons d'Autriche et de France pour sauver la dynastie et la royauté de la Pologne, n'était pas capable d'ébranler l'opposition aussi prononcée de Louis XIV contre l'Empereur et le parti imperial en Pologne.

Ces jours passés il me dit que pour rendre l'élection du prince Jacques utile à la chrétienté, la France pourrait offrir à la cour de Vienne d'y donner son consentement, à condition que la maison d'Autriche fit la paix avec Votre Majesté. Je lui répondis qu'il fallait pour cela que l'Empereur abandonnât le prince d'Orange, et que s'il voulait avoir la couronne de Pologne pour son beau-frère, il était bien juste qu'il laissât au moins au Roi d'Angleterre celle qui lui appartient; je ne sais si ce ministre aura écrit à Rome ou à Vienne cette proposition, mais elle lui paraît aussi raisonnable que difficile à être acceptée ¹⁾.

(Die Fortsetzung in folgenden Bänden.)

¹⁾ Le reste de la dépêche n'offre qu'un intérêt purement local.

INHALT.



EINLEITUNG. Uebersicht der Gefahren, welche seit dem westphälischen Frieden die katholische Weltordnung bedroheten, vom Kaiser Leopold I. und dessen Nachfolgern bekämpft wurden.

I. Abschnitt. Gefährvolle Lage des Abendlandes, seit dem westphälischen Frieden (1648) bis zum hl. Bündniss (1664); Rechtszustände Europa's S. 1—77.

Wesen und Geist des westphälischen Friedens. S. 2. Analogie zwischen diesem Tractat und jenem von 1659 und 1660. S. 5. Der Protestantismus war nicht die Ursache der Weltgefahren. Gründe seiner Erfolge. Ursachen der Weltgefahren und des Protestantismus: die byzantinischen Conflicte. Heinrich IV, Philipp IV, Carl VIII, Zögerung Kaisers Carl V, besonders die Rivalität der Häuser Oesterreich und Frankreich und der Orientalismus. S. 19. Dessen Wesen und Unterschied vom Occidentalismus. S. 25. Stellung der Türken dem Abendlande und dessen Bollwerke, Oesterreich, gegenüber. S. 28. Verschiedenartige Ansichten über das Letztere. Der österreichische Staat, sein eigenthümlicher Organismus und seine Sendung. S. 30. Oesterreich ein Kaiserthum und eine orientische Monarchie; seine Definition; Character und Inhalt seiner Geschichte. S. 35. Lage Oesterreichs und des Kaiserthums während der Gefahren vor dem J. 1664; systematische Feindseligkeit der Hauptmächte, besonders Frankreichs gegen Oesterreich; Ursachen und gefährliche Folgen dieses Bruderkampfes. S. 50. Kriegsmacht des Kaisers, Lage seiner Allirten. S. 67. Das hl. Bündniss zwischen Leopold I. und Ludwig XIV, seine Folgen: Sieg über die Türken und über die Rivalität zwischen Frankreich und Oesterreich. S. 69. Entschiedener Wendepunct im politischen Gleichgewichte durch den Theilungsvertrag von 1668 und durch die geheime Allianz von 1671 zwischen dem Kaiser und Frankreich. S. 72.

II. Abschnitt. Zunehmende Weltgefahren, von der ersten bis zur zweiten hl. Ligue 1664—1683; Ideenzustände Europa's S. 77—91.

Ursprung und Wesen der Revolution, ihre Allianz mit der Philosophie und Politik mit dem französischen Hofe und mit dem Orientalismus. Neue Gefahren für die Kirche und die Menschheit. S. 77. Die kaiserliche und die osmanische Kriegsmacht im J. 1683. Isolirung des Kaisers. S. 87.

III. Abschnitt. Weltlage in der Epoche Leopolds I. Nähere Ursachen der Gefahren: Kampf neuer Ideen und Systeme mit der katholischen Weltordnung, politische Veränderungen und Umwälzungen S. 91—109.

Wesen der katholischen Weltordnung und die rationalistischen Ideen in der Theorie und in der Praxis. S. 92. Folgen der Empörung gegen Papst und Kaiser für den Westen, für die orientischen Monarchien und für die Kirche. S. 101.

IV. Abschnitt. Stellung und System Leopolds I. der Weltlage gegenüber S. 109—130.

Umschwung im Gleichgewichtssysteme, Allianzen protestantischer Mächte mit dem Kaiser und mit Polen. S. 110. Der westphälische Friede gegen seine Urheber gerichtet, sein zunehmender Verfall. S. 112. Bruch Frankreichs mit dem Kaiser. Gefahren für die Gesittung. Weltrettung durch die hl. Ligue v. 1683. S. 122.

V. Abschnitt. Historische und juristische Bedeutung der hl. Bündnisse S. 130—161.

Die Gleichberechtigung zwischen Staat und Kirche dem göttlichen Dogma gleichwie der Geschichte und der menschlichen Logik zuwider. S. 130. Das Priester- und Königthum seit der Christen-Verfolgung bis zum Bündnisse Karls des Grossen mit dem Papste. S. 132. Innige Verbindung zwischen dem *sacerdotium* und *regnum* seit der Renovation des Kaiserthums; politische Abhängigkeit des Letztern vom Papste. S. 144. Vorrechte der Kaiser vor den Königen; der Majestätstitel für Könige, eine Erfindung neuer Zeiten, für orientalische Herrscher, eine Usurpation. S. 150. Kampf des Staates mit der Kirche, Sieg der Letztern, ihre Stellung in der hierarchischen Epoche und seit dem Verfallen des ältesten katholischen Staates in den Gallicanismus. Ursprung hl. Ligen. Kämpfe des Hauses Oesterreich für die katholische Weltordnung vor Leopold I. Die Sendung hl. Bündnisse S. 154.

VI. Abschnitt. Sieg der hl. Ligue von 1683 und Leopolds I. über äussere Feinde. Cabinetsphilosophie des Kaisers, sein Allian-

zensystem. Anfang einer neuen Lage für die Mächte von Europa; Nothwendigkeit eines Bündnisses zwischen katholischen Grossmächten. Uebersicht der französisch-österreichischen Allianzen. S. 161—269.

Schädliche Folgen des Mitwirkens kaiserlicher Allirten; Isolirung Leopolds I. Wachstum protestantischer Mächte und Russlands. S. 163. Die socialen und politischen Allianzen des Kaisers, um die Gegner der Weltordnung zu trennen. S. 167. Leopold I. Urheber französisch-österreichischer Bündnisse; Hindernisse derselben: Hubertsburger Friede, polnisches Interregnum, Theilung Polens, System Josephs II. und Ludwigs XVI. S. 174. Folge des Bruches zwischen Oesterreich und Frankreich: die französische Revolution. S. 180. Der Friede von Campoformio. Die Erb-Kaiser Napoleon I. und Franz I. Wohlthätiges Wirken Napoleons bis zu den Conflicten mit der hl. Kirche. Allianz zwischen beiden Kaiserreichen. S. 197. Ursachen und Folgen ihres Bruches. S. 208. Verdienste des französischen Kaisers vor Allem um die kaiserliche Autorität. Seine Verbrechen gegen die Kirche waren die Schuld des Gallicanismus. S. 223. Neue Weltgefahren seit dem Sturze Napoleons I. und Auflösung der österreichisch-französischen Allianz; revolutionäres Wirken des Wiener-Congresses. Versuch einer (sogenannten) hl. Allianz; ihr Bruch, Isolirung Oesterreichs. Catastrophe von 1830. S. 234. Verfall Oesterreichs seit dem Tode Kaisers Franz I; glänzendste Periode Russlands und der Revolution. Hässlichste aller Ideen- und Weltlagen. S. 244. Revolution im J. 1848 in und ausser Oesterreich. Neue Weltrettung; Erzherzog Franz Joseph, Radetzky, Windischgrätz, Wesen und Geist der österreichischen Armee, Treue der Völker Oesterreichs, Regierungssystem Kaisers Franz Josephs I. S. 252. Napoleon III. Retter Frankreichs; die französisch-österreichische Allianz, ihre Siege, Niederlagen der Revolution und Russlands. Innerer Werth der äussern Politik Leopolds I. S. 262.

VII. Abschnitt. Politik Leopolds I. im Innern; Sieg der hl. Ligue über die orientalischen und inländischen Feinde Oesterreichs; dessen Macht-Entwicklung im Innern und Aeusseren. Oesterreichisches Regierungs-System. Wiedereroberung und Organisation Ungarns. Einfluss dieser Restauration auf die orientalischen und die abendländischen Völker, überhaupt auf die Weltlage im XVII. und am Anfange des XVIII. Jahrhunderts. Bedeutung der ungrischen Restauration für die definitive Ge-

staltung der österreichischen Gesamt-Monarchie zu einem wahrhaften Ost-Reich; Wichtigkeit desselben für die Kirche und die Menschheit. Die Donau, als Mittel zur Entwicklung der Macht Oesterreichs. Recapitulation des Wirkens Leopolds I. im Innern und Aeußern; Beurtheilung dieses Kaisers. S. 269—311.

Leopold befolgt das österreichische Regierungssystem. Grundlagen dieses Systemes in der Zusammensetzung des österreichischen Völker-Complexes und in der eigenthümlichen Politik des regierenden Hauses. Das österreichische Regierungssystem ein historisches und aristocratisches, daher ein volksthümliches und väterliches; sein Hauptberuf den apostolischen Stuhl und die Menschheit zu beschützen. Definition Oesterreichs und seines Regimentes. S. 270. Politik Leopolds I. in Ungarn. Bedeutung der Restauration des apostolischen Erb-Königthums für den Orientalismus und die orientischen Länder, für den Westen und die Weltlage im XVII. Jahrhunderte. S. 277. Bedeutung der Organisirung Ungarns für die Macht Oesterreichs und der Letztern für die westlichen und orientischen Völker. S. 294. Oesterreich durch Ungarn ein wahrhaftes Ost-Reich, dessen Beruf. S. 300. Die Rolle der Donau in der österreichischen und Weltgeschichte. S. 306. Grossthaten Leopolds I. S. 308.

*Übersicht der Rechts- und Staatsgeschichte Oesterreichs
und der Entwicklung seiner Macht.*

I. THEIL. Übersicht der Geschichte der österreichischen Idee.

I. *Hauptstück.* Grundbegriffe über Oesterreich, philosophische Grundlage seiner Geschichte. . . . S. 311—323.

Unterschied zwischen dem Orientischen und dem Orientalischen. Was ist die orientische, die österreichische Idee? Das Wunderbare in der Geschichte ihrer Verkörperung, des österreichischen Staates. Gesetz der Entwicklung der Gesittung und der Reife der Völker, Grundlage der absoluten Nothwendigkeit des Daseins Oesterreichs, als des Mittels zur Katholicität. S. 311. Welthistorische Verdienste österreichischer (orientischer) Staaten. S. 320.

II. *Hauptstück.* Allmähliche Entwicklung der Nothwendigkeit österreichischer (orientischer) Staaten für die Gesittung. Aelteste Spuren der österreichischen Idee . . . S. 323.

I. Artikel. Warum hat Gott die Völker erschaffen? S. 323—334.

Ursprung des Glaubens und des Rationalismus.

Die Bestimmung der Menschheit und das auserwählte Volk. S. 324. Uebersicht der Humanitätsgeschichte. Erschaffung der Völker. Die Macht des göttlichen Verstandes (des Glaubens) und der menschlichen Consequenz (Logik). S. 331.

II. Artikel. Ursprung und Entwicklung des Orientalismus.

Sein Kampf mit den Hebräern . . . S. 344—361.

Das biblische und das orientalische Kirchen-, Staats- und Völkerrecht. Ursprung der Autorität. S. 346. Nothwendigkeit einer vermittelnden Kraft zwischen dem Judenthum und dem Orientalismus. S. 360.

III. Artikel. Ursprung und Entwicklung des Occidentalismus S. 361—432.

Anfänge der abendländischen Gesittung; die Pelasger. Die Topographie und die Geschichte Griechenlands dessen Cultur günstig; sittliche und juristische Begriffe der Griechen. S. 361. Die dorische Eroberung. Der Dualismus Griechenlands. S. 373. Die römische Cultur, Ursachen ihrer Erhabenheit über die griechische: a) Topographie und Ethnographie Italiens, b) complexe Verfassung Roms, c) aristocratische Grundlage des römischen Staates und seiner Kirche, d) vortheilhafte Entwicklung des Völkerrechts und Reiches. S. 376. Hypothesen über die Entwicklung der (spiritualistischen) pelasgisch-griechisch-römischen Ideen und Rechtsansichten, Grundlagen der abendländischen Gesittung. S. 391. Entwicklung der römischen Institutionen. Kampf der Patricier mit den Plebejern. Fortschritt der römischen Majestas von der complexen, republicanischen Form zur Monarchie. Was ist das Kaiserthum? S. 397. Bildung des römischen Reiches. Religiöse Wirksamkeit den Römern. S. 408. Leistungen der classischen Völker für die Bestimmung der Menschheit. Hauptursache der Erfolge der Römer: Ein höchstes Princip (die Majestas) zur Verehrung für Alle. S. 420. Die abendländische Gesittung eine Vorbereitung (weltliche, politische) zum Christenthum. Ankunft der wahren Kirche zum Schutze des Occidentalismus. S. 428.

IV. Artikel. Kampf des Orientalismus mit der abendländischen Gesittung; seine sittliche Nothwendigkeit und

fortwährende Dauer. Forschungen über den allgemeinen Charakter des Orientes, seine Wirksamkeit und Sendung; verschiedene Meinungen hierüber. Der eigentliche Charakter des Orientes und Ursache der Dauer seiner Kämpfe mit dem Abendlande. Der Kampf beider Welten, das allgemeinste Gesetz der Geschichte S. 432—475.

Parallele zwischen dem bösen und guten Princip, bezüglich ihrer Macht. S. 435. Ansichten des Montesquieu, Chateaubriand etc. etc. über den Orient. Definition des Orientalismus. S. 437. Ursache der Beharrlichkeit des Orientes im Materialismus: die verfehlte Erziehung der Orientalen. S. 453. Gegenwärtiger Umschwung der Weltverhältnisse zu Gunsten der Erziehung des Orientes. S. 457. Autoritäten in der Beurtheilung des Orientes. S. 460. Der Kampf zwischen dem Orientalismus und Occidentalismus, das vorherrschendste Factum in der Geschichte. S. 469.

V. Artikel. Erster Kampf der Orientalen mit dem Abendlande, der Perser mit den Griechen. Welthistorische Resultate der Siege Griechenlands. Neuer Verfall der Griechen. Ursache der Vergänglichkeit griechischer und macedonischer Erfolge: Nichtbeachtung der sittlichen Nothwendigkeit ein Oesterreich zum Schutze des griechischen West-Reichs zu gründen . . S. 475—519.

Hauptfolge der Nothwendigkeit des Kampfes zwischen dem Oriente und dem Occidente: absolute Nothwendigkeit eines (Binnen - Reiches) Oesterreichs. S. 475. Ursache des ersten Weltkampfes (des persisch-griechischen) und seine Folgen. S. 476. Erste Aeusserung der Nothwendigkeit ein Oestereich zu gründen. S. 494. Griechenland beachtet diese Nothwendigkeit nicht; seine Ohnmacht, Fortschritt der Orientalen. S. 479. Das Königreich Macedonien übernimmt die Rolle eines Oesterreichs, seine Erfolge. S. 503. Stellung Macedoniens zu den ihm stets feindseligen griechischen Staaten; die Thebaner trachten Macedonien zu entkräften. S. 508. Politischer und sittlicher Verfall Griechenlands seit Pericles bis Philipp II. Bedeutsamkeit des Königreichs Macedonien für die Griechen und die Gesittung, seine Bedrängnisse eine Weltgefahr. S. 513.

- VI. Artikel. Anfänge des Königreichs Macedonien, seine Ausbildung zu einem griechischen Ost-Reich und Verfall mit dem Tode des Königs Perdiccas III. Auftreten Philipps II. Parallele sittlicher und politischer Eigenschaften der Macedonier und der Griechen. Bedeutung Philipps II. und Alexanders III. für die Geschichte Oesterreichs und der katholischen Weltordnung S. 519.**
 Bedeutung des Namens Macedonien S. 519. Topographische und ethnographische Zustände des Landes S. 527.

Documente
zur Geschichte der hl. Ligue und Leopolds I.

	Seite
I. Kaiserliches Schreiben an den Markgrafen <i>de la Fuente</i> von 10 Februar 1664	I.
II. Original-Bericht des kaiserlichen Residenten an den Kaiser von 1. April 1667	II.
III. Original-Bericht Desselben von 8. November 1667	IV.
IV. <i>Memoire du Marquis de Croissi remis au Roi le 12. Septembre 1696</i>	XVI.
V. <i>Lettre du Roi Louis XIV. à son ambassadeur à Varsovie l'Abbé de Polignac d. 16. Août 1696</i>	XXVI.
VI. <i>Lettre du Roi Louis XIV. à son ambassadeur à Varsovie, l'Abbé de Polignac d. 30. Août 1696</i>	XXXIII.
VII. <i>Dépêche de l'Abbé de Polignac au Roi Louis XIV. d. 24. Août 1696</i>	XXXV.



Sinnstörende Druckfehler.

- S. 18 Z. 7 v. o. *st.* aus *l.* an das.
- S. 23 Z. 9 v. u. *st.* vorbreitete *l.* verbreitete.
- S. 26 Z. 21 v. u. *st.* der *l.* die.
- S. 27 Z. 19 v. o. *st.* allmächtigen *l.* allmählichen.
- S. 30 Z. 5 v. o. *st.* im, mitten *l.* inmitten.
- S. 30 Z. 1 v. u. *st.* Beziehung *l.* Erziehung.
- S. 33 Z. 3 v. o. *st.* selbst den *l.* selbst der.
- S. 33 Z. 12 v. u. *st.* Verneinung, der *l.* Verneinung der.
- S. 38 Z. 4 v. u. *st.* türkischen *l.* türkischen Schisma.
- S. 46 Z. 18 v. o. *st.* alten unvereinbaren *l.* Alten unvereinbare.
- S. 51 Z. 14 v. u. *st.* orientalische *l.* orientische.
- S. 52 Z. 5 v. u. *st.* dieselben *l.* dieselbe.
- S. 68 Z. 14 v. u. *st.* Recht *l.* Reich.
- S. 78 Z. 8 v. u. *st.* Scitismus *l.* Scytalismus.
- S. 123 Z. 6 v. o. *st.* und *l.* und der.
- S. 148 Z. 12 v. o. *st.* Carls I. *l.* Carls V.
- S. 164 Z. 9 v. u. *st.* verdrängen *l.* bedrängen.
- S. 171 Z. 13 v. u. *st.* Verrichtung *l.* Vernichtung.
- S. 171 Z. 10 v. u. *st.* des Materialisten *l.* der Materialisten.
- S. 187 Z. 21 v. u. nach dem Worte: Königreichs *l.* verursachtes Factum.
- S. 195 Z. 12 v. u. *st.* einigen *l.* innigen.
- S. 204 Z. 17 v. o. *st.* Ort *l.* Art.
- S. 210 Z. 17 v. o. *st.* Motion *l.* Motive.
- S. 217 Z. 16 v. u. *st.* begriffen *l.* begriffen.
- S. 270 Z. 3 v. o. *st.* waren *l.* wären.
- S. 274 Z. 2 v. u. nach dem Worte: Ligne *l.* , Herzog v. Ragusa.
- S. 278 Z. 9 v. u. *st.* politischen *l.* polnischen.
- S. 291 Z. 13 v. o. *st.* es *l.* sie.
- S. 311 Z. 1 v. o. sind die Worte: VIII. Abschnitt— auszulassen.
- S. 311 Z. 4 v. u. *st.* Herkunft *l.* Nähe.
- S. 318 Z. 4 v. o. *st.* den Völkern *l.* der Völker.
- S. 397 Z. 7 v. o. *st.* Richtigkeit *l.* Sittlichkeit.
- S. 432 Z. 5 v. o. *st.* indischen *l.* irdischen.
- S. 447 Z. 4 et 5 v. u. *st.* nicht . . sondern *l.* nicht nur . . sondern auch.
- S. 475 Z. 16 et 17 v. u. sind die Worte: Philipp und Alexander, Retter Griechenlands und der Gesittung— nicht zu lesen.
- S. 478 Z. 12 v. u. *st.* Krieg *l.* König.
- S. 480 Z. 17 et 18 v. o. sind die Worte: obgleich es damals zur größern Hälfte griechische Einwohner hatte— auszulassen.
- S. 496 Z. 18 v. o. nach dem Worte: Thessalien *l.* und Macedonien.
- S. 509 Z. 11 v. o. *st.* seiner *l.* der.
- S. IV. Z. 9 v. u. und XIV Z. 22 v. u. *st.* Guitry *l.* Vuitry.
- S. XV Z. 19 v. u. *st.* Crossi *l.* Croissi.



GESCHICHTE

der hl. Ligue und Leopolds I.

vom Umschwung im Gleichgewichtssystem des Westens durch
den schwedisch-polnisch-österreichischen Krieg,
bis zur Verwicklung der orientalischen Frage durch August II.
1657—1700.

von

Anton v. Walewski

k. k. Professor der Weltgeschichte an der Jagellonischen Universität.



Ersten Theils II. Abtheilung.

Übersicht der Geschichte des hellenischen Ost-Reiches, der
ältesten Universal-Monarchie.

Übersicht der Geschichte der österreichischen Länder unter
den Römern: Ursprung der Cultur in Oesterreich; An-
fänge der Kämpfe um die Majestätsrechte in Rom, die
ersten Keime des Kaiserthums.



KRAKAU

in der k. k. Universitäts-Buchdruckerei

1858.

Historia lux veritatis vitae
magistra. *Cic.*

Delicta majorum inmeritis lues,
Romane, donec templa refeceris,
Aedesque labentes Deorum
Horat.

Et erit unum ovile et unus pastor.
Evang. Joan.

Fortsetzung
des VI. Artikels.

150. (Auffassung der Geschichte Macedoniens im Allgemeinen ¹⁾; Entstehung seiner Staaten.)

Die topographischen und ethnographischen Zustände Macedoniens waren für dessen Macht-Entwicklung, wie wir sahen, sehr vortheilhaft. Auch die historischen Zustände, besonders jene bezüglich der Verfassungs- und Eroberungsfrage, müssen günstig gewesen sein, da der macedonische Staat zu hohen Resultaten gelangt ist. Obgleich sichere Zeugnisse über seine Entwicklung in älteren Zeiten gänzlich fehlen, können wir uns aus dem schon Gesagten, mit Hilfe der positiv bekannten letzten Entwicklungsstufe Macedoniens und seiner Verfassung unter Philipp II. und Alexander III., eine wenigstens allgemeine Anschauung von der macedonischen Geschichte bilden, denn wenn man die Rechts- und Sittenideen eines Volkes erkannt hat, so vermag man auf dessen Ausbildung zu schliessen. Es ist unrichtig anzunehmen, dass Philipp II. die Verfassung geändert, die Macht des Königthums vergrössert hat; die königliche Autorität muss ja schon gross gewesen sein, da sie ihren Inhaber in den Stand gesetzt hatte zahlreiche und mächtige Gegner Macedoniens zu besiegen. An einen Staatsstreich (worüber übrigens niemand berichtet) ist in einem Lande der Tradition desto weniger zu denken, je mehr Philipp genöthigt war, sich gegen Persien, die griechische Anarchie und die Barbaren auf die Aristokratie Macedoniens zu stützen; daher ist die Verfassung unter Philipp als die alte anzusehen. Dass Macedonien eine orientische Monarchie (ein Austrasien, ein griechisches Oesterreich) war, haben wir gesehen, die Verfassung unter

¹⁾ Zu sehen unter den Beilagen zur griechisch-macedonischen Geschichte: Regesten macedonischer Könige.

Philipp II. und Alexander dem Grossen mit jener unsers Oesterreichs übereinstimmend, bestätigt es, wodurch das Wesen Macedoniens erkennbar wird.

Es ist kein Grund vorhanden die (bereits erwähnten) Sagen vom Ursprunge des unter-macedonischen Staates zu verwerfen, besonders, da sie ihrer verschiedenen Form ungeachtet, im Wesentlichen übereinstimmen, die Dorier als Gründer anerkennen, die Gründung in die Epoche der dorischen Wanderung und Eroberung versetzen, und nur bezüglich der Motive der Gründer variiren; gewiss vermögen sie der Geschichte einen Haltpunct darzubieten und darauf von ihr Autorität zu erlangen. Denn es ist festgestellt, schon aus der geographischen Lage ersichtbar, dass die Pelasger nach Griechenland aus Macedonien ankamen; dass von diesen Gegenden aus die Hellenen und darauf die Dorier sich über das eigentliche, bereits von den Pelasgern eingenommene Griechenland ergossen, ist auch historisch; ferner ist es gewiss, dass entweder nicht alle Griechen (Pelasger, Hellenen, Dorier) das Hochland verliessen, zum Theile in vertheidigungsfähigen Orten zurückblieben, oder dass sie von neuen griechischen Einwanderern ersetzt wurden, sobald hier die Bevölkerung griechisch zu sein nie aufhörte. Dass der Ersatz auch von Griechenland aus erfolgte; dass nicht alle Auswanderer das Hochland für immer verliessen und dass besonders die Dorier in die Bergländer häufig zurückkehrten, ehe sich die dorische Volkswanderung gelegt hatte, kann nicht bezweifelt werden, denn die Wander- und Eroberungssucht der Dorier ¹⁾ ist so deutlich erwiesen, wie die Sucht der Jonier stets zu colonisiren. Demnach beschränkt sich die Sage von der dorischen Gründung des macedonischen Staates auf die Behauptung dessen, was die Geschichte billigt und in der Folge ausdrücklich durch die Ueberzeugung macedo-

¹⁾ Herodot I, 56 sagt, dass die Dorier viel herumgezogen und berichtet über die vielfältigen Wanderungen dieses Volkes, welches er den Joniern entgegensetzt.

nischer Könige und der Griechen bestätigt, durch die Analogie der Sitten, Gebräuche, Institutionen und Sprache, der guten und schlechten Eigenschaften etc. zwischen den Macedoniern und den Doriern im Peloponnes, ebenfalls durch alle Autoritäten erweist, den dorischen Ursprung der macedonischen Staaten unbedingt ausspricht. Nun, wurden die Dorier vom griechischen Hochlande um Hilfe angerufen, wie es eine Version der Caranus-Sage behauptet ¹⁾, oder kamen sie aus eigenem Antrieb in der Absicht ein Reich zu gründen (beide Fälle sind mit einander, mit der Topographie, Ethnographie und dem Character der Epoche, dem IX. und VIII. Jahrhunderte vereinbar) immer war der neu gegründete Staat, ein Grenzstaat, eine griechische Mark, wie Oesterreich am Ende des VIII. Jahrhunderts n. Chr.

Wie haben sich ausser diesem macedonisch-emathischen die andern macedonischen Staaten gebildet? Man muss (aus Mangel an historischen Zeugnissen) annehmen, dass auch die Letzteren auf eine ähnliche Art entstanden sind, denn die topographischen Zustände waren dieselben, auch die ethnographischen Verhältnisse einzelner Theile Macedoniens konnten wesentlich nicht verschieden sein. Immer war das ganze Hochland die Wiege und die Wanderstrasse griechischer Stämme, ihr beständiger Tummelplatz. Nimmt man an, dass die Bevölkerung Ober-Macedoniens (mit Ausnahme einzelner Barbarenelemente) entnationalisirt wurde, so wird es unbegreiflich, wie sie unter Philipp eine griechische wieder geworden wäre. Selbst den Hauptfactor der macedonisch-emathischen Gründung, die dorische Eroberungssucht, soll man in der Gründung der übrigen macedonischen Staaten suchen, denn die seit Jahrhunderten vor dem temeneisch-macedonischen Staate begonnene dorische Volkswanderung dauerte

¹⁾ Nach dieser Sage (in Syncellus und Eusebius), unterstützte Caranus, Bruder des Königs Pheidon von Argos, den König der Oresten gegen die Forder, um die Hälfte des Landes zu erhalten und ein Reich zu gründen.

lange Zeit nach dessen Gründung; ein solches Element wie das dorische, war, ehe es sich beruhigte, allerdings geeignet die Beweglichkeit der griechischen Völkerschaften zu nähren und zu veranlassen, das Vordringen der Barbaren zu benutzen, um als Helfer gegen dieselben, oder als Eroberer aufzutreten, die Stämme zu verdrängen, zu zerstreuen, oder sich mit den verdrängten zu verbinden und auf diese Art neue Staaten zu bilden. Wenn man einwendet, dass den Doriern nur das untere Macedonien zugänglich war, so vergisst man die Seestrasse aus dem Peloponnes und über Epirus nach dem Ober-Macedonien. Uibrigens kann man sich ein stetes Vor- und Zurtückdringen der Dorier in Macedonien, eine Concurrrenz unter ihnen, auch eine unwillkürliche Trennung, in Folge der bergigen Lage des Landes, denken und zu diesen Muthmassungen ist man genöthigt, da die macedonischen Staaten einander nicht als fremd ansahen. Die Kämpfe der lyncestischen Könige mit den untermacedonischen haben den unbezweifelten Character eines Bürgerkrieges, beide Dynastien bekannten sich zum heraclidischen Geschlechte und jenes von Elimis bestieg den Thron des vereinigten Macedoniens. Gewiss waren alle obermacedonischen Staaten mehr oder weniger griechisch, auf jeden Fall folgten sie der abendländischen Gesittung, deren Hauptsitz Griechenland war, welches sie gegen die Barbaren und Orientalen schützten, man muss sie demnach als Grenzstaaten Griechenlands, als griechische Marken, wie Unter-Macedonien, betrachten.

Wie haben sie sich endlich alle zu einem Staate vereinigt, ein grosses, ein Gesamt - Macedonien gebildet, und zwar zu Gunsten Unter - Macedoniens? die Antwort darauf ist offenbar der eigentliche, der wesentliche Inhalt der macedonischen Geschichte. Die ungeheuren Erfolge Macedoniens unter Philipp und Alexander setzen uns in Erstaunen, auch die Verfassung Macedoniens, eine vollständig organisirte Feudal-Monarchie erregt Bewunderung, die unerwartete, welthistorische Rolle des ursprünglich unbedeuten-

den am Pindus, zwischen Lydias und Haliacmon, gelegenen Landes erscheint als eine Folge ohne Ursache. Die Erklärung dieser Erscheinung werden wir unter der Leitung der Geschichte Oesterreichs suchen, welches sich aus dem Ländchen zwischen der Enns und Donau zu einer Grossmacht herausgebildet hatte. Macedonien und Oesterreich sind eigene und zugleich gemeine Namen, beide haben jene Länder, zu welchen sie generisch gehörten, an sich gebracht, jedes von ihnen, eine orientische Monarchie, hat die übrigen orientischen Monarchien zu einem Ost-Reiche verbunden, um dasselbe der Anarchie des West-Reiches und dem Orientalismus entgegen zu stellen. Oesterreich erreichte seinen Zweck durch die moralische Überlegenheit, die es den übrigen orientischen Monarchien gegenüber einnahm und seine Anziehungskraft geltend machte; vor Allem hat Oesterreich durch die verdienstvolle Vertheidigung seiner schwierigen Stellung, durch die Wahrung der Traditionen, durch die Achtung des historischen Rechtes anderer Völker seine anziehende Kraft wirksam ausgeübt. Prüfen wir, ob dieses auch in Unter-Macedonien nicht der Fall war, ob es sich, wie die deutsche Ost-Mark, in Lagen befand, um seine innere und äussere Macht vortheilhaft zu entwickeln, die übrigen Marken und orientischen Länder zu verdunkeln.

151. (Ausbildung Unter-Macedoniens zu einem griechischen Ost-Reiche.

a) Verfassungs- und Eroberungsfrage; Royalistische, überhaupt spiritualistische Ideen der Macedonier.)

Allerdings befand sich Unter-Macedonien den ober-macedonischen Staaten, Thessalien etc. gegenüber in einer sehr analogen Lage mit der Stellung, welche Oesterreich bezüglich der übrigen deutschen Marken, Herzogthümer und der orientischen Monarchien einnahm, denn das Erstere hat nach der leichten Besetzung Emathiens und der Nebenländer eine eben so schwierige Aufgabe, wie jene Oesterreichs, übernommen, nämlich die Vertheidigung der Hauptstrasse, auf welcher sich die barbarischen und orientalischen Völker

nach Griechenland drängten, während auch von der Seeseite Unter-Macedonien angegriffen werden konnte. Denkt man sich, wozu die Sachlage nöthigt, zugleich einen Kampf um die Hegemonie unter den macedonischen Völkern, wie der spätere historisch erwiesene mit den Lyncesten, so vermag man sich einen Begriff von der steten Uibung der Kräfte Unter-Macedoniens zu bilden; zu einer solchen Anstrengung waren die übrigen Macedonier (gleichsam die übrigen deutschen Herzogthümer, wenn man Unter-Macedonien mit Oesterreich vergleicht) nicht genöthigt. Trefflich schildert Justin diese kriegerische Erziehung Unter-Macedoniens, indem er sagt: ¹⁾ „durch den gleichsam tagtäglichen Kampf mit den Thraciern und Illyriern abgehärtet, erlangten die Macedonier einen grossen Kriegsruhm, wodurch sie die Nachbarn mit Schrecken erfüllten“.

Diesem kriegerischen Berufe der Dorier in Unter-Macedonien, ihrer fortwährenden, durch die Noth gebothenen Eroberungssucht musste auch die Verfassung entsprechen und gewiss durften sie nicht in einer solchen Lage das Band, welches sie zusammenhielt, lockern, das Herkömmliche verläugnen, die alten erprobten Institutionen antasten. Dieselben bestanden wesentlich, wie jene des alten Griechenthums überhaupt, in der aristokratischen, auf religiösen Grundlagen beruhenden Erbmonarchie, die Gewalt des Königs (obersten Priesters, Feldherrn und Richters) war durch herkömmliche legale Formen, durch die Autorität der Aristokratie und die Rechte der Freien gemässigt ²⁾. Auf diese drei Elemente

¹⁾ VII, II.

²⁾ *De capitalibus vetusto Macedonum modo inquirebat exercitus: in pace erat vulgi. Nihil potestas regia valebat, nisi prius valuisset auctoritas. Curt. VI. 8.* Man braucht nicht zu bemerken, dass hier *vulgus* im Sinne des zahlreichen Volkes (der activen Soldaten und Bürger, an deren Spitze die Hetäirer standen) angewandt ist. Die Demokratie, dem dorischen Elemente und überhaupt jedem erobernden Staate zuwider, fand nie in Macedonien

stützte sich die Kriegsmacht und Schlachtordnung, überhaupt war der macedonische Staat ein militärischer, deshalb beruhte er (wie bei den Germanen) vor Allem auf dem Königthum. Das Volk blieb immer frei ¹⁾, Leibeigene, wie die spartanischen und thessalischen, kannte es nicht und unterschied sich von den griechischen, zur Licenz und zugleich zum Knechtsinn geneigten Völkern besonders durch diese moralische Würde und Freiheit, welche der Gehorsam verleiht. Die Aristen, die Hetärer ²⁾, glänzten durch Reichtum, Einfluss und nach und nach auch durch die Bildung, der König war mächtig durch die besondere Verehrung und Anhänglichkeit, welche ihm die Hetärer und das treue Volk zollten. Diese echt-patriarchalische Regierungsform hat sich aller Bürgerkriege ³⁾, welche nothwendigerweise zu excep-

Eingang, es lässt sich auch kein Gedeihen des Staates neben dem auflösenden Princip der Demokratie denken.

¹⁾ *Macedones assueti quidem regio imperio, sed majore libertatis umbra quam ceterae gentes. Curt. IV, 7.*

²⁾ *ἡτῆρες* (ich übersetze mit Hetärer) waren Gefolgen des Königs, grosse Grundbesitzer, Unter-Feldherrn und versahen den Dienst um den König am Hof, im Lager, bei Jagden und Festen. Der Character dieser Gefolgenschaften, jenen der Germanen sehr ähnlich, ist in Homer deutlich ausgedrückt, seit der historischen Zeit unterliegt er keinem Zweifel. Man kann sich die Grossen Macedoniens mittelst der mächtigen Vasallen des (ebenfalls unverdorbenen) Mittelalters vorstellen, welche den König als den *primus inter pares* ansahen. Im *Curtius* (VI, 8) sagt man vom Parmenio zum Könige Alexander: „.... *ducem.... inveterata apud milites tuos auctoritate, haud multum infra magnitudinis tuae fastigium positum*“. Dass die Macedonier die Pairs-Gerichte kannten, geht aus dem Polyb und aus dem Arrian (IV, II) hervor.

³⁾ Selbst diese Kämpfe der Grossen mit den Königen, wären als ein Widerstand des Adels bloss gegen die politische Wirksamkeit der Könige, gegen deren Einrichtungen, Innovationen etc. und nicht als ein Kampf mit dem Drucke zu betrachten, denn der in der ganzen Geschichte Macedoniens sich mächtig äussernde Royalismus, lässt sich neben einem Despotismus nicht denken.

tionellen Massregeln der Strenge, zur Dictatur, mit Recht führen, ungeachtet, bis in späte Zeit erhalten, daher muss sie in der früheren eine besonders jugendliche Kraft gehabt haben. Der Bericht, dass die Macedonier von den Illyriern zum Rückzug genöthigt, den Kampf erneuerten, allein ihren König Aëropus, ein Kind in der Wiege, hinter die Schlachtlinie stellten, und dadurch den Sieg erkämpften, beruht wahrscheinlich auf einem historischen Factum, in jedem Fall auf einer Tradition, welche den politischen Glauben des Volkes bildlich darstellte; gewiss verdient diese uralte Spur des Royalismus eine vorzügliche Stelle in der Geschichte nicht nur Macedoniens, sondern auch der Menschheit.

Wie war die Stellung der Eroberten? An eine Vertilgung der Einwohner, da sie Griechen waren, ist nicht zu denken, selbst eine systematische Vertreibung derselben ist nicht annehmbar, denn unter jenen Verhältnissen war sie nicht rathsam. Dass die Einwohner von Anthemus ~~nicht~~ verdrängt wurden, ist gewiss. Ob die früher bezwungenen Bottiäer gänzlich vertrieben waren, ist ungewiss, daher wahrscheinlich, dass sie es nicht waren, denn andere Völkerschaften wie die Eorder und Almopen wurden nur in eine andere macedonische Landschaft, nach Mygdonien, versetzt. Also begegnen wir einem ganzen Eroberungsplane, einem Systeme in Macedonien, da wir aber keine Spuren einer Unterdrückung finden, hingegen die freie Stellung der eroberten Völker noch unter Philipp und Alexander sich nicht bezweifeln lässt, so ist es gewiss, dass die verschiedenen Nationalitäten fortbestanden, ihre Institutionen behielten und nur durch das gemeinsame Königthum und die militärische Einheit ein Ganzes mit dem erobernden Staate bildeten. Uebrigens drückt es Thucydid deutlich aus; in der (schon angeführten) Stelle ¹⁾ wird man den feudalen Charakter des macedonischen Staates (in der Zeit des peloponnesischen Krieges, könnte man ihn Staatenbund heissen) nicht verken-

¹⁾ II, 99.

nen. Selbst als dieses Land, durch die Siege über die innern und äussern Feinde der temenischen Dynastie kräftiger geworden, Macedonien zu einem Bundesstaat gestaltet hat, wurden dennoch den abhängigen Völkern ihre eingebornen Fürsten nicht entzogen. Auch die Aristokratie dieser Völker war als gleichberechtigt mit der untermacedonischen betrachtet, die Hetärer einzelner Landschaften hatten dieselben Attribute¹⁾ und denselben Wirkungskreis; Alexander der Grosse hat ja selbst Perser unter die Hetärer aufgenommen. Die Stellung der einheimischen Fürsten, als der Führer im Kriege unter dem Obercommando des Königs, kann man mit jener der Herzöge vergleichen.

Mit Hülfe eines solchen Systems war es dem untermacedonischen Königreich nicht unmöglich, kleinere Völkerschaften an sich zu ziehen, vor Allem, da die Isolirung gegen Barbaren und Orientalen nicht schützte. Kam diese friedliche Eroberungsart häufig vor? die bedeutende Hetärer- und Volkszahl der eigentlichen Macedonier, lässt sich durch den Grundbesitz vertriebener Völker oder durch die freiwillige Unterwerfung der in der Heimath verbliebenen auf eine gleich erwünschte Art erklären. Es ist wahrscheinlich, dass Unter-Macedonien keinen ausserordentlichen Widerstand von Seite der übrigen macedonischen Völker (mit Ausnahme der Lyncesten) erfuhr, denn eine besondere Feindseligkeit hätte sich in Institutionen und im Staatsleben durch Misstrauen der Könige und durch Trennungsgelüste der Völker ausgedrückt. In wiefern ohne Convulsionen die Verschmelzung vieler Staaten zu einem Reiche in jener Zeit vor sich ging, kann nicht bestimmt werden, doch ist es auffallend, dass die Oberherrschaft Macedoniens über Elimiotis, nachdem dessen Fürst Derdas in Gefangenschaft der Olynthier gerathen war, zu einer directen Herrschaft wurde und dennoch

¹⁾ Unter den angesehensten Hetäern während der Regierung Philipp's II., war Perdicas ein Oreste, Alexander ein Lynceste, Coinos ein Elimioten etc. etc.

keinen Widerstand hervorrief; demnach könnte man (im freien Sinne des Wortes) sagen, dass dieser Erwerb dem Einziehen eines erledigten Reichslehens nicht ganz unähnlich war.

Noch vor bedeutenden Ländererwerbungen muss Unter-Macedonien, in Folge seiner eigenthümlichen, vorzüglich humanen Verfassung mächtig gewesen sein, ein durch den religiösen Glauben, die Tradition und Kriegssiege (was bei dem dorischen, kriegerischen Volke stets vom grössten Einfluss blieb) gehobenes, durch eine hierarchisch geordnete, im Dienste um die Person des Königs eifernde Aristokratie (wie die germanische) und vom gesitteten, primitiv gebliebenen Volke mit Liebe getragenes Königthum, war geeignet den Staatskörper zu beseelen und ihm eine ungewöhnliche Kraft zu verleihen. Gewiss ist die streng monarchische, hierarchisch geregelte und zugleich auf die moralische Freiheit Aller, selbst der Gemeinen bedachte Verfassung, wie sie zu der Zeit Philipps und Alexanders des Grossen bestand, ein Muster für erobernde Staaten aller Zeiten. Es ist nicht richtig anzunehmen (was oft geschieht), dass diese Harmonie zwischen der königlichen Machtvollkommenheit und den Rechten der Unterthanen, zwischen der Kunst zu befehlen und jener zu gehorchen, erst ein Werk Philipps und seines Sohnes gewesen, denn auf den ersten Ruf des aus der Gefangenschaft entflohenen Philipps haben sich die Macedonier um ihn geschaart. Viel richtiger wäre es anzunehmen, dass der Royalismus durch frühere Bürgerkriege und durch vielfache Verbindungen mit dem anarchischen Griechenland eben unter Philipp und Alexander gelitten hat, obschon auch dieses den Facten zuwider ist, da die Liebe der Macedonier zum temenischen Königshause dasselbe überlebt hatte.

Selbst die ausserordentliche Erscheinung Alexanders des Grossen bestätigt diese Ansichten über den Spiritualismus und die Sittlichkeit politischer Ideen der Macedonier. Nicht vom Aristoteles (dessen Grundsätze gleich wie die Grausamkeit der Griechen jener Zeit wir kennen) hat der

macedonische Prinz jene erhabene Humanität, die sich selbst nach den Siegen über die Orientalen nicht verläugnet hatte, gelernt, er hat sie in seinem frommen und gesitteten Vaterlande, in der Gesinnung und den völkerrechtlichen Begriffen der Macedonier gefunden; ohne Vorbereitung auf einem practischen Wege, lässt sich das grossartige System einer Vereinigung zwischen dem antihumanen Persien und dem verdorbenen Griechenland nicht denken. Gott, der die Katholicität der Menschheit verlangt, aber nie überraschend wirkt, liess durch Jahrhunderte katholische Ideen unter den primitiven Bergvölkern keimen, durch die Noth und Verfassung sich entwickeln, bevor er einen grossen Mann absandte, um sie nach einem grossartigen Massstabe durchzuführen zu lassen. In despotischen Staaten ist ein Alexander der Grosse unmöglich, zwischen dem im Oriente vorherrschenden Völkerherrscher, (der sich durch die Entartung auch in Griechenland geltend gemacht hat) und dem erhabenen Katholicismus Alexanders muss man sich nothwendigerweise einen bedeutenden Zwischenraum (nicht aber die Geburt eines einzigen Mannes) denken. Uebrigens erblickten wir diesen Zwischenraum in der abendländischen Gesittung, im Patriarchalismus; dass sich dieser in Macedonien ungekränkt erhalten hatte, hierin stimmen alle Zeugnisse und Traditionen überein.

Wenn man, wie recht und billig, den Spiritualismus als die Grundlage der staatlichen Macht betrachtet, so wird man nicht erstaunen, dass Unter-Macedonien schon unter Amyntas I. ein bedeutender Staat war. Dieses Factum unterliegt keinem Zweifel, denn Unter-Macedonien genoss während seiner Berührungen mit dem mächtigen Perserreiche eines grossen Ansehens, die Rachethat des königlichen Sohnes an den persischen Gesandten blieb ungestraft, das Königreich erfreute sich vortheilhafter Verbindungen mit Persien, während die ober-macedonischen Staaten kaum beachtet wurden.

b) Theilnahme Unter-Macedoniens an allen Hauptbegebenheiten der Epoche; seine Beziehungen zu den Orientalen. Verdienste Alexanders I. um die abendländische Gesittung.

Seit dieser Zeit (513 v. Chr.), womit die bekannte Geschichte Macedoniens beginnt, war Unter-Macedonien, in Folge seiner gefährvollen Lage, der Schauplatz und Mitfactor aller Hauptbegebenheiten, welche als wichtige Momente für die Staats- und Culturentwicklung betrachtet werden müssen und das übrige Macedonien entweder gar nicht oder nur mittelst Unter-Macedoniens berührten; es waren die Verhältnisse mit Persien und die persisch-griechischen Kriege, die Kämpfe mit der Hegemonie Athens und mit den Odrysen, die Kriege mit den Illyriern und Lyncesten.

Der an den persischen Gesandten verübte Mord zwang den König Amyntas I. und den königlichen Prinzen zu Unterhandlungen mit dem persischen Feldherrn Bubares, dieser einflussreiche Mann wurde durch die Hand der königlichen Tochter für die Interessen Unter-Macedoniens gewonnen. Ihrerseits hatten die Perser Interesse den König von Unter-Macedonien zu gewinnen, denn dieses Land war der äusserste Punct, den die Perser im Westen berührten, durch seine Kriegsverfassung, Eroberungen und eine feste defensive Lage mächtig, war es vor Allem als Strasse nach Thessalien, Griechenland und dem Westen für Persien wichtig; eine zahlreiche persische Armee könnte nicht nach Thessalien und Griechenland vordringen, ohne sich Ober-Macedoniens zu versichern, denn dieses würde ihre Flanke und zugleich ihre Verbindungslinie bedrohen, hingegen wäre die Eroberung dieser unzugänglichen Bergländer eine äusserst schwierige. Hätte die persische Armee überdiess Unter-Macedonien besetzt zu halten, um sich nicht den Angriffen im Rücken blozustellen, dann wäre das Vordringen des Heeres kaum möglich. Nur mit Hülfe der Könige Unter-Macedoniens lässt sich ein erfolgreicher Feldzug der Perser in Griechenland und im Westen denken. Gewiss hat Bubares

diese Zustände dem persischen Hofe zu Gunsten Macedoniens dargestellt.

Das unmittelbare Interesse Macedoniens stimmte mit dem persischen gänzlich überein, denn ein erobernder, von freiheitsliebenden Bergvölkern und kriegerischen Barbaren umgebener Staat, ist sicher das Ziel mannigfaltiger, steter Angriffe und vermag sich dawider nur durch fernere Eroberungen zu schützen, welche ihm günstigere Grenzen darbiethen, seine Configuration vollenden würden. Dass Unter-Macedonien sich selbst überlassen kein Ganzes bildet, ersieht man aus der Topographie, woraus wir den Schluss ziehen müssen, dass Macedonien vortheilhafte Grenzen zu erlangen sehnlichst wünschte, es war gewiss eine Lebensfrage für dieses Königreich. Ein gutes Einvernehmen mit den Persern musste ihm willkommen sein, denn mit ihrer Hilfe war es in der Lage die nachbarlichen Ober-Macedonier, gleichsam innere Feinde, zu bezwingen, und die grosse Entfernung von den Grundlagen der persischen Macht liess der Hoffnung eines selbstständigen Wirkens Raum. Auf jeden Fall erschien es nicht rathsam der persischen Uebermacht Widerstand zu leisten, denn selbst nach einem kaum wahrscheinlichen Siege und der nur äusserst theuer erkaufte werden könnte, wäre es eine Beute der Nachbarn geworden. Daher nahm Amyntas keinen Anstand sich den Persern zu unterwerfen.

Anders dachte der mehr jugendliche als staatskluge Prinz Alexander, er erblickte in der Abhängigkeit von Persien ein schimpfliches Joch, eine Gefahr für die permanenten Interessen, für die Sitten und Grundsätze, eine Verletzung der Pflicht; daher sein Auftreten gegen die persischen Gesandten. Obschon seiner Ueberzeugung treu geblieben, wie wir (in der Erklärung des griechisch - persischen Krieges) sahen, ging Alexander, König geworden, in seinen freundschaftlichen Beziehungen zu Persien noch weiter als Amyntas I., denn er sah ein, dass es die politische Nothwendigkeit gebietherisch erforderte; grosse Vortheile belohn-

ten die Geschmeidigkeit Alexanders, Unter-Macedonien befand sich zu Persien in einer mit jener Oesterreichs zu Russland ganz identischen Stellung; das Czarenreich wollte durch Oesterreich in Europa eingeführt werden, die Kaiser aus dem Hause Oesterreich vergassen nicht, dass sie eine europäische Macht sind, allein sie wünschten mit Hülfe Russlands ihre Feinde aufzuhalten, die materielle Ordnung im Westen zu wahren, obschon beide Reiche ihren principiellen Antagonismus nicht für immer verläugneten und ihrem entgegengesetzten Wesen gemäss, einander einst zu bekämpfen bereit waren.

Wie sich das Verhältniss gegenseitiger Interessen zwischen Persien und dem abhängigen Unter-Macedonien juristisch gestaltet hatte, kann man genau nicht bestimmen, wahrscheinlich nahm es keinen entschiedenen Character an und schwankte je nach den Umständen, da beide Theile ihre wahren Absichten verhehlen mussten. Allein schon aus den Gesagten geht es hervor, dass die macedonischen Könige mit gewöhnlichen Satrapen nicht zu vergleichen sind, Herodot spricht von ihnen mit Achtung, nennt sie stets Könige, schildert ihren Reichthum ¹⁾ etc. Im Kriege und in Unterhandlungen spielten sie immer eine wichtige Rolle, die Macht Macedoniens haben sie während der persischen Periode ungemein vergrössert, was neben der Verringerung der Autorität nicht möglich gewesen wäre; in wiefern es die orientalischen Formen zulassen, waren die Könige Unter-Macedoniens vielmehr Bundesgenossen als Satrapen des *grossen Königs*.

Das Zeugniß Herodots ²⁾, dass Mardonius den König Alexander bezwungen und unterworfen habe, ist ein einzelnes Factum, welches nur eine Unterbrechung der genannten Verhältnisse erweisen würde. Glaubte Mardonius im Zuge gegen Griechenland, dass es nicht nöthig sei die macedoni-

¹⁾ V, 17.

²⁾ VI, 44.

schen Könige besser als andere Fürsten zu behandeln, bevor er durch das Erkenntniss der Zustände in einem neuen Feldzuge die Sachlage anders beurtheilt hat? oder, wollte Alexander den allgemeinen Widerstand gegen die Perser wahrnehmend, die Gelegenheit benützen, um von Persien gänzlich unabhängig zu werden? hierüber berichtet Herodot nicht. Auch ist es schwer eine entschiedene Unterwerfung Alexander's mit dem Rückzuge des Mardonius und zwar in Folge der Siege der Thracier zu vereinbaren; auf jeden Fall hat die Abhängigkeit Macedoniens nicht lange gedauert. Wirklich sehen wir seit dem Zuge des Xerxes nach Griechenland den König Alexander in hoher Gunst beim Perserkönige und mit Mardonius besonders befreundet, vom Letzteren wird er zum Gesandten nach Athen, um es für Persien zu gewinnen, bestimmt. Alexander begiebt sich, in Begleitung seines Neffen, Sohnes des Bubares, nach Athen und obschon zum Kriege gegen die Griechen genöthigt, allein für dieselben, vor Allem für Athen begeistert, ertheilt er den Athenern den Rath nachzugeben. Offenbar erblickte er im guten Einvernehmen mit den Persern Vortheile für sich, denn widrigenfalls hätte er Athen zum Widerstand aufgemuntert.

Viel wahrscheinlicher demnach als der Bericht Herodot's ist jener Justins ¹⁾ über das Verhältniss der macedonischen Könige zu Persien, er sagt, Xerxes habe dem Alexander das ganze Land zwischen Olymp und Hämus geschenkt. Solche Schenkungen sind bei den orientalischen Despoten gebräuchlich, diese glauben, dass die ganze Erde ihnen gehöre und verfügen über Länder zum Vortheil ihrer Untergebenen, deren Abhängigkeit sie übrigens als eine ausgemachte Sache, folglich die Eroberungen ihrer Donataren als ihre eigenen ansehen. In der neuen orientalischen Geschichte finden wir einen schlagenden Beweis dieser Sitte, die obskuren Herrscher in Russland hatten die Befugniss, obschon

¹⁾ VII, 4.

sie in einer knechtischen Dienstbarkeit des tatarischen Chans standen, Völker und Länder zu erobern; es ist den orientalischen Rechtsbegriffen (welche mit dem Naturrechte immer übereinstimmen) gemäss, dass der Despot den Untergebenen knechtet, aber auch ihm das Recht einräumt Andere zu knechten, hierin besteht ja die orientalische Hierarchie. Die Schenkung des Xerxes ist auch durch die Folgen bestätigt, sie war keineswegs eine eitle, denn die Perser kämpften mit den Thraciern, diese wurden verdrängt, worauf die herrenlos gebliebenen pelagischen Crestonäer und Bisaltier den macedonischen Königen zufallen mussten.

Um Haltpuncte und Winterquartiere, (welche nur in der Nähe Griechenlands, in Thessalien, vortheilhaft werden konnten) zu erlangen, mussten die Perser früher in Ober-Macedonien festen Fuss gewinnen, wozu Alexander gewiss gerne die Hand both, um dort die Herrschaft zu führen, da es den Persern, an einer unmittelbaren Abhängigkeit dieses Landes gar nicht gelegen war. Uiberhaupt haben die kleinen und widerspänstigen Staaten durch den Einbruch der grossen persischen Armee und den Schreckensnahmen des Xerxes viel gelitten, während der von ihm begünstigte Alexander die Autorität des grossen Königs und die allgemeine Unordnung benützte, um den schon bedeutenden Staat noch mehr zu erweitern. In einer andern Epoche, lassen sich diese Eroberungen, bei der gefahrvollen Stellung Unter-Macedoniens nicht denken, eine fremde Hilfe muss vorausgesetzt werden. Uibrigens ist es gewiss, dass Macedonien die Ausdehnung von Olymp bis über den Strymon erst unter Alexander erreicht hatte und Thucydid bezeichnet die Erwerbung von Anthemus (unter dem Vater Alexanders) von Crestone und Bisaltien als neue Eroberungen, denn er hat der alten, (so Emathiens) früher erwähnt. Auch werden diese Ansichten durch die Art, in welcher Thucydid den unter-macedonischen Staat darstellt ¹⁾, bestätigt, er spricht von

¹⁾ II, 99.

Crestone und Bisaltien als einem unmittelbaren und unbestrittenen Besitze Macedoniens; dieses Verhältniss erscheint uns natürlich, denn die frühern Herren der Crestonäer haben sich beim Vorrücken der Perser geflüchtet, das eingenommene, den Unter-Macedoniern leicht zugängliche Land verblieb gehorsam, selbst nach den Niederlagen des persischen Heeres. Hingegen wird Ober-Macedonien als ein mittelbarer und bestrittener Besitz der unter-macedonischen Könige von Thucydid ¹⁾, betrachtet; auch dieses ist einleuchtend, denn hier wurden die frühern Herrn, die einheimischen Fürsten, nicht vertrieben, sie geriethen nur in eine abhängige Bundesgenossenschaft, demnach vermochten sie, nach der Flucht der Perser, dem unter-macedonischen Könige desto eher zu trotzen, je weniger ihre Länder ihm zugänglich waren. Daher auch das stets vage und unsichere Verhältniss Unter-Macedoniens zu den ober-macedonischen Königen und die dauernden Kriege mit den Lyncesten, bis endlich Philipp II. jene Kraft und Autorität erlangte, welche die Perser dem Alexander gegen Ober-Macedonien geliehen haben.

Mit der Schlacht von Plataea (zu deren glücklichen Ausgang für die Griechen die geheimen Rathschläge Alexanders entscheidend beigetragen haben) ging die persische Herrschaft in griechischen Ländern nicht zu Ende, und wenn Alexander zu den Persern hält, so finden sie in Thessalien und Macedonien sichere Ruhepunkte, von wo aus sie im nächsten Jahre das schon verwüstete und entvölkerte Griechenland wieder angreifen können, schon der letzte Feldzug ist den Griechen nur mit Hilfe bewaffneter Unfreien möglich geworden; offenbar hing die Existenz Griechenlands von dem Entschlusse Alexanders ab, das materielle Interesse des Königs hätte verlangt das Commando über die persische Armee zu übernehmen. Allein der hochherzige König blieb seinen Grundsätzen treu und er war es, der die persische

¹⁾ II, 99 und IV, 83.

Armee vernichtete und Griechenland von den Persern für immer befreite; selbst das eitle und neidische Athen hat dieses glänzende Verdienst des macedonischen Königs unumwunden anerkannt. Auch die andern mehr oder weniger griechischen und barbarischen Völkerschaften, welche durch den Perserdruck viel zu leiden hatten, wurden durch den Befreiungskampf Macedoniens gerettet.

So hätten wir einen Begriff von der Bedeutung der ursprünglich unansehnlichen orientischen Monarchie. Von den Occidentalen, deren Sätzen sie folgte, verlassen, nicht beachtet, von den Orientalen angegriffen, hatte sie eigenen Kräften und der Staatsklugheit seiner Könige Alles zu verdanken. Alexander, (welchem der geschmeidige Amyntas vorgearbeitet hat) zwischen zwei feindselige Systeme gestellt, versuchte den Kampf des Occidentales mit dem Oriente zu mässigen und nachdem dieses nicht gelungen war, wollte er nicht der Zeit vorgreifen, mit geringen Kräften entschieden gegen die Orientalen auftreten, er folgte dem Interesse, um die Hausmacht aufrecht zu erhalten, zu heben und war zugleich auf die Pflicht bedacht, seine Nachbarn und das West-Reich zu beschützen, die abendländische Religion und Cultur nicht untergehen zu lassen. Ob sich Alexander I. der Stellung seines Reiches zu Griechenland (nämlich jener eines Ost-Reiches zum West-Reiche) deutlich bewusst war, ist nicht besonders wichtig, sobald es keinem Zweifel unterliegt, dass er durch politisches Interesse zu Unterhandlungen mit den Orientalen und dadurch zur Erwerbung primitiver und barbarischer Länder, hingegen durch Gefühle und Grundsätze gegen die Orientalen und für das Abendland geführt, also schon durch die Sachlage zu einem wahrhaft österreichischen Systeme geleitet wurde; immer ist Alexander, der erste in der Geschichte, als Oesterreicher, als griechischer Oesterreicher aufgetreten, er hat ein bedeutendes Ost-Reich, ein Bollwerk gegen den Orient zusam-

mengebracht ¹⁾, zur Rettung orientischer Länder des West-Reiches und der Gesittung entscheidend beigetragen, den macedonischen Königen ein grosses Muster überlassen.

152. (Schicksale des griechischen Oesterreichs, seit dem Ableben Alexanders I. bis zum Aufhalten der Odrysen; Aeussere Politik Perdicas II.)

Die Macedonier standen nicht auf der Höhe ihres Königs, der sein Verhältniss zu den Hauptmächten der Welt, zu dem orientalischen Perserreich und zu dem griechischen West-Reich, gleichwie zu den primitiven Völkern so glücklich erfasst hatte. Schon die Verbindungen des Königs mit den Persern mögen dem primitiven, religiösen Volke nicht gefallen haben, die entschiedene Sympathie Alexanders für die hellenischen Ideen mussten bei Vielen Besorgnisse für das Bestehen des Alten und Herkömmlichen erregen; das Hauptelement im Volke, die Artstokratie, hatte Gründe die Begeisterung des Königs für Athen zu fürchten, denn dieses war demokratisch, von Demagogen immer mehr abhängig und rückte den Grenzen Macedoniens stets näher, die Conservativen, welche Curtius richtig „auctoritas“ nennt, waren daher um die Freiheit besorgt. Wie das macedonische Volk, welches die Bildung für gleichbedeutend mit der Sittenlosigkeit hielt, durch Uncultur, so war Griechenland durch die seit den Siegen über Persien fortschreitende Unsittlich-

¹⁾ Das schnelle Wachsthum des griechischen Oesterreichs ohne gewaltsame Eroberungen, welches nur mit dem freidlichen Wachsthum des habsburgischen Oesterreichs verglichen werden kann, schildert vortrefflich Schlosser (Übers. der Gesch. der alten Welt, 1. Th. III. Abt. 39) „Da die illyrischen, thracischen, päonischen Völkerschaften der Gebirge.... in sehr viele, völlig unabhängige Staaten getheilt waren, so behauptete sich der macedonische durch die Anhänglichkeit der Nation an die Könige, deren Bestreben stets darauf gerichtet war, in glücklichen Zeiten die benachbarten Völker nicht sowohl zu unterdrücken, als vielmehr ihnen einige Bildung mitzutheilen und sie dem macedonischen Staate einzuverleiben“.

keit gegen den König Macedoniens geleitet. Athen erblickte in der Macht des ruhmvollen Alexander ein Hinderniss für die Herrschaft in Chalcidice und zugleich einen Gegner in der socialen Frage, da Macedonien noch mehr als Sparta aristokratisch war. Auch direct geriethen beide Staaten in Antagonismus, seit Athen die griechische Colonie in Macedonien, Methone, zum Bündnisse mit sich bewogen hat und am linken Ufer des Strymon ein Reich zu gründen versuchte, dadurch Macedonien von zwei Seiten bedrohet.

Wohl wurden die Athenienser von den Edonen und darauf, obschon sie mit einer grossen Armee erschienen, von den Thraciern geschlagen, auf den Besitz von Eion (476) beschränkt, allein durch die Eroberung der Insel Thasos (464), befestigte Cimon den Einfluss Athens auf die Inseln und Halbinseln des aegäischen Meeres und auf Thracien, nur Macedonien blieb noch unabhängig. Auch dieses wollten die übermüthigen Republicaner unterwerfen, der eitle und geschwätzig Pericles trat sogar als Kläger gegen den Cimon auf und warf ihm vor, dass er nach der Eroberung von Thasos, versäumt habe, den König Alexander anzugreifen; diess war die Dankbarkeit der Griechen gegen ihren Retter. Gewiss hat Cimon auch bei dieser Gelegenheit mehr Einsicht als sein leichtsinniger Gegner an den Tag gelegt, denn, da Athen den Edonen und Thraciern nicht gewachsen war, so konnte es sich mit einem mächtigen Königreiche nicht messen und man begreift nicht, warum der unternehmende König neutral blieb, vor Allem, da ein Krieg mit Athen bei den Macedoniern populär gewesen wäre. War ihm der Kampf der Athenienser mit seinen Nachbarn willkommen? besorgte er einen Aufstand in Ober-Macedonien? wünschte er seine Wirksamkeit im Innern ungestört fortzusetzen, die hellenische Cultur (die vertriebenen Mykenäer hat der König aufgenommen) und zugleich als ein Mittel gegen deren Missbräuche, das Königthum zu fördern, es dem Einflusse der Missvergnügten unter der Aristokratie zu entziehen? Auf jeden Fall befand sich Alexander in einer

schwierigen Stellung zwischen den Macedoniern, die er gehoben und zwischen den Griechen, die er gerettet hat; die einen und die andern störten die hohe Schöpfung Alexanders, obschon von deren Gedeihen die Zukunft Aller abhängen sollte. Auf diese Art wäre es erklärbar, warum dieser grösste Mann seiner Zeit ermordet wurde ¹⁾.

Nach ihm erscheint das Reich in grosser Unordnung, zwischen Perdiccas II. und Philipp, den Söhnen Alexanders, getheilt. Die feindseligen Brüder kämpfen mit einander, ausser den Partheien, ohne deren Mitwirken der Bürgerkrieg nicht möglich wäre, betheiligen sich an dem Kampfe, um ihn auszubeuten, die Ober-Macedonier, die Barbaren und besonders die Athener. Dennoch vermag Perdiccas II. die Integralität des Reiches herzustellen, innern und äussern Feinden durch Waffengewalt, grösseren Theils durch Unterhandlungen zu widerstehen und die seit den Erfolgen Athens schwierige Stellung diesem Staate gegenüber zu behaupten. Noch schwieriger wurde dieselbe, nachdem beide Mächte ihren Hauptzweck erlangt, Athen die mächtige Colonie am Strymon, Amphipolis, neben den Silbergruben des pangäischen Gebirges gegründet (437) und Perdiccas die Einheit des Reiches hergestellt hatten. Obschon wahrscheinlich die beiden Resultate nur mit wechselseitiger Hilfe erreicht wurden, so mussten sie dennoch, da Macedonien und Athen inander unmittelbar berührten, und zwar an dem für beide wichtigsten Punkte, am Unter-Strymon, zu einem permanenten Antagonismus zwischen dem erobernden Königreich und der herrschsüchtigen Republik führen. In dem bald darauf erfolgten Kriege (342) suchte Athen die macedonischen Fürsten, ingegen Perdiccas die chalcidischen Städte aufzuwiegeln, mit gleichen Waffen zu kämpfen. Nach dem Friedensschluss dauerte die alte Feindseligkeit fort. Der König oft mit Athen verbündet, aber ihm nie trauend, hat am Ausbruche des peloponnesischen Krieges wesentlich bei-

¹⁾ Curtius, VI, 11, 26.

getragen und so den Athenern, überhaupt den Griechen gegenüber freie Hand erlangt. Er suchte Verbindungen mit den Chalcidiern und Spartanern, ohne auch diesen Bundesgenossen mehr Vertrauen als den Athenern zu schenken. Den Ober-Macedoniern, die er mit Krieg überzieht, stellt er die Spartaner unter Brasidas, den Athenern die Olynthier entgegen, benutzt den Neid zwischen Sparta und Athen um die Selbstständigkeit des Königreichs ¹⁾ festzuhalten.

Obschon nicht sittlicher als andere Griechen in jener grundsatzlosen, verdorbenen Epoche, hat Perdicas II. eine ungemeine Thatkraft, Geschmeidigkeit und Beharrlichkeit in seinem rastlosen Wirken dargethan, ihm ist es zu verdanken, dass Macedonien durch den Tod Alexanders bewegt und zerrissen, nicht nur nicht auseinander fiel, sondern auch in der Achtung der Griechen und anderer Völker höher als unter Alexander I. stieg. Die Mittel, welche Perdicas II. anwandte, waren nicht immer gut, allein wenigstens wird er durch die Nothwehr entschuldigt, er diente einer grossen Idee, der Aufrechthaltung der Religion und des Königthums, dieser Grundlage der Gesittung, während die Griechen die schlechtesten Mittel zu den unsittlichsten Zwecken, zur Befriedigung republicanischer Bürgerkriege anwandten.

Uibrigens hat Perdicas II. für die gemeinschaftliche Sache des Griechenthums, für die Interessen des West-Reiches, mehr geleistet als die Griechen selbst. Während sich die Athener mit dem Odrysenreiche, (welches man, bezüglich der Gefahren für Griechenland, einem orientalischen gleichstellen kann) gegen Perdicas II. verbinden und Macedonien mit Krieg überziehen lassen (427), kämpft der König, mit Hülfe der Ober-Macedonier, die, im Angesichte der gemeinschaftlichen Gefahr, ihre Opposition gegen das Königthum aufgeben und die treulosen Athenienser beschämen,

¹⁾ Dass Perdicas II. ein abhängiger Bundesgenosse Athens gewesen, ist nicht erwiesen und beruht nur auf der Polemik der Athener.

für die Sicherheit des vom Osten her bedroheten Griechenlands. Thucydid ¹⁾ schildert den Schrecken, welchen der Zug des Odrysen-Königs Sitalces in den griechischen Ländern bis über die Thermopylen verbreitete. Den Odrysen haben sich orientalische und barbarische Horden der Beute wegen angeschlossen, Gethen, Machärophoren etc. nebst Haufen verschiedener Völkerschaften bildeten eine Masse von 150,000 Mann, welche auf ihrem Zuge Alles verwüstend, endlich an Lebensmitteln Mangel litt. Durch die Benützung dieses Umstandes, durch feste Plätze, stete Reiterei-Angriffe, besonders durch Unterhandlungen mit dem Neffen des Sitalces ist es dem macedonischen Könige gelungen, den odrysischen mit dessen wilden Horden zum Rückzuge zu bewegen, worauf das furchtbare Odrysen-Reich in Verfall gerieth. Zum zweiten Mal haben die macedonischen Könige Griechenland gerettet. Obschon durch Bürgerkriege, Uiberfälle der Barbaren und durch die selbstmörderische Treulosigkeit der Griechen zerrüttet, stand dennoch Macedonien als ein wahrhaftes griechisches Ost-Reich da; allein noch grössere Proben, hatte es in seiner verdienstvollen aber zugleich gefährlichen Stellung zu bestehen.

153. (Innere Politik der macedonischen Könige. Regierung des Archelaus. Politisches Gesamtsystem der Dynastie).

Über die innere Politik Perdiccas II. berichtet Thucydid nicht, allein aus den geringen Streitkräften, die er den Athenern, den Lyncesten und den Odrysen entgegenstellte, zugleich aus den Verbindungen der Athener mit macedonischen Emigranten, können wir den Schluss ziehen, dass sein inneres System Unzufriedenheit erregte. Diese Annahme wäre auch der ganzen Sachlage, dem starren dorischen Princip, der vielverlangenden Freiheit der Bergvölker und der mächtigen Stellung der macedonischen Aristokratie (deren Einfluss Schlosser mit jenem des römischen Senats vergleicht) gemäss; die Könige vor Allem als Leiter

¹⁾ II, 98—102.

des Cabinets, wurden in die Nothwendigkeit versetzt Neuerungen vorzunehmen, wodurch sich das Traditions - Gefühl der Ultra - Conservativen verletzt fühlte, besonders da die Griechen, als gottlose Anarchisten unbeliebt, dem Königthum zu Hülfe (so gegen Ober-Macedonien) kamen, wodurch die Opposition gegen die staatliche Entwicklung zunehmen musste. Hingegen sah Perdicas ein, dass man mit der primitiven Freiheit die äussern Feinde nicht schlagen kann, sondern ihnen mit gleichen Staatswaffen entgegenwirken soll. Uibrigens ist die wahre Freiheit zwar eine Harmonie zwischen der Aufrechthaltung des historischen Rechtes und dem alten Gehorsam, dennoch hängt sie von dem Letztern wesentlich ab, und einem Staatsmanne wird es nicht einfallen, die Privilegien sorgfältig zu erwägen, wenn es sich um die Existenz der Religion und des Staates handelt. Ohne demnach dem Perdicas die Absicht zu leihen, dass er den Absolutismus griechischer Partheien nachahmen wollte, kann man für wahrscheinlich halten, dass er nach der Wiederherstellung des Reiches auch die staatliche Autorität zu heben beflissen war, gegen die Griechen keine systematische Feindschaft hegte und so mit der Aristokratie in Conflict geriet. Seine Lage stelle ich mir vor wie jene des oesterreichischen Cabinets, welchem die Aristokratie, systematisch den Franzosen abgeneigt, Hindernisse in den Weg legte, statt die Allianz mit Frankreich zu benützen, die Thätigkeit und manche Einrichtung des französischen Staates, um ihm gewachsen zu sein, nachzuahmen.

In diesen Vermuthungen, bezüglich der macedonischen Politik im Innern, wird man durch die Regierung des Archelaus, obschon über diese Epoche noch weniger Zeugnisse als über jene des Perdicas vorhanden sind, bekräftigt. Nachdem der neue König (413) seine Herrschaft befestigt hatte, widmete er sich vorzugsweise der innern Organisation, denn die Stürme der äussern Politik, welche durch die Intriguen und Kämpfe Athens in Chalcidice, Thracien etc. und durch den von Athen genährten Ehrgeiz der Odrysen sich

über Macedonien verbreiteten, tobten in der Entfernung und berührten, gegen das Ende des peloponnesischen Krieges, nur Athen, Sparta und ihre Bundesgenossen; mit der Schlacht von Aegos-Potamos und der Erstürmung Athens (404) hörten dieser Krieg und der Einfluss Athens gänzlich auf. Wie war aber die innere Politik des Königs beschaffen? In Folge seiner Vorliebe für das Hellenenthum (die wir bereits erwiesen haben) und seiner Sorgfalt für die Aufnahme vertriebener Griechen, erkennen wir in ihm einen Nachahmer Alexanders I., oder den dritten König, welcher in vielfältigen Verbindungen mit den Griechen stand. Wohl bleibt er zwischen den Athenern und Spartanern neutral, doch hielt er zu den Erstern, da dieses Verhältniss seinen Absichten Macedonien zu hellenisiren, ohne dessen Selbstständigkeit bloß zu stellen, völlig entsprach; mit Hülfe der Athener hat er die griechische Stadt Pydna in Macedonien erobert. Es ist wahrscheinlich, dass des Königs griechische Massregeln Unzufriedenheit im Lande erregten. In dieser Vermuthung kommt uns Thucydid direct zu Hülfe ¹⁾ und erzählt, dass dieser König mehr als die frühern acht für die innere Organisation Macedoniens geleistet hat. Als besonders wichtig in diesem Berichte kann man ansehen, dass Archelaus Strassen anlegte, feste Plätze baute etc. War es nicht eine Stellung gegen die volksthümliche, in ihren Sitzen (Burgen) des Widerstandes fähige, den hellenischen Neuerungen feindselige Aristokratie?

Diese Annahme scheint durch die fernern Thatfachen bestätigt zu sein, denn der König gerieth in Krieg mit Ober-Macedonien, mit dem lyncestischen und mit dem elimiotischen Fürsten. Da bei dieser für ganz Macedonien wichtigen Begebenheit keine Erwähnung der Oresten geschieht und die Fürsten von Orestis nur in dieser Zeit von den elimiotischen verdrängt werden konnten, so muss man auf eine allgemeine Gährung in Macedonien und auf die gefährliche La-

¹⁾ II, 100.

ge des Könige schliessen, welcher (offenbar früher) für den reichsten und glücklichsten König gehalten wurde¹⁾. Die Niederlage des Archelaus in diesem Kampfe unterliegt keinem Zweifel, denn er sieht sich mit den Königen von Lyncestis und Elimiotis, Arrhibäus und Derdas (Sirrhas), zu Unterhandlungen genöthigt, welche zur Vermählung einer Tochter des Archelaus mit Derdas und einer andern mit Amyntas (wahrscheinlich einem lyncestischen Prinzen) führen.

Aus diesen sparsamen Nachrichten über Archelaus und seine Vorgänger, geht ihre Absicht hervor Unter-Macedonien zu hellenisiren, aber zugleich die Verbindung mit dem primitiven, noch nicht hellenisirten Ober-Macedonien festzuhalten, weder das Verhältniss zu Griechenland noch das Interesse der macedonischen Macht aufzugeben. Gedenken wir nun der Versuche des Archelaus, den Einfluss, welchen schon Alexander I. und Perdicas II. in Griechenland, Chalcidice und Thessalien erlangt hatten, zu heben, so werden wir eines vollständigen politischen Systems der macedonischen Dynastie gewahr. Auf den Anblick des zunehmenden Verfalls in Griechenland, suchten die macedonischen Könige (Alexander II. wandte Waffengewalt an) sich Thessaliens zu bemächtigen, um mittelst dieses Landes auf Griechenland einzufliessen; Philipp II. hat das System durchgeführt, aber nicht erfunden. Zugleich ersehen wir, dass Archelaus (welchem Thucydides den Vorzug in der innern Politik vor allen macedonischen Königen einräumt) auch die äussern Verhältnisse Macedoniens auf eine grossartige Art auffasste. Drei solche Monarchen waren gewiss geeignet, ihrer Macht eine feste Grundlage zu verleihen.

Allein das grosse System wurde von der noch ungebildeten Aristokratie nicht gehörig unterstützt, der unbeliebte, als Freund des Fremdlischen angesehene König wurde von Verschwörern ermordet (399). Mit diesem Tode, da Archelaus nur einen unmündigen Sohn hinterliess, beginnt in den

¹⁾ Plato, Gorgias.

Zuständen Macedoniens eine Reihe von Verwicklungen, worüber zugleich die Zeugnisse äusserst dürftig sind. Selbst wenn man sich mit der allgemeinsten Auffassung, mit dem kürzesten Inhalt der Geschichte Macedoniens, als eines griechisch-orientischen Staates begnügen wollte, findet man kaum die nöthigen Haltpuncte. Wieder muss uns die Analogie zwischen Macedonien und den besser bekannten Ostreichen, wie das fränkische Austrasien und Oesterreich an der Donau leiten. Beschränken wir uns auf die Lösung der drei für die Geschichte jedes Ost-Reiches wichtigsten Fragen: in welcher Lage befand sich das macedonische, das griechisch-österreichische Haus, erstens dem griechischen West-Reiche, zweitens den Barbaren, drittens den eigenen Völkern gegenüber? unter den Letztern sind die Erbländer Unter-Macedoniens von den nur mittelbar unterstehenden Ländern Ober-Macedoniens zu unterscheiden.

(153. Gefahren Macedoniens seit dem Tode des Archelaus bis zum Tode Perdiccas III. und der Royalismus, als Retter des Königreichs).

Während der ganzen unglücklichen Periode seit dem Tode des Archelaus bis zum Tode Perdiccas III. (399—360), strebt Ober-Macedonien nach der Unabhängigkeit, die Lyncesten usurpiren die Krone des temeneischen Geschlechtes, verbinden sich mit der Opposition und mit den barbarischen Illyriern (wie die Ungarn mit den Türken gegen das Haus Oesterreich), um das eigentliche Macedonien zu beherrschen; die Illyrier dringen vor und wollen auch ihre Bundesgenossen (wie es die Türken in Ungarn thaten) nicht verschonen. Die Griechen von Chalcidice, vor Allem die Olynthier, beuten die Bedrängnisse Macedoniens aus, um sich auf dessen Kosten zu vergrössern, die eigentlichen Griechen bringen nur eine interessirte Hülfe gegen Olynth. Das griechische West-Reich durch Theben repräsentirt, mischt sich in die innern Angelegenheiten Macedoniens, um es abhängig zu machen. Woher diese Ohnmacht des Königreichs, welches die Ober-Macedonier zu leiten, die Orientalen zu schlagen, die Bar-

baren aufzuhalten, Griechenland zu retten vormochte? Offenbar wütheten die Partheien im Innern, durch diesen Weg drangen die Usurpatoren, die Barbaren und die griechischen Demokraten ein; vermögen wir den Partheien zu folgen, so finden wir einen Zusammenhang in der macedonischen Geschichte.

Mit Recht sagt O. Abel: „Fast alle Könige bis auf Philipp hinab fielen unter den Dolchen von Mauchelmördern und nur die russische Geschichte übertrifft die macedonische in dieser Hinsicht an grässlicher Regelmässigkeit“. ¹⁾ Allein, während wir in der russischen Geschichte keine Spur von Royalismus wahrnehmen, da die Russen der Ermordung ihrer Czaren auf dem Throne und in der Wiege ruhig zuschauen und sich nur beeilen dem Mörder oder der Mörderinn zu huldigen, tritt uns in der macedonischen Geschichte eine andere Erscheinung entgegen und wir sehen, dass eine Parthei im Volke stets von wärmster Anhänglichkeit an die Dynastie beseelt wurde. Der unmündige Sohn des Archelaus wird vom Aëropus ermordet, den Mörder, welcher sich auf den königlichen Thron schwingt, müssen wir für einen lyncestischen Prinzen halten, den die Altgläubigen, von den Lyncesten unterstützt, dem jungen Könige zum Vormund gaben. Nach dem Tode des Usurpators (394) folgt ihm sein Sohn Pausanias, doch schon nach einem Jahre, ermannen sich die Royalisten, der legitime Erbe, Sprössling Alexanders I., Amyntas II. nimmt dem Usurpator Thron und Leben. Die lyncestische Gegenparthei ruft die Illyrier gegen Amyntas zu Hülfe (die Mitwirkung der Lyncesten mit den Illyriern ist, selbst ohne historische Zeugnisse, durch die Topographie, da Lyncestis zwischen Illyrien und Unter-Macedonien lag, als erwiesen anzusehen), der König wird zur Flucht gezwungen, Argäus, (wahrscheinlich naher Anverwandte der Usurpatoren, auf jeden Fall ein Lynceste) bestieg den Thron, allein schon nach zwei Jahren, wurde er von Amyntas II. verdrängt,

¹⁾ Geschichte Macedoniens. S. 157.

offenbar mit Hülfe der Royalisten, denen auch der thessalische Adel beistand, denn mit den Thessaliern allein, wie es Diodor zu glauben scheint, hätte der König in drei Monaten sein Reich gewiss nicht erobert. Um mit den Lyncesten Frieden zu schliessen, gebrauchte er das gewöhnlich vom temeneischen Hause angewandte Allianzmittel und vermählte sich mit der lyncestischen Princessin, Euridice.

Obschon Amyntas II. von den Olynthiern bedrängt und von der Griechen verlassen wurde, obschon seine Gegner bei den Barbaren Unterstützung fanden, wäre er dennoch als Restaurator anzusehen; wir erkannten schon die Rolle, die er in Griechenland, aus Anlass der chalcidischen Angelegenheiten spielte. Allein Eurydice, eine höchst böse Frau, ein wahrhaftes Ungeheuer, bewegte den Hof und das Land im Interesse der Lyncesten, sie wüthete gegen eigene Kinder, der Tod des Königs scheint ihr Werk zu sein.

Alexander II., ältester Sohn des Amyntas, besteigt den Thron (369). Schon sein erster Schritt bezeichnet ihn als den Erben des grossen politischen Systems seiner Ahnen, er beobachtet die Zustände Thessaliens, dessen Aristokratie seinem Vater Hülfe geleistet. Dieses Land lag, seit der Ermordung Jason's, welcher die Sendung Macedoniens an sich bringen wollte, in der grössten Verwirrung, Alexander, Tyrann von Pherae, Nachfolger vieler Mörder und Mörder selbst herrschte, wie wir sahen, mit Grausamkeit; gegen ihn rief die thessalische Aristokratie den König Alexander II. um Beistand an. Er kam, eroberte die Burg von Larissa, allein als er eben in der Lage war die rasch errungenen Vortheile zu verfolgen, stand gegen ihn ein Prätendent, Ptolomaeus, in Macedonien auf. Wer dieser gewesen, ist unbestimmt, aber gewiss war er ein Lynceste, geheimer Freund, darauf Gemahl der Eurydice. Wahrscheinlich hat er Amyntas II. ermordet, eine Verschwörung im Einverständnisse mit der Königinn-Mutter und den Lyncesten angezettelt, die Abwesenheit Alexanders II. benützt; vielleicht war schon dazumal der (später ausgeführte) Mordanschlag gegen Alexander

beschlossen. Auch wäre die Annahme, nicht unwahrscheinlich, dass er die Absicht hatte als Schwiegersohn des Amyntas II. die Regentschaft während der Minderjährigkeit der jüngern Brüder Alexanders, (wie es der Lynceste Aëropus gethan), zu führen. Doch wurde Alexander gewiss nicht vom ganzen Adel verlassen, sobald der zwanzigjährige König im Stande war den Kampf mit dem kühnen, von den mächtigen Lyncesten, von der Parthei der Königin und den Missvergnügten unterstützten Prätendenten fortzusetzen.

Zu jener Zeit standen in Griechenland Theben und in Theben Pelopidas, neben dem Epaminondas, an der Spitze. Nach dem Abzuge Alexanders II. wandten sich die Thessalier um Hülfe an Theben, auch der König und der Prätendent sollen den Pelopidas herbei gerufen haben. Die Lage des durch Theben repräsentirten West-Reiches war jener des hl. römischen im XIII. Jahrhunderte, während Rudolph und Ottakar als Gegner auftraten, ganz ähnlich; die Deutschen, obschon durch Anarchie und ein langes Interregnum verwirrt, haben sich dennoch geeinigt, um ihr Ost-Reich zu sichern. Anders als Deutschland verfahren die Griechen; Pelopidas der unsittlichen Gewohnheit Griechenlands getreu, beschloss einem kurzsüchtigen Interesse die Sicherheit der griechischen Grenzländer zu opfern, den Bürgerkrieg in Macedonien zu nähren, um dieses Land zu schwächen und zu beherrschen. Das Letztere geht aus den Begebenheiten, aus dem Tractate zwischen Alexander und Pelopidas hervor. Kraft dieses Vertrages wurde der Prätendent in Macedonien belassen, der König hingegen musste den Thebanern Geisseln, unter diesen seinen jüngsten Bruder Philipp, stellen. Wofür diese Bestrafung des rechtmässigen Königs? Er hat seine Thatkraft durch das Auftreten in Thessalien, an welchem Lande es den Thebanern gelegen war, an den Tag gelegt, daher unterstützte Pelopidas den Rebellen und suchte sich der Person eines macedonischen Prinzen zu bemächtigen. Der Verdacht, dass die Thebäer die Vereinigung Thessaliens mit Macedonien befürchtend, einerseits den macedonischen

Prätendenten unterstützten, andererseits sich von einer thessalischen Parthei um Beistand anrufen liessen, um auf diese Art die beiden orientischen Ländern von einander zu trennen und in sich zu spalten, wäre der Sachlage und den politischen Maximen der Griechen gemäss. Der König war nicht in der Verfassung den vereinigten Kräften des Pelopidas und des Ptolomäus zu widerstehen, hingegen fühlte sich der Erstere nicht genug mächtig, um den König förmlich abzusetzen und den macedonischen Royalisten einen Usurpator aufzudringen, allein die bösen Absichten des thebäischen Feldherrn unterliegen keinem Zweifel. Es ist daher unwahrscheinlich, dass Alexander II., welcher die Burg von Larissa und die Stadt Cranon erobert hatte, den Pelopidas um Hülfe bath, nur Ptolomäus hat es thun können, was dem Thabaner Anlass gab als Schiedsrichter aufzutreten.

Diese der ganzen Sachlage entsprechende Ansicht, wird auch durch die Folgen bestätigt. Nach dem Abzuge der Thebaner, hat Ptolomäus den König ermordet, die Regierung, auf jeden Fall die Regentschaft, an sich gebracht, die Royalisten konnten nicht dem Usurpator einen legitimen Thronfolger entgegenstellen, denn die Brüder des Ermordeten, von denen einer in der Gewalt Thebens, waren noch Kinder. Allein ein verbannter Fürst aus dem königlichen Geschlechte, Pausanias erscheint, die Royalisten, sammeln sich um ihn, er erobert in kurzer Zeit den grössten Theil des Reiches wieder. Der bedrängte Usurpator und Eurydice wenden sich an den athenischen Feldherrn Iphicrates und an den Pelopidas, beide helfen den Pausanias zu vertreiben, die Royalisten haben kein Interesse denselben zu unterstützen, denn man verspricht ihnen die Aufrechthaltung des jungen Perdicas, Sohnes Alexanders II., auf dem Thron. Ptolomäus soll nur als Vormund die Regierung führen, nach Theben Geisseln, unter diesen seinen Sohn stellen. So hat sich Pelopidas beider Partheien versichert, Ptolomäus hatte im thebanischen Interesse zu wirken, denn gewiss fand er unter den Royalisten keinen zuverlässigen Anhang.

Hingegen erfreute sich dessen der reife Perdiccas und sinnt auf Mittel, um sich vom Mörder seines Bruders zu befreien. Wohl könnten die Thebaner sich dem Könige entgegenstellen, allein durch den Kampf in Thessalien gegen den Alexander von Pherä (in der Schlacht gegen diesen fiel Pelopidas) und im Peloponnes gegen Sparta in Anspruch genommen, vermögen sie nicht die Parthei des Ptolomäus zu unterstützen. Perdiccas III. tödtet ihn (365) und findet keinen Widerstand im Lande, welches er eigentlich befreit. Er ist in der Lage seine Aufmerksamkeit der äussern Politik zu widmen, diese ist dem erprobten Systeme der Dynastie gemäss. Athen hat sich während der Kämpfe um die Hegemonie zwischen Sparta und Theben wieder gehoben, immer ging sein Augenmerk auf Thracien, vor Allem auf Amphipolis, den Schlüssel zu demselben, auch Olynth ist mächtig geworden. Um dieses zu schwächen, unterstützte Perdiccas III. die Athener, hingegen bekämpfte er sie in Thracien und verband sich mit den Amphipoliten. Von den Athenern geschlagen, beeilte er sich mit ihnen Frieden zu schliessen, denn die Illyrier bedroheten Macedonien.

Wirklich waren die Illyrier vor und nach dem Verfall der thebanischen Macht, die Hauptstütze der Lyncesten, diese hingegen wollten in ihrer alten Feindseligkeit gegen Unter-Macedonien nicht nachgeben, vor Allem seit dem Tode des Archelaus wandten sie die grässlichsten Mittel gegen die legitimen Könige an. Ein so anhaltender Kampf lässt sich durch das Feudal-Verhältniss beider Länder und durch die Abneigung der alten Parthei in Unter-Macedonien gegen das hellenische System der Könige, welche zu den Lyncesten hielt, nicht erklären, denn in diesem Falle, hätten die schon von den Athenern und Thebanern unterstützten Ober-Macedonier keinen Grund gehabt die Hülfe der barbarischen Illyrier gegen die so oft besiegten legitimen Könige zu suchen; ferner wäre es den Letztern nicht möglich gewesen, einen mächtigen Anhang in Unter-Macedonien zu finden, sich von ihren Niederlagen zu erhohlen. Unwill-

kürlich kommt man auf die Vermuthung, dass es sich bei den Lyncesten nicht mehr um die Unabhängigkeit sondern um andere Interessen handelte. Da die beiden Gegner mit steigender Erbitterung kämpften und Empörungen gegen den König nicht stattfanden, so muss man annehmen, dass die Lyncesten ihre Anhänger in Unter-Macedonien, die Altgläubigen, eingebüsst haben, nicht mehr als eine gegen die königlichen Massregeln gerichtete Parthei, sondern als ein feindseliges Volk auftraten, daher bei den barbarischen Illyriern Hülfe fanden. Der Grund dieser Feindseligkeit ist in den veränderten Ideen- und Cultur-Zuständen beider Theile zu suchen; in Unter-Macedonien hat endlich jegliche Opposition gegen die hellenischen Tendenzen der Könige aufgehört, das Land wurde vom nachbarlichen Hellenenthum ergriffen, hingegen blieb Ober-Macedonien dem Einflusse der Barbaren, inmassen die Macht Macedoniens litt, ausgesetzt. Livius sagt ausdrücklich ¹⁾, dass die Ober-Macedonier durch die Nachbarn verwilderten, barbarische Gebräuche annahmen. So entfernten sich die Lyncesten (die man oft, wie es Abel dargethan, mit den Illyriern verwechselte) und die Unter-Macedonier immer mehr von einander. Man muss ihre Kriege als einen Kampf zwischen der Rohheit und der Bildung desto mehr ansehen, je sicherer es ist, dass in diesen Kriegen endlich die Illyrier die Hauptrolle spielten, Ober-Macedonien nicht weniger als Unter-Macedonien verwüsteten. Wie immer konnten die Feinde des macedonischen Königs (vor Allem, da er in dem Entschlusse Amphipolis nicht preiszugeben beharrte) auf die Hülfe der Athener rechnen.

Seinerseits verliess sich Perdiccas III. auf das Land, den Abfall der Royalisten hatte er nicht mehr zu befürchten, die Hetaerer und das Volk waren sich der Calamitäten bewusst, welche die Lyncesten so oft über Macedonien verbreitet haben. Als es wirklich zum Kriege mit den Lynce-

¹⁾ XXXXV. 30. *Ferociores eos et accollae barbari faciunt: nunc bello exercentes, nunc in pace miscentes ritus suos.*

sten und Illyriern kam, vermochte Perdiceas eine bedeutende Heeresmacht aufzustellen, allein er fiel in der Schlacht mit 4.000 Macedoniern (360 v.Ch.); sein Sohn, Amyntas, war ein Kind im zartesten Alter; dem so oft bewährten Rettungsmittel Macedoniens, dem Royalismus, fehlte der Leiter.

154. (Lage Macedoniens nach dem Tode Perdiceas III.)

Die Monarchie befand sich in einer der unglücklichsten Lagen, die entschiedenen Erfolge der Illyrier erweckten die Habsucht der Barbaren, von welchen Macedonien umgeben war, neben den Siegern an der westlichen Grenze, bedroheten den Norden, die kriegerischen Päonen, im Osten machten die Thracier Vorbereitungen, um den ihnen längst bekannten Weg ins reiche Macedonien zu nehmen, die feindseligen Republikaner von Athen und Olynth und die Tyrannen von Pherae vermögen im Süd-Osten und Süden zu wirken, selbst das geschwächte Theben, kann auf die Macedonier nachtheilig einwirken, denn es hat in seiner Gewalt den Prinzen Philipp. Ausserdem stehen zwei Prätendenten auf, Argäus stützt sich auf die Hülfe Athens, Pausanias wird vom thracischen Könige Cotys geschützt. Solche Zustände nach einer grossen Niederlage, kommen einer Auflösung des Reiches gleich; werden nun die siegreichen Lyncesten, vielmehr die Illyrier, welche einen Theil Macedoniens schon besetzt halten, sich mit einer Vormundschaft begnügen?

Andererseits hat Macedonien schon mehrere Mal harte Proben bestanden, immer haben es die Royalisten gerettet, der Fall von 4.000, welche die Leiche des Königs umgeben, erweist den festen Entschluss des kriegerischen Volkes sich mit Muth und mit Hingebung für die Dynastie zu vertheidigen. Allein wo ist der königliche Führer? der rechtmässige Erbe liegt in der Wiege, den legitimen Reichsverweser, präsumtiven Thronfolger, fesselt Theben, vergebens demnach wird der Körper wirken, wenn ihn die Seele nicht belebt; ohne König, wird dieser letzte griechische Staat, wie es mit den übrigen geschehen, dem Verbrechen und

dem Joche feiler Intriguanen zu fallen, wenn ihn auch die Barbaren verschonen würden.

155. (Hülfquelle Macedoniens: a) das legitime Königthum; b) sittliche und politische Tüchtigkeit der Macedonier. Ihre Parallele mit den Griechen.)

In dieser äussersten Gefahr für die Gesittung, schreitet die Vorsehung ein und schickt den Macedoniern einen Retter, der jüngste, gleichsam wunderbar erhaltene Bruder des Königs Perdiccas III., Philipp, erscheint unter ihnen, erklärt sich zum Vormund seines Neffens und stellt hiemit die legitime Autorität, sicherste Grundlage jeder Macht, her.

Das macedonische Volk erkannten wir schon aus dessen Thaten. Obgleich durch Abstammung, Religion, juristische und sittliche Begriffe ursprünglich mit den Griechen identisch, hat es sich in Folge seiner historischen, von jener der eigentlichen Griechen verschiedenen Entwicklung ganz anders als Griechenland ausgebildet. Während die Griechen meistens nur mit Griechen kämpften, musste Macedonien Kriege mit Barbaren führen, wodurch die Ausbildung des Willens, nicht aber zugleich des Geistes der Macedonier gefördert wurde. Ubrigens schöpften die Griechen die Cultur auch aus fremden Quellen, sie standen durch die Schiffahrt mit dem gebildeten Oriente (wie es orientalische Gottheiten, Künste etc. erweisen) in Verbindung. Endlich hat sich in Griechenland das Individuum ungemein ausgebildet, wozu die Lage Macedonien nicht berechnete; aber andererseits blieb dieses Land eben durch seine Stellung fremden Einflüssen und innerer Entartung verschlossen. Die alterthümliche Einfachheit und zugleich Erhabenheit der heroischen Zeit, die religiösen und monarchischen Ideen jener grossen Epoche, in Griechenland längst vergessen, ja entstellt, lebten nur in der reinen Gesinnung und der heldenmüthigen Thatkraft der Macedonier ¹⁾. Ihre Stellung zum Oriente, zu den Barbaren und

¹⁾ „Selbst der macedonische Dialekt soll mit dem, in welchem die ältesten griechischen Heldenlieder gesungen

zur griechischen Anarchie haben die Macedonier genau erfasst, folglich die griechische Sendung (welcher die eigentlichen Griechen stets entgegen wirkten) vollständig begriffen, für das Griechenthum mehr geleistet als die eigentlichen Griechen, denn jene haben das Wesentliche, diese nur das Zufällige der spiritualistischen Gesittung aufbewahrt; die Griechen haben die Entartung nicht vermieden, während die Macedonier Abendländer und Griechen zu sein nie aufhörten und ihre primitive Kraft durch Verbindungen mit unverdorbenen Völkern zu erfrischen wussten.

Da in Folge dieser sittlichen Zustände auch die politische Macht Macedoniens, aller Unbilden ungeachtet, durch die Staatskunst der Monarchen und die Zucht der Bürger in demselben Verhältnisse sich entwickelte und zunahm, in welchem die Kräfte des durch Bürgerkriege und Unzucht zerrütteten, verbildeten Griechenlands abnahmen, so gewann Macedonien immer mehr an Ansehen, selbst unter den Griechen. Mit einem Wort, jene moralische Kraft, welche die in der Cultur ältern Brüder verschwendet haben, wussten die jüngern zu wahren, um das gesammte Griechenthum zu vertheidigen.

Dieses Verhältniss Macedoniens zu Griechenland ist jenem, in welchem Austrasien zu Neustrien, während des VIII. Jahrhunderts (n. Ch.) stand ganz ähnlich, die Einwohner beider Länder blieben Franken, allein die süd-westlichen waren den nord-östlichen an Cultur, und die Letztern den Erstern an sittlicher Kraft überlegen, denn jene ergänzten ihre Zahl durch verbildete Romanen, diese zogen Stämme des kräftigen Germaniens an sich, daher vermochten die Austrasier eine grössere Macht zu entfalten, als Retter des Frankenthums, seiner Sitten und Gebräuche aufzutreten.

Selbst die Culturzustände Macedoniens waren nicht für immer ungünstig, dieses jugendlich gebliebene, durch Ver-

wurden ziemlich übereinstimmend sein“. Schlosser III. Abt. 199.

bindungen mit primitiven Völkern stets erfrischte, reinen Sitten treue, der Begeisterung für alte Traditionen fähige Volk, hat sich die intellectuellen Ergebnisse Griechenlands nach und nach angeeignet; wir sahen den Eifer, mit dem die Könige das Land hellenisirten, obschon sie sich desswegen dem Widerspruche der um ihre Rechte besorgten Vornehmen aussetzten. Endlich ist die Aristokratie selbst, nachdem sie durch ihren Widerstand gegen Uibereilung die alten Grundsätze in der Kirche und in den Institutionen gesichert hatte, zu einem mächtigen Förderungsmittel der hellenischen Cultur geworden. Während die Jonier der nivellirenden, folglich auch mit der feinen Bildung für längere Zeit unverträglichen Demokratie zufielen und die Vornehmen unter den Doriern, in Folge des Verfalls des Königthums und aus Mangel an hierarchischer Entwicklung, stets roh verblieben und sich vom Volke nur durch bürgerliche Rechte unterschieden, vermochten die Aristen Macedoniens ihre Stellung als Hetärer in der Armee und im Staate und als grosse Besitzer im Lande zu wahren, wodurch sie in den Stand, gleichsam in die moralische Nothwendigkeit versetzt wurden, sich vom Volke auch durch die Bildung zu unterscheiden, die hellenische Cultur anzunehmen. Fürstliche ehemals unabhängige, gewöhnlich mit dem königlichen Hause verwandte Geschlechter konnten sich der hellenischen Bildung nicht entziehen, dieselbe verherrlichte den reichen und glänzenden Hof, welcher zugleich eine Schule für die fernere Ausbildung und Uibung der Macedonier im persönlichen Dienste um den König war, daher für die Aristen die Vortheile einer hellenischen Academie, eines Ritterlagers und eines practischen Unterrichts im Royalismus darboth, hingegen dem Hellenismus einen höhern, nicht mehr auf das (schon seiner Natur nach, bewegliche) Volk allein beschränkten Wirkungskreis und hiemit ein neues Aufschwungsmittel verlieh. In jeder Hinsicht waren die Macedonier den eigentlichen Griechen ebenbürtig, in vielfacher waren sie ihnen überlegen.

Vor Allem waren sie es auf dem Gebiete des Staatlichen, da die Ideen dieses Wirkungskreises von religiösen und sittlichen Grundsätzen wesentlich abhängen und, vor dem Christenthume, das ganze Leben des Bürgers ausfüllten. Durch die hierarchisch geordnete Aristokratie ¹⁾ wurde Macedonien gegen die Volksunruhen (kein Beispiel derselben kommt in der macedonischen Geschichte vor) sichergestellt, der Royalismus und die Macht des Königthums genügten, um den etwaigen Missbräuchen der Grossen zu steuern. Uebrigens nahm der Widerstand des Adels in dem Verhältnisse ab, in welchem seine Bildung und die Landesgefahren zunahmen; durch Calamitäten gewarnt, durch Erfahrung belehrt, durch Erfolge gehoben, schloss sich die Aristokra-

¹⁾ Die Hetärer waren die höchste, allein nicht die einzige Rangstufe. Neben der Leibwache des Königs, welche unter ihnen gewählt wurde, bestand auch eine andere (gleichsam die junge Garde), welche Jünglinge bildete und Waffenträger *Ασπυφόροι*, hiessen. Es war gebräuchlich dass die Vornehmsten ihre erwachsenen, in Künsten und Studien ausgebildeten Söhne dem Könige übergaben, damit sie die königliche Wohnung bewachen, bei der Tafel, auf Jagden und im Kriege den König bedienen, ihn aufs Pferd heben etc.; man kann sie mit Pagen und Edelknaben vergleichen, ihre Verwendung eine Schule des Hof- und Kriegsdienstes nennen. Erst nachdem sie Verdienste gesammelt haben, wurden sie als Hetärer zu Pferde oder zu Fuss eingereiht, oder sie übergingen in die eigentliche Leibwache des Königs. Arian und Aelian, schrieben dieses Institut dem Könige Philipp zu, allein Curtius sagt von dessen Vater: *Amyntas adduxerat 50 principum Macedoniae liberos adultos ad custodiam corporis....* und in einer andern Stelle, ist ihm die genannte Schule herkömmlich; auch Valerius Maximus nennt das Institut: „eine alte Sitte Macedoniens“. Uibrigens ist die letztere Meinung dem Wesen der macedonischen, einer streng patriarchalischen Gesellschaft gemäss.

In Folge des aristokratischen Princips wurden auch Verdienste ausser den zwei genannten Klassen durch Würden belohnt, so war Ptolomäus (darauf König von Egypten) von gemeinem Soldaten zum Feldherrn erhoben. In der Phalange gab es mehrere Rangstufen.

tie dem grossem und erprobten Systeme des königlichen Hauses an. Jeder Satz der königlichen Politik beruhete auf einer historisch erwiesenen Nothwendigkeit und den Zuständen des Landes: die Barbaren zu gewinnen oder zu besiegen, die Griechen für deren sträfbare Absichten auf Macedonien zu züchtigen und dennoch zu erhalten und zu bessern, um mit gesammten Kräften den Orientalen die Spitze zu biethen, diese Staatsmaximen waren nicht nur dem Königthum, sondern auch der Pflicht und zugleich dem Interesse der Aristokratie gemäss. Daher die Ausdauer der Letztern in den immerwährenden Kriegen vor Philipp II. und die musterhafte Mitwirkung der Grossen unter demselben.

Diese Analogie zwischen Macedonien und dem habsburgischen Oesterreich wird noch deutlicher, wenn man auf beide Staaten als Reiche und Grossmächte hinblickt. Unter-macedonien, die Erblande des temeneischen Geschlechtes, waren nicht die alleinigen Bekenner des politischen Systems der Könige, dieses hat auch andere Völker an sich gezogen, dieselben gleichsam macedonisirt, ohne dass sie dadurch ihr eigenthümliches Wesen einbüsten. Während die Griechen in der Verfolgung ihrer kleinlichen politischen Systeme mit der äussersten Exklusivität verfahren und andere griechische Völker mit einer besondern Vorliebe drückten, jeden griechischen Staat vorzugsweise mit Misstrauen ansahen, seine Entkräftung wünschten und betrieben, (wie die italienischen Republiken im XV. und XVI. Jahrhunderte; noch passender könnte man Griechenland mit Deutschland vergleichen) und eigentlich nicht wussten, warum sie nach dem Principate strebten, kannten die Macedonier den grossen Zweck, die hohen Ideen ihrer Monarchie genau und vermochten für dieselben auch ganz fremde Völker zu gewinnen. Nicht die stets enge Nationalität, aber höhere Rücksichten und Elemente, die Dynastie, die Gesittung, Körperschaften, bildeten das Reichsband, welches auf diese Art viele Völker umzuschlinggen vermochte; neben verschiedenen Nationaltruppen gleichsam Provinzial-Regimentern (wie im heutigen Oesterreich),

sehen wir in den macedonischen Feldzügen eine innige Waffengenossenschaft Aller und die strengste Armee - Einheit. Mit einem Wort, die macedonische Armee (wie in Oesterreich) ist eine Körperschaft, der Staat ein Völker - Complex, das Heer folgt der königlichen Fahne, nicht den demagogischen Patrioten eines Ländchens, auch die Aristokratie stellt sich über die Nationalität, sie ist verschiedenen Völkern angehörig und findet den Centralpunct im Dienste um den König. Das Dogma des macedonischen Staatsrechts, bezüglich der unterworfenen Nationalitäten, drückt poetisch die Sage von dem Siege des Caranus über Kisseus aus. Ein Löwe, erzählt die Sage, hat die ausgestellten Trophäen umgestürzt, was der König als ein Zeichen ansah, dass er die Besiegten nicht als unterworfenen Feinde, sondern als gewonnene Freunde betrachten solle; gewiss ist diese Idee in jener Epoche der Maxime: *vae victis!* ebenso bewunderungswürdig, wie der reine Royalismus der Macedonier. So fand dieses Königreich in der Achtung des historischen Rechtes eroberter Völker das Geheimniss seiner Macht und die Kunst ein grosses Ganze zu organisiren.

Vor Allem verdankte der macedonische Staat seine Vorzüge dem Königthum, dieses war die Grundlage und die oberste Spitze des ganzen, auf den ersten Anblick complicirten Systems. Die Aristokratie genoss grosser Vorrechte, in jeder wichtigen Angelegenheit wurde sie vom Könige zu Rathe gezogen; aus dem Arrianus und Curtius ersehen wir, dass dieser Rath oft versammelt wurde und die Hetärer mit der grössten Freimüthigkeit ihre Meinung aussagten, oft mussten die Könige sich indirecter Mittel bedienen, um ihre persönliche Ansicht im Rathe durchzuführen. Durch Reichtum und Bildung hatten die Hetärer eine persönliche Autorität, Justinus bemerkt, dass man die Gefolgen Alexanders für Könige halten würde, viele unter ihnen glänzten als Feldherrn und Staatsmänner, alle nannte der König Freunde, dennoch waren Partheien unter ihnen nicht zu befürchten, denn alle waren dem Könige herzlich ergeben, Curtius sagt, dass der

Royalismus den Macedoniern angeboren war, dass der Soldat auf den Anblick des Königs keine Gefahr scheute; an Beispielen der Hingebung für den Monarchen, so der Brüder Philipp und Lisymachus fehlt es keiner Seite der macedonischeu Geschichte. Das Gesetz, welches alle Anverwandten Jener, welche dem Könige nachstellten, mit dem Tode strafen liess, unterliegt keinem Zweifel, wie es aus den Besorgnissen unter den Anverwandten des Parmenion hervorgeht.

Offenbar war der König von Macedonien, als Oberhaupt der Kirche und Kriegsherr, als Erzieher des Volkes, Landesvater und Patriarch, im wahrhaften Sinne dieser Worte, verehrt. In Folge solcher Verfassung und Sitten ist Macedonien, als eroberndes Reich, dem römischen, als Staat, dem germanischen, als Patriarchalismus, dem jüdischen höchst ähnlich. Dadurch erlangte das Königreich seine hohe politische Stellung, die unbestrittene Alleinherrschaft ermöglichte ihm die Concentrirung seiner Kräfte durch die Einheit im staatlichen Handeln und Wirken. „Griechenland ist getheilt zur Welt gekommen“ und löste sich endlich auf, hingegen verblieb Macedonien seit der Geburt des Staates stets monarchisch und liess sich vom Geiste der Einigung nie entfernen. Auf diese Art war es in der Lage der centrifugen Kraft, welcher Griechenland erlag, zu steuern, der Zersplitterungssucht unter den Griechen entgegen zu arbeiten. Wirklich vermochte das monarchische Ostreich die Folgen der Fehler und Verbrechen des republikanischen West-Reiches aufzuhalten, dessen Theile zu einigen. Was die hoch gebildeten Griechen gänzlich verfehlten, diess erreichten in vollem Masse die gehorsamen und sittlichen Bergvölker und gründeten eine Gesamtmacht. Gewiss war der macedonische Staat ein merkwürdiges Werkzeug der Vorsehung, um die höchst unglücklichen Völker jener Zeit, selbst das ehemals verdiente aber nun entartete Griechenland, der Bestimmung näher zu führen.

c) (Eigenschaften Philipps.)

Um die im Hochlande aufbewahrten, gleichsam in der Luft, über Griechenland schwebenden Rettungsmittel neuerdings zu beleben, zu organisiren und in Hellas anzuwenden, suchte Gott einen Mann vom höchsten Gedanken und Willen, so ein Mann war Philipp. Schon als Kind vom Dolche der Usurpatoren, Partheien, Verräther und Fremden bedrohet wurde er stets von Gott beschützt. Sein tief sinniger in der doppelten Schule macedonischer und griechischer Bewegungen ausgebildeter Geist, neigte sich natürlich zu organisirenden Schöpfungen, deren beide Reiche äusserst bedurften. Mit grossen Feldherrngaben, auf deren Entwicklung Epaminondas einfluss, ausgerüstet, als Grieche und zugleich griechischer Gefangene im griechischen Charakter, dessen Wesen in der Schlaueit bestand, erprobt, mit den Zuständen nicht nur Griechenlands und Macedoniens, sondern auch mit den Verhältnissen der Barbaren wohl bekannt, in der Gewandtheit und in der Staatskunst gleichwie in der Kriegskunst unstreitig allen Griechen, in der feinen Bildung den Meisten unter ihnen überlegen, hatte der macedonische Monarch einen rechtlichen, wahrhaft königlichen Sinn; er war der Erste, welcher die Grossmuth ins öffentliche Leben und in die Staatskunst, nach einem grossen Masstabe einführte, nicht für das Interesse allein, sondern auch für Ideen wirkte, in einer verdorbenen Epoche, wie die seinige, bewundert zu werden verdiente. Gewiss war so ein Mann im hohen Grade geeignet das grosse System seiner Ahnen zu befolgen, sogar zu erweitern und zu vervollständigen.

In der That, mit einer erstaunlichen Schnelligkeit hat er die Feinde, welche Macedonien allseits umgaben, besiegt oder entwaffnet, rein-griechische, halb-griechische und barbarische Völker seinem Zepter unterworfen, die Anarchie und die Ketzereien Griechenlands angegriffen und geschlagen, das besiegte West-Reich verschont, ihm die Ruhe wieder gegeben und geregelt, um darauf den Hauptfeind des Griechenthums, die Perser aufzusuchen. In einem solchen

Wirken, besteht die Aufgabe eines wahrhaften Ost-Reichs, dessen von Alexander I. begonnenen Bau, hat offenbar Philipp II. vollendet. Inwiefern richtig Philipp II. und sein Sohn Alexander III. die Stellung ihres Königreichs, als eines griechischen Oesterreichs auffassten, um auch dessen Zukunft zu sichern, können wir erst aus einer nähern Betrachtung ihrer grossen Werke und deren Folgen ersehen, der Vollendung und der Wirksamkeit des ältesten Oesterreichs und den Ursachen seines Verfalls zuschauen.

156. (Bedeutung Philipps II. und Alexanders III. für die Geschichte Oesterreichs und der katholischen Weltordnung).

Allein die Thätigkeit Philipps und seines Sohnes beschränkte sich auf die Vollendung des griechischen Oesterreichs nicht, sie suchten schon die abendländische, für die ganze Menschheit passende Gesittung allgemein geltend zu machen, gegen Untergang zu sichern. Bis nun lebten die spiritualistische Gesittung und das zu ihrem Schutze nothwendige Oesterreich kümmerlich. Im West-Reich durch dessen Verschulden, im Ostreich durch dessen unglückliche Lagen, stand die Gesittung der Gefahr nahe jeglichen Schutzes beraubt zu werden. Zwischen den Völkern, ja zwischen dem West- und Ost-Reiche, gab es kein Band, die Menschheit war sich selbst, dem Zufalle und den Gefahren von Seite des Orientalismus überlassen. Erst Philipp und Alexander treten als officiële Repräsentanten der Gesittung auf, sie trachten die Ideen der Gesittung zu einem ganzen Systeme zu bilden, dasselbe auf Autorität und Macht zu stützen, zu dessen Anerkennung sogar den Orient zu zwingen; was wir nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauch: allgemeine Weltordnung, das Regiment der Menschheit, nennen, diess trachteten die Monarchen des griechischen Oesterreichs einzuführen.

Hiemit fängt auch für die Geschichte des griechischen Oesterreichs eine neue Ära an, es vollendet seine Machtentwicklung und schreitet vorwärts, es tritt seine hohen und

wohlthätigen Functionen an; die Versuche die Gesittung sich durch bestimmte Formen und regelmässige Macht-Institute zu ordnen, um die ganze Menschheit zu erfassen, gehen vom griechischen Oesterreich aus. Beiden Organismen, der sich bildenden Weltordnung und dem Ost-Reiche, verleihen Philipp und Alexander einen feierlichen und mächtigen Ausdruck, wodurch beide Systeme deutlicher erscheinen, die Weltgeschichte und die österreichische sich identificiren und einander beleuchten. Im Interesse der höchsten Rücksichten der Menschheit, sind beide Persönlichkeiten der aufmerksamsten Beobachtung würdig.

III. Hauptstück.

Wirksamkeit des griechischen Oesterreichs im Grossen; Anfänge der katholischen Weltordnung. Was haben Philipp II. und Alexander III. für das griechische West- und Ostreich und für die Menschheit geleistet?

157. (Die ersten Kämpfe Philipps).

Auf die Nachricht von dem Tode seines Bruders, flüchtete sich Philipp aus Theben ¹⁾, erschien in Macedonien und wurde allgemein annerkannt; die zwei Prätendenten, welche

¹⁾ Das Zeugniß des Diod. Sic. (16, 2), dass Philipp heimlich aus Theben entwich, bezweifelt Flathe (I. 48) und führt als Grund an: „Philipp war für die Thebaner schon längst ohne Bedeutung“ was dem Interesse der Thebaner und den Facten, häufigen Interventionen Thebens in Macedonien zuwider ist. Die Annahme Flathe's, dass Philipp durch die Vermittlung Plato's ein Fürstenthum „in irgend einem Theile des Reiches erhielt“ ist für die politische Autorität der Philosophen sehr schmeichelhaft, allein diese Ausnahme von der Regel der Erstgeburt in der macedonischen Geschichte müsste erwiesen werden. Flathe versucht es, führt aber ein haltloses Argument an: „Die Ordnungswidrigkeit war dem Volke kein auffallendes Ereigniss mehr“. Im Gegentheil, das macedonische Volk hat sich gegen den von den Thebanern aufgedrungenen Ptolomäus erklärt, den legitimen König umgeben, unter seinem Commando mit Treue gekämpft. Es ist demnach nicht wahr-

gegen ihn auftraten, fanden im Lande keinen Anhang. Pausanias versicherte sich der Hülfe der Thracier, diese hat ihm aber Philipp entzogen, den thracischen König durch Geld gewonnen. Argäus von den Athenern und wahrscheinlich

scheinlich, dass es nach der Ermordung des Usurpators und neben der glänzenden Thatkraft des Königs sich eine neue Entkräftung des Königreichs gefallen liess, vor Allem, da Theben nicht mehr in der Lage war mit einer bedeutenden Macht aufzutreten. O. Abel (obschon eine Autorität in der macedonischen Geschichte) stimmt der Hypothese von einem Theil-Fürstenthum bei und unterstützt sie ebenfalls durch schwache Gründe, indem er (S. 230) sagt: „So (durch den Antheil an der Herrschaft) erklärt sich die wunderbare Schnelligkeit, mit welcher Philipp dem erschütterten Reiche Festigkeit gab und die manche Schriftsteller veranlasste, ihn wie einen *Deus ex machina* auftreten zu lassen, ganz natürlich“. So eine Erklärung ist gar nicht natürlich, die Theilung der Herrschaft keineswegs eine Vorbereitung zur Restauration der Monarchie. Die raschen Erfolge Macedoniens erklären sich durch die royalistische Erziehung des Volkes und durch den königlichen Sinn Philipp's, durch sein plötzliches Erscheinen inmitten der durch den Tod des Königs bewegten Gemüther, die sich nach einem Führer sehnten. Uebrigens steht jener Hypothese die Frage entgegen: wo war Philipp, „welcher“ nach Abel „die Zügel der Regierung bisher schon mit einer Hand gehalten hatte“ während des entscheidenden Augenblicks? warum hat er die Hauptschlacht, in welcher der König mit 4000 M. fiel, nicht mitgekämpft? Gewiss war der vier und zwanzig jährige Prinz im Auslande, denn nie hätte ihm das kriegerische Volk eine solche Unehre verziehen, die auch mit dem ritterlichen Charakter Philipp's nicht vereinbart ist. Richtig bemerkt Schlosser, dass Demosthenes nicht ermangelt haben würde dem Könige Undankbarkeit gegen die Griechen, für das durch ihre Verwendung erhaltene Fürstenthum vorzuwerfen.

Ob Philipp als Geissel mittelbar oder unmittelbar den Thebanern übergeben wurde, wie lange er in Theben lebte, wann er dorthin abgeführt war etc., diese Einzelheiten sind nicht wichtig; Diodor, Plutarch, Justin und Aeschines stimmen überein, dass sich Philipp in der Zeit des Todes Alexanders II., schon in Theben befand.

auch von den Lyncesten unterstützt, kam mit einer athenischen Flotte und Armee (3000 Hopliten unter Mantias) an, allein er wagte sich vergebens ins Innere des Landes, um eine Bewegung hervorzurufen, er musste sich zurückziehen, wurde von Philipp verfolgt und sammt dem athenischen Heere geschlagen, ein Theil des Letzteren gerieth in Gefangenschaft. Der junge Sieger verfuhr mit staatskluger Mässigung, die Gefangenen wurden mit Schonung behandelt, ohne Lösegeld nach Athen zurückgesandt (359). Schon früher hat Philipp die athenische Colonie Amphipolis, nach deren Besitze Athen seit langer Zeit strebte und vorzüglich desswegen Macedonien anfeindete, freigegeben, dadurch kam ein Friede zu Stande und obschon ihn beide Theile als einen Waffenstillstand ansahen, ihre Absichten bezüglich der wichtigen Stadt nicht aufgaben, fand sich dennoch der Prätendent verlassen; die Autorität Philipps war nicht mehr bestritten.

Warum er nicht sogleich die Illyrier sondern die Paöner angriff, kann nur vermuthet werden; vielleicht droheten die Letztern durch die Bedrängnisse Macedoniens aufgemuntert, mit einem Einfall in Macedonien; vielleicht war dem Philipp der Druck, den die Illyrier in dem eroberten Theile Macedoniens ausübten, nicht unwillkommen, um lyncestischen Partheien für immer zu steuern; vielleicht erschien es rathsam früher das Heer, (welches wahrscheinlich schon damals eine neue Einrichtung erhielt) gegen die Paöner zu versuchen, den eben erfolgten Tod ihres Königs Agis zu benützen und erst darauf die mächtigen Illyrier zu bekriegen. In der That, nach der Besiegung und Unterwerfung Paöniens ¹⁾, nahm Philipp ungeheure Rüstungen gegen Illyrien vor, hielt eine Volksversammlung, bekämpfte die Entmuthigung der Macedonier und griff den Feind an. Die Friedensvorschläge des illyrischen Königs Bardylis wurden abgewiesen, die Illyrier in einer Hauptschlacht (mit einem Verlust von 7000 Mann) geschlagen (358), die verlorenen Län-

¹⁾ Diod. 16, 4.

der wieder erobert. Macedonien war gerettet und beruhigt, sein Regent hat sich als Staatsmann und Feldherr bewährt.

158. (Legitimität des Königthums Philipp's II.)

Allein ist die Regentschaft ein sicheres Rettungsmittel? schon im Frieden, obgleich sie nur die Dynastie zu erhalten und nicht zugleich das Reich wieder zu erobern hat, ist sie eine Biarchie, denn eine Autorität, die wahre, ist provisorisch, hingegen die zur Permanenz bestimmte wirkt nicht, sie wartet; um diese wie um jene bewegen sich nothwendigerweise Partheien, welche selbst, wenn sie vom reinsten Royalismus beseelt sind, dennoch nicht übereinstimmen können. Während des Krieges, vor Allem inmitten eines Militärstaates, fehlt der Autorität der Regentschaft die Seele, der Kriegsherr, denn die Einen sehen den eigentlichen Kriegsherrn in der Wiege, die Andern erblicken ihn an der Spitze der Armee, für welchen von ihnen soll sich die Gefolgschaft opfern? Welch eine Gelegenheit für die Feigen und die Bösen, da selbst die Muthigen und Guten, der grössten Gefahr des Augenblicks ungeachtet, bald auf die Gegenwart bald auf die Zukunft blicken müssen. Oftmahl, wenn die im Interregnum unvermeidlichen Wirren einen bösartigen Charakter annehmen, scheint Vielen der Tod des Reichsverwesers, oder der Tod des unmündigen Königs ein Glück für die Dynastie und das Reich zu sein; furchtbar werden die Folgen dieser Ansicht in nicht-christlichen; zum Verbrechen des Mordes ohnehin geneigten Epochen. Gewiss war für Macedonien ein neues Successionsgesetz unumgänglich nothwendig, und seine Durchführung die zarteste Aufgabe im ganzen, durch das tragische Ende des Vaters und zweier Brüder, durch die dramatischen Verbrechen der Mutter, durch Kämpfe, Siege, Eroberungen und Reformen bewegten Leben Philipps II. Er hatte viele Massregeln zu ergreifen, um die Wiederkehr jener Gräuelp und Usurpationen zu verhindern, um eine feste Rechtsordnung einzuführen, allein ohne eine rechtliche und sittliche Grundlage, ohne den Ausgang von

einem unbestreitbaren dynastischen Princip, wären die fernern Restaurationswerke nicht möglich gewesen.

Auf welche Art Philipp, welcher bald nach der Uebernahme der Regentschaft als König auftritt, den Landestraktionen, den monarchischen Sitten und den royalistischen Forderungen der Macedonier Genüge that, um die Krone rechtlich an sich zu bringen, wird in den Quellen nur im Allgemeinen erwähnt. Justin berichtet über Wahrsagungen, dass Macedonien unter einem Sohne von Amyntas mächtig sein werde¹⁾. Diese Anwendung oder Benützung religiöser Mittel, um den unmündigen Enkel jenes Amyntas II. (gleichsam den letzten Merovinger) rechtmässig vom Throne zu entfernen, lässt auf politische Massregeln schliessen, welche Philipp in derselben Absicht ergriffen, mit den Angesehensten des Landes die wichtige Angelegenheit berathen haben muss. Ein Staatsstreich in jenen Zuständen lässt sich nicht denken, auch wäre er überflüssig gewesen, denn dem königlichen Kinde fehlte die unter solchen Verhältnissen unumgänglich nothwendige Eigenschaft, ein reifes Alter, Bedingung des Commando und hiemit auch der Regierung; hingegen war Philipp volljährig, der älteste und zugleich einzige Prinz in der geraden Linie des regierenden Hauses. Vor Allem musste er die Prätendenten bekämpfen, und durch ihre Niederlage hat der Sieger die macedonische Krone gleichsam erobert. Allein noch blieb das Land zu erobern übrig, gefährliche Kriege droheten allerseits. Da trat das Volk auf und bewog den Regenten sich zum Könige zu erklären²⁾. Die Legalität dieses Actes kann man nicht bezweifeln, da Amyntas mit der Tochter Philipps II. vermählt, während dessen langer Regierung friedlich am Hofe lebte und keine unter vielen günstigen Angelegenheiten ergriff, um Ansprüche

¹⁾ VII. 6. . . . *vetera Macedoniae fata, uno ex Amyntae filiiis regnante florentissimum fore Macedoniae statum.*

²⁾ *At ubi graviora bella imminebant serumque auxilium in expectatione infantis erat, compulsus a populo regnum suscepit. Justin. VII, 5.*

auf den Thron zu äussern, die Legitimität des anerkannten Königs zu verdächtigen.

159. (Stellung Philipp's II. zu den Nachbarstaaten. Seine offensiven Kriege. Intervention in Thessalien. Bündniss mit den Olynthiern gegen Athen. Zustände der macedonischen Macht vor dem Ausbruche des hl. Krieges.)

Auf die blosse Vertheidigung des Reiches durfte sich Philipp nicht beschränken. Seine unmittelbaren Nachbarn, alte Gegner Macedoniens, die Olynthier und noch mehr die unruhigen herrsch- und habsüchtigen Athener liessen keine Gelegenheit dem Könige zu schaden unbeachtet, und die Ersteren waren der mächtigste Staat auf der macedonischen Halbinsel Chalcidice, die Letztern herrschten in den griechischen Städten, an der Küste des macedonischen Festlandes und zugleich strebten sie den Besitz von Amphipolis an; man kann beide Reiche, natürliche, gleichsam geographische Feinde Philipp's nennen. So wie der griechischen, war auf der nachbarlichen Barbarenwelt nicht zu trauen. Fürwahr, Macedonien hatte die Pflicht, sich auszubreiten, sichere Grenzen und vortheilhafte Bündnisse zu suchen, oder es musste neuen Calamitäten entgegengehen. Diese vielfach schwierige Aufgabe Philipp's, fiel mit einem ungewöhnlichen Thatendrange unter den Griechen und Barbaren zusammen, nur durch die Kunst, die Arbeit zu theilen, die Barbaren von den Griechen, die griechischen Staaten unter einander zu trennen, vermochte Philipp sich zu behaupten, und gewiss war es leichter die griechische Anarchie zu besiegen, als die Macht hiezu im Angesichte der Griechen, welche jeden Schritt des Königs mit Misstrauen und Neid beobachteten, aufzubauen.

Unter allen Gegnern Macedonien's waren bestimmt die Athener die mächtigsten und die unternehmendsten, allein wichtige Verhältnisse und gewaltige Ereignisse leiteten die Aufmerksamkeit der Republik von Philipp auf andere Punkte hin und begünstigten die Absichten des Königs. Das Reich der barbarischen Odrysen, welches eben die Athener, durch Verrath an der Gesittung, gegen Macedonien gerichtet hat-

ten, vermochte nun den Athenern den thracischen Chersonesus, eine für Finanzen, Handel und Seemacht äusserst wichtige Landschaft zu entreissen. Vergebens bestrebte sich Athen den Besitz durch gewöhnliche Mittel der Intrigue und der Unterhandlungen wieder zu erlangen und die Zustände hinderten es Waffengewalt zu gebrauchen. In Euböa rief eine Parthei die Thebaner, einer andern kamen die Athener zu Hülfe (358) und obschon bald der Friede eintrat, reifte der Entschluss bei den Bundesgenossen Athens das Joch desselben abzuwerfen. Philipp benützte diese Lage Griechenlands, um die barbarischen Illyrier anzugreifen, besiegt sie und erobert das Land bis zum See Lynchis, wodurch Macedonien eine vortheilhafte Grenze im Westen erlangt, gegen Uiberfälle der Illyrier geschützt wird. Es war der erste offensive Krieg des Königs, äusserst wichtig für das orientische Königreich, da die Hauptmacht der Barbaren gebrochen, ein Theil Illyriens Macedonien einverleibt wurde.

Der zweite offensive Krieg galt der Stadt Amphipolis (358—357), Athen gab selbst Anlass hiezu. Philipp hatte diese für Athen und noch mehr für Macedonien durch Fruchtbarkeit, Lage, Schiffbauholz und die Goldgruben des Pangäus bei Crenidä wichtige Stadt und Landschaft für selbstständig erklärt, die Athener machten ihm durch ihre Gesandten den Vorschlag, die Republik, für Abtretung von Pydna, in der Eroberung von Amphipolis heimlich zu unterstützen. Philipp liess sich in die Unterhandlung ein, er soll sogar den Antrag angenommen haben, allein im Interesse seiner Sicherheit konnte er Amphipolis den Athenern nicht preisgeben, vielmehr beeilte sich der König die erste Gelegenheit zu ergreifen, um die Stadt zu belagern. Eine Parthei schickte Gesandte nach Athen und bath um Hülfe, jedoch zauderten die von ihren Bundesgenossen schon bedroheten Athener. Byzanz will nicht mehr gehorchen, um es zu bezwingen, wird die athenische Flotte ausgeschiedt und wie gewöhnlich auf Kosten der stets bedrückten Bundesge-

nossen ausgerüstet. Die mächtigsten unter ihnen Rhodus, Chios nebst Byzanz schliessen einen Bund gegen Athen, welchen der König von Carien unterstützt. Während dieses für Athen nicht glücklichen Bundesgenossen-Krieges (357—355) unterwirft sich Philipp, nach der Einnahme von Amphipolis, auch die Stadt Pydna.

Noch wichtiger als diese Erwerbungen, waren für die Zukunft Macedoniens die moralischen Eroberungen des Königs in Thessalien. Das unglückliche, durch die Tyrannen von Pherae gedrückte Land kämpfte dawider, unter der Leitung der Aristokratie, vor Allem des Geschlechtes der Aleuaden. Dem macedonischen, einem orientischen Königreich, konnten die Zustände Thessaliens, eines ebenfalls orientischen Landes (das Verhältniss beider war wie jenes Polens und Oesterreichs), nicht gleichgiltig sein, übrigens waren die Aleuaden, Heracliden und standen seit alten Zeiten in Verbindung mit der heraclidischen Dynastie Macedoniens ¹⁾, bei welcher sie gewöhnlich, wie auch nun, Hülfe suchten. Philipp erschien zur Vertheidigung und gab dem Lande die Freiheit wieder, ohne die geringste Entschädigung für den geleisteten Dienst zu verlangen. Anders haben diesem Lande gegenüber die Thebaner verfahren, welche es knechten wollten, selbst der König Alexander II. hat ehemals das bedrängte Thessalien nicht mit Grossmuth behandelt. Der wahrhaft königliche Sinn Philipp's lieferte zugleich einen Beweis seiner Staatsweisheit, denn Thessalien war als mächtiger Bundesgenosse und als Scheidewand vom anarchischen Griechenland, für Macedonien doppelt wichtig.

Durch solche Erfolge liess sich der junge König zur Uiberschätzung seiner Macht und zur Geringschätzung seiner Gegner nicht verleiten, er wusste genau, dass ihm die Griechen selbst ohne Hülfe der Barbaren gefährlich werden

¹⁾ Es ist daher nicht wahrscheinlich, wie es Viele annehmen, dass Philipp erst nach dem Ausbruche des heiligen Krieges den Thessaliern zu Hülfe kam.

könnten, daher berechnete er mit ängstlicher Umsicht jede seiner Unternehmungen und räumte stets der Staatskunst den Vorzug vor der Waffengewalt ein. Seine unmittelbaren Nachbarn, die Chalcidier, sahen den Fortschritten der Macedonier nicht ohne Unruhe zu, Athen war bereit mit den Olynthiern zu unterhandeln, um mit ihnen ein Bündniss gegen Philipp zu schliessen. Der König wendet sich an Olynth, verspricht ihm die Hegemonie über Chalcidice und die Abtretung von Anthämus und Potidäa, wenn es sich zum Bunde gegen Athen entschliesst, die Olynthier stimmen bei, die von Athen abhängige wichtige Stadt Potidäa wird erobert (358—357 ¹⁾), den Olynthiern übergeben und die athenische Besatzung entlassen ²⁾. Noch blieb den Athenern auf dem macedonischen Boden die Stadt Methone (von wo aus Athen den Argäus gegen Philipp unterstützt hatte) übrig, endlich wurde auch diese von Philipp belagert und erobert ³⁾. Schon früher, unmittelbar nach der Eroberung von Potidäa, hat der König Crenidä in Thracien und die einträglichen Goldgruben dieser Gegend erworben; das schnelle Aufblühen der nach seinem Nahmen benannten Stadt Philippi, beurkundete die Zunahme der Finanzquellen (jährlich 1000 Talente) des immer mächtigern Königreichs.

So vermochte Philipp II. in einem Zeitraum von weniger als vier Jahren das Königreich Macedonien gleichsam neu zu gründen, er hat es wieder erobert, beruhigt, arondirt, vergrößert und bereichert, bei den Barbaren Furcht, bei den orientischen Griechen Zutrauen und nur bei den anarchi-

¹⁾ Winiewski (*Comm. . . de corona*) und Brückner (König Philipp) versetzen diese Eroberung in das erste Jahr Ol. 106, Diodor in das dritte Ol. 105.

²⁾ Diod. 16, 8. Was Demosthenes über die Behandlung der athenischen Colonisten sagt, verdient keine Beachtung.

³⁾ Die Zeit dieser Eroberung, (bei welcher Philipp ein Auge verlor), kann nicht mit Gewissheit bestimmt werden, höchst wahrscheinlich war es im Jahre 353.

schen, aber zugleich ohnmächtigen griechischen Staaten Hass erregt. Neben der Autorität im Äussern, nahm die Macht Macedoniens auch im Innern zu, die macedonische Phalange (welche Philipp den Thebäern entlehnt haben soll), bildete sich unter der Leitung des siegreichen Feldherrn zu einer nationalen Schlachtordnung aus und scheint mehr als eine einfache Verbesserung ¹⁾ dem Organisationsgenie des Königs zu verdanken gehabt. Wohl fehlte der durch die schwere Cavallerie ausgezeichneten Armee des Berglandes einer entsprechenden leichten Reiterei (nur ein Theil Unter-Macedoniens und Elimia waren hiezu geeignet), allein die nahen Verbindungen mit dem Lande der berühmten thessalischen Reiter, führten dem Könige auch diese Waffe zu. An Flotten, obschon in dieser Hinsicht Macedonien sehr günstig gelegen war, mangelte es dem Königreiche gänzlich, selbst diese liess Philipp, nach der Verdrängung der Athener, welche die vorzüglichsten Seepuncte Macedoniens besetzt hielten, entstehen, und gelingt ihm diese Unternehmung, dann hat Macedonien weder die Barbaren, noch die Macht der vereinigten griechischen Staaten zu fürchten.

160. (Stellung Philipp's zum hl. Kriege.)

Uibrigens waren nicht Bündnisse zwischen den Griechen, sondern vielmehr die fortwährenden Kämpfe unter ihnen, eine permanente Gefahr für Macedonien. Vor Allem wurde sie dringend, seit die griechische Streit- und Raubsucht nach der Erschütterung aller Grundlagen des Staates und der Sittlichkeit auch das Kirchliche angegriffen und durch Plünderung der Kirchenschätze zum hl. Kriege geführt hatte.

Den ersten Grund des Religionskrieges muss man in der allgemeinen Lage, in der Sitten- und Rechtslosigkeit Griechenlandes suchen, den je mehr die Unsicherheit zunahm, desto lebhafter äusserte sich bei den dadurch Verletzten das

¹⁾ Dass selbst die Illyrier eine systematische Schlachtordnung kannten, geht aus der Beschreibung der Schlacht, zwischen Philipp und Bardylis hervor. Diod. 26, 4.

Gefühl der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Autorität, welche in streitigen Fragen zwischen Staaten, wie ein Tribunal in Civil-Angelegenheiten, entscheiden, das Recht und die allgemeine Sicherheit schirmen würde. Ehedem, in den Zeiten des vorherrschenden religiösen Gefühls, bestand zum Theile so eine Autorität im Tempel zu Delphi, die Stämme und Völker, welche die Gottheit Apollo's verehrten, hielten dort ihre Zusammenkünfte, brachten Opfer dar und pflegten die Diener des Tempels über die Zukunft und Gegenwart zu befragen; der Ausspruch der Amphictyonen in streitigen Fragen, war für die Frommen verbindlich. Wohlthätige Einrichtungen mögen auf diesem Wege der moralischen Sanction erzielt worden sein, sie lebten in der Tradition griechischer Völker, welche dieser religiösen Institution auch politische Vortheile, so das Verbot die Städte während des Krieges zu zerstören etc. verdankten; offenbar äusserte sich durch den Tempel das Bewusstsein derselben Religion und Nationalität unter den Griechen, das patriarchalische Gefühl der Nothwendigkeit einer gemeinsamen Ordnung und Eintracht.

Allein so ein auf dem menschlichen Wege aufgebautes Werk kann nicht gedeihen, denn neben dem Gewissen, welches den wahren Gott sucht, wirkt auch die Erbsünde des Menschen, das Interesse, die Leidenschaft etc. Die Hindernisse ein Völkertribunal zu errichten, müssen sich bald herausgestellt haben, denn die amphictyonischen Stämme schickten schon in ältern Zeiten Abgeordnete nach Delphi, zum Theile, um den Aussprüchen Nachdruck zu geben und vielmehr um die Entscheidungen zu controlliren, auf dieselben einzufliessen. Gewiss erschienen ursprünglich die Abgeordneten der zwölf amphictyonischen Stämme, (wie es der Nahme selbst erweist) nur aus der Umgegend von Delphi, dadurch litten die katholischen Tendenzen der Versammlung und diese erhielt eine immer mehr örtliche Bedeutung. Uibrigens wurden die griechischen Stämme durch Kriege und Eroberungen bewegt, getrennt, zerstreut, auch die religiöse Einheit muss dadurch,

ferner durch Berührungen mit dem Oriente und mit den Colonien etc. viel eingebüsst haben. Endlich, je mehr sich die Staaten auf dem rationalistischen Wege durch Partheien und ihre Führer, um die Tradition unbekümmert, entwickelten, zu einer Regierungsmaschine wurden, desto mehr emancipirten sie sich von dem Einflusse der Religion, die Berechnung und die sogenannte Staatsklugheit verdrängten die Gottesfurcht, man appellirte an die Volksversammlung und an die Macht; jeder Versuch eine politische Sanction dem Ausspruche der Götter zu verschaffen, musste misslingen.

Mittelst der Geschichte des Papstthums kann man sich die politische Ohnmacht der Amphictyonen versinnlichen; obschon der wahre Gott auf Erden erschien, die Menschheit mit dem lebendigen Wort belehrte, Seinen Staathalter einsetzte, die Kirche und ihr Oberhaupt durch Wunder und eine Reihe von Heiligen und Märtyrern unterstützte, hat sich nicht sogleich die Oberherrlichkeit der Kirche, selbst mit Hülfe grosser Monarchen, geltend gemacht und nachdem die Päpste, durch Jahrhunderte, ihr heiliges Recht wirklich ausgeübt hatten, wurde es durch Rationalisten, unter dem Vorwande von Missbräuchen, der Kirche streitig gemacht und die entarteten Staaten kämpften fortwährend für oder gegen die Hegemonie (Principat) einer Grossmacht und suchten im trügerischen Systeme eines politischen Gleichgewichts jenen Schutz, den in früheren Zeiten die Völker im Gehorsam gegen das unfehlbare Tribunal des hl. Vaters thatsächlich fanden.

Ebenso war es in Griechenland; übrigens lässt sich bei den Heiden, inmitten von grässlichen Bürger- und Vertilgungs-Kriegen, eine geistliche Autorität im Politischen kaum denken, wirklich kommt in der historischen Zeit kein Beispiel einer wirksamen geistlichen Intervention in den Kämpfen griechischer Staaten vor, obschon denkende Gemüther auf den Anblick der Verwüstung nach einer segnenden Autorität, wie das christliche Papstthum, sich gesehnt haben mögen. Allein wie in neuen christlichen Jahrhunderten, selbst

nach der Verläugnung des päpstlichen Rechtes die Könige unmittelbar zu leiten und die Königreiche mittelbar zu regieren, dennoch der päpstlichen Gewalt das Geistliche eingeräumt wurde, ebenso achteten die Griechen die Autorität von Delphi bezüglich des Religiösen, der Heiligkeit der Kirchengüter, des Eides etc. Dieser Widerspruch des Menschen, den Körper vom Geiste zu trennen, dem Ewigen, der Gottheit, einen beschränkten Raum willkürlich anweisen zu wollen, der Widerspruch des Menschen Gott für mächtig und sich selbst für noch mächtiger und klüger zu halten, ist so alt wie der Rationalismus und die Erbsünde. Mit einem Wort, wie Christen in neuen Jahrhunderten, gingen auch die Griechen in die Kirche, unterzogen sich dem Ritus, jedoch der Freiheit unbeschadet, zu Hause und im Staate zu leben „wie es beliebt“.

Die Folgen solcher Gesinnung, der Gleichberechtigung des Staates mit der Kirche (des Menschen mit den Göttern) konnten nicht ausbleiben. Nach der Plünderung des öffentlichen und des Privat-Eigenthums, musste die Reihe an Kirchengüter kommen, das Wort treulos geworden und dennoch ungestraft geblieben, seheute sich nicht die Götter anzurufen, kein Versprechen war mehr für heilig gehalten, die einzige Bürgschaft bestand im Rechte des Stärkern.

Durch diese Zustände hatte, neben andern Staaten, auch Theben zu leiden, die Spartaner, um es zu knechten, bemächtigten sich verrätherisch seiner Veste Cadmāa, durch ein solches Verfahren empört, sinnen die Thebaner auf Rache, allein die menschlichen Mittel fehlen, da erinnert man sich, dass die Aggressoren einem beeideten Vertrage zuwider gehandelt, hiemit auch die Götter beleidigt haben. Theben klagt die Frevler bei dem Kirchentribunal von Delphi an, die Spartaner werden zu einer bedeutenden Geldbusse verurtheilt.

Welchen Eindruck dieses Einschreiten des geistlichen Ansehens auf die entarteten Griechen machte, kann nicht bestimmt werden, denn einerseits war nicht zum ersten Male

so ein Urtheil gefällt und hatte dennoch keine weitere Folgen, andererseits konnte dieser Entschluss der Pylaja nicht ohne alle Bedeutung bleiben, denn das Religiöse war nicht allgemein verfallen, noch pilgerten die Frommen nach Delphi, die zunehmenden Schätze des Tempels beurkundeten, dass der Glaube an die Götter sich nicht gänzlich verloren hatte; die Amphictyonie zu einem rein-religiösen Institute geworden, lebte als eine zur Handhabung der Eintracht und des Rechtes bestimmte Autorität in den Ideen der Griechen. Allein wer wird dem Auspruche die Sanction verleihen? Die Geldbusse wurde nicht gezahlt, der Krieg zwischen Theben und Sparta dauerte fort, selbst nach seiner Beendigung hörte die Feindseligkeit nicht auf, beide Theile strebten nach der Hegemonie, suchten eifrig Bundesgenossen und beobachteten ihre Nachbarn. Die gefährlichsten unter diesen waren für Theben die Phocäer, deren Land zwischen Thessalien und Böotien gelegen, stets zu den Tyrannen von Pherae, Gegnern Thebens, hielt und auf die Böotier, Bundesgenossen, vielmehr Unterthanen der Thebaner, Grundlage der Macht der Letztern, Einfluss nehmen wollte. Ihrerseits fühlten sich die Phocäer durch die Macht Thebens über Boötien und den thebäischen Einfluss in den Städten Thessaliens bedrohet, in der Selbständigkeit gefährdet. Daher der Hass beider Völker, welcher sich unter der Gestalt eines religiösen Fanatismus unmenschlich äusserte, aber gewiss in der Politik seine nächste Ursache hatte.

Den Anlass zum Kriege gaben die Thebaner, sie benutzten ihren Einfluss in Delphi, um den früheren Ausspruch gegen Sparta zu erneuern und zu verschärfen. Auch gegen die Phocäer, welche sich in früheren Zeiten eines Theils der delphischen Kirchengüter bemächtigt hatten, bestand ein ähnlicher Ausspruch, dieser wurde ebenfalls erneuert und verschärft, vielleicht wurde das Urtheil erst jetzt gefällt. Die Phocäer beschlossen unter dem Vorwande, dass ihnen der Vorstand des Tempels gebühre, den Ausspruch nicht zu beachten, vielmehr sich des Tempels zu bemächtigen, sie un-

terhandeln mit den ebenfalls verurtheilten Spartanern, der König von Sparta verspricht heimliche Hülfe. Philomelus, einer der vornehmsten Bürger von Phocis, wird zum Strategen mit grossen Vollmachten erwählt, erstürmt Delphi und den Tempel (357 oder 356), lässt die Diener und die Vertheidiger der Kirche, Wächter des seit Jahrhunderten angehäuften Schatzes, ermorden, wirbt Söldner an und ist entschlossen an die heiligen Schätze Hand zu legen, obschon er heuchelnd erklärt, dass er sie nicht antasten werde. So hat der griechische Protestantismus begonnen, die Säulen auf denen die Decrete der geistlichen Gewalt Griechenlands verzeichnet waren, wurden umgestürzt.

Gegen dieses Sacrilegium erklärten sich die Griechen allgemein. Inmitten selbst des ausgebreitetsten Verfalls des Religiösen, gibt es gewöhnlich Individuen, Körperschaften, Partheien und Völker, welche beim Anblick der menschlichen Entartung das Göttliche beherzigen; wie alternde Individuen so blicken auch ablebende Völker auf ihre Wiege zurück. Auch bei den Heiden (da ihnen ein Theil der wahren Offenbarung bekannt ist) kann man eine sittliche Rene, eine Art von religiöser Reaction zulassen. Der Ausspruch des geistlichen Tribunals wurde von den amphictyonischen Staaten bestätigt, der Krieg gegen die Phocäer beschlossen. Die Thebaner, Locrier, Dorier etc., ferner alle Völker Thessaliens sind zum heiligen Kriege bereit, sogar Abbä, eine phocische Stadt, trennt sich von den frevelnden Phocäern; offenbar war noch nicht ganz Griechenland gottlos. Die Locrier wagen, ohne Bundesgenossen abzuwarten, einen Einfall in Phocis, sie werden aber zurückgeschlagen, ihr Land durch phocische Söldner geplündert. Nur Athen und Sparta, die Spaltung Griechenlands und den Sturz Thebens wünschend, erklärten sich für den *status quo* der Protestanten. Auf die Frage der Frevler muss die pythische Priesterinn antworten, dass Apollo dem Strategen von Phocis die Macht nach Belieben zu handeln ertheilte ¹⁾. Diess war in Folge der Grund-

¹⁾ Diod. 16, 27.

sätze des griechischen Protestantismus zu erwarten, denn wem die Landschaft angehört (*cujus regio, ejus et religio*), dem gehört auch die Kirche.

Allein die Gläubigen ermannen sich und treten mit einer grossen Macht auf, Philomelus ergreift die Initiative, er hat sich schon des Tempelsschatzes bemächtigt, zahlreiche Söldner, an denen es im entarteten Griechenland Ueberfluss gab, fliessen ihm zu. Die Locrier werden neuerdings überfallen, die Böotier und Thessalier kommen ihnen zu Hilfe, man kämpft beiderseits mit Leidenschaft und Grausamkeit, die phocischen Gefangenen werden als Tempelschänder getödtet, die Söldner üben Repressalien aus. Mehrere Mal wurden die Alliirten geschlagen, endlich gelingt es ihnen die Phocäer zu besiegen (353), Philomelus tödtet sich.

Selbst von dieser Niederlage vermögen sich die Besitzer des hl. Schatzes zu erholen, die Habsucht, vorherrschende Leidenschaft bei ablebenden Völkern, ist ihr wirksamer Bundesgenosse. Während die Alliirten den Krieg für beendet halten und auch Phocäer nach Frieden seufzen, vermag Onomarchus, Bruder des Philomelus, sein Land zu terrorisiren, lässt sich zum Strategen mit unumschränkter Gewalt ernennen, er wüthet nach dem Rückzuge der Thessalier gegen Locrien, Böotien, Dorien etc. seine Bundesgenossen in Thessalien, die Tyrannen von Pherä, erlangen auch die Oberhand, der Krieg wird auf dieselbe verwüstende Art fortgeführt. Je mehr das Kriegsglück die Kirchenräuber begünstigt, je mehr sie Weihgeschänke zu Waffen und Münzen missbrauchen, desto tiefer fällt die Sittlichkeit der Völker und die Erwartungen eines vollständigen Sieges der Frevler nehmen zu. Nie befand sich Griechenland in einer so grässlichen Lage, wer wird nun die Götter Griechenlands beschützen?

Das fromme Königreich Macedoniens hatte die Pflicht eingesehen für die beleidigte Religion aufzutreten, allein er wurde in Thracien in Anspruch genommen. Philipp hat dort seine Besitzungen ausgebreitet, wodurch er mit den Odrysern

und den Athenern im fortwährenden Streite stand, doch sollte er den Unfug in Griechenland nicht dulden, Apollo, vorzugsweise eine dorische Gottheit, war bei den Macedoniern im hohen Ansehen und gewiss rief das Volk den König zum Kampfe. So lange die griechische Anarchie eine politische und sociale verblieb, konnte sie der König unbeachtet lassen, als sie aber zum religiösen Protestantismus geworden war, forderte sie den Priester-König zum Kampfe heraus. Uibrigens hat sich der hl. Krieg nach Thessalien zu Gunsten der Tyrannen und gegen die Aleuaden, Nachbarn und Bundesgenossen Philipp's, gezogen. Als sie äusserst bedrängt, den König um Hülfe ansprachen, durfte er sie ihnen nicht versagen; er befand sich in einer dem in Böhmen von Protestanten angegriffenen Kaiser Ferdinand II. höchst ähnlichen Lage. Wohl hat er die Phocäer unter Phayllus, Bruder des Onomarchus, verdrängt, allein bald erschien der Stratege selbst mit einer grossen Macht und schlug den König in zwei Schlachten; das erste Einschreiten Philipp's in die allgemeinen Angelegenheiten Griechenlands war ihm nicht günstig. Offenbar nicht in Folge einer List, nicht aus berechnetem Interesse hat er sich in den Religionskrieg verwickelt. Geschlagen, musste er sich zurückziehen.

Jedoch zwingen ihn die Kirchenräuber und Tyrannen wieder aufzutreten. Lycophron von Pherä verbindet sich in niger mit den Phocäern, um ihnen Thessalien, da er es gegen Macedonien nicht behaupten kann, zu unterwerfen, Onomarchus bringt eine ungeheure Macht zusammen, Philipp stellt sich an die Spitze des thessalischen Volkes und rückt mit einem zahlreichen macedonischen Fussvolke und thessalischen Reitern an; es war ein entscheidender Augenblick im Leben des Griechenthums, ein Kampf zwischen orientischen Griechen und dem entarteten, regierungs- und gottlosen Griechenland, ein Kampf zwischen den Grundsätzen der Gesittung, der Freiheit, der Religion und den entsetzlichsten Maximen, die nur bei wilden und verwilderten

Völkern möglich sind. Die Vorschung entschied für die Gesittung, die „mit Lorbeern bekränzten“¹⁾, Macedonier erkämpften einen vollständigen Sieg über die Söldner, Onomarchus bleibt in der Schlacht, Thessalien war gerettet (352).

Auch Griechenland wollte Philipp retten die Phocäer in ihrem Lande angreifen, allein die Griechen aus altem Hass gegen das Recht und die Ordnung, aus Neid gegen Theben und die würdige Stellung des Befreiers, begeistern sich für die Tempelschänder, die Athener mit 5000, die Achäer mit 2000, die Spartaner mit 1000 M. verstärken den Haufen phocäischer Söldlinge. Die Athener sollen den König gehindert haben über die Thermopylen zu gehen²⁾; gewiss hat diese Opposition dem erschöpften Königreich und dem verwüsteten Thessalien keinen Schaden gebracht.

¹⁾ Iustrn. VIII, 2. Zum Zeichen, dass sie für die Gottheit kämpften, ungefähr wie die christlichen Kreuzritter.

²⁾ Es ist viel wahrscheinlicher, dass sich der König auf den Anblick der äussersten Unordnung Griechenlands, welche in eine neue Epoche eintrat, zurückzog; das Erscheinen einer unbedeutenden Seemacht der Athener bei den Thermopylen, hätten ihn gewiss nicht gehindert in Griechenland einzudringen. Dass dieser Pass nicht unzugänglich war, hat das traurige Ende des Leonidas erwiesen, übrigens gab es in Griechenland keine Leonidas mehr, hingegen stand Philipp seinem Vorgänger, Alexander I., nicht nach und kannte gewiss genau, wie der Letztere, die Topographie Thessaliens. Wohl prahlten die Demagogen immerwährend, vorzüglich Demosthenes, dass die athenische Flotte den König zum Rückzuge gezwungen hat, allein Demosthenes hat die Kriegskunst nicht besser als die Staatskunst verstanden. Warum hat er, vor der Schlacht bei Chäronea, (in welcher er sich keineswegs auszeichnete und die Flucht ergriff) die Thermopylen nicht besetzen lassen? Uebrigens hing diese Stellung nicht von der Willkühr der Athener ab, die Phocäer haben dieselbe den Locriern entrissen und hielten sie besetzt. Selbst nachdem sie einen Vertrag mit Athen geschlossen hatten, um der Republik die Städte Alpinos, Thronion und Nicäa, welche den Pass beherrschten, zur Vertheidigung zu übergeben, verweigerten sie die Uebergabe und die phocäische Regierung lies

161. (Olyntischer Krieg).

Während Phayllus den Kampf an der Spitze der Phocäer und Söldner fortsetzt, und die endlosen Wirren dieses Krieges sich immer mehr ausbreiten, während im Peloponnes leidenschaftliche, obschon nutzlose Fehden vor sich gehen, werden auch die Griechen auf der chalcidischen Halbinsel von der allgemeinen Streitsucht befallen und sie bedrohen den König. Das seit jeher gegen Macedonien undankbare Olynth, welches jede unglückliche Lage des Königreichs zu missbrauchen pflegte, wollte auch nun die vielfachen Anstrengungen Macedoniens ausbeuten, obschon es dem Könige Philipp den Besitz von Anthemus, Potidäa und die Vorherrschaft in Chalcidice schuldete, und in Folge dieser Stellung, seine Macht bedeutend aufblühen sah. Noch während der Kämpfe Philipp's in Thessalien haben die Olynthier das Bündniss gebrochen und sich mit Athen gegen Macedonien verbunden¹⁾, Feinde des Königs aufgenommen. Durch seine Lage war

die athenischen Gesandten in Fesseln legen. Dass die Phocäer mehr dem Könige als der Republick trauten, haben auch die Folgen erwiesen. Als Philipp nach der Besiegung von Chalcidice und Thracien mit einer Armee in den Thermopylen erschien, welche Phalencus mit einem zahlreichen Heere bewachte, hat der Letztere die Stellung bescheidener als der athenische Redner beurteilt und eine Schlacht dem Philipp zu liefern nicht gewagt. Auch der König befürchtete die Besetzung der Thermopylen durch die Athener nicht, denn er hat Nicäa nicht behalten, sondern den Thessaliern überlassen.

- ¹⁾ Demosthenes die Olynthier vertheidigend (Olynth. III. p. 30) hat ihr Unrecht und jenes der Athener deutlich erwiesen, er führt als Grund des Krieges das Bündniss der Olynthier mit den Athenern und die Machinationen der Letztern an. „Damals glaubten wir“ sagt naiv der Redner „diese Leute (Olynthier) gegen ihn (Philipp) auf alle Weise zum Kriege treiben zu müssen und was damals Alle im Munde führten, das ist jetzt, gleichviel auf welche Weise, geschehen“.

Demosthenes scheint kein vorzüglicher Advocat und Verehrer des Völkerrechtes gewesen zu sein, allein er ging geraden Wegs zum Ziele. Wenn man seine Reden

Olynth ein gefährlicher, gleichsam innerer Feind Macedoniens, daher konnte Philipp beim Anfange des Krieges sagen, dass entweder er aus Macedonien, oder die Olynthier aus ihrer Stadt weichen müssen. Das Letztere trat ein. Obgleich die Republikaner eine bedeutende Macht zusammengebracht haben und von den Athenern, welche gewöhnlich ihre Verbündeten im Stich liessen, oder ihnen zu spät Hülfe brachten, mit zahlreichen, zu wiederhohnten Malen abgeschickten Truppen unterstützt wurden, erlagen sie schon im zweiten Feldzuge, Olynth war zerstört, die Halbinsel erobert (348), die athenischen Hülfsstruppen, welche Philipp so oft mit Grossmuth behandelte, wurden nun als Kriegsgefangene festgehalten. Die Republikaner suchten den gewöhnlichen Trost, indem sie über Verrath klagten. Vor Allem liess Demosthenes die vorherrschende unter seinen rhetorischen Figuren, jene des Widerspruches wirken und stets sprach er von der zu grossen Macht des Königs, allein wenn es sich um dessen Siege handelte, so waren sie dem Demosthenes nur Folgen des Verrathes; der geschäftige Redner hatte keine Zeit zu denken und sich die Frage zu stellen, warum es nicht unter den Macedoniern, sondern nur unter den Republikanern einen Ueberfluss an Verräthern gab. Die Olynthier hat Philipp mit grosser Strenge behandelt, als Sklaven verkauft; vielleicht war dieses Verfahren eine Demonstration gegen die mitschuldigen Athener, welche ganz Griechenland für Olynth und gegen Philipp bewegten.

162. (Stellung der Griechen, besonders der Athener zu Philipp, Friede des Philocrates zwischen Philipp und Athen.

Während des olynthischen Krieges haben die aus Pherae vertriebenen Tyrannen und diese von Philipp mit Freiheit beschenkte, allein nie verlässliche Stadt die Lage des

liest, so glaubt man eine Rechtsdeduction Peter's I, Catharinens II, Nicolaus I. zu lesen; das Merkmahl der Griechen, die *graeca fides*, will sich unter keiner Culturstufe verläugnen.

an mehreren Puncten zugleich in Anspruch genommenen Macedoniens benützt, um dessen Bundesgenossen zu gefährden, Thessalien zu bedrücken, jedoch erschien der König wieder und beruhigte das Land. Ungeachtet dieser Erfolge und des wohlthätigen Wirkens Philipp's, beharrte das unverbesserliche Athen in seiner Feindseligkeit gegen den König und war des stets unglücklichen Kampfes gegen ihn nicht müde, seit dem Falle von Amphipolis, vielmehr seit dem Antritte der Regierung Philipp's, nützte es sich in fruchtlosen Fehden gegen Macedonien ab. Die fortwährend geschlagene und im Innern bewegte Republik, die ihren Einfluss weder im nachbarlichen Euboea, ja nicht unter den Bundesgenossen zu wahren vermochte, liess sich durch Betrüger in dem Wahne erhalten, dass sie berufen ist die Völker - Freiheit (wogegen Athen gewöhnlich mit einem entsetzlichen Cynismus handelte) in Schutz zu nehmen, die Griechen unter dem Vorwande, dass Philipp nach ihrer Bedrückung strebe, gegen ihn zu waffnen. Anders als die Athener beurtheilten den König die Locrier, Dorier, etc., sie hatten Zutrauen zu ihm, in Euboea war sein Einfluss vorherrschend, die Thebaner und vorzüglich die Thessalier verhofften auf seinen Schutz. Vor Allem während des olynthischen Krieges, war diese Beweglichkeit der Athener sichtbar, sie gaben sich viele Mühe, um alle Hellenen gegen Philipp zu richten, der Traum einer Hegemonie¹⁾ schien dem abgelebten Staate eine febrile Thätigkeit zu verleihen. Athenische Gesandte wurden in allen Richtungen an hellenische Staaten abgeschickt, um sie zur Thätigkeit gegen Philipp und zur Strenge gegen Verräther (so nannte man die Besonnenen) zu ermuntern, jedem Staate wurde die Hülfe Athens zugesagt²⁾. So wurde Aeschines nach Arcadien gesandt, um das Volk gegen dessen Oberhäupter, welche dem Könige geneigt waren, aufzuwiegeln,

¹⁾ „Vorzüglich eiferte Demosthenes die Athener zur Uebernahme des Patronats über Griechenland an“. Diodor. 16, 54.

²⁾ *Ibidem*.

man hat sogar beschlossen, eine Bundesversammlung griechischer Staaten nach Athen zu berufen, um dort über den Krieg gegen Philipp zu berathschlagen. Jedoch wollten diese Umtriebe nicht gelingen, die Griechen ergötzten sich an den Schwätzern, welche den Krieg gegen Macedonien predigten, allein sie erwiesen sich, wie gewöhnlich, gleichgültig für das Schicksal von Chalcidice. Uibrigens befand sich Olynth schon in der grössten Gefahr, nach seinem Falle vermag Philipp in Griechenland, wohin ihn viele Völker rufen, einzudringen. Da äussert sich eine, in Republiken gewöhnliche, Reaction, nach fruchtlosen Kriegsproclamationen, ertönt ein Friedensruf in Athen, die Demagogen, selbst jene, welche bis nun am thätigsten gegen den König wirkten, Aeschines, Gesandter nach Arcadien, und Demosthenes, Verfasser der Reden für Olynth, eifern mit einander in Unterstützungen der Friedensvorschläge ¹⁾. Längst sehnte sich das Volk nach dem Frieden, die wegen Amphipolis stets, allein ohne Nachdruck, fortgesetzte Feindseligkeit der Athener gegen Philipp hat ihnen nur Nachtheile gebracht, der erschöpfte Staat brauchte Erholung. Uibrigens meinten die Staatsklugen Athens, dass sie, auf dem Gebiete der Diplomatie, die Vortheile ihres Staates zu wahren, Olynth zu retten, die Tempelräuber, Gegner Thebens, Freunde der Athener, gegen den Zorn des frommen Königs zu schützen, auf dessen Entschlüsse einzufliessen, vor Allem gegen die Thebaner zu wenden vermögen werden. Letztens, alle Denkenden sahen die Gefahr

¹⁾ Nachdem das zwischen dem ohnmächtigen, stets unruhigen athenischen Staate und dem wohlgeordneten mächtigen Königreiche geschlossene Bündniss den Erwartungen der Demagogen nicht entsprochen hatte, warfen die beiden Redner einander den Friedenstraktat vor, an Beschuldigungen der Treulosigkeit hat es beiderseits nicht gefehlt. Die Stellen in: *de falsa legatione* liefern wichtige Belege zur Geschichte des sittlichen Charakters der Demagogen, der republikanischen Diplomatie und überhaupt des republikanischen Lebens.

ein, welche Athen bedrohen würde, wenn Philipp, nach dem wahrscheinlichen Fall von Olynth, Thracien angreift, wodurch der thracische Chersonnes, der wichtigste Besitz Athens, gefährdet werden müsste. Dem mächtigen Philipp schlossen sich zahlreiche Bundesgenossen an, die Thessalier, Thebaner, Locrier; Euböer, selbst im Peloponnes hatte er viele Anhänger, hingegen stand Athen mit seinen Schwätzern, denen Niemand traute, ganz isolirt da; die einzigen Alliirten der demokratischen Republik, die Tempelschänder, sind nach der Erschöpfung des geraubten Schatzes, eine Bürde für Athen geworden. Nicht die List des siegreichen Philipp, sondern die Ohnmacht, Folge der Grundsatzlosigkeit des Staates, brachte die Athener zur friedlichen Stimmung. Nach dem Falle Olynth's wurde die Nothwendigkeit des Friedens gebiethe-
risch für Athen.

Dem Könige war es an einem Frieden mit der machtlosen Republik nicht gelegen, allein er hatte das Interesse Bundesgenossen den Tempelräubern zu entziehen und seine wahre Stellung zu Griechenland, die eines Ordners ersichtbar zu machen. Gewiss entging seinem Scharfblicke die unheimliche Lage Athens nicht, daher kam er den Athenern zuvor und äusserte den Wunsch eines Friedens mit ihnen, jedoch gab er sich keine Mühe, um das Friedenswerk zu beschleunigen. Als der Schauspieler Aristodemus, welchen die Republik als Gesandten an den König abgeschickt hatte, um die Freilassung athenischer Bürger, Kriegsgefangenen Philipps, zu erwirken, die friedlichen Absichten des Königs den Athenern mitgetheilt hat, jubelte das Volk. Der Vorschlag des Philocrates, mit Philipp über den Frieden zu unterhandeln, war einstimmig angenommen; Demosthenes sprach entschieden für den Philocrates. Zehn Männer wurden zu Gesandten gewählt, unter ihnen befanden sich ausser Philocrates, Aristodemus, etc. auch Aeschines und Demosthenes, der Letztere von Philocrates vorgeschlagen.

Die Gesandtschaft scheint nicht bestimmte Instructionen erhalten zu haben, ihre Reden, so wie die Antwort Philipps

sind unbekannt. Auf das Resultat kann man mittelst der Stelle in Aeschines und Demosthenes, gleichwie aus den Folgen, schliessen und als gewiss annehmen, dass die Athener auf Amphipolis und Cardia verzichteten, hingegen versprach Philipp den Chersonnes, während der Unterhandlungen, nicht anzugreifen (347—346).

Bald nach der Zurückkunft der athenischen Gesandten trafen auch die macedonischen mit einem Briefe des Königs ein, und wurden auf den Vorschlag des Demosthenes mit besonderer Auszeichnung behandelt. In zweien, auch auf den Antrag des Demosthenes, gehaltenen Volksversammlungen, wurde nicht nur der Friede, sondern auch ein Bündniss mit Macedonien, welches Philocrates angetragen hatte, beschlossen und in einer dritten Versammlung beschworen.

Während dieser Unterhandlungen führte Philipp den Krieg in Thracien mit Nachdruck fort. Immer mehr von ihm bedrängt, wandte sich der thracische König Kersobleptes an die Athener, denen es an der Erhaltung des *status quo* in Thracien gelegen war, und verlangte durch seinen Gesandten in den Frieden, als Bundesgenosse Athens, aufgenommen zu werden. Dieser Antrag, welcher dem Philipp missfallen konnte, wurde zurückgewiesen, andererseits haben die Athener den Vorschlag der macedonischen Gesandten, die Phocäer vom Frieden auszuschliessen, nicht angenommen.

Die vorige, nun zur Abnahme des Eides von Philipp bestimmte Gesandtschaft, ging nicht sogleich nach Macedonien ab, sie reisete äusserst langsam (durch zwei bis drei Monate) zu Lande, nicht zur See, und erwartete in Pella unthätig den König, hingegen hatte sie (nach Demosthenes) den Auftrag eilends abzugehen und den König, wo er sich befinden würde, aufzusuchen, nun sogleich den Eid dem Könige und seinen Bundesgenossen abzunehmen, um die Alliirten Athens, welche in den Frieden aufgenommen wären, sicher zu stellen. Als Philipp, nach seinen Siegen über die Thracier, in Pella angekommen war, hat er sich nicht beeilt den Friedensschluss zu beschwören, es lag in seinem Interesse die Ab-

reise der Gesandtschaft zu verzögern, um Zeit zu gewinnen, die Vorbereitungen gegen die Phocier zu beendigen. Diese, ebenfalls die Hallier (welche mit den Pharsalern kämpften) hat Philipp vom Frieden ausgeschlossen, und die Gesandtschaft, unter dem Vorwande die Letzteren auszusöhnen, nach Pherae eingeladen (347—346). Dennoch hat keiner unter so vielen Gesandten die Absicht des Königs, der eigentlich schon gegen die Phocier zog, geahnt; Demosthenes, welcher in der Folge behauptete, die Pläne des Königs durchgeschaut zu haben, hatte ja Gelegenheit gehabt, dem Antrage des Königs zu widersprechen, die Gesandtschaft zu verlassen, wenigstens nach Athen über die Sachlage zu berichten. Von den Unterhandlungen kann man sich aus den widersprechenden Zeugnissen des Aeschines und Demosthenes keinen deutlichen Begriff bilden, nur diess ist gewiss, dass die Gesandten, verzankt und uneinig, sich wechselseitig verdächtigten, und dem gewandten entschlossenen Könige keineswegs gewachsen waren. Nachdem Philipp die Untauglichkeit der Gesandten ausgebeutet und seinen Zweck erreicht hatte, beschwor er den Frieden und entliess die, der Gewohnheit gemäss, beschenkte Gesandtschaft.

Wohl hätten in jener Zeit selbst erfahrene Staatsmänner nicht vermocht die schon gefassten Entschlüsse des Königs zu ändern, seinen Siegeslauf aufzuhalten (die wechselseitigen Anklagen der Gesandten erweisen nur deren Untauglichkeit); allein gewiss waren sie in der Lage, das Interesse Philipp's, welcher eines Bündnisses mit Athen bedurfte (um sich nicht den Schein eines Aggressors Griechenlands zu geben), zu benützen und günstige Bedingungen zu erlangen. Die gewöhnlich angenommene Bestechung der Gesandten bezweifle ich, denn Philipp konnte mit Sicherheit auf die Ignoranz der Gesandten rechnen, Herr seines Geheimnisses verbleiben; hingegen hätte er es eben durch die Bestechung verathen. Der Zeitverlust der Gesandtschaft erklärt sich natürlich durch den demokratischen Grundsatz, in Folge dessen sich die Gesandten ohne Oberhaupt und Führer, ohne

einen festen Plan befanden; übrigens war es dem Könige und den Seinigen nicht unmöglich auf die Verzögerung der Abreise der Gesandten einzufließen. Der Vorwurf, welchen Demosthenes der Gesandtschaft macht, dass sie den Eid den Bundesgenossen Macedoniens, vor der Ankunft des Königs und ohne dessen Einwilligung, nicht abnahm, hat keinen Sinn ¹⁾.

1) Überhaupt war diese griechische Gesandtschaft äusserst komisch, und es ist zu bedauern, dass sie von einem Lateiner wie Machiavel, Voltaire, Molière etc. nicht beschrieben wurde, um den Contrast zwischen der grenzenlosen Eitelkeit der Griechen und ihrer politischen Unbehilflichkeit hervorzuheben und Jenen zu antworten, welche die Griechen oft selbst über die Römer stellen, hingegen den Philipp für einen Barbaren halten. Wer soll reden? wer soll zuerst reden? worüber soll man reden? dieses nahm die Aufmerksamkeit der Repräsentanten Athen's in Anspruch. Endlich war das Princip formulirt, dass ein Jeder, wie es ihm beliebt, und die Jüngsten zuletzt reden. Aeschines soll seine gewöhnliche Geläufigkeit behauptet haben; allein Demosthenes vermochte nicht eine Rede zu halten, auf den Anblick des (barbarischen!) Königs gerieth er aus der Fassung, vergebens hat ihn Philipp auf das freundlichste ermuntert, der Redner konnte sich nicht sammeln. Auf jede von den neun Reden antwortete der König sogleich, der zehnte Redner konnte auf eine Antwort keinen Anspruch machen, was ihn zu einer bescheidenen Stellung, seinen Collegen gegenüber, die er bis nun hochmüthig behandelte, genöthigt hat, allein bald suchte er seinen gebeugten Geist durch Ausbrüche gegen den König und gegen die Mitgesandten zu heben.

Die zweite Gesandtschaft, jene zur Abnehmung des Eides vom Könige, ist nicht glänzender ausgefallen, wohl war nun Demosthenes in der Lage eine Rede zu halten, allein (nach der Versicherung des Aeschines) nur um seine Verdienste um den König und dessen Gesandte in Athen hervorzuthun. Auch diese Schmeicheleien hat der König nicht beachtet, den Frieden beschworen, aber ihn früher wesentlich geändert. Vor und nach der Ankunft Philipp's in Macedonien, scheinen die Gesandten fortwährend gestritten zu haben, Demosthenes prahlte, dass sein Slave und der Gesandte Derkyllos einen andern Gesandten, den Aeschines, welcher von

Die athenische Gesandtschaft erscheint nicht allein vor Philipp. Neben ihr eiferten um die Gunst des Königs die Gesandten von Phocis und Theben, jene von Lacedemon wurden erwartet. Offenbar entsagten schon die Griechen den Rathschlägen öffentlicher Betrüger und sahen ein, dass ihnen ein Schutzherr nöthig sei, obschon, der griechischen Politik und Sitte gemäss, jeder Staat was anders von Philipp erwartete, und jeder nur auf den Schaden des andern bedacht war, woraus Philipp die sittliche Nothwendigkeit ersah, als Ordner und Herr der griechischen Anarchie gegenüber aufzutreten. Allen ertheilt er Audienz, eigentlich müsste man sagen, dass er Hof hielt, und schon damals als Protector allerseits angerufen wurde; die gewandtesten Umtriebe der abgelebten demokratischen Republik von Athen hätten nicht vermocht, diese, durch langjährige Verdienste erworbene, hohe Stellung zu erschüttern.

Den nach Athen zurückgehenden Gesandten folgte Philipp mit seiner Armee nach; am Tage des Gesandtschaftsberichtes in der Versammlung von Athen wusste man schon,

einer nächtlichen Zusammenkunft mit Philipp zurückkam, überrascht haben. Durch viele Jahre lieferte diese Gesandtschaft den Stoff zu heftigen Anklagen, zu Processen und zu den bekannten Reden über die Untreue. Nie war der Hochmuth der Griechen empfindlicher gestraft, die Athener hielten viel auf ihre Fähigkeiten, vor Allem auf die Redekunst; allein als es an der Zeit war, diese Kunst zum Dienste des Staates in Anwendung zu bringen, hat sie die Athener förmlich und feierlich verrathen. Neben vielen anderen Beweisen des elenden Staatswesens der Griechen, hätte dieser die Hellenen, da sie keinen einzigen, dem Talente Philipp's ebenbürtigen Staatsmann aufzufinden vermochten, von ihrer Eitelkeit heilen sollen. Allein auch darauf, wie ehemals, bewunderten sie nur ihre eigene Werke (*Graeci . . . qui tantum sua mirantur. Tacit. Ann. II. 88*) und verdienten mit Recht das ruhmstüchtigste, eingebildetste Volk genannt zu werden: *Graeci . . . genus in gloriam suam effusissimum. Plin. Hist. natur. III, 6.*

dass der König an den Thermopylen lagere. Das Volk gerieth in Schrecken und war gegen die fahrlässigen Gesandten, dass sie über die Absichten Philipp's nichts berichtet haben, im höchsten Grade aufgebracht; allein Aeschines wusste es zu beruhigen, er erzählte ihm eine Reihe politischer Mährchen der Zukunft und versicherte, dass man nächstens von der Belagerung Theben's und von der Herstellung von Thespiä und Platea hören werde, dass die Thebaner den geraubten Kirchenschatz ersetzen werden, und dass die Euböer befürchten, den Athenern als Entschädigung für Amphipolis übergeben zu werden; endlich, dass er noch einen Vortheil für Athen erwirkt habe, worüber er jedoch schweigen wolle.

Demosthenes, welcher in seinem Gesandtschaftsberichte an den Rath die politische Lage als eine ganz entgegengesetzte geschildert hatte, protestirte vergebens gegen jene Reihe poetischer Bilder, allein vergebens; das Volk wollte ihn nicht hören und hat ihn ausgelacht; oft hat dieser Redner der Lüge gedient, als er nun Wahres sagte, glaubte man ihm nicht. Selbst nach der Vorlesung des Briefes Philipp's an die Athener, welcher wohl eine Vertheidigung der Gesandtschaft, aber keine von den Verheissungen des Aeschines, ja nicht einen einzigen bestimmten Vortheil für Athen enthielt, dauerte die Leichtgläubigkeit des souveränen Volkes fort. Ein neuer Vorschlag des Philocrates wurde angenommen, dem Könige Lob ertheilt, der Friede und das Bündniss auf die Nachkommen ausgedehnt, und die Pflicht übernommen, gegen die Phocier Beistand zu leisten, wenn sie den Tempel von Delphi den Amphictyonen nicht übergeben. Im Antagonismus zwischen Philipp und Demosthenes, hat die athenische Republik nicht zu Gunsten des Letztern entschieden. Die Gesandtschaft versprach mehr, als Philipp hoffen konnte, und das Volk that mehr, als die Gesandten versprochen haben.

163. (Ende des hl. Krieges. Restauration der Amphictyonie, ihr Ausspruch über Phocis. Principat Philipp's über Griechenland.)

Durch die passive und abhängige Stellung, welche Athen, dem Könige gegenüber, eingenommen hat, ist jede Hoffnung der Phocäer auf die Hülfe der Athener, auf die oft von den Letztern im Munde geführte Bereitwilligkeit, die Thermopylen zu vertheidigen, verschwunden, die phocäischen Gesandten verliessen Athen. Phaläcus, der diese Pässe besetzt hielt, fühlte sich, bei der Annäherung Philipp's, verlassen, und, im Rücken durch die Thebaner bedrohet, fasste er den Entschluss mit Philipp zu unterhandeln. Der erstaunte König, welcher einer Schlacht entgegensah, bewilligte ihm und seinem Heere freien Abzug. Auch das Volk der Phocäer hatte mehr Zutrauen zum Philipp, als zu den Athenern und Spartanern und leistete dem vorrückenden Könige nur theilweise Widerstand.

Die Angelegenheit des hl. Krieges hing aber nicht allein von Philipp ab; er kam den Amphictyonen nur zu Hülfe, die Thessalier und die Thebaner, diese eifrigsten Vertheidiger des Tempels, hatten vor Allen das Wort zu führen. Der König berief eine Versammlung der Amphictyonen nach Delphi, damit sie über das Kirchliche und hiemit über die Schuld der Phocäer entscheide. Ausser den Thessaliern und Thebanern, erschienen Abgeordnete der Locrier, Oetäer und anderer Amphictyonen. Die Richter waren äusserst erbittert; die Oetäer stellten den Antrag, alle waffenfähige Phocäer als Tempelschänder hinzurichten. Obschon durch den zur Clemenz geneigten König gemässigt, war der Ausspruch der Versammlung sehr streng. Die Phocäer wurden vom Amphictyonen-Bunde und selbst von der Theilnahme am Tempel ausgeschlossen; die Mauern der drei Festungen sollten niedergerissen, alle Städte der Phocäer zerstört werden ¹⁾ die Bevölkerung soll in Dörfern, welche nicht über 50

¹⁾ Diodor (16, 60) sagt: „alle Städte sollen dem Boden gleich gemacht werden“ Man braucht nicht zu bemer-

Häuser enthalten dürfen, wohnen; die Phocäer verbleiben im Besitz ihres Ackers, allein sie sollen dem Apollo an Tribut jährlich 60 Talente zahlen, weder Pferde noch Waffen besitzen, bis die geraubten Schätze ersetzt sind; indessen soll man die Pferde verkaufen, die Waffen vernichten; die Flüchtigen werden überall zur Verantwortung gezogen werden.

Auch für die Zukunft des Kirchlichen hat die Versammlung gesorgt, der Kirchendienst und die Verwaltung des Orakels wurden geregelt, Anordnungen zur Förderung des Friedens und der Eintracht unter den Hellenen getroffen. Vollständig war die Restauration des hl. Institutes, es ward wieder, wie in der Urzeit, ein Centralpunct für die Griechen ¹⁾, und was man früher kaum hoffen konnte, war jetzt der Amphictyonen-Bund zugleich die Grundlage für eine politische Einigung der Hellenen; denn die Macht Philipp's, welchem die den Phociern genommenen zwei Stimmen in der Amphictyonie überlassen wurden, war geeignet, dem Bunde Nachdruck und seiner Wirksamkeit die Einheit zu verleihen; zugleich wurde dem Könige der Vorsitz in den pythischen Spielen eingeräumt. So erblickte sich der fromme Monarch an der Spitze der Kirche, des religiösen, von nun an ebenfalls politischen Tribunals; die Ordnung in

ken, dass der humane König das Urtheil nicht gänzlich vollstrecken liess. Pausanias spricht nur von einigen Städten, die zerstört wurden; Abä war gar nicht verurtheilt. In einem Briefe an die Athener (*Dem. de corona p. 238 et 239*) sagt Philipp: „Wisset . . dass wir die Städte, welche sich freiwillig unterwarfen, besetzt haben, diejenigen aber, die nicht gehorchten, haben wir erstürmt und zerstört“. Gewiss wurden die Erstern auch fernerhin verschont, obschon die Thebaner und andere Völker mit der, den Griechen eigenen, Grausamkeit zu verfahren pflegten. Ueberhaupt herrschte in Griechenland eine grosse Erbitterung gegen die Frevler; Diodor (16, 61) spricht umständlich von der Rache der Götter gegen dieselben. Auch die Frauen, welche sich mit delphischem Golde schmückten, wurden als gottlos gestraft. (16, 64).

¹⁾ . . . *commune Graeciae concilium. Cic. de inv. II, 23.*

Griechenland war wieder möglich. Dem Retter und Grossrichter Griechenlands fehlte nur das Commando über die Truppen hellenischer Staaten, damit er diese Stellung einnehme, welche die Kaiser des hl. römischen Reiches, vor der Epoche des deutschen Kirchenraubes, inne hatten.

Die Bestrafung der Gottlosen und die Restauration der Kirchenrechte, waren nicht die einzigen Folgen des Sieges der Frommen über die Tempelräuber, er hat auch eine politische Veränderung von grosser Wichtigkeit verursacht, eine neue Aera für Griechenland eröffnet. In der That, Philipp entsagte jeder Erwerbung, sorgte aber für die Macht seiner Bundesgenossen: die Thessalier wurden in ihre Rechte, so in jenes der Aufsicht über den Tempel von Delphi, eingesetzt, wichtige Orte, sogar in den Thermopylen, hat ihnen der König abgetreten, die Thebaner behielten Plataea und Thespiä und erlangten den Besitz von ganz Böotien, Orchomenus und Coronea wurden ihnen wiedergegeben; gewiss ist Theben mit Hülfe des Königs zum mächtigsten Staat im eigentlichen Griechenland geworden. Die amphictyonischen Völker machten ihre Rechte geltend und stellten eine bedeutende Gesamtkraft vor, welcher die Autorität und die Macht Philipp's Dauer verbürgten. Offenbar waren die Vorherrschaft der frommen Völker und das Principat ihres Beschützers zu Stande gebracht, während die früheren Herren Griechenlands, Athen und Sparta, Bundesgenossen der Tempelschänder, in Unbedeutsamkeit verfielen und zur Strafe ihres Hochmuthes, eine völlig untergeordnete Rolle spielten. Die Spartaner sahen sich genöthigt, die Absicht, im Peloponnes zu herrschen, aufzugeben, sie wurden aus dem Amphictyonenbunde verstossen, hingegen ihre Feinde, die Argiver, Messenier, Megapolitaner aufgenommen, der Freundschaft Philipp's versichert.

Schon in Folge dieser Lage, vor Allem Thebens und Böotiens, war die Stellung des isolirten Athens eine äusserst nachtheilige; denn auch die Tyrannen von Euböa hielten entschieden zu Philipp. Neben dem Verluste von Amphipolis,

Cardia und anderer Städte, war auch der Besitz des thracischen Chersonnes nur durch eine aufrichtige Freundschaft Athens mit Macedonien sicher. Vollständig haben sich die Verhältnisse Griechenlands zu Gunsten Philipp's geändert, mit Ausnahme von Athen, Sparta und Corinth, achteten ihn alle Griechen und hatten Zutrauen zu ihm. Sein leidenschaftlicher Gegner Demosthenes sagt ausdrücklich, dass die Thessalier und Thebaner den König als ihren „Freund, Wohlthäter und Retter“ achteten ¹⁾. Nicht nur in Theben und Thessalien war die hohe sittliche Stellung Philipp's, neben seiner militärischen Uibermacht, anerkannt, und während die Bösen im Könige schon den Tyrannen erblickten, sahen ihn die Bedrückten als den Retter an; während die Demokraten von Athen über das wohlverdiente Schicksal der Tempelräuber trauerten, jubelte Griechenland über das Ende des grässlichen Krieges und pries die Feldherrengaben des frommen Königs ²⁾.

Durch eine solche Stellung Philipp's konnten die Griechen zur Sittlichkeit wieder gelangen, und da sich ihre Institutionen als unmöglich herausgestellt hatten, blieb ihnen nur der Weg des Zutrauens zur Monarchie übrig, um die ihnen gebührende Stellung wieder einzunehmen, ihrem Berufe gemäss die Eintracht in Griechenland zu erhalten, die griechische Welt und Gesittung gegen die Barbaren und die Orientalen zu vertheidigen, den Einfluss des Hellenenthums im Aeussern auszubreiten. Dies war die Ueberzeugung der

¹⁾ *De corona* p. 240. Freilich nennt desswegen der Redner die Thebaner stumpfsinnig und die Thessalier verabscheuungswürdig.

²⁾ Diod. 16, 60. In einer andern Stelle (16, 64) sagt Diodor, dass Philipp, seit den Kämpfen für die Kirche, seine Macht stets vergrösserte, und in Folge seiner Frömmigkeit zum Oberhaupt von ganz Griechenland erklärt wurde und das grösste Königreich in Europa gegründet hat. Es ist gewiss bemerkenswerth, dass Diodor den König als einen Monarchen von Gottes Gnaden betrachtet.

Denkenden unter den Griechen, daher begrüßten sie die Auctorität Philipp's.

164. (Aelteste Aeußerung der katholischen Idee auf dem menschlichen Wege. Der Denker Isocrates, seine Weltanschauung und Ansicht über die Sendung des orientischen Königreichs.)

Diese Idee unter denkenden Griechen hatte nicht mehr einen rein-griechischen örtlichen Charakter, sie war schon geeignet, durch ihre Folgen, zu einer allgemeinen, zur katholischen Idee zu werden, die alte Welt zur Erkenntniß der Bestimmung der Menschheit zu führen; damit neben dem auserwählten Volke, welches auf dem rein-religiösen Boden die Einigung der Menschheit vorbereitete, dasselbe Ziel auf dem politischen Wege verfolgt werde. Ganz einfach waren die Mittel, deren sich die Vorsehung bediente, um Macedonien zur Katholicität zu leiten. Schon die Griechen hatten das Gefühl der Katholicität, der Allgemeinen, wenigstens den griechischen Völkern gegenüber. Die Macedonier, Griechen durch Abstammung und Bildung, wohnten am Ende der griechischen Welt, sie waren Eroberer, daher auch in der Lage diese Idee zu erweitern, auf die Barbaren und Orientalen anzuwenden. Zugleich haben die griechischen Colonien das Griechenthum sehr ausgebreitet, der hohe Ruf griechischer Bildung und Thatkraft machte die Völker für die Achtung gegen Griechenland und das Hellenenthum empfänglich. Nun haben sich die griechischen Humanitätsideen, vor Allem bezüglich des Staats- und Völkerrechtes, in Macedonien besonders, ausgebildet, daher sich den katholischen ungemein genähert, wie es aus dem macedonischen Staats- und Völkerrecht ersichtbar ist. Einem grossen Könige eines solchen Landes war es nicht unmöglich, sich über die Vorurtheile der Griechen, über ihre Exklusivität zu heben; er konnte gegen die Barbaren, deren Tüchtigkeit zum Kriege ihm nicht unbekannt blieb, desto weniger eine Abneigung fühlen, je mehr barbarische Elemente in Macedonien vorhanden waren, und er mit den barbarischen und halb-grie-

chischen Fürsten und Völkern in stete Berührung kam. Uebrigens bedurfte er der barbarischen und halb-griechischen Kräfte, ebenfalls der griechischen Colonisten in Asien, um die Perser, die ihm stets entgegen arbeiteten, zu bekämpfen. Letztens erforderte gebietherisch das Interesse des Königs von Macedonien, die Anarchie des benachbarten Griechenlands zu unterdrücken, damit sie nicht die macedonischen Grenzen überschreite ¹⁾. Nothwendiger Weise hatte Philipp auf die Frage über seine Stellung zu den Hellenen, Orientalen und Barbaren zu antworten; diese Aufgabe war schon katholisch.

¹⁾ Die Stellung Philipp's war identisch mit jener der Kaiser aus dem Hause Oesterreich, welche die Sendung hatten, die deutsche Anarchie zu bändigen, Böhmen, Ungarn etc. dawider zu schützen, Deutschland, die Ost-Völker, selbst Barbaren gegen die Türken zu verbinden. Macedonien unter Philipp II., wie Oesterreich unter Max I., Carl V., Ferdinand II. und III. bildeten einen Complex gehorsamer, noch unverdorbener, der echten Bildung im hohen Grade fähiger Völker, welcher das Recht, sogar die Pflicht hatte, seine Hegemonie über den Complex verbildeter, anarchischer, durch Selbstsucht zum Auseinanderfallen und zum Verrath des Vaterlandes durch Bündnisse mit den Reichsfeinden (hier mit Franzosen, dort mit Preussen) geneigter, vom Hass gegen eine Gesamt-Autorität erfüllter Stämme und Häuptlinge im allgemeinen Interesse der Religion und Gesittung zu erstrecken. Liest man die Philippiken des Hippolitus *a lapide* gegen die Kaiser aus dem Hause Oesterreich, so glaubt man die Reden des Demosthenes gegen Philipp zu lesen; nur die Namen sind verschieden, die Partheien, der Process, die Verläumdungen sind dieselben; hier und dort kämpfte man unter denselben Fahnen und folgte entweder der Autorität und Gottesfurcht, oder der Anarchie und der Gotteslästerung. Durch beharrliches Fortwirken in ihrer katholischen Sendung, haben die frommen Kaiser die österreichische Monarchie, das Kaiserthum und die katholische Weltordnung gerettet, die Letztere wenigstens principieell erhalten, hingegen fiel das hl. Reich auseinander und seine gestaltlosen Theile leben nur insofern, inwiefern sie das Haus Oesterreich beschützt; auch Griechenland lebte nur durch den Schutz der Macht des griechischen Oesterreichs, Macedoniens.

Noch merkwürdiger, obschon gleich einfach, waren die Mittel Gottes, um die Denkenden Griechenlands zur Katholizität zu leiten. Das überspannte Bewusstsein einer mächtig selbstständigen Kraft, hat fortwährenden Niederlagen und der Beharrlichkeit der Lehren der Erfahrung weichen müssen, und durch die Macht und den wohlthätigen Einfluss des oft für barbarisch gehaltenen Macedoniens, in dessen Reihen wirklich Barbaren kämpften, mag das Vorurtheil gegen noch ungebildete Völker viel von seiner Kraft in Griechenland verloren haben. Auch der systematische Hass gegen die Perser, deren *grossem* Könige die Griechen während ihrer Anarchie dienten, oder ihn um Hilfe anriefen, hat gewiss nachgelassen. Andererseits haben die Hellenen den Gedanken, Persien anzugreifen, nie gänzlich aufgegeben, stets war er populär unter ihnen, die Feindseligkeit (wie schon I. 479 gesagt wurde) war eine prinzipielle, auf dem juridischen, ethischen und religiösen Antagonismus beruhende. Zu jeder Zeit bestrebten sich die orientalischen Reiche gegen den Westen vorzurücken, das persische, ursprünglich sittlicher, daher mächtiger als seine Vorgänger, hat unter Darius Indien und Europa angegriffen; die fünf persischen Kriege gegen Griechenland lebten in stolzer Erinnerung der Hellenen, gewiss war es eine Epoche des Heroismus, nach der sich das nun gefallene Volk begierig sehnte.

Auch die Poesie hat den historischen Tendenzen der Griechen vorgearbeitet, sie hat den Zug der Argonauten nach dem Morgenlande ausgeschmückt, die orientalische Medea zu einem sittlichen Ungeheuer gestaltet, die Rache der Hellenen am Morgenlande für den Raub Hellenens besungen. Die zahlreichen Inselbrücken von Griechenland nach Asien erhielten das Abend- und Morgenland in vielfältiger Verbindung, und sprachen das unter den griechischen Völkern mächtige Gefühl der materiellen Interessen an.

Übrigens haben auch die Perser den Kampf gegen Griechenland nie aufgegeben; seit Philipp auftrat, verdoppelten sie ihre Thätigkeit und flossen auf den Bundesgenos-

senkrieg und auf den hl. Krieg ein. Ein grosser Theil der griechischen Welt gehörte den Persern an, ein noch grösserer war den persischen Staatskünsten zugänglich, der Antalcidische Friede, ein persisches Geschenk, förderte und vergiftete die allgemeine Auflösung griechischer Staaten und hinderte, die Partheien begünstigend, jedes hellenische Nationalwerk, ja selbst das Gefühl des Gemeinwesens unter den Griechen.

Letztens hat die grenzenlose Unordnung, welche nur den Druck bezweckte, die Nothwendigkeit einer Autorität und eines Schutzes, wozu sich die Hegemonie Macedoniens besonders eignete, fühlbar gemacht, die Denkenden Griechenlands zu einer philippistischen Parthei verbunden ¹⁾. Noth-

¹⁾ Die Stellung der Denkenden unter den Hellenen war identisch mit jener der österreichischen, der katholischen Parthei in Deutschland, welche das hl. Reich zu beruhigen und zu ordnen, seine Macht für den Kaiser und gegen die Türken zu richten beabsichtigte. Vieles schuldet dieser Parthei, das undankbare Deutschland, welches anti-österreichisch gesinnte Fürsten und Völker, Alliirte der Gallicaner, der Türken, Luthers, der Russen, der Ideologie etc. im Osten und im Westen mit Gefahren umgaben und dem hl. Reiche schöne Provinzen zu entreissen halfen. In wiefern die österreichische, die katholische Parthei, von ketzerischen Dynasten und gedankenlosen Partheien und Secten bis nun verfolgt, gegenwärtig durch ihre auffallende Unthätigkeit die Grösse des entsetzlichen Verfalls des ehemals würdigen Landes beurkundet, in sofern ist Deutschland die letzte unter den europäischen Mächten, offenbar zur Strafe, dass es nicht verstanden hat, als die erste Macht in der Welt unter der Führung des kaiserlichen Hauses fortzuwirken.

Allein, schon nachdem Deutschland, durch die Trennung Deutschlands von den Kaisern aus dem Hause Oesterreich, durch den Verfall des Reiches, vielmehr durch den Verrath mehrerer Reichsstände dienstbar geworden ist, bemühte sich Oesterreich die deutschen Länder zu beschützen, damit sie unter der Vorherrschaft des französischen und russischen Einflusses, welchen Preussen durch Separat-Frieden, Matrimonial-Allianzen und eigene Dienstbarkeit über Deutschland ergehen liess,

wendigerweise hatten denkende Hellenen auf die Frage über ihre Stellung zu den Barbaren, Orientalen und zu den Macedoniern zu antworten; diese Aufgabe war schon katholisch. Mit einem Wort, für Philipp war Griechenland die moralische Stütze, Persien sein sittliches Ziel, hingegen war für Griechenland Macedonien eine politische Grundlage zum nähnlichen Zweck. Vergebens suchten Gedankenlose unter den Griechen, an deren Spitze Demosthenes stand, und einige unter den macedonischen Rathgebern Philipp's die Macht dieses von Gott eingeleiteten Verhältnisses aufzuhalten.

Der Denker Isocrates, ein wahrhaft grosser Mann, war der sinnreichste und würdigste Dollmetsch der Nothwendigkeit dieses Zusammenwirkens des Königs und Griechenlands zum erhabenen Nationalwerk der Hellenen, und dadurch zur Sicherstellung der schon angegriffenen Gesittung. Nachdem der Redner schon im J. 380 (damals 55 J. alt), in seinem Panegyricus die Spartaner und Athener zur Beruhigung Griechenlands und zum Kriege gegen die Perser aufgefordert hatte, schrieb er während des hl. Krieges (80 J. alt) eine Rede an Philipp, um ihn als den Nachfolger des Herakles, Wohlthäters der Griechen, zur Versöhnung, zur Vereinigung der Hellenen und zu ihrer Führung gegen Persien zu ermuntern. In diesem merkwürdigen Schreiben sind die Verdienste Philipp's um griechische Völker anerkannt, die Macht, die der König in Illyrien und Thracien erlangt hat, wird als Verdienst gepriesen. Auffallend ist die Richtigkeit, mit wel-

nicht zu Grunde gehen. Durch wen war Deutschland vom Joche der Revolution 1849 befreit? Die Stellung Preussens während der französischen Revolution, während des Wiener-Congresses, im J. 1850 etc. obschon nicht glorreich, ist allgemein bekannt. Offenbar fehlt es der Minorität in Deutschland, den Katholiken, nicht an festen Haltpunkten, sondern am bürgerlichen Muth, um ihre erhabene historische Sendung, den Treu- und Gedankenlosen gegenüber, mit Nachdruck zu behaupten und den Kampf des Dualismus, ohne Rücksicht auf die numerische Zahl verwirrter und tief gedemüthigter Gegner, siegreich zu bestehen.

cher der Verfasser die Sendung der orientalischen Monarchie auffasst, das macedonische Königthum, im Gegensatze zum Despotismus, beurtheilt und Rathschläge dem Könige, bezüglich des orientalischen Krieges, ertheilt. Wenn dem Könige das Unternehmen, Asien zu erobern, ein gewagtes scheint, dann soll er, sagt Isocrates, Asien nur bis zum Halis erobern; wenn die Ausführung auch dieses Planes Bedenken erregen würde, dann hätte Philipp wenigstens die griechischen Colonisten in Asien zu befreien.

Seinerseits erkannte Philipp, mit derselben theoretischen Deutlichkeit, die Pflichten eines orientischen Königs, sein Hauptziel war stets der Krieg mit den Persern, er lebte nur für diesen Gedanken, leitete darnach jede seiner Unternehmungen. Auch den Persern waren die Absichten Philipp's nicht unbekannt, Missvergnügte (so Artabasus und Memnon) flüchteten sich nach Macedonien. Mit Recht erwartete Isocrates, nach der Beendigung des hl. Krieges, den letzten Schritt Philipp's gegen die Anarchie Griechenlands und den Krieg gegen die Orientalen.

Dennoch hat sich der König nicht entschlossen — und obschon Gegenstand des Hasses für die kleine Zahl, aber zugleich der Repräsentant einer bessern Zukunft für die Majorität, hat er die definitive Organisirung Griechenlands nicht gewagt, er versäumte das letzte Hinderniss der allgemeinen Ruhe zu entfernen, die Demagogen von Athen zu züchtigen, und sich das Commando über die Griechen gegen die Perser geben zu lassen. Fürwahr, der König strebte nicht nach einer gewöhnlichen Herrschaft über Griechenland, vielmehr wünschte er eine von den Griechen freiwillig anerkannte Autorität; allein um diese zu erlangen, verhoffte er auf die unwahrscheinlichste Tugend unter den Griechen, auf jene der Dankbarkeit. Er vergass, dass die Ruhe unter den, durch eine hundertjährige Unsittlichkeit, gebeugten Völkern nie zuverlässig ist; immer konnten öffentliche Betrüger auftreten, die Hellenen, im confusen Nahmen der Freiheit, gegen das allgemeine Wohl anrufen und die Verdienste Philipp's um

Griechenland als Verbrechen darstellen. Auf diese Art hat er den günstigsten Augenblick seines Lebens, die Zeit des innigen Bundes mit den amphictyonischen Völkern verfehlt, den Einfluss im Peloponnes und in Mittel-Griechenland nicht benützt, um der schon über Griechenland erlangten Hegemonie Nachdruck zu geben. Statt das begonnene Werk fortzusetzen, vor Allem Griechenland zu beobachten, verliess er, zur Freude der Anarchisten und der Perser, das griechische Reich, um es unter nachtheiligeren Verhältnissen wieder zu sehen und mit verdoppelter Waffengewalt bekämpfen zu müssen ¹⁾.

¹⁾ Diesen ungeheuren Missgriff Philipp's, kann man sich mittelst der Geschichte des gegenwärtigen Oesterreichs versinnlichen. Kaiser Max I. bestrebte sich mit höchstem Eifer, um der Sendung seines orientischen Landes, den Orientalen gegenüber, Genüge zu thun, desshalb hat er mit dem Hause der Jagellonen, Königen von ebenfalls orientischen Ländern, den Vertrag einer Doppelheirath geschlossen, die jagellonischen Monarchen zum Congress in Wien (1515) versammelt. Kraft des Matrimonial-Tractates sollte das Erbe der Jagellonen den Habsburgern, oder umgekehrt zufallen, demnach durch die Verbindung orientischer Länder zur Bildung eines jagellonischen oder eines habsburgischen Ost-Reiches führen. Nach dem Eintritte des ersteren Falles, wurde Oesterreich durch das Erbe der Jagellonin Anna zu einer Grossmacht, zu einem wahrhaften Ost-Reich; als dessen Gründer ist Max I. anzusehen, stets wurde Oesterreich im Auslande, selbst im officiellen Styl: Königreich Ungarn und Böhmen genannt.

Auch die andere orientische Sendung Oesterreichs, jene der Anarchie im West-Reiche zu steuern (woran ihm übrigens die hl. Pflicht des Kaisers erinnerte) wollte Max I. erfüllen und mit Hülfe der Jagellonen, (worüber an seinem Ort das Nähere) Deutschland züchtigen und ordnen. Sein Enkel und Nachfolger, Kaiser Carl V., war in der Lage, selbst ohne Hülfe des stets wankelmüthigen, seiner hohen Stellung kaum gewachsenen Königs von Polen, den menschenfreundlichen, wahrhaft katholischen Plan Kaisers Max auszuführen und die alte deutsche Anarchie, welche nun den bössartigen Charakter einer Religions-Revolution und eines Kirchenraubes an-

165. (Neuer Krieg gegen Illyrien. Organisirung Thessaliens. Erweiterung der Besitzungen und des Einflusses Philipp's im Westen).

Nach so vielen Opfern, welche Philipp uneigennützig dem Wohl des Hellenenthums gebracht hatte, dachte er an die vom Wohl des Hellenenthums untrennbaren Interessen

nahm, zu vertilgen. Auch der Papst forderte den Kaiser auf, mit Hintansetzung aller andern Angelegenheiten, den schon verdamnten Lutheranismus auszurotten, die emporkommende Ketzerei in ihrem Keime zu erdrücken. Allein dieses Mal verletzte der stets edle und fromme Carl V. die Pietät gegen den Grossvater, ja sogar gegen den hl. Vater, und bildete sich ein, dass er die Strategie besser, als der Papst die Pflichten des Kaisers verstehe, und kämpfte mit einem ungeheuren Kraftaufwand und Zeitverlust gegen die Franzosen um das Principat Italiens fort; der Kaiser beabsichtigte erst nach der Bändigung des Franzosen, den Deutschen zu zähmen. In der That war die Niederlage der Rebellen bei Mühlberg vollständig, die hochverrätherischen Fürsten und Territorialherren, Haupturheber der Reformation, systematische Kirchenräuber, sahen ihrem Geschieke entgegen, die gefangenen Fürsten wurden hart behandelt, der erhabene Sieger verfügte kriegsrechtlich über ihre Personen und Besitz; die deutschen Tempelschänder befanden sich völlig in der Lage der Phocäer. Jedoch waren diese Massregeln kaiserlicher Strenge nicht mehr wirksam; Carl V., nachdem er Deutschland gerettet hatte, rechnete auf die Dankbarkeit der Deutschen und erlebte nur Verrath, an dessen Spitze sich der ehrlose Moritz von Sachsen gestellt hat. Offenbar kam der kaiserliche Sieg zu spät, die deutsche Revolution konnte nicht mehr mit einem Schlage erdrückt werden. Nach einigen Jahren danket der verdienstvolle Kaiser ab, wodurch auch der Keim zur künftigen Abdankung des deutschen Kaiserthums niedergelegt wurde und die gottlosen Völker des Reiches dem Bruderneid, dem Bruderhass, dem Brudermord, der Fremdenherrschaft und der Auflösung im Innern entgegen gingen, und noch heute, nach drei Jahrhunderten des geraubten Kirchengutes, nicht im Ansehen, ja nicht in Ruhe geniessen.

Ebenso wie Carl V., verfuhr Philipp, und statt dem Rufe des ehrwürdigen Isocrates zu folgen, kämpfte er um das Principat im Westen und im Osten von Macedonien. Auch er feierte einen Sieg bei Chäronea, wie

Macedoniens. Die Massregeln, welche der König ergriff, sind unbekannt, dem Zeugniß des Justin über die gewaltsame Uebersiedlung der Bevölkerung, um aus vielen Stämmen nur ein Volk zu bilden, kann man keinen Glauben schenken. Der Zug gegen die alten Feinde Macedoniens, die Illyrier (344—343) ist blos im Allgemeinen bekannt; die Macedonier kehrten, nach der Eroberung vieler Städte¹⁾, mit grosser Beute zurück. Justin berichtet, dass Philipp in diesem Kriege auch die Dardaner und andere Völker unterworfen hat.

Thessalien zog wieder die Aufmerksamkeit des Königs auf sich. Dieses Land hatte gewiss die grössten Pflichten gegen Philipp, denn der König hat es von der Herrschaft der Tyrannen von Pherae befreit, die Autorität der Aleuaden hergestellt, der Stadt Pherae, nach der Vertreibung der Tyrannen, die Freiheit geschenkt, die erst nach vielen Opfern wieder aufgerichtete Amphictyonie den Thessaliern wiedergegeben, gegen die Partheien, wie während der zweiten athenischen Gesandtschaft, während des Streites zwischen den Haliern und Pharsaliern, gewirkt, die Ruhe des Landes, inmitten des olynthischen Krieges und zu jeder andern Zeit geschützt. Für so vielfältige Dienste hat sich der König mit den, dem Tyrannen-Regiment, wieder entrissenen Zollgefallen begnügt, und nur einige Punkte, Pagasae, Magnesia etc. an sich gebracht. Selbst diese hat er den Thessaliern abgetreten, ihnen sogar Nicäa, obschon es früher den Thebanern gehörte, übergeben. Doch haben die Partheigänger der Tyrannen und die stets zweideutige Stadt Pherae, die Ruhe des Landes fortwährend gestört, die Aleuaden bekämpft. Während des heiligen Krieges hat diese Unordnung zugenommen, vielleicht benützten die Partheien auch den illyrischen Krieg, um die Tyrannen (die alten, wahrschein-

jener von Mühlberg, aber zur völligen Beruhigung, zum wahrhaften Heil Griechenlands, erschien der Sieger zu spät, denn es war kurze Zeit vor seinem Tode.

¹⁾ Diod. 16, 69.

licher die neuen) zu unterstützen. Diese Zustände nöthigten den König Massregeln zu ergreifen, um Thessalien definitiv zu ordnen, ihm eine neue Einrichtung zu geben. Bis nun verblieben unbedeutende macedonische Garnisonen zur Sicherheit des Landes, jetzt wurde in Pherae eine starke Besatzung gelegt (343), das Land in 4 Tetrarchien eingetheilt, einem Rathe von zehn Männern untergestellt¹⁾. Die neue Eintheilung kann man nicht als eine Massregel zur Vergrößerung der Macht Philipp's, sondern vielmehr zu jener des Landes ansehen; was Demosthenes über die Unterjochung nach Städten und nach Völkern sagt²⁾, hat keinen logischen Sinn; die Aufrechthaltung der ungeheuren Zerstückelung des Landes, die Centralisation, wäre ja im Interesse des Druckes gewesen, übrigens war diese neue Eintheilung der traditionellen³⁾ gemäss und ist als eine Restauration anzusehen. Richtig beurtheilt Polyb die Verhältnisse des Königs zu diesem Land; er sagt⁴⁾: Ich aber meine, dass durch die Wirksamkeit Philipp's nicht nur die Thessalier sondern auch die übrigen Griechen gerettet wurden.

Ueberhaupt ist Alles erfunden, was Demosthenes von der Sklaverei der Thessalier sagt. Wohl gab es in dem, durch Partheien während einer langen Zeit, zerrissenen Lande Unzufriedene, selbst unter den Aleuaden, welche nach der Unabhängigkeit strebten, obschon ihnen hiezu die Macht fehlte. Einige mögen einen Theil ihrer Einkünfte (wohl schon früher durch die Pheräer) eingebüsst haben, allein auch hierin hat sie der König entschädigt, stets die Aleuaden beschützt und begünstigt. Anders als Demosthenes beurtheilte die Lage

¹⁾ Ich folge der Meinung Vömel's; Auger, Olivier, Leland, Jacobs, Weiske sind einer andern Ansicht. Zu sehen hierüber: Demosthenes, von Jacobs, S. 284, Lachman, Geschichte Griechenlands, II, 120. Anmerk.

²⁾ *Philippica III, pag. 117.*

³⁾ Der Eintheilung in Histiaotis, Pelasgiotis, Thessaliotis und Phtiotis.

⁴⁾ IX, 27.

Thessalien's unter Philipp, Isocrates, er sagt, dass die Thessalier dem Könige mehr als einander trauten. Selbst Demosthenes gerieth oft in Widerspruch mit sich selbst, und wirft den Thessaliern Anhänglichkeit an den Philipp vor. Auch die Folgen bestätigen es, die loyale Gesinnung der Thessalier und die Treue dieses Volkes gegen Philipp und dessen Sohn hat erwiesen, dass die Dankbarkeit hier nicht, wie in Griechenland, verschwunden war.

Die thessalischen Zustände blieben nicht ohne Einfluss auf die Griechen, schon die erste Intervention zu Gunsten Thessaliens kann man als einen Schritt Philipp's zur Hegemonie ansehen, und die definitive Organisirung dieses orientischen Landes, neben dem Verdienste des Kirchenschutzes, als den wichtigsten Rechtstitel zur Ausübung und Erweiterung des Principats in Griechenland betrachten. Diodor erzählt ¹⁾, dass durch die Wohlthaten Philipp's nicht nur die Thessalier, sondern auch ihre griechischen Nachbarn gewonnen wurden und sich dem Könige mit grossem Eifer anschlossen; wahrscheinlich waren es die Aetolier und Acarnanier ²⁾. Überhaupt fallen in die Zeit, zwischen der Beruhigung Thessaliens und dem Zug nach Thracien, die Erwerbungen Philipp's im Westen von Griechenland und sein zunehmender Einfluss auf den Epirus, mit dessen herrschendem Geschlechte er verwandt war; die Colonien der Eller Pandosia, Bucheta und Elatra in Cassopia hat er erorbert und seinem Schwager Alexander, dem er auf den molossischen Thron half, übergeben. Auch die corinthischen Colonien in Acarnanien hat Philipp an sich bringen wollen. Aus diesen, unvollständig bekannten ³⁾ Unternehmungen, aus den Ver-

¹⁾ 16, 69.

²⁾ Bruckner, König Philipp, 238.

³⁾ Die Nachrichten von den Vergrösserungsversuchen Philipp's beruhen meistens nur auf den Anklagen des Demosthenes, demnach auf einem zweideutigen Zeugnisse. Im Allgemeinen kann man sie dennoch als gewiss annehmen, da hiezu die Partheien Athens den König stets herausforderten.

bindungen Philipp's mit Megara, welche den Weg über den Isthmus nach dem Peloponnes beherrschte, überhaupt aus dem Einwirken des Königs auf diese Halbinsel und auf die Küsten des jonischen Meeres, geht die Absicht hervor, seinen Einfluss auch im Peloponnes zu befestigen, um ganz Griechenland gleichsam ein Netz zu ziehen. Demosthenes behauptet, dass athenische Gesandten, vor Allem er selbst, die Pläne des Königs in Acarnanien und seinen Zug nach Ambracia und dem Peloponnes vereitelt haben. Das Letztere kann man bezweifeln, es ist nicht wahrscheinlich, dass Philipp in jener Zeit die Athener im Rücken lassend, in den Peloponnes, und zwar ohne hinlänglichen Grund hiezu, einzudringen beabsichtigte. Auch dies ist nicht wahrscheinlich, was Demosthenes über den Entschluss Philipp's, die Verfassung in Elis und Megara umzustüren, aussagt, die ewigen Partheien Griechenlands bestanden vor Philipp, und es ist ganz natürlich, dass eine von ihnen sich auf das Ansehen und die Macht Philipp's stütze, und der König sie in Schutz nehmen wollte. Vor Allen wandten sich an Philipp die Aristen, sie konnten zu populären Verfassungen, die sich stets durch Verfolgungen der Vornehmen auszeichneten, kein Zutrauen fassen und sahen das Principat des Königs mit Recht als das Heil Griechenlands an; selbst Demosthenes musste gestehen, dass der Anhang Philipp's unter den Griechen nicht auf Bestechungen, sondern vorzüglich auf dem aristocratischen Princip beruhete.

Die Partheienkämpfe in griechischen Städten wären demnach erklärbarer durch die athenische Demokratie, durch die Umtriebe der Demagogen, um den legitim erworbenen Einfluss des Königs überall zu stürzen, alle Griechen gegen ihn zu reizen, die ihm feindselige Parthei zu ermuntern.

166. (Zunehmende Feindseligkeit zwischen der athenischen Republik und dem Könige Philipp.)

Nach der Züchtigung der Phocier hing Attica von einem Winke des Königs ab; erschrocken flüchteten sich die

Einwohner mit Weibern und Kindern. Philipp verschonte das Land, er glaubte eine demokratische Republik durch königliche Grossmuth gewinnen zu können, und musste nun für diesen Irrthum büssen. Anfänglich ehrten die Athener den Sieger, die Gesandtschaft Philipp's, um seine Anerkennung als des Mitglieds der Amphietyonen zu erwirken, wurde nicht belästiget, kein Opfer schien dazumal den Athenern zu schwer, um den Frieden aufrecht zu erhalten. Als sich einige Kriegsstimmen geäussert haben, hielt (oder schrieb) dawider Demosthenes seine Rede für den Frieden. Nachdem aber Philipp, ohne die Angelegenheiten Griechenlands geordnet, ohne Athen unschädlich gemacht zu haben, sich zurückgezogen hatte, traten die Republikaner wieder handelnd auf und lebten wie ehemals nur für die Intrigue.

Ein mehrjähriger, mit Fahrlässigkeit und ohne die nöthigen Mittel, geführter Krieg, nutzlose Unterhandlungen mit griechischen Völkern, mehrere lächerlich gewordene Gesandtschaften an Philipp, verriethen den Zustand eines elenden Staates. Solche Resultate waren geeignet, die sich patriotisch nennende Parthei gegen den ruhigen, gewandten, glänzenden Sieger aufzubringen, seine Grossmuth erschien ihr als Verachtung. Daher klagte man den König einer Verschwörung gegen die Hellenen an, und die Ruhigen und Besonnenen, seine Freunde, wurden zu Verräthern erklärt.

Der feile Führer dieser menschenfeindlichen Parthei, Demosthenes, griff zuerst die Gesandten, seine Collegen, und den Philocrates an, obschon er selbst für den Frieden mit Macedonien mehr, als Andere gethan haben; Philocrates war als schuldig angesehen, Aeschines, der Tauglichste unter den Athenern, wurde eben deswegen von Demosthenes gehasst und des Verrathes beschuldigt, nur mit Mühe entging er der Verurtheilung. Während sich auf diese Art die revolutionäre Parthei organisirte und das Bündniss mit Macedonien bedrohte, schritt der König, zu Gunsten der Besseren, in Athen nicht ein, die Straflosigkeit führte den Exaltirten stets neue Kräfte zu, und bald hatte der nachgiebige Philipp nicht mehr

mit einer Parthei der Unordnung sondern mit dem ganzen Staate zu rechten.

Wirklich mehrten sich die gehässigsten, die ungegründetsten Anklagen gegen den König. Der erste feierliche Vorwurf geschah aus Anlass der glücklichen Beendigung des hl. Krieges, was Demosthenes als den Untergang nicht nur der Phocier, sondern auch der Freiheit aller übrigen Völker, als eine Folge der List und des Betrugs Philipp's (obschon der Redner bei der Gesandtschaft gewesen, welche das Ausschiessen der Tempelräuber vom Frieden mit Athen zuließ) ansah. Dieses Thema über den Betrug Philipp's und die Beweise, dass er immer und überall als Feind Athens wirkte, war die Grundlage und das Ziel nicht nur der Philippiken, sondern aller von Demosthenes und stets gegen Philipp gehaltenen Reden, wodurch die Demagogen-Parthei aufgemuntert, durch die Entfernung und Beschäftigung des Königs gespornt, Gesandte an griechische Staaten (vielmehr an Partheien) ausschickte, eine förmliche Propaganda gegen Philipp organisirte und manches unter den kleinen Völkern betrog, den Ausdruck der noch unlängst dem Könige günstigen Gesinnung verfälschte, die Gemüther gegen den mächtigen Protector stimmte und das Vaterland den Calamitäten entgegenführte.

Vorzüglich gefiel es dem rechtlosen Redner hervorzuheben, dass Philipp den Frieden mit Athen verletzte, dass er die thracischen Plätze Serrhion, Doriskus und Hieron Oros, nach der Beendigung des Friedens, an sich brachte; dass er die Stadt Cardia dem Bündnisse Athens entzog; dass er Amphipolis vorenthalten, überhaupt, dass er jedes Versprechen gebrochen, die Athener stets betrogen habe und ganz Griechenland zu hintergehen nicht aufhöre. Allein in der Wirklichkeit hat Philipp den Frieden gewissenhaft gehalten, die thracischen Städte, vor der Beeidigung des athenischen Friedens, von dem übrigens der thracische König förmlich ausgeschlossen war, erobert; auf Cardia und Amphipolis haben die Athener verzichtet, die letztere Stadt war seit 80

Jahren in ihrem Besitze nicht. Auf diese Art wurde diese Angelegenheit von den Besseren in Athen angesehen; allein die revolutionäre Parthei nahm immer mehr die Oberhand, vergebens schickte Philipp eine Gesandtschaft an die Athener (343), um zu klagen (statt die Bestrafung des Rädelsführers, welcher den Friedensbruch organisirte, gebietherisch zu fordern), dass sie ihn bei den Hellenen verläumdten, und des Wortbruches, obschon er keine Versprechungen gethan, beschuldigen; vergebens erschienen auch argivische und messenische Gesandten in Athen, um diesen Staat mit Recht anzuklagen, dass er von Freiheit spreche und die Spartaner, welche den Peloponnes unterjochen wollen, begünstige. Der demokratische Redner hat schon Anhang gefunden, und während ihm früher Niemand glaubte, wurde er jetzt unter die Einflussreichsten gezählt, obschon er auf eine selbst in Griechenland ungewöhnliche, schamlose Weise, jedes Recht verhöhnte, keine Pflicht beachtete, nur an das Interesse appetirte und eben gegen dasselbe die Athener und die Griechen anrief¹⁾.

Dieser Stellung bediente sich Demosthenes, um endlich die Athener und andere Völker zum offenen Kriege gegen Philipp aufzufordern. Der König hat eine, ehemals den Athenern gehörige Insel, Halesus, den Seeräubern entzissen

¹⁾ Mit Recht sagt Lachmann (II. 93.): „Das Geschwätz des Demosthenes über Amphipolis ist eben so ermüdend und langweilig, als unrichtig“. Auch die Diplomaten Athens, welche unter dem Einfluss der juristischen Doctrinen des Demosthenes standen, beurtheilt derselbe Schriftsteller richtig, indem er sagt: „dass sie nur Streit suchten“. Ueberhaupt stimmen die Neuern in der Beurtheilung des ehemals gefeierten Demosthenes überein; die Anhänger des alten Liberalismus, dem man in Deutschland ohne Hehl, sogar auf dem Gebiete der alten Geschichte, huldigte, jeden Organisator verdächtigte und nur Demagogen ehrte, haben viel von ihrer Autorität verloren. Das Frankfurter Parlament war, als Commentar zur Geschichte der Schwätzer, nicht überflüssig.

und als sein Eigenthum angesehen, und als sie die Athener zurück verlangten, war der König entschlossen ihnen die Insel zu schenken und sich mit Athen zur Vertilgung der Seeräuber zu verbinden. Diess wollten die Republikaner nicht, sie verlangten kein Geschenk, sie forderten die einfache Zurückgabe der Insel. Aehnliche Subtilitäten beurkundeten die Tendenz der Exaltirten. Wenn Philipp eine Revision des Friedenstractates antrug und die Schlichtung streitiger Fragen der gerichtlichen Entscheidung überlassen wollte, protestirten die Demokraten. Jede, auch die vom athenischen Interesse entfernteste Handlung des Königs, wurde auf dieselbe Art commentirt. Bald sympathisirten die Demokraten mit den tyrannischen Pheraern, bald mit den frommen Thessaliern, sie hatten Besorgnisse für Megara und für Chalcis, ja sie waren bereit, sich sogar mit den Thebanern auszusöhnen, um nur dem Könige zu schaden.

Warum der Mächtige diese Umtriebe der Friedensstörer duldete, war ihnen wohl bekannt. Um als Oberhaupt der Griechen, den Barbaren und Persern gegenüber, aufzutreten, schonte er mit systematischer Grossmuth und zu wiederholten Malen, die meineidige Stadt Athen, denn immer blieb ihr noch ein Theil des ehemaligen Ansehens in Griechenland und in der Welt übrig. Darauf pochten die Gedankenlosen, daher auch die Dreistigkeit der athenischen Schwätzer, obschon nach dem richtigen Ausdruck des Aeschines, Viele tobten, aber Wenige Lust zum Kriege hatten. Solche Zustände gestatteten, dass ein Rädelsführer mit einem Haufen den Staat ins Verderben stürzen konnte.

167. (Bruch des Friedens durch die Athener im Chersonnes und in Euböa. Feldzüge Philipp's im Osten. Züchtigung der Griechen bei Chäroneä, Flucht der Hellenen.)

Am wirksamsten scheint Demosthenes die Conservativen und die Friedensparthei, aus Anlass von Euböa, bekämpft zu haben. Hier hat der macedonische Einfluss die Oberhand erlangt, wogegen die demokratische Minorität pro-

testirte und häufig zu den Waffen griff; auf diese Parthei wirkten die athenischen Demagogen ein, hingegen unterstützte Philipp die seinige und schickte ihr bewaffnete Hülfe zu, so gegen Eretria und Oreos, wo die Demokraten zu den Athenern hielten. Unter dem Vorwande eines euböischen Städtebundes, haben Demosthenes und ein Intriguant Calias (wie es Aeschines gegen Ctesiphon erzählt) Euböa und Athen bewegt, ein Bündniss mit den Peloponnesern, (welche hundert Talente zahlen, hundert Schiffe mit 10,000 M. zu Fuss, und 1000 Reiter etc. aufstellen sollten) fingirt, um die Gemüther zur Rache gegen Philipp zu stimmen. Athen liess sich bereden ein Bündniss zu schliessen, Gesandte nach Eretria und Oreos abzuschicken, allein nur zwei Tyrannen haben sich den Athenern angeschlossen, das Fictionssystem war vielmehr geeignet, den macedonischen Einfluss in Euböa zu befestigen; noch in der Rede von Chersonnes klagt Demosthenes über die Abhängigkeit Euböens von Philipp. Daher fassten die Demokraten von Athen den Entschluss, die macedonische Parthei durch Waffengewalt aus der Insel zu verdrängen.

Indessen wurde Philipp, nach der Beendigung des illyrischen Feldzugs und der thessalischen Angelegenheiten, von seinem immer deutlicher zum Vorschein kommenden Systeme, die Barbaren und zugleich die Perser anzugreifen und dem Griechenthum zu unterwerfen, in den Osten geführt. Die griechischen Städte von Thracien hatten über die Räubereien der Eingebornen zu klagen. Der König zog mit einem grossen Heere gegen die Thracier (342), hat sie besiegt, worauf die befreiten Städte sich dem Könige anschlossen. Zu der schon deutlichen Absicht Philipp's, Persien anzugreifen, gesellte sich wahrscheinlich der Plan, das unbesserliche Athen, in dessen chersonnesischen Besitzungen, zu bedrohen und zur Besinnung zu bringen, was freilich nun, nachdem die Demokraten in Athen obgesiegt hatten, eine verspätete Massregel war, und eben in Thracien gegen den König aufzutreten, den Frieden mit ihm zu brechen,

hat schon die Kriegspartei beschlossen. Zu diesem Zwecke hat sie neue Colonisten unter der Anführung des Diopeithes nach dem Chersonnes abgeschickt, Ansprüche auf das Gebieth der, durch Verträge für unabhängig erklärten Cardianer erhoben, Gewaltthätigkeiten gegen dieselben geübt. Nachdem die Anträge Philipp's, den Streit auszugleichen, abgelehnt wurden, gab er den Cardianern Militär-Hülfe, worauf Diopeithes ein Heer geworben und die Abwesenheit Philipp's, welcher gegen die thracischen Könige, Kersobleptes und Teres vorgerückt war, benützend, die macedonischen Besitzungen überfiel, verwüstete, die Bewohner als Slaven abführte etc. In einem Briefe klagte Philipp die Athener des Friedensbruches an. Die Conservativen von Athen waren über den Friedensbruch entrüstet und hielten auf die Bestrafung des Diopeithes an; allein die Demagogen, deren Werkzeug er war, nahmen sich seiner mit gewöhnlicher Leidenschaftlichkeit an, und schlugen als Genugthuung den Krieg gegen Philipp vor. Nach den Ansichten des Demosthenes über das Völkerrecht, war es für die Athener vortheilhaft, den Philipp in Thracien zu beschäftigen, den (barbarischen) Thraciern Hülfe zu bringen, die Handlungen des Diopeithes jetzt nicht zu untersuchen, und ihm statt dessen eine Armee zur Unterstützung zu schicken; der Aggressor wurde weder gestraft noch abberufen. Nach dieser Rede für den Chersonnes (341) sagte Demosthenes in der nächsten (der dritten Philipica), dass Philipp nicht nur ein Feind der Athener, sondern auch des ganzen griechischen Volkes, nicht ein Hellene, sondern ein Barbar etc. sei; zum hundertsten Male hat er alle Beschuldigungen gegen Philipp, von denen keine einzige begründet war, aufgezählt, und wie gewöhnlich, das Volk zum Kriege gegen Philipp und zur Bestrafung der Verräther (nämlich der Besonnenen) aufgefordert, und zugleich im Nahmen des hellenischen Patriotismus auf eine Gesandtschaft an den Perser-König angetragen, die

wirklich dahin, um gegen den Ersten unter den Griechen zu wirken, abgegangen ist ¹⁾).

- ¹⁾ Dieses Verhältniss des athenischen Demagogen zu den Persern gestattet ihn zu beurtheilen; seine Haltung während der zwei Gesandtschaften an Philipp, vor der Beendigung des hl. Krieges, wäre unerklärbar, wenn man nicht annimmt, dass er den König in Athen verläumdete, hingegen in Macedonien ihm schmeichelte, den macedonischen Gesandten (wofür er vom Volke ausgezeichnet wurde) kriechend begegnete etc. um erkauf zu werden. Philipp mag, wie Caesar, geglaubt haben, dass es besser sei die Feinde zu vereinigen, um sie an einem Tage zu schlagen, und bestach den Demagogen nicht; in dem rastlosen, aber ungeschickten, geschwätzigem, in Zwecken und in Mitteln überspannten Gegner des Königs, concentrirten sich alle Umtriebe der Opposition, wodurch Philipp in die Lage versetzt wurde, die Machinationen zu beobachten und ihnen entgegen zu wirken, was, einem besonnenen und gewandten Partheiführer gegenüber, schwer gewesen wäre. In seinen Erwartungen getäuscht, verkaufte sich Demosthenes an den Perserkönig; dies beruhet nicht auf Vermuthungen sondern auf Beweisen, welche Alexander in Sardes fand (Demosth. in Plut. c. XX.) Ephialtes (Gesandte nach Persien) brachte grosse Summen mit und gab dem Demosthenes, nach dem Zeugnisse des Dinarchus, 150 Talente (*vit. X. Rhetor.*) gewiss war es kein Praemium für die griechische Redekunst. Für die Theilnahme an der Angelegenheit des Harpalus, wurde Demosthenes zur Strafe von 50 Talenten verurtheilt und flüchtete sich. (Plut. c. XXV — XXVI.). So war der Character dieses Patrioten.

Als Bürger und Rathgeber des Volkes, beurtheilte er alle Lagen schief und verkehrt und handelte darnach, wie wir sahen. Einen, stets gegen den gesunden Sinn, wirkenden Demagogen, dem nur nutzlose Verbrechen gelungen sind, für einen Staatsmann zu halten, geht doch über alle Grenzen der poetischen Licenz, und dennoch wird oft Demosthenes, zum Hohn der Begriffe, als Staatsmann gepriesen.

Was ihn zu der undankbaren politischen Laufbahn, auf welcher er nur Niederlagen und Schande geerntet hat, spornte, ist nicht leicht mit Genauigkeit zu bestimmen. Eine aussergewöhnliche Eitelkeit, ein durch die Staatsverfassung stets herausgeforderter, gereizter

Mit dem Vorschlage eines Krieges gegen Philipp im Chersonnes begnügte sich der rastlose Demokrat nicht, er verlangte, dass die Athener die Beschäftigung des Königs in Thracien benützen und die macedonisch Gesinnten aus Euböa durch Waffengewalt vertreiben. Aller Bemühungen der Conservativen und der Unterhandlungen der Euböer ungeachtet, hat das leichtsinnige Volk den unseligen Vorschlag angenommen, (341—340) den feilen Redner mit einem Kranze belohnt, Truppen wurden gesandt, der Kampf hat begonnen. Der Erfolg der Athener auf der Insel lässt sich nicht genau bestimmen, allein dass die Unternehmungen Athens gegen Philipp ernster Natur waren, dies unterliegt keinem Zweifel. Die Demokraten liessen die macedonische Küste durch Byzantiner und Seeräuber beunruhigen, die für macedonische Schifffahrt wichtigen Städte am pangesätischen Meerbusen wurden von den (wahrscheinlich mit den Euböern unter Cal-

und immer beleidigter Hochmuth, die Ohnmacht, die Verhältnisse zu überschauen und die Wirkungsmittel zu ordnen, führten ihn zur Selbstunzufriedenheit, zum Lebensüberdruß, dem er durch eine febrile Thätigkeit und den Hass gegen Andere Luft zu machen und die Macht des Gedankens, welche ihm abging, durch die Kraft der Leidenschaft zu ersetzen suchte. So verwickelte er sich immer mehr, steigerte seine Pläne, inmassen ihm die Mittel hiezu fehlten, und entschädigte den Pöbel aus Mangel an Siegen, durch Exaltation.

Wie seine Argumente, waren auch seine Grundsätze verwirrt, selbst in den wesentlichsten Fragen über Staat und Kirche hatte er keine feste Ansicht, dem Volke warf er vor (so im Anfange der Rede vom Frieden), dass es früher handelt und erst darauf denkt, dennoch war ihm die Volksherrschaft Alles, obschon er wieder den Vorzug des gehassten Königthums hervorhebt. Der Erfolg menschlicher Dinge hängt, nach ihm, besonders vom Glück, vielmehr gänzlich vom Glück ab (II. Olynth 24); bald ruft er die Götter an, bald lässt er die Opfer nicht beachten. Man weiss nicht, was er glaubte, gewiss wusste er es selbst nicht und lebte nur um zu hassen, zu lästern, zu verwüsten und zu thesauriren. Er starb gottlos wie er gelebt.

lias verbundenen) Athenern eingenommen. Die Strafe für diesen ohne Kriegserklärung verübten Frevel, konnte nicht ausbleiben.

Indessen hatte Philipp seinen siegreichen Feldzug beendet, die Thracier zum Tribut gezwungen (341), die Könige Karsobleptes und Teres abgesetzt, mit Kothillas, Könige der Gethen, ein Bündniss geschlossen, die Feindseligkeiten gegen Byzanz und Perinthus schon begonnen. Obgleich der König dadurch seine Absicht, die Perser, mit denen jene Städte befreundet waren und in einem Perser-Kriege schon durch ihre Lage eine wichtige Rolle spielen konnten, an den Tag gelegt hatte, erkannten die Athener ihre Pflichten gegen den Verfechter des Griechenthums nicht und schickten sich vielmehr an, die Bundesgenossen der Perser zu unterstützen. Da erfolgte eine Art von Kriegsmanifest gegen die Athener, in welchem der König alle Gewaltthaten der Republikaner aufzählt, sie des Einverständnisses mit den Persern anklagt und den Entschluss sich zu vertheidigen kund giebt, ohne dennoch eine Verständigung auszuschlagen.

Statt den gereizten, mit Recht klagenden König zu versöhnen, beschloss das bethörte Volk, auf den Vorschlag des Demosthenes, die Säule, worauf der Tractat mit Philipp verzeichnet war, umzustürzen und sich zum Kriege zu rüsten. Eine Flotte wurde unter Chares nach Byzanz geschickt; dieser, durch seine Erpressungen, während des Bundesgenossen-Krieges, berühmte Feldherr war von den Byzantinern abgewiesen, allein den Phocion, den die Athener nachgeschickt hatten, nahm Byzanz auf. Von den Persern, welche die belagerten Städte unterstützten, von den Chiern, Rhodiern und andern unter den persischen Einfluss gestellten Griechen und zugleich von den Athenern bedrohet, hob Philipp die Belagerung von Byzanz und Perinthus auf. Doch konnte Niemandem der Ausgang des Krieges für Athen zweifelhaft sein; Demosthenes wusste genau, dass er nur den Persern diene.

Statt sogleich in Griechenland zu erscheinen, überraschte Philipp die griechische Welt durch einen Zug gegen die Scythen, welche die Donauufer (wahrscheinlich bis in das heutige West-Ungarn) bewohnten. Schon die Nahmen des grossen Mannes und des Weltstroms sprechen den menschlichen Gedanken an und nöthigen ihn zu forschen nach dem Grunde des ausserordentlichen Unternehmens, welches sich seit Darius (513), in der Zeit des Vaters Alexanders I., nicht wiederholt hatte. Die angegebene Ursache des Krieges, dass Philipp den scythischen König, welcher ihn früher um Hülfe angerufen hatte, um die Bewilligung bat, eine Statue dem Herkules an den Mündungen der Donau zu errichten, und eine abschlägige Antwort erhielt, kann nicht die wahre gewesen sein; übrigens, warum wollte er seinem Stammgotte die Mündungen der Donau weihen? Ganz gewiss stand diese Unternehmung mit dem Plane des Perserkriegs in Verbindung. Das sinnlose Verfahren der Griechen, welche ihre Unabhängigkeit unwürdig missbrauchten, um gedankenlos in Zügellosigkeit zu leben, lieber dem Joche der Perser als der Ordnung und dem Rechte zu huldigen, solche Zustände des verfallenden Hellenenthums mussten den König in seinem alten Entschlusse, die griechische Anarchie gegen die Orientalen zu zerschlagen, bestärken. Suchte nun Philipp neue Wege nach dem Morgenlande, um die griechischen Colonien und die Perserhuth zu umgehen? hatte er die Absicht, vor zwei wichtigen Unternehmungen, gegen die Anarchie Griechenlands und gegen den Despotismus Persiens, zu erfahren, ob die räuberischen gegen die Donau zu wohnenden Völker in Macedonien nicht einfallen werden? vermuthete er Verbindungen (wie jene der Athener mit den barbarischen Illyriern) zwischen seinen griechischen Feinden und den Barbaren? Immer ist der Scythenzug der kühnste Gedanke unter den grossen Entwürfen des Königs. Am Vorabende des Zuges gegen den Sitz der orientalischen Tyrannei sollte der König auch den Sitz des Barbarenthums, einer Avantgarde des Orientes, in Augenschein nehmen. Was bis nun Viele (so

die West-Mächte) nicht begreifen, dass die griechische Halbinsel zwischen dem adriatischen und dem schwarzen Meere nur durch eine feste Macht an der Donau gezähmt werden kann, dies vermochte das Genie dieses Weltsehers zu erkennen, wenigstens zu ahnen.

Der Feldzug ist nicht gelungen, die Scythen wurden zwar besiegt, allein die Triballer besiegten den Philipp, der König wurde verwundet. Jedoch war die Freude, die sich hierüber in Athen verbreitet hatte, nur von kurzer Dauer, denn der König kehrte heim.

Schon während des scythischen Feldzuges (vielleicht noch früher) haben die Gottlosen in Griechenland die traurigen Geschieke der Phocier in Vergessenheit gebracht und benützten die Entfernung des Kirchenvogtes, um Kirchengüter an sich zu ziehen. Die Amphissäer bemächtigten sich eines Theils des hl. Landes und hofften es durch die Bestechung des Demosthenes zu behalten; allein Aeschines klagte sie vor der Amphictyonie an, diese beschloss die amphissäischen Anlagen auf dem hl. Boden zu zerstören, wurde daran von den Amphissäern gewaltsam gehindert und hat dieselben in der nächsten Versammlung geächtet, den Krieg gegen sie proclamirt, den Cottyphus zum Eeldherrn ernannt, und da sich dieser schlagen liess, wurde Philipp zum Führer des (zweiten) hl. Krieges erwählt. Wie gewöhnlich standen die Athener den Frevlern bei, selbst die Thebaner trennten sich von den übrigen Amphictyonen.

Philipp erschien mit einem Heere in den Pyllen, verweilte hier längere Zeit, beobachtete Griechenland und gab sich besonders Mühe, die Thebaner zu gewinnen, endlich rückte er in Phocis ein, besetzte daselbst die wichtige Stadt Elatea und Kytinion in Doris, feste Haltpuncte, welche den Weg nach Amphissa, Attica und Theben beherrschten. Die Thebaner, als Amphictyonen und stets vom Könige beschützte Bundesgenossen, hatten eine doppelte Pflicht Philipp zu folgen, sich gegen ihre Hauptfeinde, die Athener, zu erklären; allein die Letzteren bestrebten sich schon seit geraumer Zeit

die Thebaner, unter allerhand Vorspieglungen, gegen den König zu waffnen, sie verbürgten den Thebanern (durch einen neuen Verrath an alten Bundesgenossen) die Herrschaft über Böotien und wussten den Eindruck, welchen die drohende Stellung Philipp's bei Elatea verursacht hatte, zu benützen; das unkluge Volk liess sich endlich zum Meineid bereden und zog mit seiner Heeresmacht den Athenern zu Hülfe, welche ihrerseits Alles aufbothen, um mit Macht aufzutreten und andere Völker aufzuwiegeln.

Dem König war es nicht schwer die (10000?) Söldner, welche Athen den Tempelräubern zu Hülfe schickte, zu schlagen, Amphissa zu erobern und zu strafen. Als sich darauf der König nach Böotien gewendet hatte¹⁾, stellten ihm die Athener und Thebaner mit andern Alliirten eine grosse, viel zahlreichere Armee als die seinige entgegen²⁾. So kam es bei Chäronea zu einer der wichtigsten Schlachten (338 vor Ch. Ol. 110. 3. Jahr des Chäronidas) von deren

¹⁾ Die zwei Schlachten, von denen Demosthenes spricht, (in der Rede vom Kranze p. 300) und sonst Niemand davon Erwähnung macht, und welche für die Republikaner günstig gewesen sein sollen, verdienen keine Beachtung, höchstens waren es unbedeutende Scharmützel, das ganze Machwerk mag nur eine den Revolutionen gewöhnliche Demonstration gewesen sein, um die zagenden Alliirten zum Anschlusse zu bewegen. Uibrigens spricht Demosthenes von keinem Siege, er sagt nur, dass sich die Athener tadellos betrugten, durch Ordnung, Rüstung und Eifer auszeichneten, Lob verdienten. Diese Worte könnte man auch auf eine Niederlage, auf einen mit Ordnung ausgeführten Rückzug anwenden.

²⁾ Der König hatte an Macedoniern, Thessaliern, Aetoliern (wahrscheinlich auch Aenianen, Doloper und Phioten, da deren Gesandte den König in Theben unterstützten) 30.000 M. zu Fuss und 2000 Reiter. Die Zahl der Alliirten Athens ist nicht genau bekannt, nach Droysen (Geschichte Alexanders des Grossen) betrug sie „nah an 50.000“. Justin sagt nur im Allgemeinen, dass die Verbündeten den Königlichen an Zahl weit überlegen waren.

Ausgang, entweder zu Gunsten der Anarchisten, Alliirten der Frevler, oder zum Vortheil der rechtmässigen Bundesgewalt, die Zukunft der Gesittung abhing. Allein was vermag die demokratische Zahl ohne Führer, die Menge slavischer Geister, Söldner und Werkzeuge feiler Demagogen gegen die ritterlichen, durch Gehorsam an Freiheit und Würde gewohnten Männer! Kaum tausend Athener hatten den Muth, für die Freiheit, wie sie sagten, zu sterben, die übrigen haben schändlich die Flucht ergriffen ¹⁾, zwei tausend liessen sich einhohlen und in Gefangenschaft schleppen. Auch die Thebaner, mit Ausnahme der hl. Schaar, ergaben oder flüchteten sich. Ein Tempel des Heracles, neben dem sich die Rebellen aufstellten, war Zeuge des Sieges der Heracliden und der Schande der Meineidigen und Bundesgenossen der Kirchenräuber. Der von Pericles verwickelte Knoten war ohne Widerstand ²⁾ gelöst, das Drama nahm für die Griechen

¹⁾ Unter diesen befand sich der patriotische Demosthenes, er soll auf der Flucht einen Dornstrauch für einen Feind gehalten und sich an ihn ergeben haben. *Plut. Vit. X. Rhetor.*

²⁾ Diese Schlacht von den Macedoniern nie beschrieben, wurde stets von den Griechen späterer Zeiten entstellt. Gewiss war dieser obschon entscheidende Sieg leicht erkämpft, nie als eine glänzende Waffenthat Philipp's hervorgehoben und nur als eine Auszeichnung des achtzehnjährigen Alexanders angesehen. Was hie und da vom besonderem Widerstande der Hellenen, vom schwankenden Siege gesagt wird, ist der Sachlage zuwider, und höchstens bezüglich einer Abtheilung der Thebaner, der sogenannten hl. Schaar (300 Mann), deren Tapferkeit Philipp lobte, annehmbar, denn eine Armee, welche einer andern den Uibergang über einen Fluss (vor Allem einer Phalange) streitig macht und mit Muth kämpft, wird durch die Niederlage in einer schutzlosen Ebene einen grossen Verlust erleiden müssen. Wahrscheinlich war bei Chäroneia nur ein Theil der Macedonier im Kampfe, jener, welchen Alexander befehligte, folglich der geringere und leichtere; denn Philipp hätte einem Jüngling seine Kerntruppen nicht anvertraut. Uibrigens musste früher Alexander die Ufern des Hämon säubern,

keinen heroischen Ausgang. Der Protector der Hellenen wurde (wessen sie seit einem Jahrhunderte bedurften) nun zu ihrem Gebiether. Die Aufrechthaltung und Ausbreitung des Hellenenthums ist wieder möglich geworden.

Nach dem wichtigen Siege über die gefährlichsten Gegner des Hellenenthums und der Gesittung, welcher sich dadurch als entscheidend über die innere Barbarei herausgestellt hatte, behielt Philipp (wie in christlichen Jahrhunderten Kaiser Carl V. nach dem Siege von Pavia), seinen gewöhnlichen Gleichmuth. Das erschrockene Attica, welches sich wieder nach Athen flüchtete und dem Sieger offenstand, hat er nicht besetzt, die Gefangenen ohne Lösegeld befreit, die Meisten gekleidet, die Todten begraben lassen¹⁾. Seine persönlichen Beleidigungen vergessend und stets auf das allgemeine, auf das katholische Interesse der griechischen Welt bedacht, ver-

die Rebellen jenseits angreifen, ehe Philipp seine Macht entwickeln und vortheilhaft aufstellen konnte. Philipp war demnach, wie man heute sagt, im vollen Feuer nicht, er hatte nur die Verfolgenden zu appuiren. Die ganze Schlacht war ein Reitergefecht und eine Prüglerei; seit und vor den Franzosen endeten alle Revolutionen auf dieselbe Art. Selbst Demosthenes hatte nichts von der Auszeichnung der Athener und der seinigen zu sagen.

Auch die Folgen (und hierin liegen mächtige Beweise für die Geschichte) bestätigen diese Ansicht. Eine Armee, die sich nach einem kräftigen Widerstande und geringem Verluste zurückzieht, ist nicht vernichtet, sondern zu neuen Kämpfen bereit, ein wohl geregelter lebensfähiger Staat lässt sich durch eine Schlacht ausser den Grenzen seines Landes nicht zu Grunde richten, hingegen hat der athenische gänzlich abdicirt, nicht den geringsten Widerstand geleistet, ja nicht einen Seekrieg oder wenigstens einen Uiberfall der Küsten Macedoniens gewagt, vielmehr hat er Kriegsschiffe an den Sieger ausgeliefert. Wie wäre diese Niedergeschlagenheit und Ohnmacht der Athener mit einer glänzenden Niederlage zu vereinbaren? Die Thebaner, obschon vom Sieger hart behandelt, ergaben sich auch. Dies sind die sprechendsten Commentare zur Schlacht von Chäronea.

¹⁾ Polyb. V. 10.

langte der grossmüthige Herr Griechenlands nur die Mitwirkung Athens, gestattete der Republik einen, in ihrer traurigen Lage vortheilhaften Frieden und begnügte sich mit der Hegemonie, weit entfernt, diesen Druck auszuüben, dessen sich die Vorherrschaft Athens vielfältig und dauernd schuldig machte.

Die Thebaner (für welche der König Vieles und zu wiederholten Malen that) wurden strenger behandelt, die Rädelsführer hingerichtet oder verbannt, eine neue Verfassung war eingeführt, Cadmää besetzt, Oropus den Athenern überlassen ¹⁾.

Das Volk von Athen beeilte sich die Friedensanträge anzunehmen, seine Kriegsschiffe und Reiterei auszuliefern, dem Bunde mit Philipp beizutreten, sich eigentlich dem Könige zu unterwerfen, jeder politischen Rolle zu entsagen, auf seine Besitzungen ausser Attica zu verzichten. Mit der athenischen Gesandtschaft an Philipp, um den Frieden zu erlangen, erschien auch Aeschines, die Laufbahn des Demosthenes war beendet ²⁾, die Autorität der Demagogen hörte neben der allgemein anerkannten königlichen auf.

Zur Herrschaft über die grosse Halbinsel zwischen dem adriatischen und schwarzen Meere, fehlte dem König nur die Demüthigung der Spartaner. Er unternahm einen Zug nach dem Peloponnes, wo ihn Bundesgenossen, die Argiver,

¹⁾ Zwischen der Behandlung der Athener, der Verführer und ihrer Werkzeuge und Opfer, der Thebaner, ist das Missverhältniss auffallend. Jedoch waren die Thebaner nicht unschuldig, denn als Amphictyonen waren sie eidlich verpflichtet gegen die Gottlosen, welche sich gegen den Tempel Apollo's versündigen würden, „mit Arm, Wort und allen Kräften zu wirken“. Zu sehen über die Eidesformel der Amphictyonen: *de Valois, Memoires sur les Amphictyons (Acad. des inscript. et belles-lettres)*.

²⁾ Vielmehr war dieser Rädelsführer, der sich durch die Kunst zu verfolgen auszeichnete, den Verfolgungen selbst ausgesetzt. Durch sein Auftreten zu Gunsten des Demosthenes beabsichtigte Ctesiphon ihn gegen Partheien zu schirmen. Winiewski. Comment. p. 268 u. 269.

Arcadier, Messenier, Eleer, Gegner Sparta's, erwarteten; das spartanische Gebieth wurde zum Theile verwüstet oder den Bundesgenossen des Königs übergeben. Niemand vermochte nun die macedonische Hegemonie anzufechten. Um sie auch *de jure* zu befestigen, berief Philipp (337) eine Bundesversammlung der Griechen nach Corinth, alle Staaten, mit Ausnahme von Sparta, erschienen durch ihre Abgeordneten. Der Sieger verschmähte es, Griechenland als eine eroberte Provinz zu behandeln, die Staaten behielten ihre Autonomie (Souverainität, Territorialhoheit), einem jeden Staate wurde, nach dessen Verdiensten, die einzunehmende Stellung bestimmt¹⁾, ein Rath aus den Abgeordneten gewählt; derselbe hatte über den Frieden und das Wohl Griechenlands zu wachen. Der König erklärte seinen Entschluss die Perser zu bekriegen und liess sich zum obersten Feldherrn zu Wasser und zu Lande mit umunschränkter Gewalt ernennen und legte den Staaten ihre Contingente auf. Polyb ²⁾ bemerkt, dass diese Ehre keinem Sterblichen vor Philipp wiederfuhr. Fürwahr, unter dem Nahmen der Hegemonie, wurde ein Kaiserthum constituirt³⁾. Griechenland monarchisch geworden, konnte wieder auf Achtung Anspruch machen, die traurigen Erfahrungen der republicanischen Freiheit benützen.

168. (Bedeutung der macedonischen Hegemonie für Griechenland und die Gesittung. Wirksamkeit des Königs.)

In der That stieg Griechenland durch diese Verdienste des wahrhaft providentiellen Königs⁴⁾. Ueberhaupt war

¹⁾ *pacis legem universae Graeciae pro meritis singularum civitatum statuit* Justin. IX. 5.

²⁾ IX. 27.

³⁾ Selbst den Ausdruck, welcher die neue Würde Philipp's bezeichnete: *στρατηγὸς ἀυτοκράτωρ, ἡγεμὼν* musste der Römer übersetzen durch: (*totius Graeciae*) *Imperator*; das letztere Wort bedeutete wohl: gefeierter Feldherr, aber auch: Kaiser (Herrscher, Machthaber, Gewaltträger). Es ist natürlich, dass die Idee des Kaiserthums sich jeder nach dem Universal-Reich strebenden Macht aufdringt.

⁴⁾ Man soll in der Beurtheilung Philipp's nicht den Ansichten des Demosthenes folgen. Um den König zu be-

die macedonische Hegemonie ein doppelter Fortschritt Griechenlands, ein intensiver, denn die Hegemonie war eine persönliche, monarchische Obrigkeit, und zugleich war der Fortschritt ein extensiver, da das Bereich des gemeinschaft-

schuldigen, entstellt der Demagog nicht nur alle Facten seiner Zeit, sondern auch die ältesten Traditionen. So sagt er von Philipp: „ist er nicht unser Feind? . . . ein Barbar?“ (Olynth III, 33); . . . „und der König jenes Landes (Macedoniens) gehorchte ihnen (den Athenern), wie es Barbaren gegen Hellenen gebührt“ (Olynth. III, 35); . . . der (Philipp) nicht nur kein Hellene ist und nichts mit Hellenen gemein hat, sondern nicht einmal ein Barbar aus einem mit Ehren genannten Lande, sondern ein nichtswürdiger Macedonier“ .. (Phil. III, 119).

In der That war aber Philipp von hoher griechischer Abstammung, sein Sohn verblieb, bis in die fernsten Jahrhunderte, der Stolz der Griechen. Anders als Demosthenes urtheilten über den König Philipp Schriftsteller von Autorität, Römer und Griechen; so Cicero (*de offic.* I, 26), Polyb II, 48; V, 10; IX, 27. In der letztern Stelle sagt Polyb, dass Philipp den delphischen Tempel sichergestellt, griechischen Völkern die Freiheit gegeben habe. Diess ist gewiss der kürzeste und treueste Inhalt des gesammten Einwirkens Philipp's auf Griechenland. Die Declamationen von Heeren und Johann Müller zu Gunsten der demagogischen Freiheit, verdienen keine Beachtung. In der Meinung Niebuhr's (Vorrede zur I. Phil.) über Philipp: „die einen sahen in Philippus den Freund der Freiheit, weil er in Thessalien den Oligarchen die Regierung entzog, und Demokraten einführte—dass er das Land in vier Staaten zerriss, Magnesia in Besitz nahm, in Pegasae Besatzung legte, das beschönigten die Leute: es war nöthig für die Freiheit gegen die Oligarchen. Auch im Peloponnesus half er zu demokratischen Revolutionen, und wenn er Machthaber einsetzte, die man sonst Tyrannen nannte, so waren es Wohlgesinnte: es war vorübergehend unvermeidlich. Andere priesen ihn als ein Werkzeug der Gerechtigkeit, da er sich für die Messenier gegen Sparta erklärte und alle Eroberungen der Spartaner ihnen absprach: sehr zahlreich waren die Zeloten und Heuchler, welche ihm, der aller Götter spottete, als Rächer des Heiligthums von Delphi die Thore des Vaterlandes öffneten“ in diesem Urtheil Niebuhr's, sage ich, ist jedes Wort eine

lichen Oberhaupts weit über die engen Grenzen des eigentlichen Griechenlands ging. Vor Allem war die oberste Autorität nicht nur auf einer entschiedenen Ueberlegenheit der Macht, sondern auch auf der Sittlichkeit gegründet. Dass

schwere Beleidigung der Wahrheit und verräth eine völlige Unkenntniss der griechischen Zustände, denn der fromme und conservative, der Aristokratie und den Thessaliern besonders anhängende Monarch that eben das Gegentheil von dem, dessen ihn der träumende Niebuhr beschuldigt und eigentlich einen Menschen, wie Demosthenes schildern zu wollen scheint. Wenigstens hat Niebuhr seine Vorliebe zum Griechenthum und russischen Tendenzen nicht verheimlicht, die zweite Auflage hat er dem Czaren Alexander I. mit den Worten gewidmet: *Hic Rem romanam* (dies schreibt er an den Griechen), *magno turbante tumultu, Sistet eques, Poenum sternet, Gallumque rebellem*. Die Russen hätten das Recht gehabt, die Zuschrift als eine Ironie anzusehen, denn sie wurden regelmässig von den Galliern geschlagen und in Niederlagen nur von den Preussen übertroffen. Uibrigens hat sich der *Eques* bald darauf mit dem *Gallus rebellis* (Napoleon I.) verbündet, eben gegen Deutschland, sogar gegen Preussen; gewiss war Niebuhr in der Diplomatie nicht glücklicher als in der Auffassung der griechischen Geschichte. Allein andererseits ist er aufrichtig und gesteht die demagogischen Absichten, die ihn beseelen: „Demosthenes“ sagt er „hat Vieles gesprochen, was eine andere schwer gefährdete Zeit für sich vernehmen, sich daran *erbauen* und dadurch *belehren sollte*“. Und noch heut zu Tage, wird dieses unsittliche Mittel angewandt und geachtet!

Jedoch bekannten sich nicht alle Schriftsteller zu diesen demagogischen Doctrinen. Franz Passow (Gesch. der Demagogie in Griechenland): „Solche Flammen ungemässiger Volkswillkühr, wie Themistocles, wie Pericles angefacht hatten, konnten nicht mehr gehemmt und gelöscht werden“. Valckenaer (*Or. de Phil. Maced. ind.*) stellt mit Recht die Herrschaft Philipp's der vermeintlichen griechischen Freiheit entgegen, welche von hochmüthigen Herrn, vom Pöbel und dessen Führern abhing. Schäfer (zu der 3 phil. Rede) findet den Grund der Ohnmacht Athens in den Lastern der Ochlokratie und dem Sittenverderbniss (*morumque corruptio*) der Bürger, er bemerkt, dass Demosthenes „von den Grosstha-

die Verbindung mehrerer Culturstufen, aller Völker von Epirus und Peloponnes bis zum schwarzen Meere eine sehr wohlthätige für die Gesittung war, braucht nicht bemerkt zu werden; denn die Ideen der Hellenen und das Organisationsgenie der Macedonier vermochten auf jedes der verbundenen Völker vortheilhaft einzuwirken, das Hellenenthum auszubreiten und zugleich zu läutern.

Auch die persönlichen Eigenschaften des Herrschers waren geeignet das Griechenthum zu heben. Nicht nur als Feldherr, sondern auch als Staatsmann und zugleich als Denker glänzend, wirkte er stets im Grossen, suchte allgemeine Ideen zu verwirklichen, wodurch dem Kleinlichen der Griechen, ihrem engen Localgeist, welcher bloss zum Heroismus der Bürgerkriege führen konnte, entgegen gearbeitet wurde. Seine Stellung zu Epirus, zu den Molossern, seine Züge gegen die Illyrier, Thracier, Tribalier, Scythen, seine Versuche, sich am jonischen und dem schwarzen Meere festzusetzen, sind Riesengedanken, die dennoch ihren Urheber zu verwickeln nicht vermochten und stets zum Hauptziele des Königs, zur Organisirung Griechenlands und zum Zuge gegen den Orient convergirten.

ten des alten Athens träumend, durch die Reden gegen Philipp dem Vaterlande mehr geschadet als genützt hat“. Weiske (*de hyperb.*) und viele Andere sprechen sich in demselben Sinne aus.

Besonders bemerkenswerth sind die Ansichten Flathe's (I, 63—65), Otto Abel's (243) und Droysen's über das wohlthätige Wirken des grossen Philipp. Die (griechische) Freiheit“ sagt Droysen (I, 11.) „hatte sich bis zur Gleichheit abgestumpft, Hellas war reif für fremde Herrschaft“ (I, 16.) . . . „Philipp stand an der Spitze des freien Griechenlands, das in sich zu viel bewegtem Einzelleben atomistisch aufgelöst . . . in furchtbaren Kämpfen zerrissen war“ . . . (I, 13.) . . . will man die Reinheit seiner (Philipp's) Mittel in Abrede stellen, so trifft die Griechen der grössere Tadel, dass es solcher Mittel bedurfte, um sie zu dem Zwecke zu vereinen, den der edlere Theil des Volkes noch immer als das wahre und einzige Nationalwerk vor Augen hatte“.

Die Mittel Philipp's, um diese ungeheuren Zwecke zu erreichen, waren einfach, consequent und gerecht; auf die rastlosen Bemühungen des Demosthenes, die Geschichte Philipp's zu verfälschen, den wahren Standpunct der Frage zwischen dem Könige und der sogenannten Freiheit zu verrücken, antwortet, beim Mangel hinlänglicher historischer Zeugnisse, der innere Zusammenhang der Begebenheiten, auch ausdrückliche Zeugnisse sprechen gegen die Verläumdungssucht des demokratischen Redners, welcher wie gewöhnlich, Alles, so auch die intellectuellen Vorzüge Philipp's übertreibt, um den König mit Gehässigkeit umzugeben. Die politischen Wirkungsmittel Philipp's hatten nicht jenen Charakter einer gewandten Treulosigkeit, wohl berechneten List und der Unfehlbarkeit im Vorbereiten gewaltsamer Mittel, die ihm Viele, dem declamatorischen Demosthenes folgend, beilegen ¹⁾, nur benützte er die Zustände mit Klugheit, die

¹⁾ Warum vor Allem in Deutschland, (obschon auch hier ein Wendepunct zum Nachtheil des Liberalismus eintritt) Philipp und Demosthenes, falsch beurtheilt werden und der grossmüthige König, Wohlthäter Griechenlands, eine überhaupt merkwürdige Persönlichkeit in der heidnischen Epiche, dem sinnlosen Demagogen und verächtlichen Menschen nachgesetzt wird, wäre vielleicht durch die Analogie zwischen dem griechischen und deutschen Staatlichen erklärbar. Wirklich liess sich Deutschland wie Griechenland, von einer centrifugen Kraft ergreifen, es huldigte dem Heimathsinn und den Local-Interessen (sogar in der Sprache, welche mehr Dialecte als selbst die italienische aufweist) zum Nachtheile der gemeinsamen Autorität, es sträubte sich gegen jede allgemeine Organisationsidee; da es aber durch die hohe, wahrhaft katholische Stellung des Kaiserthums stets zur Concentrirung der Macht und zur Einigung, oft mit Hilfe des Zwanges, geleitet wurde, so trat gegen diese Hegemonie eine Reaction im hl. Reiche ein, die Gesamtmacht Deutschlands zerfiel in vielfältige Autonomien, gleichsam in Atome. Daher der heftige Widerstand der Deutschen gegen jeden Versuch die Territorien zu einem Organismus zu bilden, der Autorität zu unterwerfen; daher der ununterbrochene Kampf Deutsch-

Verhältnisse waren ihm günstig, die sittliche Macht der Nothwendigkeit einer Zucht unter den Griechen und der Ruf der Besseren unter denselben nach einem Ordner, haben ihn geleitet und getragen, Die Fehler unverbesserlicher Gegner,

lands mit dem kaiserlich gewordenen Hause Oesterreich, welches die Rolle Philipp's in Griechenland dem hl. Reiche gegenüber übernehmen musste und von den Deutschen, wie das heraclidische Haus von den Griechen, als ein systematischer Feind der Freiheit angesehen wurde. Diese unseligen Neigungen Deutschlands und diese Ohnmacht seines politischen Urtheils wurden durch die politische Erziehung des Landes nicht beseitigt, denn dieselbe war gänzlich verfehlt. Die durch Jahrhunderte vor Max I. und Carl V. wüthende Anarchie, welche im Lutheranismus, ihrer unmittelbaren Folge, einen permanenten Ausdruck suchte, reichte der Fürsten- und Städterebellion gegen den Papst und Kaiser die Hand; gewiss war eine solche politische Schule nur zur Verbildung geeignet.

Seit die Kaiser aus dem Hause Oesterreich der wesentlichsten Rechte des Kaiserthums nach und nach beraubt wurden, was dem hl. Reiche die Gestalt eines Staatenbundes, der Autorität die Form einer parlamentarischen Monarchie verlieh, in welcher der Reichstag zugleich als ein Congress wirkte, bekannte sich wieder beinahe ganz Deutschland zur Opposition und glaubte, dass die Franzosen und Schweden seine Freunde und Beschützer, hingegen die Kaiser seine Feinde wären; Libellisten wie Hyppolitus *a lapide* (ein wahrhafter Demosthenes Deutschlands) wurden verehrt, Oesterreich stets beschuldigt, und je übertriebener die Ankläger gegen dasselbe waren, desto grössern Beifall erhielten sie in Deutschland. Im Werke: *de ratione status in nostro Imperio Romano-Germanico*, welches Hyppolitus für französisches Geld, auf Commando Mazarin's, schrieb, sagt der Verfasser inmitten einer ununterbrochenen Reihe von Verläumdungen gegen das Haus Oesterreich: dass durch Rudolph's I. Thaten und Schuld die Reichsmacht ungemein litt, dass er, um seine Söhne zu versorgen, die Reichsrechte feilbot (p. 111, c. 2.); dass Albert I. sich gegen Adolph aufgelehnt und diesen dem Reiche treuen Kaiser ermordet (*nefario ausu trucidaret*) hat (*ibid.*); dass Friedrich das Concordat mit dem Papste, welches der Freiheit und dem Ansehen Deutsch-

an deren Spitze der urtheilslose Demosthenes stand, wirkten für den König. Uibrigens hat Philipp die Schlaueit der griechischen Politik nicht erfunden, und dass er sich ihrer gewandter, als die Griechen, bediente, dieses war ihm

lands zuwider war, dem Reiche aufwarf etc.; dass Max I. und Carl V. nur für eigenen Nutzen und gegen die Interessen Deutschlands stets wirkten (*ibid.*); dass die Kaiser aus dem Hause Oesterreich die Türken zum Kriege reizten, falsche Gerüchte über das Vorrücken der türkischen Macht ausstreuten, um Gelder von Deutschland zu erpressen, dass unter dem Vorwande türkischer Kriege die deutschen Reichsstände entnervt und bedrückt wurden (II, 3); dass die Kaiser immer grössere Rechte usurpirten und endlich als offene Tyrannen auftraten (II, 5); dass der Eid dem Kaiser nur des Reiches wegen geleistet wird, daher gegen die Kaiser, wenn sie die Majestät und Freiheit des Reiches verletzen, nicht verpflichtet, sondern vielmehr zum Aufstande gegen den Tyrannen verbindet (I, 5); dass Ferdinand II. alle Gesetze und Capitulationen gebrochen und weder menschliches noch göttliches Recht achtend, durch einen langwierigen Krieg alle Kräfte Deutschlands erschöpft und sich über alle Reichsstände eine tyrannische Gewalt angemasst habe (III, 1); dass es unselige Geschlechter (*familiae fatales*) gebe, welche nur durch den Untergang der Staaten gedeihen, dass Oesterreich so ein Geschlecht für Deutschland sei, dass man daher die Waffen Deutschlands gegen die Kinder des verstorbenen Tyrannen (der Demagog will den tugendhaften, verdienstvollen Kaiser Ferdinand II. nennen) und gegen dieses ganze treulose Geschlecht wenden, dasselbe aus Deutschland gänzlich vertreiben (*illa [domus austriaca] ... Germania in totum pellitor*) und die deutschen Besitzungen Oesterreichs confisciren soll (III, 2).

So sprach Hyppolitus über das verdienstvollste christliche Geschlecht, welches der Schöpfer vor jedem Eintritte einer Weltcalamität sorgfältig hob, (am Ende des XIII. Jahrhunderts vor der Ermordung des Papstes und des Kaisers; am Ende des XV. und Anfange des XVI. in der Epoche Luther's und der schon ausgebildeten Eroberungs- und Revolutionssucht gallicanischer Könige; am Ende des XVII. vor dem allgemeinen Siege der protestantischen und sogenannten frantzösischen Ideen) mit Macht gleichsam wunderbar ausstattete, offenbar,

in Folge des Kampfes mit grundsatzlosen Gegnern, denen alle Mittel gut und die Ritterlichkeit fremd waren, allerdings gestattet. Hätten die Athener nach ihrem Siege den König so verschont, wie sie von ihm verschont wurden?

damit es die göttlichen und menschlichen Rechte vertheidige, welcher Sendung es auch stets folgte; so beurtheilte Hyppolitus die wesentlichsten Begebenheiten der deutsch - österreichischen Geschichte und empfahl im Nahmen der *vitae magistra*, als das unfehlbare Rettungsmittel Deutschlands, die Vertilgung des Hauses Oesterreich (*domus austriacae extirpatio*). Dem ungeachtet erfreute sich dieses Werk einer ungeheuern Popularität in Deutschland, es wurde allgemeiner als in den neuern Zeiten die Werke Rotteck's, Strauss's und ihrer Consorten bewundert, auf den westphälischen Congress (es wurde *ad hoc* bestellt) floss es mächtig ein, die meisten staatsrechtlichen Ansichten der Libellisten wurden zu Staatsmaximen der Majorität der Reichsstände. Obschon es handgreiflich ist, dass Hyppolitus die österreichisch-deutsche Geschichte absichtlich, um das um Deutschland hoch verdiente Haus mit Hass umgeben, verfälschte, obschon die Begebenheiten das Machwerk siegreich widerlegt und die durch traurige Erfahrungen belehrten deutschen Reichsstände beim Hause Oesterreich vielmahl Schutz gesucht und gefunden haben, wurde dennoch die Autorität des Demagogen durch eine Reihe von Generationen angerufen. Eine solche Verehrung der Verstümmelung der Geschichte konnte zur Bildung echter politischer Begriffe in Deutschland keineswegs beitragen, vielmehr wurde dadurch das Volk gewöhnt, seine eigene Lage falsch zu beurtheilen, es lernte nicht die oberste Autorität ehren, sondern an jeden politischen Unsinn glauben.

Letztens, jeder Kampf zwischen dem kaiserlichen Hause und den deutschen Rebellen hörte auf, allein die Schule politischer Verwirrungen dauerte fort, denn die Deutschen sahen neben der kaiserlichen Majestät, welcher keine Macht zu Gebote stand, die Allmacht despotischer Fürsten und Reichsstände, welche ihre Unterthanen oft mit äusserster Grausamkeit behandelten, (man lese nur die Geschichte von Hessen und andern protestantischen Ländern), jeden Funken des politischen Lebens erdrückten, jeden Anfang des politischen Gedankens verfolgten. Auf diese Art wurde das Volk

Die Begebenheiten, wie man gewöhnlich vermuthet, hat er nicht durch Künste und Bestechungen hervorgerufen; allein er hat sie richtig beurtheilt, den eigentlichen Standpunct Griechenlands und der Welt zu erfassen gewusst, da-

von der Philosophie der Franzosen im XVII. und XVIII. Jahrhunderte und von der französischen Revolution unmündig vorgefunden; man kann leicht ermessen, welchen Eindruck Frankreich auf das durch die Anarchie, durch den Protestantismus und Despotismus vorbereitete Deutschland machte.

Um sich gegen den Besieger der französischen Revolution, welcher Deutschland oft bedrückte, allein eigentlich nur der Tradition Deutschlands, welches sich stets Frankreich gegen Oesterreich anschloss, folgte, zu schützen, wurde das unmündige Volk durch officielle Verschwörungen geleitet, zum Freiheitskampf aufgerufen, preussische Demagogen verhehlten nicht ihre Ehrfurcht gegen Demosthenes und dessen Doctrinen.

Jedoch war die Ansicht Niebuhr's, (welcher übrigens die Epitres Voltaire's an Catharina II. geschmacklos nachahmte), dass Alexander ein Wohlthäter Deutschlands wäre, handgreiflich falsch, daher suchten die Schüler den Meister zu bessern. Sie erblickten eben im Alexander von Russland einen Philipp der Deutschen, setzten das Spiel politischer Täuschungen fort, unter deren Einfluss sie die griechische Geschichte beurtheilten, den Demosthenes hochpriesen und eigene Nationaltendenzen dichteten, gegen die bestehende Ordnung protestirten und dennoch die Mittel, durch welche sie zu Stande kam, stets in Anwendung brachten, das Heil Deutschlands ausser dem kaiserlichen Hause suchten, den historischen Boden verliessen. Demosthenes erschien diesen Rationalisten und Ideologen, als eine alte Autorität, sie vergassen, dass dieser Redner einer Neuerungsperiode Griechenlands, der Epoche der Auflösung und des Rückschrittes zur Barbarei, angehörte, an der Spitze einer unmündigen Parthei, wie ungefähr die „*giovine Italia*“ und das junge Deutschland“ stand. Ueberhaupt glaubten die Preussen, nach dem Wiener-Congress, sich mittelst einer Stellung, wie jene Athens gewesen war, zur Hegemonie über Deutschland heben zu können, und waren der Anwendung vielfältigster Mittel, um das Land zu agitiren, nicht müde. Hingegen war in derselben Zeit Kaiser Franz, ein tugendhafter Fürst und

her seine feste Grundlage zum politischen Wirken. Ruhig und gemässigt pflegte er die Begebenheiten abzuwarten, ob schon er von ihnen nicht einmahl überrascht, sich zum Auftreten gezwungen fühlte. Oft war dieser Zwang ein mora-

gründlicher Denker, schon auf den Kampf mit den Folgen des Tugendbundes und dem Carbonarismus gefasst, auch ihn, als den Aliirten Alexanders, hielt das unmündige Deutschland für einen Feind der Freiheit, welche die Deutschen durch ein Stück Papier erlangt zu haben, meinten. Daher die endlosen Verwirrungen der Begriffe von Freiheit, Autorität, Patriotismus und Nationalität in einem Lande, welchem keines von diesen Wesen seit dem Protestantismus vollständig bekannt war.

Erst die Lehren seit 1830, die traurige Rolle Preussens immer zu schweigen, wenn die Zeit zu reden kommt, und immer zu reden, wenn man handeln soll, haben der politischen Verbildung Deutschlands entgegen zu wirken begonnen. Noch belehrender flossen auf das Land die Grossthaten Oesterreichs ein. Was ist die Autorität? wo ist die Autorität? worin ihre Folgen bestehen, wodurch sich echte Grundsätze von der politischen Taschenspiellerei unterschieden, vermag nun Deutschland deutlich einzusehen, seine eigene Ohnmacht mit der österreichischen Grossmacht zu vergleichen. Gewiss gibt es wenige so belehrende Beispiele in der Geschichte, wie die Geschehnisse Deutschlands, welches den Predigern der Zersplitterung, des Neides und des Hasses folgte, und die Geschehnisse Oesterreichs, welches sich vom Gefühle der Einigung, der Eintracht und des Gehorsams beseelen liess; dort Zersplitterung und Auflösung, hier Einigung und blühende Macht, dort der Verlust, hier die Erwerbung der kaiserlichen Krone, sind die Resultate der entgegengesetzten historischen Entwicklung beider Reiche. Dieselben Reden des Demosthenes und dieselben Thaten Philipp's werden jetzt anders als ehemals in Deutschland beurtheilt, denn neben dem Steigen der katholischen Grossmächte ist das Sinken des reformirten Deutschlands auffallend. Noch eindringlichere Lehren über den (in Frankreich schon verachteten) Liberalismus erwarten den Deutschen, wenn er nun auf das Land der Ideale Niebuhr's, auf Russland blickt, wo eine in orientalischen Staaten gewöhnliche Reaction sich gegen den zweiten Theil der Regierung Nicolai I. kund gibt und die liberalen Ideen in Eilmärschen aus Deutsch-

lischer, er floss aus dem Pflichtgefühl des Königs, und gewiss waren seine Niederlagen während des hl. Krieges durch Archomenus keine Folge einer schlaun Berechnung aus Interesse. Auch in seinem Rückzuge nach der Beendigung des phocischen Krieges, liegt die Antwort auf die verbreitete Meinung, dass er stets auf List und gewaltsame Mittel sann, um Griechenland zu knechten. Nie hatte Philipp diese Absicht, die Folgen hatten es am deutlichsten bewiesen, gewiss genoss das, während der Hegemonie Athen's, Sparta's und Theben's, stets bewegte und bedrückte Griechenland einer vollständigen Freiheit unter dem macedonischen Principate. Ueberhaupt lässt sich eine Reihe grosser Thaten und Reformen, welche auf die Menschheit, selbst in deren Zukunft einwirken, ohne sittliche Motive des Handelnden nicht denken. Uibrigens sind die Erfolge Philipp's durch die Uiberlegenheit der macedonischen Regierungsform und der Sittlichkeit des macedonischen Volkes erklärbar. Während der König, Gebiether der frommen, gehorsamen Macedonier, Herr des Staatsgeheimnisses, jeden Plan gehörig vorbereiten und seiner Zeit ausführen konnte, schadeten die stets verzankten Griechen einander durch Geschwätz und Verdächtigung, und sogar oft durch wirklichen Verrath, durch die Feilheit. In jedem Kampfe zwischen der Monarchie und der Republik, zwischen einem gesitteten und einem verbildeten Staate (worauf man jenen zwischen Philipp und Griechenland zurückführen kann) wird der reizbare, geschwätzi-ge Kämpfer drohen, verläumdern und endlich sich flüchten.

land einrücken lässt, die Bauern und die Journale entfesselt. Aus dem, was die Monarchie und selbst das Christenthum in Russland geworden sind, kann man sich vorstellen, wozu russische Hände den Liberalismus gestalten werden. Treten, wie sie es schon begonnen haben, russische Demosthenes auf, dann werden die Deutschen mit Hilfe solcher Commentare den sittlichen Werth der liberalen Doctrinen des Demosthenes erkennen und vielleicht für immer dem Liberalismus entsagen.

Die Uiberlegenheit seiner politischen und socialen Macht hat Philipp nie missbraucht, seine Siege waren für die Besiegten wohlthätig, die Barbaren hat er in's Bereich der griechischen Bildung und der macedonischen Humanität gezogen, die Thessalier von den Tyrannen befreit, die Griechen von der Anarchie, die zugleich eine blutige Tyrannei war, erlöset. Ganze Staaten, Tausende von Stimmen unter jedem Volke, segneten den König, alle Griechen hat er doch nicht erkaufte, und ist ein Volk allgemein feil geworden, so soll man es kaufen, denn immer ist die Geldsucht das letzte Stadium im Leben entarteter Völker, und die Strenge der Fremden-Herrschaft das einzige Mittel, das verfallene Volk zu heben und zu bessern. Gewiss war der Versuch Philipp's, die Griechen, Väter der classischen Gesittung, zu ordnen und zu bessern seine höchste Sendung, die er grossen Theils erfüllt hat.

Allein eben dieses hohe Verdienst des Königs wird besonders angegriffen, die Gedankenlosen, welche veraltete Declamationen, um deren Sinn unbekümmert, wiederholen, klagen ihn des Attentats gegen die griechische Freiheit an und scheinen mit den Kirchenräubern, welche plünderten und würgten, und mit den Demokraten, welche das Eigenthum und die Ehre der Bessern systematisch angriffen, nur für Verbrechen und für Laster lebten, zu sympathisiren. Die Griechen waren in der Epoche Philipp's nicht mehr ein freies, sie waren ein elendes Volk, dessen politische Laufbahn, seit Jahrhunderten nur durch politischen Unsinn, Sitten- und Zügellosigkeit bezeichnet, sich ihrem Ende näherte.

Die letzte Schlacht zwischen den Griechen um die Hegemonie, jene von Mantinea, hat es erwiesen, und sie vermochte nur, wie es Xenophon richtig bemerkt, die Verwirrung Griechenlands zu vergrössern. In der That, ehe der König auftrat, herrschten in Griechenland Demagogen und Tyrannen, in Athen wie in Pherae, in Phocis wie im Peloponnes. Die Athener ohnmächtig, um ihre Stadt zu vertheidigen, die Ruhe im Innern zu erhalten, fanden Mittel um

ihre Bundesgenossen unmenschlich zu drücken, was zum Bundesgenossenkriege, zu einer Reihe von Verwüstungen und zur Intervention der Orientalen führte. Ehe noch dieser unmenschliche Krieg beendet war, begann ein noch entsetzlicher, Thessalien, Böotien, Locris, Phocis schwammen im Blut, selbst die Tempeldiener wurden gemordet, und die Urheber dieser Frevel, die Strategen von Phocis, erfreuten sich des Bündnisses mit den vorzüglichsten Staaten Griechenlands. Während die Inseln und Mittelgriechenland durch solche Bürgerkriege litten, blieben die rohen Spartaner und ihre Gegner im Peloponnes nicht müßig. Ausser den innigen Bündnissen zwischen den Demagogen und Tyrannen, kannten die Griechen freundschaftliche Verhältnisse nun mit den Barbaren und Orientalen und riefen sie zu Hilfe gegen Griechen, oder traten in ihren Dienst. Die Thebaner forderten von den Persern Geldunterstützung zum hl. Kriege, längst war den Athenern und Spartanern persisches Gold bekannt, Tausende von Hellenen standen, vor Demosthenes, im Solde der Perser, Tausende im Solde der Tempelräuber. Diese Zustände heissen bei den Liberalen die griechische Freiheit, und Philipp ist ihnen ein Tyrann, wenn er diesen Unfug nicht länger dulden will. Der Anblick dieser ruchlosen Völker musste seine Seele mit Abscheu und Verachtung erfüllen, und dass er solcher Gefühle Meister geworden, die Griechen nach seinem eigenen Plane und nicht nach ihren Verdiensten behandelte, ist gewiss eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Grossmuth, zwei Jahrhunderte vor Caesar.

Ausser den sittlichen ¹⁾ Pflichten eines Griechen, hatte Philipp noch jene eines Königs von Macedonien. Beide Völ-

¹⁾ Dass man hier nicht die christliche Sittlichkeit meint und das lasterhafte Privatleben Philipp's, wie jenes aller Grossen vor dem Christenthum, ohne Ausnahme, nicht läugnen will, versteht sich von selbst. Die Alten hatten nur zur äussern, zur politischen, nicht aber zur innern, zur kirchlichen Katholicität mitzuwirken, durch das Fördern der erstern, bahnten sie den Weg für die letztere an.

ker, gleichsam moralische Antipoden (obschon derselben Kirche und Gesittung angehörig), das erobernde, kräftige und organisirende und das desorganisirte, ablebende, welches selbst in der Epoche seiner Macht nie erobend auftrat, konnten neben einander nicht bestehen, eines musste dem andern weichen, eines musste von dem andern erobert werden. Der Segen der Vorsehung hatte zwischen beiden zu wählen. Damit die hellenische Gesittung, welche in den Colonien von Orientalen und Barbaren abhing, über die Gebirge Macedoniens hinausgehe, im engen und verpesteten Wirkungskreis Griechenland's nicht ersticke, segnete die Vorsehung den König. Längst waren die Griechen entartet, die Laster bildeten bei ihnen die grosse Regel, übrigens haben sie sich nie über die kleinlichen Ansichten eines exclusiven Heimathssinnes, eines übertriebenen Localpatriotismus, welcher sie zum Katholisiren gänzlich unfähig machte, gehoben, nie haben sie das historische Recht begriffen und waren geneigt, jede auf dem geschichtlichen Boden gedeihende Entwicklung (und nur eine solche ist dauerhaft), im Namen des Rationalismus zu läugnen, jede Tradition leidenschaftlich zu bekämpfen und den Völkern, selbst den griechischen, die Resultate des eigenen Vernünftels, die demokratische oder die aristocratische Tyrannei und Lizenz aufzudringen und so jeden Keim der Entwicklung des Fortschrittes zur Katholicität zu zerstören. Demnach mussten die Griechen dienen, da sie zu herrschen nicht wussten, sie mussten fallen, damit die Menschheit steige ¹⁾,

¹⁾ Diese Ansicht über das Verhältniss Philipp's zu Griechenland und ihren innern Werth, wird durch die glücklichen Folgen der macedonischen Hegemonie für Griechenland bestätigt. Das Letztere erlangte wieder eine würdige Stellung, das Hellenenthum erfocht entscheidende Siege unter der Leitung Macedoniens, erst nach dem Verfall dieser Oberherrschaft wurde Griechenland der Anarchie und der Auflösung wieder preisgegeben, Athen zerstört etc.; die Demagogen haben es nicht aufgebaut. Noch deutlicher für die Neuzeit werden die obigen Grundsätze der griechisch - macedonischen Geschichte mittelst der genauer bekannten deutsch - öster-

sie mussten von den Macedoniern erobert werden, damit sie nicht sammt der Gesittung durch die Orientalen, Barbaren, oder durch den Selbstmord zu Grunde gehen.

reichischen; die Identität des Verhältnisses Griechenlands zu Philipp und Deutschlands zu den Kaisern aus dem Hause Oesterreich, erkannten wir schon. Den Kaisern Max I., Carl V., Ferdinand II. und Ferdinand III. fehlte gewiss nicht das Recht, sondern bloss die Macht, um Deutschland zu beruhigen, zu heben, nach dem Orient zu tragen, diese Welt deutschen Völkern zu öffnen, wie es die Könige von Macedonien für Griechenland gethan; stets war es der Zweck Oesterreichs, allein Deutschland protestirte, wie es die Schriften des deutschen Demosthenes, Hippolitus *a lapide*, und der dreissigjährige Kriege beweisen. Dieser Kampf endigte auf eine dem griechischen entgegen gesetzte Weise, die Anhänger des deutschen Demagogen erlangten die Oberhand, die Kaiser wurden besiegt. Prüfen wir nun die Folgen dieses Sieges der Freiheit in Deutschland, da wir schon die Folgen des Sieges der Autorität in Griechenland kennen.

Deutschland (hiess es allgemein im Reiche, zum Theile wiederholt man es bis jetzt) wurde durch seine Kämpfe gegen den Despotismus Oesterreichs geschützt und erkämpfte die Freiheit; beide Sätze sind unwahr, denn eben trug der Despotismus der Territorialherrschaft den Sieg davon, blühte und wirkte ohne jegliche Controlle und liess der Freiheit keinen Raum; der Deutsche, dem man die Freiheit, als Belohnung für die Rebellion versprochen, wurde als eine Waare des Herrn angesehen, oft wirklich verkauft (so häufig an die Engländer nach America), während Oesterreich unter verschiedenen Systemen, wie jenes Maria Theresiens und Joseph's II. sich einer stets väterlichen Regierung erfreute und ganze Schaaren von Deutschen, (welche die Freiheit flohen) aufnahm und noch gegenwärtig aufnimmt. Wohl ist die Freiheit nicht das höchste Gut der Völker, die Sicherheit im Innern, das Ansehen im Aeussern, der Einfluss auf die Welt, verdienen mehr Beachtung; allein auch in dieser Hinsicht erblickte sich Deutschland getäuscht und verwahrlost. Das Nationalgut wurde, wie ehemals das Kirchengut, zerrissen, das vormals unüberwindliche, glänzende hl. Reich, welchem Gott mittelst der Stimme des Statthalters Jesu hohe

Mit einem Wort, Griechenland, der Representant der abendländischen Gesittung, lebte nur durch Wissenschaft, Kunst und Handel, seine politische Rolle war längst ausgespielt, vielmehr schadete es durch Verbildung dem Fort-

Privilegien ertheilte, neben der Kirche zum Herrscher und Civilisator der Welt bestimmte, wurde durch den Sieg über Oesterreich, welches die deutschen Völker einigte und zusammenhielt, in drei Hundert Theile, die mit einander haderten, getheilt. Durch diese Risse im Reichsgebäude drang der Fremde ein, gegen den Uebermuth des Franzosen, gegen die Plünderungssucht des Schweden und des Preussen, gegen die Befehle der Czaren etc. schützten Luther und die Philippiken des Hyppolitus nicht, schöne Provinzen gingen verloren, die übrig gebliebenen beneideten oft das Loos der eroberten, kein Mittel, um das wunde Land zu heilen und zu reconstituiren, wollte gelingen, selbst das Genie Napoleon's I., welches mit Recht in den Ideologen das Unheil Deutschlands erblickte, scheiterte an der undankbaren Aufgabe; denn ein Land, dem die politische Existenz fehlt, und welches dem eigentlichen Staatsleben anderer nur in der Ferne zusieht, muss in Schwärmereien leben und auf metaphysische Rettungsmittel sinnen; dem durch Theilungen verstümmelten Lande fehlt es an der physischen Bedingung zum wahrhaft staatlichen Wirken, an Macht.

Gewiss sind abstracte Theorien die einzige Aeusserung der Thatkraft deutscher Männer, das Reich der Speculationen ihr einziger Wirkungskreis und alleiniges Mittel auf die Welt einzufliessen, während der Franke und der Britte nach einem grossen Massstab zu wirken und zu handeln vermögen. Sind aber selbst die Theorien Deutschlands vom Character ihres wunden Schöpfers frei, welcher auch moralisch durch mehrere als gleichberechtigt angesehene Confessionen zerrissen ist? Auch in der Ideenwelt spielen die Ahnen eine grosse Rolle, Jahrhunderte von Protesten, die Wirksamkeit der Anhänger des Luther und Hippolitus, stete Kämpfe gegen die weltliche Obrigkeit und sogar gegen die kirchliche können nicht spurlos für die Theorie verschwunden sein. Daher die Vorherrschaft, die kaum zweifelhafte Vorherrschaft der rationalistischen Schule in Deutschland, gegen welche die katholische Minorität vergebens protestirt; die Ideen eines Landes, welches für das

schritt der Humanität, die gewöhnlichste Menschlichkeit wurde von den Griechen missachtet, die Gefühllosigkeit unter dem Volke (so den Sklaven, den Gefangenen gegenüber und deren Lage ehemals eine erträgliche war) erreichte einen

Recht, auch die Worte Gottes dem Vernünfteln zu unterziehen, durch 30 Jahre kämpfte, können nicht so gleich geheilt werden. Selbst der Heilung entgegenzusehen, ist man nicht berechtigt, denn nur die Erfahrungs-Wissenschaften (da sie sich bloß auf dem historischen Boden vorthellhaft bewegen können) blühen in Deutschland, alles Uibrige bleibt beim Alten, beim Rationalismus. Mit Ausnahme der Geschichte, welche durch die unerbittliche Macht ihrer Logik denkende Protestanten von ketzerischen Irrlehren abzieht und sie zu katholischen, wenigstens theilweise katholischen Weltansichten nöthigt, werden in den übrigen moralisch-politischen Wissenschaften in Deutschland die alten, von den Engländern, Franzosen, Holländern etc. längst aufgegebenen Vorurtheile hervorgehoben, erfrischt, die hundertmal gesagten Irrsätze einer schwerfälligen, unverständlichen Philosophie werden wiederholt, um nur Gelegenheit zu finden, neue Sätze einzuschalten, welche geeignet wären, den religiösen, politischen und socialen Zweifel zu verbreiten, das Reich des Rationalismus zu erweitern. Das so zubereitete Gift einer unverdauten Gelehrsamkeit und einer geschmacklosen Kunst, welche auch das Recht, jede classische Regel zu verschmähen, (und zwar im Namen des Genie!) ausspricht, wird auf den einzigen Einigungspunct Deutschlands, auf die Leipziger Messe gebracht und von diesem Seelenmarkt in ferne Länder, vorzugsweise, da das Abendland diese schwerfälligen Producte zurückweist, in die Länder des jüngern Ostens verschickt. Ist dies der eigentliche Beruf des in der Cultur ältern Deutschlands? Hat das ältere West-Francien dem jüngern Deutschland solche Lehren und Beispiele der Gesittung in früheren Zeiten dargebracht?

Gewiss geht Deutschland seit Jahrhunderten gegen seine Sendung, kein Land hat sich so gewaltig gegen die Bestimmung der Menschheit zur Einigung versündigt, seine Geschichte ist dem obersten Gesetze der Geschichte, der Katholicität gerade zuwider. Im Namen des Rationalismus hat es sich muthwillig gespalten, und während die Verneinung in andern Ländern bloß zu

furchtbaren Höhepunkt. Auf diese Art war Griechenland nicht mehr geeignet der grosse Factor der Weltgeschichte zu sein, selbst seine Verhältnisse mit den Colonien wurden lockerer, seiner Einwirkung auf die Welt fehlten die wesent-

örtlichen Calamitäten führte, das vielfach bestehende Königthum zu unterwühlen nicht vermochte, hat die deutsche Anarchie den Papst und den deutschen Monarchen angegriffen, welcher das einzige allgemeine Königthum, das Kaiserthum vorstellte; dadurch wurde die deutsche Reformation zu einer Welt-Calamität, denn das hl. Reich nahm eine katholische Stellung officiell ein, und eben gegen die Akatholicität aufzutreten war es eigens verpflichtet. Daher auch die ersichtbare Strafe für dieses gegen die zur Einigung bestimmte Menschheit begangene Verbrechen; bis nun sehnt sich Deutschland, inmitten derselben Nationalität und in Folge derselben durch Jahrhunderte gemeinsam gewesenen Tradition, nach der nun unmöglich gewordenen Einigung; der Rheinbund, der Tugendbund, die Bundesacte, die Umtriebe der preussischen Hegemoniegelüste, das Frankfurter und Erfurter Parlament sind gleichsam Gespenster, welche in Folge des Selbstmordes des Reiches in Deutschland spucken. Warum erweisen nun die Deutschen die Macht des Rationalismus nicht, obschon sie ihm die Tradition und Pflicht aufgeopfert haben?

Neben der allgemeinen hat jedes Reich auch eine besondere Bestimmung, eine eigene Stellung zum Hauptmittel der Katholicität, zum Kampfe des Occidentales mit dem Oriente; für Deutschland war diese Stellung schon in Folge seiner geographischen Lage sichtbar, denn es liegt dem Oriente näher, als die übrigen Abendländer, ferner war sie sichtbar in Folge seiner historischen Entwicklung, welche ihm die Herrn Oesterreichs zu Gebietern gab, denen es nur zu gehorchen hatte. Allein, während das kaiserliche Haus Böhmen, Ungarn, Siebenbürgen organisirte, der Donau, dem grossen Wegweiser der Gesittung, nachblickte, dem Orientalismus widerstrebte, schickte Deutschland den Ostländern die Lehren des Luther, die Werke des Hippolitus zu und verband sich mit den Feinden seines Oberhauptes und Herrn, mit den Bundesgenossen der Türken. Und während es auf diese Weise sich sein Grab selbst grub, sorgte es nicht einmahl für Colonien, für Erben seiner tausendjährigen Wirksamkeit. Vergebens forderte den Deutschen

lichsten Grundlagen: die Autorität und die Macht. Ist inmit-
ten dieser Zustände der Menschheit Philipp besiegt, dann
reisst mit ihm der Faden der Weltgeschichte, das Chaos von
Babel wird beginnen.

sein Kaiser zum Colonisiren des Orientes auf, vergebens
zeigte der Donaustrom den für deutsche Colonien be-
stimmten Welttheil.

Es hat Gott gefallen, den Deutschen mit Thatendrang
und einer ungewöhnlichen Gedankenmacht (in wie fern
der Zweifel und Proteste dieselben nicht fesseln) auszu-
rücken, hingegen diese Kraft den Ostländern äusserst
sparsam verliehen; offenbar bezweckte die Vorsehung,
dass der Deutsche dem Osten diese Gaben gebe, wel-
che er vom Westen, von Frankreich, mittelst der Kirche
erhielt, und vor Allem dem Papst- und Kaiserthum ver-
dankte. Deutschland hat den Wink Gottes nicht ver-
standen, Colonien im Oriente hat es nicht, auch einen
indirecten Einfluss des Deutschthums auf Asien kann
man nicht wahrnehmen. Wohl zwingt die Hungersnoth
(denn dawider schützt der Kirchen- und Klosterraub
nicht) die Deutschen ihre Indifferenz für das Vaterland
und ihren lebhaften Heimathsinn in der Fremde zu be-
friedigen, schaarenweise nach Russland und Amerika zu
ziehen, um unter zwei Gestalten derselben Sklaverei zu
dienen, allein dieses Colonisiren frommt dem Deutsch-
thum nicht, das in Europa verlorene Terrain ist ausser
Europa nicht wiedergewonnen. Wie weit die Grenzen
des Deutschthums gehen, ist dem Deutschen unbekannt,
der Franzose ignoriert, dass er einen Theil desselben
beherrscht, der Däne und Russe ignoriren nicht, sie
verfolgen es. Also in und ausser Europa stirbt das
Deutschthum ab. Bis nun, statt der Donau folgend, in
die Morgensonne zu schauen, blickt es auf finstere Com-
plete des Westens, und erwartet von dort aus leichtsin-
nig das Heil. Und die Zukunft Deutschlands? Werden
die kranken Staaten einem Sturme zu widerstehen ver-
mögen? So wie die Territorien zur Unterwühlung ihres
Schutzes, des Kaiserthums, beitrugen, so wurden auch
sie, in Folge eigener Grundsätze und Beispiele, unter-
wühlt, wodurch alle Grundlagen der Gesellschaft er-
schüttert sind, Familie und Eigenthum, wie ehemals die
Kirche, ihre Stütze, bekämpft werden. Gewiss kann
man Deutschland für das am meisten verwirrte Land
auf Erden halten; selbst Italien (mit Ausnahme Sardi-

Man soll nie vergessen, dass die Erfinder der *graeca fides*, welche bei Ideologen, wie in der Zeit Catharinens II, Alexanders I, Nicolaus I von Russland und der gedankenlosen Philhellenen, bis nun Sympathien erwecken, sich durch

niens) wurde endlich durch die Strenge italienischer Regierungen und die Milde der kaiserlichen beruhigt und Deutschland verbleibt immer der Sitz gefährlicher Ideen, welche sich nicht allein durch gottlose Tendenzschriften äussern.

Wenn Gott ein schuldiges Volk straft, so ist gewöhnlich die Strafe doppelt, denn die Gegner des Schuldigen werden zugleich belohnt. In der That, Oesterreich, nachdem es vergebens durch Jahrhunderte die Deutschen an der Vernichtung ihres Reiches zu hindern sich bemühet hatte, stets von ihnen bekämpft wurde, ist ein Grossreich geworden und nimmt, als Kaiserthum, diese Stellung ein, welche das deutsche Reich muthwillig aufgab und selbst die kaiserliche Würde zu Grunde richten wollte; auch Oesterreich kennt seine Grenzen nicht, allein bloss deswegen, weil sie sich gegen den Orient zu immer mehr ausbreiten.

Nun, nach drei Jahrhunderten, sieht man die Folgen der Lizenz und der Autorität selbst in Deutschland ein; dieses Land wollte aus Hochmuth die Obrigkeit beherrschen, wie Griechenland, gedankenlos in der Autonomie leben, gegen die Hegemonie kämpfen, jetzt hängt es vom Winke der Mächtigen ab. Oesterreich hingegen gehorchte, daher ist es jetzt vorherrschend, es braucht nicht Colonien in Russland und Amerika zu suchen, es bedarf nur auf seiner bisherigen Bahn zu wandeln, um zu Hause und zugleich in den Colonien zu sein. Vergebens wirkten seine Feinde, vergebens diente Moritz von Sachsen dem Luther und dem Verrathe, vergebens folgte beiden Verräthern die Majorität Deutschlands, vergebens predigte Hippolitus. Um Gott zu versöhnen, ist Sachsen katholisch wieder geworden; des Namens: Lutheraner schämen sich die Protestanten, sie verläugnen ihren Heiland; der wahre Name des Hippolitus ist bis nun genau nicht bekannt, und ob es der Name Oesterreich ist, diess wissen in Deutschland die Guten, welche die Schuld ihrer Vorfahren erkennend, auf Oesterreich verhoffen, und die Bösen, welche gefesselt und gekerkert, dennoch protestiren, aber (wenn nicht mehr Gott) wenigstens Oesterreich fürchten.

politische Untauglichkeit und durch sittliche Laster fortwährend ausgezeichneten und, nachdem sie die Herrschaft im oströmischen Reiche erschlichen hatten, als entschiedene Menschenfeinde, durch Jahrhunderte gegen die Germanen, Ro-

Deutlich demnach ist die Bedeutung der Kämpfe zwischen Philipp, Könige des griechischen Ost-Reiches und der vermeintlichen griechischen Freiheit. Durch den Sieg Philipp's erhohlte sich Griechenland und wirkte zu glänzenden Thaten mit, selbst nach dem Verfall des in Europa wiederbewegten griechischen Reiches lebte das Griechenthum in Asien und Africa und bahnte den Römern den Weg. In Deutschland siegten, nach den Erfolgen Luthers, Demosthenes und der westphälische Friede, daher stirbt Deutschland nach einem doppelten Massstab ab und wird zu Grunde gehen, wenn ihm ein grossmüthiger Philipp die Hand nicht reicht, dasselbe durch unerbittliche Zwangsmittel auf den Weg der Principien nicht zurückführt.

Aeusserst traurig sind die Zustände Deutschlands, dennoch mit Unrecht klagen die Deutschen das Geschick an, denn der Segen der Vorsehung erging reichlich über das verdiente Deutschland, es zählt unter seine Söhne die Kaiser Carl I., Otto I., Rudolph I., die Erzbischöfe von Mainz, Hatto und Hildibert, Denker und Schriftsteller wie a Kempis, selbst viele Heilige; es war der Sitz der Weltherrschaft, Aachen ein weltliches Rom; die höchsten Wohlthaten ergossen sich von Deutschland aus über die Menschheit; es war das Schild der Kirche, officieller Beschützer jedes Rechtes. Allein, dasselbe Deutschland erklärte sich häufig gegen Papst und Kaiser und verursachte die grösste Weltcalamität, die Reformation, welche einen grossen Theil des Abendlandes der Kirche entzog, die Doctrinen der Verbildung und der Verführung des Menschen im Namen der hl. Schrift mit Feuer und Schwert propagirte. So wie Griechenland, war Deutschland der Baum der guten und der bösen Wissenschaft, das Land der höchsten Verdienste um die Kirche und die Menschheit, und zugleich das Vaterland ihrer ärgsten Feinde. Also ist die Geschichte Deutschlands consequent, wenn sie die Glanzperioden dieses Landes und die Epochen seines schmachlichsten Verfalls einschreibt, und durch die unheimliche Gegenwart gegen eine furchtbare Zukunft warnt. Wohl ist die Wehmuth des Deutschen, sein Hang zum Unwillen

manen und Christen wirkten, und, obschon getauft und Byzantiner genannt, dennoch dieselben Verehrer der *graeca fides* stets verblieben. Ist sogar heut zu Tage das Griechenthum gegen die Kirche und die Menschheit nicht feindseliger als der Orient selbst gestimmt? waren hierüber die verschiedenartigsten in orientalischer Frage wirkenden Mächte einen Augenblick uneinig? machte man einen Unterschied zwischen dem griechischen Despotismus im Norden und der griechischen Revolution im Süden, welche beide, obschon gedemüthigt und gezüchtigt, bis nun den Faden der Verwicklung in der Lebensfrage der Gesittung halten und die grössten Verbrechen, ohne Sinn und ohne bestimmten Zweck, aus reiner Schadenfrohhheit wagen, und wie die Griechen in der Epoche Philipp's, nur für den Hass und Neid leben? Eigener Entwicklung sind sie aus Mangel an Grundsätzen nicht fähig, daher stören sie die Entwicklung anderer Völker. Ehedem glänzend durch ihre Cultur, wodurch sie über alle anderen Völker hervorragten, sind die Griechen und die griechischen Völker in neuen Zeiten zur tiefsten Stufe der Cultur gelangt, eigentlich in die Barbarei verfallen, und dennoch ist und war immer ihre Sittlichkeit dieselbe. An der Spitze der Weltherrschaft zu Byzanz, oder als Sklaven der Türken, in Unter-Italien, in Klein-Asien, wie an der Nawa, haben sie sich nie geändert, stets jede Gesittung und Humanität gehasst und nach Kräften verfolgt. Durch den Glanz der alten Hellenen und den Verfall ihrer Nachkommen wollte Gott

gegen die Macht der Verhältnisse und Lagen begreiflich; denn er blickt auf das blühende West-Francien, den Erzieher Deutschlands, und zugleich auf das glückliche Oesterreich, den Zögling Deutschlands, er sieht den Glanz beider kaiserlichen Kronen, der an die schönsten Zeiten der deutschen erinnert, allein andererseits, warum sind das älteste und das jüngste Reich, das westliche und östliche gestiegen, und nur das nach Alter und Lage mittlere hat sich dem Fortschritte und Wachsthum entzogen? Wenn Völker das hl. Kreuz verlassen, dann müssen sie das irdische so lange tragen, bis sie nicht das Gotteshaus wieder aufbauen (*donec templa refecerint*).

die Macht der Offenbarung und jene der Erbstinde erweisen, das Streben nach der Einigung und das Trachten nach dem Schisma durch die Folgen anschaulich machen.

169. (Ende der philippischen, Anfang der alexandrinischen Regierung.)

Selbst Philipp, der grosse Förderer der Humanität, der erste weltliche Civilisator im Grossen (nach dem Urtheil des Theopomp und Isocrates, der grösste Mann von Europa) vermochte nicht die ungeheure, bis heute dauernde Lasterhaftigkeit des Griechenthums wirksam zu erschüttern, wenigstens war es ihm nicht gestattet, die Früchte seiner grossen Thaten zu geniessen, die verlorene Zeit seit dem Ende des ersten hl. Krieges wieder einzuholen. Nach Macedonien zurückgekehrt, um die Rüstungen gegen die Perser zu betreiben, war er bei der Vermählungsfeier seiner Tochter, wodurch er den Epirotenkönig gewann und hiemit den letzten Dienst dem Hellenenthum erwies, von einem schwärmerischen Jüngling ermordet; die Perser haben mit Hilfe der lyncestischen Partei eine Verschwörung gegen den König zu Stande gebracht und die Sophismen eines griechischen Philosophen bestärkten den Verbrecher in dessen unseligem Entschluss. Ein Mord soll aber nie die Allmacht der Vorsehung, welche den Begebenheiten ihren Lauf vorzeichnet, aufhalten, und Gott liess dem grossen Philipp, Alexander den Grossen folgen. Uibrigens waren die Pläne gegen Persien gefasst, zum Theile, so die Abschickung der Truppen nach Asien, schon ausgeführt. Der Sohn eines solchen Königs hatte Autorität und Macht. Ein grosser Theil der Verdienste Alexander's gebührt noch dem Vater, denn in einer andern Lage, als Philipp, hat Alexander das Reich übernommen.

Allein die Thronbesteigung war auch nun kein einfacher Wechsel der Regierung, auch jetzt fehlte es an Prä-tendenten nicht. Einige behaupteten, dass die Krone dem Amyntas, in dessen Namen ursprünglich Philipp die Regierung führte, gebühre; die lyncestischen Prinzen machten An-

spruch auf den Thron für sich. Als der gefährlichste Prätentend erschien Attalus, ein Vertrauter Philipp's, Onkel dessen Gemahlin zweiter Ehe, Cleopatra, entschiedener Gegner Alexanders. An die Spitze der Truppen, welche eben nach Asien abgeschickt wurden, gestellt, hat er sich ihrer Treulosigkeit versichert und den Plan gefasst, im Namen des Sohnes Cleopatra's gegen den Sohn seines Wohlthäters aufzutreten. Allein Alexander zagte nicht, ein Aufruf des tapfern Prinzen an das kriegerische Volk war hinreichend, um dessen Huldigung zu erlangen; die Königsmörder und Prätentenden wurden hingerichtet, Attalus zum Tode verurtheilt, eine Armee gegen ihn abgeschickt.

Schwieriger war es das unlängst zusammengefügte Reich in Gehorsam zu erhalten. Die Barbaren, mit der innern Kraft eines regelmässigen staatlichen Organismus unbekannt, glaubten, dass durch den Tod des Königs ihre wilde Unabhängigkeit auflebe, und machten Vorbereitungen zum Einfalle in Macedonien. Vor Allem liess sich das verbildete, jeder Zucht widerstrebende, jedes politischen Gedankens unfähige, bloss für die Negation und den Aufruhr lebende Griechenland, auf die Nachricht vom Tode des grossen Königs, bewegen; Demosthenes, gleichsam vom Todeschlummer erwacht, predigte wieder, die Religion, Sittlichkeit und Recht lästernd, seine alten Doctrinen fort, und das ungebesserte verdummte Volk hörte ihm wieder zu. Die durch wiederholte Strafflosigkeit Verdorbenen unter den Griechen, die Athener, zogen die Sturmglocke, sie decretirten Ehrenzeichen zum Andenken des Königsmörders und wiegelten ganz Griechenland gegen den Sohn des Retters auf; viele Staaten protestirten gegen die Hegemonie, mehrere führten die Demokratie ein, einige beschlossen die macedonischen Besatzungen zu vertreiben, selbst Thessalien wurde verführt und erklärte sich, obschon mit Bangigkeit, gegen den König. Eigene Lügen strafften Griechenland und leiteten es zu neuen Lügen, und da man bei Chäronea tapfer gefochten zu haben vorgab, so verhiess man, der verrin-

gerten Macht des jungen Königs gegenüber, einen vollständigen Sieg; verbildete Völker raisoniren, wie ungebildete Barbaren.

Alexander kannte genau die Kraft der durch das Pflichtgefühl Beseelten und die Ohnmacht der durch Lügen Begeisterten, er zog, den Rathschlägen seiner Anhänger zuwider, gegen Griechenland über Thessalien. Dieses Land, welches sich dem Könige Philipp freiwillig unterwarf und ihm treu diente, war als Wirkungsmittel den Griechen gegenüber und zugleich als Militärmacht für den bevorstehenden Perserkrieg wichtig. Alexander beschloss, statt den Aufstand unmittelbar anzugreifen, durch einen beschwerlichen Umweg in Thessalien einzurücken, das Blutvergiessen zu vermeiden, er versprach die vom Vater den Thessaliern zugestandenen Vortheile aufrecht zu erhalten; der König wurde anerkannt, das Volk erbot sich mit ihm gegen die Griechen zu ziehen.

Auch gegen das, durch diesen Erfolg Macedoniens, überraschte Griechenland verfuhr Alexander mit Schonung, er hielt die Rebellion der Griechen für ein Werk einzelner Demagogen und confuser Umtriebe der Parteien, und berief die Abgeordneten der Amphictyonen nach den Thermopylen, um sich die Hegemonie übergeben zu lassen; ausser den Spartanern, blieben auch die Thebaner und Athener aus, der König erschien in Böotien. Theben, deren Veste die Macedonier besetzt hielten, wagte nicht zu widerstehen, die erschrockenen Athener verwünschten wieder ihren Freiheitsrausch, der elende Demosthenes, welcher Zeit gefunden, sich mit dem Verräther Attalus in Verbindung zu setzen, aber von diesem verrathen wurde, sprach wieder vom Frieden und stellte den Antrag, dem Könige eine Gesandtschaft entgegenzuschicken und um Verzeihung zu flehen. Das characterlose aber geistreiche Volk hatte den Einfall, den Demagogen zu dieser Gesandtschaft zu bestimmen; Demosthenes, der schon bei Chäronea die Gelegenheit, dem Alexander ins Antlitz zu schauen, staatsklug unbenützt liess, lehnte auch

nun diese Ehre ab; der Sohn des grossmüthigen Philipp ahmte den Vater nach und verzieh den Athenern.

Nach der Demüthigung des Aufstandes, der sich zum Kampfe zu erheben nicht vermochte, ging Alexander nach Corinth, dem Sitze des griechischen Bundestages, der Hauptstadt Griechenlands; alle Völker, mit Ausnahme des rohen, isolirten Sparta, beschickten die Versammlung auf Geheiss des Königs. Die Verfassung, welche Philipp den Griechen gegeben, wurde in ihren wesentlichen Bestimmungen über die Eintracht unter den Hellenen und ihre Pflichten gegen den Bund und dessen Vorsteher, von Alexander bestätigt; allein die Selbstständigkeit einzelner Staaten erlitt Beschränkungen, die hauptsächlichsten Hoheitsrechte, jenes mit dem Tode oder durch Verbannung und Einziehung des Vermögens zu strafen, den Grundbesitz zu theilen etc. wurden unter die Aufsicht des Bundesrathes gestellt, für jede Verfassungsveränderung Strafen festgesetzt, die Ruhestörer und Neuerer zu Feinden erklärt; die äussern und Kriegsangelegenheiten hat sich der Inhaber der Hegemonie, Führer griechischer Armeen zu Wasser und zu Lande gegen die Perser, unumschränkt vorbehalten. Offenbar war die griechische Gesamtmonarchie (ein Kaiserthum) nicht im Rückschritte; aus dem Zuströmen der Angesehensten nach Corinth, um Alexandern zu sehen, aus der Bewunderung, welche man dem jungen, noch kaum berühmten Könige allgemein zollte, konnten die Denkenden ersehen, wie leicht geistreiche Völker den Royalismus lernen und wie der dritte Nachfolger „des Barbaren“ bei der Thronbesteigung begrüsst werden wird; verstockten Republicanern blieb nur die Reue oder der Selbstmord übrig. Der macedonische Verräther, Attalus, erlitt das Schicksal Wallenstein's. Die Revolution, als Hinderniss des Zuges nach dem Oriente, war demnach beseitigt.

Neben der Aufgabe, verbildete Völker zu züchtigen, die Rebellion zu strafen, hatte der orientische Monarch, Beschützer des Westreichs, Vorsteher des hellenischen Bundes,

eine schwierigere Sendung zu erfüllen, die Barbaren zu gewinnen oder zu bändigen, bevor er der Pflicht bezüglich des Orientalismus, von der seine Seele eingenommen war, Genüge thun könnte. Der Beruf eines Oesterreichs, primitive Völker an sich zu ziehen, ist wesentlich, denn davon hängt die Kraft ab, welche man dem Auswuchse der Gesittung und ihrem systematischen Feinde, dem Oriente, entgegenstellen soll; als Muster guter Sitten, des Gehorsams und der Treue im Frieden und der Tapferkeit und Ausdauer im Kriege, sind junge Völker für eine orientische und zugleich katholisirende Monarchie doppelt wichtig. Diesem Berufe folgend, unternahm Alexander den Zug gegen die Barbaren.

Die Barbaren, an welchen es den Macedoniern zunächst gelegen war, bewohnten die Länder zwischen der Donau, dem adriatischen und dem schwarzen Meere; durch griechische Colonisten und die wachsende Macht Macedoniens aus den Meeresküsten und den Ebenen in Gebirge und Schluchten verdrängt, geriethen sie, nach mehreren Kämpfen mit Philipp, meisten Theils in eine Art von Abhängigkeit, ohne ihrem Freiheitssinn und der Hoffnung zu entsagen, bei günstiger Gelegenheit zu plündern. Sie daran zu hindern, mässige Tribute zu erheben, ihre Kriegscontingente zu benutzen, die Zuverlässigsten unter den Stämmen an die macedonische Armee, da diese an leichter Infanterie (an Jägern nach dem heutigen Sprachgebrauch) Mangel litt, zu ziehen, wichtigere Punkte zu erobern, beabsichtigte Philipp durch seine Züge gegen die Illyrier, Päonen, Thracier, Odrysen etc. Es ist natürlich, dass der Geist der Unabhängigkeit unter den Barbaren im graden Verhältnisse der Entfernung von Macedonien und der Nähe von der Donau zunahm, daher der Hochmuth der Scythen und der Triballier, welche Philipp angegriffen haben. Nach dem Tode des Königs, dessen Grossthaten in Griechenland den Barbaren gewiss nicht unbekannt blieben, muss eine allgemeine Gährung in den Hämusländern eingetreten sein. Dieser Stim-

mung gegenüber, neben der Unruhe der Griechen, gaben die Grossen Macedoniens dem Könige den Rath, die Hämus-Länder aufzugeben. Das politische und strategische Genie Alexander's, liess ihn diesen Rath nicht befolgen, er sah ein, dass die Sicherheit der Grenzen Macedonien's und die Erfolge des bevorstehenden Zuges nach dem Orient wesentlich von der Mitwirkung kriegerischer, ausdauernder Stämme, als von der griechischen Hülfe abhingen, und eröffnete den Feldzug. (335, im Frühling).

Es ist zu bedauern, dass dieser, für das Abendland gewiss mehr interessante Krieg als der persische, nur in sehr allgemeinen Umrissen bekannt ist; denn man könnte aus demselben auf die Ansichten Alexander's über die Stellung des Ost-Reiches zu den Barbaren schliessen und diese Nachbarn Macedonien's kennen lernen. Selbst das Ziel des Königs ist nicht vollständig bekannt; wie Philipp, zog er an die Donau und liess byzantische ¹⁾ Schiffe dorthin abgehen. Wahrscheinlich wollte er die Pläne Philipp's fortsetzen, und was dem grossen Vater nicht gelungen war, hoffte der ehrgeizige Sohn auszuführen, die Niederlagen der Macedonier zu rächen, um dadurch unter den Barbaren Schrecken zu verbreiten, ihnen die macedonische Macht anschaulich zu machen, Verbündete zu suchen und mit ihrer Hülfe andere Barbaren, vorzüglich die mächtigen Illyrier zu bekämpfen, die Letztern, da sie sich einem Angriffe der Macedonier von Südwesten durch die Flucht entziehen konnten, vom Nordosten anzugreifen; diese Hypothese wäre dadurch bestätigt, dass bei der Annäherung Alexander's, die Illyrier mit andern Barbaren verbunden, zum Kriege schon bereit standen und die Communication des Königs mit Macedonien

¹⁾ Die Folgsamkeit der Byzantiner kann man sich durch die Uiberlegenheit der macedonischen Flotte, welche nach der Uibernahme athenischer Kriegsschiffe keinem Zweifel unterlag, erklären. Es ist auch wahrscheinlich, dass Philipp, vor der Absendung der Truppen nach Asien, mit den Byzantinern unterhandelte.

zu unterbrechen eifrig trachteten. Auf jeden Fall war der Zug mehr als eine militärische Demonstration, um die Völkerschaften einzuschüchtern; denn die macedonische Armee in zwei (wahrscheinlich, schon des coupirten Terrain's und des Mangels an Heerstrassen wegen, in mehrere) Abtheilungen getheilt, machte eine Runde um die Halbinsel, sie zog nord-östlich bis an die Donau und nahm darauf eine südwestliche Richtung; die äusserste nord-östliche Spitze der macedonischen Armee war in der Nähe des schwarzen Meeres und darauf die süd-westlichste in einer nicht grossen Entfernung vom adriatischen.

Uiber Amphipolis, diese Brücke nach Thracien, rückte der grössere Theil der Armee, vom Könige geführt, über das Land der freien Thracier und der Odrysen gegen den, später *porta Trajani* benannten Pass vor, während eine andere Abtheilung des Heeres weiter gegen Osten ging. Die freien Thracier und andere Gebirgsvölker vertheidigten den Pass und das Terrain benützend, sollen sie gegen die Macedonier Wagen hinuntergerollt haben etc., sie wurden geschlagen, flüchteten sich, die Armee drang über den Pass und die Höhe des Gebirges, bergab in das Land der Triballer ein. Sein König Syrmus flüchtete sich auf eine Donauinsel (Penée?) während sein Volk bestimmt war, die Macedonier im Rücken anzugreifen. Alexander kehrte zurück, zwang die Triballer zur Flucht und erreichte die Donau, wo ihn byzantinische Schiffe erwarteten. Vergebens versuchte man auf der Insel, welche Syrmus besetzt hielt, zu landen, daher beschloss Alexander das linke Donauufer anzugreifen, was nur durch eine Uiberraschung der Scythen, die sich dort aufgestellt haben, möglich war. Dies soll während der Nacht erfolgt, der Feind geschlagen, sein Land verwüstet worden sein; am linken Donauufer opferte Alexander dem Zeus, Heracles und Ister und kehrte am selben Tage zurück ¹⁾.

¹⁾ Der König soll keinen einzigen Mann verloren haben. Die Expedition, wie sie Arrian (I. 4) darstellt, ist nicht

Der König der Triballer (dem wahrscheinlich ein macedonisches Corps gegenüber stand) schloss mit Alexander Frieden und versprach Hülfsstruppen gegen die Perser ¹⁾. Viele Völkerschaften kamen dem Sieger mit Geschenken und Friedensanträgen entgegen, selbst Gesandte der Gallier, welche die Alpen und Donauländer (also einen Theil des heutigen Oesterreichs) bewohnten, an Illyrien und Epirus gränzten, erschienen im Lager (340); die Neugierde den König, dessen Kriegeruhm sich weit verbreitet hat, zu sehen, vielleicht die Besorgniss, dass die Macedonier gegen den Westen ziehen, mag der Grund der Ankunft der Gallier gewesen sein. Alexander empfing diese Barbaren mit Leutseligkeit und Pracht, er zog sie zur Tafel und sprach mit ihnen durch Dollmetscher. Mit dem grössten Interesse würde man dieser Unterredung folgen zwischen dem mächtigsten, gebildetsten Könige des Ostens und dem mächtigsten Volke des Westens, welches, obschon ungebildet und roh, sich durch Witz, eine Art von Beredsamkeit und ungemeinen Enthusiasmus auszeichnete, Hispanien, Gallien, Belgien, Helvetien, Nord-Deutschland grössten oder grossen Theils erobert, Rom verbrannt hatte. Auch in Italien hat es festen Fuss gefasst, die Zugänge der italischen, durch die Pelasger cultivirten Halbinsel wurden so von den Galliern, wie die Zugänge der griechischen, ebenfalls pelasgischen Halbinsel von den Macedoniern besetzt gehalten; für den Schutz beider Wiegen der Gesit-

annehmbar. Wohl kann man den Uibergang der Donau nicht bezweifeln, allein wahrscheinlich wagte sich der unerschrockene Alexander mit einer kleinen Schaar auf das Nordufer und liess das Land verwüsten, blos um Syrmus und die Barbaren glauben zu lassen, dass der Strom kein Hinderniss für ihn ist und die Grenze seines Reiches bilde; um den Kern der Truppen, die schwere Reiterei, über die Donau zu bringen, wäre eine Schiffbrücke nöthig gewesen. Uibrigens hatte Alexander keine Absicht hier sein Reich auszubreiten, es drängte ihn nach dem Orient.

¹⁾ Diod. 17, 17.

tung waren die macedonischen und die Alpen - Donauländer gleich wichtig, die einen und die andern waren dem Orientalismus gegenüber orientische Marken oder Grenzländer ¹⁾. Allein die Griechen und Macedonier, um die Gallier unbekümmert, ahnten nicht, dass dieses thatkräftige Volk einst Macedonien und Thessalien verwüsten und auch einen Zug nach Asien, um dort ein Königreich (Galatien) zu gründen, vornehmen wird; ein Augenzeuge berichtet nur, dass die Gallier gross von Körper, Grosses von sich dachten. Auch dem Könige fiel wahrscheinlich der Stolz der Gallier auf, denn er fragte, was sie wohl am meisten fürchten? „Nichts“ antworteten sie, „als etwa den Einsturz des Himmels, aber die Freundschaft eines Mannes wie Du ehren wir am meisten ²⁾“. Der König bemerkte: „die Gallier sind Prahler ³⁾“; er schloss mit ihnen Freundschaft und entliess sie mit Geschenken.

Offenbar hat die nun wiederholte Erscheinung einer imposanten Militärmacht Macedoniens in den Donauegenden ihren Zweck nicht verfehlt, sie wirkte mächtig auf die Einbildungskraft jener Völker ein. Den Feldzug, selbst wenn man die Nachrichten, die ihn poetisirten, wegdenkt, muss man jeden Falls für einen äusserst schwierigen und gewagten, beinahe für ein ritterliches Abentheuer halten. Durch Siege über das doppelte Hinderniss der Uncultur des Bodens und der Uncultur der Völker, durch den Sieg über die alte Allianz zwischen unzugänglichen Bergen und zahlreichen, jeder allgemeinen Ordnung und Gesittung wider-

¹⁾ Nach der Besiegung dieser Gallier durch die Römer wurden die orientischen Provinzen Roms, Gallia Cisalpina, Noricum etc. gebildet, die Länder des heutigen Oesterreichs erblickten zum erstenmal die Cultur. Man könnte demnach sagen, dass die Gallier ein Hinderniss zur Gründung römisch - orientischer Provinzen vorstellten, während Alexander als griechisch-orientischer Monarch wirkte.

²⁾ Strabo VII.

³⁾ Ἀλαζόνες Κείτος εἶπεν. Arrian. Alexand. I. 6.

strebenden Völkerschaften, und die man kaum mittelst eines Bündnisses gegen den gemeinschaftlichen Feind gewinnen könnte, war dieser Zug, wie der spätere Hannibal's in den Alpen, geeignet, auf die Barbaren und die gebildete Welt einen tiefen Eindruck zu machen, auch für die Nachwelt Vortheile zu bringen. Beide Feldzüge lehrten, wie schwer und mühsam die orientische Aufgabe ist, mittelst welcher Gefahren der grösste Schatz für grosse Eroberer, die jungen Völker gewonnen werden müssen, um mit ihrer Hülfe Grosses auszuführen, gleichsam eine Prämie für ihre Bekehrung zu erlangen. Wenn Caesar ankommt, dann hat er schon vor sich den Zug Hannibal's über die Alpen, Bundesgenossen der barbarischen Gallier und den Zug Alexanders an der Donau, Beschützerin der Barbaren; gewiss hatte diese Unternehmung des jungen Königs eine welthistorische Bedeutung.

Inmitten der macedonischen Erfolge, welche die Ruhe des Reiches im Norden und Osten sicherten, überraschte den König die Nachricht, dass Clitus, Fürst der Illyrier im Einverständniss mit Gaucias, Fürsten der Taulartiner, und mit den Autariaten Macedonien bedrohe, wodurch das schon Errungene hier und in Griechenland wieder gefährdet werden könnte; selbst die bis nun siegreiche Armee gerieth in die grösste Gefahr, denn Alexander (welcher wahrscheinlich die Absicht hatte, die unabhängigen Bergvölker, natürliche Bundesgenossen der Illyrier, zu überraschen) versäumte die wichtige Festung Pellion, welche den einzigen, äusserst engen und unzugänglichen Weg nach Macedonien, in der Nähe des lichnidischen Sees beherrschte, in gehörigen Vertheidigungszustand zu setzen, oder den Antipater, der in Macedonien commandirte, hier bei Zeiten vorrücken zu lassen; nach der Einnahme der Festung durch die Illyrier, war die macedonische Armee von Macedonien getrennt und den Angriffen der Gebirgsvölker und dem Mangel an Proviant ausgesetzt. In dieser Noth verhalf dem Könige sein Bundesgenosse Langarus, Fürst der Agrianer, und überfiel die

Autariaten, über deren Land die Macedonier gehen mussten; Alexander verlobte seine Schwester dem Fürsten, wodurch dieser zu Macedonien in das Verhältniss der Epiroten-Könige trat.

Alexander hatte vor Allem die Festung Pellion den Illyriern zu entreissen, daher die Verbindung der Streitkräfte des Gaucias mit Clitus zu verhindern. Nach Eilmärschen ist es ihm gelungen die Stadt zu erreichen, aber schon am folgenden Tage erschienen die Taulartiner, die Bestürmung der Festung wurde unmöglich und selbst die Stellung der Macedonier unhaltbar, denn sie litten Mangel an Lebensmitteln; der König schien verloren. Durch eine Reihe von Bewegungen, welche die höchste tactische Kunst und einen glänzenden Muth der Macedonier und ihres Königs bezeugten¹⁾, rettete Alexander die Armee, und obschon verwundet, überfiel er nach drei Tagen die Feinde und besiegte sie vollständig. Clitus und Gaucias schlossen Frieden und stellten ihre Contingente zum persischen Kriege.

170. (Zug Alexanders gegen die Griechen).

Alexander verfolgte nicht weiter seinen Sieg, denn die Griechen, von Demagogen aufgeregt, vor Allem die Thebaner, machten Vorbereitungen zum Aufstand gegen den König. Besonders war Demosthenes, die Entfernung Alexanders benützend, thätig und erkaufte für persisches Geld (obschon er äusserst sparsam und nur für sich selbst freigebig war) Patrioten, um das Vaterland ins Verderben zu stürzen; ausser der Bestechung wurden Lügen angewandt, einen Mann, welcher Wunden zeigte, die er in der Schlacht, wo er den König fallen sah, erhalten zu haben vorgab, führte Demosthenes in die Volks-Versammlung²⁾, bald glaubte man allgemein in Griechenland, dass Alexander todt sei, die Partei der Rebellion nahm zu. Um Theben, welches

¹⁾ Zu finden in Arrian und Plutarch.

²⁾ Justin IX. 2.

Philipp am strengsten behandelte, für die Empörung zu gewinnen, bediente man sich der thebäischen Emigranten, die in Athen wohnten. Sie gingen nach Theben und ermordeten heimlich, während der Nacht, zwei Führer der macedonischen Besatzung; der Liberalismus hat begonnen, er liess erkaufte Söldnerschaaren aus dem Peloponnes ziehen. Athen versprach Hülfe, die Eleer, Aetolier etc. erklärten sich gegen Macedonien, die Besatzung von Cadmää wurde belagert, über die Vornehmen der Stadt erging der Terrorismus der Emigranten und des Pöbels. Dem Freiheitsrausch schien nichts mehr entgegen zu stehen.

Da erschallt der Ruf, dass Alexander mit einem grossen Heere in der Nähe Theben's stehe; ein vierzehntägiger Marsch war ihm hinreichend, um die ungeheure Strecke zwischen den nord-westlichen macedonischen und den süd-östlichen griechischen Thermopylen, zurückzulegen. Die verführten Leichtgläubigen, welche einem Demosthenes Zutrauen schenkten, glauben dem Factum nicht, nur Antipater, oder der lyncestische Alexander, Erbe des Verstorbenen, sagen sie, rückt vor und verdient keine Beachtung. Endlich zweifeln sie nicht, allein sie verschmähen die Anträge des Königs, welcher die Stadt verschonen will und nur die Auslieferung der Rädelsführer fordert; die Rebellen rufen ihm zu, dass er ihnen den Antipater und Philotas ausliefere, auch verlangen sie, dass Jene, welche mit Hülfe des grossen Königs (des persischen) Griechenland befreien wollen, nach Theben kommen.

Selbst diese Beleidigung erzürnte den König nicht, er sann auf Mittel, um die Stadt zu retten, allein der Kampf hat sich, ohne den Befehl Alexander's, wie es scheint, entsponnen; der König kommt den Seinigen zu Hülfe, die Rebellen wurden geschlagen und flüchteten sich, Weiber und Kinder verlassend, über welche die Bundesgenossen (Platier, Thespier, Orchomenier) herfallen und durch ein schreckliches Blutbad sich an ihren früheren Herren, den Thebanern, rächen. Das Urtheil über die eroberte Stadt überliess Ale-

xander der Versammlung der Allirten, sie beschloss, die Stadt solle dem Boden gleichgemacht werden. Das Urtheil war vollzogen, 30,000 Menschen als Sklaven verkauft; wie gewöhnlich, haben die Liberalen der wahren Freiheit nur geschadet, der Unfreiheit vorgearbeitet.

Noch unglücklicher als die Thebaner waren die Athener. Auf die Nachricht vom Falle Thebens, an dessen Empörung sie mehr als diese Stadt Schuld hatten, geriethen sie in die äusserste Bestürzung und waren bereit, den demokratischen Traditionen gemäss, auch die unwürdigste Rolle zu übernehmen, damit für die Rebellion, das Werk vor Allem Athens, nur die verführten Völker den Zorn des Siegers fühlen. Auf den Vorschlag des Demades beschloss die liberale Republik zehn macedonisch gesinnte Männer an den König zu senden, um ihm wegen der Rückkehr und der Bestrafung Thebens Glück zu wünschen. Alexander, grossmüthig wie sein Vater, war Willens, der gedemüthigten Stadt zu verzeihen, verlangte die Auslieferung ihrer Verführer, der Demagogen Demosthenes, Ephialtes etc., welche im persischen Sold standen. Schwierig war nun die Lage dieser Verbrecher, Niemand wagte dem Könige zu widerstehen, allein Demosthenes, dem persisches Geld nicht fehlte, bestach den Demades, dass er den König bitte, die Schuldigen dem athenischen Tribunale zu überlassen. Alexander scheint die Demagogen nicht beachtet zu haben, sie flüchteten sich nach Persien oder versteckten sich in Griechenland, um bei günstiger Gelegenheit aus ihren Schlupfwinkeln hervorzutreten und die Republikaner zu Verbrechen wieder zu verleiten.

Dieses Mal hatten sie lange Zeit zu warten; Alexander gab sich nicht, wie sein Vater, die Mühe, Demokraten zu gewinnen, daher war er mehr als Philipp geachtet, nicht für einen Barbaren- und Griechenfeind gehalten; er fand in der Entschlossenheit zur Strenge das wahre Mittel die Liberalen zu behandeln. Die athenische Republik, welche sich so eben, wie seit Jahren, durch Hochmuth und Niederträchtig-

keit ausgezeichnet und die Verachtung der Griechen verdient hatte, strafte der König durch eine bittere Ironie und sagte, dass nach seinem Tode, die Hegemonie über Griechenland die Athener zu übernehmen hätten; diese Ironie war zugleich ein kräftiger Aufruf an die Griechen, damit sie dem königlichen Hause treu bleiben, um nicht unter das Joch Athen's zu kommen.

Im Herbst (335) ging Alexander nach Macedonien zurück. Nun, nach der Bestrafung Thebens und Zerspaltung der Demagogen, wird der König, möchte man glauben, den unterbrochenen orientischen Feldzug im nächsten Frühjahr fortsetzen; warum entfernte Feinde aufsuchen, wenn die näheren, äusserst gefährlichen, die Illyrier, welche noch Menschenopfer feiern, unbesiegt sind, die Scythen am linken, die Gallier am rechten Ufer der Donau hausen? Allein eine unwiderstehliche Neigung, gleichsam eine innere Stimme, rieth ihm stets zum Zuge nach Asien. Mit glühendem Eifer betrieb der König die Rüstungen während des Winters.

In einem halben Jahre hat er ferne Barbaren und die Griechen bezwungen, den ungeheueren Rundweg zwischen Amphipolis, der Donau, dem lychnedischen See und Attica, aller Naturhindernisse und steter Kämpfe ungeachtet, mit einem schwer bewaffneten Heere zurückgelegt. Nach dem Massstabe dieses unbeugsamen Willens des Königs, wurden auch die Rüstungen gegen das Morgenland vorgenommen.

Ausser einem Heere von 12,000 M., welches unter Antipater zur Sicherheit gegen die Barbaren und Griechen verblieben, aber zugleich die Bestimmung, Truppen dem Könige nachzusenden, hatte, wurde die ganze macedonische Macht, neben griechischen und barbarischen Contingenten, unter deren Fürsten aufgeboten. Häufige Berathungen über die bevorstehenden Kriegsoperationen, die Herbeischaffung zahlreicher Schiffe etc., kündigten einen ungewöhnlich grossen Feldzug an. Der König verschenkte die königlichen Güter und Einkünfte, für sich nur „die Hoffnung“ übrig las-

send. Selbst begeistert, theilte er die Begeisterung dem kriegesischen Volke mit, im Voraus siegestrunken, entsagten auch macedonische Ritter den Geschenken des Königs und dürsteten nur nach Ruhm und den Eroberungen in Asien.

Treue Rätthe des Königs beurtheilten ruhiger die Lage; sie verlangten, dass sich Alexander vor dem Feldzuge vermähle, die Thronfolge nicht im Zweifel lasse; der König verwarf den staatsweisen Rathschlag. Schon daraus, und aus dem Feldzuge gegen die Illyrier, wo das Schicksal Macedoniens von einer Schlasht abhing, kann man auf die Neigung Alexanders zur Uiberspannung schliessen. Philipp, vor Allem klug und vorsichtig, pflegte den Zweck nach den Mitteln zu berechnen, für ihn war der Krieg gegen die Perser, welche Griechenland anfänglich knechten wollten, darauf es spalteten, eine politische Massregel, die er mit ängstlicher Umsicht auszuführen sich anschickte; für Alexander war der Zweck Alles, um die Mittel sorgte er im Bewusstsein der Macht und einer hohen Sendung weniger. Ein Sohn der exaltirten Olympias, Zögling des Theoretikers Aristoteles, vielmehr der Dichter, welche die heroische Zeit besangen und in welche er sich mittelst seines poetischen Geistes und eigens lebhafter religiöser Gefühle versetzte, Zeuge der überraschenden Erfolge seines Vaters, war Alexander geeignet, sich um das Gewöhnliche nicht kümmernd, auch das Unmögliche zu wagen. Gefahren, in die er wiederholt verfiel und durch sein zugleich practisches Feldherrngenie kühn besiegte, stärkten sein unermessliches Selbstvertrauen. Es gibt grosse Männer, welche das Alltägliche verschmähen, nur am Ausserordentlichen Wohlgefallen finden, sich in gewagten Entschlüssen und ihrer verwegenen Ausführung überstürzen, ohne zu bedenken, dass sie für gewöhnliche Menschen zu wirken und für die Fortsetzung und Erhaltung eigener Werke Sorge zu tragen haben; so ein Mann war gewiss Alexander. Wie ein Ritter, dem die väterliche Burg zu klein ist, ein Fürstenthum zu erobern

unternimmt, so verliess Alexander sein grosses Reich, wahrscheinlich schon damals in der Absicht nie heimzukehren. Man folgt ihm mit Interesse in den verdienstvollen Kampf gegen die Feinde der Götter und der Menschheit, man hat die Ahnung seiner Grossthaten, aber man wird bange für das Endresultat, für die Zukunft der philippischen Gründung, denn man kennt die Grenzen menschlicher Kräfte. Nur der Gedanke vermag den Beobachter dieses mit den Kreuzfahrten äusserst analogen Zuges zu trösten, dass die Allmacht, der auch die Kleinsten genügen, ihre Pläne, um die Menschheit zur Katholicität zu leiten, mittelst eines solchen Werkzeuges, wie der Sohn Philipp's, nicht verfehlen kann.

171. (Marsch Alexander's nach Asien; erster orientalischer Feldzug.)

Im Frühlinge des Jahres 334 vor Christo brach der König mit einer Armee von weniger als 40,000 Mann ¹⁾ auf er ging über Amphipolis und den Hellespont nach Asien. Er opferte auf den Ruinen Illions, salbte das Grab des Achilles, gebot Troja herzustellen, der griechischen, den Persern ergebenen Stadt, Lampsacus, verzeh er auf die Fürbitte eines Gelehrten; hiemit bezeichneten Achtung für die Religion, Geschichte und Ahnen und eine königliche Grossmuth den ersten Schritt Alexander's im erstaunten Orient, wo die Eroberung und Verwüstung synonym sind. Die Perser (deren Vorfahren Griechenland anders behandelten) stellten sich am Flusse Granicus auf, die Macedonier erstürmten den Übergang, das Cavalleriegefecht, welches die Perser mit der grössten Tapferkeit bestanden, wäre mit den Schlachten des christlichen Mittelalters zu vergleichen, die persischen Fürsten suchten den König auf, der den Zweikampf mehrere Mahl siegreich bestand, allein in der grössten Gefahr schwebte, zweimahl verwundet wurde und nur dem Clitus das Leben verdankte; die persische Reiterei war geschlagen. Das

¹⁾ Diodor (17.) findet unter diesen Truppen auch Hilfsvölker, die Odrysen, Triballier, Illyrier, Thracier und Paeonen.

Fussvolk, welches aus griechischen Söldnern bestand und durch die Flucht der Cavallerie blossgestellt war, wurde nach tapferem Widerstande vernichtet, zweitausend gefangene Griechen liess der König gefesselt nach Macedonien bringen. Nur durch den Mangel am Mitwirken zwischen Cavallerie und Fussvolk und die verkehrte Anwendung beider Waffen (da die Infanterie den Uibergang über den Fluss wirksamer zu hindern vermocht hätte) erkämpften die Macedonier den Sieg, wozu die persönliche Tapferkeit des Königs am meisten beitrug.

Durch die Niederlage der Perser standen dem Könige Klein-Asien und das griechische Küstenland offen, Alexander nahm einen Mittelweg und ging nach Sardes, der Hauptstadt Lydiens, mit Freude ergab sie sich, die persische Besatzung in der Burg streckte die Waffen. Die griechischen Städte an der Küste sahen Alexander als den Befreier an, und öffneten ihm die Thore, mit Ausnahme von Milet und Halicarnass, welche persische Besatzungen hatten und gestürmt werden mussten. Allein die persische Flotte, welche aus geübten Seeleuten, wie die Phoenicier und Cyprer, bestand, war der macedonischen überlegen; der König wagte die seinige zu entlassen, wodurch Griechenland und Macedonien preisgegeben wurden; Alexander scheint auf die Mitwirkung der Griechen und Barbaren gegen Persien und auf ein schnelles Vorrücken ins Innere des Landes gerechnet zu haben. Mit dem Falle von Halicarnass (wobei die persische Flotte unthätig blieb), worauf bald die Einnahme von Salagassus und die Cernirung von Kelänä erfolgte, endigte der Feldzug. Der König, nachdem er schon früher einen Theil seines Heeres nach Macedonien für die Winterzeit zurückgesendet hatte, bezog Winterquartire in Gordium, um im nächsten Feldzuge ins Innere von Klein-Asien einzudringen.

Die eroberten Länder wurden mit grosser Milde und offenbar in der Absicht die Völker zu gewinnen, behandelt, besonders wurden die Griechen begünstigt, zum Genusse der Nationalität und der Freiheit aufgerufen. Allein die meisten

Griechen, obschon ihnen der Befreier willkommen war, trauten ihm nicht; durch die Kämpfe mit Philipp und Alexander, durch die Umtriebe feiler Demagogen, durch die grosse Zahl der Emigranten verbreitete und nährte sich der Hass zwischen Macedoniern und Griechen, er war gewaltiger als der Antagonismus zwischen den Persern und den Griechen, denn die Letzteren schon entartet, standen der orientalischen Gesinnung näher; immer pflegen Anarchisten dem regellosen Despotismus vor einer schaffenden und bildenden Regierung den Vorzug zu geben, denn sie fliehen Recht und Sitte; daher auch die Sympathien für Russland in der neuesten Epoche des Verfalls. Uibrigens hat die Macht der Zeit die Nationalität mancher griechischen Stadt, wie Soli, völlig entkräftet, auf jeden Fall sind die Griechen durch ihre Charakterlosigkeit zuverlässige Bundesgenossen nicht. Endlich wussten die Perser ihre günstige Stellung während der Kämpfe zwischen Macedonien und der griechischen Anarchie zu benützen, für Beschützer der griechischen Freiheit zu gelten, jede Intrigue und den Verrath reich zu belohnen, während Macedonien im Vergleiche mit Persien ein armes Land war. Die Folgen haben erwiesen, dass die Griechen stets mit Wuth und Sachkenntniss kämpfend, dem Alexander mehr als die Perser geschadet haben.

Auch die barbarischen Völker waren nicht zuverlässiger als griechische Bundesgenossen, denn sie standen gewöhnlich unter eigenen Fürsten und blieben der persischen wie der macedonischen Herrschaft gleich ungewogen. Nur durch materielle Interessen vermochte Alexander die Bewohner Klein-Asiens an sich zu ziehen, wodurch aber seine finanziellen Kräfte litten. Diess hat ihn bewogen seine Flotte aufzulösen. Wahrscheinlich aus demselben Grunde wurde ein Theil des macedonischen Heeres nach Hause geschickt, ein anderer Theil musste zu Besatzungen verwendet werden, nur der dritte Theil blieb um den König. In Folge dieser hochmüthigen Sorglosigkeit Alexanders, welchen der Glaube an seine höhere Bestimmung stets das Gewagteste suchen liess,

befand sich die macedonische Armee ohne eine hinlängliche Zahl, ohne Geld, inmitten heimlicher Gegner, zu Wasser von Macedonien abgeschnitten, ihrer Communicationslinie über den Hellespont nicht gewiss und in der Lage, durch Bewegungen der Perser selbst, ohne Angriff vernichtet zu werden. Es hing von den Persern ab, die Macedonier am Rückzug zu hindern und zu gleicher Zeit Macedonien und Griechenland anzugreifen.

Allein Gott wollte die Perser vernichten und nahm ihnen den Verstand, nur die griechischen Verräther erfüllten ihre böse Pflicht. Memnon, welcher den persischen Führern vergebens den klugen Rath gab, jede Hauptschlacht mit dem tactisch überlegenem Heere Alexanders zu vermeiden, den unvorsichtigen König, der für Lebensmittel nicht gesorgt hat, durch den kleinen Krieg zum Rückzug zu zwingen, hat einen Theil des am Granicus geschlagenen Heeres nach Halicarnass gebracht, er war die Seele der hartnäckigen Vertheidigung dieser Stadt, wofür ihm der persische König das Ober-Commando über die Küstenländer und die gesammte Seemacht gab. Ruhmsüchtig und talentvoll, zu Grossem geeignet, beschloss er Macedonien in Griechenland, vor Allem im Peloponnes zu bekämpfen, die zahlreiche persische Partei unter den Griechen anzurufen. Schon hat er die Inseln Chios und Lesbos erobert und schickte sich an, im Peloponnes und im Hellespont zugleich zu wirken, da starb er zum Glück der Macedonier; sein Neffe, Nachfolger im Commando, erwies sich gänzlich untauglich, obschon die unruhigen Athener hundert Schiffe auszurüsten beschlossen, seine Aufgabe erleichterten.

Ein anderer griechischer Feldherr im persischen Dienste, Charidemus, welcher die Eigenschaften und die Fehler des genialen aber unbesonnenen Alexander kannte, stimmte im Kriegsrathe gegen die Perser, welche unter dem Commando des Königs eine entscheidende Schlacht den Macedoniern anbieten wollten, er erbot sich mit hunderttausend Mann, von denen ein Drittel aus griechischen Söldnern bestehen

sollte, die macedonische Armee durch den kleinen Krieg aufzureiben. Aus Liebe zum System vertheidigte er dasselbe mit Eifer und vergass, dass er mit Orientalen discutire; der schwache König fühlte sich durch die Geringschätzung der persischen Armee verletzt und berührte den Gürtel des raisonnirenden Atheners, sogleich wurde dieser von den Trabanten fortgerissen und erwürgt. Seine letzten Worte waren: „Mein Rächer steht nicht fern“; wahrscheinlich war sein letzter Gedanke ein Fluch über den Demosthenes und die griechische schlecht belohnte Treue. Wieder hat das Glück Alexanders die Macedonier gerettet.

172. (Zweiter Feldzug).

Der Grosskönig beschloss ein zahlreiches Heer unter seinem Commando aufzustellen, die Rüstungen dauerten bis zum Herbst (333), die Macedonier gewannen Zeit. Im Frühlinge brach das Heer, durch die Ankunft der Beurlaubten und der Neugeworbenen aus Macedonien verstärkt, von Gordium aus, es ging über Paphlagonien, Cappadocien, die mitelländische Küste nach Cilicien, durch Kämpfe, vor Allem mit den freien Bergvölkern, und die Nothwendigkeit Besatzungen zu lassen, geschwächt, hatte es an Zahl bedeutend weniger als in der Schlacht am Granicus, entscheidende Resultate wurden nirgends erlangt, die Truppen sehnten sich nach einer Schlacht, der Winter näherte sich. In Mollus, im Monate November, erfuhr Alexander, dass Darius mit einem grossen Heere jenseits der cilicischen Pässe in der syrischen Stadt Onchä stehe, er beeilte sich über die Pässe zu gehen, um den Darius aufzusuchen, die Kranken wurden im Rücken der Armee gelassen. Indessen verliessen die Perser ihre für die Entfaltung eines grossen Heeres (es war 130,000 M. stark, darunter 30,000 Griechen) vortheilhafte Stellung, sie glaubten, dass Alexander, da er in Cilicien längere Zeit verweilte, sie anzugreifen nicht wage und rückten auf einem andern Wege vor und besetzten Issus; die kranken Macedonier wurden grausam ermordet. Durch diese

Bewegung der Perser und durch die Unvorsichtigkeit Alexanders, der keine Besatzung in Issus hinterliess, haben die Perser, wenn sie schnell vorrückten, eine Hauptschlacht vermeiden und das Land verwüsten, den König gänzlich abgeschnitten. Die macedonischen Soldaten durch die Ermordung der Kranken und das Auftreten der Perser im Rücken überrascht, murrten, sie klagten über die Sorglosigkeit des Königs. Allein die Orientalen wirkten planlos, sie stellten sich auf die Nachricht, dass Alexander anrücke, in der engen Ebene von Issus zur Schlacht auf. Durch das ungünstige Terrain gehindert und der macedonischen Taktik nicht gewachsen, war das persische Heer nicht richtig aufgestellt, nur einzelne Colonnen konnten am Kampfe Theil nehmen. Der Grosskönig erschien in seinem Streitwagen im Centrum, gegen ihn brach Alexander mit seinen Rittern los, tapfer kämpfte das persische Geleite, allein Darius ergriff die Flucht, ihm folgte die Garde, die Flucht wurde allgemein auf diesem Punct. Indessen haben die griechischen Söldner über die Phalangen, und die persische Cavalerie über die thessalische entscheidende Vorthelle erkämpft. Alexander, der zu weit vorgerückt war und die schweren Phalangen dadurch einem Flankenangriffe preisgab, verfolgte den Darius nicht und kam den Seinigen noch bei Zeiten zu Hülfe; vor Allem hat der Ruf, dass Darius fliehet, die Perser, die eben im heissesten Kampfe waren, zur Flucht fortgerissen. Die Familie des Darius fiel in die Hände des Siegers. Das persische Heer war gänzlich aufgerieben und zerstreut, die griechischen Söldner bemächtigten sich persischer Schiffe, die sie zum Theile verbrannten, zum Theile sich ihrer zur Flucht nach Cypern und zu Abenteuern in Egypten bedienten; jene unter ihnen, welche ihrem Hass getreu, den Kampf gegen die Macedonier fortsetzen wollten, fassten den Entschluss, im Peloponnes Kriegsdienste zu suchen. Der Verfall des persischen Reiches war nun unvermeidlich.

In der Schlacht bei Issus hat wieder das Glück Alexandern gerettet, nun konnte ihm die Unbesonnenheit kaum mehr schaden, alle früheren Fehler waren gebessert, der Rückzug blieb frei, Asien stand dem Sieger offen, die Verzagtheit der Orientalen, die Characterschwäche ihres flüchtigen Königs, sicherten den Vortheil des Sieges, übrigens befanden sich die dem Darius Theuersten in der Gewalt Alexanders. Auch die ungeheueren Schätze, welche Darius vor der Schlacht nach Damask bringen liess, fielen sammt dem orientalischen Hofstaat dem Sieger zu; der Hauptschlag war geschehen.

Nun konnte der Kampf beider Welten, durch Darius und Alexander vollständig repräsentirt, in die Phase der Unterhandlungen eintreten. In der That schrieb Darius an Alexander, er warf ihm vor, dass er Asien überfallen hat, forderte die Zurücksendung seiner Familie und versprach Frieden und Bündniss mit Macedonien zu schliessen; er nannte sich König von Asien. In der Antwort rechtfertigt Alexander seinen Angriff durch das Unrecht, welches die Perser den Macedoniern und den Griechen in früheren Zeiten anthaten, er klagt den Perserkönig der Ermordung Philipps und des Königs Arsēs, gleichwie der Bestechung der Hellenen an, und fordert, dass Darius seine Wünsche ihm, als dem rechtmässigen Herrn Asiens, mit der schuldigen Ehrfurcht vorlege ¹⁾, oder zum Kampfe auftrete.

Durch eine neue Gesandtschaft erbot sich Darius für die Freilassung seiner Mutter, Gemahlinn und Kinder zu einem grossen Lösegeld und zur Abtretung der Länder diessseits des Euphrat, zugleich trug er die Hand seiner Tochter dem Sieger an. Alexander erwiederte, dass ihm der Besitz

¹⁾ „Wenn Du in Zukunft an mich senden willst, so schicke zu mir als dem Könige von Asien und schreibe mir ja nicht als Dir Gleichgestelltem, sondern (wenn Du etwas wünschst) als dem Herrn aller Deiner Besitzungen, wenn aber nicht, so werde ich mit Dir, wie mit einem Frevler verfahren“. Arr. II. 14. 9.

des ganzen persischen Reiches gebühre, dass er kein Geld brauche und sich mit der Tochter des Darius ohne dessen Einwilligung vermählen könne. So hat sich die alte Unversöhnlichkeit beider Welten neuerdings bestätigt, ihr Kampf sollte fort dauern, der geschlagene Darius rüstete sich wieder.

Zur vollständigen Erreichung des grossen Zweckes, die griechische und gebildetste Welt zu einem Reiche zu vereinigen, dasselbe gegen den Orient zu schützen, fehlten noch, ausser den meisten griechischen Inseln, die Länder des Mittelmeeres, gegen diese zog nun Alexander. Ausser der Festung Tyr¹⁾ und Gazza, welche erobert werden mussten, ergaben sich alle Städte Syriens, Phönicie's, Palästina's, der Hohepriester von Jerusalem ging dem Könige entgegen, der Widerstand der Samaritaner war gestraft, Egypten huldigte dem Sieger.

Durch diese Eroberungen, besonders durch jene Phönicie's, vermochte Alexander auch zur See zu herrschen, die persische Flotte zu vernichten. Dieselbe operirte seit 333 im Rücken der Macedonier, setzte sich mit den Spartanern in Verbindung und beherrschte die griechischen Inseln. Durch die Unthätigkeit Athens, welches mitzuwirken versprach, durch die Zurückberufung der phönicischen und cyprischen Schiffe, durch die Entwicklung der macedonischen Flotte, welche die griechischen Inseln nach und nach von den Persern befreite, wurde die persische Flotte geschwächt, die Spartaner beschränkten sich auf die Eroberung von Creta, Alexander schickte gegen die Insel, nach der Eroberung von Tyr, 100 Schiffe ab, die Insel wurde eingenommen, die persische Flotte hatte keinen Haltpunct und verschwand gänzlich (331). Die Gründung von Alexandria verkündete die Absichten des Herrn der mittelländischen Gewässer, dem auch Byzanz und Athen huldigten; die griechischen und persischen Feinde Alexander's waren auf die Landmacht beschränkt.

¹⁾ Die interessante Belagerung hat Curtius elegant dargestellt.

Aus Egypten zog der König im Frühling (331), um die Bewegung im Peloponnes, den die macedonische Flotte beobachtete, unbekümmert, gegen Darius, welcher eine zahlreiche Armee zwischen dem Tigris und dem Zagrosgebirge bei Arbela aufgestellt hat, um Babylon und die Strasse nach Persien und Medien zu decken. Der Marsch dauerte bis in den Herbst, erst am 1. October kam es zur Schlacht. Die Perser (wahrscheinlich gegen 300,000 M.) versäumten den Uibergang über den Tigris zu vertheidigen, sie schienen besonders auf ihre Streitwagen zu rechnen und erwarteten den Feind in der grossen Ebene von Arbela. Die Macedonier (40,000 M. und 7,000 Pferde) machten den Angriff. den tapfern Widerstand der Perser vereitelte wieder die Flucht des Darius, der Verlust der Fliehenden muss, in Folge des Terrains, ungeheuer gewesen sein, die Beute war bedeutend.

Noch grössere Schätze erwarteten den Sieger in Babylon, diesem ersten wahrhaft orientalischen Orte, dem Ende des Occidentes und zugleich der eigentlichen Hauptstadt des weichlichen, nach raffinirten Genüssen stets lechzenden Orientes. Nach einem Aufhalte von 30 Tagen, ging Alexander nach Suza, wo die Schätze des persischen Königs aufbewahrt, nun von den Macedoniern erobert wurden ¹⁾. Nachdem Alexander grosse Verstärkungen aus Macedonien an sich gezogen hatte, beschloss er das eigentliche Persien, dessen für heilig gehaltene Städte, von deren Besitze, nach dem Glauben der Völker, die Herrschaft über Asien abhing. und die Residenz der Könige zu erobern. Allein die persischen Pässe waren stark besetzt, der unzugängliche, durch Schnee und Kälte erschwerte Weg, schien unmöglich zu sein. Erst nach einem der merkwürdigsten Märsche gelang es dem König, den Feind im Rücken zu überrumpeln, zu zerstreuen und das überraschte Persepolis (330) einzuneh-

¹⁾ Nach Arrian und Curtius befanden sich an Gold und Silber allein 50,000 Talente.

men. Auch Pasagardä fiel; in beiden Städten wurden noch grössere Schätze, als die früheren, vorgefunden. In Persepolis, der Residenzstadt der Grosskönige, bestieg Alexander den persischen Thron, die Grossen, wenige ausgenommen, huldigten ihm, er gewann sie durch Milde und Belohnungen. Allein den Griechen und Macedoniern war Alexander Genugthuung schuldig; er befahl den Pallast des Darius und Xerxes, um den Brand Athens und den Frevel an den hellenischen Tempeln zu rächen, in Brand zu stecken; dies war der letzte feindselige Act des stets grossmüthigen Siegers, dem die erstaunten Perser mit Zuneigung gehorchten.

173. (Betrachtungen über die Stellung Alexanders nach der Einnahme der persischen Hauptstadt. Aufstand der Griechen und der Barbaren.)

Das grosse Ziel, für welches Isocrates schrieb und Philipp II. wirkte, war nun vollständig erreicht, der am Anfange des V. Jahrhunderts zwischen dem Orient und Occident begonnene Kampf wurde glorreich zu Gunsten des Spiritualismus ausgefochten, die abendländische Gesittung hat ihre Überlegenheit, den dem Spiritualismus gebührenden Vorzug, durch die Kraft des Geistes und die Macht des Willens der Occidentalen behauptet. Rühmlichst hat das griechische Ost-Reich seine hohen Pflichten gegen die griechischen Staaten erfüllt, es hat sie geordnet mit ihrer und der Barbaren Hülfe, den Orient vollständig besiegt, für Jahrhunderte unschädlich gemacht. Nun war es für den orientischen König an der Zeit heimzukehren, dem wichtigern Occidente die Aufmerksamkeit zuzuwenden, den treuen Macedoniern, durch deren Thatkraft das grosse Werk möglich wurde, Erholung zu gestatten und das stets bewegliche Griechenland, für dessen Thätigkeit jetzt ein ungeheurer Wirkungsraum erworben war, definitiv zu organisiren, das verjüngte hellenische Heldenthum als ein Mittel zur Befestigung der königlichen Autorität, auf welcher offenbar die Gesamtkraft der Gesittung, gleichwie das Band zwischen

allen Hellenen und den gebildetsten Völkern des Orientes beruheten, sorgfältig anzuwenden.

Alexander that es nicht, vergebens erinnerte ihn daran die Macht der Begebenheiten selbst, ein neuer Aufstand der Barbaren und der Griechen in den Donauländern und im Peloponnes, ein Aufstand an entgegengesetzten Puncten des schönen Reiches, den eben jene Gegner wagten, welche Alexander durch die Sehnsucht nach dem Kampfe mit Asien unschädlich zu machen versäumte hatte. Schon im Jahre 331 rüstete sich Agis, König von Sparta, zum Kriege gegen Macedonien und bewegte die Völker des Peloponnes, Antipater war nicht in der Lage, die gegen den corinthischen Bund Protestirenden aufzuhalten, denn die Barbaren wirkten auch feindselig. Die Scythen schlugen ein macedonisches Heer gänzlich, die Odrysen und die Thracier empörten sich, wohl zog Antipater gegen sie; allein in Griechenland breitete sich der Aufruhr aus, die Nachricht vom Siege von Arbela bestimmte die undankbaren Griechen zur letzten Kraftanstrengung. Agis hat ein Heer von 20,000 M. ins Feld gestellt, Elis, Arcadien, Achäa erklärten sich gegen Alexander, während man im Norden die Anhänger Macedoniens bekämpfte, wurde im Peloponnes die treue Stadt Megalopolis von den Spartanern gestürmt. Alexander kannte die Rüstungen Griechenlands, schickte aber dem Antipater keine Hülfe, im Gegentheil verlangte er immer Verstärkungen aus Macedonien, nur 3,000 Talente sandte er seinem Statthalter. Dieser Feldherr, eines Philipp's und Alexanders nicht unwürdig, erschien unerwartet mit einem zahlreichen Heere vor Megalopolis und besiegte die Spartaner vollständig. Agis blieb im Treffen ¹⁾, Sparta bat um Frieden, musste Geisseln stellen, seine Bundesgenossen wurden gestraft. Hiemit war der Widerstand Griechenlands gegen Alexander für immer gebrochen.

¹⁾ Diod. 17, 63.

Ehe noch dem Könige die freudige Bothschaft von dem Siege über die Griechen zukam, beschloss er den unschädlich gewordenen Darius aufzusuchen, und nach dem bereits errungenen Zwecke des Sieges, fernere Siege zu suchen. Der persische Ex-König, von einigen Getreuen und einer unbedeutenden Militärmacht umgeben, flüchtete sich gegen Ecbatana, und obschon er durch die Unthätigkeit Alexander's einige Monate gewann, vermochte er nichts zu unternehmen. Als sich der König näherte, bemächtigten sich die Angesehensten unter den persischen Führern der Person des Darius, um ihn dem Alexander gegen Bedingungen auszuliefern, und setzen ihren Rückzug fort; von den Macedoniern mit unglaublicher Schnelligkeit verfolgt, und in der Gefahr erreicht zu werden, tödteten sie den unglücklichen Darius und zerstreuten sich.

Hiemit und mit den Siegen Antipater's war das letzte Hinderniss der abendländischen Gesittung verschwunden, alle griechischen Völker und Stämme ohne Ausnahme und die gebildetsten Völker Asien's und Africa's, huldigten Einem Monarchen, und er folgte spiritualistischen Sätzen. Alexander errang mehr als er hoffen durfte, dennoch wollte er das schon erreichte Ziel überschreiten und, obschon ihm kein Feind gegenüber stand, Feinde suchen.

Die ferneren Feldzüge Alexander's (jene in Ariana, Turan und Indien), für das griechisch-macedonische Reich ohne Bedeutung, glänzen durch die Bewältigung physischer nicht aber zugleich moralischer Hindernisse, sie tragen den Character eines persönlichen Unternehmens, gleichsam der Liebhaberei für die Kriegskunst. Mehr Interesse für die Weltgeschichte enthalten die sittlichen Ideen Alexander's, die Tendenzen, welche ihn beseelten, die er nach einem grossen Massstabe durchzuführen suchte und die schon den Character der Allgemeinen, der Katholicität, unbestreitbar haben ¹⁾).

¹⁾ Die Geschichte Alexander's ist zum Theile eine Fortsetzung der philippischen, der griechisch-macedonischen

174. (Katholische Ansichten und Wirksamkeit des Königs).

Schon anfänglich trat Alexander in Asien als Hegemon und Imperator der Griechen auf, kaum bemerkt man, dass er ein macedonischer König war; man könnte ihn mit Otto I. vergleichen, welcher der sächsischen Nationalität entsagte und sich zur fränkischen (da diese mehr umfassender, allgemeiner war) bekannte.

Nach der Vereinigung aller griechischen Völker und Stämme in und ausser Europa, genügte selbst diese Einheit dem Könige nicht, er strebte eine noch allgemeinere an, er entsagte der griechischen Tracht und Sitte, um die persische anzunehmen. Offenbar hatte er die Absicht als Vorsteher der gebildeten Welt aufzutreten, in Asien wie in Africa schon für die ganze Menschheit zu wirken, gleichsam eine Humanitäts-Nationalität zu bilden, den Orient mit dem Occidente zu versöhnen und zu vereinigen.

In der That geht diese Absicht Alexander's aus ~~allen~~ seinen Thaten und Worten hervor. Als Zweck des Zuges nach Persien war die Rache gegen die Perser angegeben,

und zum Theile eine katholische, eine Humanitätsgeschichte. In der letztern Hinsicht sind die Thaten Alexander's sein ausschliessliches Eigenthum, Folgen seiner persönlichen Gefühle. Auch bezüglich der griechisch - macedonischen Facten wirkt Alexander gleichsam allein, die Hindernisse, welche dem König Philipp in Macedonien und Griechenland entgegenwirkten, die Begebenheiten, welche ihm verhalfen, spielen nun eine untergeordnete Rolle. Alle Persönlichkeiten verschwinden neben dem jungen Könige, kaum beachtet man Darius, an die macedonischen Feldherren denkt man erst seit dem Tode ihres Herrn, womit die Universal-Monarchie auseinanderfällt und auch die orientische heftig erschüttert wird. Daher halte ich die Geschichte Alexander's und seiner Zeit für eine Biographie des Königs, und glaube sie in äusserster Kürze behandeln, vor Allem auf die persönlichen Ansichten Alexander's hinweisen zu müssen. Ueberhaupt gehören einzelne Facten dem Gebiete der Chronologie an, die Geschichte befasst sich nur mit wichtigen, allgemeinen Thaten und mit Ideen.

welche überall griechische Tempel zerstörten, die Statuen der Götter verstümmelten, und dennoch liess Alexander (mit Ausnahme eines Theils des Pallastes in Persepolis) keine Rache ausüben, er befahl auf's strengste die Tempel und die sich dorthin flüchteten, zu verschonen ¹⁾, selbst Tyriern gegenüber, welche im Angesichte Alexander's gefangene Macedonier, sogar Herolde ²⁾ in das Meer stürzten, war jener Grundsatz eines hl. Asyls nicht verletzt. Ueberhaupt fängt mit Alexander eine neue Epoche für das Kriegs- und Völkerrecht an, das Verbot des Königs, diejenigen, welche sich bei der Erstürmung von Halicarnass in die Häuser geflüchtet haben, zu verschonen, lässt an das Kriegsrecht des auserwählten Volkes denken. Zeuge der Grossmuth (seines Vaters, blieb er stets dieser Tugend treu, die Besiegten wurden beinahe christlich behandelt, gefangene Könige (Abdolominus ³⁾ Porus etc.) ausgezeichnet, gewöhnlich in ihre Rechte eingesetzt, nur ausnahmsweise wirkte der König als Grieche und Sohn seines Zeitalters; grausame Strafen erlitten nur Verbrecher, wie die Tyrier, der Königsmörder Bessus etc. Die Familie des Darius, überbaupt die Frauen, behandelte der König ritterlich; in jeder Hinsicht war er seinem Zeitgeiste voraus, dem christlichen Mittelalter näher als der alten heidnischen Welt.

Eben so menschlich und edel, wie die Mittel, waren die Zwecke seiner Eroberungen, nicht um die Völker zu knechten und zu drücken, sondern um sie zu befreien und zu heben, nicht um die Städte zu zerstören, sondern um Städte zu gründen, breitete er mit hastigem Eifer seine Herrschaft aus. Sogar über das bei denkenden Griechen mächtigste Vorurtheil, jenes den Orientalen gegenüber, hat sich der König gehoben, das persische Reich nicht aufzulösen, sondern zu regeneriren, zu verjüngern getrachtet. Mehrere reiche Provinzen wurden von Statthaltern persischer Abkunft

¹⁾ Polyb. V. 10.

²⁾ Curt. IV. 2.

³⁾ Diod. 17. 46.

verwaltet, die Sitten und Gebräuche jedes Volkes geachtet, vielmehr mussten sich die Sieger zur Annahme orientischer Gebräuche bequemen; der grosse Vereiner wollte, dass die Griechen und Macedonier, an Thatkraft und Bildung den Asiaten überlegen, sich zu denselben hinneigen, dem Rechte des Stärkern entsagen und, da man von reiferen Völkern mehr verlangen kann, zum grossen Werke mehr beitragen. Es war der gewagteste Satz des Eroberers, das Gegentheil von den bisherigen Ansichten; allein zugleich war es das tief Sinnigste Eroberungsmittel, denn für die Menschen ist das unerträglichste Joch, jenes der Ueberlegenen; verschiedene Culturstufen und Gebräuche bilden die breiteste Scheidelinie zwischen Völkern.

Offenbar beabsichtigte Alexander die Gründung einer Universal-Monarchie für alle Völker ohne Unterschied, er liess sich König aller Länder und der Welt nennen ¹⁾. Mit Eifer wurden die Hindernisse hiezu, die Trennung zwischen Völkern beseitigt, Ehen, zwischen Orientalen und Griechen, denen Alexander durch die Vermählung mit der Tochter des Darius voranging, nach Kräften befördert ²⁾. Die Absendung von 30,000 morgenländischen Kindern zur Erziehung nach Griechenland, erweist deutlich, dass die Einheit der Welt, Harmonie, wie Plutarch sagt, der letzte Zweck des durch Geist und Herz gleich grossen Alexander war.

Inmitten dieser, auf den ersten Anblick eine Uniformierungssucht andeutenden Tendenz, wird die Stellung Alexander's zur Religion seiner Völker (und dies bildet die grosse Kluft, welche Alexandern von der Vorwelt trennt) für alle Zeiten merkwürdig bleiben. Die Frömmigkeit, mit welcher Alexander, als Priester, seiner Kirche vorstand, hat sich nie verläugnet, allein keinem Volke warf er das dorische

¹⁾ „*Regem terrarum omnium ac mundi*“ Justin. XII. 16. Hierin besteht das Wesen des Kaiserthums, die römischen Kaiser hiessen: *orbis terrarum domini*.

²⁾ Nach Arrian (VII, 4) betrug die Zahl der Ehen zwischen Macedoniern und Asiatinnen über 10,000.

Dogma auf, im Gegentheil, er opferte in jedem Tempel nach dem üblichen Volksritus, in Memphis, in Babylon, in Jerusalem etc. und erwies stets die grösste Ehrfurcht den Göttern jedes Volkes. Vermochte der Heide mehr zu thun, als den wahren Gott zu suchen? Hatte er etwa (denn durch die Politik lässt sich doch nicht Alles erklären) die Ahnung von Einem Gott, dem er unter jeder Form zu dienen hatte? Immer ist das Verhältniss Alexander's zu dem Hohepriester des wahren Gottes eine durch menschliche Mittel unerfassbare Weltbegebenheit. In der That war ihre wechselseitige Stellung eine feindselige, Jerusalem eine der bedeutendsten Städte Asiens, durch ihren glänzenden Tempel und majestätischen Cultus, dem 20,000 Priester vorstanden, weit bekannt, konnte dem Eroberer nicht gleichgültig sein; er verlangte, dass ihn die Juden bei der Belagerung von Tyr unterstützen, der Hohepriester Jadolus versagte es, da er den Eid der Treue dem Grosskönige geschworen hat. Hierüber aufgebracht, zog Alexander, nach der Eroberung von Tyr und Gazza, gegen Jerusalem, der Hohepriester befahl (nach dem Zeugnisse der Alten gebot es ihm Gott in einem Traume), dass das Volk bethe und die Priester in ihren weissen Gewändern dem Könige entgegen kommen. Auf den Anblick dieses Zuges und des Namens Gottes (Jehova) am Gewande des Hohenpriesters, wurde Alexander vom Gefühl der Gottesfurcht ergriffen, er erinnerte sich schon in Dion, in einem Traume, Diesen Gott, Der ihn zum Kampfe gegen die Perser (sie waren Bedrücker des auserwählten Volkes seit Artaxerxes-Ochus) ermunterte, gesehen zu haben, warf sich nieder (332) zum Erstaunen der Macedonier und bethete den Namen Gottes an ¹⁾. Offenbar wollte Gott, dass der erste Universal-Monarch, Vorbild der Cäsaren, ihnen zum Muster, bezüglich der Stellung des Kaisers zur wahren Kirche, diene. Der Stadt hat Alexander verziehen, dem Tempel Geschenke und Privilegien ertheilt, das Volk vom Tribute in den Sab-

¹⁾ Droysen.

bathjahren befreit. Viele Juden traten in das macedonische Heer ein, Jaddus zeigte dem Könige und bezog auf ihn die Prophezeiung Daniels, Alexander soll mit Bewilligung des Hohepriesters und nach dessen Vorschrift im Tempel Jehova's den Gottesdienst verrichtet haben.

Die religiöse Haltung Alexander's ist die höchste Idee der griechischen Welt, die musterhafte Toleranz des Königs (was auch die Römer befolgten) war zugleich das geeignetste Mittel, die Völker verschiedener Religionen unter dem Schutze der Gottheit zu vereinigen; überhaupt vermögen schismatische Staaten nur durch eine strenge Toleranz wenigstens mittelbar sich mit Gott in Verbindung zu setzen. Gewiss ist Alexander als König und Mensch bewundernswürdig, durch Genie und zugleich durch Herz, durch Gedanken und Gefühle gross und erhaben ¹⁾. Er war der Erste, welcher die Völker mit einander (Griechen, Macedonier, Barbaren, Orientalen) humanisirte, katholische Zwecke nach einem grossen Massstabe verfolgte, sich eine geistliche, obschon tolerante Sendung auferlegte, als Imperator und zugleich als Pontifex Maximus, und ohne die Gottheit zu beleidigen, wirkte; er war der Erste, welcher (auf dem weltlichen Wege) die Gründung einer katholischen, einer Universal-Monarchie versuchte und darunter nicht die materielle Vorherrschaft eines Volkes verstand. Dadurch hat er sich über die reinsten Humanitäts-Theorien seiner Zeit (mit Ausnahme der hl. Schrift) gehoben, seinen Vater übertroffen; Philipp war ein grosser Macedonier und Grieche, Alexander war schon ein grosser Mensch, ein Katholik ²⁾ dem nur die christliche Weihe fehlte, ein weltlicher Apostel. Unter Allen der heidnischen Welt hatte Alexander die lebhafteste Ahnung des zu kommenden Christenthums.

¹⁾ Von persönlichen Lastern und Verbrechen konnte er nicht frei sein, da ihm das wahre Licht fehlte.

²⁾ Die Urtheile der Schriftsteller über Alexander sind nicht weniger verschieden, als über Philipp, obschon im Allgemeinen dem Sohne günstiger als dem Vater. Die-

Grossen Theils hat Alexander seine katholischen Zwecke schon erreicht, Völker aus den entlegensten Welttheilen,

se Verschiedenartigkeit der Ansichten unter den Historikern erkläre ich mir durch die doppelte Stellung Alexander's, da er als griechisch-macedonischer König und zugleich als Katholik auftritt; abstrahirt man von der letztern Eigenschaft, vergisst man die Bestimmung der Menschheit, dann haben seine Gegner Recht, der Heide Seneca, (Epist. 94) der Protestant Niebuhr (Vort. über alte Gesch. II.) und der leichtfertige Boileau (Satire VIII.), welcher bedauert, dass man Alexandern nicht eingesperrt hat. Anders beurtheilt den König der tief-sinnige Chateaubriand (*Itinéraire de Paris à Jérusalem*): „wenn je ein Mensch Gott ähnlich war, so ist es Alexander“. Auch Jene, welche auf die Hauptfrage der Geschichte, auf die Katholicität, nicht reflectiren, dem weniger bestimmten Grundsatz der Humanität folgen, preisen Alexandern als einen wohlthätigen Eroberer und edlen Menschenfreund, so Montaigne (Essais II.), Montesquieu (Espi des Coix X.), Voltaire (Dict. philos.) Vauvenargues (Dialogues I.), Boullanger (hist. d'Alexandre XXIV.). Unter den Alten wurde die katholische Wirksamkeit, das Streben Alexander's, alle Völker durch die Eintracht zu vereinigen, deutlich aufgefasst von seinem Biographen Plutarch. Lassen und Droysen schreiben Alexandern dieselben Absichten zu. Wahr und einfach schildert Humboldt (Cosmos T. II.) den Helden, er sagt, dass Alexander die Einheit der Welt durch den Einfluss des Hellenismus gründen wollte. Otto Abel's (Maced. vor Philipp) Ansicht ist poetisch schön: „Der Geist der Weltgeschichte hat sich noch keinem Menschen so geoffenbart und ihm zugleich eine so bedeutungsvolle Stellung in der Zeit zugewiesen, wie diesem grossen Macedonier“ . . . (244) . . . „die ganze bisherige Geschichte fasste ihr Resultat noch einmal in Alexander zusammen“. (249) . . . „Wie Homer der erste, so ist er (Alexander) der letzte Hellene“ und (Abel hätte sagen können) der erste Römer.

Auch die orientalischen Schriftsteller beschäftigten sich viel mit Alexander und sahen ihn (wie Kenner dieser Litteratur versichern) als einen übernatürlichen, vom Himmel sichtbar beschützten Menschen an. Im Besondern müssen diese Ansichten nicht sehr interessant sein; Jahia Benal Cazvini hält Alexandern für einen

die Aethiopier, Libyer und Carthager, die Iberier und Scythen, die Bruttier, Lucaner und andere Stämme Italiens¹⁾ huldigten ihm durch Gesandtschaften, suchten Verbindungen mit ihm oder baten in streitigen Fragen um seinen Ausspruch. „Und damals ganz besonders“, sagt Arrian, „erschien Alexander sich selbst und seinem Gefolge als der Herr des gesammten Landes und Meeres²⁾.“ Es ist der erste grosse Völker - Congress³⁾ in der Weltgeschichte und Alexander der erste Weltherrscher, gleichsam der erste Kaiser; wirklich war Babylon durch Alexander, wie darauf Rom durch den Senat und die Caesaren, und während des Mittelalters durch die Päbste, ein Mittelpunkt für die Welt, ein Symbol der menschlichen Bestimmung.

175. (Vergänglichkeit der alexandrinischen Universal - Monarchie, in Folge der Vernachlässigung der orientischen).

Allein ohne die Hülfe des griechischen Oesterreichs konnten die Schöpfungen seines Königs nicht gedeihen, sie hatten ihre Grundlage, neben der Thatkraft Alexanders, in den gesitteten griechischen Bergvölkern, und diese moralischen Hauptkräfte, die Macedonier, gingen, wie es der Herr wünschte, im Griechen- und Orientalenthum auf, der König, gross als Katholik, Menschenfreund und Civilisator, versäumte, als Macedonier, seine Pflichten, er erinnerte sich kaum, inmitten des ungeheuern Reiches, des interessanten Königreichs, der eigentlichen Stütze der Gesamtmacht. Während Persepolis brannte und die Macedonier durch die Gluth der

Sohn des Königs Darius und einer Tochter Philipp's, den Aristoteles für den Grossvezier Alexander's etc.: Abelfarage und Said-Ebe-Batrik geben ihm zum Vater einen König von Egypten. Allein wenigstens hat man Beweise, dass Alexander auch in der Tradition der Orientalen fortlebt.

¹⁾ Auch die Römer werden genannt.

²⁾ VIII. 15. 5.

³⁾ *Veluti conventum terrarum orbis. Justin. XII. 13.*

indischen Sonne zu Grunde gingen, verdürnte das, durch ungemässigte Truppen - Aushebungen erschöpfte Macedonien; für die Schätze, die ihm der Orient zuschickte, büsste es seinen moralischen Schatz, die Sittlichkeit, immermehr ein, und beiderseits, von Griechenland und vom Oriente, wurde es durch Lehren und Beispiele gefährdet. Noch unmittelbarer wirkten die griechische Treue und die orientalischen Grundsätze auf die macedonische Armee ein. Durch die Parteilichkeit Alexanders gegen den persischen Adel, obschon ihr ein humanes und zugleich politisches System zum Grunde lag, fühlten sich die Macedonier verletzt, die endlosen Kämpfe des Königs und seine Vorliebe für die orientalischen Gebräuche, führten das stolze, freie, endlich nach Ruhe sich sehnende Volk zur Unzufriedenheit, welche sich, während des äusserst beschwerlichen Feldzuges zwischen dem Caspischen Meere und Indien (331—327), durch eine Verschwörung kundgab. Zwei unter den angesehensten dem Könige bis nun ergebensten Feldherrn, Philotas und dessen Vater Parmenion, wurden mit dem Tode bestraft. Clitus, ein persönlicher Freund des Königs (dem er das Leben am Granicus gerettet hat) sprach zu ihm freimüthig, nach alter macedonischer Sitte; Alexander tödtete ihn mit eigener Hand und, nach vollbrachter That, trauerte er um den Getreuen. Eine neue Verschwörung veranlasste neue Hinrichtungen, nichts konnte den Starrsinn des unbeugsamen Königs bezwingen. Endlich brach, während des indischen Feldzuges (327—325) ein offener Aufstand im macedonischen Heere aus, es verweigerte den Gehorsam und wollte nicht weiter vorrücken; der König musste umkehren; die Empörung war besonnener, als die Autorität.

Selbst nach der Rückkehr aus Indien erinnerte sich kaum Alexander seines Königreichs; den Illyriern, Galliern, etc. die zur Organisirung eines kräftigen Reiches viel nützlicher, als die Orientalen gewesen wären, schenkte der König seine Aufmerksamkeit nicht, in Babylon, in der Hauptstadt des Orientes, schlug er seine Residenz auf, der Occi-

cident seufzte, die Autorität übergang auf den Orient, die Rollen beider Welten wurden verwechselt, eigentlich umgestürzt; desselben Missgriffs machte sich in der römischen Epoche Constantin der Grosse schuldig, der aus Eifer, um den Orient mit dem Römerthum zu humanisiren, inmitten von orientalischen Elementen Neu-Rom gründete und das verdiente Alt-Rom vernachlässigte, den Occident und die occidentalischen Völker gleichsam floh.

Von diesem Entschlusse Alexander's an folgt man mit Bangigkeit seinen Thaten, denn man weiss, dass die ungeheuere Kluft, welche den Orient vom Occidente trennt, weder ein Mensch noch ein Jahrhundert ausfüllen werden, nur der neben der Consequenz mächtigste Factor menschlicher Dinge, die Zeit, könnte es mit Hülfe denkender und sittlicher Generationen durchführen. Alexander hat die Zeit nicht ermessen, am Vorabende einer neuen Unternehmung im Oriente, eines Feldzuges nach Arabien ¹⁾, wurde er vom Tode 32 Jahre alt, ereilt. Die Vorliebe zum Oriente und dessen Sitten, welche sich des ehemals enthaltsamen, streng sittlichen Königs bemächtigte, mag neben seiner Schwermuth seit dem Tode Hephaestion's, die Ursache des schnellen Ablebens gewesen sein; der Orient vertheidigt sich durch seine Laster und pflegt die Sieger zu enerviren.

176. (Verfall der Universal-Monarchie).

Mit dem Tode Alexander's reisst der Faden der österreichischen, gleichwie der Weltgeschichte; weder die Griechen noch die Macedonier vermochten sich zur Höhe der katholischen Idee zu heben, selbst eine heftige Reaction gegen dieselbe trat ein ²⁾, die alte Macht der centrifugen

¹⁾ Es war nicht der einzige Plan, Alexander beabsichtigte noch, ausser grossen Bauten, die Unterwerfung des europäischen und africanischen Westens.

²⁾ Man kann sich die Lage seit dem Tode Alexander's mittelst jener versinnlichen, welche nach dem Ableben Carl's des Grossen, da auch dieser nach der Einheit beharrlich strebte, eintrat.

Kraft Griechenlands und seiner Zersplitterungssucht wurde entfesselt, sogar die Macedonier, bis nun Repräsentanten der concentrirenden Gewalt, liessen sich in Parteien spalten, durch Particular-Interessen zerreißen. Uiberhaupt war die Menschheit zur Universal-Monarchie nicht reif, die Griechen kaum fähig eine griechische Monarchie, eine Hegemonie, zu begreifen, sahen den persischen Zug als die Gelegenheit zur Rache und zur Beute an, die Macedonier folgten einem moralischen Zwange, der Uiberlegenheit ihres Königs, diesen und jenen waren die Pläne und Tendenzen Alexander's unverständlich, er allein über die Weisen seiner Zeit durch Genie, Humanität und Grossmuth erhaben, war die Seele des ungeheuern Reiches, nach ihm musste es zerfallen.

Wohl waren die macedonischen Feldherren entschlossen, die Eroberungen nicht aufzugeben; allein noch während des Lebens des Königs äusserte sich unter Macedoniern und Griechen der Widerstand gegen sein Humanitätssystem, und eben dieses war die einzige mögliche Grundlage der Einheit so heterogener Reichstheile wie Griechenland, Persien etc., hingegen konnte die Ansicht der Macedonier, dass die Perser als eroberte Barbaren zu behandeln sind, der Erhaltung der Universal - Monarchie keineswegs günstig sein, selbst auf die dynastischen Zustände floss sie nachtheilig ein. Alexander, stets von grossen Plänen der Zukunft in Anspruch genommen, versäumte das Wichtigste, die Bestimmung einer festen Thronfolge, obschon er einen Sohn, Hercules, den ihm die Tochter des Darius vor einigen Monaten gebar, hinterliess. Diesen, den Sprössling einer Perserinn, wollten die Macedonier nicht anerkennen, dadurch wurde die Zwietracht unvermeidlich, denn wer sollte König werden? Uibrigens vom Vaterlande entfernt, mit griechischen und orientalischen Grundsätzen bekannt geworden, hatten die macedonischen Feldherren eine ungeheure Gewalt in Händen, dieses konnte sie leicht zur Herrschsucht verleiten. Unmittelbar nach dem Tode Alexanders tritt die Absicht

der Grossen, den König zu ersetzen, hervor, Ptolomäus Lagi stellt den Antrag, das Reich durch Stimmenmehrheit zu verwalten, die Feldherren verwarfen den Vorschlag, allein nur aus Furcht vor dem Fussvolke, welches dem königlichen Hause treu bleibt und einen Halbbruder Alexander's, den blöden Aridäus zum Könige ausrufen will. Die Vornehmen auf die Reiterei gestützt, beschliessen, auf den Vorschlag des Perdicas, der dem Könige nahe stand, den Sohn, welchen eine andere Gemahlinn des Königs, Roxane, zur Welt bringen soll, als König anzuerkennen; vier Feldherren werden zu Reichsverwesern bestimmt, die übrigen durch Satrapien entschädigt; die Theilung hat schon begonnen, Perdicas und Leonnatos, Reichsverweser und Vormünder des zukünftigen Königs, haben den grössten Einfluss. Gegen sie tritt Meleager auf und stützt sich auf das Fussvolk, welches den Aridäus zum Könige ausruft und in den Versammlungssaal der Feldherren gewaltsam eindringt, die Generäle bis in das Zimmer, wo die Leiche Alexander's noch lag, verfolgt; die Feldherren geben nach. Allein die Reiterei stellt sich ausser der Stadt auf, das Fussvolk bleibt in Babylon, wird mit Meleager, der statt des Königs allein regiert, unzufrieden und zwingt ihn, mit der Gegenparthei, bei der die Angesehensten und die Reiterei stehen, zu unterhandeln. Ein Vergleich kommt zu Stande, Meleager wird als dritter Vormund anerkannt, und dem erwarteten Sohne Roxanens werden königliche Rechte und ein Theil des Reiches zugesichert; hie-mit war schon das Princip der Theilung ausgesprochen.

Auch die Lage des Reiches begünstigte die Neigungen der Macedonier und der Griechen zur Zersplitterung und Vielherrschaft, Griechenland benützte den Tod Alexander's zum Kampfe gegen Macedonien, auch die Thracier strebten nach der Unabhängigkeit; die Armee in Babylon war gleichsam abgeschnitten, unter Barbaren brachen Empörungen aus, die Feldherren, als Satrapen, durch diese Zustände und die Entfernung auf eigene Kräfte angewiesen, wirkten selbstständig, sie sind *de facto* Könige geworden. Wohl will sich

Perdiccas zum Alleinherrscher erheben, Meleager, dessen Partei der schwache Aridäus selbst stürzt, wird im Tempel, wo er Schutz suchte, getödtet, Leonnatos tritt ab. Perdiccas, seit der Geburt des Sohnes Roxanens, Alexander's, Vormund beider Könige, hat die Absicht sie zu verdrängen, sich mit der Tochter Philipp's, Cleopatra, zu vermählen, und die Krone an sich zu bringen, allein die Satrapen gehorchen ihm nicht, sie schliessen unter einander Bündnisse gegen den Reichsverweser, an denen auch Antipater, Verweser Macedoniens, Antheil nimmt. Uibrigens hat Leonnatos dieselben Absichten und steht mit Cleopatra in Verbindung, die Satrapen stellen sich zum Kampfe gegen Perdiccas, die Auflösung des Reiches hat begonnen. Perdiccas unschlüssig, ob er gegen den Antipater nach Macedonien, (welches mit Griechenland noch gerettet werden konnte) oder gegen den Ptolomäus, 'der schon als Eroberer in Egypten wirkte, ziehen soll, rückte gegen den Letztern aus, allein er wird vom Heere verlassen und ermordet (321). Solche Mittel waren schon längst an der Tagesordnung, man würgte und verwüstete um zu herrschen, auch gegen die königliche Familie verfuhr man auf diese Art. Die Mutter Alexander's liess den Aridäus tödten, Roxane und ihr Sohn Alexander wurden auf Befehl des Cassander, Sohnes des Antipater, ermordet (311). Die Kämpfe zwischen den Feldherren Alexanders dauerten fort; endlich nach der Schlacht von Ipsus, in welcher Antigonos die Pläne des Perdiccas verfolgend, fiel (301), theilten die Feldherren Alexander's, nun Könige, das Reich unter sich ¹⁾ und bildeten

¹⁾ Diese Königreiche, griechische Tyrannien im Grossen, haben für die Gesittung direct nichts geleistet und wurden nach und nach von den Römern erobert, so Macedonien und Griechenland im Jahre 146; Ein Theil des thracischen Königreichs, Pergamus (*Asia propria*), kam an die Römer durch Testament im Jahre 133, ein anderer Theil Pontus, durch Siege des Pompejus im Jahre 64, wodurch auch Syrien unter die römische Herrschaft, in demselben Jahre fiel. Egypten wurde zur römischen

vier Königreiche: das griechisch - macedonische, das ägyptische, syrische und jenes von Thracien mit Kleinasien. Es trat ein, was Daniel vor Jahrhunderten prophezeite: „Es wird ein gewaltiger König aufstehen, der wird mit grosser Macht herrschen und er wird thun, was ihm gefällt. Und wenn er in seinem Stand ist (befestigt ist), alsdann wird sein Reich zerbrochen, und in die vier Winde des Himmels vertheilt werden, aber nicht auf seine Nachkommen, auch nicht nach seiner Macht, wie er geherrscht hat. Denn sein Reich wird zerrissen werden und neben den Seinigen auch auf Fremde kommen ¹⁾“.

176. (Folgen der Wirksamkeit Alexanders für die Menschheit und für das griechische Ost-Reich).

Allein die Folgen der alexandrinischen Werke sollten fortbestehen, sie waren für die Menschheit und für Macedonien sehr verschieden; das Letztere verdankte ihm nur den Ruhm, hingegen schuldete ihm die übrige Menschheit unermessliche Wohlthaten, er liess die Gesittung in eine neue Aera eintreten. In der That feierten durch seinen Machtanspruch die beiden feindseligen Welten ihr Versöhnungsfest, der Occident erkämpfte, in Folge seiner höhern moralischen Kraft, den Sieg, der Orient war nicht vernichtet, Griechenland durch die Anarchie ohnmächtig geworden, den Persern

Provinz erklärt von Octavian im Jahre 31. Die definitive Eroberung Thraciens kann nicht bestimmt werden, denn es behielt unter dem Schutze römischer Kaiser seine Könige. Auf jeden Fall war das Einwirken der Römer, da sie mit Asien zur See in Verbindung standen, auf die Länder zwischen dem eigentlichen Macedonien und dem Euxin ein sehr oberflächliches, die Nachbarn der Thracier nannte man mit Recht: *Barbari Barbarorum*, einen entschiedenen Einfluss übte erst das ost-römische (griechische) Reich aus. So wäre das Griechenthum und die Barbarei dieser Länder erklärbar; Alexander ging zu früh nach Asien, die Römer erschienen zu spät in Thracien.

¹⁾ XI. 3. 4.

immer mehr aus Hass gegen die Autorität zugethan, von feilen Demagogen geführt, wurde von der Gefahr, eine Beute des persischen Reiches (dessen Macht nur Alexander, vom Glück begünstigt, zu brechen vermochte) zu werden, einem persischen Satrapen, wie Memnon und andere Griechen im persischen Solde zuzufallen gerettet, durfte seine Ueberlegenheit nicht missbrauchen, die entgegengesetztesten Systeme mussten einander die Hand reichen. Fürwahr, die Eroberung des orientalischen Reiches durch Hellenen hatte den Character einer bewaffneten Propaganda im Grossen, der aber nur moralische Bekehrungsmittel gestattet waren. Ungeheuer war der Eindruck, den die beinahe unmögliche Verbindung auf beide Welten ausübte und ihre extremen Principien ¹⁾ neben einander stellte: das legitime Königthum mit der gesetzmässigen Aristocratie neben dem Despotismus mit der Slaverei und den Kasten, der freiwillige Gehorsam aus Ueberzeugung und Neigung neben der mechanischen

¹⁾ Wir gedachten schon der hohen Ansichten Alexander's über das Völker- und Kriegerrecht. Aus der merkwürdigen Verfassung der Macedonier kann man auf den Eindruck schliessen, den sie auf den Geist des Orientalen zu machen geeignet war. Trefflich schildert sie Heyne (*de ortu Maced. Opusc. academ. IV. 165*): „*Reges (Macedoniae) a dorico genere ortum habuerunt. Ab eadem hac origine tenendum est ductam fuisse regni formam, cum populi libertate conjunctam regiam dignitatem, secundum instituta dorica, interpositis plerumque principibus, seu senatu ipsi reges legibus circumscripti*“.

In dieser Darstellung kann man die ponderirte, die sogenannte constitutionelle Monarchie nicht verkennen, übrigens war eine solche Regierungsform die alleinig mögliche Bürgschaft der Freiheit in der heidnischen Epoche, denn gegen Missbräuche der Freiheit war sie geschützt einerseits durch den Royalismus der Macedonier, andererseits durch den Heldensinn der Könige, deren Autorität, schon in Folge der Eroberungen, sich unbeschränkter äussern konnte.

So war die macedonische Monarchie der christlich-germanischen äusserst ähnlich und gewiss eine höchst überraschende Erscheinung für die Orientalen.

Furcht, die mannigfaltige Entwicklung der Individuen und der Körperschaften neben der Einförmigkeit, der nur Ein gebotenes Ziel zu verfolgen erlaubt ist, die moralische Kraft und Ausdauer neben der Verzagtheit und Weichlichkeit, das selbstständige Leben der Reichtheile durch Hegemonie und Föderation neben der jedes Leben erstickenden Centralisation, die discutirende, befruchtende Philosophie und Wissenschaft neben dem starren unbeweglichen Dogma, vor Allem die Sittlichkeit und Humanität neben der systematischen Sittenlosigkeit und Unmenschlichkeit, die Toleranz neben der Verfolgung.

Nicht nur auf den Geist und den Willen sondern auch auf Gefühle der Orientalen wirkten die griechisch - macedonische Gesittung und ihr erhabener Repräsentant mächtig ein. Das Edle, die Ehre, die Grossmuth und der Rittersinn waren dem Orientalen kaum bekannt, nun sah er ihren Aeusserungen nach einem glänzenden Massstabe zu; viele Grossen hingen dem Alexander innig an, Darius, als er erfahren, mit welcher Achtung seine Familie vom Sieger behandelt war, rief zu den Göttern: . . . „soll ich nicht länger Asiens Herr sein, so gebt die Tiara des grossen Cyrus keinem andern als dem Alexander“. Auf die Nachricht vom Tode Alexander's gab sich die Mutter des Darius den Tod. Gewiss sind Wohlthaten und Dankbarkeit das mächtigste Band der Menschheit, selbst alte Vorurtheile müssen ihnen weichen.

Auf diese Art war das starre Dogma der Orientalen, ihr Glaube an die Unfehlbarkeit der Exklusivität und des Völkerhasses gebrochen, die Orientalen wurden in ihren Ideen erschüttert, zur Annahme höherer, edlerer Begriffe bewogen, die Möglichkeit beide Welten zu vereinigen war erwiesen. Bedenkt man, dass das letzte Ziel der Menschheit in der Verwirklichung des Satzes *unum ovile et unus pastor* bestehe, so erfasst man die ungeheure und wohlthätige Revolution, welche der Zug Alexander's nach dem Oriente verursachte. Offenbar hat er durch die Förderung der Empfänglichkeit der Orientalen für spiritualistische Ideen

den Römern und (da diese nur dem Herrn den Weg bahnten) dem Christenthum vorgearbeitet.

Auch neue Mittel zur Erreichung des grossen Menschenziels hat der Alexandrinische Zug der Nachwelt dargeboten. Entfernte Länder und Völker, deren Dasein man für fabelhaft hielt, wurden nun bekannt, der menschlichen Thätigkeit neue Wege geöffnet; durch die Uiberlegenheit der Griechen - Macedonier wurde ihre Sprache zu einer allgemeinen katholischen, wenigstens im Osten ¹⁾, und eine Universal-Sprache ist gewiss das wirksamste Verkehrsmittel für die verschiedenartigsten Völker, die beste Methode, um zu vollkommenen Ideen zu gelangen; die hl. Schrift war in's Griechische übersetzt, im IV. Jahrhunderte nach Alexander wurde auch das hl. Evangelium in dieser Sprache geschrieben. Nur durch die Gnade Gottes lässt sich die wohlthätige Wirksamkeit Alexander's hinlänglich erklären.

Für die Zukunft der Macedonier allein war die welt-historische Sendung Alexander's ungünstig, als sein Hauptwerkzeug nützten sie sich ab. Dieses sittliche und treue Volk wurde in seinen schönsten Eigenschaften verletzt, gleichsam im Royalismus verwundet, es lernte den Aufruhr kennen. Durch unerhörte Anstrengungen erschöpft, von den Griechen und Orientalen angesteckt, durch den plötzlichen Tod des Königs herrenlos geworden, liess es sich durch Bürgerkriege zerreißen und kämpfte, stets von Griechen und Barbaren angefeindet, auch im Innern, während ihm noch manche Kraft die in Asien und Africa um die Herrschaft streitenden Praetendenten entzogen. War diese Lage Macedonien's, welches zu den Werken Alexander's am meisten beitrug, eine Folge der Schuld, der Undankbarkeit des Königs? Prüfen wir nur die wichtigste Frage der griechischen Geschich-

¹⁾ *sermone graeco quo omnis Oriens loquitur*
St. Hieronym. Prot. lib. 11. Dass der Occident dem Eindringen griechischer Sprache widerstand, denkende Römer mit misstrauischer Umsicht die griechische Intelligenz beobachteten, ist bekannt.

te: wie haben Philipp und Alexander, orientische Monarchen, ihren Beruf als solche aufgefasst? haben sie das Wesen ihres Landes vollständig begriffen?

177. (Bedeutung Philipp's und Alexander's für die österreichische Geschichte. ¹⁾)

Wir sahen, dass Macedonien in der Erkenntnis der drei Hauptpflichten einer orientischen Monarchie (Ost-Mark, Austria, Austrasien, Mittelstaat) nämlich der Pflicht die Barbaren zur spiritualistischen Gesittung zu bekehren, der Anarchie im Abendlande zu steuern und den Orient zu bekämpfen, durch die Macht der von Gott regierten Begebenheiten geleitet wurde. Philipp und Alexander folgten dieser Richtung Macedoniens nach einem vergrößerten Masstabe und auf eine glänzende Art, schon der Erstere von einer echt orientischen Politik beseelt, vermochte Macedonien zu einem wahrhaften Ost-Reich (Oesterreich) zu erheben, er unterwarf sich barbarische Völker, bändigte die griechische Anarchie und begann den Angriff gegen den Orient; Alexander hat diese Werke fortgesetzt, intensiver und extensiver ausgeführt. Beide Könige wirkten als orientische Monarchen, allein die Art, wie die Hauptpflichten nach einem richtigen Verhältnisse und stets harmonisch, damit eine der andern keinen Nachtheil bringe, zu erfüllen sind, haben sie nicht erfasst, demnach das wahre Wesen Oesterreichs nicht genau begriffen. Philipp brachte der Sendung, Griechenland zu beruhigen, zu viele Opfer und dennoch verfolgte er das Ziel wohl beharrlich, aber nicht mit der erwünschten Energie, obschon er ein noch schwierigeres, den Zug gegen Persien vor sich hatte, wozu die Barbaren wesentlicher als die Griechen beizutragen vermocht hätten. Eigentlich sind die definitiven Absichten Philipp's bezüglich der Perserkriege unbekannt, er sah diesen Zug wahrscheinlich nur als ein Mittel der Einwirkung auf Griechenland an, und ohne Macedoniens und der Barbaren zu vergessen; er that alle Vor-

²⁾ Zu vergleichen diesen §. und die zwei folgenden mit §. 156. S. 43.

bereitungen mit grosser Vorsicht, beinahe mit Aengstlichkeit. Die Hindernisse, mit denen er anfänglich zu kämpfen hatte, um den Staat und Griechenland zu retten und die mühevollen Unternehmung im Oriente zu sichern, verliessen seiner Seele Ruhe und Umsicht, die Eroberung eines Landes, wie Indien, strebte er gewiss nicht an.

Alexander, Erbe des mächtigsten Monarchen, durch Gefühle und Erziehung zur Uiberspannung geneigt, zum Heroismus und zur Aufopferung für grosse Ideen geeignet, war bereit, das hohe Ziel, um Rücksichten und die Zukunft unbekümmert, zu verfolgen; nur der Gedanke, die Welt zu erobern und zu beglücken, vermochte seinen Geist zu befriedigen. Ein Reich im Grossen, ein katholisches, nahm ihn ganz in Anspruch, für das kleine Ostreich blieb unter den Riesenplänen des Königs kein Raum übrig. Das zur sichern Eroberung des Orientes unumgänglich nothwendige Mittel, die Ausbreitung Macedoniens gegen das schwarze Meer zu, hat er nur nachlässig, gleichsam der strategischen Förmlichkeit wegen, versucht, demnach hat er die Geschicke Oesterreichs auf eine Karte gestellt, obschon von diesem Hazardspiel die Zukunft Griechenlands und auch die Gesittung abhängen. Vor Allem irrte er in der Beurtheilung der Machtfähigkeit Macedoniens, diese kann in orientischen Monarchien nur durch orientische Elemente (primitive Völker) gesteigert werden, hingegen wollte sie der König durch orientalische heben und ehe er das griechische Ost-Reich vollständig organisirt, einen mächtigen Mittelstaat zwischen Macedonien und Persien gebildet hatte, unternahm er voreilig die Organisation des orientalischen, obschon eine gähe Vereinigung des Orientes mit dem Occidente nicht möglich ist. Man darf sagen, Alexander hat entfernteren Zwecken die näheren und herrlichen Siegen die Grundlage der Siegeskraft aufgeopfert.

Wohl hat er, durch Enthusiasmus gehoben, den letzten aller Staatszwecke, die Katholicität, gefunden, allein im sittlichen Freudenrausch hat er die Hauptmittel hiezu, das griechische Ost- und West-Reich preisgegeben, die katholische

Idee aufgestellt, sich aber in ihrer Verwirklichung übereilt; er vergass, dass eine Universal-Monarchie nur durch die Blüthe des Ost- und zugleich des West-Reiches, durch ihr harmonisches Mitwirken zur Verbreitung der Gesittung möglich wäre. Richtiger hat der umsichtige Isocrates den Kampf gegen den Orient aufgefasst, Alexander hat das grosse Ziel überschritten und zugleich gefährdet.

Schwer ist es Alexandern und seinen Vater zu beurtheilen, denn beide haben heldenmüthig und sittlich gewirkt, Vieles für Macedonien und für die Menschheit geleistet, allein sie haben, besonders Alexander, die Sendung Macedoniens, als des griechischen Oesterreichs, endlich verfehlt; die erwünschte Klarheit in den Begriffen, was ist ein Oesterreich? welche Zwecke soll es verfolgen und durch welche Mittel? ging ihnen ab, sie versäumten die ihnen am nächsten gelegenen Länder zur Gesittung zu bekehren ¹⁾. Beide

¹⁾ Zur Frage, ob Philipp und Alexander, obschon Herren des griechischen Oesterreichs, dessen Wesen deutlich und genau erkannten, liefern die Begebenheiten der neuesten Zeiten und die Stellung des heutigen Oesterreichs einen belehrenden Commentar. Oesterreich, welches über vielfältige, nicht nur lateinische, germanische und slavische, sondern auch Völker anderen Ursprungs, gebietet, und wie es schon sein Titel ausdrückt, eine römisch-apostolisch-katholische Monarchie ist, hat vor Allem die Gründung eines griechischen Reiches zu hindern, denn die Griechen in jeder Zeit zum orientalischen Materialismus geneigt, sind seit dem XI. Jahrhunderte, schon in Folge ihrer unreinen, durch die Verdummung und Habsucht der Popen, menschenfeindlichen, wahrhaft orientalischen Kirche nothwendigerweise orientalisches. Uibrigens wäre die Vereinigung der Russen mit den südlichen Griechen eine förmliche, dem Occidente gefährliche Völkerwanderung, denn die durch Barbarei ausgezeichneten, in der Sittlichkeit am meisten verwahrloseten Völker in Europa sind gewiss, ausser den Russen, die Bewohner der Länder zwischen der Donau, Macedonien, dem schwarzen und dem adriatischen Meere, die Montenergriner, Arnauten etc. Eben diese Länder, obschon der Gesittung am nächsten gelegen, wurden von Philipp und Alexander vernachlässigt, und seit dieser Zeit hat

haben theils grosse Gelegenheiten benützt, theils grosse Begebenheiten hervorgerufen, allein beide hat der Tod im interessantesten, entscheidensten Augenblick für die Beurtheilung ihrer Ansicht über die orientische Idee ereilt. Dennoch hat ihre Wirksamkeit zur Beleuchtung der österreichischen Idee, die sie selbst zum Theile verkannten, ungemein

sich dort die Cultur nie vollständig und bleibend zu entwickeln vermocht. Daher ist Oesterreich berufen, in diesen unglückseligen Ländern die Aufklärung zu verbreiten und ihnen Gutes zu thun, damit sie nicht die abendländische Gesittung bedrohen, als Werkzeuge des orientalischen Russlands wirken; Oesterreich ist berufen gleichsam die Fehler Philipp's und Alexander's zu bessern.

Obschon die katholische Sendung des apostolischen König- und Kaiserthums am prägnantesten (I. 42) ausgedrückt ist, liegt dieselbe Pflicht auch andern Staaten ob. Wirklich haben die westlichen Mächte, durch Oesterreich stets gespornt, ihre Pflicht oft anerkannt, in den neuesten Zeiten bei Alma und Sebastopol rühmlichst erfüllt, den russisch-griechischen Einfluss gestürzt; während Oesterreich die romanischen Donaufürstenthümer besetzt hielt, züchtigten die Allirten die griechische Rebellion und das griechische Königreich. Durch die Vertreibung der Russen aus den Donauorten, wurde dieser Weltstrom der freien Thatkraft der Völker überliefert, die Autorität der griechischen Grossmacht, (eigentlich der ehemaligen Grossmacht) fiel den Westmächten zu, sie halfen dem österreichischen Staate, dessen Aufgabe zu lösen, die genannten unglücklichen Länder ins Bereich der Gesittung zu ziehen. Es ist wahrhaft eine Weltreform, zu deren Höhe sich selbst das französische Cabinet nicht immer zu heben vermag, obschon das durch Philipp II. und Alexander den Grossen Versäumte durch die östliche und westliche Kaisermacht ausgeführt werden soll. Also erst nach 23 Jahrhunderten beginnt man das grosse Werk (nämlich den Orient zu bekehren) vom Anfang, von der Ausbildung des europäischen Südostens, welcher, wie Africa, bis nun dem alten Privilegium des mittelländischen Meeres, die Gesittung in seinen Uferstaaten auszubreiten, widersteht: Philipp und Alexander fingen das grosse Werk offenbar vom Ende an.

beigetragen. Mit Hülfe der Verdienste und der Fehler Philipp's und Alexander's konnte schon die Nachwelt den wichtigen Unterschied zwischen dem Orientalischen und dem Orientalischen wahrnehmen, das Wesen eines Ost-Reichs erfassen, denn sie vermochte aus einer so glänzenden Wirksamkeit, wie jene der macedonischen Könige, die Wichtigkeit eines Staates zu ersehen, welcher den dreifachen Vorzug der abendländischen Gesittung, der mehr primitiven Sitten und der Wohnsitze in der (übrigens gefährlichen) Nähe der orientalischen Völker zu verbinden geeignet und so in die Lage versetzt ist, für grosse Zwecke mit Hülfe grosser moralischen Kräfte, gegen die grössten Feinde der Menschheit, gegen den Orient und die Revolution, permanent, unter dem Sporn eines sittlichen oft physischen Zwanges zu wirken, für die ältern Söhne der Gesittung als Muster, im Nothfalle als Besserer aufzutreten, dadurch die Weltealamitäten zu beschwören¹⁾.

¹⁾ So einen Organismus zu bilden, zu erhalten, zu den genannten Zwecken zu verwenden, war stets das Ziel aller Grossen in der Menschheit. (I. 40, 41, 46, 47). Cäsar findet nicht wie Philipp ein Ost-Reich vor; aber er sieht die Wichtigkeit orientischer Länder ein, sucht sie auf, um sie zu organisiren, so Cisalpina, Illyrien etc. Octavian setzt das Werk seines Adoptiv-Vaters nach einem grossen Massstabe fort, breitet die Grenzen des römischen Reiches gegen die Orientalen bedeutend aus, und, erst nach einem beharrlichen Kampfe, gibt er die Gründung eines Ost-Reiches auf und überlässt dem Rhein und der Donau die Vertheidigung des Reichs. Trajan geht über die Donau, Constantin fasst den Entschluss, ein förmliches Ost-Reich zu gründen; das Werk misslingt, denn schon haben dort orientalische Elemente die Oberhand erlangt. Theodos organisirt das Ost-Reich von Neuem und verlässt es nur, um den Occident zu ordnen. Carl I., Herr des Westens, entsagt den leichten Eroberungen in Spanien und der Begierde, die Mahometaner zu bekämpfen, und wirkt beharrlich, um für Francien ein Schwesterland, Ost-Francien, zu erobern, dieses hingegen durch die Ost-Mark gegen die Aaren,

178. (Bedeutung Philipp's und Alexander's für die Weltgeschichte).

Die Erkenntniss des Wesens orientischer Länder war auch für die Humanität und Weltanschauung, für das Mu-

Byzantiner etc. zu schützen, Otto I. und seine Nachfolger in der kaiserlichen Würde restauriren und unterstützen Oesterreich. Endlich übergang die hohe, den Weltlenkern zukommende Aufgabe auf ein grosses Geschlecht, die Habsburger nehmen schon den Namen Oesterreichs an und bekennen sich hiemit zur Pflicht für dasselbe zu sorgen, den Namen würdig zu tragen. Besonders zeichnet sich Max I. durch die deutliche Erkenntniss der Nothwendigkeit eines Ost-Reiches aus, er forschet gründlich nach dem Wesen selbst entfernter Länder des europäischen Orientes. Sein Enkel Carl V., der Glänzendste unter den Habsburgern, vergass inmitten der Ausübung einer wahren Vorherrschaft im Westen und im Süden die hohe Sendung eines wie Macedonien gelegenen Landes nicht, und trat seinem Bruder alle österreichischen, deutsch-slavischen Herzogthümer ab und zugleich das wahrscheinliche Erbe nach den Jagellonen in Ungarn und Böhmen. Dieses auf dem Vertrage einer Doppelheirath zwischen den Habsburgern und den Jagellonen, (1515) beruhende Recht, eine Folge der sittlichen Nothwendigkeit, welche sich schon früher äusserte, um die drei orientischen Königreiche gegen gemeinsame Gefahren zu verbinden und des Eifers, mit welchem Kaiser Maximilian den Osten dem Westen zu nähern sich bemühte, führte zu unermässlichen Resultaten. Der Gemahl Annens erwarb nach dem Tode ihres kinderlosen Bruders das jagellonische Erbe und gründete durch die Verbindung der drei orientischen Königreiche ein Ost-Reich, welches der mächtigsten Anfechtungen unter den Ferdinanden, Leopold I., Carl VI., Maria Theresia, Franz II. etc. ungeachtet, wohl Vieles im Westen einbüsste, aber im Osten sich stets vergrösserte, denn es bekannte sich zu jenen Pflichten eines Ost-Reichs und kämpfte stets für den Spiritualismus im Osten gleichwie im Westen.

Also starb mit dem Tode Philipp's und Alexander's die sittliche Nothwendigkeit eines mächtigen Mittelreiches zwischen dem Oriente und Occidente nicht ab, sie äussert sich gegenwärtig lebhafter als je und will Gott, so wird sie auch die grosse Halbinsel, den Sitz der ältesten abendländischen Cultur und des ältesten Ost-

ster, welches Philipp und Alexander (und hierin besteht ihr Hauptverdienst um die Menschheit) ihren Nachfolgern in der Weltherrschaft überliessen, höchst wichtig, denn die orienti-

Reichs durchdringen, das alte Macedonien der Gessung wiedergeben. Hoffentlich werden diese historischen Länder, Zeugen des ersten grossen Kampfes gegen die Orientalen, nicht bei orientalischen Eroberern, sondern bei den Ordnern orientischer Länder Hülfe, Schutz und Aufklärung finden und diese Vorthelle vielleicht selbst suchen; denn obschon sie nun von Arnauten, griechisch-slavischen Barbaren, entarteten Romanen und andern Schismaticern bewohnt sind, vermögen sie nicht dem mächtigen Einfluss der Nachbarschaft Oesterreichs und Italiens und der eigenen orientischen Sendung sich für die Länge der Zeit zu entziehen, besonders, seit die hochverrätherischen Verbindungen türkischer Griechen mit den russischen gewaltsam unterbrochen, jeder Aussicht auf ihr Aufkommen entbehren. Uibrigens ist Russland, welches bis Alexander II. dem orientalischen Systeme anhing, der Sitten-Gedanken- und Regierungslosigkeit, und in Folge dessen der Ohnmacht feierlich überwiesen, allem Scheine nach beginnt es ernst den Occident nachzuahmen und die Fragen zu beherzigen: was ist die Humanität? können sittenlose Barbaren eine dauernde Macht gründen? besteht der Unterschied zwischen dem Graecismus und Romanismus bloss in der Form? wäre eine Legitimität ohne Rechtssinn und Legalität kein Widerspruch? vermag nicht die römisch-katholische Kirche eine Reihe selbst blutiger Pallast-Revolutionen zu schliessen? gibt es, ausser der Versöhnung mit dem wahren Papste und dem wahren Kaiser, ein Mittel, die Folgen des an den von Gott eingesetzten Autoritäten begangenen Verrathes aufzuhalten? lassen sich mächtigere Beweise des Fluches Gottes als jene der Geschichte griechischer Reiche und Völker, besonders als jene der grässlichsten unter allen der russischen Geschichte, denken? Fürwahr, die Völker der türkischen, grössten Theils von Griechen bewohnten Halbinsel erwachen in einer für das orientalische Griechenthum höchst ungünstigen Epoche, denn Russland, welches bis nun fremde Völker verführte, fühlt sich selbst betrogen und will die Erziehung des eigenen Volkes anfangen; das seit Peter I. grösste Hinderniss für die orientische Sendung der Halbinsel ist beseitigt.

sche Idee ist ein nothwendiges Mittel zur Realisirung der katholischen (I. 42, 323). Dieses Verhältniss, die erwünschte Stellung der orientischen Staaten (der Mittelstaaten) zum Occidente und zum Oriente, um die Vereinigung der Menschheit zu fördern, wurde durch die grossartige Erscheinung des doppelten Kampfes Macedoniens mit den Griechen und Barbaren und der drei Kämpfer mit den Orientalen beleuchtet, der Begriff einer orientischen Monarchie, wie Macedonien, eines abendländischen Staates, wie Griechenland, und eines orientalischen, wie Persien, aufgestellt. Es war ersichtbar aus den Thaten Alexanders und seines Vaters, dass der griechische Staaten-Complex, das allerst gebildete Westreich von der ältesten orientischen, zu einem Ost-Reich angewachsenen Monarchie, vertheidigt und gerettet wurde; ein Mann, wie Caesar, hatte nur zu beobachten, zu prüfen und absichtlich nachzuahmen, was Philipp und Alexander (zugleich Isocrates) sinnreich improvisirt haben: die Rettung des Westens durch den Osten, mittelst des Kampfes gegen die Revolution und den Orient und für die Weltautorität. Das in der griechisch-macedonischen Epoche Wahre musste auch während der römischen (da die Bestimmung der Menschheit und das Verhältniss des Occidentes zum Oriente dieselben sind) stets eine Wahrheit bleiben. Wirklich benützte Caesar die Erfahrung Alexanders, und ehe er den Zug gegen die Parther (Perser) beschlossen hatte, bekämpfte er die Missbräuche und die Verbildung der Römer, betrieb mit Eifer die Eroberung orientischer Länder, traf dort Einrichtungen im Interesse der Cultur und der römischen Macht, zog primitive Völker, so die Gallier und Germanen, an sich, führte sie in den Kampf gegen die republikanischen Pompejaner und überliess hiemit seinen Nachfolgern ein kräftiges Wirkungsmittel, wodurch Rom während Jahrhunderte (wie es der Ruhm gallischer, pannonischer etc. Legionen erweist) vertheidigt und erhalten wurde. Nach den Caesaren liess sich die Welt durch die Carolinger, ferner durch die Kaiser aus dem sächsischen Hause und endlich durch die Habsburger retten; die

glänzende Reihe dieser orientischen Monarchen, die als hohe Civilisatoren auftraten, eröffnen Philipp und Alexander. Man könnte demnach auf die Frage: warum hat Gott so grosse Männer, wie Philipp und Alexander, erschaffen? antworten: um die Welt über die Katholicität und das Wesen eines Ost-Reichs zu belehren, die Theorie der katholischen und orientischen Idee zu beleuchten.

Allein warum hat die Vorsehung den grossen Macedoniern, welche sie offenbar leitete, nicht gestattet, die Pflichten gegen das verdienstvolle Königreich deutlich zu erkennen und dadurch auch für die Praxis der Welt, für das Wohl der Menschheit bleibende Resultate zu erzielen, nicht nur für eine entfernte Zukunft sondern auch für die Gegenwart zu wirken? warum liess Gott die Universal-Monarchie zu Stande kommen und unmittelbar verfallen? Offenbar eilte die Vorsehung mit dem Rettungsmittel für die zukommende Menschheit, die lebende war nicht mehr fähig sich zu retten. Griechenland getheilt geboren, liess sich in seiner Vielfältigkeit von Niemandem erziehen, es steckte die Macedonier an und in deren Herzen las Gott seit der Ewigkeit die verbrecherischen Gelüste, welche nach dem Tode Alexanders zum Vorschein kamen, das Volk war nicht mehr würdig, die Welt zu leiten, aber für seine bisherigen Verdienste wurde es belohnt, denn es starb den Heldentod in einem wahrhaft apostolischen Kampfe. Allein durch das Ableben der macedonischen Grösse, sollte die spiritualistische Weltordnung nicht zu Grunde gehen, nur wollte Gott, die von Alexander begonnene (weltliche) Katholicität reineren Händen als den griechischen anvertrauen. In der That erreichte die griechische, mehr zur Intelligenz als zur Sittlichkeit geneigte Cultur ihren Culminationspunct, höher als es mittelst der macedonischen Hegemonie geschehen, konnte sie nicht steigen, daher wartete Gott, die Unmündigkeit der übrigen Völker seit der Ewigkeit kennend, nicht länger und liess Alexandern nicht nur die katholische Idee (neben der steten Wirksamkeit der Juden) formuliren, sondern auch alle Vorbereitungen zu ih-

rer Verwirklichung in fernen Zeiten treffen. So fanden die Griechen, durch die macedonische Hegemonie zum Theile gehoben, in den asiatischen und africanischen Eroberungen einen Ableiter ihrer febrilen Thatkraft und halfen den Orient zu organisiren; zahlreiche Barbaren wurden mit der griechischen Cultur befreundet, dieselbe gegen Untergang geschützt. Durch die Siege des Königs zerfiel offenbar die Macht des organisirten Orientalismus und der anarchischen griechischen Städte, obschon sich beide für unüberwindlich hielten. Diese Hauptfeinde der Menschheit, die griechische Grundsatzlosigkeit und die orientalischen Grundsätze wurden zusammengefügt, sie mussten sich nun wechselseitig aufreiben, stets mit einander ringen, bis sich ein neues der Weltherrschaft würdiges Volk ausbildet. Durch den Entschluss Gottes, die unreine griechische Welt gegen die verdorbene orientalische zu schleudern, wurden für Jahrhunderte die orientalischen Reiche in ihrer gefährlichen Wirksamkeit aufgehalten und zugleich hellenisirt. Wohl ist Griechische und Orientale bald synonym geworden, aber dadurch wurde der Abendländer gegen die griechischen Sophisten gewarnt. Demnach war der physische gleichwie der moralische Kampf dem Abendlande erleichtert.

In der That, wenn der Orient nicht fällt und die Griechen mit Carthago im Oriente und im Occidente nicht stets um den Handel kämpfen, dann werden die Römer und die westlichen Barbaren den griechischen Künsten oder den Sitten und der Macht der orientalischen Carthaginer erliegen. Nur unter dem Schutze der leidenschaftlichen Feindseligkeit zwischen Carthago und den Griechen vermochten neue, noch unverdorbene Völker, sich zu entwickeln; aus den leidenschaftlichen punischen Kriegen, welche oftmahl die Existenz Rom's in Frage stellten, und aus den noch längeren Kämpfen Rom's mit den Parthern (Persern), durch welche das römische Kaiserreich die ersten bedeutenden Verluste erlitt, ersieht man deutlich die Verdienste, welche sich die alexandrinische Monarchie, obschon sie zerfiel, um die Mensch-

heit selbst jener Zeit erwarb. Auf die geringsten Umstände war die Vorsehung bedacht, als Sie Philipp und Alexandern auftreten liess. Die griechischen Jahrhunderte, welche den Orientalen in's Bereich der hellenischen Cultur und Intelligenz einführten, den Orient beherrschten und überwachten, während das noch schwache Rom sich entwickelte, scheinen dem Commando Philipp's und Alexander's gehorcht zu haben. Die Universal-Monarchie hörte auf, allein die katholische Wirksamkeit, um ein neues Universal - Reich zu bilden, dauerte fort; die Zeit der Menschheit zwischen den ablebenden Griechen und den emporwachsenden Römern haben Philipp und Alexander durch ihre Grossthaten und deren Folgen ausgefüllt, sie waren gleichsam eine Brücke zwischen dem Hellenen- und Römerthum, und selbst dem grossen Römervolke waren Jahrhunderte nöthig, um den grossen Civilisatoren Nachfolger, wie Cäsar und Octavian, zu geben.

Also auch für die Praxis der Katholicität, für deren nächste Zukunft, thaten Philipp und Alexander Grosses, die Niederlage des Orientes, hatte bleibende, ununterbrochene Folgen, erst nach einem Jahrtausende hat der Orient wieder obgesiegt durch die Araber und ihre Propaganda, allein selbst diese Feinde der Kirche und der Menschheit kamen den Christen mit hellenischen Wissenschaften entgegen und schienen das Andenken Alexander's zu preisen. Der kühne Versuch, die alten Feinde, die beiden Welten, zu versöhnen, wurde gewagt, was die Griechen, wie bis nun viele Christen, für unmöglich hielten, war zum Theile glücklich ausgeführt, und obschon sich das grosse Werk als vergänglich herausstellte und auseinanderfiel, haben dennoch dessen Trümmer die Welt durch Jahrhunderte geschützt. Bis heute (da die Geschichte nie ändert) sind die Thaten Alexander's eine bedeutende Hülfe für die Verständlichkeit des kirchlichen Dogma: *unum ovile et unus pastor*, überhaupt für die Biographie der Menschheit. Auf die Frage, wird der Orient mit dem Occidente einst vereinigt werden, hat das Genie

Alexander's bejahend geantwortet, und ist es nicht die Lebensfrage ¹⁾ der Menschheit, selbst in den neuesten Zeiten, das letzte Wort der Weltgeschichte?

179. (Bedeutung Philipp's und Alexander's für die katholische Weltordnung).

Uiberhaupt gehören Philipp und Alexander, durch ihre Ansichten, nicht mehr der alten griechischen Welt an, ihre grossen Pläne, denen schon eine allgemeine Idee zum Grunde lag, erinnern an die römische und christliche Epoche; beim Zuge Alexander's, seiner Ritterschaft und Fürsten nach Asien, kann man sich des Gedankens an die Kreuzzüge des Mittelalters nicht enthalten; Philipp hat der erste den Begriff eines katholischen Reiches, obschon vage, aufgefasst, Alexander war schon ein Katholik, ein Förderer der Humanität im strengsten Sinne dieses Wortes, die staatlichen und die politischen Ideen beider liegen den unsrigen viel näher als jenen der Alten über das Staats- und Völkerrecht. Anders betrachtet, von der unglücklichen Weltlage, welche sie vorfanden, und von Jenen, welche das System der macedo-

¹⁾ Bis nun wird sie von den Gelehrten gewöhnlich verneinend beantwortet und diese Antwort auf die Geschichte selbst gestützt. In der That aber sehen wir der Verschmelzung und Ineinanderbildung beider Welten, inmitten ihrer Kämpfe, zu; durch die Leere, welche in dem türkischen, persischen, indischen, chinesischen etc. Staatsorganismus entsteht, dringen abendländische Ideen ein. Merkwürdigerweise stimmt in der Ansicht über den Orient und Occident der hochherzige Fürst, welcher gegenwärtig Russland regiert, mit seinem macedonischen Namensgenossen überein und scheint eine tief gehende, mehr ausgebreitete und raschere Ineinanderbildung des Occidentes, als es in andern orientalischen Staaten der Fall ist, mit menschenfreundlichem Eifer vornehmen zu wollen. Gewiss vermögen so hohe Ideen des russischen Alexander zu einem Commentar für die Geschichte des macedonischen zu werden und die Aufmerksamkeit der Weltgeschichte in Anspruch zu nehmen. Ich werde auf diesen Gegenstand zurückkommen.

nischen Dynastie in der Folge durchzuführen trachteten, abgerissen, wären Philipp II. und Alexander III. Meteore, die Gott ohne Zweck erscheinen und untergehen liess, was den Grundsätzen der Geschichte widerspricht. Wirklich hat, nach dem Untergange des macedonischen Weltreiches, der Wille Gottes ein allgemeines Reich zu fördern, die Menschheit, mittelst eines geregelten West- und Ost-Reiches, zur Katholicität zu theilen, nicht aufgehört, ein anderes Werkzeug wählte Gott und führte, wie ehemals die macedonischen Könige, nun die Römer bei der Hand. Das römische Volk baute mühsam ein neues Weltreich, Cäsar und Octavian fanden den Begriff von einem katholischen Reiche ausgebildet und grossen Theils verwirklicht vor, sie gaben der obersten Autorität die macedonische, die monarchische Form, sie gründeten das Kaiserthum, während die Germanen (gleichsam wandernde Hetärer) ein neues aristokratisches, mit dem macedonischen identisches Element in das Abendland einbrachten; Rom war so der Erbe Macedoniens, wie Cäsar und Octavian, welche das römische West-Reich vollendet und den Grund zu einem römischen Ost-Reich an der Donau gelegt haben, zu Nachfolgern Philipp's und Alexander's geworden sind.

Das West- und Ost-Reich, obschon mächtige Mittel zur Katholicität, erschienen der Vorsehung nicht hinreichend, ausser menschlichen, sollten auch übermenschliche Kräfte sichtbar für die Einheit der Menschheit wirken, daher trat, nach Cäsar und Octavian, der hl. Petrus auf. Erst die dreifache Macht der Kirche, des abendländischen und ost-römischen Kaiserthums, hat nach und nach mit Gotteshülfe das unfehlbare Mittel zur Katholicität, das christliche Weltregiment (I. 91. 92), organisirt; dasselbe wurde nach der Verätherung des ost-römischen Reiches und nach den häufigen Veruntreuungen des abendländischen, vom Papste renovirt, von guten Kaisern und von Oesterreich stets vertheidigt; nun steht es wieder unter dem dreifachen Schutze der Kirche und zweier Kaiserthümer des französischen und öster-

reichischen; was Leopold I. als Kaiser und als orientischer Monarch für dasselbe geleistet, haben wir (I. 109. 130.) gesehen.

Den ersten Versuch dieses Weltregimentes machten (neben den Verdiensten des auserwählten Volkes) Philipp und Alexander, sie waren durch die Verhältnisse, in welche sie Gott zum griechischen West-Reiche zu den Barbaren und zu dem Oriente stellte, in die Lage versetzt, eine Weltordnung vorzunehmen, ein katholisches Regiment für die Menschheit zu wagen. Wohl haben den regelmässigen Bau der katholischen Weltautoritäten Cäsar, Octavian und der hl. Petrus, (vor welchem und mit welchem Jesus selbst die Kirche baute) begonnen; allein wie dem neuen Testamente das alte, so hat auch den Cäsaren Macedonien vorgearbeitet. Philipp und Alexander sind die ersten, obschon durch Jahrhunderte von der Reihe der Cäsaren abgebrochenen Ringe der Kette der Machthaber, welche seit Cäsar, Octavian und dem hl. Petrus bis Franz Joseph I., Napoleon III. und Pius IX. ununterbrochen folgten.

Gewiss ist es der grössten Bewunderung würdig, dass zwei Männer des IV. Jahrhunderts v. Ch. und ohne vom messianischen Volke geleitet zu werden, das welthistorische Verhältniss zwischen dem Occidente und Oriente, frei von griechischen Vorurtheilen, erfassten und diese Stellung den Orientalen gegenüber einnahmen, welche von den grössten römischen Kaisern, von den Päpsten, von den frömmsten fränkischen, deutschen und österreichischen Kaisern als die geeignetste betrachtet wurde, zu den verdienstvollsten Kämpfen im Mittelalter mit den Arabern, Tataren etc., in neuen Zeiten, mit der Türkei und mit Russland führte. Noch auffallender ist es, dass zwei Männer des IV. Jahrhunderts v. Ch. die Pflichten erkannten, zu denen sich gegenwärtig die beiden Kaiser bekennen, die Revolution bekämpfen und die Kirche (obschon noch nicht durch Zwangsmittel, die ihnen von Gottes Gnaden zu Gebote stehen) gegen die Schismatiker beschützen und die heutigen Phocäer beobachten.

Fürwahr, die macedonischen Monarchen begannen die Handhabung der Weltordnung, welche nun von der Eintracht der Kaiser von Oesterreich und Frankreich mit dem hl. Vater und mit einander abhängt und die Menschheit zum Spiritualismus leitet; die Repräsentanten dieses Spiritualismus waren, in der griechischen Epoche, vor Allem Philipp und Alexander.

Nach der Erkenntniß der Contingente, welche Philipp und sein Sohn, für die Menschheit, im Namen der Griechen gestellt haben, prüfen wir die Verdienste eines jüngern Volkes, der Römer, welches durch uns, mittelst der hl. römischen Kirche, fortlebt und bis zum Ende der Welt fortleben wird.

(Ende der österreichischen Vorgeschichte).

U b e r s i c h t

der österreichischen Staats- und Rechtsgeschichte vor Leopold I.

II. T H E I L.

Übersicht der Geschichte Oesterreichs unter den Römern.

Nach der Darstellung Macedoniens, des ältesten Ost-Reiches, dessen orientische Grundidee und Zustände zur Beleuchtung des heutigen Oesterreichs gewiss nicht wenig beitragen, betrachten wir nun die Geschichte des Letztern selbst.

180. (Einfluss der Länder Oesterreichs auf die Gesittung in der römischen und in der christlichen Periode bis zur Revolution).

Die Geschichte Oesterreichs, das Verhältniss seiner Länder zur Humanität und Kirche, beginnt nicht mit dem Erbe der Jagellonin Anna, dem Anfange Oesterreichs, als einer Grossmacht, denn schon früher wirkten Carl V., Max I., Albert I., Rudolph I., mit Kraft und Autorität auf die Welt ein. Der Letztere, Gründer eines grossen Hauses, war nicht der eigentliche Schöpfer Oesterreichs, auch Otto der Grosse und Carl der Heilige waren es nicht; ehe die Franken und deren Zöglinge, die Deutschen, die Cultur annahmen, blühte sie schon seit Jahrhunderten in den südlichen Ländern Oesterreichs. Marc Aurel, Octavian, Julius Cäsar sorgten dafür; allein auch diese Cäsaren kann man als die Urheber der Cultur in den österreichischen Ländern nicht ansehen, denn die Väter Rom's thaten durch ihre Staatsweisheit Vieles für die Zukunft Oesterreichs. Jedoch wussten selbst diese nicht, dass sie ein Bollwerk für die Gesittung bildeten, den Grund zu einem Ost-Reiche legten. Als die wahre Ursache der Cultur Oesterreichs kann man nur die Macht der Verhältnisse betrachten, welche deutlicher der Wille Gottes heisst, und durch die Nothwendigkeit, dass die Menschheit ihre Bestimmung erreiche, dass der Spiritualismus ob-siege, sich äussert. (I. 320—323.).

In der That waren die Geschieke österreichischer Länder mit jenen der Gesittung in jeder Zeit innigst verzweigt, und man soll als Axiom der österreichischen und Weltgeschichte aufstellen, dass die Wohlfahrt der Gesittung im geraden Verhältnisse zum Wohle Oesterreichs stehe; denn von dieser Regel gibt es keine einzige Ausnahme. Während die Römer die Cultur in Oesterreich verbreiten, diese Länder organisiren, erfreut sich die durch die Römer vorgestellte Humanität ihrer schönsten Siege unter Cäsar und Octavian. Kaum beginnen die Ordnung und die Streitkräfte in österreichischen Ländern zu sinken, da wird das Römerthum erschüttert und über die Trümmer Oesterreichs gehen die Barbaren, im V. christlichen Jahrhunderte, nach Rom, um es zu brandschatzen und zu plündern. Mit diesen Calamitäten hörte die Völkerwanderung nicht auf, stets war Oesterreich ihr Tummelplatz, erst durch die Siege Carl's zwischen der Ens und der Donau, über die Avaren, Bundesgenossen der Griechen, erlangte die Gesittung einen Ruhepunct, denn die Cultur rückte wieder in Oesterreich ein. Der Kampf mit den der Cultur feindseligen Ungarn war grössten Theils ein Kampf um den Besitz Oesterreichs.

An diesem Bollwerk scheiterten die menschenfeindlichen Tendenzen der Mongolen, Tataren, Türken, Russen und anderer Orientalen. Die erste orientalische Revolution des Abendlandes, der Lutheranismus, fand hier einen Widerstand, welchen auch die lebhafteste Dankbarkeit der Völker nie hinlänglich zu lohnen vermögen wird. Auch die ferneren politischen und socialen Revolutionen, welche, wie die protestantische, auf Länderraub ausgingen oder gegen die Hierarchie und Geschichte wirkten, wurden von Oesterreich stets bekämpft. Vielmehr war dieses Land eine Stütze der Restaurationen, am öftersten von hier aus erging der Ruf an die Könige, dass sie ihre Rechte wahren, der Ruf an Völker, dass sie ihre Pflicht erfüllen; hier suchten unglückliche Dynastien ein Asyl, hier fanden zerrüttete Staaten Rath und Schutz. Selbst heute in der gefährlichen orientalischen Fra-

ge, welche in ihrem Schoosse eine listige Völkerwanderung griechischer Orientalen und zugleich eine durch Religion und Nationalität verschönerte Revolution birgt, steht Oesterreich beinahe isolirt und ist dennoch des Kampfes für die Gesittung nicht müde. Ein, um die Menschheit, hoch verdientes Reich!

Nicht weniger hat ihm die hl. Kirche zu verdanken, das für jeden Staat wichtigste Verhältniss, jenes des Gehorsams gegen den Papst, hat Oesterreich am richtigsten aufgefasst; den seltenen Ausnahmen von dieser frommen Regel folgten immer eine aufrichtige Reue, neue Verdienste und der alte Heldenmuth im Kampfe für die Kirche, wodurch die Monarchen aus dem Hause Oesterreich hervorragten ¹⁾ und von der hl. Mutter durch eine besondere Liebe stets ausgezeichnet wurden. Selbst gegenwärtig ist das Concordat Franz Joseph's I. mit dem apostolischen Stuhle ein Muster für alle Staaten. Gewöhnlich von der andern katholischen Grossmacht verlassen, sogar systematisch bekämpft, wirkte Oesterreich allein für die Kirche; der im XVIII. und XIX. Jahrhunderte beinahe allgemeine Indifferentismus, diese Quelle aller öffentlichen und persönlichen Verbrechen und Leiden, hatte blos an Oesterreich (einige Jahre ausgenommen) einen entschiedenen Widersacher. Darf man, ohne die Kirche zu beleidigen, nicht sagen, dass ohne die Hingebung Ferdinand's II., III., Leopold's I., Maria Theresiens, Franz's II. für den Glauben, ohne die Einwirkung katholischer Staatsmänner, wie Fürst Metternich etc. etc. auf Deutschland, Italien etc. der Katholicismus (nach menschlicher Berechnung) auf's Aeusserste gebracht worden wäre?

¹⁾ *„Non defuere tamen inter tot rerum discrimina Austriaci Heroes, qui tum in Alemannia imperium, tum in Hispania regnum tenuerunt, Apostolicae sedi re pariter et animo fida exhibere servitia, ut verum Ecclesiae patronum et advocatum se praeberit Imperator“ (stirpis Austriae). Vinc. Petra, Comm. ad Cons. apost. t. III. 126.*

Jene Autorität, welche der Schöpfer der Menschheit und der Kirche zum besondern Schutze beider bauen liess, fand völlige Sicherheit erst in den Ländern Oesterreichs, welche willig und mit Stolz diese hohe Bürde ihren Herrschern tragen halfen. Seit Caesar und Octavian, welche nach der Organisirung österreichischer Länder nach Rom gingen, um dort das Diadem zu erlangen, seit Carl dem Grossen, welcher in dieselben Verhältnisse eintrat und nach der Restauration der Cultur an der Ens und Donau mit der kaiserlichen Krone vom Papste belohnt war, nahmen die meisten Caesaren den Weg nach Rom (oder gegen das verdiente Frankenland zu) aus den Ländern Oesterreichs, um die Weltherrschaft zu übernehmen. Die durch lange Unbilden und Interregna geschmälerete Weltautorität trug Rudolph I. mit Würde, Max I. mit Würde und Glanz, Carl V. wusste ihr anhaltende Triumphe zu verschaffen. Mit den Unfällen und der Abdankung dieses Kaisers begann die hundertjährige Prüfungsperiode des Kaiserthums und Oesterreichs, sie wurde siegreich überstanden und Leopold I., Retter der christlichen Welt, gab dem Kaiserthum den Glanz wieder. Dem Enkel der Enkelinn Leopold's die kaiserliche Krone zu entreissen ¹⁾, vermochten selbst grosse Niederlagen nicht; als die Vorsehung den christlichen Consul Napoleon zur Züchtigung pflichtvergessener Völker und Fürsten auftreten liess, fand er die kaiserliche Würde noch lebend vor. Hätten die grossen Römer gedacht, dass die Alpen,— Donauländer, Noricum, Pannonien etc., welche sie oft verwahrloseten, den letzten Ausdruck des klassischen Alterthums, das Vermächt-

¹⁾ Die Beharrlichkeit der kaiserlichen Wahlkrone im Hause Oesterreich zu verbleiben, erklärt der Cardinal Petra (l. c.) durch den Ruf der Frömmigkeit des Hauses, dessen Verdienste um die Kirche, und fügt prophetisch hinzu: „*Imperium . . . constans in domo Austriaca . . . perennaturum in aeternum conficio*“ was in der That durch die Erhebung Oesterreichs zum erblichen Kaiserthum eintrat (1804). Der Cardinal lebte am Ende des XVII. und Anfange des XVIII. Jahrhunderts.

niss der Caesaren und des Senates, treu aufbewahren werden? Ueber das Verdienst, die kaiserliche Autorität erhalten zu haben ¹⁾, lässt sich kein grösseres denken, denn das

¹⁾ Auf die Verdienste Oesterreichs, namentlich Leopolds I. um das Kaiserthum, werden wir nach der Erkenntniss der kaiserlichen Majestas zurückkommen; hier möge des Zusammenhanges wegen bemerkt werden, dass Leopold I. nicht nur in der österreichischen, sondern auch in einer allgemeinen, in der kaiserlichen Sphäre mit Beharrlichkeit und Frömmigkeit wirkend, das verfallene Ansehen des Kaiserthums (und welches selbst katholische Churfürsten auf dessen Feind, Ludwig XIV. übertragen wollten) ungemein gehoben. Denn, Leopold I. stellte sich an die Spitze des Kampfes gegen die Türken und gegen die Angriffe des französischen revolutionären Cabinets, war als Haupt der christlichen Welt betrachtet und siegte in dieser Eigenschaft; durch die Erfüllung kaiserlicher Pflichten wurden auch die kaiserlichen Rechte wieder belebt. Durch die Wiedereroberung Ungarns und dessen Nebenländer that Leopold einer andern, unumgänglichen Bedingung des Kaiserthums Genüge, er brachte eine der höchsten weltlichen Autorität würdige Macht zusammen (zu sehen das III. Doc. I. B.), er baute gleichsam ein Haus für das Kaiserthum. Diese Macht wurde durch die Herstellung der Erblichkeit der apostolischen Krone gesichert, vor Allem gegen die Theilungen geschützt, und Carl VI. vermochte schon durch einen weiteren Schritt in dieser restauratorischen Richtung, durch die pragmatische Sanction, das Erbrecht auch auf die Frauenlinie zu erstrecken und so die Untheilbarkeit Oesterreichs festzustellen. Nun unterliegt es keinem Zweifel, dass die Theilungen des Reiches vielmehr als die Wahlen zum Verfall des renovirten Kaiserthums beigetragen haben, das Erste war die Ursache des Zweiten; übrigens kann man sich in jenen Zeiten eine Macht ohne strenge Erblichkeit denken, nicht aber ohne Integrität. Durch deren Begründung in Oesterreich wurde auch der Erblichkeit des Kaiserthums (unter Vorbehalt der Rechte der hl. Kirche) vorgearbeitet, denn die Erbherren der österreichischen Grossmacht, welche das Kaiserthum seit Jahrhunderten trugen, vermochten der römischen Kaiserkrone, falls sie im römischen Reiche bedrohet sein würde, im eigenen Reiche Asyl und Schutz zu geben. Wirklich erregte die Erklärung Oesterreichs zum Erb-Kaiserthum keine Besorgniss, sie

Kaiserthum ist der officiële, zum Gehorsam gegen den Papst eigens verpflichtete Schutzherr der Kirche.

Um so erhabene Werke zum Wohl der Kirche und der Welt vollzuführen, musste dieses Land auch im Innern wohlthätig gewirkt, die socialen Grundsätze in Reinheit erhalten haben (I. 272). In der That, während andere Staaten den Zeitgeist und die öffentliche Meinung um Rath fragten, widerstand Oesterreich mit lobenswerthem Muthe dem verführerischen Rationalismus und zeichnete sich durch den Hass gegen die Toleranz ¹⁾ und den Liberalismus ²⁾, diese Erb-

machte sogar keinen Eindruck, Allen erschien sie, in Folge der historischen Entwicklung, ungezwungen und natürlich.

Der allmähliche Uibergang der kaiserlichen Autorität auf Oesterreich ist gewiss eine der grossartigsten und wohlthätigsten Weltbegebenheiten, denn ohne sie hätte sich selbst der Begriff des Kaiserthums, nachdem das hl. römische Reich von dem Protestantismus grössten Theils unterjocht worden war, verloren und höchstens in der Wissenschaft gelebt. Dennoch war es nicht in der Theorie sondern in der Praxis, in Wien (den Czaren und Sultanen kommt die kaiserliche Würde nicht zu) von dem Besieger der französischen Revolution gefunden; offenbar hat Franz II., Träger der carolingischen Krone und Nachfolger Carls des Grossen in ost-fränkischen (deutschen) Ländern, den Regenten westlicher Länder des Carolinger-Reiches in die Lage versetzt, der geretteten kaiserlichen Würde ebenfalls theilhaftig zu werden.

¹⁾ Viele Katholiken begreifen, in Folge des Indifferentismus und der dadurch verbreiteten Grundsatz- und Gedankenlosigkeit, die Toleranz sehr unrichtig. Die unfehlbare Kirche verdammt die Toleranz unbedingt, ein für alle Mahl, namentlich durch die Beschlüsse des Trienter-Concils.

²⁾ Die Liberalen sind Rationalisten, welche sich den Staat ohne die Hülfe der Kirche und der Geschichte denken, den Fortschritt der Menschheit (worunter Jeder von ihnen was anders versteht) zu fördern wünschen und eigentlich, die Gegenwart und die Vergangenheit verläugnend, nur für die Zukunft leben, vielmehr träumen. Es sind theoretische Abenteurer, wodurch man sie keineswegs der Ritterlichkeit beschuldigt, denn sie hassen vor Allem die Ritterzeit und jeden historischen Ruhm, sie rufen

sünden der Staaten und Völker, diese Gespenster, welche jeden gedankenlosen Bürger verfolgen, und durch beharrliche Kämpfe mit diesen Feinden der Kirche und der Menschheit, aus. Wohl gab es auch Ausnahmen; schwache, durch Grundsätze nicht gehobene Herrscher, vielmehr grundsatzlose Diener, liessen sich vom bösen Zeitgeiste ergreifen, zur Duldung der Ketzer und der Liberalen hinreissen, woraus die Revolution entstehen musste.

181. (Fortschritt Oesterreichs in der Restauration, seine wahrscheinliche Zukunft).

Allein die Herrschaft der Toleranz und der Liberalen dauerte hier nicht lange, während sie bis nun die meisten Staaten fesselt. Freilich werden die Nachwehen des Verbrechens nicht sogleich verschwinden, aber wenigstens geht Oesterreich schnellen Schrittes in der Restauration vorwärts. In anderen Staaten gibt es noch feindselige Parteien, die offen auftreten, in Oesterreich ist selbst jene Partei, die nicht feindselig gesinnt war, allein die Zukunft einzelner Provinzen fesselte, gebrochen, der Herr entriss den Dienern seine Völker und regiert, als Diener Gottes, als der geliebteste Sohn der hl. Kirche, als wahrhafter Landesvater, seine wieder beglückten Kinder. Die Dankbarkeit der Völker kann nicht ausbleiben; theils eine heilsame Strenge, grösseren theils die Clemenz haben einen neuen Keim zum Royalismus nie-

den Staat an, denn er ist das Werkzeug für ihre zahllosen Pläne, sie dulden auch die Kirche als eine für Frauen, Kinder und das Volk nöthige Institution, sie greifen das Eigenthum nicht gewaltsam an, allein sie wünschen, dass es von den oberen Schichten der Gesellschaft auf die unteren reichlich und legal herabflesse. Dies nennen einige Oeconomisten eine für das Staatswohl und die Landescultur günstige Gütertheilung und besonders jubeln sie, wenn sich irgendwo Gelegenheit darbietet die Kirche zu berauben, die Güter geistlichen Händen (*manus mortuae*) zu entreissen und sie interessanteren Händen anzuvertrauen, unter die Menge in Circulation zu bringen.

dergelegt, der schon jetzt grünt, aufblühet, sogar Früchte trägt. Verhältnissmässig haben die Völker Oesterreichs am wenigsten durch die böse Zeit gelitten, immer ist es das von Gott gesegnete Reich der Traditionen, eine Oasis der Geschichte inmitten rationalistischer Wüsten; Ferdinand II., Leopold I., Maria Theresia würden noch ihr Vaterland und ihre geliebten Völker erkennen.

Wohl musste sich auch Oesterreich, durch das verdorbene Jahrhundert gezwungen, einer Reform unterziehen, und die Reform ist ein kritischer Moment für Völker, eine schwere Aufgabe und viel leichter wäre es ihre Lösung zu tadeln. Die Staatsmänner Oesterreichs, obschon durch hohe vaterländische Muster und einen grossen Willen geleitet, kämpfen mühsam in ihrer glänzend-unglücklichen Stellung zwischen einer inposanten Vergangenheit, die mit Autorität auf sie losdrückt, Ehrfurcht gebietet und den Unbilden neuerer Zeiten, die man wohl hassen, aber nicht ignoriren darf, und zum Theile, wenigstens vorübergehend, befriedigen muss. Welch ist dieser Theil? in wiefern soll man unterhandeln mit der Zerstückelungs- und Centralisationssucht, mit der nivellirenden Gleichberechtigung, mit dem Streben unfrohm gewordener Massen nach rein-irdischen Gütern etc.? Diess ist wahrhaft die grosse Frage, denn die österreichischen Staatsmänner bauen für die Zukunft, allein sie bauen, neben gottlosen Staaten und in einer unheimlichen, nur das Kleinliche anbetenden, nur nach dem Kleinlichen haschenden Gegenwart. Ferner handelt es sich nicht nur um allgemeine Sätze, sondern auch um ihre Anwendung auf praktische Fälle in verschiedenen Specialitäten; die Vielfältigkeit der Völker und ihrer Traditionen, neben zahlreichen Haufen lärmender Neuerer in jedem Lande und Ländchen, alte Verdienste neben neuen Veruntreuungen, hier Verdacht einer heimlichen, dort Beweise einer geschwätzigen Opposition, überall Seltenheit echter Grundsätze, mehr Anspruch auf alte Rechte als Bereitwilligkeit zur alten Pflicht, solche Zustände erleichtern die Reformaufgabe nicht. Dennoch werden

die ewigen Grundsätze, die alten, erprobten Staatsmaximen Oesterreichs durch die umsichtige Reform, da sie sich stets auf die Defensive beschränkt, gewiss keinen Schaden erleiden.

Uibrigens führen oft edle, erhabene Gefühle richtiger zu Grundsätzen als die Macht des Gedankens, der älteste, schon dadurch ehrwürdigste Staat ist der patriarchalische; anstatt der drückenden Staatsmaschine wirkt er mittelst des Herzens, welches gebietet und so zum herzlichen Gehorsam, zum kindlichen Vertrauen auffordert. Nur in Oesterreich hat man noch einen Begriff von diesem wohlthätigen Staatssystem; die Regierungsbürde theilen helfen dem Landesvater seine nächsten Blutsfreunde. So wäre schon in der nächsten Zukunft die Vergangenheit Oesterreichs gesichert, da sie auf ihren natürlichen Beschützer, auf das erzhistorische Geschlecht mit Gewissheit rechnen kann. Endlich im Corcordate (welches sich nicht auf einmahl entwickeln kann) liegen Waffen verborgen, welche die Toleranz und den Liberalismus, selbst wenn er sich durch den Harnisch der Heuchelei schützt, ins Herz treffen müssen.

Sind diese Hauptfeinde Oesterreichs besiegt, dann tritt dessen Schutzengel auf, der lebendige Organismus des Völkercomplexes, (I. 274, 275), das vielfältige Lebensprincip Oesterreichs, Factor grosser Werke, der noch nicht erloschene Heimath- und Volkssinn, ein mächtiger Hebel der Liebe zum Gesamt-Vaterlande, „zum grossen Vaterlande, in welchem das kleinere enthalten ist ¹⁾.“ Der böse Geist Oesterreichs, der National-Egoismus, diese Plage kurzsichtiger Bürger, welche sie wie ein Alp drückt, wird vom Zeitgeiste selbst bekämpft, durch die sichtbare Annäherung fremder Staaten an einander beschämt, und sucht vergebens eine Antwort auf den sinnreichen Ruf: „Mit vereinten Kräften.“ Auch der Anblick der grässlichen Barbarei in griechischen

¹⁾ . . . „*pro qua mori . . . debemus . . . dum sit illa (patria civitatis) major, haec (patria naturae) in ea contineatur.*“ Cíc. de leg. II. 2.

und russischen Ländern, die grenzenlosen Leiden der Menschheit im ganzen Oriente, welche zugleich das Abendland bedrohen, sind ein mächtiger Aufruf an die Oesterreicher, damit sie ihre Kräfte gegen die Feinde der Kirche und der Menschheit vereinigt erhalten. Was würde unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein einzelnes Volk Oesterreichs vermögen? es könnte nur ungefähr wie Montenegro wirken.

Selbst bezüglich der Vergangenheit (auf deren Gebiet sich die politischen Schismatiker Oesterreichs, die National-Egoisten stellen) ist die Antwort auf den Grundsatz „*Viribus unitis*“ unmöglich. Mit Recht ist der Lombarde, der Ungar etc. auf seine Geschichte stolz, allein dieses Gefühl vermag er nur als Oesterreicher zu nähren und zu befriedigen, denn Oesterreich setzt die Werke des Lombarden und des Ungars fort, der Strom ihrer Geschichte ergiesst sich ja in jenen der österreichischen und eilt derselben Mündung zu. Ist es logisch, den Strom aufhalten zu wollen, und eben da, wo er prächtiger geworden, den Blick von ihm abzuwenden? Wie so, ihr wollt freiwillig sterben? diess ist aber ein Selbstmord; ihr liebt mehr den Körper, der nicht mehr zu leben vermochte, als die Seele, die ihn wieder belebt? Wollt ihr eure Geschichte gewaltsam abbrechen, so läugnet ihr dieselbe, ihr verstümmelt sie willkürlich, das Drama bleibt ohne Lösung, der Erzählung fehlt das Ende des ersten Bandes, die interessanten folgenden Bände werdet ihr nicht verstehen. Der Lombarde that Vieles für die Cultur Oesterreichs, der Ungar sicherte dessen Grenze, bekämpfte den Türken; der Böhme entsagte dem Hussitismus, schwur den deutschen Catechismus ab und hielt dadurch die Ketzerei auf; der Pole versetzte gewaltige Schläge dem Coloss, der noch unlängst auf Europa lastete; der Schwabe (neben dem Niederländer und Spanier) brachte das Organisationsprincip und Muster der Loyalität in die österreichischen Herzogthümer; jedes Volk trug das Seinige zum gemeinschaftlichen orientischen Werke bei. Wie dürfte man die Sprengung des durch menschliche Verdienste und göttlichen

Segen zum Wohl der Menschheit und der Kirche zusammengebrachten Völker-Complexes anstreben, und dieses historische Prachtgebäude, die glänzendste Vorschule zur Katholicität, muthwillig dem Schisma preisgeben? Der Fluch, welchen der denkende Heide über die Feinde der Katholicität aussprach, würde den verwegenen Schismatiker Oesterreichs unfehlbar treffen ¹⁾.

Selbst die neueste Gegenwart wirkt für die Eintracht österreichischer Völker, denn wo wäre für das trennungs-süchtige Volk ein Schutz, sogar ein Muster zu finden? Alle Staaten leben gegenwärtig von Tag zu Tag, ihre Staatsmänner, die man kaum von Journalisten unterscheiden kann, dienen nur den Interessen, die Grundsätze verweisen sie lächelnd in das Bereich der Ideen und der Forscher des Alterthums. Die Polizei und Oekonomie sind das einzige Heiligthum, Mittel, um die hässlichsten Parteien und Interessen, die am hellen Tage spucken, schamlos zu befriedigen, ein Vaterland zu erkünsteln, eine Wohlfahrt zu fingiren und nur die Steuern in der Wirklichkeit einzutreiben. Alles Uibrige ist Schein und Trug, Verfassung, Autorität und Freiheit sind leere Worte, denen die Indifferenten und Liberalen hundertfältige Formen leihen und, nach Tausend verunglückten Experimenten, neue Schauwerke ansagen; nur Frankreich, durch den Riesenkampf mit der verbrecherischen Vergangenheit in Anspruch genommen, verfolgt einen Gedanken, wenigstens für die Gegenwart.

Oesterreich alleinig vermag an die Zukunft zu denken und an seine glorreiche, sittliche Vergangenheit. Hier ist die Autorität fester als anderswo, daher die Freiheit beinahe unbegrenzt. Auch hier spucken der Indifferentismus, die griechische und protestantische Geldsucht, materielle Interessen

¹⁾ „Acht Jahrhunderte, Glück und Zucht haben diesen Colloss aufgebaut; weh Jenen, die ihn zu erschüttern wollen, sie müssen selbst zu Grunde gehen. Tacit. Histor. IV. 74. in der Rede des Cerialis an die empörten Trevirer und Lingonen.

absorbiren die Gedankenkraft der Mehrzahl, allein der Druck der Majoritäten ist in Oesterreich noch nicht organisch, die Minorität darf einen sittlichen Aufschwung nehmen und blickt mit Stolz auf das, in seiner (socialen) Isolirung würdige, durch die Gegenwart von der Vergangenheit und Zukunft nicht abgerissene Reich. Gewiss nimmt es eine imposante Stellung ein und kann den Vorrang in der Gesittung mit Recht ansprechen.

In der That, die Gesittung besteht dort, wo die weltliche Gewalt der geistlichen unterliegt und die Unterthanen beider Gewalten willig gehorchen; nur dadurch blühet der Spiritualismus, dem göttlichen und menschlichen Geize geschieht Genüge. Ist nicht unser Staat unter allen diesem Ideale am nächsten? Wohl spricht man viel von der Legalität in England, dieselbe ist eine schöne Tugend (vielmehr Eigenschaft), allein wo ist die Legitimität und die Kirche des Engländers?

Wenn die hohen Vorzüge Oesterreichs von den des Schisma (gewiss mit Uibertreibung) verdächtigen Körperschaften, Parteien und Secten (denn ganze Stämme und Völker könnte man nicht ohne Verleumdung derselben und ohne Beleidigung Gottes anklagen) anerkannt sind; wenn die moralischen Schätze des Vaterlandes, den Gegenstand innigster Sehnsucht der Fremden, auch der Einheimische beachtet und würdigt; wenn die österreichischen Völker, das Gebildetste unter ihnen, die Italiener, und zugleich jenes, welches das Mächtigste unter allen ist, die Ungarn, nicht den Wienern folgen, sondern die Treue der Slaven nachahmen und auch ferner, wie bis nun, auf dem rechten Wege wandeln; wenn alle Oesterreicher ohne Unterschied der Nationalitäten, dem politischen Indifferentismus, dieser Folge des religiösen, entsagend, sich (und diesem Fortschritte sehen wir ja seit einem Jahrzehende zu) als gehorsame Kinder des Landesvaters betrachten, als Ritter für den Kriegsherrn mit Hingebung zu kämpfen bereit sind, dann wird die Macht Oesterreichs, wie der Wohlstand, grenzenlos werden, ihr Glanz

wird dessen Geschichte beleuchten, die Gegenwart wird einen Commentar zur erhabenen Vergangenheit bilden.

Also sind die Nachwehen der Revolution im Abnehmen, gegen die Urheber der Revolution, gegen die Toleranz und den Liberalismus, wird die Liebe der Völker und Körperschaften zur Tradition und Geschichte auftreten, fremden Staaten ein Muster, der Gesittung ihre alte Stütze wiedergeben. Gewiss hängt die Zukunft Oesterreichs und dadurch der Gesittung mehr von den Völkern als von der Regierung ab, und wenn sie es wollten, wird sich die Gegenwart zur Höhe der grossartigen Vergangenheit sogleich heben.

182. (Methode zur Erklärung der österreichischen Geschichte, ein Versuch ihre Einheit zu finden).

Den Glanz der Letzteren, den Glanz der Geschichte österreichischer, vor der römischen Herrschaft und nach dem Verfall derselben, roher Länder und welche in neueren Jahrhunderten entscheidend auf die Gesittung einwirkten, erklärt meisten Theils die Grösse des habsburgischen Geschlechts, es ist gewiss das (selbst neben den Carolingern) verdienstvollste, denn Alexander, Constantin, Theodos hatten keinen ihres Glanzes würdigen Nachfolger und Cäsar nur Einen. Carl I. beschloss die Reihe der persönlich erhabenen Carolinger, hingegen segnete Gott Rudolph I. und Ferdinand II. durch eine Reihe grosser Nachkommen; auch Frauen dieses Hauses waren gross, ohne aufzuhören hohe Frauen zu sein. So war das Mittel gefunden, mit Hülfe der Sorgfalt Carls VI. und eifriger Royalisten, die ihn umgaben, die Regierungstugenden der Habsburger einem andern Geschlechte durch Lehren und Beispiele einzuimpfen.

Allein diese Erklärung der österreichischen Geschichte wäre unvollständig (I. 312), denn es entsteht die Frage, warum Gott das ihm gefällige Geschlecht aus fernen Ländern in die österreichischen und nicht in andere ziehen liess? Die Habsburger älterer Linie stehen keineswegs der jüngeren nach und dennoch starben die Nachfolger Carl V. aus,

wohl starben sie im Ruhme der Frömmigkeit und der Gerechtigkeit, allein die Habsburger leben durch ihre frommen Werke fort, ihr Reich ist nicht, wie jenes Carls V., abgestorben; offenbar fand Gott ein besonderes Wohlgefallen an Oesterreich. Uibrigens glänzten auch die Babenberger, welche den Weg dem Hause Habsburg bahnten, und sie dienten stets dem Kaiser und dessen Oberhaupte, dem Papste, in einer Zeit, in der alle regierenden Geschlechter sich gegen eine von den beiden Autoritäten versündigten. Es ist nicht überflüssig zu bemerken, dass die erste Privilegien-Charte ¹⁾ für die österreichischen Länder, in Folge ihrer Verdienste, von den Römern zur Belohnung ertheilt wurde (89). Also schon vor den Babenbergern war Oesterreich Gott gefällig, dorthin leitete er die Schritte Cäsar's, dessen Beispielen Octavian folgte und den hl. Aposteln vorarbeitete. Gewiss ein wichtiges, durch grosse Verdienste und schwere Prüfungen merkwürdiges Land!

Wie, wann und warum wurde es mit der Cultur bekannt? Die Gesittung kann man sich in der vorchristlichen Zeit nur durch menschliche Gesetze und Institutionen denken; wie waren diese Gesetze? wer waren Oesterreichs älteste Gesetzgeber? wie gelangte die Gesittung in diese Länder, welche nun, wie seit Jahrhunderten, ihre vorzüglichste Stütze sind?

Nicht leicht ist es auf diese Fragen, nach mehr als zwei Jahrtausenden, zu antworten, durch die Nacht so ferner Zeiten kann man kaum mit Sicherheit blicken und das zweifelhafte Licht führt oft zur Täuschung, und selten hat man in unbekannten Regionen, obschon sich keine Haltpuncte vorfinden, den Muth zu ignoriren, man will sich nie verirrt haben und sucht stets den wahren Weg. Diese Beharrlichkeit kann jedoch gute Früchte tragen, denn will Gott, so wird ein zweiter Forscher denselben Pfad betreten und vielleicht des ersten, wenn auch verirrtten Wanderers gedenken.

¹⁾ *Lex Pompeja de jure Latii Transpadanis dando.*

Daher soll ich den steilen Weg nicht fürchten, sondern mit Gottes Hülfe die Geschichte der Länder Oesterreichs vom Anfange beginnen ¹⁾.

Diese Methode ist vielleicht das einzige Mittel, um die Einheit für die österreichische Geschichte zu finden, da die verschiedenen Länder Oesterreichs, welche gegenwärtig das Band der Monarchie und des Katholicismus verbindet, schon in der vorchristlichen und in der vorkaiserlichen Epoche, durch die Vorthelle der Cultur und durch die Calamitäten der Barbarei an einander gefügt wurden. In jeder Zeit äusserte sich die Nothwendigkeit ihres Zusammenwirkens; theils um die Gesittung zu vertheidigen, theils um andere Interessen zu wahren, vereinigten sie sich vielfältig und machten Versuche, um diesen Complex zu Stande zu bringen, welchen endlich die österreichische Dynastie zusammenfügte ²⁾ und welcher nun Kaiserthum Oesterreich heisst. Schon die geringe Volkszahl jeder von den Nationalitäten, welche hier in früheren Zeiten bleibende Sitze hatten, oder gegenwärtig wohnen, (was wir durch die eigenthümliche Topographie dieser grossen Strasse für die Völkerwanderung aus dem Oriente nach dem Occidente und durch die historisch - ethnographischen Zustände weiter unten erklären werden) und die dadurch verursachte Unmöglichkeit ein grosses Stammreich zu bilden, verlangten gebieterisch die Verbindung österreichischer Länder durch Allianzen, ehe sie noch das Staatsrecht vereinigt hatte. Gewiss war die, durch beinahe zwei Jahrtausende dauernde, oft unterbrochene, aber wieder mit erneuertem Eifer vorgenommene Organisirung dieses Länder-

¹⁾ Die Geschichte Frankreichs beginnt man mit den Celten und mit Gallien, die Geschichte Englands mit Britannien, die Geschichte Deutschlands mit den Germanen, nur der Geschichte Oesterreichs will man das Privilegium, ihren Anfang zu ignoriren, aufwerfen.

²⁾ Die Ursachen der Bildung und die Gründe des Verfalls früherer Völker - Complexe in den Donau- und Alpenländern, werden wir in der Fortsetzung der österreichischen Geschichte erkennen.

Complexes weder zufällig noch willkürlich ¹⁾, die historische Selbst-Entwicklung, die Macht der Verhältnisse und höhere Fügung (I. 475, 476) sind die eigentlichen Gründer und Mehrer des Complexes gewesen; jeder neue Fortschritt der Cultur in den Ländern Oesterreichs, so wie jedes neue Erscheinen der Gefahr, brachte sie einander näher, der sittliche oder politische Verfall eines jeden unter ihnen, entfernte sie von der gemeinschaftlichen Sendung (I. 41—43) und von den Mitteln hiezu, von der Vereinigung. Kräftiger und nothwendiger demnach war und ist für sie dieses Band, als es jenes einer gemeinsamen Nationalität werden könnte; denn auch die volkreichste und reinste Nationalität wäre nur ein Mittel zu demselben Zweck, zu derselben Sendung, und die Identität der Sendung alter österreichischer Länder ist so durch die Lage anschaulich (I. 41, 42), wie die Leichtigkeit, diese Sendung mittelst mehrerer Nationalitäten zu erfüllen, principiell und historisch erwiesen (I. 274).

Daher ist es auffallend, dass der durch Ideen kräftig verbundene Complex, und den die Macht historischer Verhältnisse zusammengefügt hat, eine gemeinschaftliche (geschriebene) Geschichte nicht anstrebt, bis nun bloß Nationalitäts-Annalen (wie die Werke über die böhmische, ungarische etc. Geschichte) und einzelne Theile der österreichischen aufzuweisen vermag. Die Völker Oesterreichs, auf dem historischen Boden verbunden, wirkten oft Grosses für die Weltgeschichte, allein nach vollbrachten Thaten, um deren Darstellung unbekümmert, trennten sie sich, selbst in neueren Zeiten, wieder und lebten in der historischen Literatur schismatisch, zum Nachtheile für den gemeinsamen Ruhm und

¹⁾ „Es lassen sich von den frühesten Zeiten herab wiederholte, so zu sagen, instinctmässige Versuche (in den österreichischen Ländern) wahrnehmen, in denen sich bald diese bald jene Gebietstheile in wechselnder Weise zu gruppiren streben, und die darum als Verbindungen des nachherigen Gesamtvereines aufzufassen sind.“ Helfert, über Nationalgeschichte. S. 57.

zum Nachtheile für die väterländische Geschichte. Diese wird nicht sobald zu Stande kommen ¹⁾, sogar Versuche, um die österreichische Geschichte wissenschaftlich zu behandeln, die Begebenheiten aus Einem Grundsatz abzuleiten, fehlen unserer Literatur gänzlich. Gewöhnlich wollen die Historiker Oesterreichs einen höheren, über den Particularismus einzelner Völker, Länder, Epochen und Specialitäten erhabenen Standpunct nicht einnehmen, sie liefern Biographien, Monographien, Fragmente, oder sie schaffen das Material herbei. Die Werke Jener, welche die Darstellung der Gesamtgeschichte Oesterreichs, deren Uibersicht bezwecken, bestehen aus vielfältigen, disparaten Begebenheiten verschiedener Provinzen Oesterreichs ²⁾ und aus Thatsachen des ehemaligen römisch-deutschen Reiches; eine Grundidee, um die Facten zu verbinden und zu beleben, wird man dort vergebens suchen. Daher sind solche Producte geeignet, bloss die Oberfläche Oesterreichs, einzelne Organe und Bewegungen seines Körpers anschaulich zu machen, keineswegs aber sein innerstes Wesen, seine Seele, die Geheimnisse des Gedeihens und des Wachsthum's dieser Macht, die Ursachen ihres Verfalles, Wiederaufblühens etc. erkennen zu lassen, Oesterreich, als ein Ganzes, als eine Person darzustellen. Fürwahr, die geschriebene Geschichte Oesterreichs ist nicht ein Portrait, ja nicht eine Miniatur des Riesen, den sie kenntlich zu machen den Beruf hat, sie ist vielmehr eine Reihe ungleicher Zeichnungen seiner Gesichtstheile, deren Zusammenstellung gewiss nicht ein Portrait, sondern eine Caricatur wäre.

Dieses Schisma in der Geschichte des gesammten Vaterlandes ist eine Calamität für die politische Bildung der Völker Oesterreichs, und bis sie nicht auf den Ursprung der gemeinschaftlichen Idee, welche sie nur verbindet, aufs Schlachtfeld oder in die Werkstätte des Staates führt, zurückgehen, werden sie sich, zum Unheil des gemeinsamen

¹⁾ Helfert. *ibid.* S. 50.

²⁾ Helfert. *ibid.* S. 55—56.

Reiches, stets nur als Halbbrüder betrachten und in der eigenen Geschichte, welche nothwendigerweise von der gemeinschaftlichen (und zugleich von der allgemeinen) abhängt, nie zu einem Resultate gelangen, dadurch auch die höchste aller menschlichen Wissenschaften, die Weltgeschichte, verletzen oder ignoriren müssen. Mit Recht behauptet der römische Denker: wenn du nicht weisst, was geschehen, bevor du zur Welt gekommen bist, so wirst du immer ein Kind bleiben¹⁾. Noch inniger fasst ein christlicher Denker die Bedeutung der Geschichte auf und sagt: „Kirche und Staat müssen beide wollen, dass ihre Diener die gegenwärtigen Zustände dadurch richtig beurtheilen lernen, dass ihnen eine hinlängliche Einsicht in deren Entstehung und Ausbildung verschafft werde. Dazu dient aber gerade die Geschichte, die in dem schönen Bunde der Wissenschaften ein vorzüglich wichtiges Glied bildet, so zwar, dass ohne sie kaum eine bestehen kann²⁾.“

Offenbar lassen sich im Staate, ohne die Lehrerinn des Bürgers, Leiterinn im öffentlichen Leben (*vitae magistra*), sittliche Vorzüge nicht erreichen, ohne Sittlichkeit ist keine politische Macht möglich. Und es ist nicht wahr, dass der Ungar, Böhme, Steirer, Wiener etc. seine Geschichte kennt, wenn er nicht weiss, warum er ein Oesterreicher geworden ist und was ein Oesterreicher sein soll.

Die Erkenntniss dessen und dadurch auch der Einheit, des Leitfadens der österreichischen Geschichte wäre, mittelst wissenschaftlicher Grundsätze und des über das oberste Gesetz der Geschichte (I. 469), gleichwie über die orientische Idee und Sendung (I. 313—323) Gesagten, mit Hülfe des Nachdenkens über die moralische Wirksamkeit einzelner österreichischer Völker in den Epochen ihrer Blüthe und ihres Verfalls, nicht schwer zu erlangen, vor Allem,

¹⁾ *Nescire, quid antea quam natus sis acciderit, id est semper esse puerum.* Cic. orator. c. 34.

²⁾ Phillips, Vermischte Schriften. I. 1.

wenn man von der örtlichen, zufälligen, daher verschiedenartigen Thätigkeit dieser Völker abstrahirt und blos ihre wesentlichen Thaten betrachtet, Analogien zwischen denselben sucht; denn hierin lässt sich ihr inneres Band, das gemeinschaftliche Band, die Einheit finden, die moralisch-politische Grundlage ihrer Vereinigung erblicken.

In der That, die Länder, aus denen das heutige Oesterreich besteht, haben wohl keine ethnographische und keine feste geographische Verbindung, aber dafür liegt ihrem Zusammenhange eine geistige, eine sittliche Einheit zum Grunde; denn jedes von diesen Ländern ist eine Schutzwehre, eine Vormauer zu Gunsten des früher ausgebildeten Abendlandes. So beschützen Lombardei und Venedig das alte Italien, das Vaterland ihrer Gesittung; die deutschen Erbländer und Böhmen beschützen Deutschland und Frankreich, woher die Gesittung zu ihnen gelangte. Auch die östlichen Länder Oesterreichs, wie Ungarn und Galizien erhielten die Gesittung aus dem Abendlande, wofür sie ihm als Bollwerke dienen und in der Erfüllung dieser erhabenen Pflicht unzählige Schlachten lieferten. Nur in Ostgalizien, Bukowina, Siebenbürgen und in einem Theile Ungarns war ursprünglich die Cultur griechisch-orientalisch, aber auch hier haben Polen und Oesterreich für die abendländische, für die römische Gesittung gewirkt, viele Griechen bekehrt, und die Macht der neuesten Verhältnisse scheint die türkischen Griechen derselben Bestimmung entgegen zu führen. Dieses Fortschreiten orientischer Völker gegen den Orient, um die Schutzmauer des Occidentis zu vergrössern, die spiritualistische abendländische Gesittung sich immer vollständiger anzueignen, Ideen auszutauschen und einander in der grossen Aufgabe der Bekehrung des Orientes zu unterstützen, ist ein viel wichtigeres Band als das Band einer Nationalität, denn die Nationalitäten sind bloss Mittel zu höhern Zwecken, und ein höherer Zweck als jener, die Gesittung zu vertheidigen und zu verbreiten, lässt sich nicht denken.

Nur äusserlich demnach, wenn man auf das Materielle hinblickt, sind die Elemente Oesterreichs heterogen; wenn man aber das Wesen, das Geistige der Bestandtheile Oesterreichs ins Auge fasst, so ersieht man, dass es den einheitlichsten Völker-Complex bildet, denn alle Völker, die ihm angehören und jene, die sich nach einem Verbande mit ihm sehnen, haben dieselbe, die orientische Sendung, von deren Erfüllung die einzig wahre, die spiritualistische, römisch - katholisch Gesittung und die Bestimmung der Menschheit abhängen. Daher die festen Bande, der innerste Zusammenhang aller Bestandtheile Oesterreichs, welches gegen Trennungsgelüste nicht nur durch menschliche sondern auch durch göttliche Strafen geschützt ist und sich des sichtbaren Segens des Himmels in jeder Noth erfreute.

Als diese nun schönen, grossen Theils schon ausgebildeten Länder meistens noch von Barbaren bewohnt waren, vielmehr einen Tummelplatz für dieselben bildeten, erkannten denkende Heiden wie Philipp, Cäsar, Octavian, die Pflichten gegen den Spiritualismus und die Gesittung, sie bauten orientische Bollwerke gegen die Menschenfeinde; viel näher liegt diese Pflicht den Christen. Daher die beharrlichen Kämpfe der Regenten und Völker Oesterreichs mit den innern und äussern Feinden der Gesittung, mit der Entartung des Abendlandes d. i. mit der Revolution und mit dem Oriente, mit den Türken und Russen. Durch solche Kämpfe erstarkte der Complex und in Folge seiner verdienstvollen Vergangenheit darf er einer schönen Zukunft mit Zuversicht entgegensehen und dem rationalistischen Fortbaue der Staaten, ihrem Streben nach einer mechanischen Zwangseinheit mit Würde und Ruhe zuschauen, denn er ist neben der hl. Kirche das wirksamste Mittel Gottes, um die Menschheit zu ihrer Bestimmung zu führen.

Bezeichnend für die Methode der österreichischen Geschichte ist der erhabene Titel, den der Kaiser, als König von Ungarn, des Hauptlandes Oesterreichs, führt; auch die eiserne Krone des Kaisers, deren früherer Träger, Carl der

Grosse, in Oesterreich kämpfte, um die Donauländer mit den Alpenländern zu verbinden, kann den österreichischen Historiker leiten, denn das Apostoliren Carl's, seine Kämpfe im Osten von Europa für die abendländische Gesittung sind weltbekannt. Einen belehrenden Wink gilt dem Geschichtsschreiber Oesterreichs auch die Lage dieses Reiches an der grossen Strasse zwischen Europa und Asien und von welcher keines von den österreichischen Ländern unberührt blieb; alle, ohne Ausnahme, waren und sind dadurch bedrohet. Zugleich liegt Oesterreich an der Grenze beider Gesittungen und wird zum Kampfplatze für dieselben. Ich bemerkte schon, dass diese Stellung eine für Verdienste privilegirte, aber zugleich eine gefährvolle sei, denn die Entartung der abendländischen Gesittung vermag hier der orientalischen die Hand zu reichen, wodurch die Kirche und die Menschheit, besonders die österreichischen Völker gefährdet wären.

Im Angesichte so hoher Ideen und Interessen beachtet die Geschichte die verschiedenen Farben und National-Trachten Oesterreichs kaum, dieselben gehören in's Gebiet der Volksbiographien, gleichsam des Privatlebens; die eigentliche Geschichte befasst sich nur mit den wichtigeren, mit den Haupt-Begebenheiten und mit Ideen österreichischer Völker. Aus der Incinanderbildung dieser Thatfachen, aus ihrer geistigen Summe und zugleich aus den Thaten und Ideen der schon vom gemeinschaftlichen Bande umschlungenen Völkergruppe, entsteht die Gesamtgeschichte Oesterreichs, die österreichische. Gewiss ist sie dann geeignet, die Lösung der höchsten Menschenfragen anzugeben, das unendlich künstliche und vielfältige Gewebe der Weltgeschichte zu vereinfachen und dem Menschen jene Weltanschauung zu verleihen, welche ihm alle Erscheinungen der moralischen Welt befriedigend erklärt, und ohne welche die Vergangenheit bloss eine confuse, irrige Erinnerung, die Gegenwart eine Reihe von Täuschungen und die

Zukunft ein Phantasiebild oder ein Räthsel für ihn sein müsste ¹⁾).

I. Hauptstück.

Erstes Vorrücken der Römer in die Länder Oesterreichs.

I. A r t i k e l.

Kampf um die Weltherrschaft; die Siege Rom's. Deren Ursache: a) Die Principien der äussern Politik, ihr katholischer Character. b) Ihre Anwendung, Zusammenfügung des römischen Universal - Reiches durch die humane Stellung der Römer zu den Besiegten und deren Kirche. Die römische Weltherrschaft, eine Vorarbeit für das Christenthum; die Römer, weltliche Aposteln. Die Gallier, ihre Lebensart und Ansichten. Ober-Italien, Kampfplatz beider Völker, Bedeutung dieses Landes für die Weltgeschichte. Aelteste Sage von österreichischen Ländern, Einwanderung der Gallier in dieselben. Erster Krieg der Cisalpinen mit den Römern. Seine Folgen für die äusseren und inneren Zustände Rom's und für die Entwicklung des Liberalismus unter den Römern.

Das griechische Oesterreich hat, nach hohen Verdiensten, sich endlich von seiner Sendung entfernt, allein die Menschheit soll die ihrige nicht verfehlen. Um die Erreichung dieses letzten Ziels aller Weltbegebenheiten einzuleiten, liess Gott andere Staaten wirken, damit der verdienstvollste unter ihnen das zur Einigung der Völker unumgänglich nothwendige Mittel, ein Ost-Reich, aufbaue und die durch den Verfall der griechisch - macedonischen Universal-Monarchie erledigte Weltherrschaft nach und nach übernehme.

183. (Kampf der Völker um die Weltherrschaft; Sieg der Römer).

Um dieselbe zu erlangen, meldeten sich sieben Candidaten: die wieder selbstständigen, stets eitlen und hoch-

¹⁾ Das Nähere über die Methode der österreichischen Geschichte erkläre ich unten in einer besondern Abhandlung.

müthigen Griechen, die griechisch - macedonischen Monarchien im Oriente, Pyrrhus, ein Neffe und Zögling Alexander's des Grossen, die Gallier, die Samniter, Carthago und Rom. Die Untauglichkeit des ersten zur Katholicität, seine Grundsatzlosigkeit und Unsittlichkeit haben wir vielfach gesehen, seine politische Zersplitterungssucht im Innern constatirt; jegliche Einheit war dem innersten Wesen des Griechenthums zuwider ¹⁾, daher die elenden Kriege zwischen Stadt und Stadt, in denen Schwätzer als Heroen glänzten ²⁾. Auch im Aeussern befolgten die Griechen ein analoges System; wir erkannten ihre unerbittliche Exclusivität andern Völkern gegenüber, ihren entschiedenen Antagonismus gegen alles Fremde. Durch solche Eigenschaften waren die Griechen nicht zur Weltherrschaft sondern vielmehr zur Anti-Katholicität, zur Entwicklung nicht der anziehenden sondern der zurückstossenden Kraft geeignet ³⁾.

¹⁾ „*elle (la Grèce) est née divisée*“ De Maistre. Du Pape. IV.

²⁾ *Qu'est-ce que cette lutte querelleuse de deux ou trois petites democraties, de deux ou trois miserables cités? Les Romains ont conquis le monde et l'ont changé.*“ Napoleon I. in der Unterredung mit Wieland. Es ist gewiss die schlagendste Parallele zwischen dem Griechen- und Römerthum, ein des grossen Staatsmanns und Denkers würdiger Einblick in die alte Geschichte.

³⁾ Wir erkannten schon (I. 382) die Verachtung der Griechen gegen andere Völker; diese Gesinnung führte nothwendigerweise zum politischen Schisma. Viele Jahrhunderte vor der Trennung der griechischen Kirche von der wahren haben Tacit und Plinius den schismatischen Character der Griechen, ihre radicale Unfähigkeit zur Einigung kräftig geschildert (S. 70). Schon früher beurtheilten die Römer das Griechenthum, dessen Treue und Glauben *graeca fides* gleichlautend mit *fides punica*); das Urtheil lebt zwei Jahrtausende. Der Zuverlässigste unter den Griechen, Polyb, schildert dramatisch ihre Ehrlichkeit in der bekannten Parallele zwischen dem Worte des Griechen und des Römers; dieses Bild wird, wie jenes des Tacit von den Germanen, nie untergehen. Ein grosser christlicher Schrift-

Die von den Feldherrn Alexander's gegründeten Monarchien erlagen bald den Ansichten der Orientalen, dieser Hauptfeinde der Katholicität. Pyrrhus hatte den Ehrgeiz, aber nicht das Genie und die Macht Alexander's. Die Gallier, obschon mächtig, wirkten in ihrer Rohheit (wie wir es aus ihren Thaten ansehen werden) nur zerstörend. Die Samniter [sabellische Völker] ¹⁾ zur Isolirung, selbst von ihren Stamingenossen, geneigt, pflegten eben gegen dieselben mit einer besondern Feindseligkeit zu kämpfen, die Eroberten äusserst zu drücken ²⁾. So ein Volk war zur Weltherrschaft nicht berufen, die Carthager ein orientalisches Volk, (Abkömmlinge der Tyrier mit Africanern vermischt) waren es noch weniger. Von den sechs genannten Völkern, Rivalen Rom's, vereinigte keines die zwei nothwendigen Bedingungen der Weltherrschaft, die materielle Macht und eine hohe

steller (*Tatian, Orat. cont. Graecos C. 1.*) bemerkt, dass sich die Uneinigkeit der Griechen, selbst in der Sprache, durch die Theilung in mehrere Dialecte, kund gibt. Die griechischen Völker, obschon durch römische Waffen bezwungen, durch römisches Gesetz geordnet, widerstanden (wie früher dem Philipp und Alexander) den Römern und wagten diese grossen Civilisatoren als Barbaren zu betrachten; den besondern Hass der Griechen gegen die Lateiner, welcher sich bis jetzt mit Heftigkeit äussert, werden wir oftmal wahrnehmen. Selbst dem alten Hochmuth entsagen die Griechen nicht, obgleich sie, früher die Ersten, nun die Letzten, den Namen, welchen sie allen andern Völkern gaben, mit vollem Rechte verdienen.

Ueberhaupt sind die Thaten der Griechen, seit dem Verfall der macedonischen Universal - Monarchie, ein wichtiger Beleg zur Erkenntniss des Griechenthums, dessen Wesen im systematischen Kampfe gegen den Spiritualismus besteht. Zu sehen in der Beilage: Ueber das Griechenthum in der christlichen Epoche bis zur heutigen orientalischen Frage.

- ¹⁾ Es waren sabinische Emigranten in Folge des Gelübdes: *ver sacrum* (Festus s. v.), welche aber nicht in derselben Zeit ihr Vaterland verliessen.
- ²⁾ Daher ergab sich Capua den Römern, um der Herrschaft der Samniter zu entgehen.

sittliche Kraft, welche ich die anziehende, die Kunst, Völker an sich zu fesseln, nennen würde.

Hingegen vermochten die Römer [wie wir schon zum Theile erkannt haben (I. 376—416)] jene sittliche Kraft besonders zu entwickeln, sie glänzten durch Humanität (I. 382—410) und waren zugleich in ihrer Machtenwicklung durch eine glückliche topographische und ethnographische Lage (I. 376—391) begünstigt, durch die Macht der Verhältnisse (I. 413.) zur Einheit geleitet. Daher wurde dieses Volk, wie die macedonische Dynastie, von Gott stets gesegnet, gleichsam bei der Hand geführt.

In der That, seit die Vorsehung die Erhaltung des Griechenthums durch die persischen Kriege (I. 480, 481) und die Gründung der macedonischen Macht (S. 16, 19.) gesichert hat, wandte Sie den Blick dem durch die Siege des Porsena mit dem Tode ringenden Rom (I. 481) zu und liess die Römer eine Reihe von Siegen, inmitten der schwierigsten Verhältnisse, erkämpfen, die stammverwandten Völker wurden durch Waffengewalt mit Rom vereinigt, wenn sie sich nicht freiwillig, wie die Sabiner unter Appius Claudius (504), wie die Falisker etc. anschlossen. Diese Eroberungen in der Nachbarschaft führten zu Kämpfen mit entfernteren Völkern, welche nach und nach den Römern erlagen, selbst die Verwüstung Rom's durch die Gallier (390) hielt diesen Fortschritt nicht auf, im Gegentheil, Camillus, den die Römer einen neuen Romulus ¹⁾ nennen, eröffnet eine neue Reihe glänzender Siege, welche nur durch rühmliche Niederlagen unterbrochen wird ²⁾. Neben den Kämpfen

¹⁾ „*secundum a Romulo conditorem urbis*“.

²⁾ Es ist schwer eine deutliche, allgemeine Uebersicht der, bezüglich des Aeussern, sehr verwickelten römischen Geschichte, selbst mit Hülfe einer guten Landkarte, zu erlangen. Die ersten Kämpfe der Römer (mit den Sabinern, in der Zeit des Romulus; mit den Albanern und Sabinern, während der Regierung des Tullus; mit den Latinern und Sabinern unter Ancus Martius; mit den Sabinern, Latinern und Etruskern unter Tarquinius dem

Philipp's und Alexander's sind die römischen schon bemerkenswerth, die Gallier erleiden empfindliche Niederlagen (350—349). Mit dem ersten samnitischen Kriege (343) tritt Rom, nach der Meinung des Livius, in eine neue Periode ein, es beginnen jene grossartigen und beharrlichen Kämpfe, welche mit Recht die Bewunderung dieses Historikers erregen ¹⁾, denn jeder von ihnen bedrohte die Existenz Rom's und führte nur dessen Feinde zum Untergang. Selbst der Anlass des samnitischen Krieges war für die Macht Rom's

Alten; mit den Etruskern, unter Servius Tullius; mit den Latinern, unter Tarquin dem Stolzen; mit den Etruskern in den ersten Jahren nach den Königen) kann man sich denken, als Vertheidigungskriege gegen die unmittelbaren Nachbarn, die mit den Gründern Rom's, (Latiner, Sabiner und Etrusker) verwandten Stämme, welche die Bildung des römischen Staates hindern wollten; in diesen kleinen Kriegen siegten endlich ~~stets~~ durch zwei und ein halbes Jahrhundert die Römer. Seit dem entscheidenden Siege des Porsena (im dritten Consular - Jahre, 507 v. Ch.), worauf die Römer ihren Staat gleichsam neu gründen mussten, nahmen die Angriffe der Nachbarn zu und die Kriege gewannen an Erbitterung und Umfang. In der frühern Periode kämpften die Römer mit einzelnen Städten, nun treten die Latiner, Sabiner und Etrusker immer mehr als ganze Völker auf, ebenfalls andere italische Völker stellen sich zum Kampfe mit Rom: diese Periode dauert durch ungefähr ein Jahrhundert (505—390) bis zum Erscheinen der Gallier, eines nichtitalischen Volkes.

Die gallischen Kriege gehen nach einem grossen Massstab vor sich, zugleich kämpften schon die Römer um die Herrschaft von Italien und besiegen es: die Periode dauert wieder ungefähr ein Jahrhundert (390—265).

Mit den punischen Kriegen (seit 264), an denen die Gallier und Italioten Antheil nahmen, beginnt der eigentliche Kampf um die Weltherrschaft und wird schon grössten Theils ausser den Grenzen Italiens geführt, in Africa, Ost-Europa etc.

¹⁾ *Majora hinc bella et viribus hostium et longiquitate vel regionum vel temporum spatio, quibus bellatum est, dicuntur* . . . VII. 29. Eigentlich hatten diesen Character schon die ersten Kriege mit den Galliern.

von Wichtigkeit, denn er entstand durch die freiwillige Unterwerfung Capua's; die Samniter wurden geschlagen. Im Sterbejahre Philipp's (338) stand schon das grosse Eroberungs- und Organisations-System der Römer (I. 414) ausgebildet da. Auch im zweiten (326—304) und im dritten (298—290) Kriege wurden die mächtigen und tapferen Samniter ¹⁾, obschon sie sich mit Etruskern und Galliern verbündet haben, besiegt; sie bitten um Frieden (290). Nach diesem 53jährigen Kriege ²⁾, welcher die Herrschaft Rom's in Central-Italien befestigt hat, vermochte nicht das griechische Element in Unteritalien sich der Herrschaft der Römer zu entziehen; vergebens bewog die reiche Stadt Tarent die unter-italischen Lucaner und Bruttier und zugleich die ober-italischen Gallier, neben den Etruskern, zum Kriege gegen Rom und rief den Pyrrhus zu Hülfe: alle diese Völker wurden geschlagen, Tarent eingenommen (272) und der Epirotenkönig, seiner überlegenen Kriegskunst ungeachtet, endlich zum Rückzuge gezwungen (375), bald darauf ganz Unteritalien erobert (266) und der furchtbare Kampf gegen Carthago begonnen (264); es war der zweite Weltkrieg zwischen dem Occidente und Oriente, zwischen den spiritualistischen, organisirenden und den materialistischen, verwüstenden Ideen.

Im ersten dieser punischen Kriege (264—241) brachten die Römer Sicilien an sich, erwarben darauf Sardinien und Corsica (238), breiteten sich im westlichen Oberitalien immer mehr aus und führten im Nordosten dieses Landes die zwei illyrischen Kriege (229, 219) siegreich. Auch im zweiten punischen Kriege (218—201), welchem das Genie Hannibal's eine ungeheure Ausdehnung gab, vermochten die

¹⁾ . . . *gentem opibus armisque validam* . . . Liv. VII. 29.

²⁾ Nach Florus dauerte er 50, nach Livius (XXXI. 31) 70 Jahre. Vier und zwanzig Triumphe wurden über die Samniter gefeiert (Flor. I. 16), noch mehrere über die Gallier.

Römer, neben dem Kampfe mit den Orientalen, zugleich die gefährlichsten unter den Barbaren, die Gallier zu bekämpfen, die Eroberungen in Oberitalien fortzusetzen, in Spanien zu beginnen, jede Empörung der unterworfenen Völker zu unterdrücken; in Italien, in Griechenland, in Sicilien, in Spanien und zugleich in Africa kämpften römische Legionen. Auch dieser grosse Weltkampf wurde zu Gunsten des Occidentales beendet, Rom erlangte die Herrschaft zur See.

Nach diesen Erfolgen war es in der Lage, selbst den frühern Weltherrscher, den macedonischen Staat zu besiegen. Philipp III. seines grossen Vorgängers unwürdig, liess sich, während des zweiten punischen Krieges, zu einem, an der abendländischen Gesittung verrätherischen Bündniss mit dem orientalischen (gleichsam ungläubigen) Hannibal bewegen und unterstützte, obschon er das Bündniss aufzugeben gezwungen war, die Carthager heimlich; überdiess nahm der König eine drohende Stellung in Asien ein und stand im Bündniss mit dem orientalischen Antiochus dem Grossen; die römische Kriegserklärung musste erfolgen.

Unter andern Verhältnissen der tapferen Macedonier wäre dieser Kampf für die Römer äusserst gefährlich gewesen; wirklich verfahren die römischen Staatsmänner mit Geduld, Umsicht, beinahe mit Furcht, sie überschätzten die Macht dieses, seinen Grundsätzen untreu gewordenen Königreichs und beurtheilten es nach dem Glanze seiner früheren Könige, nach dem alten Ruhm des Volkes ¹⁾ „der emporkommende römische Staat wird das alte griechisch - macedonische Reich aufzehren ²⁾“. Wirklich wurde Macedonien (mit welchem die Griechen fortkämpften) und zugleich Griechenland besiegt, das Erstere getheilt, das Letztere zur Stellung von 1000 Geisseln gezwungen (167) und endlich beide

¹⁾ „claritate regum antiquorum vetustaque fama gentis“ ... Liv. XXXI. 1.

²⁾ ... „vates cecinere, oriens. Romanorum imperium vetus Graecorum et Macedonum devoraturum“ Justin. XXI. 4.

Länder (gleichsam, um sie auszusöhnen), mit Africa, in derselben Zeit (148 — 146), zu römischen Provinzen erklärt. Dieser Sieg über die grundsatzlosen Griechen und die Träger des Orientalismus ist einer der schönsten der Römer, er war entscheidend für die Weltherrschaft.

Auch der orientalisirten Trümmer des alexandrinischen Reiches bemächtigten sich allmählig die Römer (S. 163) und versuchten sie durch denselben katholischen Geist, welcher Alexandern beseelte, neuerdings zu beleben; hiemit waren sie, neben der Zerstörung Carthago's, in der Lage, den Orientalen die Spitze zu bieten, sich in Africa und Asien auszubreiten, den Jugurtha (106) und Mithridates (66), diese Continuatoren Hannibals, zu bezwingen.

Noch wichtiger als die orientalischen Eroberungen waren die occidentalischen; Spanien hat Scipio durch die Einnahme von Numantia (134) unterworfen; selbst in Oesterreich und in Frankreich, welche mit Italien das Herz von Europa bis nun bilden, setzten sich die Römer fest, im Ersteren durch die Erklärung Oberitaliens zur römischen Provinz: Gallia cisalpina, durch die Besiegung der Istrier (177) und der Dalmatiner (155), in Frankreich hingegen durch die Siege über die Allobroger und Avernier, durch die Organisirung ihrer Länder zur römischen Provinz: Gallia transalpina (121). So gingen die Römer an zwei Puncten über die Grenzen Italiens, um immer weiter in Oesterreich und Frankreich einzudringen. Endlich hat Cäsar ganz Gallien unterworfen (50), die Länder zwischen den Alpen und der Donau zu organisiren getrachtet, was Octavian mit Eifer fortsetzte (35—12), vorzugsweise hier Eroberungskriege führte, den Besitz auch des linken Donaufers anstrebte.

Auf diese Art haben die Römer ein wahrhaft katholisches Reich, ein Universalreich, zusammengebracht. Durch die sittliche Würde und Kraft der Einwohner, und auch durch den Umfang, war es dem früheren alexandrinischen überlegen, das mittelländische Meer zu einem römischen See geworden, sicherte und erleichterte die Verbindungen zwi-

schen den verschiedenartigen Unterthanen Roms. Selbst über den Ocean und die Quellen des Nil wagten sich römische Legionen, während einige am Euphrat kämpften oder Mauritanien besetzt hielten, wirkten andere in den rauen Nordsee - Ländern und unter dem siedenden Himmel Aethiopien's; die römische Weltherrschaft war begründet.

Offenbar vermochten unter den sieben Candidaten zum Weltprincipate nur die Römer das grosse Werk Macedoniens fortzusetzen, sie haben es sogar übertroffen, die Weltherrschaft durch Jahrhunderte ausgeübt.

Wie sind diese ungeheueren Erfolge zu erklären? wie und warum hat das von den Macedoniern so verschiedene Volk deren Sendung übernommen und glänzend erfüllt? Die Antwort darauf gibt uns besonders die äussere, für die Menschheit jeder Epoche höchst wichtige Politik Rom's. Wir erkannten sie schon im Allgemeinen, prüfen wir sie nun im Besondern.

184. (Principien der äussern Politik Rom's, ihr katholischer Character).

Die Hauptmotive und das Endziel des römischen, politischen Systems bestanden in der Pflicht, zu der sich die Römer bekannten, alle Völker, ohne Unterschied der Religion und des Stammes, der *majestas populi romani* zu unterwerfen, ihr huldigen zu lassen (I. 425—428). Auch bei anderen Völkern war das Bewusstsein der Pflicht zur Einigung der Menschheit rege ¹⁾, allein es blieb confus, nur in Rom hat es sich, in Folge dessen privilegirter Geburt und Erziehung und einer äusserst vortheilhaften Lage, besonders in Folge des bewunderungswürdigen religiösen Sinnes ²⁾, zur

¹⁾ Dem Bewusstsein der Pflicht zur Vereinigung der Völker, zum Katholisiren, lag unstreitig die (obschon verstümmelte) Offenbarung über die Bestimmung der Menschheit und die Abhängigkeit Aller von Einem Gott zum Grunde.

²⁾ Der Monotheismus der alten Römer (zu vergleichen I, 363, 364) unterliegt keinem Zweifel. Dionysius schil-

Deutlichkeit gehoben; die vorherrschenden Vorurtheile unter den Völkern der Zeit und die dadurch gefährliche Stellung Rom's (I. 389—390) verliehen diesem Pflichtgeföhle eine besondere Lebhaftigkeit und führten zur Erkenntniss der, zur beharrlichen Verfolgung der Endzwecke nothwendigen Mittel. Auch die Perser und die Griechen wollten herrschen, allein während Persien nur auf das Recht des Stärkern pochte, während die Griechen ihr Reich zersplitterten, die Einheit nie erkannten, fremde Völker als Barbaren verachteten, das Ideal in der Stadt, im Localpatriotismus suchten, während selbst das durch die Monarchie einigend wirkende Macedonien sich zur Höhe einer Universalmonarchie zu heben nicht vermochte, für ihre Erhaltung seit dem Tode Alexanders nie auftrat, war ein Universalreich schon ursprünglich das Hauptziel der Römer, ihr Staatsgrundsatz und zugleich religiöser Glaube (I. 390.). Was demnach Alexander persönlich und inmitten der Widerspenstigkeit der Seinigen suchte, dieses haben die Römer in ihrem Dasein gefunden, dafür lebten und wirkten sie alle.

Fürwahr die Katholicität wurde als das höchste Ideal der Römer von den Dichtern besungen ¹⁾, die Theologen sa-

det die Sorge des Romulus für den reinsten Spirituallismus der Religion (*Antiq. rom.* II. 7.) „Numa hat verboten“ sagt Plutarch, „Gott unter der Gestalt eines Menschen oder eines Thieres darzustellen . . . erst nach 160 Jahren wurden Tempel (mit Bildnissen) errichtet, bis zu dieser Zeit herrschte der Glaube: „*dass man sich zu Gott nur durch den Geist heben könne*“. (Plut. Numa) Dieses Zeugniß wird von Varro bestätigt (*Aug. de civ. Dei* IV. 31.), ebenfalls von Plinius (*Hist. Nat.*), welcher sagt, dass es zuerst unter Tarquin dem Alten Bildnisse der Götter in Rom gab. Alle diese Stellen über die alte Religion der Römer, passen genau auf den hl. Glauben des auserwählten Volkes und liefern den Beweis, dass ursprünglich die Religion aller Stämme und Völker im Glauben an Einen Gott bestand.

¹⁾ Virg. Aen. I. 275. Wird nun Romulus erben das Volk und mayortische Mauern

Aufbauen, und die Romaner nach eigenem Namen benennen.

hen die Personificirung dieses Grundsatzes als eine Gottheit an¹⁾. Das römische Recht lehrte über die Katholicität: „So wie wir unsere Clienten für frei halten, obschon sie uns an Autorität, Würde und Macht nicht gleichkommen, ebenso sollen wir jene (Völker) als frei betrachten, welche unsere Majestät gern vertheidigen“²⁾. Staatsmänner und Feldherren sahen die Katholicität als die Grundlage des Römerthums und zugleich des allgemeinen Wohls der Menschheit an; in einer Rede an die gegen das römische Reich empörten Gallier, in welcher Petilius Cerialis die unseligen Folgen der Trennungsgelüste darstellen will, sagt er: „Ihr selbst steht an der Spitze unserer Legionen, Ihr selbst verwaltet diese und andere Provinzen. Nirgends Absonderung oder Ausschliessung . . . Sind einst (was die Götter verhüten mögen)

Deren Gewalt soll weder ein Ziel mir engen noch Zeitraum;
Endlos dauere das Reich, das ich gab. Ja die eifernde Juno,

Wird zum Bessern wenden das Herz, und begünstigen gleich mir
Rom's Volk, die Gebieter der Welt, in umwallender Toga.

Virg. Aen. VI. 850. Du sollst, Römer, beherrschen des Erdreichs Völker mit Obmacht,
(Dies sein Künste für Dich!) und Zuchtanordnen des Friedens.

Mild dem Ergebenen sein, und matt ihn kämpfen den Trotzer.

Horat. Od. IV. 15. 15. Die Lasterhaften tilgt er aus, und Ruffte zurücke die Zucht der Väter,
Wodurch Latiner Nam' und Italia's Kraftfühl emporwuchs, Ruhm und Erhabenheit
Des Reiches von Sonnenaufgang ragte
Bis zu Hesperischem Abendlager.

¹⁾ Majestas, eine Tochter Jupiter's, in Ovid, dem Cicero ist sie ebenfalls eine Gottheit; „ . . . *numenque vestrum aequae mihi grave et sanctum ac deorum immortalium in omni vita futurum*“. Or. p. red. ad Quir. 8. 8.

²⁾ . . . *eos qui majestatem nostram comiter conservare debent liberos esse intelligendum est. D. L. 7. de capt. et postlim.*

die Römer vertrieben, was Anderes würde entstehen, als allgemeiner Völkerkrieg? . . . Nun so liebet und pfleget den Frieden und die Stadt, woran Besiegte und Sieger gleiches Recht besitzen ¹⁾“.

Das liebeichste Genie unter den Römern, welches oft gleichsam christliche Ansichten beseelten, erklärt die römische Tugendlehre über den Heimathsinn und den Patriotismus der in Rom und ausser Rom geborenen Staatsbürger: „wir betrachten, als unser Vaterland, das Land, wo wir geboren sind, und den Staat, der uns aufnahm (adoptirte); dieses, welches den römischen Namen dem ganzen Reiche gab, hat mehr Ansprüche auf unsere Liebe, für dieses Vaterland sollen wir sterben . . . Nicht viel weniger theuer ist aber das Vaterland, das uns geboren, als das, welches uns aufgenommen hat. Daher werde ich durchaus nie in Abrede stellen, dass jenes mein Vaterland sei ²⁾“.

Nicht nur Italiener, sondern auch denkende und vornehme Hispaner, Gallier, Illyrier etc. bekannten sich zur katholischen Maxime Cicero's; für das, unter allen christlichen Mächten, durch die Katholicität gewiss am meisten ausgezeichnete Kaiserthum Oesterreich wäre noch heutzutage der Satz des römischen Philosophen eine treffliche Bürgerlehre.

Nie missbrauchte Rom seine Siege. Inmitten heisser Bruderkämpfe mit den Latinern, sagt Tullus Hostilius nach

¹⁾ Tacit. Histor. IV. 74.

So könnte heute nur Oesterreich seine Völker anreden, das freie England, das parlamentarische Preussen dürften es nicht wagen. Merkwürdigerweise passt Alles von Tacit über Rom und Gallien Gesagte auf das österreichische Kaiserreich und die ihm angehörigen Völker. Zu sehen oben S. 193.

²⁾ Cic. de leg. II. 2. „ . . . sic nos et eam patriam dicimus, ubi nati et illam, qua excepti sumus. Sed necesse est caritate eam praestare, e qua populi Romani nomen universae civitatis est pro qua mori . . . debemus. Dulcis autem non multo secus est ea, quae genuit, quam illa, quae excepit. Itaque ego hanc meam esse patriam prorsus numquam negabo.

der Niederlage der Albaner zu denselben: „Heil dem römischen Staate, mir und Euch, Albaner! Es ist beschlossen die gesammte Bevölkerung von Alba nach Rom zu übersiedeln, dem Volke das römische Bürgerrecht zu ertheilen, die Vornamen unter die Väter aufzunehmen, Eine Stadt und Einen Staat (aus Römern und Albanern) zu bilden“)“; so waren Griechen von Griechen nicht behandelt.

Demnach war die äussere Politik Rom's katholisch, entschieden katholisch; dem Römer war jeder ein Reichsgenosse, ein Reichsbruder, welcher sich zu römischen Ideen bekannte, zum grossen Römerwerke mitwirkte. So fühlten und dachten auch christliche Völker im Mittelalter, so dachten christliche Ritter in Palaestina; die hl. Taufe war das Merkmal der grossen christlichen Genossenschaft, die Nationalität blieb eine untergeordnete Frage.

Diese Entsagung dem materiellen Patriotismus, diese Selbstverläugnung der Römer war der Hauptgrund des Wachstums der römischen Macht; römische Historiker stimmen hierin, ohne Ausnahme, überein. Tacit, welcher den Untergang griechischer Staaten in der Behandlung der Besiegten, als der Fremden, erkannt hat, preiset die Staatskunst des römischen Gründers: Feinde in Bürger mit Einem umzuwandeln²⁾. Sallust bewundert die rasche Ineinanderbildung der verschiedenen Völker - Elemente, aus denen sich Rom zusammenfügte³⁾. Livius schreibt die erste Vergrösserung Roms der einigenden Politik, dem engen Bündnisse mit den

1) Liv. I. 28. „*Quod bonum, faustum, felixque sit populo romano ac mihi, vobisque, Albani; populum omnem albanum Romam traducere in animo est, civitatem dare plebi, primores in patres legere, unam urbem, unam rempublicam facere.* Liv. I. 28.

2) *At conditor noster Romulus tantum sapientia valuit, ut plerosque populos eodem die hostes dein cives habuerit.* Tac. Ann. XI. 24.

3) Sallust. Cat. 6.

Sabinern zu ¹⁾), er hebt das humane Institut des Asyls mit Recht hervor ²⁾) und meint, dass die Gewogenheit des Römers für den Fremden sich ohne Unterschied auf Freie und Unfreie erstreckte ³⁾). Florus bemerkt, dass der Urheber des römischen Staates verschiedene Elemente zu einer Körperschaft, zum römischen Staate vereinigt hatte ⁴⁾). Der Retter Rom's forscht nach dem Grunde der Macht und des Ansehens des römischen Reiches und findet ihn besonders in dem Beispiele des Romulus, welcher durch das sabinische Bündniss erwies, dass man den Staat durch die Aufnahme der Feinde vergrössern könne und solle ⁵⁾).

Selbst der hl. Historiker, Vater der Universalgeschichte, findet den Grund der römischen Weltherrschaft im Spiritualismus der Römer, in ihrer Rechtlichkeit und Sittlichkeit, im reinen Streben nach einem grossen Ruhm, in der Begierde dem Vaterlande die Herrschaft zu verschaffen, in der Bereitwilligkeit sich für das allgemeine Wohl aufzuopfern, wofür sie der wahre Gott belohnte und ihnen zur Ver-

¹⁾ *... civitatem unam ex duabus (Romanorum et Sabino-
rum) faciunt, regnum consociant.... Ita geminata urbe...*
I. 13.

²⁾ *I. 8. locum Asylum aperit*“. Die Asyle sind göttlichen Ursprungs, im mosaischen Gesetze deutlich. Zu sehen Exod. 21.

³⁾ *ibid. „turba omnis, sine discrimine, liber an servus esset ... perfugit*“. Das Letztere ist nicht wahrscheinlich, den Begriffen der Epoche und der Achtung gegen das Eigenthumsrecht zuwider. Uibrigens sagt Dionysius (II.) ausdrücklich, dass man die Sklaven nicht aufnahm. Allein, selbst durch die Uibertreibung erweist Livius den katholischen Sinn der Römer.

⁴⁾ *„Ita ex variis quasi elementis congregavit corpus unum populumque romanum ipse (Romulus) fecit*“. I. 1.

⁵⁾ *Illud vero sine omni dubitatione, maxime nostrum fundavit imperium et populi romani nomen auxit, quod princeps ille creator hujus urbis Romulus foedere sabino docuit, etiam hostibus recipiendis augeri civitatem oportere*“. Cic. p. Balb. 31.

grösserung des Reiches verhalf¹⁾. Diese Erklärung der Katholicität des römischen Reiches durch die Katholicität der Römer ist erhaben und zugleich einfach; denn, da Gott die Menschheit zur Einigung, zur Katholicität, bestimmt hat und die Römer diese Bestimmung erkannten, ihr gemäss wirkten, so wurden sie vom Himmel gesegnet.

Sogar griechische Schriftsteller, wenn sie unbefangen sind, ehren hoch die Humanität Rom's und suchen hierin den Grund seiner Macht; Dionysius von Halicarnass parallelisirt das römische Völkerrecht mit dem bei den Griechen üblichen Fremdenhasse, um die so verschiedenen Gesicke einerseits Rom's und andererseits Athens, Thebens und Sparta's zu erklären²⁾.

Die grössten Kenner Rom's unter den Neueren finden die Ursache der Erfolge des römischen Reiches im Spiritualismus des Staates, welcher das Römerthum auf die gebornen Römer nicht beschränkte, sondern es auch auf die adoptirten erstreckte. Machiavel, den Ansichten des Tacitus und Dionysius über die Griechen und Römer folgend, schildert poetisch die Kunst des römischen Reiches sich auf einer festen Grundlage auszubreiten, er sagt: „Ein kleiner Staat soll nicht grössere erobern und thut er dies, so geschieht es mit ihm, wie mit jenem Baume, dessen Aeste dicker als der Stamm sind; mit Mühe hält er sich, vom geringsten Winde wird er bewegt, so war es in Sparta . . . nicht aber

¹⁾ *Augustinus de civit. Dei V. 12 et 15.* „Proinde videamus quos Romanorum mores et quam ob causam Deus verus ad augendum imperium adjuvare dignatus est . . . — neque delicto secundum suas leges, neque libidini obnoxii (Romani), . . . laudis avidi, pecuniae liberales erant, gloriam ingentem, divitias honestas volebant, . . . pro hac et mori non dubitaverunt, . . . patriam suam . . . dominam esse concupierunt, . . . privatas res suas pro re communi . . . contempserant . . . veri Dei justitia . . . perceperunt mercedem suam“.

²⁾ *Ant. rom. II. 16 et 17.* Auch Tacit (*Ann. XI. 24.*) parallelisirt auf dieselbe Art die Römer mit Sparta und Athen, bezüglich der äussern Politik.

in Rom, denn dieser Staat hatte einen so breiten Stamm, dass er welch immer einen Ast leicht tragen konnte“¹⁾. Viele Stellen über denselben Gegenstand im Werke von Am. Thierry sind gleich philosophisch im Wesen, wie elegant in der Form; ein gewiss grosses und zugleich einfaches Bild des politischen Systems der Römer gibt uns dieser Schriftsteller mit Folgenden: „Damals, zum erstenmal in der Geschichte, wusste sich der Staat von den materiellen Elementen des Ortes, der Sprache, der Macht der Gewohnheit zu befreien und er nahm einen spiritualistischen Character an, wovon unter den alten Gesellschaften (Staaten) kein Beispiel vorkam“²⁾. Montesquieu, obschon er die diplomatische Grösse des römischen Senates anerkennt, bemerkt nicht die (neben dem Kaiserthum) wichtigste Erscheinung in der römischen Welt, die Katholicität. Für ihn ist der echte Römer nur in Rom, er läugnet das Vermögen des menschlichen Geistes, den Bürger auch ausserhalb Rom's, durch die Macht römischer Ideen zum Römerthum zu heben³⁾ und vergiesst die lange Reihe grosser, nicht in Rom geborner Römer.

185. (Zusammenfügung des römischen Universal-Reiches durch die humane Stellung der Römer zu den Besiegten und deren Kirche).

Die humanisirende, stets katholische Politik der Römer, kann man, als die Ursache ihrer Machtentwicklung, in

¹⁾ *Il che non potete intervenire a Roma, avendo il piè sì grosso, che qualunque ramo poteva facilmente sostenere. „Discor. II. 3. Nicht in der bekannten sittlichen, aber in dieser politischen Richtung, hätte mancher Staat Vieles vom Machiavel zu lernen.*

²⁾ *Alors, pour la première fois dans l'histoire, la cité, dégagée des conditions matérielles de lieu, de langage, d'habitudes, prit un caractère de spiritualité dont les sociétés anciennes n'offraient point d'exemple. „Hist. de la Gaule. I. Introd. 37.*

³⁾ *... on n'était citoyen que par une fiction ... on ne vit plus Rome des mêmes yeux ... les sentiments romains ne furent plus ...“ Grand et decad. des Rom. c. 9.*

der ganzen Reichsgeschichte des grossen Volkes constatiren. Schon das erste Factum der äusseren Geschichte Roms, die Bedingung seines Daseins, ist der Exklusivität der Alten zuwider, der Krieg, welchen Romulus, mit den Etruskern verbündet, gegen die Sabiner kämpfte, führte nicht zur Vertilgung, nicht zur Unterjochung eines der Kämpfer, sondern zu ihrer Vereinigung ¹⁾. Auf diese ungewöhnliche Art entstand der neue Staat, mit ihm beginnt ein offenbar neues Völkerrecht. Tatiush, Mitregent des Romulus, vermag nicht sich zur Höhe des neuen Völkerrechts zu heben, er verweigert Genugthuung den Laurentern, deren Gesandte von seinen Anverwandten ermordet wurden, dafür wird er bei einem feierlichen Opfer erschlagen; es war der erste völkerrechtliche Process, die harte Strafe bestätigte den Grundsatz. Auf alle im Kriege besiegten Städte ²⁾, sie mögen sabinischen oder etruskischen Ursprungs gewesen sein, wurden die neuen Principien des Völkerrechts angewandt, die Einwohner erlangten das römische Bürgerrecht, Viele unter ihnen wurden nach Rom abgeführt, hingegen Römer in diese Städte übersiedelt. Also erkannten die Römer, schon in den ersten Anfängen Roms, die zwei mächtigsten Vereinigungsmittel, die Ertheilung der Bürgerrechte zu Gunsten der Besiegten und die Absendung römischer Colonisten unter die Eroberten ³⁾. In dieser Kunst den Sieg zu benützen, gleichsam zu organisiren, lag gewiss das Geheimniss der römischen Macht, sie konnte nach einem doppelten Masstabe zunehmen, die höch-

¹⁾ „ . . . foedere Sabinos in civitatem adscivit, sacris communicatis, et regnum suum cum illorum rege sociavit. Cic. de rep. II. 7 . . . “ civitatem unam ex duabus faciunt . . . “ Liv. ut supra.

²⁾ Caerina, Autemna, Crustumerium, Fidenae.

³⁾ „Ubicumque Romanus vicit, Romanus habitat.“ Seneca de re rust. I. 2. Die völlige Ausbildung der Colonien in deren eigenthümlicher Verfassung, vermochte sich erst in spätern Jahren Roms zu äussern, allein der Grundsatz war schon ursprünglich bekannt. Ostia (unter Anacus Martius) wird als die erste regelmässige Colonie angesehen.

ste Eigenschaft des Römers, sich mit Fremden zu humanisieren, zweifach ausbilden, in Rom durch die Aufnahme der Fremden, ausser Rom durch römische Colonisten.

Die fernerer Eroberungen der Römer gehen auf dieselbe Art vor sich; wir sahen, dass „durch die Ueberwindung von Alba die Zahl der römischen Bürger verdoppelt“ wurde ¹⁾. Auch andere Latiner werden von Ancus Martius besiegt und „der Sitte früherer Könige gemäss, welche den Staat durch die Aufnahme der Feinde vergrösserten, nach Rom verpflanzt ²⁾.“

Mit der Abschaffung des Königthums hörte diese Politik nicht auf, wie es die Aufnahme des Sabiners Appius Claudius und seines zahlreichen Gefolges erweist ³⁾. Nach dem Brande Roms wurde das System, den Staat durch Aufnahme von Fremden zu stärken, gebieterisch, denn der erlittene Verlust an Bürgern war bedeutend; die Ankömmlinge von Veji, Capena und Falerii, erhielten Bürgerrechte, Grund und Boden ⁴⁾.

Mit dem Wachstume der römischen Macht nimmt auch der Masstab zu, nach welchem die Römer Fremde an sich ziehen, ihren als heilig angesehenen Grundsatz: *ad rem augendam romanam* anwenden. Ganze Landesgebiete werden nun dem römischen Reiche einverleibt, ihre Einwohner, ganze Stämme, in den Schooss des Römerthums aufgenommen,

¹⁾ „*Roma interim crescit Albae ruinis; duplicatur civium numerus*“. Liv. I. 30.

²⁾ „... *secutusque (Ancus) morem regum priorum, qui rem Romanam auxerunt hostibus in civitatem accipiendis, multitudinem omnem Romam traduxit*.“ Liv. I. 33. Sie erhielten am Aventin Wohnsitze, ihre Zahl betrug viele Tausende. *ibid.*

³⁾ Liv. II. 16. Sie bildeten eine neue Tribus.

⁴⁾ Lis. VI. 4. Auf ihre Zahl kann man daraus schliessen, dass sie vier neue Tribus bildeten.— Diodor (XIV. 116) behauptet, dass einem Jeden das Recht sich in Rom anzubauen gestattet war.

so die latinischen (338 ¹⁾) die Aequer (299 ²⁾) die Lucaner, Bruttier, Tarentiner etc.

Das Verhältniss der Eroberten ordnete sich allmählig der schönen Maxime: „Besiegte zu verschonen“ zufolge. Unter vielfältigen Gestalten äusserte sich derselbe römische Grundsatz, Florus drückt ihn kräftig aus „nie hat Rom seine Siege den Eroberten zur Last gelegt ³⁾.“ Nicht minder entschieden spricht sich der römische Senat aus, als er den Popilius Laenas für die Misshandlungen der Ligurer straft: „den Siegesruhm erlangt man durch die Uiberwindung der Angreifenden, nicht aber wenn man Unglückliche misshandelt ⁴⁾.“ Unter dem Schutze dieser Principien bildeten sich das fruchtbare Municipalrecht in seinen vielfältigen Attributen ⁵⁾ und das Bundesgenossenrecht aus. Die Begünstigten unter den Eroberten waren die Latiner, ihre Rechte und Privilegien (*jus Latii*, *Latinitatis*) standen den römischen wenig nach; das Recht der Italiener (*jus italicum*) unterschied sich nicht bedeutend von dem latinischen ⁶⁾. Dieser mannigfaltigen Stufen in der Rechtsstellung ungeachtet, strebten alle Italioten dasselbe Ziel an, sie strebten die Gleichberech-

¹⁾ „ . . . (Consules) Latium omne subegere . . .“ Liv. VIII. 13. „Lanuviis civitas data“ . . . Aricini Nomentanique et Pedani . . . in civitatem accepti.“ VII. 14.

²⁾ *Bellum . . . adversus rebellantes Aequos gestum est . . . tribusque additae duae.*“ Liv. X. 9.

³⁾ III. 2.

⁴⁾ Liv. XLII. 8.

⁵⁾ Es gab drei Arten von Municipien (zu sehen Paulus Diaconus, Festus und Gellius); die Bürger einer vollständigen Municipalstadt hatten das *jus legitimi domini, testamenti, haereditatis, libertatis, connubii, patriae potestatis, census, suffragiorum, honorum et magistratum, militiae et sacrorum*. Mehr Rechte hatte der Römer nicht.

⁶⁾ Zu sehen Sigonius *de antiq. jure Ital.* Appian. *Bell. civ.* II. 26. Gajus. I. 96. Der wesentliche Unterschied bestand darin, dass die Latiner durch die Verwaltung eines Amtes in ihrer Stadt, das römische Bürgerrecht erhielten (*jus . . . ut gerendo magistratum civitatem Romanam adipiscerentur*).

tigung, eine vollständige Einigung mit Rom an und ergriffen desswegen die Waffen, wodurch der furchtbare Bundesgenossenkrieg (*bellum sociale*) entstand, (91—88). Durch ein Gesetz, welches L. Julius Caesar (ein menschenfreundlicher, für die Republik verhängnissvoller Name) vorschlug ¹⁾, wurde den Italioten das römische Bürgerrecht ertheilt ²⁾ und durch die *Lex Plautia et Papiria* (89) selbst auf Fremde, welche in Italien wohnten, erstreckt ³⁾.

Von nun gab es für ganz Italien (d. i. Unter- und Mittelitalien) nur ein Recht; gewiss war diese grossartige, katholische Reform, welche eine Epoche in der Geschichte der Menschheit bildet, echt römisch ⁴⁾, der Gesamtentwicklung des Römerthums gemäss; Roma, die Tochter mehrerer itali-scher Völker, wurde zur Erzieherinn aller Italioten, wodurch die römische Gesittung unter anderen Völkern wirksam fortzuschreiten vermochte.

¹⁾ *Lex Julia de civitate sociis et Latinis danda.*

²⁾ „ . . . qua (lege) civitas est sociis et Latinis data . . .“ *Cic. pro Balb.* 8.— *Italicis populis a senatu civitas data est. Samnites . . . soli arma retinebant . . .“ Liv. Epit. LXXX.*

³⁾ „Data est civitas . . . si qui foederatis civitatibus adscripti fuissent, si tum cum lex ferebatur in Italia domicilium habuissent . . .“ *Cic. pro Arch.*

⁴⁾ Obschon die Bundesgenossen den Krieg mit Erbitterung und mit der grössten Grausamkeit führten, wodurch Italien schrecklich verwüstet war, hielten ihn die Römer, wie es auch der Erfolg erweist, für gerecht. Vellejus Paterculus sagt: *Quorum, (sociorum) ut fortuna atrox, ita causa fuit justissima; petebant enim civitatem, cujus imperium tuebantur. II. 15.* Wir werden sehen, dass zum Sturze der Aristocratie ihr unkluger Widerstand gegen diese Katholicität am meisten beitrug. Die Behauptung, dass die Römer zur Ertheilung des Bürgerrechtes von den Bundesgenossen gezwungen wurden, ist nicht nur dem allgemeinen Zusammenhange der römischen Geschichte, sondern auch den Facten dieses Krieges zuwider, da die Römer im letzten Feldzuge entschieden gesiegt haben. Uibrigens war die Gleichberechtigung der Italioten nicht der letzte Act der römischen Humanität.

Schon aus dem Gesagten kann man vermuthen, dass die Lage der Eroberten (mit geringen Ausnahmen) auch ausser Italien nicht so schlimm war, wie es Viele behaupten und (das grausame Kriegerrecht anderer Eroberer im Alterthum vergessend) die römische Herrschaft der Unmenschlichkeit anklagen. Die freien verbündeten Völker und Länder (*civitates liberae, foederatae*) und die befreundeten, alliirten Könige (*reges amici, socii*), waren in Allem selbständig (ungefähr wie die Territorien im römisch-deutschen Reiche) und standen bloss unter der Oberhoheit Roms ¹⁾.

-
- ¹⁾ Die Verhältnisse der Bundesgenossen zum römischen Reiche hingen von factischen Zuständen ab, daher ist es schwer sich einen genauen Begriff hierüber zu bilden, vor Allem, da die Bedeutung des Wortes „Bündniss“ schwankend ist und wir die Allianz-Tractate (was alleinig massgebend wäre) nur im Allgemeinen oder aus Bruchstücken kennen. Ich würde glauben, dass ein (billiges) gleiches Bündniss (*foedus aequum*) die Souveränität des Staates, welcher es mit den Römern schloss, nicht aufhob, es verpflichtete ihn nur, den Feinden Roms und der Bundesgenossen keinen Vorschub zu leisten, in gewissen Ländern keinen Krieg zu führen, Kriegskosten zu zahlen, Geisseln zu stellen, einzelne Waffen (z. B. Flotten, Elephanten) auszuliefern. Die Römer übernahmen die Pflicht, die Feinde des Bundesgenossen nicht zu unterstützen, so im Friedensvertrage mit Antiochus (*in Liv. XXXVIII. 38*). Der Vertrag mit Carthago (*in Liv. XXX. 37*) ist jenem ähnlich, er war mit der Unabhängigkeit dieses Staates vereinbar.

Hingegen musste der Staat, welcher ein ungleiches Bündniss (*foedus iniquum*) mit Rom schloss, die Souveränität des Letztern anerkennen und die Formel beschwören: „*Majestatem populi Romani comiter conservato*“ (*Cic. p. Balb. 16*), oder: „*Imperium Majestatemque populi romani gens* (das besiegte Volk) *conservato sine dolo malo*“ (*Liv. XXXVIII. 11*). Zugleich machte sich der Bundesgenosse anheischig, die Feinde der Römer als die seinigen anzusehen, mit ihnen den Krieg zu führen, Geisseln zu stellen etc. Da die Römer keine Verpflichtungen eingingen, so wäre diese Art von Bündnissen, als ein Verhältniss der mittelbaren Abhängigkeit von Rom zu betrachten; die (ungleichen) Bundesgenossen

Sogar die Provinzen (d. i. durch Waffengewalt eroberte Länder ¹⁾) waren keineswegs der Willkühr der Sieger (obschon dies oft *de facto* eintratt) überlassen, sie erlangten Gesetze (*lex Provinciae, Forma, Formula*). Der Boden war nicht immer und nur zum Theile den Einwohnern entzogen; die juridische Fiction ²⁾, dass die Provincialen nur das Nutzrecht hatten und das Eigenthum dem Staate angehörte, war eine gewagte und schwankende Theorie, man könnte sie, als eine juridische Subtilität, als eine obsoleete Form des strengen Civilrechtes ansehen, denn in der Praxis war sie unanwendbar; dem Provincialen, welcher das römische Bürgerrecht nicht hatte, stand zum Schutze des Eigenthums die *praescriptio* und zur Wiedererlangung des Besitzes die *actio utilis* zu Gebote ³⁾. Die meisten einheimischen Institutionen der Provinzen wurden unter der Römerherrschaft aufrecht erhalten, nur die früheren Steuern erhoben, sogar oft vermindert ⁴⁾, einzelne Städte und selbst ganze Gebietstheile erlangten ansehnliche Privilegien, selbst das Municipalrecht. Bossuet sagt, dass es nie eine bessere Verwaltung, als die römische in den Provinzen gab ⁵⁾.

Die häufigen, oft unmenschlichen Missbräuche in den Provinzen hatten ihren Grund nicht in den Rechtsbegriffen und Humanitätsideen der Römer, sondern in der republikanischen, durch Wahlen und den Kampf der Interessen stets

behielten ihre (innere) Selbstständigkeit und lebten nach eigenen Gesetzen, allein sie mussten Hülfsstruppen stellen.

Dass sich die Römer ihrer Bundesgenossen eifrig annahmen, ist durch die Geschichte vielfach erwiesen. Cicero (*de leg. Manil.* 6) und Caesar (*Bell. Gall.* I. 43) sagen es mit Nachdruck.

¹⁾ „*Provinciae appellabantur, quod populus Romanus eas provicit, i. e. ante vicit.*“ Festus.

²⁾ *In eo solo (provinciali) dominium populi Romani est vel Caesaris; nos autem possessionem tantum et usumfructum habere videmur.* Gai. Inst. II. 7.

³⁾ Ulpian. Fragm. X.

⁴⁾ So in Macedonien. Liv. XLV. 18.

⁵⁾ Avertiss. aux Prot.

bewegten Regierung, in der Ohnmacht der Gesetze ¹⁾ in der Willkühr der Beamten ²⁾, in der Habsucht der Publicaner ³⁾, im unsittlichen Charakter einzelner Statthalter, (die *Verres* waren nicht die allgemeine Regel) und besonders in der Schwierigkeit, die Controllen über die Verwaltung eines so ungeheuren Reiches zu führen, das Recht der Eroberten ⁴⁾ neben dem unbegrenzten Discussionsrechte der Eroberer zu wahren ⁵⁾.

1) „... ob certamina potentium et avaritiam magistratum; invalido legum auxilio . . .“ *Tacit. Ann. I. 2.*

2) *Cic. de offic. II. 21*, in den Reden gegen *Verres* und *a. O.*

3) *Ubi publicanus est, ibi aut jus publicum vanum, aut libertatem sociis nullam esse. Liv. XXXV. 18.*

4) *Cicero (Devin. in Caecil. 5)* nennt die darauf bezüglichen Verordnungen: *jus externarum nationum*; vollständig durchgeführt waren diese Gesetze erst von *Octavian*, welcher die Verwaltung der Hälfte der Provinzen übernahm.

5) Es wäre noch ein Verhältniss der Eroberten zu prüfen, jenes der Völker, welche sich auf Discretion ergaben und *dediticii* hiessen (zu unterscheiden von den mit Sturm genommenen Städten). Viele Schriftsteller lassen sich durch den Ausdruck und eine Stelle in *Livius* (I. 38) irre führen; diese Stelle lautet: Unterwirft Ihr euer Volk, Stadt, Felder, Wasser, Geräthschaften etc. meiner und des römischen Staates Herrschaft? Ja (*Dedimus*). Dies ist nicht wörtlich zu nehmen, es war nur eine aus der Zeit der Könige herrührende Formel, um das unbedingte Recht der Römer zu constatiren. Dass die Römer dieses Recht in jenem Falle nicht ausübten, ist bekannt. Wie sie die *deditio* verstanden, geht aus dem Zusammenhange der ganzen Geschichte und aus einer andern Stelle des *Livius* (XXVIII. 34) hervor; es war eine einfache Sicherheits-Massregel, die nur vorübergehend und nie gänzlich in Anwendung gebracht wurde. Mit der *deditio* synonym waren die Ausdrücke: „*Se suaque omnia fidei populi Romani permittere— in fidem populi Romani recipi— sua voluntate in ditionem populi Romani venire*“ (*Liv. XXXIII. 13*). Schon in Folge des Rechtssinnes der Römer kann man sich hier keine Unmenschlichkeit denken. Offenbar war dies ein Zustand, welcher zum Vertrage oder zum Provin-

Seit aber die Republik zu schwanken begann, das Gewissen und die Gefühle Eines durch die Macht der Parteien nicht mehr gefesselt waren, hörten auch jene Uebelstände in den Provinzen immer mehr auf, Rom vermochte seine Humanität nach einem grossen Masstabe zu äussern und, wie bis nun einzelne Individuen (ausser Italien), so jetzt ganze Länder und Völkerschaften moralisch zu erobern ¹⁾, mittelst Ertheilung des römischen Bürgerrechtes die Provinzen mit der Metropole innigst zu verbinden; ein grosser Name glänzt an der Spitze dieser echt katholischen Reform, C. Julius Caesar liess dem cisalpinischen Gallien das römische Bürgerrecht verleihen ²⁾. Tacit bezeichnet poetisch das verdienst-

zial-Verhältnisse (*Lex*) führte und nicht als ein definitiver angesehen wurde. In der That sehen wir oft die *dediticii* bald darauf unter Bundesgenossen. Dass die *dediticii* in der Regel bloss Steuern zahlten, den Besitz behielten, ist erwiesen; eine Ausnahme davon waren Jene, welche sich gegen Rom empört und darauf ergeben haben. Ueberhaupt kann man die *dediticii* bezüglich der Rechtsstellung als kleine Provinzen ansehen, wie diese genossen auch jene des römischen Schutzes, des *patrocinium*. („*Hoc patrocinium receptae in fidem et clientelam vestram universae gentis.*“ Liv.) Uibrigens befindet sich über dieses Verhältniss eine entscheidende Stelle; Livius erzählt, dass sich die Ligurier dem Popilius Laenas unterworfen und keine Bedingungen stipulirt haben, denn sie hofen nicht härter vom Consul als von den früheren Feldherren behandelt zu werden. Der Consul behandelte sie nach dem strengen Kriegerrechte, sein Verfahren war aber vom Senate verpönt und es wurde verordnet, den Liguriern Freiheit und Güter wieder zu geben. (Liv. XLII. 8).

Die strengste Massregel der Römer gegen die Besiegten bestand in der Uibersiedlung in eine andere Landschaft. Selbst dieses Verfahren ist ein Fortschritt gegen das Kriegerrecht anderer Staaten, ganze Völkerschaften zu vertilgen.

¹⁾ *Ut non modo singuli viritim, sed terrae gentesque in nomen nostrum coalescerent.* Tac. Ann. XI. 24.

²⁾ Cn. Pompejus Strabo hat durch ein Gesetz dem Caesar vorgearbeitet, dem transpadanischen Gallien das Recht der Latinität ertheilt, beide demnach erscheinen, als die

volle Werk und sagt: „Italien rückte bis an die Alpen vor ¹⁾.“ Auch Städten ausser Italien verlieh Caesar Bürgerrechte ²⁾. Den gallischen Völkern, die sich ihm unterworfen haben, gestattete der Sieger Freiheit der Stadt und des Gebietes ³⁾, und die mit ihm Bündnisse schlossen, nannte er: „Brüder und Verwandte ⁴⁾.“ Ein bewunderungswürdiges Wort des Menschen, wenn man annimmt, dass ihm das Wort Gottes unbekannt war.

Die Nachfolger Caesars blieben dem Muster treu und erstreckten das römische Bürgerrecht auf ferne Provinzen. Nie hat sich die römische Humanität, selbst in der Zeit des Verfalles Roms, gänzlich verläugnet; böse Kaiser wütheten mehr gegen Rom als gegen die Provinzen. Caracala ertheilte das römische Bürgerrecht allen freien Einwohnern römischer Besitzungen in Europa, Africa und Asien.

Noch weniger als die bürgerlichen Rechte der Eroberten waren die kirchlichen gefährdet, die Römer vertheidigten in Gottesfurcht ihre Staatskirche, welche sie selbst über die Majestät stellten ⁵⁾, ohne den Glauben anderer Völker zu verfolgen (I. 416—419); Alles über die religiösen Ansichten Alexanders Gesagte (S. 155, 156), passt genau auf die Römer; lässt sich ihre Toleranz besser versinnlichen als durch die Errichtung des Pantheon (Tempels für alle Götter) unter Octavian? Wohl wird Rom als höchst intolerant geschildert, aber die Anklage ist nicht erwiesen und schon aus dem Ursprunge des römischen Staates, seiner Zusammensetzung aus drei Völkern verschiedener Religionen, aus denen eine ge-

ältesten Gesetzgeber Oesterreichs. Auf diese für die österreichische Geschichte höchst wichtigen Thatsachen werden wir zurückkommen.

¹⁾ „*Ipsam (Italiam) ad Alpes promotam.*“ Tacit. Ann. XI. 24.

²⁾ Liv. Epit. CX.

³⁾ Caes. Bell. Gall. II. 28.

⁴⁾ Ibid. I. 33.

⁵⁾ „*Omnia namque post religionem ponenda semper nostra civitas duxit; etiam in quibus summae majestatis conspici decus voluit.*“ Val. Max. De dict. mem. I. 9, 1.

bildet wurde ¹⁾, geht das Gegentheil hervor. Die Römer duldeten nur den unsittlichen Cultus nicht, denn sie haben die Bachanationen, Mysterien, den nächtlichen Gottesdienst etc. auch der eigenen Kirche untersagt ²⁾. Daher wurde, aus Sorgfalt für die Reinheit der römischen Religion, kein fremder Gottesdienst in der Stadt Rom als ein öffentlicher zugelassen ³⁾. Auch desswegen wurden die Gottlosen gestraft, die Innovatoren ⁴⁾ als falsche Propheten verfolgt. Merkwürdig ist die kühne Form, in welcher der hl. Augustinus den Spiritualismus des römischen Monotheisten Varro schildert und hyperbolisch sagt: „wer sieht nicht ein, dass er sich bedeutend der (göttlichen) Wahrheit genähert ⁵⁾.“ Nach und nach war durch den Verfall des Monotheismus auch die Gottesfurcht unter den Römern verschwunden, Cicero, obschon selbst Augur spottete dieser Institution ⁶⁾, aber andererseits sind die Freigeister zur Toleranz geneigt.

¹⁾ . . . „sacris communicatis“ Cic. de rep. II. 7 ut supra.

²⁾ Dion. Antiq. rom. II. 7.

³⁾ Ibidem. Liv. XXXIX. 16. Cicero an mehreren Stellen.

⁴⁾ Maecenas in Dio. Cass. hist. rom. LII. 36.

⁵⁾ Aug. de civit. D. IV. 31. „quis non videat quantum propinquaverit veritati . . .“

⁶⁾ „Cicero Augur irridet Auguria“ Aug. de civ. D. IV. 30.

In der Wirklichkeit war Cicero, obschon Akademiker, an der Vertheidigung verschiedener Thesen Wohlgefallen findend, weder ein Liberale noch ein Freigeist, er wollte religiös sein, er suchte den Grund der Grösse Roms in dessen Religiosität: „... pietate ac religione . . omnes gentes nationesque superavimus“ De Harusp. 9. „Romulum auspiciis, Numam sacris constitutis, fundamenta jecisse nostrae civitatis . . .“ De nat. devor. II. 3. Allein seine Zeitgenossen waren nicht mehr religiös, vergebens wirkte Octavian dawider. Der Grund des Verfalls des Religiösen unter den Römern war ein doppelter, erstens, kann neben der Toleranz kein Glaube bestehen, zweitens, vermag sich der Glaube in Reinheit nur dort zu erhalten, wo dafür eine lehrende und militante Kirche sorgt, und eine solche ist für die Länge der Zeit nur dann möglich, wenn sie auf der wahren, auf der göttlichen Grundlage beruht. Darauf gestützt, vermag die mit Eifer militante Kirche selbst den verfallende-

Einen unwiderstehlichen Beweis für die Toleranz der Römer liefert die Geschichte des Heilands, denn eben in der römischen Periode erlangte der messianische Glaube seine

nen Glauben wieder zu heben, hingegen sind die Wunden, welche der Indifferentismus dem nicht-wahren Glauben schlägt, nothwendigweise tödtlich.

Daher erblicken wir in der gegenwärtigen Zeit eine doppelte Welterscheinung, einerseits das Aufblühen des Katholicismus, dessen unlängbare Restauration nach einem grossen Masstabe, andererseits, den durch Restaurations-Versuche eben beschleunigten Verfall der Kirche falscher Propheten, jener Luthers, der Czaren, Calvins, Mahomets etc. In der Lage dieser Ketzer befanden sich die Römer, die Herstellung des einmal unter ihnen verletzten Glaubens war nicht möglich. Der Cultus des Pantheon, der Pantheismus, war das letzte Wort der Römer über die Religion, da sie den Monotheismus verlassen hatten. Es ist auch die letzte Consequenz nicht nur des Polytheismus, sondern auch jeder Toleranz: ehe Ein wahrer Gott auf Erden auftrat, mussten alle falschen Götter sich durch die Confusion vernichten.

Auch in dieser Hinsicht ist die Analogie zwischen der gegenwärtigen und der letzten Zeit der römischen Republik sichtbar, die Indifferenten aller Länder, sie mögen Rationalisten, Schismatiker, Ketzer, Deisten etc. heissen, sind durch höfliche Concessionen, welche sie mittelst der Toleranz einander einräumen, dem Pantheismus viel näher als man gewöhnlich glaubt und bahnen so dem wahrhaften Monotheismus, der stets Einen Kirche, den Weg an.

In der That zwingt hiezu die Gegner der Kirche die Macht der Consequenz, denn sie ist berufen jeden Irrthum zum Widerspruch und zur Vernichtung zu führen. Wenn der Indifferente die Kirche verlässt, so hat er den Einen Gott und dessen Statthalter verlassen, denn, neben einem Theil des Gottes Wortes, verehrt er das Wort des Mahomet, Michael Cerullarius, Huss, Luther, Calvin etc. oder des eigenen Verstandes, er ist schon Polytheist, seine Meinung, dass er Einen Gott verehrt, ist falsch. Sind die Zwecke, weswegen der Schismatiker von der wahren Kirche (von der Offenbarung) abfiel, erreicht, so wird der Fanatismus überflüssig, alle Schismatiker dulden einander und es ist kein Grund vorhanden, dass sie im Pantheon nicht zusammenkommen, den sie durch die Toleranz schon erbaut haben. Hier ange-

Vollendung, die Zeiten erfüllten sich, die Verurtheilung Jesu (der römische Jurist Pilatus wusch sich die Hände) erfolgte nicht nach dem römischen Gesetze. Als Tiberius die Wunden Jesu erfuhr, forderte er den Senat auf, den Christus unter die Zahl der Götter aufzunehmen, der Senat widerstand, allein der Kaiser blieb unerschüttert und verbot die Christen zu verfolgen ¹⁾. Erst der grausame Nero begann die

langt, können sie nicht, inmitten der Confusion, den Einen Gott finden, sie müssten entweder ihren Gott den übrigen Secten aufwerfen, den Krieg mit Allen beginnen, oder Alle dulden, dem Pantheismus huldigen. Sie suchten aber den Pantheismus (den Deismus) nicht, derselbe ist die Personificirung des Zweifels, eine Antithese zu Gott. Demnach bleibt ihnen nur die Wahl übrig, zwischen dem Abgrunde des Atheismus und der Rückkehr zum Einen Gott und zu dessen Staathalter. Daher verfährt logisch nur die hl. Kirche, denn, wenn sie den Indifferentismus, die Toleranz straft, die Ketzer verfolgt, so erdrückt sie den Keim des Atheismus; ist der Schematiker, Philosoph etc. mehr oder weniger von der Kirche entfernt, dies ist gleichgültig, denn er ist schon ausser der wahren Offenbarung und muss zu jenem Abgrund gelangen, wie die Römer, obschon diese ursprünglich Monotheisten sein wollten.

In Folge der Analogie zwischen dem göttlichen (vollkommenen) und dem menschlichen (unvollkommenen) Verstande, d. i. zwischen der (unfehlbaren) Kirche und dem (fehlbaren) Staate, oder zwischen der hl. Tradition und der Weltgeschichte verfährt nur jener Staat logisch, welcher die Liberalen nicht duldet, denn aus diesem Geschlechte müssen die Stämme der Demokraten, Republicaner, Radicalen, Communisten etc. erwachsen. Diese Verbrechen gegen Staat, Gesellschaft, Eigenthum und Familie sind so Folgen desselben Grundsatzes, ein Liberalismus in verschiedenen Alterstufen, wie die Toleranz der Anfang des Atheismus ist. Freilich wissen die Pastoren und die Popen nicht, dass sie dem Atheismus dienen, auch die Liberalen ignoriren, dass sie für den Communismus und die schändlichste Tyrannei wirken, allein diess ist weder die Schuld der Logik noch der Geschichte.

¹⁾ Tertull. Apoleget. §. 5. Er schrieb dies gegen das Ende des II. Jahrhunderts an den römischen Senat.

Christenverfolgung, sein Character bürgt, ob es aus religiösen Motiven geschah.

Durch das in der vorschriftlichen Epoche erstaunenswerthe System Roms den Eroberten gegenüber, war die Welt, (welche die Römer mit Stolz die ihrige nannten ¹⁾), vielmehr als durch die Waffengewalt bezwungen; denkende Könige, (so Ptolomaeus Apio, König von Cyrene und andere) setzten Rom durch Testament zum Erben ihrer Königreiche ein. Dass eroberte, mit dem römischen System bekannt gewordene Völker sich äusserst selten nach ihrer frühern Freiheit sehnten, ist erwiesen, selbst die trotzigten, unbändigen Gallier liessen sich durch die römische Cultur entwaffnen, endlich glänzten sie selbst durch diese Cultur. Gewiss ist die Gesittung, die Ordnung im Innern und Aeussern ein höheres Gut für denkende Völker, als die eigene Freiheit; das Mitwirken zu einem grossen System verleiht eine würdigere Stellung als die Unabhängigkeit, denn diese verpflichtet zu derselben Sendung mit geringeren Kräften.

So war das ursprünglich unbedeutende Rom in die Lage versetzt, nach und nach die eroberte Welt ²⁾ auszubilden, zu heben und zu veredeln. Nur der Glorie des Christenthums weicht der Glanz des Römerthums.

186. (Die römische Weltherrschaft, eine Vorbereitung zum Christenthume, die Römer, weltliche Apostel).

Mit Recht daher waren die Römer stolz auf ihre Weltherrschaft und nannten Rom die unvergängliche, die ewige Stadt ³⁾ „die Königin der Welt“ ⁴⁾ und ihren Herrn den Kai-

¹⁾ *Orbis romanus.*

²⁾ *... subacto orbe et emulis urbibus regibusque excisis... Tacit. Histor. II. 38.*

³⁾ *... urbs aeterna... Amm. Marcellinus XXIX. 6.*

⁴⁾ „*regina mundi*“ (*Rutil. Numant. Itiner. I. 49.* Auch die Griechen erkannten den Humanitäts-Character Roms, so (ausser Polybius) sagt Dyonisius von Halicarnass: „Diese wesentlich gemeinschaftliche, menschenfreundliche Stadt. (*Antiq. rom. I. 89.*). Christliche Schriftsteller

ser, „den Herrn der Welt“ ¹⁾, denn die römische Herrschaft war eine rechtliche und sittliche, für die eroberten Völker höchst wohlthätige; „Rom“ eine Freistätte der Welt ²⁾, ein Coloss, den acht Jahrhunderte und die Zucht vom Glücke unterstützt, bauten ³⁾; „ein Staat, zu dessen ungeheurer Vergrößerung das Verdienst und das Glück, obschon sie selten Hand in Hand gehen, ein ewiges Bündniss schlossen“ ⁴⁾; „ein Eroberer“, der für verschiedenartige Völker Ein Vaterland gründete, Jene welche ihm zuwider waren, zur Dankbarkeit für die Unterwerfung nöthigte und durch die den Besiegten zugesicherte Rechtsgenossenschaft die Welt in Eine Stadt verwandelte ⁵⁾.

wenden oft die Benennung: *urbs aeterna* an, überhaupt wurden christliche Denker jeder Zeit von Bewunderung gegen Rom ergriffen; Sidonius Apollinaris nennt sie eine in der Welt einzige Stadt (*in ea totius orbis civitate unica*) *Epist. I. 6.* Isidor sagt: Rom allein ist eine Stadt, die übrigen sind nur Marktflecken. (*Roma sola urbs, cetera oppida. VIII. 6.* Ein durch Genie und Begeisterung zur Erkenntniss des Wahren gehobener Protestant ruft aus: „Eine Welt . . . bist Du o Rom; . . .“ (Gothe, *Eleg. I.*)

¹⁾ . . . *orbis terrarum dominus.*

²⁾ . . . *asylum mundi totius . . . Amm. Marc. XVI. 10.*

³⁾ „*Octingentorum annorum fortuna disciplinaque compages haec valuit: quae convelli, sine exitio convellentium, non potest.*“ *Tacit. Histor. IV. 74.*

⁴⁾ *Amm. Marcell XVI. 6.* „*Roma, ut angeretur sublimibus incrementis foedere pacis aeternae Virtus convenit cum Fortuna, plerumque dissidentes.*“

⁵⁾ *Fecisti patriam diversis gentibus unam, Profuit invitis, te dominante, capi; Dumque offers victis patrii consortia juris, Urbem fecisti, quod prius orbis erat. Rutil. Numant Itiner. I. 62.*

Der Dichter, glaube ich, wollte sagen, dass Rom die Menschheit zu einer Stadt, zu Einer Gemeinde (zu Einer Familie, wie sich die Kirche ausdrückt) vereinigte. Dieser spiritualistische, echt katholische Satz ist auffallend, da Rutilius ein Gegner des Christenthums und eifriger Polytheist war.

Jedoch bildete der römische Völker - Complex keine Confusions - Uniformirung, sie störte die Mannigfaltigkeit unter den Völkern nicht, im Gegentheil vermochten die Eigenthümlichkeiten sich nicht nur zu äussern, sondern auch zu entwickeln, wie es die Werke gebildeter Gallier, Hispaner etc. beweisen. Die Sitten und Gebräuche, die örtlichen und National-Facten, Traditionen und religiöse Ansichten der eroberten Völker blieben mannigfaltig, die römische Einheit, das gemeinschaftliche Merkmal aller Reichsvölker, bestand in der Genossenschaft derselben Rechte und derselben klassischen Wissenschaft, in der wesentlich Einen Gesinnung, welche sich verschiedenartig (anders in Gallien, anders in Africa) äusserten ¹⁾; es war keine mechanische, sondern eine geistige und politische Einheit. Die eroberten Völker waren Adoptivbrüder ²⁾, Söhne der Roma, ohne ihren eigenen Familien zu entsagen. In freier Uebersetzung der Worte Cicero's ³⁾ dürfte man dieses Verhältniss ungefähr so bezeichnen: Die von den Römern eroberten Völker gewannen ein grosses Vaterland, ohne ihr kleines zu verlieren.

Dieses erhabene römische System wurde stets von christlichen Schriftstellern für echt-katholisch gehalten, die Römer als ein dem Schöpfer wohlgefälliges, von Ihm besonders gesegnetes Volk angesehen und dessen Reich als ein von Gott selbst gebautes ⁴⁾ betrachtet. Der hl. Ambro-

¹⁾ *Idem loquunter dissoni*

Ritus, et ipsum sentiunt.

„Aur. Prudent. hymn. St. Laurent.

²⁾ *Jus fecit commune pares et nomine eodem*

Necuit, et domitos fraterna in vincla redegit.

Aur. Prudent. cont. Symm.

Dieser christliche Schriftsteller übertrug in Verse die Antwort des hl. Ambrosius an den Polytheisten Symmachus.

³⁾ *de leg. II. 2. ut supra.*

⁴⁾ *... condita est civitas Roma ... per quam Deo placuit orbem debellare terrarum et in unam societatem reipublicae legumque perductum longe lateque pacare. Aug. de civ. Dei. XVIII. 22.*

sus antwortet dem Symmachus: „Soll ich dir sagen, wer die Ursache der grossen Erfolge Roms gewesen? Es war Gott, der die Völker zu vereinigen willens war ¹⁾“. Prudentius legt dem hl. Märtyrer Laurentius in den Mund: „O Jesu!... Urheber der Mauern Roms ²⁾“.

Alle christlichen Denker erkannten die Sendung der Römer, jene, dem Christenthume vorzuarbeiten ³⁾. In der That, neben der vollständigen, juridischen und intellectuellen Einheit fehlte dem römischen Reiche nur die Lehre Eines Gottes und auch für diese war die römische Welt schon empfänglich geworden; durch so grosse Siege der Römer, sagt der genannte Schriftsteller, war dem ankommenden Christus

¹⁾ *Vis dicam quae causa tuos Romane, labores
In tantum extulerit? — — — — —
Regna volens sociare Deus. Aur. Prudent. contra Symmach.*

²⁾ *O Christe . . . Auctor horum moenium.*

³⁾ Dies ist schon auf dem principiellen Wege einleuchtend, als eine Folge des göttlichen Weltregimentes erkennbar, da der Allwissende die Begebenheiten seit der Ewigkeit kannte und der Allmächtige sie zur Realisirung Seines Planes leitete und leitet; die grossen Völker und Männer aller Zeiten waren erhabene Agenten derselben Menschheit, Werkzeuge desselben Gottes zu demselben Zwecke. In der Erkenntniss dieses Zusammenhanges aller Begebenheiten besteht das eigentliche Wesen der wissenschaftlichen Geschichte, widrigen Falls wäre sie nur eine Reihe Nichts sagender Anekdoten und Novellen oder Forschungen auf dem Gebiete der Alterthumskunde. Trennt man dann die neue Geschichte von der alten, so verletzt man beide; oft billigt ein Schriftsteller in der neuen Zeit, was er in der alten verdammt, ohne zu bedenken, dass es dasselbe Princip sei, da die Bestimmung der Menschheit nie ändert.

Das grosse Verdienst des hl. Augustin besteht darin, dass er (und sein Schüler Paulus Orosius) die Mittel angab, jene Uebersicht der Begebenheiten zu erlangen, ihren innern Zusammenhang einzusehen und darzuthun, dass alle Thatfachen zur Realisirung des Dogma: Eine Heerde und Ein Hirt convergiren. Bossuet hat dieses System in seinem Werke. *Discours sur l'histoire* mit

der Weg angebahnt ¹⁾). Sogar mit den hl. Aposteln wurden die Römer, in Folge ihrer wohlthätigen Wirksamkeit, verglichen, der hl. Augustinus ist nicht allein der Meinung, dass Gott das römische Reich segnete, um den Christen Beispiele zu geben ²⁾, auch ein anderer Denker (nach Einigen der hl. Clemens) lässt die Apostel sagen: „Gott hat nicht durch uns allein das Gesetz der Gerechtigkeit verbreitet. Er wollte, dass es auch durch die Römer leuchte und glänze ³⁾“. Die unfehlbaren Statthalter Jesu tragen auf, die römischen Gesetze zu achten „da sie Gott den Kaisern eingab ⁴⁾“. Fürwahr die Römer verdienen den Aposteln an die Seite gestellt zu werden, denn sie lehrten durch Beispiele, wie ein christlicher Bürger handeln soll, sie lebten „*urbi et orbi*“, für Rom und für die Menschheit ⁵⁾).

Daher erfreute sich das Römerthum eines besonderen Segens der hl. Kirche, sie billigte die Doctrin über die kai-

hoher Beredsamkeit, aber mittelmässiger Sachkenntniss (mit Ausnahme der jüdischen Geschichte, die er musterhaft darstellt) durchgeführt. Das Hauptwort des hl. Augustin für die Geschichte ist unstreitig. „Im alten Testamente lag das neue verborgen und durch das neue wird das alte erklärt“ (*Testamentum vetus occultatio novi, novum veteris revellatio. Civ. D. XVI. 26*). In der That erblickt man in der alten Geschichte Strahlen der Wahrheit, bezüglich der richtigen Weltanschauung, welche in der neuen zu einem mächtigen Lichte werden, wenn man die Epochen in ihrem Zusammenhange vergleicht.

¹⁾ *Hoc actum est tantis successibus atque triumphis Romani imperii: Christo jam tum venienti, Crede, parata via est, . . .*

²⁾ *De civit. Dei. V. 15.*

³⁾ *Neque voluit, ut per nos tantum lex justitiae eniteat, sed voluit, ut per Romanos quoque luceret et splenderet. Constit. apost. VI. 24.*

⁴⁾ *Sed venerandae romanae leges divinitus per ora principum promulgatae. Corp. Jur. can. (1, 274, ed. Pith. 1687.—Cf. ibid., 1, 6, 9).*

⁵⁾ In freier Uebersetzung könnte man heute sagen: „für den Staat und die Kirche“.

serlichen Pflichten: „Der Kaiser ist verbunden zu vertheidigen und zu erhalten: erstens das durch die hl. Schrift Vorgeschriebene; zweitens das von den hl. Concilien Beschlossene und ausserdem die durch öffentliche Autorität angenommenen römischen Gesetze¹⁾“. In ihrer Vollmacht gestatteten die Päpste dem römischen Kaiser, den Titel: Herr der Welt zu führen. Und um sich von falschen Kirchen zu unterscheiden, das Römerthum für immer leben zu lassen, heisst die Heilige: die römische Kirche.

187. (Stellung Roms zu den Ländern Oesterreichs).

So ein Volk war gewiss geeignet orientische Länder zu organisiren. Schon aus dem über die orientische Idee (I. 318, 320, 323) und die Nothwendigkeit eines Oestreichs zum Schutze der Westreiche Gesagten, müssen wir schliessen, dass Rom ohne die Hülfe primitiver Völker und fester Marken gegen den Orient zu einer Grossmacht nicht geworden wäre. Uibrigens konnten sich die damals rohen Länder des heutigen Oesterreichs dem nach der Allgemeinheit beharrlich und mächtig strebenden politischen Systeme der Römer nicht entziehen, wir wissen in Voraus, dass dieser wesentlich organisirende und bildende Einfluss für die österreichischen Länder wohlthätig gewesen sein muss, allein was thaten die Provinzen unseres Oesterreichs für Rom? Wie und warum hat sie Rom erobert und gesittet? Wie und warum verfielen sie wieder in die Barbarei, ohne von Rom Hülfe erhalten, noch ihm Hülfe geben zu können? Wie und warum waren sie von den Trägern des neuen römischen Systems, Carl I. und Otto I. der Gesittung wiedergegeben, welche sie seit dieser Zeit vertheidigten und viele Mahl retteten? In der richtigen Antwort auf diese Fragen würde

¹⁾ *Imperator obligatus est, ut defendat et servet primum quidem omnia, quae in literis sacris praescripta sunt; deinde quae a septem sacrosanctis synodis sunt decreta; praeterea leges romanas publica auctoritate receptas. Jus. Graec. Rom. Tom. I. l. 2. p. 118.*

gewiss die ganze Weltgeschichte enthalten sein. Begnügen wir uns mit der Darstellung der Hauptbegebenheiten und Ideen, um diese merkwürdige Erscheinung in der moralischen Welt zu erklären.

Ehe noch die Römer in der Lage waren, das Wesen eines Osterreichs zu beurtheilen, kämpften sie mit den Barbaren, dieser Avantgarde der Orientalen. Jedes den Barbaren entrissene Land war für die Römer ein Bollwerk gegen den Orient, eine Mark, eine Austria. Die erste römische Austria konnte nur auf der Communicationslinie Rom's mit der übrigen Welt, demnach nur in Oberitalien errichtet werden, wirklich haben die Römer hier ihre erste grosse Mark, Gallia cisalpina, gegründet. Folgen wir diesem verdienstvollen Organisationswerke der ersten Apostel der Cultur in Oesterreich.

198. (Die Einwohner der österreichischen Länder in der römischen Epoche die Gallier. Ihr Wirken, Lebensart und Begriffe).

Das Volk, durch welches Gott die Römer zum Colonisiren Osterreichs besonders leiten liess, waren die Gallier, welche Ober-Italien, und dessen West- und Süd-Westländer, ferner die Nord- und Nord-Ostländer besetzt hielten ¹⁾, und des beharrlichsten, in verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten, stets wiederkehrenden Kampfes ge-

¹⁾ Die Gallier, als Complex aller Zweige dieses Stammes, beherrschten beinahe in derselben Zeit, ausser einem Theile von Asien und Africa, beinahe ganz Europa, vom schwarzen Meere, von der Krim bis zum Oceane. Diodor (V. 32.) schildert ihre Macht: „... sie verachteten alle Völker. Sie haben Rom erobert, den Tempel von Delphi geplündert, einen grossen Theil Europa's und Asien's zinspflichtig gemacht... sie haben grosse, zahlreiche Armeen der Römer vernichtet“. Er hat hinzufügen können, dass die Gallier, Carthago belagert, Memphis in Gefahr gebracht, den Hannibal, Mitridates etc. unterstützt haben. Unter den rohen Völkern aller Zeiten war es unstreitig das mächtigste, die Römer hatten es in allen Welttheilen zu bekämpfen.

gen Rom nie müde waren, der römischen Herrschaft länger als jeder andere Stamm widerstanden und oftmal Rom an den Rand des Unterganges brachten. Mit ihnen kämpften die Römer nicht um den Ruhm, sondern um die Selbsterhaltung ¹⁾; über sie hat Rom mehr Siege, als über die ganze Welt zu erkämpfen ²⁾ gehabt, den Kampf mit diesem Volke sahen die Römer, als die beste Kriegsschule an ³⁾; die beschwerlichen Feldzüge Caesar's und die Aussagen dieses Feldherrn und Historikers liefern mächtige Belege zur Erkenntniss der Kämpfe mit den Galliern. Nach diesem, von den grossen Kriegsmeistern gegebenen Zeugnisse, kann man die glänzende Tapferkeit und unermüdete Kriegslust der Gallier ⁴⁾ nicht bezweifeln.

Auch durch Geist, besonders durch Anlagen zur Beredsamkeit, Dichtkunst („die Barden“) zeichneten sie sich aus, allein ihre Cultur blieb auf der untersten Stufe. „Sie wohnten“ sagt Polyb, „in Dörfern (Marktflecken) ohne Mauern, entbehrten jeder Bequemlichkeit, sie ruheten auf dem Grase oder Stroh, nährten sich nur vom Fleische und pflügen bloss den Krieg und den Ackerbau, keine andere Kunst und Wissenschaft war ihnen bekannt ⁵⁾“. Livius bestätigt das Zeugniss des Polyb, er nennt die Gallier ein arbeitsscheues, wildes, goldsüchtiges Volk ⁶⁾, welches aus den Schädeln erschlagener Feinde trinkt ⁷⁾. Diodor sagt, dass man die

¹⁾ . . . *Romani sic habuere: Alia omnia virtuti suae prona esse, cum Gallis pro salute non pro gloria certare. L. Sallust. Frag. 114.*

²⁾ *Plures prope de Gallis triumphi, quam de toto orbe terrarum acti sunt. Liv. XXXVIII. 17.*

³⁾ *Is hostis velut natus ad continendam inter magnorum intervalla bellorum Romanis militarem disciplinam erat, nec alia provincia militem magis ad virtutem acuebat. Liv. XXXIX. 1.*

⁴⁾ . . . *Gallos inter ferrum et arma natos, feroces suo ingenio . . . „Liv. X. 16.*

⁵⁾ *II. 17.*

⁶⁾ *gens mollis, ferox etc.*

⁷⁾ *Liv. XXIII. 24.*

rohesten unter den gallischen Stämmen für Antropophagen hielt ¹⁾. Derselbe Schriftsteller schildert ²⁾ umständlich die rohe Unsittlichkeit und Unmenschlichkeit der Gallier. Pausanias vergleicht sie mit Cyclopen.

Das Staatsleben der Gallier wird von Polyb energisch geschildert: „Gold und Heerden betrachten sie als den einzigen Reichthum, da man diese Güter unter allen Glücksumständen mit sich führen kann ³⁾“. Die Verfassung war eine theocratisch - aristocratische, die Geistlichkeit (Druiden) und der Adel hatten eine grosse Macht. Die Autorität des Königs (Brenus) scheint nur im Kriege bedeutend gewesen zu sein. Das Volk war beinahe den Slaven gleich gestellt ⁴⁾. Die Vornehmen „suchten eifrig Genossen, denn nur diesen hält man für den Mächtigsten und fürchtet ihn, den Viele umgeben und von seinem Winke abhängen ⁵⁾“. In der Volksversammlung erschienen die Gallier bewaffnet ⁶⁾, was gewiss nicht wenig zu Unruhen beitrug. Ueberhaupt fassten sie ihre Entschlüsse beinahe nie mit Ueberlegung, sondern liessen sich stets von der Heftigkeit leiten ⁷⁾. Auch fehlte es ihnen an Beharrlichkeit, um das mit Eifer Begonnene mit Umsicht fortzusetzen, sie wurden allgemein für beweglich, veränderlich, äusserst eitel und jeder Regel feindselig gehalten. Der

¹⁾ V. 32.

²⁾ V. 29—33.

³⁾ II. 17.

⁴⁾ „... plebs paene servorum habetur loco“ *Caes. Bell. Gall. VI. 13.*

⁵⁾ Polyb. II. 17. Eine frappante Analogie mit der Gefolgschaft des germanischen Principis: „*Gradus quin etiam et ipse comitatus habet, judicio ejus, quem sectantur maxime et comitum aemulatio, quibus primus apud principem suum locus: et principum, cui plurimi et acerrimi comites*“. *Tacit. de mor. Germ. c. 13.* Allein das Zeugniß des Gehorsams und der grenzenlosen Treue, welches Tacit den Germanen entschieden gibt, erlangen die Gallier von Polyb nicht.

⁶⁾ Liv. XXI. 20.

⁷⁾ Polyb. II. 35.

Hang zur Sinnlichkeit, vor Allem zur Trunkenheit, entzog Vieles den Galliern von ihrer Kraft, die Neigung zur Zwie- tracht und zu Bürgerkriegen hinderten diesen kriegerischen Stamm an der Ausführung dauernder Werke. Wie im Innern, waren sie auch im Aeussern unstetig, unzuverlässig; die Etrusker sagten: „Die Gallier sind ein Volk, mit dem weder ein sicherer Friede, noch ein regelmässiger (erklär- ter) Krieg möglich ist ¹⁾.“ Offenbar waren die gallischen Völker (ehe sich ihre Bildungsfähigkeit durch die Berührung mit dem Römerthum entwickelt hatte) kriegerische Barbaren, deren Hauptbeschäftigung in Raubzügen bestand.

Diesem Staatlichen entsprachen auch die religiösen An- sichten der Gallier. Sie wahrsagten nicht aus thierischen, sondern aus menschlichen Opfern ²⁾. Uiberhaupt waren bei ihnen Menschenopfer häufig, hiez zu wurden Kriegsgefangene und Sträflinge bestimmt ³⁾, allein in deren Mangel auch Un- schuldige geweiht ⁴⁾.

Uibrigens werden wir die Gallier aus Thatsachen be- urtheilen können, ihren besondern Hass gegen Rom („*Gal- lorum infestissimum odium in nomen romanum*“) sehen ⁵⁾, wesswegen sie „von allen weisen Staatsmännern, für die grimmigsten und gefährlichsten Gegner der Römer gehalten wurden ⁶⁾“. Die Letzteren, durch das unmenschliche Kriegs- recht der Barbaren erbittert, übten Repressalien aus, „sie kämpften gieriger nach Blut als nach dem Siege ⁷⁾“. Selbst ein Scipio rühmte sich seiner Strenge gegen die Gallier: „von fünfzigtausend Mann sei mehr als die Hälfte gefallen, viele Tausend wurden gefangen, nur Greise und Knaben

¹⁾ ... „*Gallos ... cum quibus nec pax satis fida, nec bel- lum pro certo sit*“. Liv. V. 17.

²⁾ Diod. V. 31.

³⁾ Diod. V. 32.

⁴⁾ Caes. Bell. Gall. VI. 16.

⁵⁾ Florus II. 3. „... *feroces adversus romanum populum*.... Liv. X. 16.

⁶⁾ Cic. de Prov. Cons. 13.

⁷⁾ Liv. XXXIII. 37.

hätten noch die Bojer, ¹⁾). Sogar Cäsar, durch die Clemenz ausgezeichnet, erzählt, wie grausam er gegen die Gallier gewesen ²⁾).

Dennoch wurde dieses raubsüchtige, verwüstende, selbst im Gottesdienste grausame, den Anbau eigener Felder verachtende ³⁾, zur wilden Freiheit neben der Bedrückung und zu zahllosen Parteien ⁴⁾ geneigte, vorzüglich kriegerische Volk, gewiss das unbändigste unter den Völkern, endlich (nur Cäsar war dessen fähig) bezwungen und ist zur Hauptstütze der Römerherrschaft geworden; Gallia, Cisalpina und Transalpina erhielten bald mehr Bedeutung, als Unter- und Mittelitalien, und sie hatten nicht weniger Bildung, als die Italiener; die Gallier vertheidigten am längsten das römische Reich.

Demnach bilden die gallisch - römischen Kriege eine Epoche, nicht nur für die österreichische sondern auch für die römische und die Weltgeschichte. Diese Eroberung war die vollständigste im Alterthum, sie ging durch alle Stadien von der heftigsten Feindseligkeit der Kämpfer bis zu ihrem innigsten Bündnisse; ein glänzender Beweis der Macht, der Gesittung und des katholischen Organisations-Genie der Römer! Merkwürdigerweise wurden die gallischen Völker, welche zur Erfrischung des verfallenden Römerthums am mächtigsten beitrugen und der einreissenden Weichlichkeit am längsten widerstanden, auch von einer andern Eroberung, von der christlichen und germanischen am vollständigsten durchdrungen und dadurch kräftig belebt. Gewiss hat der fränkische Cäsar, Gebieter über Gallia Cisalpina und Transalpina, nicht weniger für die Menschheit geleistet, als sein römischer Vorkämpfer in diesen Regionen, und ehe noch das

¹⁾ „... senes puerosque Bojis superesse“. *Liv. XXXVI. 40.*

²⁾ *Bell. Gall. VI.* an mehreren Stellen.

³⁾ *Cic. de rep. III. 9.*

⁴⁾ *Cäsar Bell. Gall. VI. II.* sagt, dass es in Gallien nicht nur in allen Städten und Dörfern, sondern auch in einzelnen Familien Parteien gab.

Kaiserthum renovirt war, hat Carl die päpstliche Macht restaurirt. Die Muster der Hingebung für die Kirche wurden oft nach den Carolingern befolgt, der Glanz der Franzosen in den Kreuzzügen überstrahlt alle übrigen Völker.

Der dreifachen Eroberung, der römischen, kirchlichen und fränkischen, von denen jede vollständig war, ungeachtet, haben die Gallier ihre Eigenthümlichkeit, gleichsam ihre Persönlichkeit nicht eingebüsst; Viele wollen an ihnen dieselben Eigenschaften und Fehler wahrnehmen, wodurch sich die alten Gallier bemerklich machten, während bei den meisten übrigen Völkern der ursprüngliche Typus kaum erkennbar ist ¹⁾. Nur bezüglich guter Eigenschaften kann

¹⁾ Durch die ununterbrochene Succession der Thatkraft gallischer Stämme ist die Geschichte Galliens und seines, nur ausnahmsweise, aufgehaltenen Fortschrittes in der Cultur und Machtentwicklung viel vollständiger als jedes andern Landes, sie wird gleichsam zu einer Normal-Geschichte der Völker. Die Geschichte alter Stämme, so der Juden und der Griechen, bietet uns nicht alle Altersstufen dar, die Juden sind (durch die unmittelbare Hülfe Gottes) sogleich reif, sie haben keine Kindheit, das Kindesalter der Griechen ist unbekannt; übrigens sind gegenwärtig beide Völker keine Fortsetzung des auserwählten und des hellenischen, sie wären vielmehr Antithesen zu denselben. Jüngere Völker als die gallischen, die Germanen, sind uns nicht im ersten Alter bekannt, für Cäsar und Tacit waren sie wilde Völker nicht, gegenwärtig sind die Germanen entweder in anderen Stämmen aufgegangen, wie in Italien und Spanien, oder sie sind ihren edeln Vorfahren keineswegs ähnlich. Die Gallier allein glänzten durch Thatendrang in jeder Epoche, in jeder Altersstufe, ohne abzustehen, zu veralten oder für die Dauer zu degeneriren, daher sind sie in jedem Stadium der Cultur erkennbar. Die Wichtigkeit der Annalen dieser Stämme nicht nur für die österreichische und französische, sondern auch für die Weltgeschichte ist einleuchtend, denn man erblickt in keiner andern Geschichte die Macht der Catholicität und der spiritualistischen Erziehung mit derselben Deutlichkeit, wie in der gallischen. Im ersten Stadium der wilden Jugend tragen die religiösen und

man eine Continuität der gallischen Wirksamkeit nachweisen, so die Ritterlichkeit (die sich in keiner Epoche des Verfalls Frankreichs verläugnete) bemerken; von der Sucht, unzählige Staaten zu bilden etc. etc. ist jede Spur verschwunden. Bis nun ist Frankreich ein, durch ketzerische Secten nur zum Theile, entstelltes Land der Christenheit. Die Annahme, dass die Franzosen die Laster der Gallier fortsetzen, wäre gegen die Principien der Katholicität, denn Völker, welche gebildeteren Staaten und kirchlichen Ideen folgen, verlieren die eigenen Grundsätze und Nationalität nicht, sie bilden nur beide aus. Wohl sind die Franzosen keine Ausnahme von der allgemeinen Regel, und wenn sie die Macht der Erbsünde nicht bekämpfen, dann fallen sie tief, wie in der letzten Zeit Ludwig's XIV., während der grossen Revolution im Jahre 1830, 1848 etc., allein andererseits ist die Leichtigkeit auffallend, mit welcher sie sich vom Verfalle heben, und was gewiss nur durch ihre Neigung zur Katholicität, durch die katholische Erziehung, welche sie den Römern, dem Ritterthum und der hl. Kirche verdan-

staatlichen Ansichten der Gallier ein vollständig orientalisches Gepräge: der lebhafte Materialismus des Volkes, die besondere Unmenschlichkeit der Kirche, die Sucht alle Völker zu erobern, alle Länder zu plündern etc. waren gewiss geeignet, die Macht der Erbsünde zu entwickeln; hingegen gaben dieselben gallischen Völker ein Muster des Spiritualismus in der Epoche Ludwig's VI., VII. und des Heiligen. Vor, während und nach der Zeit des Camillus waren die Gallier der Schrecken jeder Cultur der etruskischen, griechischen, römischen, gegenwärtig sind sie in der Lage, den vielfältigsten Völkern und Secten eigene Ideen einzupflanzen und vielleicht werden sie einst der Menschheit, (wenn sie den Traditionen des Gallicanismus und der Revolution gänzlich entsagen, der hl. Kirche eifrig dienen) den ungeheuern Vorthail einer Universal-Sprache anbieten. Dass die Gallier (Franzosen) durch wiederholte Rückfälle in den Materialismus, durch die orientalischen Auftritte der grossen Revolution etc. *die ritae magistra* beleuchten, war vielfach erwähnt.

ken, erklärt werden kann. Uibrigens ist das gewöhnlich gefährliche Unterscheiden zwischen Volk und Regierung nirgends mehr zulässig, als in Frankreich, da es Gott gefiel, diesem gehorsamen, durch Kämpfe für die Kirche ausgezeichneten Volke Fürsten zu geben, wie Philipp IV. und dessen Nachfolger. Welches andere Volk wäre unter der Herrschaft gallicanischer Geistlichen und Fürsten nicht längst zu Grunde gegangen?

Nach der Erkenntniss der Gallier prüfen wir jetzt das Land, um welches die Gallier und die Römer gewaltig und durch Jahrhunderte kämpften und von welchem Kampfe die Zukunft der Welt abhing; überhaupt spielte Ober-Italien in jeder Zeit eine gewichtige Rolle.

189. (Welthistorische Bedeutung Ober-Italiens).

In der That, unter den Ländern des interessanten Völkercomplexes Oesterreichs, glänzt vor allen übrigen nicht nur durch Naturschönheit, Wohlstand und Cultur, sondern auch durch ehrwürdiges Alter das lombardisch-venetianische, des schönsten Reiches auf Erden, schönstes Königreich. Hier, zwischen den Alpen und Apenninen, Po und dem adriatischen Meere ist jeder Ort durch die Geschichte geweiht, wie in Jerusalem, Rom und Aachen, macht hier der Beobachter der moralischen Welt keinen vergeblichen Schritt, er hat stets einen historischen Boden vor sich. Durch Jahrhunderte bildete dieses Land, als Opfer der Barbaren, den Haltpunct zu den Angriffen gegen Rom, dadurch ist es zur Basis des römischen Oesterreichs geworden, nun ruht auch das neue Oesterreich auf demselben; ehemals Anfangspunct der Römer in ihrem Streben nach dem Nord-Osten und Nord-Westen, ist Oberitalien gegenwärtig der Endpunct der Donau-Monarchie im Süd-Westen. Uiber dieses Land verbreitete sich die Gesittung aus der Weltstadt in die Welt, allein auch alle Feinde der Menschheit nahmen diesen Weg, die verwüstenden Gallier, die treulosen Carthager, die barbarischen Cimbren, etc. etc.; durch die Niederlage derselben

blühte das Land gleichwie die ewige Stadt. Die Letztere fing an zu leiden, seit ihr Bollwerk durch die grosse Völkerwanderung litt. Was Oesterreich im Allgemeinen, dies ist Oberitalien im Besondern, die grosse Strasse der Gesittung und der Barbarei, und in dieser letztern Hinsicht eigentlich die Mündung aller Ströme, welche sich vom Oriente aus, durch Nord-Africa oder Ost-Europa, über die Wiege der sittlichen Cultur der Menschheit über Italien ¹⁾ ergossen. Um die Bereitwilligkeit Nord-Italiens zu Verdiensten zu prüfen, gestattete Gott, dass die gefährlichsten unter den barbarischen Germanen, die Longobarden, hier ihr gottloses Reich aufbauten. Die kräftigen Einwohner vermochten so lange zu widerstehen, bis endlich die Hülfe ankam und der Degen der Carolinger, im Namen des hl. Kreuzes, das Land in Schutz nahm; das für die aus Italien erhaltene Cultur dankbare Franco-Gallien gab reichlich wieder, was es gleichsam geliehen hatte. So wurde, nachdem die Gesittung durch den Sieg des Papstthums ausser Gefahr gebracht worden war und neue mit der Cultur bekannte Völker die Rolle Cis-Alpiniens übernommen hatten, Ober-Italien wieder die Landes-Brücke zwischen der Welt und der Weltstadt, der Scheide- und Verbindungspunct zwischen der germanischen, römischen und slavischen Menschheit; eine für das Höchste auf Erden, für die Katholicität, wahrhaft privilegirte Lage!

Als im Mittelalter das durch das Grab Jesu verherrlichte Jerusalem zugleich auch seine politische Wichtigkeit wieder erlangt hatte, war Ober-Italien, bis nun bloß eine Landbrücke der Cultur, darauf bedacht, eine venetianische Schiffbrücke nach dem heiligen Lande aufzubauen, gleichsam die Lagunen zur Bedeutung der Alpen zu heben. Nord-Italien, Schauplatz und Mitkämpfer verschiedenartiger Kämpfe, Zielpunkt der byzantinischen, Werkzeug oder Opfer nichtglaubender Kaiser, Tummelplatz republikanischer Vandalen und monarchischer Interessen, wurde es als der extreme

¹⁾ Griechenland war nur die Wiege der Intelligenz.

Punct Italiens, durch dessen mannigfaltige Wirren vielfach bewegt, es oscilirte durch die Interregna im heiligen Reiche, zu welchem es unter allen italienischen Ländern am längsten hielt, und blieb durch das occidentalische Schisma nicht unberührt; in diesen vielfältigen Rollen bekannte es sich zu den Gefühlen und Irrungen des Zeitgeistes. Allein in der schrecklichsten aller Revolutionen vermochte Ober-Italien, oder Süd-Österreich dem Protestantismus zu widerstehen. Heil dem treuen Lande!

Doch liess sich dieses Land durch die weniger gefährliche Revolution (eine Folge der frühern), durch die politische, welcher auch die sociale folgen muss, verführen. In Folge vieler Herren, die es an sich bringen wollten, stets theilten und mit einander kämpften, herrenlos geworden, wollte es systematisch herrenlos bleiben. Während die jüngeren Völker zur Treue gegen Papst und Kaiser zurückkehrten, vergass Nord-Italien die Lehren, welche es ihnen oft gab, das alte Volk wurde kindisch, endlich wurde es lasterhaft. Die Ahnen verläugnend, welche den Germanen aufklärten und bildeten, die Dankbarkeit für die Wohlthaten fränkischer und deutscher Kaiser verkennend, hat es seine Sendung vermisst, eigentlich verkehrt und gegen das deutsch—ungrisch—slavische und zugleich italienische Kaiserreich pflicht- und gedankenlos gewirkt, sich oft sogar gegen das Papstthum versündigt; die alte Tugend der italienischen Beharrlichkeit diente nun dem Verbrechen.

Dennoch nimmt endlich im lombardisch-venetianischen Königreich das Bewusstsein des Verdienstes um die Kirche und die Menschheit die Oberhand, die zwei mächtigsten Agenten der Welt, die Zeit, eigentlich die unerbittliche Consequenz der Begebenheiten und die Clementia äusserten sich wirksam in der Rettung des schönen Landes und des grossen Volkes. So wie die Franken nach elf Jahrhunderten, die Transalpinen, ihre karolingischen Ahnen in Erinnerung gebracht und für Rom gekämpft haben, so erwiesen sich auch die Cisalpinen ihrem kaiserlichen Retter dankbar.

Da die weltliche Revolution im classischen Mailand nicht mehr tobt, so beginnt auch jene von Augsburg zu zittern, und gewiss ist für sie kein Land gefährlicher als das romanische, venetianisch-lombardische, stets katholische Königreich. Als Bollwerk des vergänglichen Römerthums, ist es durch die Völkerwanderung in Trümmer zerfallen, allein als Bollwerk des Ultra-Montanismus, dieses unvergänglichen Römerthums, wird es wieder glänzen, ja es glänzt schon durch die Ultramontaner-Propaganda, welche in das Vaterland Luther's mittelst des ultramontanen Kaiserthums siegreich eindringt und dem lombardisch-venetianischen Königreiche seine ehemals privilegierte Lage wiedergibt. Also auch nun Heil dem schönen Land und dem grossen Volk!

Wie wurde dieses, für Jerusalem, Rom und das apostolische Königreich und Kaiserthum hochwichtige, den Orientalen doppelt zugängliche, von ihnen oft überfallene und gedrückte Land, zur Gesittung bekehrt? in welchen Zuständen befand es sich vor der Epoche der Römer, seiner Civilisatoren?

190. (Einwanderung der Gallier in Ober-Italien.)

Es geht eine Sage durch die alte Geschichte des lombardisch-venetianischen Königreichs: „Ambigat ¹⁾), Oberhaupt der Bituriger, den gefährlichen Folgen (der grossen Volksmenge) vorzubeugen, befahl seinen Schwestersöhnen, den heldenkühnen Jünglingen Belloves und Sigoves, fortzuziehen aus der Heimath in neue Sitze. Durchs Loos, der Götter Wink, wurde dem Sigoves der hercynische Wald beschieden²⁾, dem Belloves wiesen die Götter den viel erfreulicheren Weg nach Italien an. . . . Er brach mit ungeheuren Schaaren von Fussvolk und Reiterei auf und kam zu den Tricastinern. Die Alpen hinderten hier den Zug; dass sie unübersteiglich schienen, befremdet mich nicht, denn sie waren, seit Men-

²⁾ Gesch. Wiens, Hornmayer. I. 17 et 18.

¹⁾ „*Sigoveso sortibus dati Hercynii saltus.*“ Liv. V. 34. Die Strecke zwischen dem Rhein und Mähren-Schlesien, der Schwarz-Thüringer- und Böhmerwald.

schengedenken (ausser wenn man die Fabeln von Hercules glauben will), auf keinem Wege überstiegen“ ¹⁾).

Eine andere Sage poetisirte noch mehr diese Wanderung; ein beleidigter Ehemann, Aruns, soll aus Rachsucht die Gallier in Etrurien eingeführt haben ²⁾. Einfacher und natürlicher klingt der Bericht des Justin (welcher aus dem Werke des in Gallien gebürtigen Trogus Pompejus, schöpfte): „der Grund, warum die Gallier nach Italien gingen und neue Sitze suchten, lag in inneren Zwisten“ ³⁾. Selbst dieser Grund wäre nicht hinreichend, um eine so grosse Begebenheit, die Auswanderung von Hundert Tausenden, zu erklären ⁴⁾, die eigentlichen Bürgerkriege hätten nur die besiegte Partei zum Wandern bewogen. Demnach müssen jene Bürgerkriege, Kämpfe brüderlicher Stämme, welche von anderen Völkern gedrängt, einander verdrängten, gewesen sein. In der That erschien im VII. Jahrhunderte ein Volk aus Asien, die Scythen, sie gingen über die Wolga, besetzten die Länder am schwarzen Meere, wodurch die Cimmerer, welche das Gebiet des schwarzen Meeres und der cimmerischen Halbinsel (Crimm, wahrscheinlich von der cimmerischen Stadt: Cimeris oder Cimmericon so genannt) beherrschten, zum Auswandern genöthigt wurden ⁵⁾. In den umfangreichen Ländern, zwischen dem schwarzen Meere und dem Oceane, tummelten sich andere cimmerische oder cimbrische ⁶⁾ Stämme herum. Durch das Vordringen der Scythen

¹⁾ Liv. *ibid.*

²⁾ Liv. V. 33. Plut. Camill. 15.

³⁾ „*Gallis causa in Italiam veniendi, sedesque novas quaerendi intestina discordia et assiduae domi dissensiones fuere: quarum taedio cum in Italiam venissent, . . .*“ XX. 5.

⁴⁾ Justin gibt 300,000 an. XXIV. 4.

⁵⁾ Herodot IV. 11.

⁶⁾ Am. Thierry (dessen Autorität ich gewöhnlich folge) hält die Cimmerer und Cimbern für identisch und behauptet, dass die Cimbern ein gallisches, von den eigentlichen Galliern nicht wesentlich verschiedenes Volk sind; in seinen Ansichten stützt sich dieser Schriftsteller

wurden die Cimbrer längs der Donau und dem Oceane nach und nach über den Rhein gedrängt. Sie besetzten das ebene Nord- West- und Süd- Gallien, wodurch die Gallier grössten Theils zurückgedrängt, auf die bergigen Länder Nord- Ost- Süd- Galliens, in der Nachbarschaft Germaniens, Helvetiens und Italiens beschränkt ¹⁾ wurden. In Folge des Druckes, den die Cimbrer von Westen her ausübten, mussten die Verdrängten sich immer mehr gegen den Osten zurückziehen. Während dieses Ringens beider Völker um Wohnsitze, was gewiss Anlass zu häufigen Bürgerkriegen gab, wären jene zwei Horden unter Belloves und Sigoves nach Germanien und Italien ausgewandert.

Die Etrusker, Herrn Ober-Italiens, lieferten den Einwanderern (es waren Bituriger, Aeduer, Arverner, Ambarrer, Senonen, Carnuten, Aulerker) eine Schlacht in der Nähe des Flusses Ticinus und wurden gechlagen ²⁾. „Als die Gallier hörten, das Land, welches sie besetzt haben, heisse das Insubrische, so gründeten sie hier, da bei den Aeduern ein Gebiet gleiches Namens war, des Ortes guter Vorbedeutung folgend, eine Stadt und nannten sie (Mailand) Mediolanum“ ³⁾. Die genannten gallischen Völker hiessen von nun an Insubrer.

auf Sitten, Gebräuche, Religion, Sprache beider Völker, auf alte und neue Autoritäten: Cicero, Sallust, Diodor, Ponsonius, Freret. Der Zusammenhang der Begebenheiten verleiht eine unwiderstehliche Kraft dem Gesammsysteme Thierry's. Zu sehen *Hist. des Gaulois. 4. edit. S. I. Introd. 48—60 et alibi.*

¹⁾ *Hist. des Gaut. I. 144. 145.* Der (sehr wahrscheinliche) Marsch der Cimbrer von den Ufern des Euxinus zum Ocean und nach Gallien beruhet auf der Hypothese des Ponsonius, welcher Freret und Thierry folgen. Die Hypothese des Herodot, dass die Cimbrer nach Asien gingen, war schon von den Alten aufgegeben.

²⁾ *Fusisque acie Tuscis haud procul Ticino flumine. Liv. V. 34.*

³⁾ Diese wichtige, allein durch die Klarheit keineswegs ausgezeichnete Stelle lautet: „... quum in quo con-sederant, agrum Insubrium adpellari audissent cognomine Insubribus pago Heduorum: ibi, omen sequentes loci con-didere urbem, Mediolanum appellarunt“ ⁴⁾. *Liv. V. 34.*

Bald darauf erschien eine zweite Horde, die Cenomanen, unter Elitovius, vertrieb, von Belloves begünstigt, (*Elitovio duce . . . favente Belloveso . . . Liv. V. 35.*) die Etrusker,

Thierry (*Hist. des Gaul. I. 129*) behauptet, dass während dieser Einwanderung der Gallier, Insubrien von einem ältern gallischen Volke, von den Umbrern, bewohnt war und vermuthet, dass die Letzteren ihren Stammgenossen gegen die Etrusker beistanden. Zum Beweise, dass sich die Umbrer, obschon überall verdrängt, im Mailändischen gegen die Etrusker hielten, beruft er sich auf Livius V. 23. eigentlich (da unter dieser Stelle nichts über die Gallier vorkommt) V. 33. Livius spricht aber nicht von einer ältern, sondern eben von dieser Einwanderung (200 Jahre vor dem Brande Rom's) welche für ihn die älteste ist . . . „*constat, ducentis quippe annis antequam Clusium oppugnarent, urbemque Romam caperent, in Italiam Galli transcederunt*“, (demnach unter Tarquinius dem Alten), „*nec cum his primum Etruscorum*“ (d. i. nicht zuerst mit den Clusiern) „*sed multo ante cum iis, qui inter Apenninum Alpesque incolebant, saepe exercitus Gallici pugnare*“ . . . (d. i. die Einwanderer unter Belloves und dessen Nachfolgern). Clusium lag nicht auf dem Wege zwischen Gallien und Italien; die Einwanderer hatten harte Kämpfe mit den Etruskern im Norden zu bestehen, ehe sie bis Clusium gelangten. Übrigens hätte Livius gewusst, was ihm Thierry zumuthet, so hätte er es gewiss nicht verschwiegen, und auf keinen Fall die Gallier unter Belloves für die ersten Einwanderer gehalten, was er zu wiederholten Malen aussagt, so (in der schon citirten Stelle) aus Anlass des Uiberganges des Belloves über die Alpen.

Uiberhaupt stellen die Archaeologen und Philologen über die ältesten Völker Italiens so entgegengesetzte Hypothesen auf, dass der Historiker sie weder anzunehmen, noch zu widerlegen vermag; man muss warten und die Gaben keines von den beiden Gehülfen verschmähen. Nach Einigen wären die Umbrer nicht die ersten Eroberer Ober-Italiens, sondern Aborigener, ein ursprünglich italisches Volk: „*Umbrosum gens antiquissima Italiae existimatur.* (Plin. *Hist. nat. III. 19*); auch Herodot, Dionysius Halic. und Strabo sprechen von den Sitzen und der Macht der Umbrer in Ober-Italien. Dennoch kann man diese Zeugnisse nur als relativ wahr ansehen, die Meinung, dass die Umbrer ein ursprünglich

besetzte das Gebiet, welches die Libuer inne hatten und wo jetzt Brixia (Brescia) und Verona (beide Namen leitet Thierry von gallischen Worten ab, von Briga d. i. Festung und Fea-

italisches Volk waren, verwerfen, denn Ober-Italien war nie zu Italien sondern zu den Barbaren-Ländern gezählt, seine Rohheit war stets ein Gegensatz zur italienischen Cultur. Dieses scheint mir für die Annahme einer barbarischen Eroberung entscheidend, übrigens wäre es der geographischen Lage, einer breiten Strecke in der Nachbarschaft der Barbaren und der Geschichte der Zeit, den immerwährenden Völkerzügen, entsprechend; während Unter-Italien mit andern Völkern zur See, also mit gebildeten Völkern, in Verbindung stand, durch die Entfernung gegen die Barbaren geschützt wurde, hausten die rohen Umbrer in Ober-Italien.

Sie liessen, ihrer langen Herrschaft ungeachtet, keine Denkmäler nach sich, sie kannten keine Städte; erst mit den Etruskern beginnt eine Cultur in Ober-Italien. Durch die neuen Eroberer nach Umbrien verdrängt, hatten die Umbrer noch keine Bildung und nahmen die etruskische an. Während dieser Kämpfe wurden die Umbrer von den Italienern gegen die Einwanderer nicht nur nicht geschützt, sondern selbst angegriffen; was gewiss nicht für den italienischen Ursprung der Umbrer zeuget. Auch dieses steht der italienischen Nationalität den Umbrern entgegen, dass sie sich, während der Kämpfe mit den Etruskern, zu Barbaren, namentlich zu Ligurern flüchteten.

Wohl erwiedert man darauf, dass die umbrischen Sprachüberreste eine Verwandschaft mit der lateinischen Sprache erweisen, allein die Sprachforscher stimmen in dieser Ansicht nicht gänzlich überein, und während Viele unter ihnen jeden Zweifel für ungegründet halten, glauben andere, dass diese Sprachanalogien nicht hinlänglich sind, um einen Beweis zu bilden. Ubrigens konnte das römische Volk, so wie es die Gebräuche der Etrusker annahm, auch einige Formen und Redensarten der Italiener sich angeeignet haben. Livius berichtet, dass die Römer, um mit den Umbrern zu unterhandeln, sich eines der etruskischen (einer notorisch nicht italienischen) Sprache kundigen Gesandten bedienten.

Durch die Unwahrscheinlichkeit der italienischen Nationalität der Umbrer, würde die Hypothese Thierry's ungemein gewinnen, da sie die Umbrer für Barbaren

rann d. i. Colonie) liegen. Die dritte Einwanderung von Gallien nach Italien bestand aus Sallnioern, einem ligurischen Stamme, welcher sich in der Nähe des alten ligurischen

hält und deren gallischen Ursprung mit philologischen Argumenten darzuthun trachtet. Auf die Autorität des Freret gestützt, sagt Thierry (*hist. des Gaul. I. 28*) im Wesentlichen: der Name der Umbrer kommt vom gallischen Worte *Umbra* (d. i. die Tapfern, die Edeln) sie vertrieben im XIV. Jahrhunderte, nach den blutigsten Kämpfen, das Volk der Siculer aus Ober-Italien, theilten das Land in drei Theile und gaben ihnen gallische Namen (Is-Ombria, Oll-Ombria, Vil-Ombria d. i. Nieder-Ober-, See-Umbrien). Im XI. Jahrhunderte von den Etruskern angegriffen, wurden sie theils unterjocht, theils flüchteten sie sich zu den Galliern in Helvetien und Gallien und zu den Ligurern (Iberern). Nur im Gebirge zwischen dem Tiber und dem Meere behielten sie eine halbe Selbstständigkeit, entsagten aber endlich ihrer Nationalität, obschon ihnen einige gallische Merkmahe übrig blieben. Hingegen vermochten die Bewohner von Is-Ombrien, die Insubrer (Insubres) zwischen dem Ticinus und der Adda den Etruskern zu widerstehen, die Insubrer gaben ihre Unabhängigkeit und ihren Namen nie gänzlich auf. In diesem Zustande verblieben sie, bis eine neue Fluth der Gallier, jene unter Belloves, Italien überschwemmte. Nach der Vermuthung Thierry's haben sie zum Siege ihrer Stammgenossen am Ticinus beigetragen und den neuen Ankömmlingen den Namen gegeben.

Den Zusammenhang dieser Darstellung kann man nicht läugnen, allein sie erklärt nicht alle Erscheinungen. Das Mitwirken der Insubrer mit den Galliern ist nur eine Vermuthung, wie es Thierry selbst sagt, hingegen sind die Kämpfe der Gallier mit den Umbrern gewiss, die Letzteren werden von den Cenomanen und darauf von den Senonen angegriffen, beraubt und verdrängt. Auch ist es auffallend, dass während der gallisch-römischen Kriege kein Bündniss zwischen den Galliern und Umbrern vorkommt, denn ihr Mitwirken gegen Fabius und Decius war ein Werk der Samniter, übrigens lagen die Gallier nicht mit den Umbrern, sondern mit den Samniten in demselben Lager. (Liv. X. 27). Ferner ist es auffallend, dass die Umbrer bei den Alten unter so vielen gallischen Völkern nicht genannt werden, die vagen Ausdrücke: „*Umbri antiquissima Italiae*

Volkes, der Laever, die am Ticinus wohnten (im Westen der Insubrer) niederliess ¹⁾. Die vierte Horde bildeten die Bojer und Lingonen, sie gingen, da alles Land zwischen dem Po und den Alpen schon besetzt war, auf Flüssen über den Po und vertrieben nicht blos die Etrusker, sondern auch die Umbrer; jedoch breiteten sie sich nicht über die Apenninen aus ²⁾; die Bojer nahmen Felsina, die frühere Hauptstadt Etruriens ein, und benannten sie nach ihrem Namen Bononia ³⁾. Die letzten Ankömmlinge endlich, die Senonen, behaupteten das Gebiet vom Flusse Utens bis zum Aesis ⁴⁾; sie gründeten die Stadt ihres Namens Sena.

So fiel ganz Ober-Italien unter die Herrschaft der Gallier ⁵⁾ die früheren Herren des Landes, die Etrusker wurden nach Mittel-Italien verdrängt. Unter den gallischen Völkern wohnten die Sennonen den Römern am nächsten.

gens, veterum Gallorum propago“ (Freinsh. Liv. V. 35) enthalten einen Widerspruch. Endlich ist es auffallend, dass sie, der Macht der Gallier ungeachtet und in der nächsten Nachbarschaft derselben, ihre Unabhängigkeit und sogar ihre Nationalität einbüssten. Warum emigrierten die Insubrer (*Insubrium exules*), wenn ihr Land unabhängig blieb? warum liessen sie sich nicht zwischen den Galliern, sondern zwischen den Ligurern nieder? vor Allem, warum waren sie als ein ligurisches Volk (*Plin. III. 17. 20. Plut. Marius XIX.*) ausdrücklich bezeichnet?

Immer wäre eine dritte Hypothese nöthig, die Annahme, dass die Umbrer wohl Barbaren, aber nicht Gallier waren; wirklich werden sie von Vielen für Iberer gehalten. Mittlöst dieser Hypothese wäre es durch die Entfernung der Umbrer von ihren Stammesgenossen erklärbar, warum diese Nationalität unterging. Ubrigens sind solche Fragen für dieses Werk nicht wesentlich, die Gesittung Ober-Italiens beginnt erst mit den Siegen der Römer über die Gallier.

¹⁾ Liv. V. 35.

²⁾ Liv. *ibid.*

³⁾ Plin. III. 15.

⁴⁾ Liv. *ibid.*

⁵⁾ Etwas abweichend von Livius zählt Polyb (II. 17) die Wohnsitze der Gallier auf.

So rohe Völker, wie die Gallier, waren nicht geeignet, die etruskische Cultur, welche sie vorfanden, zu erhalten, sie verwüsteten das Land und zerstörten die Städte, bloss Ravenna, Butrium und Ariminum diesseits, Mantua und Mel-pum jenseits des Po entgingen diesem Schicksal, die Letztere nur für eine kurze Zeit, denn auch sie wurde von den rohen Eroberern geplündert und zerstört ¹⁾. Die Nachbarn eines solchen Volkes blieben nicht verschont, jedes Frühjahr unternahmen die Gallier Raubzüge nach Etrurien, Campanien, vor Allem nach dem griechischen Unter-Italien, um dessen reiche Städte zu plündern, im Winter kamen sie zurück und legten die gemachte Beute zusammen: „diess bildete den öffentlichen Schatz“ ²⁾.

191. (Erste Berrührung der Gallier mit den Römern.)

Eine mehr als hundertjährige Berührung mit den Italienern, änderte diese Lebensart und Rechtsansichten der Gallier nicht. Mit ihrem Wohnorte unzufrieden, „schickten die sennonischen Gallier die weaffenfähige Jugend aus, um neue Wohnsitze zu suchen; 30,000 M. brachen in Etrurien ein, und besetzten das Gebiet der Clusier“ ³⁾. Clusium vom etruskischen Bunde verlassen, wandte sich an Rom um Hülfe (391). „Die Hülfe wurde nicht gewährt, aber drei Gesandte, die Söhne des Marcus Fabius Ambustus, wurden abgeschickt, um im Namen des römischen Senats und Volkes von den Galliern zu verlangen, dass sie die Bundesgenossen und Freunde des römischen Volkes, die ihnen nichts zu Leide gethan, nicht angreifen. Den Römern liege ob, dieselben, wenn es sein müsse, auch mit den Waffen zu vertheidigen; aber sie hielten für besser, wo möglich den Krieg selbst abzuwenden und mit den Galliern, diesem neuen Volk, eher in Frieden, als durch die Waffen bekannt zu werden“ ⁴⁾.

¹⁾ Plin. III. 17.

²⁾ „c'était là le trésor public de la cité“. *Hist. des Gaul.* I. 157.

³⁾ Diod. XIV. 113.

⁴⁾ Liv. V. 35.

„Die Botschaft war friedlich, wären nicht die Ueberbringer allzu gewaltsam gewesen, und den Galliern ähnlicher, als den Römern. Als sie in der Versammlung der Gallier ihres Auftrags sich entledigt hatten, erhielten sie zur Antwort: Sie (die Gallier) hören zwar den Namen Römer zum erstenmal, glauben aber, dass es tapfere Männer seien, da die Clusiner in Bedrängniss ihre Hülfe angefleht hätten. Und weil sie ihre Bundesgenossen lieber durch eine Gesandtschaft als durch Waffen vor ihnen hätten schützen wollen, so verschmähen auch sie den angebotenen Frieden nicht, wenn die Clusiner, die mehr Land besitzen als anbauen, den Galliern, welchen es an Land gebreche, einen Theil ihres Gebietes abtreten; anders könne es zu keinem Frieden kommen. Sie wollen die Antwort in Gegenwart der Römer vernehmen und wenn ihnen die Ländereien verweigert werden, ebenfalls in Gegenwart der Römer fechten, damit diese nach Hause melden könnten, um wie viel tapferer die Gallier seien, als alle anderen Menschen. Als nun auf die Frage der Römer, was das für ein Recht sei, Land von den Eigenthümern zu verlangen, oder mit Waffengewalt zu drohen? und was die Gallier in Etrurien zu thun hätten? diese mit Trotz erwiederten: das Recht tragen wir an der Spitze unserer Waffen, tapferen Männern gehört die Welt ¹⁾, so entbrannten die Gemüther, beide Theile liefen zu den Waffen, und der Kampf begann. Da griffen, — denn das Verhängniss brach über die Stadt Rom herein, — die Gesandten gegen das Völkerrecht zu den Waffen und diess konnte nicht verborgen bleiben, da drei der edelsten und tapfersten Männer Roms in der Vorderreihe der Etrusker kämpften. So sehr strahlte die Tapferkeit der Fremden hervor. Ja Quintus Fabius ritt

¹⁾ . . . „*se in armis jus ferre et omnia fortiorum virorum esse*“. Liv. V. 36. Nach Plutarch (*Camill. 17.*) brach sich lächelnd Brennus auf das Beispiel der Römer und auf das älteste aller Gesetze, welches dem Stärkern die Habe des Schwächern gibt. — Das Naturrecht ist demnach älter als der Protestantismus und dessen Philosophie.

sogar über die Linie hinaus und stiess einen gallischen Anführer, welcher keck auf die Reihen der Etrusker ansprengte, mit seinem Speer in die Seite und tödtete denselben, und als er ihm die Rüstung auszog, erkannten ihn die Gallier, und der ganzen Schlachtlinie wurde durch Zeichen bedeutet, dies sei ein römischer Gesandter. Nun liessen sie ihren Zorn nicht weiter an den Clusinern aus, sondern bliesen zum Rückzug und droheten den Römern. Einige schlugen vor, alsobald gegen Rom zu ziehen. Die Älteren drangen durch, dass zuerst Gesandte abgeschickt wurden, über die Unbill zu klagen, und die Auslieferung der Sabiner, wegen des verletzten Völkerrechtes, zu fordern. Als die Gesandten der Gallier ihrer Aufträge sich entledigt hatten, so missbilligte freilich der Senat das Betragen der Fabier und fand die Forderung der Barbaren gerecht; aber das, was man für Recht hielt, auch beschlossen wurde, gegen Männer von so hohem Adel, verhinderte die Gunstsucht ¹⁾. Mithin, um die Schuld eines etwaigen Unfalls in einem Kriege mit den Galliern nicht auf sich zu laden, verwiesen die Väter das Erkenntniss über die Forderungen der Gallier an die grosse Bürgerversammlung (*Centuriat-Comitien* ²⁾), wo Gunst und Macht noch mehr vermochten ³⁾. Vergebens beschworen die Feciales, ihrem heiligen Berufe gemäss, die Versammlung und verlangten, die Götter als Zeugen anrufend, die Bestrafung der Fabier ⁴⁾. Die Versammlung sprach die Angeklagten frei und erwählte sie, der Götter spottend, zu Kriegstribunen mit Consular-Gewalt.

192. (Erster Krieg der Römer mit den Galliern.)

Bekannt sind die Folgen dieser den Römern ungewöhnlichen Verletzung des Völkerrechtes, die Schlacht an der Allia

¹⁾ „*Ambitio*“.

²⁾ „*Ad populum rejiciunt*“. Hier kann man nicht den *populus* in den Curien (da er mit dem Senate immer übereinstimmte und der Intrigue gewiss unzugänglich war) meinen, auch nicht die Tribut-Comitien (*plebs*).

³⁾ *Liv.* I. 36. ⁴⁾ *Plut. Cam.* 18.

(390), in welcher das römische Heer eine schreckliche und zugleich schändliche Niederlage erlitt ¹⁾; der panische Schrecken der Römer und die wilde Freude der Barbaren ²⁾, die Flucht der Plebejer aus der Stadt ³⁾ die Ermordung der Vornehmsten ⁴⁾, der Brand und die Zerstörung Roms ⁵⁾, die Belagerung des Capitol's, des letzten (ausser Veji) Hauptpunktes der Römer, und selbst diese durch Cernirung und Hunger hart bedrängte Veste schwebte schon in der grössten Gefahr ⁶⁾. Die Ermüdung der Belagerer, besonders die Nachricht, dass die Veneter mit einem ungeheueren Heere in gallische Länder einfielen ⁷⁾, und zugleich die Hungersnoth unter den Belagerten, führten zu Unterhandlungen; merkwürdig sind diese bezüglich des Völkerrechts der Zeit. „Jetzt wurde“ sagt Livius, „Senat gehalten und den Kriegstribunen aufgetragen, einen Vergleich zu schliessen. Darauf wurde die Sache zwischen dem Kriegstribun Quintus Sulpicius und dem gallischen Fürsten Brennus in einer Unterredung abgemacht und tausend Pfund Goldes, als Preis des Volkes, welches bald die Welt beherrschen sollte, festgesetzt. Das Schmäbliche der Sache wurde noch erhöht durch eine Unwürdigkeit. Die Gallier brachten falsche Gewichte mit, und als sie der Tribun nicht gelten lassen wollte, legte der Gallier, in seinem Uibermuth, noch sein Schwert in die Wage, mit den für römische Ohren unerträglichen Worten: „Wehe den Besiegten!“ ⁸⁾. Bis zum endlichen Siege Jesu auf Erden, wird diese schreckliche Formel des Kriegsrechtes wiederhallen.

¹⁾ Liv. V. 38. Plut. (Camill. 18.) schreibt die Flucht der Unordnung zu.

²⁾ „Privatos deinde luctus stupescit publicus pavor, postquam hostes adesse nunciatum est, mox ululatum cantusque dissonos, vagantibus circa moenia turmatim barbaris, audiebant“. Liv. V. 39.

³⁾ Liv. V. 40. ⁴⁾ . . . „principum caedes . . .“ Liv. V. 41. ⁵⁾ Ibidem. ⁶⁾ Liv. V. 47, 48. ⁷⁾ Polyb. II. 18.

⁸⁾ Liv. V. 48.

Ausser Rom war auch die Umgegend verwüstet, ein grosser Theil Italiens durch die Zuzüge der Barbaren bedrängt. Nie war die Gesittung mit Einem Schlage grösseren Gefahren ausgesetzt, denn die Griechen, längst entartet, gaben sich (30 Jahre vor Philipp II.) der grässlichsten Auflösung preis, das auserwählte Volk seufzte unter dem harten Joche der Perser. Jedoch gestattete die Vorsehung, dass eben aus der Asche, der zur ewigen bestimmten Stadt, die Cultur der Länder Oesterreichs entstehe.

Es lebte während der Belagerung der römischen Citadelle ein grosser Feldherr und Staatsmann, Marcus Furius Camillus, im Exil zu Ardea. Die durch zehn Jahre belagerte mächtige Stadt Veji (396) eroberte er als Dictator durch seine Kenntnisse im Fortificationswesen ¹⁾, und Falerii (394) „durch Gerechtigkeit und Redlichkeit ²⁾“ und hielt zwei Triumphe. Die Ansichten dieses Helden über das Kriegerrecht schildert Livius, indem er ihn redend anführt: „... Auch der Krieg hat seine Gesetze (*jura*) wie der Friede.... ich will (nur) durch Römerkünste, durch Tapferkeit, Festungswerke und Waffen siegen ³⁾“ „... Der Krieg wird mit vielfacher Ungerechtigkeit und gewalthätigen Handlungen geführt, jedoch sind für die Edlen Gesetze auch in Kriegen.... auf eigene Tugend, nicht auf fremde Schlechtigkeit, soll der grosse Feldherr vertrauen ⁴⁾. So ein gottesfürchtiger Mann konnte den Liberalen (da diesen jedes Staatsmittel gut ist) nicht recht sein, übrigens wollte er ihre Beutesucht nicht befriedigen und gönnte das Eroberte grossen Theils den Tempeln und dem öffentlichen Schatze ⁵⁾.

¹⁾ *operibus tamen, non vi expugnata est. Liv. V. 22.* Ueber diese unterirdischen Werke berichten. Liv. V. 19. und Plut. Camill. 5.

²⁾ „*justitia fideque*“ Liv. V. 28.

³⁾ Liv. V. 27.

⁴⁾ Diese Worte legt Plutarch (10) dem Camillus in den Mund.

⁵⁾ Liv. V. 24. 25. 28 etc.

Uiberhaupt bekämpfe er die Leichtfertigkeit und die Neuerungsgelüste der Liberalen (so ihre Absicht, Rom nach Veji zu übersiedeln), glänzte stets in den Reihen der Patricier und scheint die römische, durch den Liberalismus schon mächtig bewegte Gesellschaft richtig beurtheilt zu haben, daher der Hass der Menge gegen den grossen Mann. Aus Anlass der vejischen Beute angeklagt, ging er, dem Muthe des zur Nachgiebigkeit geneigten Patriciates misstrauend, in's Exil und wurde (denn die Menge ist immer undankbar gleich wie unklug) zur Geldbusse verdammt (391). Es ist schon ein griechischer Zug in der römischen Geschichte.

Im neuen Wohnorte erfuhr Camillus die traurigen Nachrichten von Rom, den Frevel der Fabier, die gerechte Klage der Gallier, die Muthlosigkeit der Patricier, den Anspruch der liberalen, gewonnenen Versammlung und das unselige Regiment patricischer Jünglinge, neben der demokratischen Partei, welche auf einmal sechs Feldherren ernannte und sich dennoch schändlich flüchtete. Einer Freude über die Schande der Liberalen, war Camillus, im Angesichte der Calamitäten des Vaterlandes, nicht fähig und sann vielmehr auf Mittel, um den Staat den Liberalen und Barbaren zu entreissen.

Seinem Feldherrnblick entging die regellose Verfassung der gallischen Horden nicht; sie nahmen, um sich Lebensmittel zu verschaffen, häufige Streifzüge vor, welche, inmassen die Belagerung länger dauerte, sich ausbreiten, auch das Gebiet nicht römischer Völker verletzen mussten. An diese wandte sich Camillus, um bei ihnen Hülfe für Rom zu finden; allein die Nachbarn des eroberungssüchtigen Rom gaben sich über dessen Unglück einer sinnlosen Schadenfreude hin; er appellirt an ihr Interesse und beginnt mit der gastfreundlichen Stadt. „Ardeaten“, ruft zu ihnen Camillus, „Es ist vom Schicksal jetzt die Gelegenheit geboten euere Stadt durch einen Sieg über den gemeinschaftlichen Feind zu verherrlichen. Der wilde Schwarm, welcher heranzieht, ist ein Volk, dem die Natur mehr einen grossen

als einen festen Leib und Muth verliehen hat: darum bringen sie in jeden Kampf mehr Schrecken als Kraft.... Schon ziehen sie, dem Uiberdrusse der Belagerung erliegend, ab, und schwärmen in zerstreuten Haufen auf dem platten Land umher. Uiberladen mit Speise und Wein, werfen sie, wenn die Nacht einbricht, ohne Verschanzungen, ohne Vorposten und Wachen sich durcheinander. Wenn ihr entschlossen seid, eure Mauern zu schützen und nicht zu dulden, dass dies Alles Gallien werde, so greifet um die erste Nachtwache in Masse zu den Waffen; folget mir, es wird nicht ein Kampf, sondern ein Gemetzel werden ¹⁾. Liefere ich Euch nicht die Gallier, vom Schlafe gefesselt, wie eine Heerde Schaaf, zum Würgen, so mag es mit mir in Ardea eben so enden, wie in Rom ²⁾“.

Die Ardeaten beschlossen dem grossen Feldherrn zu folgen. Auf ein von ihm gegebenes Zeichen, versammeln sie sich in der Stille der anbrechenden Nacht am Thore. „Sie rücken aus, finden nicht ferne von der Stadt das Lager der Gallier, wie er vorhergesagt, ungeschützt und in jeder Rücksicht vernachlässigt, und stürmen es mit Feldgeschrei. Nirgends giebt es Kampf, allenthalben nur Gemetzel: unbewehrt und vom Schlafe gelähmt, wurden die Feinde zusammengehauen ³⁾“ die übrigen ergriffen die Flucht. „Ein grosser Theil gerieth auf das Gebiet von Antium, dessen Einwohner auf die Zerstreuten unerwartet einen Ausfall machten und sie niederhieben. Eine ähnliche Niederlage erlitten auf dem Gebiete von Veji die Etrusker ⁴⁾“; sie wollten, die Noth Rom's benützend, auf dessen Gebiete Beute machen, wurden aber von der römischen Besatzung von Veji, wohin sich Viele aus der Schlacht von Allia flüchteten, überfallen und niedergemacht.

¹⁾ „*Me sequimini ad caedem non ad pugnam*“, ²⁾ Liv. V. 44,

³⁾ *Ibid.* 45.

⁴⁾ *Ibid.*

Diese unerwarteten Erfolge ermannten Latium gegen die räuberischen Gallier, seine Völker folgten dem Beispiele der Ardeaten und machten Ausfälle gegen die fouragirenden Horden; „zu Veji wuchs mit jedem Tage nicht allein der Muth, sondern auch die Kraft, denn nicht nur Römer, welche nach der unglücklichen Schlacht oder nach der unheilvollen Eroberung der Stadt auf dem platten Lande herumgeirrt waren, sammelten sich dort, sondern es strömten auch von Latium Freiwillige dahin, um an der Beute Theil zu nehmen. Es schien jetzt an der Zeit, die Vaterstadt wieder zu gewinnen und den Händen der Feinde zu entreissen; aber dem kraftvollen Körper fehlte ein Haupt. Der Ort selbst mahnte an Camillus, und die meisten von den Kriegern hatten unter ihm und unter seinen Götterzeichen glücklich gefochten.Alle stimmten überein, den Camillus von Ardea herbeizurufen, zuvor aber den Senat, der sich in Rom befand, zu befragen ¹⁾“. Es war schwer sich mit dem Capitol in Verbindung zu setzen, und die Gefahr war dringend, die Gelegenheit dawider schien günstig. Die Flüchtlinge riethen an den Feldherrn zu senden oder zu ihm zu gehen, sich unter sein Commando zu stellen, sie sagten: „er ist nicht mehr ein Verbannter, wir sind nicht mehr Bürger“. Dies fand Beifall, Abgesandte baten den Camillus den Oberbefehl anzunehmen. Er aber antwortete: nicht eher, als bis die Bürger auf dem Capitol, dem Gesetz gemäss, dafür gestimmt haben ²⁾. “. In der That war für den wahrhaften Römer der Staat dort, wo sich die Senatoren, Magistrate, Patricier, vor Allem die höchste religiös - politische Behörde, die Curiat-Comitien, befanden. Insbesondere musste der stolze Patricier, welcher die Liberalen stets bekämpfte, die ihm von den Plebejern ertheilte Vollmacht verschmähen, daher beharrte er in seinem Entschlusse. Allein, wer wird über die Sachlage nach dem Capitol berichten, die erkämpften Siege melden, um die Ernennung des Verbannten zum Führer anhalten?

¹⁾ *Ibid.* 46. ²⁾ Plut. Camill. 24.

„Es war unter den Jünglingen Pontius Cominius, seiner Abkunft nach, aus dem Mittelstande, eifrig aber nach Ruhm und Ehre ¹⁾“. Er wagte sich über den Tiber in die streng cernirte, steile Burg ²⁾, schnell versammelte sich der Senat. „Nachdem Pontius Cominius den Senatsbeschluss empfangen hatte, in Folge welches Camillus, sobald ihn die Curiat-Comitien aus dem Exil zurückberufen, sogleich auf Geheiss des Staates (*jussu populi*) ³⁾ zum Dictator ernannt werden wird . . ., eilte der Bote nach Veji . . . Ein Curiat-

¹⁾ Plut. Camill. 25.

²⁾ Plut. l. c. und Liv. V. 45. erzählen interessante Einzelheiten über das verdienstvolle Unternehmen des kühnen und klugen Jünglings.

³⁾ Oder: auf Geheiss derselben Behörde. Viele übersetzen diese und ähnliche Stellen mit: auf Geheiss des gesammten Volkes; dies ist nicht nur unrichtig, sondern auch das Gegentheil vom Wahren, denn immer war *populus* die Minorität, anfänglich bestand er nur aus Patriciern, darauf auch aus Plebejern, in wiefern diese an dem Reichstage Antheil nahmen. In der Zeit des Camillus waren schon zwei *populus*, der eigentliche, der alte, die Curiat-Comitien, Repräsentanten des Priester-Adels, des Geburts-Adels und der neue *populus*, die Centuriat-Comitien, welche aus beiden Ständen zusammengesetzt wurden, in beiden Fällen bedeutete *populus* eine Behörde (Versammlung, Reichstag, Concil) eine der Staatsautoritäten wie z. B. der Senat, die Magistrate, in keinem Falle drückte er das Volk aus. Wollte der Römer das gesammte Volk benennen, (welches nie in den Centuriat-Comitien versammelt war), so sagte er: *omnis populus*, *populus universus*, *Quirites*. Ebenfalls fehlerhaft übersetzt man *plebs* mit „Bürgerstand“, denn die Adeligen waren auch Bürger. Bis zur *lex Moenia* (um J. 286), durch welche die politische Autorität der Curien verfiel, kann man *plebs* übersetzen mit „Volk“ als dem Gegensatze zum Adel. Nur fremden Völkern gegenüber war *populus* „Volk“ vielmehr Nation, Stamm. Erst in folgenden Zeiten näherte sich *populus* dem heutigen Sinne, aber in demselben Verhältnisse wurde das Wort *plebs* schwankend und erlangte eine gehässige Bedeutung, es wurde synonym mit: *numerus*, *turba*, *vulgus* etc. etc.

gesetz wurde erlassen und Camillus abwesend zum Dictator ernannt ¹⁾“.

- ¹⁾ Diese Stelle des Livius (V. 46.) ist nicht deutlich und kann zu falschen Begriffen vom römischen Staatsrecht führen; sie lautet: „*Accepto inde Senatus decreto, ut (et) comitiis curiatis revocatus de exilio, jussu populi Camillus dictator extemplo diceretur . . . lex curiata lata est, dictatorque absens dictus*“. Livius scheint hier den Curiat-Comitien den *jussus populi* entgegenstellen und sagen zu wollen, dass dem *jussus populi*, also einer andern Versammlung, nicht jener der Curien, das Recht zukam den Dictator zu bestimmen; nun lässt es sich hier nicht an die Centuriat-Comitien (von denen man sagen konnte: *populus jubet*) denken, denn sie waren zerstreut und nicht auf dem Capitol; übrigens waren sie nicht berechtigt, das Armeec-Ober-Commando (*imperium militare*) zu ertheilen; dieses Recht war ein ausschliessliches Privilegium des Priester-Adels, der Curien, des *populus curiatus*; Livius selbst sagt es und nennt die Ernennung des Camill zum Dictator ein Curiat-Gesetz. Offenbar muss man hier zwei verschiedene Acte der Curien verstehen, erstens die Zurückberufung des Camill, welcher, obschon nicht verbannt, das Vaterland veränderte (*civitatem mutavit*), zweitens eine Ernennung zum Dictator; allein über Beides bestimmte dieselbe Behörde, derselbe *populus* in den Curien. *Jussus populi* ist demnach hier ein sinnstörender Pleonasmus, ausser, wenn man dem Livius ungefähr diesen Satz zumuthet: nach der Zurückberufung vom Exil, wird Camillus vom Staate, d. i. von den Behörden mit Hülfe der competenten Versammlung sogleich zum Dictator ernannt werden, was durch ein Curiat-Gesetz geschah. Wirklich war es nöthig, dass dem Anspruche der Curien ein vom Senate genehmigter Vorschlag vorangehe, denn die Curien ergriffen nicht die Initiative, der Senat proclamirte die Dictatur (*videant N. N. ne respublica . . .*), obschon die Macht nur die Curien ertheilten. Den Camillus aber konnte der Senat zum Gewaltträger nicht vorschlagen, ehe derselbe wieder zum Bürger geworden. *Jussu populi*, wäre demnach nicht zu lesen, oder im allgemeinen Sinne als Beschluss des Staates der Behörden zu verstehen; im selben Capitel sagt Livius: *injussu populi*, was nur durch: ohne die Bewilligung der

Als der Feldherr aus Ardea in Veji ankam, fand er schon, ausser den Bundesgenossen, eine Armee von 20,000, und rüstete sich zum Angriffe ¹⁾. Ehe diese Hülfe erschien, wurde das Capitol genöthigt sich loszukaufen, worauf die Gallier mit ihrer Beute abzogen und der Subsistenz wegen sich theilen mussten ²⁾. Diesen Umstand benützte der Dictator und beschloss sie anzugreifen. Er erklärte „den Vertrag“, welcher, nach seiner Ernennung zum Dictator, von einem untergeordneten Staatsbeamten, ohne sein Geheiss, geschlossen wurde, für ungültig und kündigte den Galliern an, sie sollen sich zum Kampfe rüsten ³⁾.

Der Zweck dieser Kriegserklärung war gewiss ein Aufruf an die Bundesgenossen und Nachbarn Rom's, über die Gallier herzufallen, die Bedingung, nicht zu erfüllen, zu der sich das Capitol verpflichtete, und den Feind, bei dessen Rückzuge, mit dem Nöthigen zu versorgen versprach ⁴⁾.

Behörden, übersetzt werden kann. Auch Plutarch spricht stets von den Obrigkeiten auf dem Capitol. Auf keinen Fall darf man sagen: Auf Geheiss des gesammten Volkes, dies würde demokratisch, mehr griechisch als römisch klingen. Wahrscheinlich entstand diese Redaction des Livius dadurch, dass er bei der Darstellung der genannten Wahl an die gewöhnlichen Magistrats-Wahlen dachte und nicht Acht gab, dass es sich hier um das *Imperium militare*, vor der *Lex Moenia*, handelte. Uiberhaupt ist Livius nicht immer ein zuverlässiger Lehrer des alten römischen Staatsrechts, ob schon er dessen aristokratisches Grundprincip und auch das erwähnte Verhältniss genau kannte, dem Camill legt er in den Mund: „*nisi me senatus consulto populi-que jussu revocaretis*“ (V. 51.); hier ist *jussu populi* richtig, denn der Leser ist nicht gehindert an den *populus curiatus*, d. i. den Priester-Adel zu denken. Noch richtiger schildert Livius in derselben Rede die Verfassung: „Die Curiat-Comitien, welche das Kriegswesen ordnen, die Centuriat - Comitien, in welchen Ihr Consuln und Kriegstribunen wählet“.

¹⁾ Plut. Camill. 26. ²⁾ Diod. XIV. 117. ³⁾ Liv. V. 49. Plut. Cam. 29.

⁴⁾ Fronton. Strat. II. 6.

Wahrscheinlich verfolgte der Dictator die schon getheilten Gallier mit Umsicht und erwartete, ohne eine Hauptschlacht zu wagen, eine zum Angriffe günstige Gelegenheit, und welche sich bald darbieten musste, da die beutesüchtigen und zugleich der Lebensmittel entbehrenden Horden mit den Einwohnern zu kämpfen hatten. Als sie die, mit den Römern verbündete Stadt Veascium angriffen, wurden sie vom Dictator überrumpelt, geschlagen, ein grosser Theil der Beute war ihnen entrissen ¹⁾. Einen anderen Haufen haben die Caeriter durch einen nächtlichen Hinterhalt gänzlich niedergemacht ²⁾. Dass, inmitten dieser Niederlagen, einzelne Gallier „durch Ausfälle der umliegenden Dörfer und Städte erschlagen wurden ³⁾“ kann man nicht bezweifeln.

Camillus verfolgte seinen Sieg nicht ¹⁾ er kehrte triumphirend nach Rom zurück, denn man konnte schon neuen Fein-

¹⁾ Diod. XIV. 117. ²⁾ *Ibid.*

³⁾ Plut. Camill. 29.

⁴⁾ Ich folge der Autorität des Diodor, welcher die Loskaufung des Capitols behauptet (XIV. 116); auch Polyb spricht vom Vertrage, den die Gallier den Römern aufdrangen (I. 6), ferner vom friedlichen Abzuge der Gallier (II. 18) und von der Beute, die sie nach Hause brachten (II. 22). In jeder Zeit waren die Gallier stolz auf die Eroberung Roms und den gallischen Degen in der Wagschale, den sie auf Schildern gleichsam als ein Wappen trugen. Daher verdient der declamatorische Bericht des Livius (V. 49) über die Rettung Rom's durch Waffen nicht durch Geld, (*ferroque non auro patriam recuperare*) keine ernste Aufmerksamkeit. Alles ist hier übertrieben, unnatürlich, die ganze Darstellung der Situation auf einen dramatischen Effect berechnet. Der Dictator erscheint zufällig (*intervenit*), eben in dem Augenblick, als das Gold schon abgewogen war, die Besatzung auf der Anhöhe sah den Fabius und seine Armee früher nicht, das Vergnügen des Wiedersehens muss desto lebhafter gewesen sein, worauf die Gallier geschlagen, verfolgt und in einer Hauptschlacht besiegt wurden; dies ist ungefähr der Inhalt der Dichtung des Livius, oder der Volkssage.

Allein in der Wirklichkeit wäre es einem Feldherrn nie eingefallen, die Unterhandlung der hungernden Be-

den (Volskern und Aequern) und neuen Unruhen im Innern entgegensehen. Wirklich verlangten die Plebejer, dass man

satzung der Citadelle, welche die Stunden der Belagerung zählte, zu hindern, und die Gallier in ihrem Lager, inmitten der Trümmer der Stadt, (da diese die Entfaltung der römischen Schlachtordnung hindern und die persönliche Tapferkeit der ungestümmen Barbaren begünstigen müssten) anzugreifen; durch den Verlust der Schlacht, selbst durch die Verlängerung des Kampfes wäre das Capitol unwiderruflich gefallen. Wartet hingegen Camil nur eine Stunde nach dem Abzuge des Feindes, dann kann die Besatzung benützt, die Burg verproviantirt, der Feind angegriffen, wenigstens beunruhigt werden. Nur das Zweite ist wahrscheinlich, denn Camill vermochte nicht eine grosse und disciplinirte Armee unter jenen Umständen aufzustellen, selbst später, nachdem sich die Römer erholt haben, pflegten ihre Feldherren Hauptschlachten mit den Galliern zu vermeiden, den Feind durch's Manövriren zu schwächen. Demnach ist die glänzende Schlacht, welche Livius dem Camill zuschreibt, eine Fiction; um diese besorgt, lässt Livius alle Gallier, bis auf den Letzten („nicht einmal ein Bote der Niederlage blieb übrig“) zu Grunde gehen, als Zeuge bleibt ihm nur die eigene Familie und diese wird nicht widersprechen.

Wenigstens gesteht Livius die Absicht, in welcher er den Bruch der Unterhandlungen und die Hauptschlacht erdichtet, er sagt am Anfange der Erzählung: „Doch Götter und Menschen retteten die Römer von der Schmach, als Losgekaufte zu leben“; allein Plutarch (von dem Paul Ludwig Courier sagte, dass er aus Tendenz bereit war, auch den Cäsar bei Pharsal schlagen zu lassen) behandelt mit Ernst die römische Volkssage als Geschichte (Cam. 29). Nach ihm „stand Camill mit seinem Heere an den Thoren“. Der Feldherr scheint sich nicht um die Besatzung, sie nicht um ihn bekümmert zu haben, erst „als er erfuhr, was geschah“, kam er mit den Edelsten an und liess die Armee langsam folgen, worauf er an die Gallier eine zierliche Rede hielt, und ihnen ansagte, dass er bevollmächtigt ist: „Bitten den Verzeihung zu gewähren, über die Schuldigen Strafe zu verhängen“. Der Kampf begann, man schlug sich „zwischen den Häusern und den engen Gassen... und auf Plätzen“ die Gallier zogen sich in's Lager zurück, verliessen es in der Nacht, steckten ein anderes,

die zerstörte Stadt verlasse und nach Veji ziehe. Dieser materialistischen, dem religiösen Glauben widrigen Absicht widersetzte sich Camill und vermochte sie zu vereiteln, wodurch „er die im Kriege gerettete Vaterstadt unstreitig zum zweitenmal nun im Frieden rettete ¹⁾“. Der Senat beschwor ihn, die Dictatur auch nach dem Triumphe zu behalten, „den Staat nicht in ungewisser Lage zu hinterlassen ²⁾“. Die mit Raschheit betriebene Aufbauung Rom's hinderten bald neue Kriege, drei Armeen wurden aufgestellt, und da es an junger Mannschaft fehlte, auch Aeltere ausgehoben ³⁾.

Während die Römer der Ruhe entbehren, finden auch die Gallier keine Erholung zu Hause. Nach dem Kampfe mit den Venetern, welche Gallien überfallen hatten, „gerie-

sechzig Stadien von Rom, ab, und wurden „nach einem hartnäckigen, lang dauernden Kampfe . . . in die Flucht geschlagen“. Jedoch vergessen beide Historiker in der Verfolgung der Erzählung die Fiction und sagen naiv die Wahrheit aus, Livius (X. 16.): „Die Gallier trotzig gegen Rom, welches erobert und für Geld zurückgegeben zu haben, sie sich mit vollem Rechte rühmten“, und Plutarch (Cam. 41): „... die Barbaren (Gallier), die das erstemal durch Krankheit und unerwartete Zufälle, nicht durch Tapferkeit, von den Römern besiegt wurden“. Besonders auffallend ist der *lapsus linguae* beim Livius, welcher dem Camillus selbst die Worte in den Mund legt: „Daher mussten wir, als Besiegte, Eroberte und Losgekaufte, uns von Göttern und Menschen züchtigen lassen“. (V. 51.).

Nachdem der Nationalstolz der Römer, durch entscheidende Siege über die Gallier, eine völlige Genugthuung für die Schmach der Loskaufung erlangt hatte, erschien die Erzählung von dem Bruche der Unterhandlungen mit Brennus überflüssig, spätere Historiker läugnen nicht mehr die Loskaufung Rom's und erklären den gezwungenen Abzug der Gallier für ein Gerücht. So sagt Suet. Tranq. in Tib. Cäs. c. 3: „... *aurum Sennonibus olim in obsidione Capitolii datum, nec, ut fama, extortum a Camillo*“.

¹⁾ Liv. V. 49.

²⁾ Ibid.

³⁾ Liv. VI. 2.

then die Gallier in Bürgerkriege, einige unter den alpeischen Völkern vereinigten ihre Macht und überzogen sie mit Krieg ¹⁾“. Die Veneter und Alpiner wurden zurückgedrängt, allein die Bürgerkriege wurden fortgesetzt; diese Zustände dauerten durch 23 Jahre ²⁾. Gewiss war diess ein grosses Glück für die Römer, denn nach dem Geschehenen war ein dauernder Friede Rom's mit den Galliern, da diese das Bewusstsein ihrer Uebermacht erlangt haben, nicht denkbar ³⁾. Ihrerseits wurden sich die Römer ihrer Schwäche, den Galliern gegenüber, bewusst und machten kein Hehl aus diesem Gefühl, sie zählten den Tag der Schlacht an der Allia (*dies Alliensis*) unter die Trauertage ⁴⁾; ein Gesetz verpflichtete selbst die Priester zum Kriegsdienste gegen die Gallier ⁵⁾,

¹⁾ Polyb. II. 18. ²⁾ Polyb. gibt in runder Zahl 30 Jahre an.

³⁾ Die Ansicht Thierry's, dass der Brand „der kleinen Stadt an sieben Hügeln“ wenig Eindruck auf die Gallier machte und dass sie sich dieser Demüthigung Rom's erst dann erinnerten, als die Römer herrisch in Italien auftreten wollten, schildert, glaube ich, die Sachlage unrichtig. Rom, vor dem Brande, war weder unbedeutend im Vergleiche mit den Staaten Italiens, noch arm für Barbaren, es war schon als herrschsüchtig und mächtig bekannt. Dieser Schriftsteller sagt selbst, dass mancher Brennus auf seinem Schilde den gallischen Degen in der Wagschale führte; es ist nicht wahrscheinlich, dass diese Demonstration erst in Folge einer verspäteten Erinnerung eintrat. Die Unterbrechung des Kampfes (390—367) erkläre ich mir durch die äusseren und inneren Kriege, welche die Cisalpina in Anspruch nahmen, sobald aber diese aufhörte, begannen die Kämpfe mit Rom wieder, sie waren häufig und äusserst mörderisch, die Feindseligkeit der Gallier gegen Rom („*ferocem adversus romanum populum*“ Liv. X. 16.) stand jener der Carthager nicht nach, und es ist bekannt, dass die Römer nie Aggressoren waren.

⁴⁾ Liv. VI. 1. *Dies religiosi (vulg. nefasti)* bedenkliche Tage, Unglückstage, an denen jede öffentliche und Privatverhandlung verboten war.

⁵⁾ Plut. Camill. 41.

ein Schatz wurde auf dem Capitol mit der Bestimmung errichtet, unter keinem Vorwande zu anderen Zwecken, als zu gallischen Kriegen verwendet zu werden ¹⁾). Offenbar täuschten sich die Römer bezüglich der gallischen Gefahren nicht.

193. (Einfluss des ersten gallo-römischen Krieges auf die äusseren und inneren Zustände Rom's und auf die Entwicklung des Liberalismus unter den Römern.)

Uibrigens war die Lage Rom's nach der Verwüstung der Stadt, eine äusserst schlimme, durch die erlittenen Niederlagen verloren die Römer die Achtung italienischer Völker, wie die Legionen waren auch die Allianzen durch den Sieg des Brennus erschüttert. Die Latiner und Herniker fielen ab, die Volsker und Aequer griffen zu den Waffen, die etruskischen Völker verschworen sich zum Kriege gegen Rom. „Da nun so schreckliche Gefahren allerseits Rom umgaben und Alle einsahen, dass nicht nur der Feinde Hass, sondern auch der Bundesgenossen Verachtung auf dem Römerthume lastete, so fand man für gut, den Staat durch dieselbe Obhuth, durch welche er wieder gewonnen war, zu vertheidigen und den M. F. Camillus zum Dictator zu ernennen ²⁾).“

Die Lage im Innern war nicht besser, die Grundlage der moralischen Kraft Rom's, die Patricier erlitten ungeheure Verluste an Vermögen und an Zahl, und gewiss war dieser Stand durch die Staats-Calamitäten empfindlicher berührt als die *plebs*, wodurch ein Missverhältniss zwischen der Autorität der Regierenden und dem Gehorsam der Regierten eintrat, zum Verlangen nach der Gleichberechtigung führte, obschon durch Bildung, Regierungskunst, Tapferkeit, Sittlichkeit und Frömmigkeit das Volk dem Adel keineswegs gleich war. Wohl verdankte Rom die Rettung einem Patricier, die Zerstörung der Stadt war eine Folge tollkühner Rathschläge der Liberalen und ihrer Feigheit vor dem Feinde, allein die Liberalen, entschiedene Rationalisten und Geg-

¹⁾ Liv. VI. 14.

²⁾ Liv. VI. 2.

ner der Geschichte, lernen nie von derselben, auch dieses Mahl hat die Zucht der Plebejer durch die traurigen Erfahrungen des Liberalismus nicht gewonnen, die Discussionen der Volkstribunen, denen Camillus die Verbannung vorzog ¹⁾, begannen mit Lebhaftigkeit wieder, ehe die Stadt aufgebaut war, trat das Tribunat mit Vorschlägen zu Ackergesetzen auf ²⁾. Der Staatsverordnung ungeachtet, verliessen viele Plebejer die heilige, zum Haupt der Welt bestimmte Stadt und gingen nach Veji, woher sie erst durch Androhungen der Todesstrafe zurückgeführt wurden. Uiberhaupt müssen religiöse Gefühle durch die Calamitäten des Staates und der Kirche, durch die Flucht der Priester mit den Heiligthümern ³⁾, „durch deren Vergrabung unter der Erde ⁴⁾“ ungemein in der Uiberzeugung der zum Rationalismus, neben dem Aberglauben, geneigten, ungebildeten Menge gelitten haben, die Meinung des Camillus, dass die Römer „obschon von Göttern und Menschen verlassen“ den Dienst der Götter doch nicht aufgaben ⁵⁾, war gewiss nur ein Argument des Redners, der Ausdruck einer Sittenlehre und nicht eines Factums. Die Mühe, mit welcher der fromme Camillus und die Väter das Kirchliche wieder herstellten, ist überall sichtbar ⁶⁾; auf den religiösen Indifferentismus der Plebejer, kann man aus ihrem hartnäckigen Widerstande gegen den Aufbau der Stadt schliessen. Vergebens verdoppelten die Häupter des Staates ihren religiösen Eifer ⁷⁾, vergebens bestellte der Adel Regenten (Reichsverweser, *Interreges*), um die Götterzeichen zu erneuern, vergebens appellirte Apius Claudius an das Heiligste bei den Römern, an die Götter, an die Ahnen (*mores ma-*

¹⁾ Liv. V. 51. ²⁾ Liv. VI. 5. ³⁾ Plut. Camill. 21.

⁴⁾ Liv. V. 51.

⁵⁾ Ibid. ⁶⁾ Liv. V. 50.

⁷⁾ Liv. VI. 5. „*tum etiam ab recenti clade superstitiosis principibus.*“ Die wörtliche Uibersetzung durch „abergläubisch“ wäre der religiösen Gesinnung des Livius zuwider; er hatte nicht die Absicht die Vornehmsten zu tadeln.

jorum) und beschwor die Plebejer, das Religiöse ¹⁾ nicht zu verhöhnen, stets wurde es von den Volkstribunen verletzt ²⁾).

Dadurch litt auch die Reinheit der Sitten und des Patriotismus. Camill, welcher bis nun die Beute für den öffentlichen Schatz und für die Götter zu bestimmen pflegte, sah sich im nächsten Feldzuge genöthigt, die Beutesucht der Soldaten zu befriedigen. Freilich verfielen die Plebejer durch hohe Schuldeninteressen in eine grössere Abhängigkeit vom regierenden Stande, allein dieses mühsame Zuchtmittel wirkte nur vorübergehend und führte zu Missbräuchen, Volks-Unruhen und Niederlagen der Patricier. Unter diesen fand sich ein Verräther ein, M. Manlius Capitolinus, welcher durch den Liberalismus zur Tyrannei gelangen wollte (375—384), die über ihn verhängte Todesstrafe schreckte die Liberalen nicht ab, sie unterwühlten das Herkömmliche (*mores majorum*), und spotteten der alten Sitte gleichwie der Götter.

Mit besonderer Keckheit traten die Volkstribunen C. Licinius Stolo und Sextius auf (376) und machten Gesetz-

¹⁾ Liv. VI. 40 et 41.

²⁾ Eine Stelle im Livius (VI. 5): „*In civitate plena religionum . . .*“ übersetzen Viele durch „alle Bürger“; dies ist gewiss unrichtig und wäre im Widerspruche mit den Facten, welche Livius darstellt, mit den Worten, die er dem Claudius leihet, und mit der ganzen Sachlage. Daher lese ich in jener Stelle: die fromme Aengstlichkeit, die religiösen Besorgnisse, welche sich allgemein im Staate äusserten. Dass sie sich besonders bei den Patriciern äusserten, ist durch die nächsten Facten und auch principiell erweisbar, da die Plebejer weder Priester noch Theologen waren, und selbst, wenn sie ein öffentliches Amt bekleideten, die Götterzeichen nicht prüfen durften, hingegen waren die Patricier, selbst ohne Amt, hiezu befugt. Mit einem Wort, das Patriciat war der Priester-Adel. Genau ist das Verhältniss in Liv. VI. 40 et 41 ausgedrückt: „*nos (Patricii) . . . privatim auspicia habemus, quae isti (Plebei) ne in magistratibus quidem habent.*“ Daher waren die Patricier in der Regel religiös und vertheidigten die Tradition, während die Plebejer als Liberale auftraten, dem Rationalismus huldigten.

vorschläge (*leges Liciniae* ¹⁾), von denen der erste das Eigenthumsrecht und der dritte das historische, durch die Gründung Rom's und Verdienste um dasselbe erworbene Recht der Patricier verletzte. „Als dergestalt mit Einem Schlage Alles, wornach die Sterblichen mit unmässiger Begierde trachteten, Ländereien, Geld, Ehrenstellen, auf's Spiel gesetzt wurde, erschracken die Väter ²⁾“ und leisteten einen legalen Widerstand. Obschon die conservativen Tribunen gegen die Gesetzesvorschläge wirkten, gelang es den beiden revolutionären, die Wahlen höherer Beamten zu hindern und sich selbst immer wählen zu lassen; fünf Jahre (375—371) blieb Rom ohne Obrigkeiten ³⁾, beinahe durch zehn Jahre dauerte die Herrschaft des Veto und der Anarchie, die beiden Liberalen waren wahrhafte Tyrannen.

Camillus hat die äusseren Feinde (Volsker, Aequer) geschlagen; einen dreifachen Triumph gehalten (389), allein den inneren Feind vermochte er nicht zu besiegen; vergebens war er zweimal zum Dictator gewählt, der Retter Rom's zog sich vor der drohenden Stellung des Volkstribuns zurück und wagte nicht die höchste, vom eigentlichen *populus* gegebene, über die tribunicische Macht gestellte Gewalt anzuwenden. ⁴⁾ (368) Die Ernennung eines anderen Dictators

¹⁾ Die Vorschläge des Licinius und Sextius forderten: 1. kein römischer Bürger darf über 500 Morgen Landes besitzen; 2. was bisher an Zinsen abgetragen worden, soll vom Capital abgezogen und der Rest der Schuld in drei gleichen Theilen, innerhalb dreier Jahre abgezahlt werden; 3. von den Consulen soll immer einer ein Plebejer sein. Diese Vorschläge nennt Livius (VI. 35) lauter Anträge gegen die Macht des Adels (*adversus opes patriciorum*) und zum Vortheil des Volkes (*pro commodis plebis*). Um die Liberalen kennen zu lernen, ist es nicht überflüssig zu bemerken, dass Sextius der erste plebeische Consul geworden ist, und Licinius, welcher über 500 Morgen Landes an sich brachte, in Folge seines eigenen Gesetzes, in Strafe verfiel.

²⁾ Liv. VI. 35.

³⁾ Ibid.

⁴⁾ Liv. VI. 38.

half dem verachteten Rechte nicht, die *plebs* und die Tribunen wurden trotziger. Die Rede des Appius Claudius schildert deutlich die unglückliche Lage Rom's und das juristische Verhältniss beider Parteien; in einer Rede sagt er zu den Tribunen: „. . . Ihr Tarquinier in Tribunengestalt . . . welcher Bürger ist heut zu Tage so niedrig, dem nicht durch dieses bequeme Gesetz (das Licinische) der Weg zum Consulate leichter würde, als uns und unseren Kindern? . . . Wir jetzt, als bedürften wir die Gnade der Götter weiter nicht, verunehren alle heiligen Gebräuche. So wähle man die Nächsten Besten zu Oberpriestern, Vogelschauern, Opferkönigen; lasset uns Jedermann, wenn er nur ein Mensch ist, den Jupitershut aufsetzen: die geweihten Schilde (Ancilien), die geheimsten Heiligthümer, die Götter in verbotene Hände übergeben! Bei keinem Gesetze, bei keiner Amtswahl frage man die Zeichen mehr; den Centurial-Comitien (d. i. der zahlreicheren Versammlung oder Unter-Kammer des Reichstages) sei die Bestätigung ferner nicht nöthig! Sextius und Licinius seien, gleich als Romulus und Tatius, Könige in Rom, weil sie fremdes Geld, weil sie Ländereien verschenken! So süß ist es, fremdes Gut zu plündern! und Niemand denkt daran, dass der eine Vorschlag, indem er die Eigenthümer aus ihren Besitzungen vertreibt, das platte Land zur wüsten Einöde macht, der andere Treue und Glauben vernichtet, womit zugleich jede Verbindung der Menschen aufgehoben wird“¹⁾).

Appius bewirkte durch seine Rede blos, dass die Annahme der Vorschläge verschoben wurde. Sextius und Licinius, zum zehntenmal als Tribunen wiederum erwählt, drangen mit dem Antrage durch, „Zehner des Götterdienstes,“ zur Hälfte aus dem Bürgerstande, zu ernennen.“ Es wurden fünf aus den Vätern, fünf aus dem Bürgernstand ernannt; und durch diesen Schritt schien der Weg zum Consulate schon gebahnt²⁾).

¹⁾ Liv. VI. 40, 41.

²⁾ Liv. VI. 42.

Dauernd demnach waren die Nachwehen des ersten gallischen Krieges, der Staat, die Kirche und die Gesellschaft waren bewegt; inmitten der Unruhen dachten die Parteien kaum an die des Weges nach Rom kundigen Gallier.

II. A r t i k e l.

Der zweite römisch-gallische Krieg und die fernerer bis zum fünfzigjährigen Frieden. Ihre Folgen für die Cultur in den Ländern Oesterreichs (367—349).

194. (Der zweite römisch-gallische Krieg. Auflösung der Demokraten).

Unterdessen haben die Gallier ihre Bürgerkriege ausgekämpft (die losesten Barbaren sind gehorsamer als die Liberalen) sich wieder geeinigt und nährten, im stolzen Bewusstsein des Sieges an der Allia, die unwiderstehliche Begierde, Rom noch einmahl heimzusuchen, den verlorenen Theil der Beute mit Zinsen zu fordern; die inneren Kämpfe Rom's waren diesem Unternehmen günstig. In der That erschienen die Gallier wieder (367) und „verbreiteten durch die Erinnerung an die ehemalige Niederlage grossen Schrecken ¹⁾“ in Rom; „das Land war verwüstet, und die Menschen, welche nach Rom nicht fliehen konnten, zerstreuten sich im Gebirge ²⁾.“ Camillus (das fünfte Mahl) zum Dictator ernannt, rückte dem Feinde ins albanische Gebiet entgegen, stellte das Heer auf einem waldigen Berge auf und befestigte ihn, ohne die in der Ebene plündernden Gallier anzugreifen. Erst als sich die Plünderer entfernt haben und die im Lager gebliebenen sorglos und berauscht ruheten, liess Camill die Leichtbewaffneten in der Nacht vorrücken, und griff in der Morgendämmerung mit den Schwerebewaffneten an; die Ersteren hinderten das gallische Heer sich in Schlachtordnung zu stellen ³⁾; der Sieg der römischen Armee war vollständig, der Feind verlor einige Tausend und

¹⁾ Liv. VI. 42.

²⁾ Plut. Cam. 40.

³⁾ Plut. Cam. 41.

zerstreute sich. Dem achtzigjährigen Feldherrn wurde der Triumph gestattet; diese Schlacht war seine letzte That.

„Kaum war er mit dem Kriege fertig, als ihn zu Hause ein gefährlicher Aufstand in Anspruch nahm ¹⁾.“ Die Plebejer, undankbar gegen das neue Verdienst des Führers der Patricier, der Gefahr, der sie eben entgangen waren, ungedenk, traten gegen die Väter in Schranken, der greise Staatsmann und der Senat gaben nach, die licinischen Vorschläge wurden angenommen, ein Plebejer zum Consul gewählt. Vergebens benützten die Curien ihr Recht und versagten den Consuln die Bestätigung, die Ertheilung des Imperium ²⁾, „es kam beinahe zu einer Auswanderung der plebs (des Volkes) und was somit noch die Bürgerkriege besorgen lassen ³⁾.“ „Indessen wurde doch die Zwietracht vom Dictator durch Vergleichungsbedingungen gestillt, der Adel gab dem Volke in Betreff des plebeischen Consuls, das Volk dem Adel darin nach, dass für die Rechtspflege in der Stadt Ein Praetor aus den Patriciern gewählt werde“ ⁴⁾.

So blieb den Plebejern, zum völligen Siege des Liberalismus, Weniges zu wünschen übrig; Vieles hatten sie den Barbaren zu verdanken. Die Patricier, wahrhafte Väter Rom's, von den Liberalen gedrängt, erwiesen sich nachgiebig, unterstützten seiner Zeit den Camillus nicht, und überliessen die Angelegenheit der Fabier dem Einflusse der Plebejer und Clienten; dies war ein Missgriff, denn die Liberalen wurden bestochen und sprachen die Fabier los, wodurch der Krieg entstand und Rom zerstört wurde. Nach dieser Calamität war die Nachgiebigkeit den Patriciern nöthig, allein während der Zerstörung Rom's gingen die Vornehmsten, die Aeltesten und Erfahrensten zu Grunde, der Adel liess sich

¹⁾ Liv. VI. 42.

²⁾ „... patricii se auctores futuros negabant ...“ Liv. VI. 42.

³⁾ Ibid.— Ovid. sagt: „et ipsa suas Roma timebat opes.“ Fast. I. 639. XVII. Cal. Febr.

⁴⁾ Liv. ibid.

zur übermässigen Strenge, besonders aus Anlass der Schulden, hinreissen, diess war wieder ein Fehler, denn die Unzufriedenheit unter dem Volke wurde zur Stütze für die Frechheit der Demagogen, die durch Tapferkeit und Hingebung gelichteten Adelsreihen durften an einen Waffenkampf mit den Liberalen nicht denken; da hat der Stolzeste unter den Patriciern die Liberalen begünstigen müssen, wodurch die römische streng hierarchische Verfassung, dieses Muster für alle Zeiten, in einer Generation gleichsam fatalistisch verändert wurde. Den Grund dieses unaufhaltbaren Verfalls der verdienstvollen Patricier haben wir schon eingesehen (I. 401, 402); die Vorsehung will, dass jede republicanische Verfassung stürze und die Menschheit durch die Monarchie der Bestimmung, der Katholicität, wirksamer entgegengeführt werde.

195. (Fernere Kämpfe mit den Galliern).

Der Sieg der Römer scheint tiefen Eindruck auf die Gallier gemacht zu haben, denn diese Horden plünderten Apulien (366¹⁾), ohne sich auf das römische Gebiet zu wagen. Allein schon einige Jahre darauf „überschwemmten sie schrecklich das Land bis an den Fluss Anio²⁾“, und lagerten sich, „beim dritten Meilenstein³⁾“ von Rom, jenseits der Brücke. Der Dictator P. Quinctius Pennius ordnete, wegen des gallischen Aufgebots, „einen Gerichtsstillstand an, liess alle Waffenfähigen zur Fahne schwören, zog mit einem gewaltigen Heer aus der Stadt und lagerte sich auf dem diesseitigen Ufer des Anio. In der Mitte stand die Brücke, welche kein Theil abbrach, um keine Furcht zu verrathen. Um den Besitz der Brücke entspannen sich häufige Gefechte, und wer sie behaupten würde, liess sich nicht entscheiden, weil man den Stärkeren noch nicht kannte. Da trat ein Gallier von ungemeiner Grösse auf die leere Brücke und schrie

¹⁾ Liv. VII. 1.

²⁾ Oros. III. 6.

³⁾ Liv. VII. 9.

so stark er konnte: Der tapferste Mann, welchen Rom gegenwärtig hat, wohlan, er trete zum Kampfe vor, damit der Ausgang zwischen uns Beiden zeige, welches Volk im Kriege besser ist! ¹⁾“

Ein junger Patricier, Titus Manlius nahm die Ausforderung mit Bewilligung des Dictators an und tödtete den Gallier (361 ²⁾).

Dieser Zweikampf entmuthigte die Gallier, „ihr Heer zog sich in der folgenden Nacht aus dem Lager in aller Eile auf das tiburtinische Gebiet zurück ³⁾“, wo es Unterstützung fand und mit den Tiburtinern, da diese mit Rom im Kriege standen, ein Bündniss schloss, und nach Campanien ging. Im folgenden Jahre (360) rückten die Römer gegen die Tiburtiner zu Felde, „aber die Gallier kehrten zum Beistand Tiburs aus Campanien zurück, und richteten, ohne Zweifel unter der Führung der Tiburtiner, schreckliche Verheerungen im Gebiete von Lavici, Tusculum ⁴⁾ und Alba, an. Gegen die Tiburtiner hatte man mit einem Consul, als Anführer sich begnügt, der Einfall der Gallier zwang einen Dictator zu ernennen . . .“ „Um die Tiburtiner in ihrem eigenen Lande zu beschäftigen, befahl der Dictator dem Heere des Consuls dort zu bleiben, und liess Alles, was waffenfähig war, zu seiner Fahne schwören, und Keiner sperrte sich zu dienen. Gestritten wurde unweit vom Colli-

¹⁾ Liv. *ibid.*

²⁾ Man hat keine Ursache diesen Umstand zu bezweifeln, denn die Zweikämpfe zwischen Galliern und Römern kommen häufig vor. Der Grund, den Niebuhr angibt, dass die *gens Manlia* durch diese fingirte Erzählung den Beinamen: Torquatus (von der dem Gallier genommenen Halskette) erklären wollte, ist nicht haltbar; die Manlier hätten ihre Sage in eine frühere Epoche versetzt, nicht aber in eine Zeit, wo die auf den Glanz der Geschlechter neidischen Plebejer schon Consule werden konnten.

³⁾ Liv. VII, 11.

⁴⁾ Tusculum war ein römisches *Municipium* (das erste) seit dem Jahre 381.

nischen Thore von der Kraft der ganzen Stadt, unter den Augen der Eltern, Frauen und Kinder, welche den Streiter auch in der Ferne mächtig ermuntern, jetzt aber seinem Blicke so nahe, ihn durch Ehrgefühl und Mitleid zugleich entflamnten. Viel Blut war auf beiden Seiten schon geflossen, als endlich das Heer der Gallier umwandte. Fliehend eilten sie nach Tibur, als wäre dies der gallische Waffenplatz ¹⁾.“

Offenbar wollten die Gallier auch diesesmal die Stadt stürmen, da sie bis zu den Thoren Rom's vorgerückt sind; die Gefahr für den Staat war sogar grösser als vor 30 Jahren, denn die Gallier fanden schon Bundesgenossen. Ihrerseits suchten die Römer Bündnisse gegen die beutesüchtigen, das Land, vor Allem Latium, verheerenden Gallier, sie schlossen Frieden mit den Latinern, um sich deren Contingente „Kraft des alten Bündnisses ²⁾“ zu versichern; der Wirkungskreis der gallo-römischen Kriege erweiterte sich.

„Gestützt auf diesen (latinischen) Beistand, erschracken die Römer weniger über die bald darauf eintreffende Botschaft, dass die Gallier nach Praeneste gekommen seien und sodann bei Penum sich gelagert hätten. Man beschloss den Cajus Sulpicius zum Dictator zu ernennen; ihn ernannte der hiezu einberufene Consul Cajus Plantius; als Reiterobristen ³⁾ wurde Marcus Valerius dem Dictator beigegeben. Sie führten den Kern der Truppen, den sie aus den beiden Heeren der Consuln ausluden, gegen die Gallier.— Der Gang dieses Krieges war viel langsamer, als beide Theile wünschten. Anfangs waren nur die Gallier streitlustig; in der Folge übertraf, in Kampf und Handgemenge rennend, der römische Krieger noch den Trotz der Gallier. Aber der Dictator war keineswegs gesonnen, sich ohne Noth dem blossen Glücke

¹⁾ Liv. VII. 11.

²⁾ „ex foedere vetusto“ Liv. VII. 12. Dieser alte Vertrag ist vom Jahre 493.

³⁾ *Magister equitum*; diese militärische Function kommt dem Chef des Generalstabs am nächsten, sie war zugleich ein politischer Posten.

zu überlassen, einem Feinde gegenüber, den Zeit und Fremde täglich schwächer machen; der ohne angelegte Vorräthe, ohne feste Verschanzung sich verweile; dessen Muth und Körper überdies alle Kraft im ersten Anfalle zeige, bei kleinem Aufenthalte aber an beidem erschlafe. Mit diesen Ansichten zog der Dictator den Krieg in die Länge und hatte bei schwerer Ahndung verboten, sich ohne Erlaubniss mit dem Feinde einzulassen ¹⁾.⁴

Diese kluge Kriegsart des Dictators, das wirksamste Mittel disciplinirter Armeen gegen zahlreiche und tapfere Horden, denen es aber an Kriegskunst und am festen Commando fehlt ²⁾, missfiel den römischen Soldaten. Sie vergassen, dass auch Camillus dieses Kriegssystem befolgte, verdächtigten ihren Feldherrn der Feigheit und verlangten ungestüm eine Schlacht; die Ungeduld führte zur Meuterei. Dadurch gezwungen wagte der Dictator eine Hauptschlacht bei Pedum (358), den mühsam erkämpften Sieg hatten die Römer nur dem glücklich gewählten Terrain und einer Kriegslist zu verdanken. Jedoch war der Sieg vollständig, die Beute reich, die Gallier entmuthigt.

Nach acht Jahren erschienen sie wieder, der Consul M. Popilius Laenas, der Taktik seiner Vorgänger folgend, besetzte eine Anhöhe, liess an ihrer Befestigung arbeiten und beobachtete den Feind. Die ungeduldigen Barbaren griffen diese, für die Römer günstige Stellung an, wurden zwar zurückgeschlagen, allein zu hitzig in die Ebene verfolgt. Hier begann ein neuer, äusserst mörderischer Kampf ³⁾, der Sieg

¹⁾ Liv. VII. 12.

²⁾ *Quibus (Gallis) nec certa imperia, nec duces essent. Liv. VII. 24.*

³⁾ . . . „Gegen Unthiere“, rief der Consul „haben wir das Schwert gezogen, der letzte Tropfen entweder ihres oder des eurigen Blutes muss fliessen (*hauriendus est sanguis autdandus*). Ihr stehet auf feindlichen Leichenhaufen, bedeckt damit nun die Ebene, wie Ihr den Berg bedeckt habt. Erwartet ja nicht, dass sie fliehen, wenn Ihr stehen

schwankte, der Consul war verwundet, nur durch eigene Unordnung wurden die Gallier geschlagen (250). Sie zogen sich auf die Anhöhe von Alba zurück, der Consul wagte nicht, sie dort anzugreifen und kehrte um. Gewiss war dieser Feldzug für die Römer nicht glücklich; ihr unvollständiger Sieg wäre beinahe eine Niederlage zu nennen. So fassten ihn die Latiner auf und erklärten, als Rom Truppen verlangte: „Die Römer möchten aufhören denen zu befehlen, deren Beistand sie bedürften“ ¹⁾.

Auf eigene Kräfte beschränkt, traf Rom ungeheure Vorbereitungen zum nächsten Feldzug, die Stadt- und Landbevölkerung wurde ausgehoben, zehn Legionen gebildet. Der Consul L. Furius Camillus (Sohn des Retters) liess zwei Legionen zum Schutz der Stadt und befahl dem Praetor (der andere Consul ist gestorben) die Küsten gegen die griechischen Seeräuber zu decken. „Er selbst zog mit vier Legionen ins pompтинische Gebiet und wählte einen zum Standlager geeigneten Ort, weil er ohne Noth in der Ebene sich nicht schlagen wollte, und einen Feind, der vom Raube leben musste, hinlänglich zu zähmen hoffte, wenn er ihm das Plündern währte“ ²⁾.

Diesmal verläugnete sich die Ungeduld der Gallier, sie griffen nicht an, allein in ihrem, wie im römischen Lager, brannte man vor Kampfbegierde. Als der Kriegstribun Valerius (Corvus) einen Gallier im Zweikampfe erlegt hat, „entspann sich um die Leiche des Galliers ein Streit, aus dem eine mörderische Schlacht erwuchs“ ³⁾. Gewiss hatten die Römer, auf den Fall des Angriffs, genaue Befehle, bei den Galliern kann man dies nicht voraussetzen. Die Letzteren wurden entscheidend geschlagen (349).

bleibt. Vorwärts die Fahnen. Auf gegen den Feind!“

Liv. VII. 24.

¹⁾ *Liv. VII. 25.*

²⁾ *Liv. ibidem.*

³⁾ *Liv. VII. 26.*

Dieser Sieg war wichtiger, als die früheren, denn er führte zum Frieden ¹⁾, der beinahe 50 Jahre dauerte. Das Werk der Befreiung von Camillus, dem Vater, begonnen, wurde vom Sohne ²⁾ vollendet.

196. (Folgen der gallisch-römischen Kriege für Rom und die Zukunft der Cultur Oesterreichs).

Die grossen Gefahren, in denen Rom so lange und so oft schwebte, waren nicht ohne Vorthail für die Menschheit, die beharrlichen, endlich siegreichen Kämpfe der würdigsten und sittlichsten Stadt Italiens, erwiesen das Privilegium der Cultur, die Höhe der spiritualistischen, auf Gottesfurcht und auf dem Gesetze beruhenden Gesittung; die gallisch-römischen Kriege verdienen jenen zwischen Hellenen und Persern an die Seite gestellt zu werden. Das Reich der Ideen, in dem nachdrücklich gewarnten Staate, erweiterte sich nicht allein bezüglich der Kriegskunst und Völkerkenntniss. Noch mehr mussten die Gallier durch die Berührung mit den Römern und Italioten, besonders seit dem Bündnisse mit Tibur, gewonnen haben; römische, überhaupt italiotische Gefangene seufzten in den Po-Gegenden, die vier etruskischen Städte, Oasen inmitten der barbarischen Wüsten, belauschten jedes Wort der Bildung, der in ihrer Isolirung absterbenden etruskischen Cultur reichte die auflebende römische die Hand, die übermüthigen Eroberer Nord-Italien's unterlagen dem doppelten Einflusse der Städte, die sie verschont und der Stadt, die sie verbrannt hatten. Jeder Dollmetsch zwischen Römern und Galliern war ein Lehrer für die Letzteren. Gewiss bildeten die gallisch-römischen Kriegsfakeln die erste Morgenröthe der Cultur für die Länder, die jetzt einen Theil Oesterreichs ausmachen. Soll man nicht annehmen, dass die

¹⁾ *Polyb. II. 18. 19.*

²⁾ Ueber den Triumph des Camillus wird nicht berichtet: hielt man etwa die Nachricht hierüber für überflüssig, da selbst dem Popilius der Triumph gestattet war?

lange Ruhe der Gallier schon eine Veränderung ihrer Lebensart erweise?

Noch vortheilhafter, als die Kriege, war der Friede zwischen beiden Völkern. Die Gallier lernten im eigenen Boden die Subsistenzmittel finden, welche sie bis nun in Raubzügen suchten. Rom, durch den vierzigjährigen Krieg erschöpft, bedurfte besonders dieses Friedens, denn es hatte, neben den vielfältigsten Kämpfen mit den Latinern, Campanern & und neben häufigen Empörungen (so der Volsker, Antiaten &.), die schweren Kriege mit den Samniten zu führen. Auch im Innern wurde es oft bewegt, denn durch Kriege litten stets die heldenmüthigen Patricier verhältnissmässig mehr als die Plebejer, wodurch diesen der Fortschritt in der Emancipation erleichtert, hingegen die Aufrechthaltung der Verfassung, in deren ursprünglichen Reinheit, den Patriciern erschwert wurde.

Ein Einfall der Gallier wäre unter diesen Verhältnissen ein grenzenloses Unglück gewesen; so beurtheilten die Römer ihre Lage. „Noch war man“ sagt Livius¹⁾ „des Krieges mit Privernum nicht entledigt, als das schreckliche Gerücht von einem Anzuge der Gallier sich verbreitete, das die Väter nicht leicht unbeachtet liessen. Als bald mussten daher die neuen Consuln, Lucius Aemilius Mamercinus und Cajus Plautius, noch am Tage ihres Amtsantrittes, den ersten Quinctilis (Julius) sich über ihre Posten vergleichen, und Mamercinus, welchem der gallische Krieg zugefallen, ein Heer ausheben, ohne irgend Einem die Dienstpflicht zu erlassen. Ja, es sollen sogar die Gewerbsleute und sitzenden Handwerker, eine zum Felddienste durchaus untaugliche Menschenklasse, aufgeboden worden sein; und diese grosse Heeresmacht wurde nach Veji zusammengezogen, um von dort aus den Galliern entgegen zu rücken. Weiter wollte man sich nicht entfernen, damit der Feind nicht unbemerkt auf einer anderen Strasse gegen die Stadt heran komme.“

¹⁾ VIII. 20.

Glücklicherweise war das Gerücht ungegründet, die Römer konnten wieder ihre ganze Macht gegen italische Völker gebrauchen, die Gallier hingegen in das erste Stadium der Cultur eintreten, feste Wohnsitze nicht nur für den Winter nehmen und, statt andere Länder zu überfallen, die ihrigen gegen Ueberfall sichern.

III. A r t i k e l.

Kämpfe Rom's mit den Cisalpinern seit deren Verbindung mit den Transalpinern und italienischen Ligen (295—282.) Eroberung des senonischen Galliens, Friede mit den Bojern. Die ersten römischen Colonien auf gallischem Boden; (283—268). Folgen für römische Macht und für die Cultur gallischer Völker. Einfluss der Siege über die Gallier auf die römische Staatsverfassung.

197. (Wiederausbruch der Feindseligkeiten zwischen Römern und Galliern. Erste italische Coalition. Sieg der Römer bei Sentium.)

Der Vorsehung erschienen zu Ihren ewigen Zwecken die Barbaren nöthig, sie sollten nicht sogleich zur Cultur bekehrt, sondern vielmehr durch neue Ankömmlinge in der Barbarei gestärkt werden; wir sahen schon (was darauf in Austrasien eintrat), dass stets neue Fluthen sich aus Gallien über Italien ergossen. (S. 254). Auch nun (299) drangen Transalpinen ein, die Cisalpinen wollten nicht einen Kampf wagen, sie beriefen sich auf die Verwandtschaft und entwaffneten den Feind durch gute Aufnahme und Freigebigkeit¹⁾. Es ist leicht zu ermessen, welchen Einfluss diese Begebenheit auf die bereits keimende Cultur Ober-Italien's ausübte. Die cisalpinischen Gallier wurden in ihrem Schwanken zwischen alten und neuen Begriffen, im zweifelhaften Licht zwischen dem werdenden Tage und der noch nicht verschwundenen Nacht, gleichsam in ihrem italischen Traume überrascht; wie der Anblick lasterhafter Gesellen den noch

¹⁾ Polyb. II. 19.

nicht völlig Gebesserten wieder in's Laster zieht, ebenso lässt sich die noch nicht verwelkte Barbarei durch den Anblick der wilden Freiheit erfrischen. In der That verbanden sich die alten Ankömmlinge mit den neuen zum Einbruch in Etrurien ¹⁾; es war eine Restauration der Raubzüge. Die Etrusker, obschon unvermuthet überfallen, waren nicht unvorbereitet, denn sie führten einen Krieg gegen die Römer im Schilde und standen schon unter den Waffen, übrigens waren sie zum Unterhandeln geneigt und „suchten im Vertrauen auf ihr Geld . . . die Gallier aus Feinden zu Bundesgenossen zu machen, um in Vereinigung mit dem gallischen Heere die Römer zu bekriegen“ ²⁾. Der Lohn wurde ausbedungen und empfangen, allein mitziehen wollten die Gallier nicht: „sie läugneten, für einen Angriff auf die Römer, den Lohn ausbedungen zu haben, Alles, was sie empfangen, hätten sie dafür empfangen, dass sie Etrurien nicht verwüsteten und den Einwohnern nicht feindselig begegneten. Doch wollen sie, wenn die Etrusker es durchaus verlangen, zu Felde ziehen, aber für keinen anderen Lohn, als den, dass sie einen Theil am etruskischen Lande erhalten und endlich einmal feste Wohnsitze haben“ ³⁾. Offenbar handelte es sich um Felder für die neuen Einwanderer, der Letzteren hätten sich die alten gerne entledigt.

Die Etrusker verwarfen den Antrag, die Gallier zogen mit dem Gelde ab. In Rom verbreitete sich der Schrecken, auf das Gerücht von dem gallischen Einfall. Nach Hause zurückgekehrt, geriethen die cisalpinischen Gallier, bei der Theilung des Geldes mit den transalpinischen, in Kampf und „verloren einen grossen Theil der Beute und des Heeres“ ⁴⁾. Gewiss gewannen dadurch die Culturzustände nicht.

¹⁾ *Ibidem.*

²⁾ *Liv. X. 10.*

³⁾ *Ibid.*

⁴⁾ *Polyb. II. 19. Am. Thierry (hist. des Gaul. I. 199)* sagt, dass die Transalpinen geschlagen und beinahe ausgerottet wurden, allein er gibt nicht die Quelle an, wo

Was die Etrusker versuchten, dies führten die Samniter aus und gewannen die Gallier durch Sold, auch die Etrusker und Umbrer nahmen Theil an dem Bündnisse (396). Die Römer geriethen in Schrecken, Lucius Voluminus sprach zu ihnen: „Sie möchten nicht vergessen, dass sie heute in den Consuln die Heerführer gegen vier Völker wählen“ ¹⁾. Rom durch 50 Jahre beinahe stets siegreich, war in der Lage, eine grosse Macht zu entwickeln, und rüstete sich nach einem ungeheueren Massstabe „nicht bloss Freigeborne oder Jüngere mussten zur Fahne schwören, auch aus den Bejahrteren wurden Cohorten gebildet und die Söhne der Freige-

er diese Nachricht schöpfte und gewiss beruhet sie blos auf einer Vermuthung Thierry's. Mir scheint es, dass der allgemeine Zusammenhang der Begebenheiten die Stelle des Polyb bestätige; die Etrusker weigerten sich, den Galliern Felder abzutreten, nicht desswegen „weil sie ihr Gebiet nicht gerne schmälerten, sondern desswegen, weil es Jeden empörte, Leute aus einem so verwilderten Volke zu Nachbarn anzunehmen“. (*Liv. X. 10.*) Hier kann man nicht an die Cisalpinen denken, da diese schon früher Bündnisse mit den Italioten schlossen und sich durch 50 Jahre ruhig verhielten; übrigens hatten sie schon Wohnsitze, es handelte sich um die neuen Einwanderer. Die schauderlichen Scenen, welche Livius in den nächsten Kämpfen der Gallier schildert (*X. 26.*), hat er in den früheren nicht erwähnt. Endlich wurden römische Gesandte von den Galliern ermordet; wohl spricht Livius stets von den senonischen Galliern, denn ihr Gebiet war den Römern am nächsten, allein es war auch den Transalpinern, da diese Krieg und Beute suchten, am willkommensten, und wahrscheinlich waren sie, (ausser der Annahme einer Privatrache) die Mörder der Gesandten. Die Senonen hätten am wenigsten diesen Frevel gewagt, da sie feste Wohnsitze hatten und von den Römern eher, als die übrigen Gallier, erfasst werden konnten; auch haben sie oftmal mit den Italioten und Römern unterhandelt und schon vor 100 Jahren die Kenntniss völkerrechtlicher Begriffe erwiesen. Ueberhaupt kann man sich die Kriege der Römer, als mit dem einzigen Stamme der senonischen Gallier, nicht denken.

¹⁾ *Liv. X. 21.*

lassen in Centurien eingereiht“ ¹⁾). So vermochten die Römer, ausser den zwei consularischen, noch ein proconsularisches, ein praetorisches und zwei propaetorische Heere aufzustellen. Die Consulen Quintus Fabius und Publius Decius führten gemeinschaftlich das Commando und zogen mit ungefähr 70,000 M. an Römern, Latinern und Bundesgenossen²⁾ nach Clusium; die zwei propaetorischen Heere begaben sich, das eine in das Faliskerland, das andere in das vaticanische Gebiet (295), während zwei Legionen, mit denen Fabius gegen Ende des Winters in Etrurien manoeuvrirt hatte, dort verblieben, den Feind theils beobachteten, theils aufhielten, und eine von denselben sich bei Clusium, drei Märsche von Rom, hielt. Die Consulen waren schon in der Nähe von Clusium „als sie gallischer Reiter ansichtig wurden, welche die Köpfe der Erschlagenen, vorne an ihren Pferden hängen oder auf ihren Lanzen stecken hatten“ ³⁾). Es waren Trophaeen über eine von den zurückgelassenen Legionen, welche von den Galliern überrumpelt und geschlagen war ⁴⁾).

In die Nähe von Sentinum angekommen, schlugen die Consulen das Lager auf. „Jetzt hielten die Feinde Rath und kamen überein, nicht insgesamt in Einem Lager sich zu vermengen noch zugleich in eine Schlacht einzulassen. Den Samniten wurden die Gallier, den Etruskern die Umbrer beigegeben; der Tag zur Schlacht wurde bestimmt, die Schlacht zu liefern den Samniten und Galliern aufgetragen, und während des Kampfes sollten die Etrusker und Umbrer das römische Lager stürmen“ ⁵⁾). Diesen Plan erfuhren die Con-

¹⁾ *Ibid.*

²⁾ *Liv. X. 26.*

³⁾ *Ibid.*

⁴⁾ Livius gibt zwei Versionen über diese Niederlage; nach einer hat sich die Legion verirrt, wurde umzingelt und dergestalt vernichtet, „dass kein Bote übrig blieb“; nach der andern waren nur die „nach Futter Ausgezogenen“ umringt. Da in beiden nur von Reitern die Rede ist, so wäre die zweite wahrscheinlicher.

⁵⁾ *Liv. X. 27.*

sulen durch Überläufer, und beorderten das Heer, welches im Faliskerlande und jenes, welches im Vaticanischen operirte, gegen Clusium vorzurücken, das feindliche Gebiet zu verwüsten; dadurch wurden die Etrusker und Umbrer genöthigt, zum Schutze ihres Landes zu eilen.

Diesen Umstand benützend, boten die Consuln den Barbaren die Schlacht an und stellten das Heer in Schlachtordnung auf, Fabius commandirte den rechten Flügel gegen die Samniten, Decius den linken gegen die Gallier. Der alte Consul beschränkte sich auf die Defensive, um die aggressiven Gegner zu ermüden, der jüngere Decius, nicht die erprobte Taktik der Römer, sondern die Kampfarm der hitzigen Gallier befolgend, erschöpfte sein Heer in ungestümmen Angriffen, besonders die Cavallerie, die er stets in Athem hielt und der vornehmen Jugend zurief „mit ihm auf den Feind einzusprengen; zweifach würde ihr Ruhm sein, wenn der linke Flügel, wenn die Reiterei zuerst siegte. Zweimal warfen sie die gallische Reiterei. Als sie noch einmahl weiter vorsprengten, und bereits mitten unter den feindlichen Reiterhaufen sich schlugen, machte eine ihnen neue Art vom Kampfe ¹⁾ sie bestürzt. Auf Streitwagen und Karren stehend,

¹⁾ Livius sagt hier (X. 28) ausdrücklich: „eine neue Art vom Kampfe“ (*novum pugnae genus*). Ich halte diese Bemerkung für höchst wichtig, und erwiesen ist es schon durch die früheren Kämpfe, dass diese neue Waffe den Cisalpinern unbekannt war. Hingegen bedienten sich ihrer die Transalpinen, Caesar (*de bello gall.* IV. 33) beschreibt genau diese Waffe und bewundert die Gewandheit, mit welcher sich die Transalpinen der Streitwagen bedienten; daher muss man die Barbaren, welche gegen den Decius wirkten, für die neuen Ankömmlinge aus der Transalpina halten. Nun wurde durch diesen Kampf das Kriegsglück gegen die Römer entschieden, folglich waren die Transalpinen zahlreich. Dadurch bin ich in meiner Ansicht, dass ein neues gallisches Element unter den Cisalpinern wirkte, (S. 286 Anmerkung) bekräftigt; ich glaube, dass die Sieger bei der Theilung der Beute mit den Cisalpinern, ferner Jene, welche Köpfe der Erschlagenen auf den Lanzen trugen, und die Leiter der Streitwagen, Transalpinen waren.

mit den Waffen in der Hand, kam der Feind heran unter gewaltigem Getöse der Rosse und der Räder, und die Pferde der Römer, eines solchen Lärmes ungewohnt, wurden scheu. Wie von Gespenstern gejagt, stob die bereits siegende Reiterei im Schrecken auseinander, und in besinnungsloser Flucht fortrennend, stürzte Ross und Mann zu Boden. Dadurch geriethen auch die Fähnlein der Legionen in Verwirrung; Viele im Vordertreffen wurden von den anprellenden Rossen und den durch die Linie hiedurchrennenden Wagen zertreten, und das gallische Fussvolk, sobald es die Feinde bestürzt sah, kam nach und liess ihnen keine Zeit sich zu erholen und zu fassen¹⁾. Die Römer ergriffen die Flucht, vergebens suchte Decius die Fliehenden aufzuhalten. Vom Kampfe erhitzt und sich der Schuld, zwei Legionen preisgegeben zu haben, bewusst, fasste er den Entschluss das letzte, nach römischen Religionssätzen, unfehlbare Rettungsmittel anzuwenden, sich den unterirdischen Göttern zu weihen, das Leben zu opfern. Er liess den Oberpriester Marcus Livius kommen, wiederholte die Worte des Gebetes, welche er ihm vortrug, und stiess furchtbare Verwünschungen gegen den Feind aus. „Nachdem er dergestalt sich und die Feinde verflucht hatte, spornte er sein Pferd in die dichteste Linie der Feinde, und fiel selbst, denselben entgegenstürzend, unter den feindlichen Hieben²⁾).

Durch den religiösen Glauben ermannt, sammelten sich die Römer zum Angriffe wieder; die Gallier durch die unerwartete Wendung der Lage überrascht, vielleicht von abergläubischer Furcht ergriffen, wahrscheinlicher durch den Anblick des ungewöhnlichen Schauspiels ausser Schlachtordnung gebracht, formirten sich in Masse und waren der Offensive unfähig. Indessen hat Fabius Rutilius die Samniten in die Flucht geschlagen und vermochte dem linken Flügel, welcher vor Allem Cavallerie bedurfte, 500 campanische Rei-

¹⁾ Liv. X., 28.

²⁾ Liv. X. 28.

ter zu Hülfe zu schicken; sie griffen, von einer Legion des Fabius unterstützt, die Masse im Rücken an, während die Fronte von den Legionen des Decius gestürmt wurde. So erlitten die Gallier eine vollständige Niederlage. Die beiden Flügel der Römer verloren über 8000 M., den Verlust des Feindes kann man auf 40,000 M. rechnen ¹⁾.

Die Folgen dieses Sieges bei Sentinum (295) waren für Römer von grosser Wichtigkeit; die erste grosse italische Coalition ²⁾ war gesprengt, Etrurien und Samnium isolirt und bald zum Frieden genöthigt (294—290). Mit den senonischen Galliern scheint der Friede früher geschlossen worden zu sein, da sie seit 295 unter den Kämpfern nicht vorkommen und im J. 283 eine römische Gesandtschaft empfangen.

198. (Die zweite italische Coalition. Eroberung des senonischen Galliens. Friede mit den Bojern).

Dieselbe erschien aus Anlass einer zweiten Coalition gegen Rom, deren Plan vom Süden Italiens ausging, aber nicht eifrig betrieben wurde; nur der etruskische Bund trat auf, nahm Gallier in Sold und belagerte die mit Rom befreundete Stadt Aretium (Arezzo). Die gallischen Söldner bestanden aus der senonischen Jugend und gewiss grössern Theils aus den Transalpinern, die ohne Krieg nicht leben konnten. Die Römer schickten den Belagerten Hülfe unter dem Proconsul L. Caecilius Metellus und machten durch eine Gesandtschaft den Senonen Vorwürfe, dass sie, obschon mit Rom verbündet, ihrer Jugend gestatten, gegen römische Bundesgenossen zu ziehen ³⁾. Ein Gallier königlichen Geschlechtes (nach meiner Vermuthung, ein Transalpiner) erschlug, um den Tod seines gegen die Römer gefallenen Va-

¹⁾ Paul. Oros. (IV. 21) Liv. (X. 29) gibt 25,000 und Diod. 100,000 an.

²⁾ „*Quatuor fortissimi populi Italiae in unum agnem foedusque coierunt.....*“ Oros. III. 20.

³⁾ Liv. Supp. XII. 1.

ters zu rächen. Die Gesandten und entweihete die Insignien ihres heiligen Amtes¹⁾.

Sogleich erklärten die Römer den Krieg, der Consul P. Cornelius Dolabella rückte im Eilmärsche aus dem volsinischen Gebiete über das sabinische und picenische in das Land der Senonen ein, verwüstete es schrecklich, zerstörte die Dörfer, liess die wehrfähige Mannschaft niederhauen, Frauen und Kinder fortschleppen; der Mörder der Gesandten wurde ergriffen, schrecklich gefoltert und für den Triumph aufbewahrt²⁾. In derselben Zeit kämpfte Caecilius Metellus bei Arezzo unglücklich, er fiel mit 7 Tribunen und 13,000 M.³⁾ (283).

Auf die Nachricht von den Vorfällen im senonischen Gebiete geriethen die bei Arezzo siegreichen Gallier in Wuth, die senonischen heimathlos geworden, die übrigen von den Ihrigen durch das Heer des Dolabella abgeschnitten, fassten den verzweifelten Entschluss gegen Rom zu ziehen. Ohne Ordnung und festen Plan im feindlichen Lande umherirrend, stiessen sie stets auf Hindernisse und endlich auf das Heer des andern Consul's, Cn. Domitius Calvinus, welcher aus Lucanien herbeieilte; die Gallier wurden geschlagen. Viele haben sich nach dieser Niederlage entleibt, Wenige flüchteten sich zu den Bojern. Diese geriethen durch die Verwüstung Senonien's, eines Nachbarlandes, und durch die raschen Erfolge der Römer in Schrecken und verbanden sich mit den Etruskern, um Rom anzugreifen; allein Cornelius zog sich, nach der Vernichtung der Senonen, zur Deckung Latium's zurück und lieferte den Gallo-Etruskern eine Schlacht am vadimonischen See (283), in welcher der grösste Theil der Etrusker zu Grunde ging und nur Wenige von den Bojern entkamen⁴⁾.

¹⁾ *Liv. Supp. XII. 1.*

²⁾ *Liv. Supp. XII. 2.*

³⁾ *Ibidem.*

⁴⁾ *Liv. Suppl. XII, 4. Polyb II, 20.* Die Darstellung dieses Krieges und der Eroberung Senonien's, eins der

Nach diesen schnell auf einander folgenden Siegen der Römer, konnten die Etrusker, da die Unter-Italioten keine Energie entwickelten, nicht länger widerstehen, sie hatten Verlangen nach dem Frieden, wie die Bojer. Jedoch wagten

wichtigsten Facten in der ganzen gallisch - römischen Kriegsgeschichte, ermangelt des innern Zusammenhanges und enthält auffallende Widersprüche. Warum hätte das senonische Volk, welches sich lange Zeit ruhig verhielt, ohne einen unmittelbaren Grund, den Entschluss gefasst die Gesandten des mächtigen Rom zu ermorden einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen? Warum hätte es in diesem Falle nicht die ganze Mannschaft entweder nach Arezzo abgeschickt, oder zu Hause eine Armee aufgestellt? Jedoch sehen wir das Land ohne Schutz, obschon es waffenfähige Männer hatte und nur die Jugend im Felde stand. Hätte das Volk die Waffen wirklich gegen Rom ergriffen, so wären dessen Gesandte in Sena überflüssig gewesen. Die Annahme meiner Hypothese über die Anwesenheit der Transalpiner unter den Senonen ist geeignet die Sachlage aufzuklären, ich stelle mir vor, dass die Senonen, als Volk, an dem Kriege der Etrusker gegen Rom keinen Antheil nahmen, allein die Jugend unter die gallischen Söldner der Etrusker einzutreten entweder nicht hindern konnten, oder nicht wollten; ferner, dass die Transalpiner ohne feste Sitze in Senonien verweilten, die Hauptzahl der Söldner ausmachten, in Sena die Kriegspartei vorstellten, den senonischen Stamm in einen Krieg mit den Römern zu verwickeln trachteten und desswegen die Gesandten ermordeten. Dadurch überrascht, vermochten die Senonen weder die Ihrigen aus dem Lager abzurufen, noch die nothwendigen Vorbereitungen zur Wehre zu treffen.

Die Transalpiner denke ich mir, seit dieser wiederholten Katastrophen, als vernichtet, denn sie waren die Kriegslustigsten, sie nahmen Antheil an dem Verzweilungszuge der Senonen nach Rom und höchst wahrscheinlich auch an der entscheidenden Schlacht am vadi-monischen See. Mit ihnen sind auch die Streitwagen verschwunden, es geschieht derselben keine Erwähnung mehr. Vielleicht war diese Waffe in der Schlacht bei Arezzo (deren Beschreibung uns fehlt) zum letzten Mal angewandt, wodurch sich auch der ungeheure Verlust der Römer, von 13,000 M. (so einen haben zwei consularische Heere nie erlitten) erklären liesse.

beide Völker noch einmal den Kampf, wurden aber vom Consul Q. Aemilius besiegt; (282) die Bojer, welche in diesem Feldzuge alle Jünglinge bewaffnet haben, baten nun um Frieden und schlossen mit den Römern ein Bündniss, welches sie durch 45 Jahre hielten ¹⁾).

Nach der Verwüstung des senonischen Gallien's, schickten die Römer (wahrscheinlich schon 383 auf jeden Fall 382) Colonisten nach Sena ab. Die römischen Colonien waren lebende Festungen, die sich nicht auf die Defensive beschränkten; sondern als eine active und zugleich permanente Armee und Civil-Obrigkeit (welcher die Einwohner der eroberten Stadt und ihres Gebietes unterlagen) wirkten; man soll sie als Avantgarden und zugleich als Reserven der Legionen ansehen, mit unserem Militair-Grenzlande vergleichen.

199. (Folgen der italisch-gallisch-römischen Kriege für die **Macht Rom's** und die **Cultur der Gallier.**)

Durch die Colonisirung von Sena, der Hauptstadt der Senonen, war der Besitz des ganzen Gebietes gesichert und zugleich ein fester Punct durch diesen Hafen am adriatischen Meere zur Behauptung der bedeutenden senonischen Küste gewonnen; wirklich ging ein römisches Geschwader in die adriatischen Gewässer ab. Auch die Etrusker wurden, nach dem Abfalle der Bojer, unterworfen. So stand ganz Mittel-Italien unter der römischen Herrschaft; die Gallier, Nachbarn der Römer, beinahe vom tyrrhenischen bis zum adriatischen Meere, erkannten die Uiberlegenheit Rom's und des ungleichen Kampfes müde, erklärten sie sich entschieden für die Ruhe.

Wichtiger demnach, als in der ersten Kriegsperiode, waren die Folgen der gallo-römischen Kämpfe in der dritten (295—282) für die Römer und für die Gallier. Die Erstern haben sich durch die Siege über die Lezteren, des einzigen mächtigen Feindes in Italien, entledigt und konnten schon das

¹⁾ *Polyb. II. 20. 21.*

Principat auf der Halbinsel anstreben, den Völkern Unter-Italiens blieb, nach den Niederlagen der Barbaren, nur die Allianz mit gebildeten Völkern, als Mittel gegen die römische Herrschaft, übrig, denn von den Galliern waren die Unter-Italier durch das römisch gewordene Mittel-Italien getrennt. In der That riefen die Tarentiner den Pyrrhus, einen der gebildetsten (auch in der Theorie bewanderten) Feldherrn seiner Zeit. Die Berührung der Römer mit diesem hohen Strategiker, welcher mit einer neuen Waffe (Elephanten) auftrat, waren nicht ohne Vortheil für die römische Kriegskunst und vorbereitet zu diesem Kampfe waren sie schon durch die tapfern Gallier, welche sich ebenfalls einer neuen Waffe (der Streitwagen) bedienten; schon in der ersten Kriegsperiode entlehnten die Römer Vieles von der Waffenkunst der Gallier ¹⁾. Auch für die Bildung der Römer in der Seekunst war der Besitz der senonischen Küste am adriatischen Meere wichtig, hierin wäre der Anfang römischer Flotten zu suchen, wodurch Rom zum Nachbarn der gebildeten Hellenen wurde und von diesen lernend, andere Völker lehrte.

Noch mehr gewann die Cultur der Gallier. Die alte Hauptstadt der Senonen, nun eine römische Colonie, bildete eine reiche Quelle für die Gesittung gallischer Stämme; die römischen Colonien, ein Rom im Kleinen, ein Rom *in partibus*, waren nicht nur Bollwerke für die römische Macht, sondern auch permanente Lager der Propaganda römischer Cultur und Ideen, bewaffnete Schulen für die Eroberten. Die Verfolgung der Senonen (worüber römische Schriftsteller auf eine unsittliche, mehr der Griechen, als der Römer würdige Art declamiren und behaupten, dass kein Mann aus dem Stamme, welcher Rom verbrannte, übrig blieb²⁾) ist offenbar eine Hyperbole, welcher die physische Unmög-

¹⁾ *Plut. Camill.*

²⁾ *Nequis extaret in ea gente quae incensam a se Roman urbem gloriaretur. Flor. I. 13.*

lichkeit entgegensteht. Cornelius überfiel die Senonen gegen die Mitte des Feldzugs, er vermochte nicht ihr ausgedehntes Gebiet gänzlich zu besetzen, denn gegen das Ende des Feldzugs kämpfte er schon am vadimonischen See. Die Senonen, welche sich durch die Flucht zu den Bojern gerettet haben, konnten nach dem Abzuge des Consuls zurückkehren. Es ist nicht annehmbar, dass die Senonen, wie ehemals, nur Geld und Heerden als Güter ansahen, daher wahrscheinlich, dass Einige in der Heimath blieben, was auch das Interesse des Siegers, um das ihm unbekannte Land anzubauen, erforderte. Hätte man eine Colonie in ein förmlich wüstes Land abgeschickt? die Bedeutung der Colonien bestand eben in der Abhängigkeit der Einwohner von den Colonisten.

Die Tausende von senonischen Sklaven waren, beim Mangel überseeischer Verbindungen der Römer, gewiss an römische Bürger und Italiier verkauft, sie gingen für die gallische Cultur nicht verloren. Ohne gewagte Vermuthungen kann man annehmen, dass hier die Flucht des Sklaven, dort die Milde oder das Interesse des Herrn den in Italien ausgebildeten Gallier seinem Vaterlande für immer oder für eine Zeit wiedergab, wodurch sich Cultur-Ideen unter den Barbaren verbreiteten. Freilich ist es wahrscheinlich, dass sich viele Senonen zu den Bojern oder sogar über den Po flüchteten, allein auch sie waren Propagatoren neuer Begriffe unter roheren gallischen Völkern.

Die Rolle Senoniens, welche die Transalpinen verhinderten, übernahmen nun die mit Rom befreundeten Bojer, demnach rückte die Cultur den österreichischen Ländern näher; entweder werden die Bojer durch die ruhige Berührung mit Italien gesittet, oder in Folge eines Rückfalls in die Barbarei von den Römern besiegt werden, wie die Senonen, wodurch die Cultur noch weiter schreiten wird.

Einen neuen Lichtpunct für Gallien errichteten die Römer durch die Colonisirung Ariminum's (268) einer etruskischen von den Galliern verschonten Stadt, welche durch

die Lage am adriatischen Meere, die Nähe von Po und Nachbarschaft Venetien's, dieses natürlichen Bundesgenossen der Römer gegen die Gallier, äusserst wichtig war; mit einem glücklich gefundenen Ausdruck nennt Cicero die neue Colonie: eine Vedette des römischen Staates ¹⁾, denn von hier aus konnten die Römer alle Bewegungen und Verhältnisse der Barbaren beobachten; bald wurde Ariminum, schon ehemals ein Handelsplatz, nun zu einem bedeutenden Waffenplatze, zu einer wahrhaften Grenzfestung und Avant-Garde für die Cultur.

Auch die Italioten liess Rom zur Gesittung der Gallier beitragen, die Picenaten haben sich empört (269), sie wurden geschlagen und zum Theile in das Gebiet von Ariminum übersiedelt²⁾; es war gewiss eine grosse Staatsidee, gebildete Feinde zu einer Mark gegen die Barbarei zu gestalten. Diese für die Zukunft österreichischer Länder günstige Lage dauerte 40 Jahre.

Es war eine Fügung der Vorsehung, dass die Römer Gallien 3 Jahre vor Pyrrhus besiegen und diesen 11 Jahre vor dem Kriege mit Carthago aus Italien verdrängen, um dem neuen Feinde widerstehen zu können.

200. (Einfluss des Sieges über die Gallier auf die römische Staatsverfassung).

Auch, bezüglich des Feindes im Innern, waren die Siege der Römer über Gallien ein wahrhafter Segen Gottes.

¹⁾ „*Specula populi romani*“. Or. pro Man. Fonteio.

²⁾ Meine Vermuthung beruhet auf der Epit. XV. des Livius, welcher Ariminum ein picanatisches Gebiet („in Piceno“) nennt, was mit dem Berichte des Strabo (V. 4. 406) von der Ubersiedlung der Picenaten nach Campanien zusammenfällt. Und dass die Picenaten auch ausser Campanien hier, im ehemaligen Lande der Senonen, Felder hatten, werden wir bald sehen. Daher heisst es: „in Piceno, qui ager Senonum Gallorum fuerat Ariminum colonis occupari placuit“. Liv. Supp. Freinsh. XV. 8.

Der Sieg der licinischen Gesetze befriedigte die Liberalen nicht, stets rückten sie der Demokratie näher und entrissen dem Adel ein Majestätsrecht nach dem andern. Ehedem war der Adel von den Volksbeschlüssen (*plebiscita*) unabhängig, seit der Mitte des V. Jahrhunderts (v. Ch.) begannen die Liberalen dieses Recht anzufechten, ein Centuriat-Gesetz wurde erlassen (449): „dass Alles, was die *plebs* in den Tributcomitien verordne, auch den Adel verbinde ¹⁾“. Entweder haben die Curiat-Comitien (die Adelskammer des Reichstages, die Pairskammer) dem Gesetze die Bestätigung versagt, oder auf eine andere Art, gegen die Anmassung der Plebejer protestirt, denn der Vorschlag wurde in den Publilischen Gesetzen (339) wiederholt: „dass die Plebiscite für alle Römer verbindlich sein ²⁾“. Endlich war dieselbe Verordnung durch die Auswanderung des Volkes ertrötzt, durch die *lex Hortensia* promulgirt und definitiv (286) angenommen. Von nun an gab es keinen Unterschied zwischen Volksbeschlüssen und Gesetzen.

Neben dieser Usurpation ging eine andere gegen die Majestätsrechte des Adels vor sich. Ursprünglich stand den aus dem Adel ausschliesslich bestehenden Curien zu, die regelmässig vorgeschlagenen, vom Senate genehmigten, von den aus Patriciern und Plebejern zusammengesetzten Centuriat-Comitien (Unter-Kammer des Reichstages, unterschieden von den Curiat-Comitien oder Adelstage und von den Tribus-Comitien oder von dem Volkstage) angenommenen Gesetze und Beamtenwahlen, zu revidiren, mit dem kirchlichen Rechte zu vergleichen, zu bestätigen oder zu verwerfen. Allein seit dem Jahre 339 verlangten die Publilischen Gesetze (ausser der Gültigkeit der Plebiscite für die Patricier) „dass die Väter (der Adel in den Curien) die Gesetze, welche von dem Centuriat-Reichstage angenommen werden

¹⁾ Liv. III. 55. „*Ut quod tributim plebs jussisset, populum teneret*“.

²⁾ Liv. VIII, 12. „*ut plebiscita omnes Quirites tenerent*“.

sollten, schon vor der Abstimmung hierüber, bestätigen ¹⁾“. Diess war ein ungeheurer Schlag für den Adel, die gesetzgebende Ober-Gewalt war ihm hiemit entrissen. Nur noch das Recht, auf die vollziehende Gewalt Einfluss zu nehmen, die gewählten Beamten zu bestätigen, ihnen die Ausübung der eigentlichen Macht (*imperium*, Armee - Commando etc.) zu gestatten, blieb dem verdienstvollen Adel übrig. Selbst in dieser letzten Veste der Aristokratie wurde er von den Plebejern angegriffen. Im Jahre (wahrscheinlich) 286 erschien ein Gesetz (*Lex Maenia*), wodurch die Nothwendigkeit der Bestätigung der in dem Centuriat - Reichstage geschehenen Beamten - Wahlen durch die Curien aufgehoben wurde. So gelangte die bis nun äusserst ponderirte Verfassung zum Einkammer - System, die Oberkammer, die Versammlung des Priesters - Adels verfiel in politische Unbedeutsamkeit, von nun kamen die Curien blos des Kirchlichen wegen zusammen, auf den Staat nahmen sie keinen Einfluss mehr.

Offenbar war diese Reform eine Revolution, das Herkömmliche, die alten politischen Gebräuche (*mores majorum*) wurden umgeworfen. Die gesellschaftlichen und kirchlichen Verhältnisse erlitten schon früher eine wesentliche Veränderung; durch das Canuleische Gesetz (309) wurden die Plebejer zur Ehegenossenschaft (*jus connubii*) mit den Patriciern, und durch das Ogulnische Gesetz (300) zu Priester-Aemtern

¹⁾ Liv. VIII. 12. Nämlich, dass der Adel die Vorschläge, ehe sie noch Gesetze geworden, billige oder gutheisse, gleichsam für die seinigen erkläre, (*patres auctores fierent*). „*Ut legum, quae comitiis centuriatis ferentur, ante initium suffragium patres auctores fierent*“. Das dritte Publilische Gesetz verordnet, dass immer einer der Censoren ein Plebejer sein sollte. Diese drei Gesetze nennt Livius (*ibidem*) „dem Adel nachtheilig, für die *plebs* sehr vortheilhaft“ (*tres leges secundissimas plebi, adversas nobilitati*). *Nobilitati* ist hier fehlerhaft, Livius meinte den Geburtsadel (*gentes*, welche allein in den Curien sassen) und wollte sagen: *patriciis*.

zugelassen; Tiberius Coruncanius, ein Plebejer, ist (252) Oberpriester (*Pontifex maximus*) geworden. Der Adel war nicht mehr der regierende Stand, er konnte sich nur auf die Hülfe des Senates und der Magistrate, die schon aus Plebejern grossen Theils bestanden, stützen, während die Plebejer eine eigene ausschliessliche plebeische Behörde, das mächtige Volkstribunat hatten. Von der *plebs* hing es ab, den Adel gänzlich zu verdrängen, jegliche Tradition umzustürzen und auf den Trümmern des prachtvollen aristocratischen ein demokratisches Regiment einzuführen, die auflösende Volks-Souveränität zu proclamiren ¹⁾.

Unter solchen Verhältnissen erlangten die Siege über die Gallier eine grosse Bedeutung für den verfallenden, aber staatsklugen Adel. Durch die Niederlage der Senonen war auch die Macht der Samniter und der Etrusker gebrochen und ein grosses Gebiet im Nord-Osten, Nord-Westen, Süd-Osten und Süd-Westen an Rom gebracht, dorthin hat der Staat auf Einmal mehrere und zahlreiche Colonisten - Heere abgeschickt, sich der plebejischen Menge in der Stadt entledigt. Viele aus der *plebs* durch Bildung und Reichthum (*Optimates, homines novi*, die Nobilität, gleichsam der Neu-Adel) den Patriciern näher als der Menge gebracht, hielten zum alten Adel und waren bereit in dessen Reihen zu kämpfen, sie sahen die Gefahren des Liberalismus, obschon er sie gehoben hatte, ein. Die noch unverdorbene Masse der Plebejer achtete stets den Adel, gab ihm bei Wahlen den Vorzug vor eigenen Standesgenossen, liess sich als Werkzeug von den Tribunen nicht gebrauchen. Rom durch Gesetze demokratisch geworden, blieb in der Sitte aristocratisch, ausser dem alten Adel unterstützte auch der neue die kirchlichen und historischen Rechte. So wurde das *de jure* umgestürzte Gleichgewicht beider Parteien *de facto* aufrecht erhalten, die Volks-Souveränität kam nicht zum Vorschein,

¹⁾ Ich wiederhole, dass die *majestas populi romani* keine Volksherrschaft war.

die Harmonie der gleichberechtigten Stände, dieses Ideal der Theoretiker und Ideologen, erhielt sich durch die praktische Staatsweisheit des grössten aller Völker und dauerte mit wenigen Ausnahmen (auf eine in neuen Zeiten unbegreifliche Art) durch mehr als ein Jahrhundert, bis zu den Grachen.

IV. A r t i k e l.

Aufstand der bojischen Fürsten. Der erste illyrische Krieg. Theilung der senonischen Felder; Ligue der Barbaren; entscheidender Sieg der Römer bei Talamon. Die ersten Kämpfe der Römer auf oesterreichischem Boden. Vorrücken der Römer in dem Süd-Osten Oesterreichs. (238—219).

201. (Aufstand der bojischen Fürsten. Friedfertige Haltung des Volkes).

Rom durch die Eroberung von Mittel- und Unter-Italien in den Stand gesetzt, die Carthager im ersten punischen Kriege (264—241) zu besiegen und auch die Inseln Sicilien (woraus die erste Provinz gebildet wurde) (241), Sardinien und Corsica (238) an sich zu bringen, gebot schon über eine imposante Macht, die Ligurier, deren Land nun für die Römer die grösste Wichtigkeit erlangte, hatten Anlass zu Besorgnissen. Die Carthager, welche den Entschluss fassten, Spanien zu erobern, trachteten, um Rom zu beschäftigen, dessen neue Unterthanen aufzuwiegeln, und wahrscheinlich (was später gewiss eintrat) auch die bedroheten Ligurer zum Kriege gegen die Römer zu reizen; hiemit trat ein neuer Feind gegen Rom auf. Diese Stimmung der Ligurer wirkte auch auf die Gallier ein ¹⁾. Bis nun waren die Letzteren ruhig, die Römer unterhielten Verbindungen mit der Transpadana, das mächtigste Volk in der Cispadana, die Bojer erkannten die Kriegsmacht der Römer und die Vortheile des Friedens, blos die Könige, (deren Autorität im Frieden

¹⁾ Liv. Supp. XX. II.

unbedeutend war) und die Jugend waren kriegerisch gesinnt ¹⁾. Da sie auf das Volk nicht rechnen konnten, so suchten sie Bundesgenossen unter den Transalpinern und zogen gegen die römische Colonie, Ariminum ²⁾.

Die Ligurer wurden vom Consul Tiberius Sempronius Grachus geschlagen (238), der Consul Valerius kämpfte anfänglich gegen die Gallier nicht glücklich, er verlor im ersten Treffen 3,500 Mann, im zweiten aber hat er gesiegt, 14,000 Gallier erlegt und 2,000 Gefangene gemacht (238 ³⁾). Im zweiten Feldzuge wirkten beide Consuln, Cornelius Lentulus und Fulvius Flaccus gemeinschaftlich gegen die Gallier und waren Sieger, als sie sich aber getrennt haben ⁴⁾, wurde Fulvius Flaccus bedrohet, sein Lager zur Nachtzeit umzingelt gerieth in Gefahr, wohl hat er die Barbaren zurückgeschlagen, allein diese erschienen mit neuen Bundesgenossen wieder, führten eine grosse Macht gegen die Römer ⁵⁾, und verlangten die Zurückgabe des Gebietes und der Stadt Ariminum. Die Consuln Cornelius Lentulus und Licinius Varus hatten nicht die gehörige Macht, um den Galliern zu widerstehen, sie schlossen mit ihnen einen Waffenstillstand und liessen sie eine Gesandtschaft nach Rom schicken ⁶⁾. Der Senat gab eine abschlägige Antwort und traf grosse Vorbereitungen zum Kriege ⁷⁾. Das bojische Volk, welches an diesem Kampfe seiner Könige keinen Antheil nahm, beschloss die Gefahr vom Lande abzuwenden, es ermordete

¹⁾ Polyb. II. 21.

²⁾ Polyb. *ibid*.

³⁾ Oros. IV. 12.

⁴⁾ Nach Zonaras, (VIII. 18. 400 A.) der Beute wegen; nach Entropius (III.) ging Cornelius Lentulus gegen die Ligurer, die er geschlagen und einen Triumph gehalten hat.

⁵⁾ Dies wäre der Anfang des dritten Feldzuges, obschon es Zonaras nicht sagt.

⁶⁾ Zonaras l. c.

⁷⁾ Liv. Supp. XX. 9. 10.

die Könige (At und Gal) und griff die Transalpinen an; beiderseits war der Verlust bedeutend, förmliche Schlachten wurden geschlagen, die Transalpinen endlich verdrängt. Die römische Armee, welche indessen angekommen ist, war nicht mehr nöthig, sie ging nach Hause zurück ¹⁾ (236). Jedoch mussten die Bojer einen Theil ihres Gebietes an Rom abtreten ²⁾.

¹⁾ Polyb. II. 21. übereinstimmend mit Zonaras, nur sagt dieser, dass die Bundesgenossen (Transalpinen) aus Furcht vor den Römern, gegen die Bojer losschlügen, was nicht annehmbar ist, denn sie konnten sich ja zurückziehen.

²⁾ Zonaras VIII. 18. 400. B. Polyb. sagt es nicht, man könnte dennoch diese Abtretung als eine Confiscirung der Felder, welche der Kriegspartei angehörten, annehmen; übrigens wird sie dadurch wahrscheinlich, dass es den römischen Demokraten von nun an, nach dem Besitze der senonischen Aecker, (welchen man die boischen anschloss) gelüstete. Auch über die Kriege der Römer mit den Galliern in den Jahren 238 und 237 berichtet Polyb nicht, ebenfalls in Epit. Liv. XX. geschieht davon keine Erwähnung, Orosius aber und Zonaras führen sogar Einzelheiten über diese Kriege an und bezweifeln sie nicht im Geringsten. Ich folge den letzteren Autoren, denn gegen die Kriege würde nur die Frage gelten, warum sie nicht einen tiefern Eindruck auf die Römer gemacht hätten, sondern vergessen worden wären? Sie machten, möchte ich antworten, weniger Eindruck als die früheren und die späteren gallo-römischen Kriege, denn sie waren wirklich unbedeutend, die Römer schuldeten den Sieg dem boischen Volke und nicht eigenen Waffen. Ubrigens war die Aufmerksamkeit Rom's schon von anderen trotzigen Barbaren, von den Ligurern und von den Carthagern in Anspruch genommen, von hieraus drohete die Gefahr, hingegen war es den römischen Colonisten nicht unbekannt, dass für sie unter den Cisalpinern eine mächtige Partei wirke; unwillkommen war es den staatsklugen Römern nicht, dass die Gallier mit einander in Kampf gerathen, daher hat Rom erst im dritten Feldzuge (236) eine bedeutende Armee aufgestellt, vor deren Erscheinen der Friede schon hergestellt war. Viel-

Ist der Kampf des boischen Volkes gegen die Kriegspartei und für die Römer ein sicheres Factum, so erweist er einen bedeutenden Fortschritt der Bojer in der Cultur. Der Friede dauerte fort, obschon die Römer inmitten der Streitigkeiten mit Carthago gegen die Sardinier, Corsen und gegen die Ligurier, welche einen hartnäckigen Widerstand leisteten, immerwährend kämpften, Vortheile erfochten und so den Galliern im Westen und Süden näher rückten.

202. (Der erste illyrische Krieg).

Auch im Osten der Gallia Cisalpina breitete sich der römische Einfluss aus. Die Illyrier, welche Seeräuberei trieben, störten den Handel, plünderten und misshandelten römische Kaufleute. Die Römer verlangten Genugthuung und schickten Gesandte an die Königin Teuta, welche im Namen ihres Sohnes regierte. Diese gab eine unbefriedigende Antwort, einer der Gesandten widersprach, die erzürnte Königin liess die zurückkehrenden Gesandten (oder einen von ihnen) ermorden ¹⁾, die Römer erklärten den Krieg, erschienen mit 200 Schiffen und schlugen mit Hülfe des Demetrius von Pharos, eines Illyriers, welcher zu den Römern abfiel und dafür Vortheile erlangte, die Illyrier gänzlich (229). Teuta zum Frieden genöthigt (228), entsagte der Vormundschaft; ihr Sohn verpflichtete sich zum Tribut ²⁾ und zu bedeutenden Gebietsabtretungen. Wahrscheinlich waren es nur Inseln und Hafenstädte; auf jeden Fall war die illyrische Flotte vernichtet, die römische Herrschaft im adriatischen und jonischen Meere begründet.

Diese Siege der Römer waren geeignet auf die Gallier Eindruck zu machen; Illyrien (ausser den Ländern gegen Osten zu, ein Theil Dalmatiens, Montenegro, Herzogo-

leicht hat Livius, welcher in der *Epitome* XX. den grossen gallischen Krieg v. Jahre 225 ansagt, auch jenen kleinen mit ihm in Verbindung gebracht.

¹⁾ Polyb. II. 8. Zonar VIII. 19. 402. c.

²⁾ Liv. Supp. XX. 30.

wina etc. ¹⁾), muss man sich in jener Zeit, als mit den Galliern benachbart denken. Durch den Krieg, welchen Orosius ²⁾, als einen äusserst mörderischen bezeichnet, war gewiss die gallische Welt jenseits der Alpen bewegt, denn die Römer waren in der Lage, hier vom Osten, wie aus Ligurien her vom Westen vorzudringen, ihre Flotten beherrschten die beiden Meere der Halbinsel und bildeten gleichsam Flügel, während die Land-Armee als Centrum, die Gallier bedrohete.

203. (Theilung der senonischen Felder; Bund der Barbaren; Sieg der Römer bei Talamon).

Noch mehr als durch die römischen Kriege mit den ligurischen und illyrischen Nachbarn, waren die Gallier durch friedliche Eroberungen der Römer gereizt, durch den Einfluss, welchen die Colonien Sena und Ariminum ausübten, Bundesgenossen unter gallischen Stämmen und Parteien gewannen, die einen den andern entgegen zu stellen vermochten; auch ist es wahrscheinlich, dass die römischen Colonisten sich Missbräuche den Bojern gegenüber erlaubten. Unter diesen für die gallische Nationalität ungünstigen Verhältnissen, welche die grösste Mässigung und Klugheit von Seite der Römer erheischten, trat die demokratische Partei mit einem Gewaltstreich im Innern auf, welcher die Gallier mit neuen Besorgnissen erfüllen musste, C. Flaminius machte einen Gesetzesvorschlag (*lex Flaminia agraria* 232), dass die den Senonen genommenen picentischen Felder, welche als *ager publicus* d. i. *populicus* vom Adel (von dem alten *populus*), dem Herrkömmlichen gemäss, benützt waren, nun unter arme römischen Bürger vertheilt werden ³⁾. Diesen dem Rechte widrigen Vorschlag genehmigte der Senat nicht ⁴⁾, auch alle Optimaten

¹⁾ Zon. VIII. 19. 403. B.

²⁾ . . . „cum ipsis Illyriis atrocissimum bellum gestum est, in quo multis oppidis populisque deletis . . .“ IV. 13.

³⁾ Polyb. II. 21.

⁴⁾ Cic. de Senect. 11.

protestirten dawider ¹⁾, dennoch wurde der Vorschlag (es ist das erste Beispiel dieser Art) endlich durchgeführt, der Boden getheilt (228) ²⁾.

Die Absendung römischer Bürger in das picentische Gebiet betrachteten die benachbarten Bojer mit Recht als eine neue zahlreiche Colonie, als eine Verstärkung der Avant-Garde römischer Armeen und geriethen in Furcht, sie erkann-
ten, dass es sich nicht mehr um die Herrschaft, sondern um das Eigenthum handelt ³⁾. Hiemit begann eine Gährung unter den gallischen Stämmen; ausser den entrüsteten Bojern, hielten sich auch die Insubrer, durch die Siege Rom's über ihre Nachbarn, die Ligurer, für gefährdet, die gallischen Bergvölker, die Transalpinen und In-Alpinen, waren stets kriegs- und beutesüchtig. An diese wandten sich die Bojer und Insubrer ⁴⁾, die Unterhandlungen fingen an, Söldner wurden angeworben. Den Römern konnten diese Umtriebe nicht unbekannt bleiben, auch sie ergriffen Massregeln, und verboten

¹⁾ *Cic. de invent. II. 17.*

²⁾ Die bis zu diesem Jahr verzögerte Ausführung der Theilung, wie sie Fischer (Zeittafeln) annimmt, erklärt sich durch die Opposition des Adels und der Optimaten, denen auch der Vater des Tribuns durch die Anwendung der väterlichen Gewalt (*Cic. de invent. II. 17.*) beistand, seinen Sohn aus der Versammlung wegführte. Es ist gewiss, dass die communistische Massregel, deren Tragweite dem Polyb. (*II. 21.*) und Cicero nicht entging, noch im J. 228 Widerstand fand (*Cic. de senect. 4.*), daher vor diesem Jahre nicht durchgeführt war.

³⁾ *Polyb. II. 21.*

⁴⁾ Polyb. II. 22. Polyb sagt, dass sich die Cisalpinen nur an die Gäsaten zwischen den Alpen und der Rhone wandten; die grosse Macht der Gallier im nächsten Feldzuge nöthigt zur Annahme, dass auch andere gallische Völker mitwirkten und man sich nicht ein, warum sich die Cisalpinen nur an entferntere Völker gewandt hätten. Uibrigens sind dem Polyb die Gäsaten „Söldlinge“ (dem Thierry „die nach der alten gallischen Sitte Bewaffneten“ also Nicht-Cisalpinen überhaupt), auch sagt der griechische Schriftsteller an einem andern Orte (*II 23*), dass andere Gallier (ausser jenen von der Rhone) ankamen.

den Handel mit den Galliern ¹⁾, wodurch diese noch mehr gereizt werden mussten. Als sich die Nachricht verbreitet hatte, dass die Bojer und Insubrer ein grosses Heer den Gäsaten angeworben haben, gerieth Rom in Schrecken und sann auf ausserordentliche Rettungsmittel, auch ein unmenschliches hat der Aberglaube ausgegeben. Man fand in den sybillinischen Büchern, (welche nur in den grössten Gefahren befragt wurden), dass die Gallier und Griechen Rom besetzen werden, und um dieses Verhängniss wenigstens zum Theile zu befriedigen, beschliessen die Priester einen Gallier und eine Gallierin, einen Griechen und eine Griechin lebendig auf dem Marktplatze zu begraben ²⁾. Nach diesem furchtbaren, unter den Auspicien der (falschen) Kirche gegen die Menschlichkeit vollbrachten Acte, (226) liessen sich die Römer von Gottesfurcht beseelen und verordneten, um die Manen der Eingegrabenen zu besänftigen, einen Gottesdienst im jeden Jahre an diesem Orte; dem menschlichen Verstande, wenn ihn die wahre Lehre nicht leitet, sind alle Widersprüche und Gräuel möglich, auch zwischen dem grössten heidnischen Volke und den Antropophagen gibt es oft keinen Unterschied.

Der Schrecken herrschte nicht allein in Rom, ganz Italien war davon ergriffen, die italischen Völker erkannten, dass sie nicht für die römische Herrschaft, sondern für die Selbsterhaltung gegen die Gallier zu kämpfen hatten; Lebensmittel und Waffen wurden in Menge, wie man es früher nie

¹⁾ Man kann das Jahr dieser unpolitischen Verordnung nicht genau ermitteln, aber auch nicht dem Thierry (*Hist des Gaul. I. 289*) beistimmen, welcher sie willkürlich und sinnstörend in die Zeit des Feldzugs gegen At und Gall versetzt. Zonaras (VIII. 19. 402. B.), den Thierry citirt, erwähnt das Factum, nachdem er von den Siegen Hasdrubal's (welcher erst 229 das Commando übernahm) erzählt hatte. Auf keinen Fall lässt sich die Verfügung gegen die Gallier vor der Durchführung des Ackergesetzes des Flaminius denken.

²⁾ *Oros. IV. 13. Zonaras VIII. 19. u. a.*

gesehen, herbeigeschafft ¹⁾. Dadurch war Rom in den Stand gesetzt, ausserordentliche Rüstungen vorzunehmen.

Ihrerseits stellten die Barbaren ungeheuere Streitkräfte auf, von der transalpinischen Armee, welche Concolitan und Ancroest aus der Transalpina führten, sagt Polyb, dass sie grösser und tapferer war, als alle Heere, welche bis nun die Alpen überstiegen ²⁾. Mit ihr verbanden sich die Cisalpiner und andere Gallier (wahrscheinlich jene aus dem Norden und Nord-Osten von der Cisalpina) am Po, und zogen unter Anrufung der Götter und Verwünschungen Rom's in Eilmärschen gegen das Capitol (225). Eine schreckliche Verwüstung bezeichnete den Weg der Barbaren, sie schleppten Güter und die Bevölkerung mit sich fort, schon standen sie in der Nähe der Stadt und noch sahen sie kein römisches Heer. Zum zweiten Mal brachten die Demokraten Rom, nun auch ganz Italien, an den Rand des Abgrundes.

In der That war die Lage der Römer äusserst gefährlich. Die Carthager in Spanien siegreich, bedroheten die nächste Zukunft Rom's, die Sarder, Corsen und Ligurier waren zum Aufstande stets bereit, in Sicilien und Tarent waren zwei Legionen ³⁾ als Besatzung nöthig. Wohl wurde eine Armee von 300,000 M. mit Hülfe der italischen Völker aufgestellt, allein schon die Erhaltung so zahlreicher Heere war eine grosse Last. Noch schwieriger war das Commando über so verschiedenartige Truppen, denen es vor Allem an der Vertheidigung der Heimath gelegen sein musste; die Römer waren noch nicht gewohnt dergestalt grosse Massen zu leiten. Die Einheit des Wirkens, selbst des Planes, war nicht möglich, die Ungewissheit, welchen Weg der Feind nehmen wird, nöthigte zur vielfältigen Zersplitterung der Streitkräfte, hingegen war dem Feinde sein Ziel deutlich, und wo er ankommt und verwüstet, dort hat er schon gesiegt.

¹⁾ Polyb. II. 23.

²⁾ II. 22.

³⁾ Polyb. II. 24.

In dieser ungünstigen militärischen Lage kam die römische Diplomatie zu Hülfe; ausser den Veneten, alten Bundesgenossen, wurden auch die Cenomanen in der Transpadana gewonnen ¹⁾, sie fielen mit 20,000 M. in das Gebiet der Bojer ein, wodurch der Feind im Rücken bedrohet, Truppen zur Vertheidigung des eigenen Gebietes abschicken musste. Diese Allianz verlieh zugleich eine nicht geringe moralische Kraft den Römern.

Sie schickten, um das Eindringen der Gallier zu hindern, zwei Armeen ab, eine an die Grenzen Etruriens, aus Sabinern und Etruskern bestehend, 30,000 M. zu Fuss und 2000 Reiter stark unter einem von den Prätores, die zweite unter dem Consul Aemilius Papus zählte zwei Legionen (eine Legion 5,200 M. Infanterie und und 300 Reiter) und Bundesgenossen 15,000 M. und 1,000 Reiter, sie stand bei Ariminum; in dieser Gegend hatten auch 20,000 Umbrer und Sarsinaten, neben 20,000 Cenomanen und Veneten, zu operiren. In Rom blieb eine Reserve von 20,000 M. und 1,500 R., ausser 30,000 M., 1,000 Reiter Bundesgenossen. Der andere Consul C. Atilius Regulus, wurde mit zwei Legionen und 15,000 M., 1,000 R. Italioten nach Sardinien beordert, um die Einwohner (gewiss auch die Corsen und Ligurier) einzuschüchtern und darauf nach Etrurien zu gehen³⁾.

¹⁾ *Polyb. II. 24.*

²⁾ *Polyb. II. 24.*

³⁾ Diese Zahlen sind von Polyb (II. 24), dennoch gibt er als Gesamtsumme der römischen Streitkräfte die unglaubliche Zahl von 770,000 M. an, Plinius sagt 780,000 und Fabius 800,000 M. Offenbar hat Polyb die Conscriptions-Listen, welche sich der Senat vorlegen liess (II. 24) mit dem Effectiv-Stande zusammengerechnet, was er übrigens selbst sagt und ausdrücklich hinzufügt, dass es „die waffenfähige Mannschaft“ war. Die Angabe von 800,000 Soldaten verdient keine Beachtung, denn wie wäre es möglich, neben den Verwüstungen der Gallier, solche Armeen zu verproviantiren? Die Römer durften Unter-Italien von Truppen nicht entblößen, diese Länder haben gewiss nur unbedeutende Contingente gestellt. Die Latiner mussten zur Vertheidigung Latium's, sie und die

Während die zwei ersten Armee-Corps an ihren Posten bleiben und den Feind erwarten, ist er über Etrurien eingebrochen und befand sich schon bei Clusium. Auf die Nachricht, dass ihnen der Praetor nachsetzt, kehrten die Gallier plötzlich um, begegnen den Römern am Abend und schlagen das Lager auf. In der Nacht ziehen sie ihre Infanterie in aller Stille zurück, nur die Reiterei blieb im Lager, was die Römer erst bei Tagesanbruch bemerken, für eine Flucht halten und die abziehende Cavallerie bis nach Fäsulae hitzig verfolgen. Da erscheint plötzlich die gallische Infanterie und greift die Römer an, sie verlieren 6,000 M. und flüchten sich auf einen befestigten Hügel. Die Gallier vom Kampfe ermüdet, begeben sich zur Ruhe, um am andern Tage den Ort zu forciren ¹⁾).

Indessen folgte auch der Consul Lucius Aemilius dem Feinde, kam glücklicherweise in der Nacht an und lagerte sich neben dem Hügel. Aus den Nachtfeuern errieth der Praetor die Ankunft des Consuls und berichtete ihm heimlich über die Lage, Aemilius versprach mit Tagesanbruch Hülfe zu bringen. Allein auch die Gallier erblickten das Lager des Consuls und hielten Rath. Der König Aneroest war der Ansicht, keine Schlacht zu wagen, sondern früher die reiche Beute in Sicherheit zu bringen, die Gallier stimmten bei und brachen auf. Der Consul zog die Truppen des Praetors an sich, ging dem Feinde nach, ohne ihn zur Schlacht zwingen zu wollen, eine günstige Gelegenheit abwartend ²⁾

Diese bot sich bald dar. Der andere Consul C. Atilius Regulus kam eben aus Sardinien zurück und nahm denselben Weg, auf dem die Gallier abzogen, ihre Fouragirer

Campaner zum Schutze Rom's und des Stadtgebietes zu Hause bleiben. In den Schlachten, welche Polyb darstellt, kommt keine Spur so grosser Armeen vor, selbst gegen Hannibal hat man solche Heere nicht aufgeboten. Daher kann man auch die Zahl des Livius (300,000) nur als eine approximative annehmen.

¹⁾ Polyb. II. 25.

²⁾ Polyb. II. 26.

stiessen auf den Vortrab des Atilius, sie wurden gefangen und mussten über das Geschehene berichten. Regulus ging dem Feinde entgegen, welchem Aemilius nachfolgte, so geriethen die Gallier zwischen die beiden Consular-Heere, sie mussten eine doppelte Fronte bilden. Die Transalpinen und Insubrer standen dem Aemilius, die Taurisker und Transpadaner dem Regulus entgegen, die Bojer waren wahrscheinlich mit den Letzteren, die Streitwagen wurden auf beiden Flügeln aufgestellt. Die Transalpinen waren schlecht bewaffnet, ihre Degen schlechter Klinge, ihre Schilder zu klein, um zu schützen, übrigens warfen sie die Kleider ab. Dieses Umstandes ungeachtet, war der Kampf heftig und anhaltend, der Consul Regulus fiel, sein Kopf wurde den Königen überbracht, am muthigsten stritten die Insubrer, Bojer und Taurisker. Endlich erlagen die Gallier der besseren Bewaffnung und einer Cavalerie-Charge der Römer gegen die Flanke des Feindes, die Barbaren verloren 40,000 M. an Todten, 10,000 wurden gefangen¹⁾. Dieser Sieg bei Talamon (225) war entscheidend, Concolitan gerieth in Gefangenschaft, der andere König, Anerooest flüchtete sich mit Wenigen, entleibte sie und sich selbst. Aemilius sandte die Beute nach Rom, bewilligte den Truppen Plünderung im Bojerlande und kehrte nach einigen Tagen mit dem Heere heim²⁾.

204. (Die ersten Kämpfe der Römer auf österreichischem Boden).

Um den Sieg zu benützen, wurden im nächsten Feldzuge beide Consuln in das Bojerland abgeschickt, die Bojer ergaben sich (224). Es war ein wichtiges, der vorjährigen Siege würdiges Resultat, denn die gefährliche Ligue der Barbaren wurde durch diesen Act ihrer Urheber gesprengt, alles gallische Land diessseits des Po hing nun von den Römern ab, sie blickten schon auf die Länder Oesterreichs jenseits des Flusses. Selbst diese zu besetzen war es nothwendig,

¹⁾ *Polyb. II. 27—31.*

²⁾ *Pol. II. 31.*

um den Besitz des eroberten Gebietes zu sichern, denn die Insubrer, durch Tapferkeit und die topographische Lage mächtig, an die Alpiner gestützt, konnten das zerrissene Bündniss wieder anknüpfen und die Römer gefährden. Allein über den Po in Feindesland zu gehen, die eben gedemüthigten Völker im Rücken lassend, wäre ein schweres Unternehmen gewesen, übrigens hinderten harte Regengüsse und Krankheiten jede grössere Operation. Wahrscheinlich benützten die Römer den Winter, um Bundesgenossen unter den Gallien zu finden.

Erst im dritten Feldzuge wagten sich die neuen Consuln Pub. Furius und C. Flaminius über den Po (223), sie drangen mit Hülfe der Anamanen in das Gebiet der Insubrer ein. Dieser erste Kampf auf dem österreichischen Boden war den Römern ungünstig, sowohl beim Uibergange des Stromes als auch beim Lagerabstecken wurden sie besiegt und gezwungen eine Capitulation zu schliessen, vermöge welcher sie sich verpflichteten das Land zu räumen¹⁾. Sie gingen oestlich zu den verbündeten Cenomanen, zogen diese an sich, nahmen darauf eine nordwestliche Richtung und fielen vom Fusse der Alpen über die Ebenen der Insubrer her, verwüsteten das Land und zerstörten die Städte. Ueber diese unerwartete Feindseligkeit (wahrscheinlich haben die Römer nur den Abzug einfach stipulirt), welche für einen Friedensbruch gelten konnte, aufgebracht, haben die Führer der Insubrer einen ausserordentlichen Landsturm, unter der kirchlichen Weihe, anbefohlen, 50,000 M. versammelt und im Angesichte der Römer das Lager aufgeschlagen. An Zahl waren die Letzteren nicht gleich und den gallischen Allirten traucten sie nicht, denn, wenn diese mit ihren Stammgenossen mitwirken, dann sind die Consular-Heere, in der Entfernung von Rom jenseits des Po, unwiderruflich verloren.

Der römische Senat, eine Versammlung von erfahrenen Staats- und Kriegsmännern, beobachtete mit Aengstlichkeit

¹⁾ *Polyb. II. 32.*

die unüberlegten Bewegungen der Consuln, welche offenbar, um die erlittene Niederlage zu rächen, einer grösseren entgegengingen, Alles aufs Spiel setzten; der Leichtsinn und die Heftigkeit des Flaminius, (welcher als Volkstribun die Felder im senonischen Gebiete unter das Volk getheilt hat), waren nicht geeignet, Zutrauen bei den Vätern zu erwecken. Was aber die Consuln bis nun thaten, war legal, sie hatten das Recht, den Krieg nach eigenen Plänen zu führen, der Senat war nicht befugt, ihnen sein System aufzudringen, übrigens war Flaminius ein Liebling des Pöbels. Der Senat beschloss das Gesetz durch ein anderes umzugehen und die Consuln abzurufen. Ueber das Gerücht, dass ein dreifacher Mond über Ariminum gesehen wurde, dass in den senonischen Flüssen Blut ströme, wurden die Auguren befragt, die Götter antworteten, dass die Wahl der Consuln eine unrechtmässige gewesen. Der Senat verordnete, dass die Consuln ihr Amt niederlegen und den Feldzug endigen¹⁾. Als diese Depesche ankam, vermuthete ihren Inhalt Flaminius, den wahrscheinlich seine Freunde aus Rom gewarnt haben, und rieth seinem Collegen, die Depesche nicht zu eröffnen, sondern früher eine Schlacht um jeden Preis zu wagen. Was demnach der Senat verhindern wollte, diess hat er eben beschleunigt.

In der äusserst bedenklichen Lage zwischen tapferen Feinden und unzuverlässigen Bundesgenossen, fassen die Consuln einen verzweifelten Entschluss, sie lassen die Bundesgenossen über den Fluss gehen, brechen dann die Brücke ab und nöthigen so den Soldaten zu siegen oder zu Grunde zu gehen; so ein Plan hätte den Galliern mehr geziemt.

Indessen bessern die Kriegstribunen den Fehler der verwegenen Feldherren und, durch die Erfahrung früherer Kriege geleitet, belehren sie den Soldaten, wie er den Gallier zu bekämpfen, aus dessen schlechter Bewaffnung und dem anfänglich ungestümen Angriffe Vorthail ziehen soll. Die erste Reihe wurde mit der Waffe der dritten, mit der

¹⁾ *Plut. Marcel. IV.*

Lanze der Triarier bewaffnet, wogegen sich der einschneidige Haudegen der Gallier krum hieb, während die Römer ihren Stossdegen zogen, auf die Brust und das Gesicht lostachen. Der Sieg der Römer war vollständig, 8000 Gallier fielen, 16000 wurden gefangen (223). Die Consuln eröffneten die Depesche und zogen nach Rom ab.

Also Natur-Elemente und die topographische Lage, die Tapferkeit der Barbaren, die Verwegenheit und Leichtsinn der Consuln, die falsche Aufstellung des Heeres hart am Flusse, ohne Raum für den Rückzug oder Sammelplatz ¹⁾ und die Verordnung des Staates, vermochten nicht die Vorsehung aufzuhalten, das Vorrücken der römischen Cultur in die Länder Oesterreichs zu hindern.

Die neu gewählten Consuln Corn. Scipio Calvus und Claudius Marcellus beschlossen den vorjährigen Sieg zu benützen und widersetzten sich dem Frieden, um den die Gallier unter jeder Bedingung durch Gesandte baten. Zur Fortsetzung des Krieges genöthigt, werben die Gallier 30,000 Söldner unter ihren Stammgenossen an der Rhone an und erwarten den Feind. Die Consuln erscheinen am Anfange des Frühlings und belagern die Stadt Acerras zwischen dem Po und den Alpen. Um die Stadt zu entsetzen, senden die Gallier einen Theil ihres Heeres über den Po in das römische Gebiet und belagern Clastidium. Die Römer schicken der Stadt die Reiterei und einen Theil des Fussvolkes unter Marcellus zu Hülfe, allein die Gallier geben die Belagerung auf und gehen ihnen entgegen ²⁾. Sie hatten an Reiterei und Fussvolk 10,000 Mann, und konnten die römische Truppe (800 Reiter und 600 zu Fuss) leicht umgehen. Marcellus, um sie daran zu hindern, bildete eine lange Schlachtlinie und traf Vorbereitungen zum Kampfe, als sein Pferd ausriss; damit dieses nicht für eine schlimme Vorbedeutung gelte, stellte sich der Feldherr, als wenn er einen Rundritt vorgenommen hätte, um die Sonne auf diese Art, dem römi-

¹⁾ *Polyb. II. 33.*

²⁾ *Polyb. II. 34.*

schen Gebrauche gemäss, zu verehren, rief den Jupiter an und that das Gelübde, ihm die schönsten unter den Waffen des Feindes zu weihen. Viridomar, König der Gallier, erkannte den Consul, forderte ihn zum Zweikampfe aus, wurde aber erschlagen und der Waffen beraubt; eine solche Beute (*spolia opima*) galt für die höchste. Gewiss hat diese That auf den Muth der Römer und die Entmuthigung der Gallier eingewirkt, denn die Letzteren ihrer Uiberzahl und der Reitkunst ungeachtet, wurden vollständig besiegt ¹⁾).

Indessen hat Scipio die Garnison von Acerras zum Rückzuge genöthigt, und verfolgte sie bis Mailand und kehrte um, wahrscheinlich um sich mit Marcellus zu verbinden. Seine Arrière-Garde wurde von den Galliern angegriffen und geschlagen, allein Scipio bringt Hülfe, schlägt die Gallier und verfolgt sie wieder nach Mailand ²⁾), welches er fruchtlos belagert und im Nachtheil bleibt. Als aber Marcellus ankam und die Transalpinen den Tod ihres Königes erfuhren, wollten sie abziehen; Mailand wurde genommen, auch die übrigen Städte übergaben die Insubrer den Römern (222). Marcellus, mit Enthusiasmus in Rom aufgenommen, hielt einen glänzenden Triumph ³⁾).

Claudius Marcellus ist offenbar der erste römische Eroberer in den Ländern des heutigen Oesterreich, seiner glänzenden Tapferkeit hatte die Cultur dieser Länder Vieles zu verdanken, seine Humanität im Frieden entsprach seinen Kriegstalenten ⁴⁾); gewiss war diese Eigenschaft, den stolzen Galliern gegenüber, nicht ohne Werth für die Eroberung. Uibrigens war der Sieg vollständig, jeder Widerstand gebrochen, nach der Auflösung des bojischen Bundes auch der insubrische gesprengt; dieses cisalpinische Volk sehnte sich schon früher nach Frieden, jetzt war es neuerdings geschwächt, es zahlte eine Summe Geldes und trat einen Theil des Ge-

¹⁾ Plut. Marcell. VI. VII.

²⁾ Polyb. II. 34.

³⁾ Plut. Marcell. VII.

⁴⁾ Plutarch. Marcell.

bietes an die Römer ab ¹⁾. Auf Hülfe der Transalpinen konnte die Cisalpina nicht mehr rechnen, jene waren entmuthigt; schon diesesmal suchte man Söldner in der Fremde, unter den Gaesaten befanden sich Germanen ²⁾. Die Römer, Herren von Insubrien geworden, waren in der Lage die Alpenpässe zu besetzen, auf die Bergvölker einzufliessen. In jeder Hinsicht war die Ruhe in der ganzen Cisalpina gesichert, die gallische Herrschaft ging zu Ende, die rohen Besieger der gebildeten Etrusker wurden nun selbst besiegt, Ober-Italien war der Cultur wiedergegeben, die ungeheuren Lasten der gallischen Kriege haben zum erwünschten Resultate geführt.

205. (Vorrücken der Römer in den Süd-Osten Oesterreichs).

Besonders günstig für die Gesittung Oesterreichs war dieser Sieg dadurch, dass die Römer genöthigt waren, weiter vorzurücken. Durch die neue Eroberung kamen sie mit verschiedenen Völkern in unmittelbare Berührung, der dreijährige Feldzug war geeignet, Eindruck auf die Barbaren zu machen, Besorgnisse unter ihnen, vorzüglich unter den gallischen Stämmen, zu erwecken. Dieses benützte Demetrius, (den die Römer im ersten illyrischen Kriege belohnt hatten), um Seeräuberei zu treiben und verband sich mit den Istriern ³⁾, einem gallischen Volke, welches nun römische Getreideschiffe kapperte ⁴⁾. Die Consuln Corn. Scipio Asina und Min. Rufus haben viele Stämme Istriens theils durch Gewalt bezwungen, theils ihre Unterwerfung angenommen ⁵⁾ (221); die Verluste der Römer waren bedeutend ⁶⁾. Vermuth-

¹⁾ Zonar. VIII. 20. D.

²⁾ . . . „Marcellus Cos. . . De Galleis Insubribus et German“ (triumphavit). War nicht Viridumar ein Germane? Zu sehen Propertius IV. 10. 39.

³⁾ App. Illyr. IX. 8. Er hält die Istrien für ein illyrisches Volk.

⁴⁾ Eutrop.

⁵⁾ Zon. VIII. 20. 405.

⁶⁾ Oros. ibid.

lich haben sich istrische Stämme in die Alpen zurückgezogen, bei den Bergvölkern Hülfe gesucht, denn die neuen Consuln Veturius und Lutatius nahmen einen Streifzug bis an die Alpen vor (220), erfuhren aber keinen Widerstand und gewannen Viele durch Unterhandlungen ¹⁾).

Im nächsten Jahre kam die Reihe an den Demetrius Pharius; er hat den mit den Römern (228) geschlossenen Vertrag gebrochen, die römischen Städte in Illyrien angegriffen und erobert ²⁾. Der Consul Aemilius Paulus zog gegen ihn und belagerte Dimalum, welches Demetrius mit seinen Truppen besetzt und die übrigen Städte, nach Ermordung der Gegner, Freunden anvertraut hatte; die stark befestigte, gehörig versehene Stadt ergab sich am siebenten Tage, wodurch entmuthigt, beinahe alle Städte Abgeordnete an den Consul schickten und sich den Römern unterwarfen. Demetrius selbst befand sich in Pharos, wohin er mit einer Elite von 6000 Illyriern abgegangen war, Aemilius folgte ihm mit der Flotte nach. Da die Stadt äusserst befestigt, eine tapfere Besatzung und an allen Kriegsvorräthen Ueberfluss hatte, daher eine lange Belagerung auszuhalten vermochte, so bediente sich der Consul einer Kriegslist. Er landete in der Nacht auf der Insel, schiffte den grössten Theil der Armee heimlich aus und befahl, dass sich die Truppe im Walde verberge. Er selbst erschien mit Tagesanbruch vor dem Hafen der Stadt und schloss die feindliche Flotte ein ³⁾).

Ein heftiger Kampf begann, mehrere Male schickte die Stadt Hülfe in den Hafen, endlich nahm die ganze Besatzung Antheil an dem Kampfe. Da besetzen die in der Nacht Ausgeschifften einen zwischen dem Hafen und der Stadt gelegenen, trefflich befestigten Hügel und schneiden die Kämpfer von der Stadt ab. Demetrius gab nun den Widerstand gegen die Landung auf, griff den Hügel an. Indessen haben die Römer gelandet, den Feind im Rücken bedrängt. Aller-

¹⁾ Zon. *ibid.*

²⁾ Polyb. III. 16.

³⁾ *Ibidem.*

seits angegriffen, mussten sich die Illyrier flüchten, Demetrius eilte zu den Schiffen, welche er für diesen Fall verborgen hielt und floh in der Nacht zum Könige von Macedonien, bei dem er den Rest seiner Tage zubrachte und in einer Schlacht gegen die Messenier fiel ¹⁾. Der Consul nahm sogleich die Festung ein und liess sie schleifen. So wurde in diesem (zweiten illyrischen) Kriege ganz Illyrien unterworfen (219) ²⁾.

II. Hauptstück.

Passive Stellung der Römer in Oesterreich und wirksamer Einfluss der Carthager während des zweiten punischen Krieges.

I. A r t i k e l.

Die erste römische Colonie und Hannibal in Oesterreich.
(218—207).

206. (Stellung der Römer zu den oesterreichischen Ländern. Die Colonie von Cremona).

Der Sieg des Aemilius Paulus war für die Römer und die Cultur sehr wichtig; der rechte Flügel gegen die Orientalen und Barbaren hat sich erweitert, dadurch waren die adriatischen Gewässer beruhigt, der Besitz Istriens, welches Illyrien mit den Transpadanern auch zu Lande verband, gesichert. Nun hatten die Römer ein mächtiges Bollwerk für Italien, es hing von ihnen ab, die Alpen vom adriatischen Meere bis Tyrol zu beherrschen; sie thaten es nicht.

Zugleich waren die Römer in der Lage, das schöne Gebiet der Transpadana und Italien's zu colonisiren, Italien bis an die Alpen vorrücken zu lassen; auch dieses versuchten sie nicht. Wohl gingen die Römer, durch die Gründung zweier Colonien, Placentia (im Cispadanischen) und Cremona, (im Transpadanischen) der Bildungsfähigkeit der Einwohner

¹⁾ *Polyb. III. 19.* Nach Zonaras (VIII. 20.) kam Demetrius nach Illyrien zurück, war von den Römern gefangen und verurtheilt.

²⁾ *Polyb. l. c.*

Oesterreichs entgegen; die letztere Colonie, die erste auf oesterreichischem Gebiete, war der am meisten vorgerückte Posten der römischen Cultur und Propaganda; allein diese Massregel den Barbaren verdächtig, den Bojern besonders gehässig, wurde erst im Jahre 218 ¹⁾ durchgeführt, sie erschien zu spät, um wirksam zu sein, sie vermochte nur die Gallier zur Rache zu spornen, und die Feinde Rom's boten ihnen einen Haltpunct zum Widerstande an. Schon die Lage beider Orte am Po erweist, dass die Römer diesen Strom als ihre Grenze und Operationslinie betrachteten, die zwei Colonien gleichsam als Brückenköpfe ansahen. In den Alpen festen Fuss zu fassen, starke Besatzungen in den transpadanischen Städten zu erhalten, sich mit den besiegten Galliern nach und nach zu humanisiren, diese kriegerischen Völker (welche andere Italioten und selbst den Römern, so die Cenomanen und Anamanen gute Dienste leisteten) in die Kriegsgenossenschaft und Sold aufzunehmen, sie gegen das systematisch feindselige Carthago zu verwenden, daran dachte die Republik nicht. Vergebens wahrte sie Gott durch die Absendung neuer Barbaren, der Germanen, neben und hinter denen sich vielfältige Horden bewegten, gleichsam um Rom zu erinnern, dass es die Eingänge Italien's sperren soll. Schon haben die Carthager Sagunt erobert (219), dadurch den Frieden gebrochen, und noch gaben sich die Römer keine Mühe, um das besiegte Gallien durch Massregeln der Verwaltung und durch Unterhandlungen zu gewinnen. Bald büsste Rom für den ungeheuern Missgriff seiner Politik.

¹⁾ Nach *Liv. Ep. XX.* im Jahre 219 Polybius sagt, (III. 40) dass die Colonisten erst nach der Nachricht vom Uebergange Hannibal's über den Ebro abgeschickt wurden, demnach im Jahre 218. Dieses wird von Vellejus (I. 14.) bestätigt: „*sub adventum in Italiam Hannibalis Cremona atque Placentia*“ (*coloniae deductae*). *Ascon. in Pisonium*, bestimmt den Tag der Gründung im ersten Jahre des (zweiten) punischen Krieges.

207. (Ansichten Hannibal's über die oesterreichischen Länder).

Was die Römer in ihrer Sorgfalt für das Vaterland zu suchen unterliessen, dies fand Hannibal, einer der grössten Männer unter den Orientalen, durch den Hass gegen Rom begeistert, genau erkannte er die Vortheile, welche Gallien den Römern oder ihren Feinden darbieten konnte. Er fasste, nach der Eroberung von Sagunt, den riesenhaften Entschluss, aus Spanien nach Italien über Land mit der punischen Armee zu gehen und das römische Reich an dessen verwundbarsten Stelle, am Po anzugreifen. Wenn man, neben der Entfernung (von 9,000 Stadien) ¹⁾, an die ungeheueren topographischen Hindernisse, zugleich an die Rohheit vielfältiger Völker, welche auf jener Strecke hausten, Furthen und Pässe besetzt hielten, denkt, so scheint der Plan unmöglich; dennoch wusste ihn Hannibal auszuführen mit Hülfe Ober-Italiens. Der Feldherr hatte die Fruchtbarkeit des Landes, die Zahl der Einwohner, ihren kriegerischen Muth, ihre Verhältnisse mit Rom erforscht ²⁾ und setzte sich mit ihnen in Berührung. Seine Emissäre erschienen als Befreier, sie führten Gold im Munde und theilten unter die Führer der Cisalpinen Geld aus, um sie gegen die Römer aufzulehnen.

Gewiss hätten die punischen Unterhändler ihre Zwecke nicht erreicht, allein eben gründete man die zwei Colonien (Placentia und Cremona) am Po und betestigte sie eilends, was die grösste Unzufriedenheit unter den Galliern erregte, besonders unter den Bojern, deren Stadt Mutina schon früher von den Römern besetzt und befestigt wurde. „Sie (die Bojer) fielen, auch die Insubrer aufwiegelnd, ab, nicht sowohl aus altem Hass gegen das römische Volk, als weil es sie verdross, dass man neuerlich jene Colonien im gallischen Gebiete angelegt hatte. Sie griffen also plötzlich zu den Waffen, fielen gerade in jene Gegend ein und erregten so grossen Schrecken und Lärm, dass nicht nur die Landleute,

¹⁾ *Polyb. III. 39.*

²⁾ *Polyb. III. 34.*

sondern sogar die römischen Dreier (Triumviren), welche zur Vertheilung der Felder hergekommen waren, Placentia nicht fest genug glaubten, und nach Mutina flohen. Als sie zu Mutina eingeschlossen waren, so stellten sich die Gallier, welche, unbekannt mit der Kunst, Städte zu belagern, und zu träge, Werke anzulegen, unthätig vor den unberührten Mauern lagen, als wollten sie auf Frieden unterhandeln. Die Vornehmsten der Gallier luden die Abgesandten zu einer Unterredung heraus und liessen diese, nicht nur gegen das Völkerrecht, sondern auch mit Verletzung des freien Geleits, welches sie für diese Zeit gegeben hatten, festnehmen, mit der Erklärung, nur dann würden sie dieselben entlassen, wenn man ihnen ihre Geissel zurückgäbe. Auf diese Nachricht vom Schicksale der Abgesandten und von der Gefahr Mutina's und seiner Besatzung eilte der Prätor Lucius Manlius, zornentbrannt, mit seinem Heere, ohne es zusammenzuhalten, nach Mutina“.

„Damals standen Waldungen am Wege, denn das Meiste war unangebaut. Hier fiel er, da er, ohne voraus Kunde einzuziehen, vorrückte, in Hinterhalt und arbeitete sich nur mit grossem Verlust an Leuten mühselig in das freie Feld hinaus. Dort wurde ein verschanztes Lager bezogen, und weil die Gallier sich nicht getrauten, dieses anzugreifen, so bekamen die Krieger neuen Muth, obgleich ihrer zuverlässig gegen sechshundert gefallen waren. Der Marsch wurde von Neuem angetreten, und so lange der Weg durch offenes Land führte, zeigte sich kein Feind. Sobald sie aber wieder in Wälder kamen, griff dieser den Nachtrab an, setzte Alle in grosse Verwirrung und Angst, tödtete achthundert Krieger und nahm sechs Feldzeichen. Die Gallier hörten auf zu ängstigen und die Römer zu zagen, als Letztere aus dem unwegsamen und dichtverwachsenen Bergwalde heraus waren. Von da an im offenen Lande deckten die Römer leicht ihren Zug und kamen nach Tanetum, einem Dorfe nahe am Padus; hier hielten sie sich durch Verschanzung für den Augenblick, durch Zufahren auf dem Strome

und mit Hülfe der Gallier von Brixia gegen die täglich mehr anwachsende Menge der Feinde ¹⁾“ (218).

208. (Zug Hannibal's nach Italien).

Unterdessen setzte Hannibal, der im Frühlinge mit 90,000 M. 11,000 Reitern und vielen Elephanten aufgebrochen war, den Marsch über die Pyrenäen und Gallien fort; die Consuln P. Cornelius Scipio und Tib. Sempronius Longus erhielten die Bestimmung, der Erstere nach Spanien, der Letztere nach Africa ²⁾, um den Hannibal zum Umkehren zu bewegen. „Als die Nachricht von dem plötzlichen Aufstande der Bojer nach Rom kam... befahlen die Väter dem Prätor Cajus Atilius mit einer römischen Legion und Fünftausend Bundesgenossen, welche der Consul neu ausgehoben hatte, dem Manlius zu Hülfe zu eilen. Derselbe kam ohne irgend ein Gefecht nach Panetum, denn die Feinde waren aus Furcht abgezogen ³⁾“.

Noch war es an der Zeit in das insubrische Gebiet einzudringen, die Bojer und die Insubrer zu entwaffnen, dem Hannibal das Eindringen in Ober-Italien streitig zu machen; allein Scipio, welcher indessen in Gallien gelandet war, „kaum recht glaubend, dass Hannibal die Pyrenäen überstiegen habe, schlug ein Lager an der Mündung des Rhodanus auf. Als er aber erfuhr, dass dieser schon den Uibergang über den Rhodanus vorbereite, so schickte er, unentschlossen, an welcher Stelle er sich ihm entgegenstellen solle, und weil seine Truppen sich von der Seekrankheit noch nicht ganz erholt hatten, inzwischen dreihundert auserlesene Reiter, welchen er Massilier und gallische Söldner zu Wegweisern gab, voraus, um Alles zu erkunden und den Feind von einem sicheren Punkte aus zu beobachten ⁴⁾. Hannibal hatte fünfhundert numidische Reiter zum Lager der Römer geschickt,

¹⁾ Liv. XXI. 25. ²⁾ Polyb. III. 40.

³⁾ Liv. XXI. 26.

⁴⁾ *Ibid.*

um zu erspähen, wo und wie stark ihr Heer sei, und was sie im Sinne hätten. Auf diesen Reiterhaufen stiessen die dreihundert Römischen, es kam zu einem sehr hitzigen Gefechte. Von den Siegern fielen gegen hundertsechzig, doch nicht lauter Römer, sondern auch Gallier; von den Besiegten über zweihundert. Als beide Theile nach diesem Hergange zu ihren Feldherren zurückkamen; so konnte sich Scipio zu weiter nichts fest entschliessen, als nach den Plänen und Unternehmungen des Feindes seine Massregeln zu ergreifen; aber auch Hannibal war ungewiss, ob er den, nach Italien angetretenen Zug fortsetzen oder mit dem römischen Heere, welches sich ihm zuerst darbot, sich schlagen solle. Doch die Ankunft bojischer Gesandten und ihres Fürsten Magalus bestimmte ihn, sich für jetzt in keinen Kampf einzulassen. Diese nämlich boten sich zu Wegweisern und Genossen der Gefahr an, und riethen ihm, mit dem Kriege zu warten, und mit nirgends vorher geschwächter Kraft Italien anzugreifen ¹⁾4. Dieses bekräftigte den Hannibal im Entschlusse auf Italien loszugehen.

Nach einem äusserst beschwerlichen Zuge über die Alpen ²⁾, da er mit den rohen Völkern stets zu kämpfen oder zu unterhandeln hatte, kam Hannibal gegen den Anfang des Winters (218) in Italien an: von der grossen Ar-

¹⁾ *Ibid.* 29.

²⁾ Diesen an's Fabelhafte gränzenden Zug, der gewiss nicht seines Gleichen hat, beschreibt Livius im einundzwanzigsten, Polyb im dritten Buche. Kritisch sind diese Berichte beleuchtet und vervollständigt von *de Luc* in seiner *Histoire du passage des Alpes par Annibal*. Dieser Autorität zufolge ging Hannibal am linken Ufer der Rhone bis Vienne, von hier nach Chambéry und über den kleinen St. Bernhard (nach Livius über den *Mont Genève*) nach Aosta, dann nach Turin, welches er eroberte. In die Cisalpina zog Hannibal bei Novara über den Ticinus, wo er mit Scipio, der ihm entgegenrückte, zusammentraf. Die Zeit zwischen dem Kampfe der Römer und Carthager in Gallien und jenem in der Cisalpina kann man nicht genau bestimmen.

mee, die er aus Spanien mitnahm, blieben ihm nur 12,000 Libyer, 8,000 Hispaner zu Fuss und 6,000 meistens numidische Reiter ¹⁾. Einige Rasttage, die er der erschöpften Armee bewilligte, wurden zu Unterhandlungen mit den gallischen Völkern benützt, die Tauriner, welche die Bundesgenossenschaft ablehnten, gestraft. „Hannibal würde nicht bloß durch Furcht, sondern auch durch Neigung die am Po wohnenden Gallier mit sich vereinigt haben, wenn nicht die Ankunft des Consuls sie plötzlich überrascht hätte ²⁾“.

Dieser, P. Scipio, hatte nach jenem siegreichen Reitergefechte in Gallien den Muth nicht, dem Senatsbefehle zu widerstehen, die Armee nach Italien den Carthaginensern entgegen zurückzuführen, doch hat er ihn nur zum Theile erfüllt, die Legionen zur See unter der Leitung seines Bruders Cn. Scipio, (welcher dem Ober - Commando des Consuls unterstand), nach Spanien geschickt, selbst aber landete er in Pisa, um das Commando über die Truppen des Manlius und Atilius zu übernehmen. In dieser Zeit ruhte das punische Heer aus, der Consul eilte, um es zu überfallen, an den Po. „Aber, als der Consul nach Placentia kam, war bereits Hannibal aus seinem Standlager aufgebrochen ³⁾“, im insubrischen Gebiete, in der Nähe von Pavia trafen die beiden Armeen zusammen, an demselben Flusse, wo vor vier Jahrhunderten die Gallier und die Etrusker um die Herrschaft von Ober-Italien gekämpft hatten.

209. (Die ersten Kämpfe Hannibal's in Italien).

Auch nun war der Moment feierlich, zwei grosse Feldherren, Repräsentanten zweier Gesittungen, stehen einander gegenüber, sowohl der Occidentale, als auch der Orientale rechnen auf Bundesgenossen unter den Barbaren; siegen die Letzteren, dann geht die Cultur in Oesterreich um Jahrhunderte zurück, und wenn der Orientale in Rom einrückt,

¹⁾ Polyb. III. 56. ²⁾ Liv. XXI. 39.

³⁾ *Ibid.*

dann geht die ganze Gesittung zu Grunde, denn die Macedonier und Griechen sind längst orientalisches geworden, auch die Juden seufzen unter dem orientalischen Joche, den Tempel zu Jerusalem schützt der Herr mit eigener Hand ¹⁾).

Dieser ernsten Bedeutung des Kampfes auf dem österreichischen Boden, dessen Besitz vom Erfolge abhing, entsprach die Schlacht am Ticinus nicht. Um den Feind und die topographische Lage zu erkennen, zog Scipio mit der Reiterei und den leichten Wurfscützen aus und stiess auf Hannibal, welcher ebenfalls mit Reitern in derselben Absicht ausgerückt war. „Scipio stellte die Wurfscützen und die gallischen Reiter vorne hin, die römischen und den Kern der Bundesgenossen in die Hinterhut. Hannibal nahm die Reiter, welche gezäumte Pferde hatten, in die Mitte und besetzte die Flügel mit den Numidiern ²⁾. Kaum war das Feldgeschrei erhoben, als die Wurfscützen zwischen der Hinterhut durch in die zweite Linie flohen. Hierauf war der Kampf der Reiterei eine Zeitlang unentschieden. Weil jedoch die Pferde durch die zwischen inne zu Fusse Stehenden scheu wurden, indem viele Reiter stürzten oder herabsprangen, wenn sie die Ibrigen umzingelt und in Noth sahen, so focht man bald grossentheils zu Fusse, bis die auf den Flügeln stehenden Numidier durch eine kleine Seitenbewegung sich im Rücken zeigten. Dieser Schrecken schlug den Muth der Römer nieder, und ihre Angst wuchs durch des Consuls Wunde und Gefahr, welche letztere jedoch durch das Herbeieilen seines damals eben heranreifenden Sohnes abgewendet wurde ³⁾“.

Den Sieg konnte Hannibal nicht verfolgen, denn beide Feldherren, vielleicht durch die Begierde einander zu sehen

¹⁾ Ptolomäus IV. Philopator wollte in das Heiligthum des Tempels eindringen; eine unsichtbare Hand hat ihn weggeschleudert, zu Boden geworfen (216).

²⁾ Diese lenkten das Pferd ohne Zaum.

³⁾ Liv. XXI. 46.

und sich zu messen, ohne voreilig Vieles zu wagen, gespornt, haben sich zu weit von der Basis ihrer Macht entfernt, der verwundete Consul konnte ungestört in's Lager zurückgehen. Allein die Resultate des Treffens waren ungeheuer, die Römer schon früher durch Vorzeichen entmuthigt, waren es nun noch mehr, übrigens erkannten sie die Ueberlegenheit der feindlichen Cavallerie und diese war sehr zahlreich. Daher beschloss Scipio, das zwischen den Alpen und dem Po für die Reiterei günstige Terrain zu verlassen „er liess in der folgenden Nacht die Truppen in der Stille aufbrechen, zog vom Ticinus weg und eilte nach dem Padus, um auf der noch nicht abgebrochenen Flossbrücke, welche er über den Fluss geschlagen hatte, ohne Lärm und vom Feind unverfolgt sein Heer überzuführen. Sie kamen nach Placentia, ehe noch Hannibal bestimmt wusste, dass sie vom Ticinus aufgebrochen seien, doch fing er gegen sechshundert auf dem diesseitigen Ufer Zurückgebliebene, welche das Floss nicht schnell genug ablösten ¹⁾“. Dieser Verlust, die Verwundung und der Rückzug des Consuls waren geeignet, auf die Gallier Eindruck zu machen. Sie gingen dem Hannibal, welcher jetzt keinen Widerstand in der Transpadana fand, durch Gesandte entgegen. Nach zwei Tagen zog er über den Po, die Römer machten ihm den Uibergang nicht streitig, am dritten stellte er die Truppen vor Placentia in Schlachtordnung auf, die Römer wagten den Kampf nicht; die Gallier wurden dreister.

„In der folgenden Nacht richteten die gallischen Hilfsvölker im römischen Lager ein nicht gerade grosses, aber gewaltigen Lärm machendes Gemetzel an. Gegen zweitausend Fussgänger und zweihundert Reiter stiessen die Wachen an den Thoren nieder und gingen zu Hannibal über, welcher sie mit freundlichen Worten empfing, durch Verheissung grosser Geschenke entflammte und Jeden in seine Heimath entliess, um seine Landsleute aufzuwiegeln. Scipio,

¹⁾ Liv. XXI. 47.

welcher glaubte, jenes Gemetzel sei ein Zeichen zum Abfalle aller Gallier, und sie würden, von diesem Frevel angesteckt, wie von Raserei ergriffen, zu den Waffen greifen, brach, obgleich noch schwer an seiner Wunde leidend, dennoch um die vierte Wache der folgenden Nacht in aller Stille mit seinem Heere nach dem Flusse Trebia auf und verlegte sein Lager in eine höhere Gegend und auf Hügel, wo die Reiterei mehr Hinderniss fände ¹⁾4.

Jenseits der Trebia verschanzt, erwartete der Consul seinen Collegen, der aus Sicilien herbeieilte. Auch Hannibal lagerte sich in der Nähe des römischen Lagers; um Lebensmittel besorgt, bemächtigte er sich durch Bestechung römischer Magazine. Nach der Vereinigung der beiden Consuln rieth Scipio klug, die Sache in die Länge zu ziehen, Sempronius wollte keinen Aufschub dulden. Auch die Anamanen, welche zu den Römern hielten, desswegen ihr Land von punischen Reitern verwüstet sahen, baten um Hülfe gegen die Plünderer. Scipio versagte sie, Sempronius hingegen zog mit seiner Reiterei gegen die Verwüster aus und errang einige Vorthelle über die zerstreuten punischen Reiter. Dadurch erdreistet, drang er stets auf eine Hauptschlacht, der kranke Consul musste nachgeben, die Schlacht war beschlossen. Hannibal erfuhr es durch die Gallier und da er die Schlacht sehnlichst wünschte, kam er den Römern zuvor, lockte den ungestümen Sempronius, ehe dessen Tropfen gespeist haben, durch einen Scheinangriff auf das römische Lager, über die Trebia heraus. Es war schon im Winter, der Tag äusserst kalt, die römische Infanterie die punischen Reiter verfolgend, ging in's Wasser bis an die Brust, da starrten ihnen die Glieder. Die Poener, gespeist und vorbereitet, rückten den Römern in Schlachtordnung mit einer überlegenen Reiterei und Elephanten entgegen. Die Römer hatten 38,000 Infanterie, 4,000 Reiter und cenomanische Hülfsvölker, die Armee des Hannibal betrug 30,000 Mann.

¹⁾ Liv. XXI. 48.

darunter 10,000 Reiter und 4,000 Gallier. Beide Armeen kämpften mit Muth ¹⁾, besonders zeichneten sich die Gallier beiderseits aus ²⁾. Allein die römische Reiterei musste der numidischen weichen, die gallischen Hülfsvölker der Römer wurden durch die Elephanten zerstreut. Mago, den Hannibal in einen Hinterhalt gelegt hatte, verhinderte den Rückzug der Römer in's Lager, jenseits der Trebia. Die Niederlage des Sempronius war vollständig (218), 10,000 Römer schlugen sich nach Placentia durch, die Zerstreuten folgten ihnen, Einige erreichten das Lager. Scipio (der wahrscheinlich an dem Kampfe nicht theilnahm und etwelche Truppen um sich behielt) zog, nachdem die Poener am andern Tage über die Trebia gesetzt hatten, nach Cremona ab.

Durch die Schlacht an der Trebia war Ober - Italien für die Römer verloren, die Gallier erklärten sich für Hannibal ³⁾, die Consuln allerseits eingeschlossen, konnten sich nur zu Wasser verproviantiren, hingegen hatten die Poener freie Hand, um im Nothfalle auch durch Waffengewalt die ligurischen und gallischen Völker zum Bündnisse zu zwingen. Bald belief sich die Armee des Hannibal auf 90,000 (worunter gegen 70,000 Gallier und Ligurer); Rom schien unwiderrufflich verloren.

Jedoch waren die zwei Elemente, welche die Macht Hannibal's bildeten, unverträglich mit einander, die alten Truppen an Zucht und Gehorsam gewohnt, verhofften auf den Feldherrn, die Gallier dachten nur an Rache und Beute, sie lebten gleichsam nur für den Augenblick, während Hannibal, seinem grossartigen Plane zufolge, um Rom zu erobern, die römischen Bundesgenossen zu gewinnen, sich der Plünderung zu enthalten hatte; offenbar waren die un-

¹⁾ Die Beschreibung der Schlacht in Polyb. III. 71 — 74, in Liv. XXI. 53—56.

²⁾ Polyb. III. 74.

³⁾ Polyb. III. 75.

gestümen Barbaren ein Hinderniss zum regelmässigen Kriege. „Als die Gallier, welche die Hoffnung der Beute und Plünderung zusammengerottet hatte, anstatt selbst auf fremdem Boden rauben und wegtreiben zu dürfen, ihr eigenes Land zum Schauplatze des Krieges gemacht und von den Winterlagern der beiderseitigen Heere belastet sahen, da wendete sich ihr Hass wieder von den Römern ab gegen Hannibal, und dieser, mehrmals von den Nachstellungen ihrer Häuptlinge bedroht, war nur durch ihre gegenseitige Treulosigkeit, womit sie ebenso leichtsinnig ihre Verabredung verriethen als trafen, gerettet worden, oder hatte sich auch selbst durch Wechsel bald der Kleider, bald der Kopfbedeckung unkenntlich gemacht und so gegen Nachstellungen verwahrt. Indessen war auch diese Furcht ein Grund für ihn, früher aus dem Winterlager aufzubrechen ¹⁾“. Die Armee zog über die Apenninen nach Etrurien, allein eine ungewöhnliche Kälte und ein Orkan nöthigten den Zug Halt zu machen, viele Soldaten und sieben Elephanten gingen zu Grunde, das Heer musste umkehren ²⁾ (217).

210. (Niederlage der Römer am trasimenischen See).

Nach einer unentschiedenen Schlacht bei Placentia zog Hannibal zum zweiten Mal nach Etrurien, zwei Wege führten hin, ein längerer über die Apenninen, deren Pässe die Römer schon besetzt hielten, und ein näherer durch den Sumpf, wo der Fluss Arnus eben mehr als gewöhnlich ausgetreten war. Den Zug eröffneten die Hispanier und Afrikaner, hinter ihnen folgten die Gallier, zuletzt die Reiter; „und Mago (Bruder Hannibal's) sollte dann mit den leichten Numidiern den Zug schliessen, vorzüglich die Gallier zusammenhaltend, wenn sie etwa, der Beschwerde und des langen Weges überdrüssig, wie denn dieses Volk in solchen

¹⁾ Liv. XXII. 4.

²⁾ Liv. XXI. 58. Oros. IV. 14.

Dingen weichlich ist, sich verliehen oder stehen blieben ¹⁾“. Der Marsch dauerte vier Tage und drei Nächte, ebenso lange das Wachen, da das Wasser Alles bedeckte und nirgends eine trockene Stelle zu finden war. Viele gingen zu Grunde, vor Allem die Gallier, die meisten Lastthiere fielen. Hannibal ritt einen (den letzten von der Kälte verschonten) Elephanten, augenkrank und ohne Pflege verlor er das eine Auge²⁾. Auf der ersten trockenen Stelle schlugen die Poener ein Lager auf.

Indessen haben die Römer, seit der Nachricht von der Niederlage an der Trebia, ungeheuerere Kriegsrüstungen vorgenommen. Unter den neu gewählten Consuln, Servilius Geminus und C. Flaminius, fielen dem Letztern, die bei Placentia überwinternden Heere, zwei Legionen des Sempromius und zwei des Praetors Cajus Atilius, (welche Scipio commandirt hatte) zu. Längst mit dem Adel verfeindet, als Freigeist bekannt, befürchtete Flaminius Hindernisse seitens des Adels, liess die vier Legionen nach Ariminum kommen, wohin er heimlich abging und dort das Consulat, die Formen und Gebräuche verletzend, antrat. Er zog mit dem Heere nach Arretium in Etrurien und kam dort vor der Ankunft des Hannibal's, am Anfange des Frühlings an (217).

Flaminius war seinem kühnen aber zugleich klugen Gegner nicht gewachsen; „wild und keck von seinem ersten Consulate her, und ohne Scheu nicht nur vor den Gesetzen und vor der Väter Majestät, sondern auch so ziemlich vor den Göttern. Diese ihm angeborene Vermessenheit war vom Glücke genährt worden durch günstige Erfolge in bürgerlichen und in Kriegs-Geschäften. Desswegen war bestimmt vorauszusehen, er werde, ohne Götter oder

¹⁾ Liv. XXII. 2.

²⁾ Dieser Zug verdient jenem über die Alpen gleichgestellt zu werden, denn die Sümpfe bilden ein noch grösseres Hinderniss für regelmässige Armeen, als die Gebirge; er ist beschrieben in Liv. XXII. 2. in Polyb. III. 79. 80.

Menschen zu befragen, in Allem keck und übereilt handeln ¹⁾“. Er brannte vor Begierde eine Schlacht zu liefern, vergebens warnten ihn Alle im Kriegsrathe, er solle den andern Consul innerhalb der Mauern von Arretium abwarten. Hannibal, dessen Interesse erheischte, den Kampf vor der Ankunft der ganzen römischen Armee zu beginnen, reizte seinen unvorsichtigen Gegner durch Plünderung des Landes, der Consul rückte aus der Stadt heraus, Hannibal, der diess vermuthete, hat einen Hinterhalt vorbereitet. Zwischen dem trasimenischen See und den Bergen von Cortona befindet sich ein enger Weg, er breitet sich darauf aus, und führt zu den Hügeln, welche mit den Bergen und dem See einen Triangel bilden, hier hat Hannibal sein Heer aufgestellt und der Reiterei befohlen sich zu verstecken und sowie der Consul in den engen Weg eindringt, ihm den Rückzug abzuschneiden und ihn so allerseits einzuschliessen. Flaminjus zog vor Sonnenaufgang ohne alle Erkundigung durch den Pass, sogleich wurde er allerseits angegriffen. Der Zufall unterstützte die List Hannibal's, ein aus dem See aufgestiegener Nebel lag dicht auf der Erde „bei der grossen Dunkelheit thaten die Ohren bessern Dienst als die Augen“. Die Bestürzung war allgemein, der Consul liess kämpfen und schrie: „nicht durch Gelübde oder Anrufung der Götter, sondern durch Kraft und Tapferkeit müsse man hier herauskommen“. Wirklich kämpften die Römer mit grossem Muthe, allein ohne Ordnung und Commando; „der Zufall bildete die Haufen, und der eigene Muth stellte Jeden vorn oder hinten hin, und so heiss war der Streit, so ganz versunken die Seele in den Kampf, dass jenes Erdbeben, welches grosse Theile vieler italischer Städte einstürzte, reissende Ströme in ihrem Laufe hemmte, das Meer in die Flüsse trieb, Berge in ungeheuerem Falle niederwarf, Keiner von den Fechtenden bemerkte ²⁾“.

¹⁾ Liv. XXII. 3.

²⁾ Liv. XXII. 5.

Nach drei Stunden erlag das römische Heer, den Consul erkannte ein insubrischer Reiter und tödtete ihn ¹⁾. Ungeheuer war die Niederlage der Römer, sie verloren 15,000 ²⁾, an Todten, 6,000 haben sich durchgeschlagen ³⁾, wurden aber von Maharbal eingeholt und ergaben sich auf sein Wort. „Dieses Wort hielt Hannibal mit punischer Gewissenhaftigkeit und liess Alle in Bande werfen ⁴⁾“ (217). Der Feind verlor 1,500 M., wovon der grössere Theil Gallier ⁵⁾. Diesen tapferen Hülfsvölkern überliess der Feldherr die Beute ⁶⁾. Unter den Gefangenen wurden die römischen Bundesgenossen mild behandelt und entlassen.

„Zu Rom lief auf die erste Nachricht von dieser Niederlage das Volk im grossen Schrecken und Getümmel auf den Markt. Edelfrauen irrten in den Strassen herum und fragten, welches das Schicksal des Heeres sei“. Dem fragenden Haufen antwortete der Prätor M. Pomponius mit römischer Ruhe: „wir haben eine grosse Schlacht verloren“... „Den Senat hielten die Prätores mehrere Tage lang von Anfang der Sonne versammelt und beriethen, mit welchen Feldherren und mit welchen Truppen man den siegreichen Poenern widerstehen könne ⁷⁾“. Der andere Consul operirte in der Entfernung, in Gallien.

„Ehe man über die Massregeln entschieden hat, wurde unerwartet ein neuer Unfall gemeldet. Viertausend Reiter, welche der Consul Servilius seinem Amtsgenossen unter dem Proprätor Cajus Centenius zuschickte, seien in Um-

¹⁾ Die unvergleichliche Beschreibung der Schlacht am trasimenischen See ist in Liv. XXII. 3 — 6. Polyb. hierüber in III. 83—86.

²⁾ Oros. IV. 15. gibt 25,000 an, Appian. (Annib. 10.) 20,000.

³⁾ Polyb. III. 85. sagt 15,000, App. 10,000.

⁴⁾ ... „*quae punica religione servata fides ab Annibale est, atque in vincula omnes conjecit*“. Liv. XXII. 6.

⁵⁾ Polyb. III. 85.

⁶⁾ App. Annib. 10.

⁷⁾ Liv. XXII. 7.

brien, wohin sie, auf die Nachricht von der Schlacht am Trasimenus, sich gewendet hatten, von Hannibal umzingelt worden ¹⁾“.

211. (Hannibal zieht nach Unter-Italien. Die Liberalen in Rom. Niederlage der Römer bei Cannae.)

Warum Hannibal seinen Sieg nicht benützte und auf das bestürzte Rom nicht losging, ist unbekannt. Vielleicht hielt er die Gallier, aus denen hauptsächlich seine Armee bestand, für unfähig zu einer grossen Belagerung, vielleicht suchte er zuverlässigere Bundesgenossen unter den Italioten, ohne deren Mitwirken Rom schwer zu erobern wäre. Er zog nach Umbrien, belagerte Spoleto und wurde zurückgeschlagen; dieser Widerstand soll ihn entmuthiget haben ²⁾ die Stadt Rom anzugreifen, er ging nach Unter-Italien und entfernte sich von der Quelle seiner Macht, von der Cisalpina; die Römer benützten diesen Fehler; unterbrachen die Verbindung zwischen Unter- und Ober-Italien und hielten Heere im letzteren Lande, um es zu beobachten und „den noch treu gebliebenen Galliern neuen Muth zu machen“ ³⁾.

Nachdem sich Rom vom ersten Schrecken erholt hatte, ergriff der Staat die üblichen Rettungsmittel, er wandte sich an die Dictatur und an die Kirche. Zum Dictator (eigentlich Pro-Dictator) wurde Q. Fabius Maximus gewählt, ein alter Feldherr, vor Allem umsichtig und besonnen, ein Gegensatz zu Flaminius: „Der Dictator belehrte die Väter, dass der Consul Cajus Flaminius noch mehr durch Vernachlässigung der heiligen Gebräuche und Götterzeichen, als durch Verwegenheit und Unwissenheit gefehlt habe, und dass man die Götter selbst fragen müsse, womit man ihren Zorn versöhnen möge ⁴⁾.“ Die Römer gelobten den Göttern Spiele und Opfer, ein Bettag wurde angesagt. Fabius übernahm

¹⁾ *Ibidem* 8.

²⁾ *Liv. XXII. 9.*

³⁾ *App. Annib. 12.*

⁴⁾ *Liv. XXII. 9.*

das Commando im Heere des Consuls Servilius, hob ausserdem zwei Legionen aus und „erliess den Befehl, dass die Einwohner in sichere Oerter ziehen, die Häuser verbrennen und die Früchte verderben ¹⁾.“ Er folgte dem Feinde, „entschlossen, nur in zwingenden Fällen ein Treffen zu wagen; . . . er führte sein Heer auf Anhöhen in mässiger Entfernung vom Feinde, so dass er diesen weder aus den Augen verlor, noch sich mit ihm einliess ²⁾.“ Es war dieselbe Taktik des Zauderns, welche Camillus und andere Feldherren den ungestümen Galliern entgegensetzten; auch jetzt bestand das feindliche Heer meistens aus Galliern.

Dieses System erwies sich wirksam, Hannibal zur Unthätigkeit gezwungen, musste im Lande herumirrend mit Hindernissen der Verproviantirung seiner Truppen kämpfen. Auch seine Absicht, Bundesgenossen in Unter-Italien zu finden, war vereitelt, denn, um die Römer zur Schlacht zu nöthigen, verheerte er das Land der Bundesgenossen. „Jedoch auch dieser Schrecken brachte, obgleich Alles in Kriegsflammen stand, die Bundesgenossen nicht von ihrer Treue ab, denn gerecht und schonend wurden sie regiert, und was allein die Treue bindet, sie gehorchten gerne den Besseren ³⁾.“ Gewiss hat die Verschiedenheit der Sitten und Ansichten zwischen den Orientalen und den Occidentalen, nicht wenig zur Isolirung Hannibal's beigetragen. Er nahm Winterquartiere in Apulien (217), wo er die grösste Noth litt, denn auch die Consuln, welche das Commando nach dem Dictator übernahmen, befolgten dessen System. Fabius hat Rom gerettet ⁴⁾, Hannibal hielt sich für verloren, „wenn die nächsten Consuln den Krieg in eben diesem Geiste führen sollten ⁵⁾“, er dachte nach Gallien zurückzukehren.

¹⁾ *Ibidem* 11.

²⁾ *Ibid.* 12.

³⁾ *Ibid.* 13.

⁴⁾ . . . „*unus homo nobis cunctando restituit rem.*“ *Ennius.*

⁵⁾ *Liv.* XXII. 32.

Allein unter den Consuln des neuen Jahres (216) L. Aemilius Paulus und C. Terentius Varro, war nur der Erstere den Grundsätzen des Fabius ergeben. Varro, durch die Gunst des Pöbels gehoben, trat als leidenschaftlicher Gegner des klugen Systems auf und erschütterte, ohne Rücksicht auf die drohenden Gefahren, den bedrängten Staat; schon seine Wahl zum Consul war stürmisch. Die demokratische Partei hat sich eingebildet, durch den Adel, der seit vielen Jahren Krieg gewünscht, sei Hannibal nach Italien gelockt worden; der Adel ziehe den Krieg, der längst beendet werden könnte, hinterlistig in die Länge. „Mit den Künsten des Fabius hätten sodann die Consuln den Krieg verlängert, den sie hätten enden können. Dazu habe der ganze Adel sich verbündet, und man werde kein Ende des Krieges sehen, bevor man einen wahrhaft plebeischen Consul (d. h. einen Mann ohne alle Ahnen) wählte ¹⁾. Denn der neue Adel sei bereits in die nämlichen Geheimnisse eingeweiht und verachte die Plebejer, seitdem die Väter ihn nicht mehr verachten ²⁾.“ Diese Ansichten, durch welche sich der Liberalismus als eine immerwährende Revolution und steter Widerspruch herausstellt, (denn die liberale Partei sucht die Ihrigen zu heben, hasst darauf die Emporkömmlinge und trachtet Neue emporkommen zu lassen), bewogen den Adel zur Nachgiebigkeit. Eine Armee von 80,000 Mann zu Fuss und über 6,000 Reiter wurden gestellt ³⁾, die Consuln gingen dem Feinde entgegen, sie alternirten nach Tagen im Commando.

Hannibal mit einer Armee von 40,000 Mann zu Fuss und 10,000 Reitern befand sich, wenn die Consuln zaudern, in einer gefährlichen Lage, „kaum für zehn Tage hatte er Getreide vorrätig und die Hispanier waren wegen des Man-

¹⁾ . . . *consulem vere plebejum, id est, hominem novum* . . .

²⁾ Rede des Volkstribuns Q. Baebius Herennius, eines Verwandten des Varro. *Liv. XXII. 34.*

³⁾ *Polyb. III. 113.*

gels zum Uibergange entschlossen ¹⁾.“ Er wünschte demnach eine Schlacht, die Verwegenheit des einen Consul ging den Wünschen des Poeners entgegen; ehe Varro Rom verliess, sagte er in einer Rede an die Bürgerversammlung: „der Krieg sei vom Adel nach Italien gerufen worden und werde in den Eingeweiden des Freistaates bleiben, wenn dieser noch mehrere Fabier zu Feldherren erhielte; er aber wolle ihm am ersten Tage, wo er den Feind erblicke, ein Ende machen ²⁾.“ Stets waren und sind die Liberalen natürliche Bundesgenossen der Barbaren und der Orientalen.

Einem solchen Collegen gegenüber war die Lage des Aemilius äusserst peinlich. Obschon er zu wiederholten Malen bedeutende Vortheile über den Feind errungen hat, verfolgte er ihn nicht, liess sich in keine Falle locken und gab sich Mühe, um den ungestümen Varro zu mässigen, welcher „Götter und Menschen zu Zeugen aufrief, dass es seine Schuld nicht sei, wenn Hannibal bereits Italien gleichsam durch Verjährung als Eigenthum besitze; sein Amtsgenosse binde ihm die Hände, entreisse Schwert und Waffe den zürnenden und kampflustigen Kriegern;“ während Paulus erklärte: „wenn den weggeworfenen und in eine unbedachte, unbesonnene Schlacht hingegebenen Legionen ein Unfall begegne, so habe er keine Schuld daran, werde aber jedes Schicksal mit denselben theilen. Varro möchte nur sorgen, dass Diejenigen, welche jetzt so fertig und keck mit der Zunge wären, in der Schlacht eben so kraftvolle Arme zeigten ³⁾.“

Beide Consuln hielten Wort. „Am Tage, an welchen Varro den Oberbefehl hatte, steckte er, ohne seinen Amtsgenossen zu befragen, die Schlachtfahne auf und führte das Heer schlagfertig über den Fluss und Paulus folgte, weil er den Entschluss seines Amtsgenossen zwar missbilligen konn-

¹⁾ Liv. XXII. 40.

²⁾ Ibid 38.

³⁾ Ibid. 44.

te, aber doch unterstützen musste ¹⁾.⁴ So kam es, nach dem Uibergang des Flusses Aufidus durch die Römer, zu der Schlacht bei Cannae (216). Sie ist bekannt als die grösste, welche die Römer verloren, ihr Verlust war ungeheuer, nur 10,000 Mann haben sich gerettet. Zwei Quästoren, 21 Kriegstribunen, mehrere, welche schon Consuln, Prätores etc. gewesen und 80 theils wirkliche Senatoren, theils solche Männer, welche auf diese Würde Anspruch hatten, sind gefallen. Auch Aemilius fiel; an mehreren Wunden blutend ²⁾, nahm er nicht das Pferd an, welches ihm der Kriegstribun Cneus Lentulus mit Selbstaufopferung zur Flucht antrug und sprach: „Heil deinem Edelmuthe, Cneus Cornelius . . . Eile, sage den Vätern insgesamt, sie sollen Rom verrammeln und, ehe der siegreiche Feind ankommt, stark besetzen; und dem Quintus Fabius sage insbesondere: Licius Aemilius habe wie im Leben so vollends auch im Tode seine Vorschriften nicht vergessen. Mich lass unter diesen Leichenhaufen meiner Krieger den Geist aufgeben, damit ich nicht entweder noch einmal nach dem Consulate angeklagt werde, oder als Ankläger meines Amtsgenossen auftreten müsste, um durch Darlegung fremder Schuld meine Unschuld zu retten. . .“ „Der andere Consul (der Liberale) entfloh . . . mit ungefähr 70 Reitern nach Venusia ³⁾.“

Der Feind verlor 5,500 Mann darunter 4,000 Gallier ⁴⁾. Das Terrain, der punische Feldherr, die afrikanischen Reiter und die Gallier haben, neben der Unvorsichtigkeit des Varro, am meisten zu dieser Niederlage beigetragen ⁵⁾.

212. (Wirkungslose Thätigkeit des Poeners, heldenmüthige Entschlüsse der Römer).

Nach dem ungeheuern Siege sprach Maharbal, Anführer der Reiterei, zum Hannibal: „damit du wissest, was mit die-

¹⁾ *Ibid.* 45.

²⁾ *Polyb.* III. 117.

³⁾ *Ibid.* 49.

⁴⁾ *Polyb.* III. 118.

⁵⁾ Die Schlacht in *Liv.* XXII. 45, 49 und in *Polyb.* III. 114—118.

ser Schlacht gewonnen ist, so sollst du in fünf Tagen als Sieger auf dem Capitolium schmausen. Komm nach: mit der Reiterei will ich vorausseilen, damit sie früher wissen, dass du gekommen seiest, als dass du kommen werdest“. Dem Hannibal schien die Sache allzuherrlich und zu gross, als dass er sie gleich fassen konnte. Er sagte desswegen: „er lobe Maharbal's guten Willen, aber es bedürfe Zeit, um den Plan zu überlegen“. Da sprach Maharbal: „ja wohl gaben die Götter nicht Einem Alles. Zu siegen, Hannibal, weissest du, den Sieg zu nützen, weissest du nicht. „Man glaubt ziemlich allgemein, dass dieses Tages Aufschub Stadt und Reich gerettet habe“¹⁾.

In der That scheiterten an der übertriebenen Unsicht Hannibal's dessen Siege, die Schlacht von Cannae war die letzte grosse, die er gewann. Bis nun konnte man seine Kämpfe mit Rom mehr als gallische, denn als punische Kriege ansehen, die Gallier (die Bojer) haben den Feldzug eröffnet, dem Hannibal den Weg gebahnt, seine Armee bestand vorzüglich aus Galliern, diese Völker kämpften am muthigsten und strebten die Erstürmung Rom's an. Durch Strapazen und Schlachten schmolzen sie immer mehr zusammen, auch die Reihen der africanischen und hispanischen Veteranen waren gelichtet, Hannibal von Carthago gleichwie von Gallien entfernt, bloss durch Plünderung bestehend, musste die Verluste seiner Armee durch Italioten ersetzen, Bundesgenossen in Unter-Italien suchen. Er fand sie zum Theile vor, besonders unter der griechischen²⁾ und samnitischen Bevölkerung, allein die eigentliche Volksmasse von Unter-Italien reichte dem Orientalen die Hand nicht. Auf jeden Fall war die neue Armee Hannibals nicht mehr jene, welche an der Trebia, am trasimenischen See und bei Cannae gefochten hatte; sein Sieg versetzte ihn in die Nothwendigkeit, das Heer, da es nicht gegen Rom zog, zu zerstreuen

¹⁾ Liv. XXII. 51.

²⁾ Livius (XXII. 61) sagt, dass fast die ganze von den Griechen bewohnte Küste zum Hannibal abfiel.

und ruhen zu lassen. Was man von der Weichlichkeit seiner Truppen, seit den Winterquartieren zu Capua, schreibt, wäre als eine Figur anzusehen, um die nicht besonders militairischen Eigenschaften des neuen punischen Heeres zu erklären, denn die meisten Soldaten Hannibal's gehörten Völkern an, welche wie z. B. die Tarentiner und Capuaner durch kriegerischen Ruhm nicht glänzten; der punische Krieg verlor seinen gallischen Character. Je länger die Poener unter diesen Verhältnissen in Italien verweilten, desto schneller rückten sie ihrem Verderben entgegen.

Während Hannibal in Cannae unthätig verbleibt und die Gefangenen den Römern zum Loskaufen anbietet, was diese mit bewunderungswürdiger Selbstverläugnung ausschlagen ¹⁾, verbreitet sich in Rom die Nachricht, dass beide Consuln fielen und kein Mann übrigblieb. „Nie war, so lange Rom stand, ein solcher Schrecken, eine solche Verwirrung in der Stadt“. Wahrlich jedes andere Volk wäre unter dieser Last des Unglücks erdrückt worden.²⁾ Jedoch die Römer verzagten nicht, sie schickten „an das delphische Orakel mit der Frage: durch welche Gebete und Andachten man die Götter besänftigen könne. Inzwischen wurden mehrere außerordentliche Opfer gebracht“³⁾. Marcus Junius zum Dictator, Tiberius Sempronius zum Reiterobristen ernannt, hoben alle Dienstfähigen, selbst Jünglinge unter dem siebzehnten Jahre aus, bildeten vier Legionen mit Tausend Reitern, forderten die Contingente der Bundesgenossen ein und bewaffneten sogar 8,000 Slaven und 6,000 für Verbrechen oder Schulden Verhaftete. Gewiss ist dieses ein Beweis der höchsten Noth Rom's. Marcellus sandte eine Legion der Flotte nach Canusium, wo sich um den Consul Varro 10,000

¹⁾ Die Reden hierüber in Liv. XXII. 59.

²⁾ Liv. XXII. 54.

³⁾ Ibid. 57. Auch Menschenopfer (zum zweiten Mal), ein Gallier und eine Gallierin, ein Grieche und eine Griechin wurden lebendig eingemauert. Livius nennt dieses Opfer „einen ganz unrömischen Gebrauch“.

aus der Schlacht von Canae Gerettete versammelt hatten, und 1,500 M. nach Rom. Bloss aus diesen Letzteren bestand die Besatzung der ewigen Stadt. Die Nachrichten über den Abfall der Bundesgenossen in Unter-Italien und aller Gallier diesseits der Alpen liessen das Schrecklichste befürchten. „Und dennoch, trotz aller dieser Niederlagen und trotz des Abfalls so vieler Verbündeten, war bei den Römern niemals die Rede vom Frieden, weder vor der Ankunft des Consuls in Rom, noch als dieser zurückkam und das Andenken an die erlittene Niederlage erneuerte. Ja eben damals waren die Bürger so hochherzig, dass dem Consul bei seiner Rückkehr aus einer so grossen Niederlage, an welcher gerade er die meiste Schuld hatte, nicht nur sehr Viele aus allen Ständen entgegen gingen, sondern ihm auch dafür dankten, dass er den Staat nicht für verloren aufgegeben habe“. Diese Grösse des römischen Sinnes bewundernd, stellt sie Livius den orientalischen Sitten entgegen und sagt: „man dankte dem Varro, ihm, der, wäre er Feldherr der Carthager gewesen, sich jede Todesstrafe hätte gefallen lassen müssen“¹⁾. Jedoch geschah der Kriegszucht Genüge, die Zehntausend, (welche sich bei Cannae geflüchtet hatten) wurden nach Sicilien verwiesen.

Der Dictator zog, nachdem er auch „die im Picenischen und Gallischen zusammengebrachten Cohorten“²⁾ aufgenommen hatte, mit 25,000 Kriegern aus der Stadt, gewiss bloss in der Absicht, den Feind zu beobachten. Hannibal war nach der Schlacht von Cannae durch Samnium nach Campanien gezogen, er hat Capua, nach Rom die mächtigste Stadt Italiens, durch Verrath genommen, darauf Neapolis zur Uibergabe vergeblich aufgefordert und mit Nola Verhandlungen angeknüpft. Die Nolaner wandten sich heimlich an den Praetor Marcellus, welcher (wahrscheinlich nur mit jener Legion der Flotte) bei Casilinum stand, um Hülfe. Marcellus erschien, wurde belagert und machte einen glücklichen Ausfall gegen

¹⁾ XXII. 61.

²⁾ XXIII. 14.

den Hannibal. Mit Unrecht nennt Livius dieses Treffen „das Grösste in diesem Kriege“¹⁾. Die Stellung der Römer blieb eine defensive, Hannibal war in der Lage immer mehr Bundesgenossen zum Abfall von Rom zu bewegen oder zu zwingen. Capua bot ihm das Nöthige dar und, wenn die Truppen und Elephanten, um die er in Carthago anhielt, ankamen, dann kann er gegen Rom ziehen.

Inmitten dieser unglückseligen Zustände und während der Reiterobrister (der Dictator lag im Winterquartiere in Teanum) die Aushebung und Ausstattung der Heere für das nächste Jahr mit den Vätern berieth.... wurde eine neue Niederlage — indem das Schicksal in diesem Jahre eine auf die andere häufte — gemeldet: der neuernannte Consul Lucius Postumius sei mit seinem Heere in Gallien vernichtet worden. Postumius hatte zwei Legionen Römer, und von den Bundesgenossen am obern Meere hatte er so viel Mann ausgehoben, dass er mit fünfundzwanzigtausend Streichern in das feindliche Gebiet einrückte; dieses Heer wurde im Walde Litana aufgerieben²⁾ (216). Wahrscheinlich hat die Nachricht des punischen Sieges bei Cannae die Gallier ermuntert, hingegen war der Consul durch den Abzug römischer Cohorten aus dem Gallischen isolirt und liess sich in einen Hinterhalt locken. Auf jeden Fall war die Niederlage Rom's entscheidend, denn während Hannibal in Unter-Italien herrschte, wurden die Gallier zu Herren Ober-Italiens; beide Feinde konnten einzeln oder verbündet gegen Rom ziehen.

Diese Zeit war der Culminationspunct der Gefahren Rom's, denn Hannibal schloss mit dem Könige von Macedonien, Philipp, (215) ein Bündniss auf folgende Bedingungen: „Es solle König Philippus mit einer möglichst grossen Flotte (es wurde aber angenommen, er werde zweihundert Schiffe zusammenbringen) nach Italien herüberkommen, die Seeküste

¹⁾ *Ibid.* 16.

²⁾ *Liv.* XXIII. 24. Die Schlacht selbst stellt Livius auf eine unannehmbare Art dar.

verheeren, den Krieg in seinem Theile zu Wasser und zu Lande führen; nach Endigung des Krieges solle ganz Italien mit der Stadt Rom selbst den Carthagern und dem Hannibal gehören, auch alle Beute dem Hannibal zufallen. Wenn Italien völlig bezwungen sei, sollen sie nach Griechenland schiffen, und wen der König wolle, bekriegen. Alle Städte des Festlandes, alle Inseln, die Macedonien nahe liegen, sollen dem Philippus und seinem Reiche zufallen“ ¹⁾). Dieser Vertrag kam besonders durch den Demetrius zu Stande, welcher seinerseits die Illyrier unter die Waffen rufen und Rom bedrohen konnte. Allein die Römer liessen sich nicht beugen, sie gaben den gallischen Krieg auf, setzten den Krieg gegen Hannibal und dessen Bundesgenossen in Campanien, Apulien und Picenum fort, überdies kämpften sie in Spanien, Sicilien und Sardinien, ihre Flotten durchkreuzten das mittelländische Meer; inmitten dieser Anstrengung fasste Rom den ungeheueren Entschluss, dem Könige Philipp zuvorzukommen und auch ihn anzugreifen. Ein wahrhaft bewunderungswürdiges Volk!

Durch diesen Heldenmuth der Römer wird die Unentschlossenheit Hannibal's begreiflich. Immer hatte er noch Mittel entweder auf Rom loszugehen, oder sich mit den Galliern in Verbindung zu setzen, dieses Nachbarland der Illyrier und Macedoniens zu befreien, er that es nicht, er blieb in Unter-Italien, von nun an erlitt er eine Reihe von Niederlagen, in den J. 215—207. Die erste Schlacht verlor er bei Nola (215) gegen Marcellus, über ein Tausend numidische und hispanische Reiter übergingen zu den Römern. Die Hülfe, welche Carthago schickte, war unbedeutend. Hingegen vermochten die Römer grosse Armeen aufzustellen, an allen Punkten gegen die Carthager und Macedonier die Oberhand nach und nach zu gewinnen; im J. 211 kämpften zu Wasser und zu Lande 23 Legionen²⁾. Nun rückte Hannibal

¹⁾ Liv. XXIII. 33.

²⁾ Liv. XXVI. 1.

gegen Rom vor¹⁾; es war zu spät, er musste, ohne einen Angriff gewagt zu haben, zurückgehen.

II. Artikel.

Hasdrubal und Mago in Oesterreich (207—205).

213. (Mitwirken der Pöner in Ober- und Unter-Italien. Niederlage Hasdrubal's.)

Die Einwohner Galliens in der Lage, entscheidend auf den Krieg einzuwirken, blieben seit 216 unthätig; Hannibal wusste nicht diese Unthätigkeit zu bekämpfen, stets richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Unter-Italioten. Erst im J. 207 erkannte er seinen Fehler und beschloss, sich mit den natürlichen Bundesgenossen, denen er das Meiste verdankte, in Verbindung zu setzen, allein auch dieses geschah zu spät. Sein Bruder Hasdrubal brach mit dem punischen Heere und vielen Elephanten²⁾ im Frühlinge aus Spanien nach Italien auf und sollte sich mit Hannibal vereinigen, welcher ihn gegen das Ende des Herbstes erwartete. Allein die Hindernisse, mit denen Hannibal auf demselben Wege vor 12 Jahren zu kämpfen gehabt hatte, bestanden nicht mehr. „Die Arverner und der Reihe nach auch die übrigen gallischen und Alpenvölker liessen den Hasdrubal nicht nur ein, sondern folgten ihm auch in den Krieg“³⁾; auf diese Art kam er in zwei Monaten in Italien mit Hispanern, Transalpinern und Ligurern an, die Cisalpinen flossen ihm zahlreich zu, seine Armee betrug 52,000 M. Dieser unerwartete Erfolg kehrte sich

¹⁾ *Ibid.* 10—11. Zweimal stellten sich die beiden Armeen in Schlachtordnung auf, zweimal wurden sie durch's Ungewitter getrennt. „Sobald sie wieder im Lager waren, wurde es ungemein heiter und Windstille. Die Pöner sahen hierin einen Götterwink, und Hannibal soll ausgerufen haben: Rom einzunehmen, werde ihm bald der Verstand, bald das Glück versagt“.

²⁾ *Oros.* IV. 18.

³⁾ *Liv.* XXVIII. 39.

gegen Carthago, denn Hannibal befand sich noch in Unter-Italien, er konnte nicht seinem Bruder die Hand reichen. Dieser, statt dem Hannibal entgegen zu gehen und den überraschten Römern keine Zeit zu Massregeln der Vertheidigung zu lassen, begann die Belagerung von Placentia, welche sich in die Länge zog, diese Dauer vermuthete Hannibal, und brach desswegen nicht auf. Indessen haben die Römer ihre Macht versammelt, Claudius Nero ging dem Hannibal und Livius Salinator dem Hasdrubal entgegen, so wurde die Verbindung der Brüder unmöglich, hingegen vermochten die Consuln sich wechselseitig zu unterstützen, durch den Sieg eines jeden von ihnen zu vereinigen. Hasdrubal beschloss die Belagerung aufzugeben und, dem Plane seines Bruders gemäss, nach Umbrien zu ziehen, und schrieb ihm, er möge entgegen kommen. Allein der Brief wurde aufgefangen, dem Consul Claudius Nero übergeben. Sogleich zog der Consul, nachdem er an den Senat hierüber berichtet, mit einer Elite von 6,000 M. zu Fuss und 1,000 Reitern seinem Collegen, der dem Hasdrubal entgegen ging, in Eilmärschen zu Hülfe, den Rest des Consularheeres im Lager zurücklassend¹⁾; es war die höchste Combination im zweiten punischen Kriege.

Als Hasdrubal die Vereinigung des Claudius mit dem Livius bemerkt hatte, zog er sich, um eine Schlacht zu vermeiden, in der Nacht zurück, allein seine Wegweiser führten ihn irre, das Heer zerstreut sich in der Nacht und mit Tagesanbruch erscheinen die Consuln in Schlachtordnung. Zum Kampfe genöthigt, wird Hasdrubal am Flusse Metaurus (in der Nähe von Sena) gänzlich geschlagen und getödtet, mit ihm fielen 36,000 M.²⁾, 5,400 wurden gefangen, 4,000 römische Bürger aus der Gefangenschaft befreit. Die Römer verloren nur 8,000 M. (207).

¹⁾ Liv. XXVIII. 43.

²⁾ Liv. XXVII. 49. Orosius (IV. 18) zählt 58,000, Polyb. (XI. 3.) 10,000.

In der folgenden Nacht zog Nero ab und liess nach der Rückkehr, den Kopf Hasdrubal's, welchen er mitgebracht hatte, (dieses Verfahren wäre eines Orientalen oder Barbaren viel würdiger gewesen) vor die feindlichen Posten hinwerfen. Hannibal erkannte die Züge seines Bruders und soll gesagt haben: „er kenne nun Carthago's Geschick ¹⁾“. In der That war es der empfindlichste Schlag für die Poener ²⁾, und ist Gallien entmuthigt, dann wird auch die Lage Hannibal's unhaltbar werden; er zog sich nach Bruttium zurück.

214. (Niederlage des Mago).

Noch einmal versuchten die Poener einen Zug in die Cisalpina, jetzt, da Spanien von Scipio schon erobert war, schickten sie den Mago mit Truppen und Geld zur See ab, um die Ligurier und Gallier aufzuwiegeln; er führte „auf etwa 30 Kriegs- und vielen Lastschiffen, 12,000 M. zu Fuss und fast 2000 Reiter herüber nach Italien und nahm Genua“ ³⁾. Allein auch die Römer haben die Wichtigkeit Ober-Italiens erkannt, sie unterhielten dort Truppen seit der Schlacht am Metaurus, und beobachteten Gallien mit einem Heere, während ein zweites in Etrurien stand (205); dieses nöthigte die Gallier zur Umsicht. Viele von ihnen und von den Liguriern kamen zum Mago, auf seine Anrede „er sei gesandt sie zu befreien“ ⁴⁾ und zum Mitwirken aufzufordern, „erklärten sich die Gallier dazu im höchsten Grade bereitwillig, aber da sie ein römisches Lager im Lande hätten“ so könnten sie nur insgeheim helfen. Die Ligurier hatten freiere Hand, sie waren bereit den Krieg zu beginnen, nur verlangten sie zwei Monate Zeit zur Aushebung der Mannschaft. Auch in Gallien liess Mago heimlich werben, Lebens-

¹⁾ *Liv. XXVII. 51.*

²⁾ „*occidit spes omnis Hasdrubale interempto.* Horat. *Od. IV. 4.*

³⁾ *Liv. XXVIII. 46.*

⁴⁾ *Liv. XXIX. 5.*

mittel wurden ihm von Eingebornen zugeführt ¹⁾. Da brach das Heer, aus freiwilligen Slaven bestehend, von Etrurien unter M. Livius auf und vereinigte sich mit jenem unter Spurius Lucretius in Gallien, um dem Pöner, wenn er vorrückt, entgegen zu gehen. Der zweite punische Krieg sollte zum dritten Mal beginnen.

Erst nach zwei Jahren (da Mago die ligurischen Bergbewohner ²⁾ zu bekämpfen hatte und vermuthlich auch mit den Römern in kleineren Gefechten stritt) kam es zu einer Hauptschlacht im insubrischen Gebiete zwischen vier Legionen (unter dem Proconsul M. Cornelius, dem Prätor P. Quinctilius Varus) und dem meistens aus Galliern und Liguriern zusammengesetzten Heere des Mago. Die Römer siegten vollständig, Mago war verwundet, die Seinigen ergriffen die Flucht. „Gegen 5000 Feinde wurden an diesem Tage erschlagen und 22 Feldzeichen erobert“ ³⁾. Der Kampf war heftig, denn das Heer des Prätors (den Verlust der Legionen des Proconsuls gibt Livius nicht an) verlor 2,300 M. „gegen 22 angesehene Ritter kamen, von den Elephanten zertreten, mit mehreren Hauptleuten um, und der Kampf würde länger gedauert haben, hätte nicht die Wunde des Feldherrn den Sieg eingeräumt“.

Mago zog sich in's Gebiet der ingaurischen Ligurier zurück und erreichte das Meer. Dort erschienen carthagische Gesandte, „und brachten ihm den Befehl, schleunigst nach Africa überzusetzen, denn die Carthager sind nicht in der Lage, sich in Gallien und Italien behaupten zu können“ ⁴⁾. Denselben Befehl erhielt auch Hannibal, seine Lage in Unter-Italien war seit der zweiten Schlacht bei Croton, die er verlor (204), nicht besser als jene Mago's, allein Hannibal erwartete Verstärkungen, kannte noch nicht die Niederlage des Mago und glaubte siegen zu können. „Knirschend, seufzend

¹⁾ *Ibidem.*

²⁾ *Liv. XXVIII. 46.*

³⁾ *Liv. XXX. 18.*

⁴⁾ *Ibid. 19.*

und kaum der Thränen sich erwehrend, soll er die Gesandten angehört haben und sprach: So ist denn Hannibal besiegt, nicht vom römischen Volke, sondern vom carthagischen Senate durch entgegenarbeitenden Neid! Er führte den Kern seines Heeres nach Africa, zuvor viele geborene Italier, welche sich ihm nach Africa zu folgen geweigert und in den, bis dahin nicht entweihten Tempel der Juno Lacinia geflüchtet hatten, mitten in heiliger Stätte grässlich erwürgend¹⁾. Dies war der Lohn für die den Orientalen geleisteten Dienste.

So endete in Italien der zweite punische Krieg, wie er begonnen durch den Kampf der Gallier, die letzte Schlacht (203), wie die erste (218) war auf österreichischem Boden geliefert. Viele Gallier folgten dem Hannibal; neben jenen, welche sich mit dem Mago eingeschifft hatten, bildeten sie (mit den Liguriern) noch den dritten Theil der punischen Armee bei Zama²⁾, wo sie mit dem gewöhnlichen Eifer fochten³⁾. Diese Schlacht war die letzte, in welcher Hannibal (Mago war auf der Reise gestorben) seinen Hass gegen die Römer befreidigen konnte; in Africa war er von Scipio besiegt (202). Die Carthager baten um Frieden und erhielten ihn unter so schweren Bedingungen⁴⁾, dass Carthago eine Macht zu sein aufhörte. In der Ueberzeugung, dass er seinem ohnmächtigen Vaterlande nicht mehr helfen könne, fasste Hannibal den kühnen Entschluss, wenigstens dem Systeme und den Ansichten Carthago's zu dienen und wandte sich an die Könige des asiatischen Orientes, allein auch dort erreichte ihn der römische Einfluss.

215. (Folgen des zweiten punischen Krieges für die Römer und Gallier.)

Mit dem Sturze der punischen Macht verloren die äusseren Gegner der occidentalischen Gesittung, die Orientalen, und die Barbaren, ihre Hauptstütze, der Spiritualismus der

¹⁾ *Ibid.* 20.

²⁾ *App. Bell. rom. pun.* 40.

³⁾ *Liv.* XXX. 33.

⁴⁾ *Ibid.* 37.

Väter erwies sich wirksamer als die Kraft der materialistischen Mächte, das grösste Hinderniss zur Einigung der Völker, zur Katholicität, ist gefallen, die unter den schwierigsten Verhältnissen erkämpften Siege der Römer machten Eindruck auf die Welt und verschafften ihnen eine moralische Macht. Allein im Innern war der Staat durch die heftigen Stösse, die er erlitten, erschüttert, der dritte Hauptfeind der abendländischen Gesittung, der Liberalismus, hat an Kraft gewonnen, die Straflosigkeit des Varro ermunterte die Demokraten.

Ueberhaupt hatte der Rationalismus Gelegenheit gehabt, sich mächtig zu äussern, durch vielfältige und lang-dauernde Gefahren, durch exceptionelle Massregeln, welche die Noth erforderte, rissen viele Fäden der Tradition, man appellirte an die Menge, sogar an die Sklaven, die Majestät des römischen Staates verlor Vieles von ihrem Glanze, der Entschluss des jungen Adels, nach der Schlacht bei Cannae, auszuwandern (womit bis nun blos die Plebs drohete), war ein böses Symptom. Livius schildert, ohne es zu wollen, die zunehmende Auflösung der römischen Kirche und hiemit auch der Gesellschaft indem er sagt: „Je mehr sich der Krieg in die Länge zog, und Glück und Unglück einen immerwährenden Wechsel nicht nur in der äussern Lage, sondern gleich sehr in der Stimmung der Menschen herbeiführten, desto grösser wurde auch der Bürger-Hang zu heiligen Übungen und zwar grossentheils ausländischen, dass man hätte glauben sollen, entweder die Menschen oder die Götter seien plötzlich Andere geworden“ ¹⁾. Was Livius als den religiösen Sinn betrachtet, war schon offenbar der Rationalismus, ein Schisma, der Anfang der Gottlosigkeit. Dass in dem sechzehnjährigen mit Erbitterung geführten Kampfe Recht und Humanität nicht immer beachtet wurden und die Sitten verwildern mussten, braucht nicht bemerkt zu werden; gewiss war die Handlung des Consuls, welcher den Kopf des gefallenen Hasdrubal in dessen Bruders Lager warf, keine patriarchalische.

¹⁾ XXV. 1.

Die Cultur der Gallier gewann Vieles durch die Berührung mit den gebildeten Carthagern, selbst unter den rohesten gallischen Stämmen, unter den transalpinischen, hörten anti - humane Vorurtheile, die Begriffe der Exklusivität auf, wie es der Zug Hasdrubal's erweist; „die Transalpinen, durch deren Land er zog, waren nunmehr mildern Sinnes“ ¹⁾). Allein andererseits wurde die Gesittung der Gallier eben durch diesen orientalischen Einfluss, durch Beispiele der punischen Gewissenhaftigkeit äusserst gefährdet, daher war die Entfernung desselben die wichtigste Folge der Siege Rom's über Carthago. Jedoch wussten die Römer nicht die Stellung der Pöner einzunehmen, die Gallier zu gewinnen, die Letzteren durch die erneuerte Gewohnheit des Widerstandes gegen die Römer zur Feindseligkeit ermuntert, des Gefühles, zu den punischen Kriegen am meisten beigetragen, Rom gedemüthigt zu haben, sich wohl bewusst, waren nicht zur Nachgiebigkeit geneigt. Nur durch Waffengewalt konnten die Gallier bezwungen werden, auch dieses nahmen die Römer nicht vor, und obschon durch die harten Lehren, welche ihnen Hannibal, Hasdrubal und Mago gegeben, über die Wichtigkeit des Besitzes österreichischer Länder aufgeklärt, fassten sie keinen energischen Entschluss, um den Sieg über Mago zu benutzen, Nord-Italien zu beherrschen. Zugleich hat der (wenigstens zum Theile erfolgte) Verfall römischer Gebräuche und Formen auf die Art die Gallier zu behandeln eingeflossen und die definitive Eroberung des Landes, wozu die Macht der Verhältnisse selbst führte, ungemein erschwert. In jeder Hinsicht war der, obschon besiegte Einfluss der Orientalen eine Calamität für Rom und für den Gallier; nicht sogleich hörten die Nachwehen des zweiten punischen Krieges auf.

¹⁾ Liv. XXVII. 39.

III. Hauptstück.

Begründung der römischen Herrschaft in den südwestlichen Ländern Oesterreichs. (200 — 155).

216. (Niederlage der Gallier unter Hamilcar.)

Während sich die Römer zum macedonischen Kriege anschicken und in Ober-Italien unthätig bleiben, ergreifen die Gallier die Initiative. Ein Orientale war die Seele des Unternehmens, Hamilcar, ein erfahrener Officier und gewandter Unterhändler, welcher von der Armee Hasdrubal's in Ober-Italien zurückblieb, und auch mit dem Mago nicht abging, entweder, um auf Geheiss seines Staates die Gallier gegen Rom aufzuwiegeln, oder vielleicht auf eigene Rechnung Krieg zu führen. Auf die Nachricht, dass die Bojer die Länder römischer Bundesgenossen plündern, liess der Consul Pub. Aelius zwei Legionen in der Eile ausheben, vier Cohorten von seinem Heere zu denselben stossen und den Obristen der Bundesgenossen Cajus Oppius in das bojische Gebiet eindringen; er selbst zog dahin auf einem anderen Wege. Oppius wurde überfallen; und verlor 7,000 M. und das Leben. Die Übrigen kamen, mit Zurücklassung eines grossen Theils ihrer Habe, zum Consul, welcher das Land der Bojer verheerte, mit den inganischen Liguriern ein Bündniss schloss und nach Rom zurückkehrte ¹⁾ (201). Nach den neuen Wahlen looseten die Prätores, L. Furius Purpureo erhielt Gallien ²⁾ und ging mit 5000 Latinern nach Ariminum ab.

Diese geringe Zahl beweiset, dass die Römer die Tragweite des neuen gallischen Krieges nicht erfassten und nicht wussten, dass Hamilcar einen grossen Bund gallischer und ligurischer Völker zu Stande bringe; sie haben nicht einmal für die Sicherheit ihrer Colonien gesorgt und wurden wieder überrascht. Mit dem Anfange des Frühlings (200) hatten die Insubrer, Cenomanen (welche bis nun immer zu den Römern

¹⁾ Liv. XXXI. 2.

²⁾ Ibid. 6.

hielten) und Bojer mit ligurischen Stämmen vereinigt, 40,000 M. stark „Placentia angefallen, diese Stadt geplündert, in der Erbitterung grossentheils verbrannt, kaum zweitausend Menschen zwischen den rauchenden Trümmern zurückgelassen, und über den Padus gesetzt, gegen Cremona heranziehend, es zu plündern. Die Nachricht vom Unglücke der Nachbarschaft gab den dortigen Colonisten Zeit, die Thore zu schliessen und Posten auf den Mauern zu vertheilen, um wenigstens belagert zu werden vor der Eroberung und Botschaft an den römischen Prätor gelangen zu lassen“ ¹⁾. Purpureo wagte keinen Widerstand, er berichtete nach Rom. Auf die ungewöhnliche Nachricht des Verlustes einer Colonie, liess der Senat zwei Legionen aus Etrurien nach Ariminum abgehen und befahl dem Consul, dass er entweder selbst, oder Purpureo damit zur Entsatzung Cremona's eile ²⁾. Der Letztere zog dahin ab und lagerte sich vor dem Feinde.

Am folgenden Tage rückten die Gallier unter dem Commando Hamilcar's in Schlachtordnung auf. Die Römer erfochten einen vollständigen Sieg und stürmten das Lager. „Nicht sechstausend Menschen entkamen aus demselben; getödtet oder gefangen wurden über fünf und dreissigtausend, nebst siebzig Feldzeichen und mehr als zweihundert mit vieler Beute beladenen gallischen Wagen. Der punische Feldherr Hamilcar, fiel in diesem Treffen und drei angesehene Befehlshaber der Gallier. Gegen zweitausend freie in Gefangenschaft gerathene Placentier wurden in die Colonie zurückgechickt. Gross war der Sieg und erfreulich für Rom. Als der Bericht eintraf, wurde ein dreitägiges Dankfest angeordnet. Von den Römern und Bundesgenossen fielen gegen zweitausend in dem Treffen“ ³⁾ (200).

Selbst jetzt trafen die Römer keine Massregeln, von dem macedonischen Kriege in Anspruch genommen, hatten

¹⁾ *Ibid.* 10.

²⁾ *Ib.* 11.

³⁾ *Ib.* 24, 22. *Oros.* IV. 20.

sie den Prätor Cn. Bābius Pamphilus mit einer unbedeutenden Macht in Gallien. „Er rückte ohne Vorsicht in das Land der gallischen Insubrer ein und wurde beinahe mit seinem ganzen Heer umzingelt und aufgerieben; über sechstausend sechshundert Mann verlor er. So gross war der Verlust in einem Kriege, den man schon zu fürchten aufgehört hatte. Dieser Vorfall rief den Consul Lucius Lentulus eilends aus der Stadt. Als er in der bestürzten Provinz ankam, übernahm er das muthlose Heer, gab dem Prätor einen scharfen Verweis, hiess ihn den Befehl niederlegen und nach Rom gehen. Aber auch der Consul that nichts Bemerkenswerthes (199)¹⁾.

Diese Niederlage hatte auch politische Folgen, die Colonisten waren entmuthigt, klagten mit Recht, dass sie Rom verlasse und wollten nicht nach Placentia und Cremona zurückkehren. Obschon der Consul Sextus Actius zwei Heere in Gallien hatte, so brachte er doch beinahe das ganze Jahr (198) zu, um die Cremonenser und Placentiner zur Rückkehr anzuhalten ²⁾.

Erst dadurch liess sich der Senat bewegen, einen grossen Schlag gegen die Gallier zu führen. Im folgenden Jahre wurden beide Consuln, Corn. Cethegus und Min. Rufus nach Gallien gesandt. Der Erstere zog geraden Weges gegen die mit den Cenomanen verbundenen Insubrer, der Letztere eröffnete den Feldzug gegen die Ligurier, unterwarf alle Stämme dieses Volkes, mit Ausnahme der Ilvaten, und rückte darauf in's bojische Gebiet ein und verwüstete es. Das Heer der Bojer befand sich indessen mit dem insubrischen und cenomanischen am linken Ufer des Po, wo der andere Consul operirte“. Auf die Nachricht von der Verheerung ihres Landes, verlangten die Bojer, Alle sollen den Bedrängten zu Hülfe eilen; die Insubrer weigerten sich ihr Eigenthum preis zu geben. So trennten sich die Schaaren, und als die Bojer, ihr Land zu schirmen, abgezogen waren, lagerten sich die

¹⁾ Liv. XXXII. 8.

²⁾ Ib. 26.

Insubrer mit den Cenomanen am Ufer des Flusses Mincius. Fünftausend Schritte weiter unten lehnte auch der Consul Cornelius sein Lager an denselben Fluss. Von hier schickte er in die Dörfer der Cenomanen und nach Brixia, der Hauptstadt des Volkes, und als er bestimmt erfuhr, dass die junge Mannschaft ohne Zustimmung der Ältesten die Waffen ergriffen, und dass die Cenomanen nicht durch Volksbeschluss den abgefallenen Insubrern sich angeschlossen hätten: so beschied er die Häupter zu sich und suchte darauf hinarbeiten, dass die Cenomanen sich von den Insubrern trennen, aufbrechen und entweder nach Hause zurückkehren, oder zu den Römern übergehen möchten. Dies zwar konnte er nicht auswirken. Aber darauf wurde dem Consul das Wort gegeben, dass sie in der Schlacht entweder ruhig bleiben, oder, wenn sich etwa eine Gelegenheit darböte, sogar die Römer unterstützen wollen“.

„Von dieser Verabredung wussten die Insubrer nichts; jedoch hatten sie einigen Argwohn, dass die Bundesgenossen in ihrer Treue wanken. Als sie daher zur Schlacht ausrückten, wagten sie denselben weder den einen noch den andern Flügel anzuvertrauen, damit sie nicht, wenn sie trügllich wichen, dem Ganzen den Ausschlag gäben, sondern stellten sie hinter die Linie als Hinterhut. Der Angriff auf den Feind begann. Die Insubrer hielten den ersten Stoss nicht aus. Nach einigen Schriftstellern wurde auch von den Cenomanen mitten im Gefechte plötzlich in den Rücken gefallen, so von zwei Seiten Bestürzung verbreitet, 35,000 der umzingelten Feinde getödtet, 5,700 gefangen, unter diesen der punische Feldherr Hamilcar ¹⁾, der Anstifter des Krieges, nebst 130 Feldzeichen und über 200 Kriegswagen. Die Städte, welche an dem Abfalle Theil genommen hatten, ergaben sich den Römern ²⁾“.

¹⁾ Nach einer andern Stelle des Livius (XXXI. 21.) fiel Hamilcar in der Schlacht gegen den Purpureo bei Cremona. (200).

²⁾ Liv. XXXII. 30.

Minucius Rufus, welcher den Bojern gegenüber stand, bot ihnen die Schlacht an, allein auf die Nachricht von der Besiegung der Insubrer zerstreuten sich die Bojer, auch die Ilvaten waren entmuthigt und ergaben sich (197) ¹⁾.

217. (Die letzten Kämpfe der Römer mit den Cisalpinern).

Seit diesem entscheidenden Feldzuge wirkten die Römer durch mehrere Jahre mit grossen Kräften gegen die Gallier, allein auch diese entwickelten einen ungeheuern Widerstand. Im J. 196 waren wieder beide Consuln gegen die Gallier abgeschickt, Claudius Marcellus verlor 3,000 M. im Bojischen gegen Corolanus, Fürsten der Bojer, allein im Insubrischen gewann er die grosse Schlacht von Como, in welcher über 40,000 Gallier fielen; 432 Wagen wurden erbeutet, das gallische Lager geplündert, Como eingenommen. „Darauf gingen 28 Vesten an den Consul über“ ²⁾. Nach der Vereinigung mit seinem Amtsgenossen Furius Purpureo, verwüsteten die Consuln das bojische Gebiet „mit Feuer und Schwert“ ³⁾; ihrerseits verheerten die Bojer das Land ligurischer Bundesgenossen der Römer, und stiessen an der ligurischen Grenze auf das Consular-Heer. „Die Römer, viel gieriger nach Blut, als nach dem Siege, fochten dergestalt, dass sie dem Feinde kaum einen Boten seiner Niederlage übrig liessen“ ⁴⁾.

Im J. 195 gewann der Consul C. Valerius Flaccus gegen die Bojer ein Treffen am Walde Litana. 8,000 Gallier sollen erschlagen worden sein. „Der Consul blieb den Rest des Sommers mit seinem Heere am Padus in Placentia und Cremona und stellte wieder her, was der Krieg in diesen Städten zerstört hatte“ ⁵⁾. Ueber die Ursachen dieser steten Kämpfe wird nicht berichtet, daher muss man annehmen, dass die Römer die Initiative ergriffen, die Bezwingung Galliens nach einem festen Plane verfolgten und die Gallier alle Kräfte

¹⁾ *Ibid.* 3 1.— ²⁾ *Liv.* XXXIII. 36.— ³⁾ *Oros.* IV. 20.—

⁴⁾ *Liv.* XXXIII. 37.— ⁵⁾ *Liv.* XXXIV. 22.

(gewiss auch Bundesgenossen) aufboten, um der Vertilgung zu entgehen.

In der That verlängerte der Senat das Commando dem Valerius in Gallien, wohin auch die neuen Consuln Tib. Sempronius Longus und P. Scipio Africanus zogen; so hatte Rom drei Consular-Heere in Gallien (194). Valerius lieferte bei Mailand „den insubrischen Galliern und den Bojern, welche, um die Insubrer aufzuwiegen, unter ihrem Heerführer Dorulacus über den Padus gegangen waren, eine entscheidende Schlacht, 10,000 Feinde wurden erschlagen“ ¹⁾. Sempronius, ehe er sich mit Scipio vereinigte, wurde in seinem Lager von den Bojern unter Bojorix (König der Bojer) angegriffen, die Schlacht blieb unentschieden, der Consul verlor 5,000 der Feind 11,000 M. ²⁾. Selbst nach ihrer Vereinigung vermochten die Consuln nichts Denkwürdiges zu thun ³⁾.

Im nächsten Jahre (193) ergriffen die Gallier, mit den Liguriern verbündet, die Initiative, die Letzteren verwüsteten das Gebiet von Placentia, die Bojer rüsteten sich ⁴⁾. Der Consul Cornelius Merula rückte in ihr Land ein „bot eine Schlacht an, die Feinde schlugen dicss aus“ ⁵⁾. Offenbar war es in Folge eines Planes, denn als der Consul nach der Verwüstung des Gebietes, welcher die Bojer ruhig zusahen, das Gebiet verliess, so folgten sie ihm und legten sich in einen Hinterhalt. Dieses bemerkte der Consul und zwang den Feind in der Nähe von Modena zur Schlacht. Lang schwankte der Sieg, endlich wichen die Bojer aus Mangel an Reiterei, sie verloren 14,000 M., 1,800 ergaben sich, von den Römern blieben über 5,000 ⁶⁾.

Durch die anhaltenden Verluste waren die Vornehmen unter den Bojern entmuthigt und sehnten sich nach Frieden mit den Römern. Als die Consuln Domitius und Quinc-

¹⁾ Liv. XXXIV. 46.— ²⁾ Die Schlacht ist genau beschrieben von Livius in XXXIV. 46—47, diese Beschreibung giebt einen deutlichen Begriff von einem römischen Lager.

³⁾ Ibid. 48.— ⁴⁾ Ib. 56.— ⁵⁾ XXXV. 4.— ⁶⁾ Ib. 5.

tius in das bojische und ligurische Gebiet eingerückt waren und das Land verwüsteten, „da gingen zuerst kleine Haufen Reiter mit ihren Obristen, dann ihr gesamter Senat, zuletzt Alle, welche einiges Vermögen oder Ansehen hatten, gegen 1,500, zu den Consuln über ¹⁾ (192). Es war der empfindlichste Schlag für die Gallier, das tapferste und beharrlichste Volk unter ihnen, das bojische, vom Adel getrennt, vermochte keinen regelmässigen Widerstand zu leisten; die Römer konnten die gallischen Kriege als beendet ansehen.

In der That war die Schlacht, welche die Bojer mit 50,000 M. ²⁾ dem Consul Scipio Nasica lieferten, ein Gemetzel, in welchem sie „28,000 an Todten, 3,400 an Gefangenen nebst 124 Feldzeichen, 1,230 Pferden und 247 Wagen verloren haben sollen“. Von den Römern sind nur 1,484 gefallen ³⁾. Der Senat hat wegen dieses Sieges ein Dankfest angeordnet (191).

Zwei Tage nach der Schlacht ergaben sich die Bojer, Scipio verfolgte den Sieg mit einer unerbittlichen Strenge, „er liess sich zuerst von den Bojern Geissel geben und strafte sie ungefähr um die Hälfte ihres Gebietes, damit das römische Volk, wenn es wollte, Colonisten dahin schicken könnte ⁴⁾. Den Zustand des bojischen Volkes schilderte der Consul in einer Rede an den Senat, er sagte: „nur Greise und Knaben hätten noch die Bojer ⁵⁾“. Von nun entsagte dieses Volk jedem Widerstande (obgleich die Ligurier noch kämpften), verliess (wahrscheinlich nur der grösste Theil) das Land (190); es zog über den Po und die römischen Alpen und siedelte sich an der Mündung der Save in die Donau an ⁶⁾. So wurden die Römer des gefährlichen Volkes, welches die übrigen Gallier aufwiegelte, entledigt. Durch sein Geschick, und jenes der Senonen gewarnt, fügten sich die Insubrer in die

¹⁾ *Ibid.* 22.— ²⁾ *Liv.* XXXVI. 38.— ³⁾ *Ibid.*— ⁴⁾ *Ibid.* 39.
⁵⁾ *Liv.* XXXVI. 40.— ⁶⁾ Strab. V. 216, Polyb. (II. 35.) sagt im Allgemeinen, dass die Gallier aus der Circumpadana vertrieben wurden. Die Römer berichten über diese Aswanderung nicht.

Abhängigkeit von Rom, die Cenomanen haben nur gezwungen Krieg geführt, die Namen der übrigen gallischen Stämme verloren sich nach und nach, die Herrschaft der Gallier in Ober-Italien hörte auf; sie hat, seit der Vernichtung der etruskischen Cultur, über vier Jahrhunderte gedauert.

218. (Colonisirung Nord-Italiens, die römische Verwaltung alldort.)

Von nun an hatte die Cultur mit keinem besondern Hindernisse zu kämpfen, die Römer durch die Erfahrung gewarnt, benützten jetzt besser ihre Siege und colonisirten das Land. „Aus Gallien kamen Abgeordnete von Placentia und Cremona, welche der Praetor Lucius Aurunculejus dem Senate vorstellte. Als diese über den Mangel an Colonisten klagten, indem die Einen durch Kriegsunfälle, Andere durch Krankheit hingerafft worden seien, Etliche auch, der gallischen Anwohner müde, die Colonien verlassen hätten, so beschloss der Senat: der Consul Cajus Laelius solle, wenn er es für gut fände, 6,000 Familien einzeichnen zur Vertheilung in diese Pflanzstädte“¹⁾. „Der Consul nahm nicht allein dem, in seiner Abwesenheit, gefassten Senatsbeschlusse gemäss, Pflanzbürger zur Ergänzung der Bevölkerung von Cremona und Placentia an, sondern schlug auch vor, zwei neue Ansiedelungen auf dem bisherigen Gebiete der Bojer zu gründen, und die Väter genehmigten seinen Antrag“²⁾ (190): Schon im folgenden J. wurden nach Bononia, der Hauptstadt der Bojer 3,000 latinische Colonisten abgeführt, „jeder Reiter bekam 70, die übrigen Colonisten jeder 50 Morgen Landes“³⁾. Im J. 183 wurden Parma und Mutina römischen Colonisten eingeräumt. „Je 2,000 Menschen erhielten im bojischen Gebiete, in Parma ein Jeder acht, in Mutina fünf Morgen“⁴⁾.

Alle diese Colonien lagen, mit Ausnahme von Cremona, in der Cispadana, hingegen hatten die Römer im ganzen na-

¹⁾ XXXVII. 46.— ²⁾ *Ibidem* 47.— ³⁾ *b. Vell. I. 15*— ⁴⁾ Liv. XXXIX. 55.

turreichen Gebiete, im Norden von Po, zwischen dem adriatischen Meere und den Alpen, keine einzige Colonie, hiemit fehlte es an einem sichern Haltpunkte. 12,000 Transalpinen, (welche gehört haben mögen, dass nach dem Abzuge der Cisalpinen die Wohnorte frei geworden) „gingen herüber ins Venetianische ohne Plünderung oder Krieg, und besetzten, nicht weit von der Stelle, wo jetzt Aquileja steht, einen Ort zur Anlegung einer Stadt. Römische Gesandte, welche deshalb über die Alpen geschickt wurden, erhielten zur Antwort: Ihr Volk habe sie nicht hinziehen geheissen, noch wisse es, was sie in Italien thäten“¹⁾. Der Senat hielt für nothwendig, den Consul M. Claudius mit den Legionen gegen die neuen Einwanderer abzuschicken²⁾, denn Colonisten gab es dort nicht, um die Transalpinen aufzuhalten. Der Consul sah diese ungünstige Lage und die Nothwendigkeit ein, für die Sicherheit der Transpadana zu sorgen. „Nachdem die Gallier aus der Provinz vertrieben waren, bereitete der Consul einen Krieg gegen Istrien vor und bat den Senat schriftlich um Erlaubniss, mit den Legionen hinübergehen zu dürfen, der Vorschlag gefiel dem Senate. Man ging damit um, nach Aquileja Colonisten zu führen; nur war man nicht entschieden, ob Latiner oder ob römische Bürger. Zuletzt beschlossen die Väter, latinische Pflanzer hinzusenden. Die drei zu diesem Ende ernannten Männer waren Publius Scipio Nasica, Cajus Flaminius und Lucius Manlius Acidinus“³⁾. Der Beschluss wurde im J. 181 ausgeführt, die latinische Colonie Aquileja im gallischen Gebiete unter der Leitung der genannten Dreier (Triumviren) angelegt. „3,000 Fussgänger bekamen Jeder 50, jeder Hauptmann 100, jeder Reiter 140 Morgen Landes“⁴⁾.

Um die Colonien mit Rom und mit einander zu verbinden, bauten die Römer Heerstrassen, die erste in Gallien hat der Consul Flaminius zwischen Bononia und Arezzo an-

¹⁾ *Ibid.* 22.— ²⁾ *Ibid.* 54.— ³⁾ *Ibid.* 55.— ⁴⁾ *Liv.* XL. 34. *Vell.* I. 15.

gelegt, mittelst der zweiten hat der Consul Aemilius Lepidus Placentia mit Ariminum verbunden¹⁾ (187). Noch mehr als diese Sicherheitsmassregeln, trugen zur Beruhigung Galliens die Grundsätze der römischen Gerechtigkeit bei. „Gegen besiegte Völker und Könige“ sagt Livius über die Verwaltung der eroberten Länder, „nicht hart, gegen seine Verbündeten freigebig, für sich selbst nichts als die Ehre des Sieges verlangend, hatte Rom den Fürsten ihre Hoheit, den Völkern, sei es bei gleichem, oder auch bei ungleichem Verträge, jedenfalls ihre Gesetze, ihre Rechte und die Freiheit bewahrt²⁾“. Einzelne Facten bestätigen dieses Urtheil; jene 12,000 Einwanderer aus der Transalpina wollten „sich in den Schutz des römischen Volkes übergeben“³⁾. Nach vier Jahren erschien eine neue Horde, sie bat um Felder und Aufnahme unter die römische Herrschaft. Gewiss war diese auch von Missbräuchen nicht frei, allein der Senat zog die Schuldigen zur Verantwortung. „Der Praetor M. Furius hatte, im Frieden einen Schein zum Kriege suchend, die Cenomanen ohne ihr Verschulden entwaffnet. Die Cenomanen, welche sich hierüber in Rom bei dem Senate beschwerten und an den Consul Aemilius, welchem der Senat die Untersuchung und Entscheidung überlassen hatte, verwiesen wurden, behielten, nach einem heftigen Streite mit dem Praetor, Recht. Letzterer wurde angewiesen, den Cenomanen ihre Waffen zurückzugeben und diesen Posten zu verlassen“⁴⁾. Sogar ein Consul L. Quinctius Flaminius wurde für einen in Gallien verübten Missbrauch aus dem Senate gestossen⁵⁾.

219. (Kriege mit den Liguriern, Istriern und Dalmatiern. Stellung der Römer zu den Galliern).

Diese für die Cultur der Gallier und Colonisirung der Römer günstige Lage störten die Ligurer und machten Ein-

¹⁾ Liv. XXXIX. 2.— ²⁾ XLI. 1. Diese Stelle ist massgebend über die Lage der Eroberten. Zu sehen S. 222—228.

³⁾ XXXIX. 54.— ⁴⁾ *Ibid.* 3.— ⁵⁾ *Ibid.* 42—43.

falle in Gallien¹⁾. „In Ligurien vereinigte sich Alles, den Krieger wach und rege zu erhalten: rauhe Bergörter, welche zu besetzen oder aus deren früherem Besitze den Feind zu verjagen, Arbeit kostete; steile, enge, durch Hinterhalte bedrohte Wege; ein flinker, hurtiger, plötzlich erscheinender Feind, der keinen Augenblick, an keinem Orte ruhig oder sorglos zu sein erlaubte; die nothwendige Erstürmung der Bergvesten, eben so mühselig als gefahrvoll; das Land arm, den Krieger zur Sparsamkeit anhaltend, an Beute unergiebig“²⁾. Den Kampf mit diesem Volke sahen die Römer als die beste Kriegsschule an³⁾. Wie ehemals mit den Galliern, zogen sich nun die Kriege mit den Liguriern in die Länge, vergebens wandten die Römer eine ungewöhnliche Strenge an und versetzten „gegen 40,000 Freie mit Weib und Kind“⁴⁾ nach Samnium (180). Durch eine neue Versetzung von 7,000 Liguriern⁵⁾, (179) wurde das Land noch nicht beruhigt. Selbst nach der Anlegung der Colonie Luca⁶⁾ (177) dauerte der Kampf mit den Liguriern fort, wodurch auch die Ruhe Galliens gefährdet werden konnte.

Der andere Nachbarfeind des römischen Galliens waren die Istrier, besonders war die neue nicht gehörig befestigte Colonie Aquileja, der es auch an der nothwendigen Zahl der Ansiedler fehlte, der Gefahr ausgesetzt. Der Consul A. Manlius Vulso, welchem Gallien im Loose zugefallen war, „ergriff begierig die vom Glücke dargebotene Gelegenheit zu einem Kriege mit den Istriern. Die Istrier hatten vordem den Aetoliern im Kriege beigestanden und auch neuerlich Lärm gemacht. An ihrer Spitze stand jetzt König Aepulo, trotzigen Sinnes, welcher desswegen bei der beutesüchtigen Jugend sehr beliebt sein sollte“⁷⁾. „Der Consul brach von Aquileja auf und lagerte sich am Meere, eben

¹⁾ *Ibid.* 2.— ²⁾ *Ibid.* 1.— ³⁾ *Ibid.* Die an der S. 239 in der dritten Anmerkung irrthümlich angeführte, auf die Gallier bezogene Stelle gehört hieher.— ⁴⁾ Liv. XL. 38.
⁵⁾ *Ibid.* 41.— ⁶⁾ Vell. I. 15. Liv. XLI. 13.— ⁷⁾ Liv. XLI. 4.

dahin kam mit zehu Schiffen der Admiral Cajus Turius“. „Dieses Geschwader wurde nach dem nächsten Hafen an der istrischen Grenze mit Lastschiffen und grosser Zufuhr geschickt, und der mit den Legionen nachkommende Consul schlug beinahe fünftausend Schritte vom Meere sein Lager auf¹⁾“. Um das Lager herum wurden Posten aufgestellt, eine Legion auf die nach Aquileja gehende Strasse geführt²⁾. Dieser Vorsicht ungeachtet, wurden die Römer von den Istriern, während eines Morgennebels, überfallen, die Posten flohen mit grossem Lärm in's Lager. „Nur Einen Zuruf hörte man, den Ruf: An's Meer. Dieser zufällige und unbedachte Ausruf Eines erscholl überall im ganzen Lager. Und so liefen denn, als hätten sie dazu Befehl, anfangs Wenige bewaffnet, der grössere Theil unbewehrt, dem Meere zu, dann immer Mehrere, zuletzt beinahe Alle und der Consul selbst, nachdem er vergeblich die Flihenden zurückzurufen versucht und weder durch Gebot, noch durch Vorstellungen, endlich gar durch Bitten Etwas über sie vermocht hatte. Nur Einer blieb, der Kriegstribun in der dritten Legion, Marcus Licinius Strabo, mit drei Fähnlein zurückgelassen von seiner Legion. Auf ihn warfen sich die in's leere Lager, wo ihnen sonst kein Bewaffneter entgegengetreten war, eingedrungenen Istrier, als er eben auf dem Hauptplatze die Seinigen ordnete und aufmunterte. Der Kampf war für die geringe Zahl der Widerstehenden hartnäckig, und ging nicht eher aus, als bis der Kriegstribun mit Denen, welche ihn umgaben, getödtet war. Jetzt rissen die Feinde das Feldherrnzelt nieder, und raubten, was sie dort fanden³⁾“.

Erst nach dem Einrücken der auf der Strasse nach Aquileja aufgestellten Legion, war das römische Lager wie-

¹⁾ *Ibid.* 5.

²⁾ Vermuthlich, um Aquileja zu decken, da in der Gegend „ein gallisches Lager fast 1,000 Schritte entfernt, stand: Catmelus galt der nicht über 3,000 M. starken Schaar als Fürst“ Liv. *ibid.* Diese Gallier kann man für römische Hülfsvölker nicht halten.— ³⁾ *Ibid.* 6.

der erobert, der Feind ohne Widerstand besiegt. „Gegen 8,000 Istrier wurden erschlagen, gefangen Keiner, weil Zorn und Grimm an keine Beute denken liess. Der König der Istrier jedoch entfloh, rasch von den Seinigen auf ein Pferd gesetzt, berauscht vom Mahle weg. Von den Siegern kamen 237 Mann, und zwar ihrer mehrere auf der Flucht am Morgen, als bei Wiedereinnahme des Lagers, um ¹⁾“.

Inzwischen flohen zwei Colonisten von Aquileja nach Rom, brachten die Nachricht von der Einnahme des Lagers und behaupteten, das ganze Heer wäre vernichtet. Der andere Consul M. Junius erhielt Befehl, aus Ligurien nach Gallien zu gehen. Die Istrier hatten sich indessen wieder versammelt, „sie standen in starker Zahl nicht weit vom Lager des Manlius, als sie eben die Ankunft des andern Consuls mit einem neuen Heere vernahmen, verliefen sie sich aus ihrem Lager nach allen Seiten hin in ihre Städte; die Consuln führten die Legionen in Winterquartiere nach Aquileja zurück ²⁾“.

Im folgenden Jahre haben Manlius und Junius, als Proconsuln, den Krieg fortgeführt, beim Anbruch des Frühlings rückten sie aus Aquileja mit den beiden Heeren in's Gebiet der Istrier und plünderten es. „Durch das Zusammenströmen der Streitbaren von allen Stämmen entstand ein, in der Eile, zusammengerafftes Heer, welches sich zwar im ersten Anfälle hitzig, aber nicht mit Ausdauer schlug. Gegen 4,000 derselben blieben auf dem Wahlplatze, die Uibrigen flohen, den Krieg aufgebend, in ihre Städte, auseinander. Von hier schickten sie zuerst Gesandte, mit der Bitte

¹⁾ *Ib.* 8. Livius (6) erzählt die Ursache dieser Niederlage. „Da die Istrier hier (im römischen Lager) Alles in Menge bereit und aufgestellt, im Zahlmeisterzelte die Polster hingelegt fanden, so lagerte sich ihr Fürst zu Tische und fing an zu schmausen. Bald thaten, die Waffen und den Feind vergessend, alle Uibrigen ein Gleiches und beschwerten, besserer Kost ungewohnt, sich um so gieriger mit Wein und Speise“. — ²⁾ *Ibid.* 9.

um Frieden, in's römische Lager, sodann die geforderten Geissel ¹⁾“.

Der König Aepulo hat sich in die Stadt Nesactium geworfen, er wurde von den Proconsuln belagert. Der Consul des Jahres C. Claudius „brachte dorthin seine beiden neuen Legionen, entliess das alte Heer mit dessen Feldherrn, schloss selbst die Stadt ein und bemühte sich, dieselbe unter Schutzdächern anzugreifen, desgleichen grub er den an der Mauer vorbeiströmenden Fluss (Arsia), welcher die Belagerer hinderte, die Istrier aber mit Wasser versah, durch mehrtägige Arbeit ab und gab ihm einen andern Lauf. Diese Abschneidung des Wassers erschreckte die darüber staunenden Eingebornen. Jedoch selbst jetzt, an keinen Frieden denkend, verfielen sie darauf, Weib und Kind zu erwürgen; ja, um diese Greuelthat dem Feinde zur Schau zu stellen, erwürgten sie dieselben auf der Mauer und stürzten sie hinab. Mitten unter dem Jammergeschrei der Weiber und Kinder und mitten unter dem grässlichen Gewürge überstiegen die Krieger die Mauer und drangen in die Stadt. Als der König den Lärm der Einnahme aus Angstgeschrei der Fliehenden vernahm, stiess er sich, um nicht lebendig gefangen zu werden, sein Schwert in die Brust, die Uibrigen wurden gefangen oder getödtet. Darauf wurden noch zwei Städte, Mutila und Faveria, erstürmt und zerstört. Die Beute war grösser als man bei dem armen Volke erwartet hatte, sie wurde ganz dem Krieger überlassen. 5,632 Menschen wurden öffentlich verkauft, die Anstifter des Krieges gestäupt und enthauptet. Ganz Istrien wurde durch die Zerstörung dreier Städte und durch den Tod des Königs zum Frieden gebracht; und alle seine Stämme überall gaben Geissel und unterwarfen sich ²⁾“ (177).

Zur sichern Herrschaft über die adriatischen Länder fehlte den Römern nur der Besitz Dalmatiens, welches von illyrischen (vielleicht mit Galliern vermischten) Stämmen

¹⁾ *Ibid.* 10. — ²⁾ *Ibid.* 11.

bewohnt war. Die Dalmater haben die Länder illyrischer Bundesgenossen der Römer verheert ¹⁾, „und liessen die römischen Gesandten, welche desshalb kamen, nicht vor sich. Dies veranlasste einen Feldzug der Römer gegen sie, unter Anführung des damaligen Consuls Marcius Figulus. Während Figulus noch, ihnen gegenüber, sein Lager schlug, überfielen sie seine Wachen, überwältigten sie und drängten ihn selbst aus dem Lager hinaus auf ein abhängiges Blachfeld, so dass er sich fliehend bis an den Fluss Naron zurückziehen musste. Nachdem auch sie sich zurückgezogen hatten, denn bereits hatte der Winter begonnen, so hoffte Figulus, sie unversehens überfallen zu können, fand sie aber, auf die Nachricht von seinem Anzuge, bereits aus allen Städten zusammengeströmt. Dessenungeachtet trieb er sie allesammt in die Stadt Delminium (Delmion). Allein die Stadt war so fest, dass von einem Angriffe, nur so vom Zuge her, nicht die Rede sein konnte, und so hoch, dass keine Belagerungsgeräthe anwendbar waren. Er streifte desswegen gegen die übrigen Städte umher und eroberte sie um so leichter, als sie durch die Versammlung zu Delminium von waffenfähiger Mannschaft entblösst waren. Hierauf (kehrte er vor Delminium zurück und) schleuderte Keulen von zwei Ellen Länge, umwunden mit Werg, Pech und Schwefel, aus Wurfgeräthen (Katapulten) auf die Stadt. Diese entzündeten sich durch ihre eigene Kraft und Geschwindigkeit. Es war, wie wenn Fackeln flögen und wo sie nur hinfielen, gerieth Alles in Brand, so dass zuletzt der grösste Theil der Stadt eingeäschert wurde ²⁾“⁴⁾. (156). Im folgenden Jahre wurden die Dalmatiner vom Consul Scipio Nasica unterworfen. (155).

Die Ligurier, obschon stets besiegt, waren des Kampfes gegen die Römer nie müde, allein im J. 154 vermochte der Consul Q. Opimius sie sogar jenseits der Alpen zu unterwerfen ³⁾. Hiemit war ihr Widerstand für immer gebrochen.

¹⁾ Liv. Ep. XXXXVII.— ²⁾ App. rom. illyr. 11.— ³⁾ Liv. XLVII. Epit.

Dadurch und durch die Vergrößerung der Colonie von Aquileja, wohin, (169) auf's Verlangen der Abgeordneten von der Colonie, 1,500 Familien abgeführt wurden ¹⁾, war die Ruhe des römischen Galliens völlig gesichert; die beiden Flügel der Römer in der Cisalpina haben sich, der linke bis über die Alpen, der rechte über das adriatische Meer, ausgebreitet. Selbst in den Norden und Nord-Osten drangen die Römer vor, die Salasser, ein in alpinisches Volk, wurden von Appius Claudius, nach einem Verluste der Legionen von 5,000 M., unterworfen ²⁾. (143). Von nun an vermochte kein Volk die Cisalpina, Istrien, Dalmatien, Illyrien den Römern streitig zu machen; die Eroberung war vollendet.

Die Gallier lebten unter der römischen Herrschaft in Frieden, ausser einer Bewegung, welche ohne Schwierigkeit gestillt (175) wurde ³⁾, kommt keine Spur einer Auflehnung vor. Im Gegentheil finden wir immer gallische Hülfsvölker bei den Römern sowohl in den ligurischen ⁴⁾ als auch in den istrischen ⁵⁾ Kriegen. Sie hatten gewiss das Zutrauen Rom's, denn in ihr Land wurden Ligurier versetzt ⁶⁾. (172).

Daraus kann man (beim Mangel an directen Zeugnissen) auf die Humanität der römischen Verwaltung in Gallien schliessen. Die Römer waren selbst gegen die Ligurier gerecht ⁷⁾, sie gaben Denen, welche die Waffen gestreckt haben, die Freiheit wieder; desto mehr Anspruch hatten die Gallier auf den römischen Schutz. Auch den noch unbesiegten Galliern gegenüber handelte Rom mit Rechtlichkeit. Der gallische König Cincibilus klagte, dass das Gebiet der mit ihm verbündeten Alpenvölker vom vorjährigen Consul C. Cassius verheert wurde, der Bruder des Königs führte im Senate das Wort. Zugleich erschienen Abgeordnete der Carner, Istrier

¹⁾ Liv. XLIII. 17. — ²⁾ Oros. VIII. Liv. LIII. 6 — 8.

³⁾ Liv. XLI. 19. — ⁴⁾ Im J. 170 unter dem Consul Atilius. Liv. XLIII. 9. — ⁵⁾ Im J. 178 unter Junius Brutus. Liv. XLI. 9. — ⁶⁾ Liv. XLII. 22. „Viele tausend Menschen (Ligurier) wurden wieder frei und erhielten jenseits des Padus Felder“. — ⁷⁾ *Rogatio Marcia de Liguribus deditis*. (172) Liv. XLII. 21 — 22.

und Japoden ¹⁾, um den Consul der Verwüstung ihres Landes anzuklagen (170). Der Senat versprach Untersuchung und Genugthung, entliess die Abgeordneten mit reichen Geschenken und schicke Gesandte an jene Völker ab. So wurden die Gallier immermehr mit den Römern in Berührung gebracht und hiemit in's Bereich der Cultur gezogen.

Wie die Rechtsstellung der römischen Gallier, Istrier, Dalmatiner &c. im Besondern beschaffen war, kann nicht genau bestimmt werden. Da, mit Ausnahme der Cisalpina, Rom in den Ländern Oesterreichs keine Colonien anlegte, so ist es wahrscheinlich, dass diese Länder nicht als Provinzen, sondern als Präfecturen (d. i. nach der Willkühr der Präfecten, nicht nach einer gesetzlichen Form) verwaltet wurden. Gallien nennt Livius seit dem J. 187, (in welchem die Heerstrasse in Gallien angelegt war) eine Provinz ²⁾; war sie es im eigentlichen Sinne des Wortes? Da den Bojern fast die Hälfte der Felder abgenommen war, so wurde höchst wahrscheinlich auch das Gesetz (*formula*), nach welchem das bojische Gebiet und die benachbarten verwaltet werden sollten, promulgirt. Ohne Zweifel waren die übrigen gallischen Länder viel milder behandelt, nicht als rechtslos angesehen. Dass aber das Jahr der Erklärung Galliens zu einer Provinz nicht vorkommt, wäre durch die Verschiedenheit der Verhältnisse gallischer Stämme zu den Römern zu erklären, denn gewiss waren die Cenomanen und die Bojer oder Insubrer nicht auf dieselbe Art verwaltet. Da das transalpinische Gallien schon

¹⁾ Liv. XLIII. 7. Diese Völker wohnten im Nord-Osten der Cisalpina, in den carnischen Alpen und östlich davon. Ob Cincibil Transalpinen oder Inalpinen gewesen, ist unbekannt, Livius sagt: *legati missi trans Alpes*, der Ausdruck würde auf beide Fälle passen. Ich halte den König für einen Inalpinen, denn der Consul hätte nicht vermocht, am adriatischen Meere und zugleich in Gallien Länder zu verwüsten.— ²⁾ XXXIX. 2; noch ausdrücklicher beim Jahre 170: „*ipse (Consul) cum equitibus Galliae provinciae pleraque oppida (in Liguribus) adiit.*“ XLIII. 9. Ebenfalls b. J. 178 XLI. 9.

im J. 121 eine römische Provinz geworden ist, und Gallia Cisalpina das ältere, das mehr romanisirte Gallien, *Gallia togata* hiess, und die Cultur dieses Landes ohne Zweifel eine viel grössere war, so kann man Gallia Cisalpina, im Wesentlichen, als eine Provinz noch vor dem J. 187 ansehen. Einzelne Beweise dieser Cultur vermag man nicht anzuführen, doch ist es bemerkenswerth, dass schon Cäcilius Statius, ein insubrischer Gallier, als lateinischer Lustspiieldichter glänzte¹⁾; gewiss bedauerte er den Verlust der wilden gallischen Freiheit nicht.

Demnach waren unzählige Schlachten und Calamitäten während zweier und eines halben Jahrhunderts nothwendig, um die süd-westlichen Länder des heutigen Oesterreichs der Cultur zu nähern; so viele Opfer hiebt der Allmächtige für Seine Zwecke nicht für überflüssig. Durch diese steten Kämpfe und Drangsale erlangten die genannten Länder gleichsam die Bluttauf der Gesittung. Die griechische Cultur war noch nicht erloschen, und die römische blühte schon, die beginnende in Oesterreich wäre als ein Band zwischen den beiden gebildeten (pelasgischen) Halbinseln anzusehen.

IV. Hauptstück.

Unterbrechung der römischen Eroberungen in österreichischen Ländern, vor Allem durch die Kämpfe um Majestätsrechte.

I. A r t i k e l.

Die Lage der Römer bis zum Sturze der ersten grachischen Revolution (169—133).

220. (Äussere Zustände Rom's und dessen passive Stellung vor der Zeit der Grachen).

Mit der Verstärkung der Colonie Aquileja (169), mit dem wichtigen Siege des Aemilius Paulus über den König von Macedonien Perseus bei Pydna²⁾ und des L. Anicius

¹⁾ Hieron. in Euseb. Chron. ad Olymp. 150. 2. Gallius IV. 20. 13.— ²⁾ Es war die letzte der macedonischen Ritterschaft würdige Schlacht; ihre Darstellung (in Liv. XLIV. 40—42) ist ein Meisterstück.

über den illyrischen König Genthius (168), worauf auch Griechenland abhängiger wurde (167), mit der Bezwingung der Dalmatiner (155), und dem Uibergange der ligurischen Alpen, (154) tritt Rom im Äussern in eine ungewöhnliche Glücksperiode ein. Der dritte punische Krieg (150—146), der macedonische (148), der achäische (146), der numantinische (143—133), führten schnell zu grossen Resultaten, zur Zerstörung Carthago's, Corinth's und Numantia's, Africa, Macedonien, und Achaja wurden römische Provinzen, in Spanien war ein mächtiger Widerstand kaum möglich, die Unerfolge des viriatischen Krieges (143) konnte Rom unbeachtet lassen. Während dieser Zeit ruheten die römischen Waffen in Oesterreich, der letzte Kampf gegen die Gallier (Salasser) war unbedeutend (143). Nach der Eroberung von Numantia (133) und der Erklärung Asien's zur römischen Provinz, erlangten die Weltherren freie Hand und waren in der Lage, eine grosse Thätigkeit in Österreich zu entwickeln, ihre Grenzen auch im Norden von Italien, woher sie von den Barbaren bedrohet werden könnten, auszubreiten; dennoch thaten sie es nicht.

Der Grund dessen wäre zum Theile im Systeme der äussern Politik Rom's selbst zu suchen. Wir sahen, dass die Römer nie aggressiv wirkten, und obschon sie die Welt-eroberung bezweckten, folgten sie demnach keinem beschlossenen Eroberungsplane. Wohl haben sie in der Cisalpina ein Bollwerk gegen die Orientalen und Barbaren aufgebaut, allein sie wurden hiez zu erst durch die Macht der Verhältnisse, durch die Fügung Gottes geleitet, beinahe gezwungen. Von den Galliern, in Mittel-Italien eingesperrt, mussten sie diesen Damm zu brechen, die an die Apenninen, Alpen und die gallische Völkermasse angelehnten Barbaren zu verdrängen, sich gleichsam der Wächter Rom's zu entledigen suchen; diese Nothwendigkeit führte die Römer in's heutige Österreich, die fliehenden, oft zurückkehrenden Barbaren (Gallier) zeigten den Weg und demnach folgten ihnen die Römer nicht nach. Auch zur See wurden die Herren der Halbinsel bewacht, die Carthager waren entschlossen jedem rö-

mischen Schiffe den Weg zu verwehren, Rom mittelst Flotten so von der Seewelt abzusperren, wie es durch die Gallier von der übrigen Welt zu Lande ausgeschlossen war; gegen diese orientalischen Flotten musste Rom ebenso wie gegen orientalische Landhorden protestiren. Endlich verbinden sich beide Feinde Rom's, Hannibal greift es mit Hülfe der österreichischen Länder an, die Römer müssen sich vertheidigen, in Oesterreich zu behaupten trachten, allein auch jetzt organisiren sie, nach einem nur geringen Masstabe, diese wichtigen Länder. Die Eroberung Macedoniens versetzte die Römer in die Lage von beiden Seiten in Oesterreich einzudringen, sich dem alpeischen Binnenlande und der Donau zu nähern; auch dieses geschah nicht. Rom herrschte in entlegenen Ländern, in Africa, in Asien, in Spanien und die nächste Nachbarschaft Italiens, Oesterreich, gab es den Barbaren preis, Rom hat zahlreiche orientalische Völker bezwungen und um die Eroberung orientischer Völker kümmerte es sich nicht.

Dadurch entstand ein Missverhältniss zwischen der geographischen Ausdehnung des römischen Reiches und seiner reellen Macht ¹⁾. Die Römer kannten die Thatkraft europäischer Barbaren ²⁾, und die Sittenlosigkeit der Orientalen, sie wussten, dass der Krieg mit den Asiaten den Römer entkräfte ³⁾, hingegen mit den Galliern und andern Völkern Oesterreichs den Soldaten stärke und anbilde ⁴⁾ und dennoch

¹⁾ Tacit (*Histor. III. 53.*) erkennt die besondere Wichtigkeit des Besitzes Hispaniens und Galliens „*validissimas terrarum partes*“. Der Ruhm gallischer und pannonischer Legionen war allgemein. — ²⁾ So der Gallier, Ligurer & — ³⁾ „Asien machte durch die Anmuth seiner Städte, durch seinen Ueberfluss an Land- und See-Erzeugnissen, durch die Weichlichkeit der Feinde, und durch die Schätze seiner Könige die Heere wohl reicher, aber nicht tapferer. Besonders unter dem Oberbefehle des Cneus Manlius war ihre Behandlung schlaff und fahrlässig. Darum züchtigte sie auch in Thracien der etwas beschwerlichere Weg und ein geübterer Feind durch eine grosse Niederlage.“ Liv. XXXIX. 1. — ⁴⁾ Polyb sagt,

setzten sie die Eroberung in Österreich nicht fort, wodurch die Sitten, Tapferkeit und Thatendrang ungemein leiden mussten. Offenbar haben sich die Römer in den österreichischen Ländern bloss mechanisch, der wahren Bedeutung einer Austria, eines orientischen Bollwerkes gegen die Orientalen, und die Entartung und Revolution im Innern (I. 320), unbewusst, ausgebreitet. Was orientische Länder und primitive Völker für ein West-Reich gelten, was sie für die Sicherheit des Reiches und für einen ausgebildeten, aber schon alternden Staat zu leisten vermögen, (I. 321—322,) die Erkenntniss dessen hat Gott dem Cäsar vorbehalten und gestattete ihm in einigen Jahren auszuführen, was die Republik durch Jahrhunderte unterliess.

121. (Die inneren Zustände Rom's vor dem Auftreten der Grachen).

Noch mehr als durch die Mängel der äussern Politik, den orientalischen Ländern gegenüber, waren die Römer am Fortschreiten in Österreich durch den Verfall der Sitten, des Thatendranges, der Bürgerzucht und endlich durch gefährliche Unruhen gehindert; mit dem Falle Numantia's und Aufhören der Kriege gegen die Orientalen fällt der erste Bürgerkrieg zusammen (133).

Bis nun waren die Unruhen im Innern Bürgerkriege nicht, den imposanten Fortschritt der Römer zum Universal-Reiche, zur Katholicität, störte kein dauerndes Schisma im Innern, und während sich das Bereich der römischen Majestät im Aeussern ausbreitete, verlor sie nichts von ihrer Intensität und erfreute sich der alten Ehrfurcht des Römers. Die mit Würde geführten Standeskämpfe (I. 399) wurden stets friedlich beigelegt, das kleine Volk ehrte den Adel und die Verdienste. Selbst nach der Einführung der *lex Maenia*,

dass der Krieg gegen die Dalmatiner (156, 155) deswegen unternommen wurde, um den Soldaten eine Kriegsschule zu eröffnen.

der, neben der Einführung des Tribunats, gewagtesten Massregel, (welche jeden legalen Unterschied zwischen den Ständen aufhob) verlor sich die Achtung für das Ahnenthum nicht, die Aristokratie, im Gesetze abgestorben, lebte durch die Macht der Sitten (S. 299.), der Liberalismus, obschon er die Legalität erlangt hatte, beugte sich noch vor der Legitimität, er musste der Tradition huldigen, der schönen *Maxime: more majorum* weichen. Neben den Kämpfen um Civil- und politische Rechte für Einzelne, um die Zulassung zu Ehrenstellen etc. ringen die Patricier und Plebejer, um die Privilegien der complexen Repräsentanten beider Stände d. h. ihrer Versammlungen, der Curiat- Centuriat- und Tribus-Comitien; (die erste war patricisch, die zweite gemischt, die dritte ursprünglich plebejisch). Diese Ständekämpfe waren zugleich Kämpfe um die Verfassung, vielemal wurde sie geändert, und demnach blieben ihre Grundlagen haltbar; die Plebejer, ursprünglich ohne alle Rechte, als ein fremdes Volk angesehen ¹⁾, erlangten endlich eine völlige Gleichberechtigung, die beiden Consuln des Jahres 172 waren Plebejer ²⁾; dessen ungeachtet war die Regierung keineswegs demokratisch. Der Inhalt der innern Geschichte Rom's besteht so im steten Fortschritte der Plebejer zur Gleichberechtigung ³⁾, zur Einigung mit den Patriciern, wie jenen der äussern Geschichte der Fortschritt Rom's zur Einigung der Völker ausfüllt. Die *leges* (die politischen Gesetze) nehmen wie die Colonien zu, den steten Eroberungen beider Stände im

1) Wie es aus der Verwendung der Fecialen (geistliche Beamten im Departement des Aeussern, Herolde etc.) bei den Unterhandlungen mit den Plebejern hervorgeht.

2) Der erste Dictator aus dem plebejischen Stande war C. Marcius Rutilus (356), auch hat er, der erste unter den Plebejern, die Censur erlangt. Liv. VII. 17, 22. Das dritte publicische Gesetz, dass immer einer der Censoren ein Plebejer sein solle, ist vom Jahre 339.

3) Zu sehen die Beilage: Uebersicht der römischen Majestätsgeschichte.

Aeussern entsprechen die immerwährenden Eroberungen der Plebejer im Innern.

Allein der Standpunct, den die Repraesentanten des conservativen, (des religiösen und historischen) Principis, die Patricier und Optimaten, besonders die Ersteren, sie, die Seele des ehrwürdigen, durch Jahrhunderte rühmlichst geleiteten Staates, den Eroberungen im Aeussern und im Innern gegenüber einnahmen, war nicht derselbe. Während die Aristen die Emancipirung erobelter Städte und Völker nach Kräften, um das Reich zu vergrössern (*ad rem augendam romanam*), begünstigten, widerstanden sie durch allerhand Mittel der Emancipation des römischen Volkes (*plebs*), der Gleichberichtigung der Stände, damit sich der Staat durch die Demokratie, (wie es in Griechenland geschehen) nicht auflöse, oder Einem zufalle. Die Kämpfe der Patricier mit den Plebejern, mit den Liberalen und mit den nach der Alleinherrschaft Strebenden, waren nicht weniger beharrlich ¹⁾, als die Kämpfe der Römer im Aeussern; jeden Sieg mussten die Plebejer mit der äussersten Kraftanstrengung erkämpfen (I. 399). Offenbar verlieh Gott Seinem Werkzeuge, der römischen Aristokratie, deren expansiv und humanisirende Kraft im Aeussern wir schon erkannten, eine andere der Erstern gleichsam entgegengesetzte Eigenschaft, die Kunst, die Staatsgewalt concentrirt zu erhalten, den Plebejern so standhaft zu widerstehen, wie sie beharrlich die eroberten Völker beschützte, in der Welt die Humanität, in Rom nur Strenge athmete; so nahm Rom doppelt zu, durch die Ausbreitung im Aeussern und durch die Zucht im Innern. Mit Recht erblicken Dionysius von Halicarnass und Tacit den Grund der so ver-

¹⁾ Als sich der Adel genöthigt sah, einen Plebejer zum Consulat zuzulassen, errichtete er zwei neue Aemter, die Prätur und Aedilität, ausschliesslich für die Patricier „zum Ersatze für das eine der Plebs abgetretene Consulat.“ (Liv. VII. 1.). Auf diesem neuen Terrain vermochte der Adel den Widerstand gegen die Gleichberechtigung fortzusetzen.

schiedenen Erfolge der Römer und der Griechen in der Verschiedenartigkeit der äussern Politik beider Völker; allein auch die innere Politik der Römer war erhaben. Die Griechen hingen entweder starr, wie die Orientalen, dem dorischem Princip an, welches unbeweglich und stumm, keiner Epoche, keinem Verdienste Rechnung trug, oder sie folgten dem stets hüpfenden jonischen Princip, welches, ohne Rücksicht auf die Autorität, jedem Lüftchen des Fortschrittes erlag und sich mit vorübergehendem Glanze, gleichsam mit einer Strohflamme, begnügte; Rom belohnte Verdienste, allein es widerstand den Stürmen der Gegenwart, um die Zukunft zu sichern.

Wird aber der verdienstvolle Kampf der Aristokratie für die Zucht und Hierarchie immer dauern können? Werden die Liberalen, nach der Erreichung ihrer Civil- und politischen Zwecke, sich der socialen enthalten und die Gleichberechtigung, sogar in Rechten, welche, wie das Eigenthumsrecht, ausschliesslich sind, nicht ansprechen? Sind die günstigen factischen Zustände des römischen Staates für die Länge der Zeit möglich? Gute Sitten sind wirklich eine Macht, um die Gesetze zu bessern, die Folgen auch der schlechtesten zu beschwören, allein auch Gesetze fliessen auf die Sitten ein; übrigens, wenn man schlechte Gesetze umgehen darf, so kann auch die gute Gesinnung verdorben werden ¹⁾; endlich ist die Dankbarkeit des Volkes, dem das Gesetz Wohlthaten erweist, eine Tugend der Erinnerung, des Gedächtnisses, welches sich mit der Zeit abstumpft. Der verdienstvollen Aristokratie stand keine besondere gesetzliche

¹⁾ Einen traurigen Beweis dieser Maxime liefert die neueste Geschichte. Lange Zeit vermählte die liberale Verfassung nicht den Belgiern zu schaden, nun lässt sich das interessante Volk durch die Leitung der liberalen Partei entehren und gewiss geht es zu Grunde, wenn sich die katholische Partei nicht sogleich ermannt, um die geschwätzigten Volksverführer so zu behandeln, wie es in Frankreich geschieht.

Macht zu Gebote, wer wird das Ahnenthum und den Staat vertheidigen, wenn die Negatoren auftreten? Und es ist gewiss, dass sich die Demokraten mit der Gleichheit im Gesetze und in der Theorie nicht zu begnügen pflegen; sie streben zugleich nach der Gleichheit in den socialen Sphären und kämpfen um materielle Vortheile, um den *nervus rerum*.

Auch die politischen und Civil-Kämpfe hören durch die Gleichberechtigung nicht auf, denn sobald die Stände gleichberichtigt sind, so müssen sie um den Vorzug kämpfen, d. i. zu Parteien werden, das letzte Wort jeder Partei ist die Herrschaft: wer und wie soll er regieren? dies ist die ewige Streitfrage der Parteien; die Discussionen der Stände sind nur ein Vorkampf. Hat der Kampf der Parteien begonnen, dann ist ihre Versöhnung ohne Selbstmord nicht möglich, beide müssen zu Grunde gehen oder einem Dritten, entweder dem Feinde oder dem Retter zufallen. Dies ist der von Gott seit der Ewigkeit den Völkern vorgeschriebene Entwicklungsgang; auch der römische Staat vermochte nicht, sich diesem allgemeinen Gesetze zu entziehen.

In der That trat Rom in jene Altersperiode ein, welche wir als die für reifende Völker gefährlichste (im Gesetze der Reife I. 314 — 319) bezeichnet haben. Den Culminationspunct jugendlicher Thatkraft (und eine solche Eigenschaft wäre ohne Sittlichkeit nicht möglich) erreichten die Römer im zweiten punischen Kriege, und während der Bezwingung und Einrichtung österreichischer Länder; mit der Unterbrechung der letztern Wirksamkeit, was besonders seit dem Siege über Macedonien und Illyrien auffällt, beginnt ein sichtbarer Verfall des Römerthums, die frühere Harmonie zwischen den Eroberungen im Aeussern und der Sittlichkeit im Innern verliert sich nach und nach, nur die Grösse im Aeussern dauert fort, im Innern ist sie im Abnehmen; selbst die Erstere findet keine Gelegenheit, um sich glänzend zu äussern, sogar der Sieg über den Perseus hat sich als kein besonders schwieriger herausgestellt; die Bezwingung des ohnmächtigen Carthago und die Besitzer-

greifung der Länder des Attalus waren noch leichtere Unternehmungen. In der Wirksamkeit im Innern kommen schon neue Erscheinungen vor, die Autorität sinkt, der Rationalismus steigt, gute Sitten nehmen ab, die Demokratie nimmt zu, die Aristen verhalten sich immer mehr passiv, und vertheidigen nur das Bestehende, das Volk theilhaftig sich thätiger an politischen Rollen, und strebt schon Neuerungen und Reformen an.

Es ist überflüssig, einzelne Beweise dieser Veränderung in der politischen Atmosphäre anzuführen, denn die Sachlage ist bekannt ¹⁾, und es wäre nicht möglich, den Anfang dieses Wechsels zu bestimmen; nur ungefähr kann man die Zeit um das Jahr 169 — 167, als eine Epoche annehmen; da eine Aenderung in der Behandlung der Eroberten ²⁾, in

-
- ¹⁾ Die Frömmigkeit und Gottesfurcht waren im zunehmenden Verfall, die griechische Kirche hat sich ausgebreitet, durch griechische Colonisten aus Campanien wurden die Bacchanalien heimlich in Rom und Italien eingeführt, über 7,000 Männer und Frauen nahmen an dieser geheimen Gesellschaft Theil; (Liv. XXXIX. 17) die Schuldigeren wurden (186) hingerichtet (*ibid.* 18). Die Kriegszucht verlor sich, Officiere und Gemeine verliessen eigenmächtig das Lager im Kriege gegen den Perseus. Die Tribus-Comitien hatten nun beinahe jene Autorität, welche früher den Curiat-Comitien zustand. Seit dem Jahre 172 waren oftmal beide Consuln Plebejer. Die Volkstribunen erlangten eine ungeheure Macht; obschon sie noch nicht Senatoren waren, hatten sie das Recht, Senat zu halten, und schalteten willkürlich, selbst den Censorn gegenüber. (154).

Auf die Sitten der Epoche kann man mittelst des Grundsatzes: „dass gute Gesetze durch schlechte Sitten entstehen“ (Macrob. Saturnin. II. 13) folgerecht schließen, und die Gesetze gegen den Aufwand (*leges sumptuariae*) folgten schnell auf einander, die *lex Orchia* (182), *lex Faunia* (161), *lex Didia* (144).

- ²⁾ Schon Perseus und Genthius wurden mit ungemeiner Härte behandelt; die Tyrannei der Statthalter, überhaupt die unglückliche Lage der Provinzen, wie sie von Cicero und Tacit geschildert wird, beginnt in dieser Periode.

den Ansichten über die Eroberungen ¹⁾, eintritt und bedeutende Variationen in der Bürgerzahl Rom's auf die Bewegung der Gemüther schliessen lassen. Wohl genoss noch Rom einer vollständigen Ruhe, allein schon droheten ihm, nach dieser Windstille, Stürme, denn inmitten des materiellen Friedens äusserte sich die heimliche Feindseligkeit beider Stände, vielmehr der Parteien, immer offener, die Volkspartei hat durch Freigelassene, welche Bürgerrechte ausübten, gewiss an Achtung der Aristokratie nicht gewonnen und der Neu-Adel, der bei weitem grössere Theil der Aristokratie, konnte auf jene Hochachtung, welche das Volk dem, durch glänzende Verdienste und erprobte Tugenden ausgezeichneten Priester - Adel ehemals zollte, keinen Anspruch machen. In allen Gesetzen der Epoche ist das wechselseitige Misstrauen der Parteien sichtbar, beinahe jede unter ihnen hat einen neuen Sieg der Menge eingeschrieben, dem Pöbel Waffen gegen die Autorität verliehen. Durch die *lex Villia Annalis* (180), welche das Alter zur Zulassung zu Aemtern bestimmte, wurde die Candidatur des jungen Adels erschwert. Noch empfindlicher war die Aristokratie berührt ²⁾ durch die *lex Gabinia tabellaria* (139), da dieses Gesetz, dem herkömmlichen mündlichen Abstimmen in den Comitien zuwider, den Reichstag bei Magistrats - Wahlen durch Täfelchen (geheimes Votum) stimmen liess. Durch die *lex Cassia tabellaria* (137) wurde diese Art des Abstimmens auf das Reichs - Gericht (*judicia populi*, Criminal - Gerichte) mit Ausnahme des Hochverrathes (*judicium de perduellione*) leichtsinnig ausgedehnt. Durch diese gefährlichen Neuerungen war das Volk der Controlle der Besseren ent-

¹⁾ So der Widerspruch zwischen Scipio und Cato in der carthagischen Frage.

²⁾ „*Quis autem non sentit omnem auctoritatem optimatum tabellariam legem abstulisse? . . . bonis ignorantibus, quid quisque sentiret, tabella vitiosum occultabat suffragium. (Gabinia lex est) lata ab homine ignoto et sordido*“. Cic. leg. III. 16.

zogen, seinen eigenen Ansichten überlassen, während es bis nun der Autorität und den Beispielen nicht ungern zu folgen pflegte. Gewiss lag in dieser unseligen Reform der Keim zu unwiderruflichen Revolutionen; durch vielfältige Wege ging die erhabene römische Verfassung ihrer Auflösung entgegen.

222. (Ursache der beginnenden Entartung der römischen Gesellschaft).

Der Grund dieses angehenden moralischen Verfalles ist nicht im Frieden und in der Unthätigkeit der Römer im Aeussern zu suchen, diese waren vielmehr Folgen einer andern Ursache, und man kann fragen, warum diese Unthätigkeit eintrat, warum der alte Thatendrang aufhörte? Nur durch allgemeine Gesetze der Weltgeschichte lässt sich diese Erscheinung in der römischen erklären, durch den Orientalismus und den Liberalismus, diese Feinde jedes Staates. Dass die weichlichen, sittenlosen Asiaten und ihre Reichthümer den Verfall Rom's mächtig förderten, darin stimmen die römischen Zeugnisse überein¹⁾; die Einflüsse des Liberalismus, der Verneinung der Kirche und der Geschichte, haben wir schon zum Theile erkannt. Dieses Auflösungsmittel musste durch die vollständige Gleichberechtigung zuneh-

¹⁾ Liv. XXXIX. „6. Denn das asiatische Heer war es, das den ersten Stoff ausländischer Uppigkeit in die Stadt einbrachte. Diese Krieger brachten zuerst die ehernen Bettgestelle, die kostbaren Teppiche, die Vorhänge und anderes Kunstgewebe nach Rom, desgleichen, was man dazumal für Prachtgeräthe hielt, die einfüssigen Rundtische und die Trinktische. Jetzt kamen zu den Gastmalen Lautenschlägerinnen und Harfnerinnen und die Tafelbelustigungen der Kunstspieler; auch die Gastmale selbst wurden sorgfältiger und kostspieliger angeordnet; jetzt erhielt der Koch, bei den Alten nach Kaufpreis und Gebrauch der schlechteste Slave, einen Werth, und was ein Dienst gewesen war, begann für eine Kunst zu gelten. Gleichwohl war, was damals die Augen auf sich zog, kaum der erste Keim des Luxus und der Weichlichkeit (*luxuriae*), die noch kommen sollten“.

men, denn dieselbe (besonders, wenn man von dem Christenthume und der Monarchie abstrahirt) ist nothwendigerweise eine Confusion, der Anfang nicht der Versöhnung und Eintracht, sondern einer permanenten Feindseligkeit, denn dem zahlreichen Stande wird hiemit die unmögliche Befriedigung auch seiner socialen Absichten in Aussicht gestellt, wodurch er zu einer falschen Lage gelangt und den Gelüsten nach dem Verbotenen entgegen geführt wird. Seit der Gleichberechtigung strebten die Vornehmen, da keine officielle Hierarchie vorhanden war, mit einer leidenschaftlichen Begierde nach Aemtern; nicht nur der Ehrgeiz und der Thatendrang suchten Befriedigung durch Erlangung von Staatsstellen, auch die Eitelkeit war darauf angewiesen, so entstand eine ungemeine Amtirungssucht. Da durch die zunehmende Concurrrenz der Candidaten die Wahlen immer stürmischer wurden, so mussten selbst die durch Verdienste ausgezeichneten Vornehmen sich um die Gunst des kleinen Volkes bewerben, (*ambitus*) was beide Stände in ein Missverhältniss versetzte, und den Pöbel zum Wahne führte, dass er mittelst des Votums den Staat und die Welt beherrsche; auf jeden Fall war die Feilheit der Stimmen nicht mehr ferne, und noch grösser wird die Gefahr werden, wenn statt des Geldes sociale Leidenschaften in Wirksamkeit treten.

Uibrigens war das Volk von Steuern befreit (167), andererseits wurde es von den Vornehmen aufgesucht; durch die beiden Umstände war gewiss nicht die Arbeitsamkeit befördert, sondern die Parteisucht genährt; so erkläre ich mir den Anfang des politischen Proletariates, welcher den Landbau verlässt, sich in die Stadt drängt, im Solde der Parteien steht und bald vom Staate Brod verlangen wird; schon ehemals hat man zu Tausenden die Bürger Italien's aus Rom in die Heimath zurückgeschickt. Auch die Zufuhr der Bodenerzeugnisse aus den eroberten Ländern, aus dem fruchtbaren Sicilien etc. mag zur Verschlimmerung der agricolen Verhältnisse Italien's) zur Verarmung der kleinen Guts-

besitzer beigetragen haben, und für die Verminderung der Armen mittelst Anlegung von Colonien wurde nicht gesorgt. So wuchs der Pauperismus und die Rechte des verarmten Volkes nahmen nicht ab, im Gegentheil schmeichelten ihm die Optimaten, bewarben sich um seine Stimme, fragten um seine Meinung, und trachteten auf dieselbe einzufliessen ¹⁾; die Demagogie konnte schon als ein Handwerk beginnen. Das ehrwürdige Römerthum näherte sich im Staatlichen den Griechen, noch mehr huldigte es ihren philosophischen Ideen, obschon sich diese durch ethische Vorzüge keineswegs auszeichnen, und nicht zur Einigung, sondern zur Spaltung zu führen geeignet sind ²⁾. Auch römische Philosophen traten schon auf, obgleich sie der weise Senat für Volksverführer erkannte (161). Verschiedene Systeme und Theorien, sogar über die wichtigsten Staatsangelegenheiten und Grundsätze, kamen, selbst unter dem Adel, zum Vorschein und suchten sich geltend zu machen, nicht mehr durch die Appellirung an das Herkömmliche und Traditionelle, sondern durch die schon blühende Beredsamkeit, durch Reden an die Menge, welche an diesem Kampfe, wie ehemals am Kriege, Wohlgefallen fand, nicht mehr an die Vergangenheit, sondern alleinig an die Gegenwart dachte. In jeder Hinsicht traten die Römer in's kritische Alter des Reifwerdens ein.

Während die Folgsamkeit des römischen Volkes sinkt, steigen die Verdienste und Tugenden der römischen Aristokratie nicht, die hohe Regierungskunst dieser Körperschaft neigt sich zum Verfall. Der alte Priester-Adel ist bis auf ungefähr fünfzig Geschlechter herabgekommen, längst bildet die Majorität des Senates der Beamten-Adel, dadurch ist die Tradition, diese Hauptbedingung der Staatskunst gefährdet,

¹⁾ So in den *Conciones*.

²⁾ Seit 155 gab es in Rom griechische Philosophen, Bekenner entgegengesetzter Systeme, Stoiker, Epikuräer, Akademiker.

römische Staatsmänner sind schon der Gefahr, Rationalisten zu werden, ausgesetzt. Statt die wachsenden Uibelstände als natürliche Folgen des Rationalismus und des zunehmenden Insubordinationsgeistes unter dem Volke anzusehen, durch die Macht der Autorität, und eben durch die Restauration alter Institute, neben unerbittlicher Handhabung des Bestehenden, mit der letzten Kraftanstrengung zu bekämpfen, den Anmassungen des Volkes um jeden Preis zu widerstehen, sind schon viele Aristen sogar zu Reformen, also zu Neuerungen, welche die schon bewegte Gesellschaft ferner bewegen müssen, leichtfertig entschlossen; selbst Träger grosser Namen und Verdienste liessen sich (vermuthlich durch den griechischen Einfluss) bethören. Die 1000 Griechen, welche man als Geisseln nach Italien gebracht hatte (167), waren eine grosse Gefahr für den Sieger ¹⁾.

Gegen die überhand nehmende Geschwätzsucht und das Raisonniiren, diese unfehlbaren Symptome der beginnenden Entartung, schickte Gott den Römern Hülfe und versetzte sie in die Lage, sich durch primitive Völker, (denen die Laster einer alternden Gesellschaft noch nicht bekannt sind) zu erfrischen (I. 316, 317); gewiss hätten die Römer vermocht, die Eroberungen in den orientischen Ländern ²⁾ fortzusetzen.

Allein die römische Aristokratie that es nicht; statt durch Kriege und Colonisirung neue Verdienste zu sammeln und sich des römischen Proletariates zu entledigen, hingegen die Vornehmen unter den Eroberten Italiens und ausser Ita-

¹⁾ Unter ihnen befand sich auch Polybius. Dass dieser sittliche, als Ausnahme unter den Griechen glänzende Mann, auf eins der höchsten Geschlechter, auf das scipionische (*gens Cornelia*) einzuwirken wusste, ist erwiesen; dadurch verschafte er den Griechen Eingang bei den Geschlechtern, obschon der tief sinnige Cato diese drohende Gefahr erkannte, allein dawider (wie es den Denkern gewöhnlich ergeht) vergebens warnte.

²⁾ Zu vergleichen mit dem hierüber in der macedonischen Geschichte Gesagten.

lien so an sich zu ziehen ¹⁾, wie sie verdiente Plebejer an sich gezogen hatte, suchte sie vielmehr den Grund des Verfalles ihrer Autorität und der Emancipation des Volkes, eben in den zahlreichen Eroberungen und den für die Besiegten reichlich ertheilten Privilegien. Schon für Cato war die Grösse des römischen Reiches ein Anlass zur Bedenklichkeit; Scipio hat das frühere Gebot für die Mehrung des Reiches aufgegeben und eine neue Formel des Gebetes, um die Erhaltung des Reiches einzuführen gewagt. Offenbar war es dem politischen Systeme Roms zuwider (S. 212 etc.), es war gleichsam ein Protest gegen die Katholicität, gegen den alten Grundsatz: *ad rem romanam augendam; imperium sine fine*. Die Liberalen benützten diesen Irrthum der Conservativen, bemächtigten sich des grossen Wirkungsmittels und übernahmen den Schutz der Eroberten. Cato war der Letzte unter den Conservativen, welche mit Nachdruck für die Eroberten sprachen ²⁾. Noch im J. 171 war die Aristokratie ungetheilt, dem Rechte der Provinzen zugethan, die Gesandten beider Hispanien, welche über die Erpressungen römischer Beamten klagten, erhielten durch einen Senatsbeschluss Genugthuung und durften Vertheidiger und Beschützer unter den Senatoren wählen ³⁾. Allein die Verordnung, welche Cicero als die Grundstütze, Gesetz der Eroberten, als einen Völker-Codex betrachtet ⁴⁾, wurde vom Volkstribunen Calpurnius (auch der Urheber der *Rogatio Marcia* für die Ligurier

¹⁾ Wir sahen, auf welche Art die Aristen unter den Eroberten von macedonischen Königen behandelt wurden.

²⁾ Für die Lusitaner gegen den Proprætor Serv. Sulpicius Galba im J. 149. Liv. Epit. XLIX. Cic. Brut. 15, 23.

³⁾ Liv. XLIII. 2.

⁴⁾ *Lex Calpurnia de repetundis* (das Recht der Provinzialen die von römischen Beamten erpressten Gelder zurückzufordern) gegeben im J. 149. Cicero hebt mehrere Male die Wichtigkeit dieser staatsrechtlichen Verfügung und nennt sie eine völkerrechtliche: „*haec lex sociatis est, hoc jus nationum externarum est, hanc habent arcem.*“ (Divin. 17). „*Sociorum atque amicorum populi Romani patrona.*“ (Div. 18).

war ein Volkstribun) vorgeschlagen; offenbar hatten die Demokraten Recht, dass sie für die Besiegten wirkten. So verwickelte sich die Stellung der Parteien: siegt die Aristokratie, dann ist das Reich, welches sie aufgebaut hatte, gefährdet, ist sie besiegt, dann geht der Staat, den die Demokratie schon bewegte, zu Grunde; Rom gelangte zu dem Dilemma, welches Gott jeder Republik früher oder später entgegenstellt, damit sich eine, über beide Parteien erhabene Regierung bilde, um die Besseren zu begünstigen und die Menge zu beschützen; in jedem Kampfe zwischen der Aristokratie und Demokratie ist der Keim für die Monarchie ¹⁾ niedergelegt.

Wenn unter diesen Verhältnissen der Römer ein verwegener Mann als Reformator auftritt, dann wird Rom einem griechischen Schauspieler, der Demagogie und Revolution (nicht nur im Gesetze) zusehen müssen.

223. (Tiberius Sempronius Grachus, seine Stellung und Ansichten).

Dieser Mann war Tiberius Sempronius Grachus, ein Sohn des gleichnamigen Consuls (177, 163) und Censors (169), eines entschiedenen Aristokraten ²⁾ und der Cornelia, einer Tochter des Scipio Africanus Major; offenbar gehörte er den Optimaten an. Den ersten Waffenunterricht genoss er unter Scipio Aemilianus ³⁾, seinem Vetter und Schwager, und soll sich bei der Erstürmung Carthago's ausgezeichnet haben. Seine Erziehung war nicht mehr jene streng-religiöse, welche vornehme Römer in früheren Zeiten erhielten, denn er hat den Vater frühzeitig verloren und wurde von der Cornelia, einer ungewöhnlich exaltierten Person, bei welcher der Stolz und die

¹⁾ Die Geschichte des Feudalismus bestätigt den Grundsatz, obschon in mancher Hinsicht der Feudalismus, als ein Complex kleinerer Monarchien angesehen werden kann.

²⁾ *Liv. XLV. 15. Cic. de orat. I. 9.*

³⁾ Adoptiv-Sohn des Scipio Africanus Major; er hatte die Schwester des Tiberius zur Frau.

Herrschaft 1) mütterliche Gefühle unterdrückten 2), und von griechischen Philosophen erzogen, mit denen er auch später in Berührung blieb und sich die Grundsätze des verdorbenen Griechenthums aneignete.

Diese Anlagen des Tiberius, zum Bezweifeln des alten Römerthums und zu neuen Staatstheorien, entwickelte ein unglückseliges Verhältniss, in das er in seiner ersten politischen Laufbahn gerieth. Die Armee, zu welcher er als Quästor in Spanien ankam, befand sich im äussersten Verfall der Kriegszucht, und ihr Commandant, der Consul C. Hostilius Mancinus, ein würdiger, aber des Feldherrn - Talents und eines festen Willens entbehrender Mann, war gewiss nicht geeignet, das verfallene Heer zu ordnen und siegen zu lassen. Vielmehr war der griechische Zögling befähigt, eine Rolle unter dem pflichtvergessenen, geschwätzigen Militair zu spielen; wirklich wird über seine Popularität in der Armee berichtet. Leicht erräth man das Geschick einer politisirenden Armee, sie wurde, obschon 30,000 Mann stark, von 4,000 Numantinern geschlagen 3) und eingeschlossen (137), der Consul statt einen Kampf zu wagen, liess sich (vielleicht auf's Zudringen der Officiere, vielleicht aus Mangel an Zutrauen zur demoralisirten Armee) in Unterhandlungen mit dem Feinde ein. Die Numantiner erklärten, dass sie nur dem Tiberius Grachus (dessen Vater in Hispanien commandirt hatte) Vertrauen schenken, dadurch wurde er zur Hauptperson unter den Officieren, welche an der Verhandlung An-

1) Sie soll ihren Söhnen Vorwürfe gethan haben, dass sie beim Volke die Schwiegermutter des Scipio und noch nicht die Mutter der Grachen heisse. *Liv. Supp. Freinsh. LVIII. 9.* In diesen Worten liegt grossen Theils der Schlüssel zur grachischen Revolution.

2) Nach dem gewaltsamen Tode ihrer Söhne unterhielt sie ausgebreitete politische und literarische Verbindungen und empfing häufige Besuche. Die Anwesenden erstaunten über die Gleichgültigkeit, mit welcher sie vom Geschehe ihrer Söhne, als wenn sie ihr fremd gewesen wären, sprach. *Ibid. LXI. 39.* Auch in Rollin, *hist. rom.*

3) *Liv. LV. Epit.*

theil nahmen; die abgeschlossene Convention war, mit Recht, als sein Werk betrachtet ¹⁾).

Der von allen Unterhändlern becidete Vertrag verhiess den Numantinern Unabhängigkeit und des römischen Volkes Freundschaft, den Römern gestattete er freien Abzug. Uiberdies fielen in die Hand des Feindes alle Schätze und Kriegsvorräthe, entweder in Folge der Uibereilung des Abzuges der Römer, oder, was viel wahrscheinlicher wäre, in Folge eines Artikels, welcher geheim blieb, um die Loskaufung des Heeres zu verdecken. Auch haben sich die Numantiner der Quästur-Rechnungen bemächtigt; Tiberius begab sich nach Numantia und erhielt sie zurück. Gewiss war dieser Schritt äusserst unbesonnen, denn mag Grachus jene ihm günstige Erklärung der Numantiner vor der Unterhandlung hervorgerufen haben oder nicht, immer konnte er jetzt von den miss-trauischen Republikanern eines zu nahen Verhältnisses mit dem Feinde verdächtigt werden.

Uibrigens war der geschlossene Vertrag in jeder Hinsicht schimpflich ²⁾, die Weltherrscher mussten ihn verwerfen, der Senat, entrüstet, protestirte und beschloss die Schuldigen zu bestrafen. Der Consul wurde abberufen und erschien in Rom, auch Tiberius, als der vorzüglichste Theilnehmer an dem, ohne Bewilligung des Senates, vollführten Werke, kam an. Aus diesem Processe, welchen der alte Consul und der junge Quaestor (er war nicht 30 Jahre alt) zu bestehen hatten, werden wir am besten die alte und die junge Generation des im Umwandeln begriffenen Rom kennen lernen.

Der Feldherr erkannte sich für schuldig, hingegen rühmte sich der Quaestor des Vertrages und behauptete, 20,000 Männer gerettet zu haben. Anders beurtheilten Eh-

¹⁾ . . . „quo (Tiberio) questore et auctore id foedus ictum erat.“ Vell. II. 2.

²⁾ Orosius (V. 4) nennt ihn „foedus turpissimum“, Livius (Ep. LV.) heisst ihn „pacem ignominiosam.“

renmänner die Sachlage; in der That war das Sophisma des Tiberius ungeschickt, gleichsam eine Ironie, denn je grösser die Zahl der geretteten Soldaten gewesen, desto schimpflicher war das Rettungsmittel; nur bei dem Pöbel und den Familien jener Losgekauften konnte das Gerede des Quaestors Eingang finden. Der Senat war mit der unmilitärischen Philantropie des jungen Officiers gar nicht einverstanden und sprach aus, dass der Vertrag als null und nichtig anzusehen sei und Jene, welche ihn geschlossen und beschworen hatten, den Numantinern ausgeliefert werden (136). Die Volkstribunen legten das Urtheil des Senates den Comitien vor. Mancinus, den Mustern alter Bürgertugend, der Hingebung eines Posthumius hochherzig folgend, forderte in einer Rede die Versammlung auf, den Anspruch des Senates zu bestätigen. Nicht so verfuhr der Mann der neuen Generation, er hielt eine Rede nicht für, sondern gegen seinen Feldherrn ¹⁾ und klagte sich selbst nicht im Gerینگsten an. Das Volk, welches schon gerne dem Senate gegenüber stand, hat Grachus zu gewinnen, populär zu werden, den Richter zu entwaffnen, gewusst, es wünschte seinen Liebling loszusprechen, wollte aber die schimpfliche Unterhandlung nicht billigen. Man trennte demnach die Angelegenheit des Feldherrn von jener des Quaestors, das Senatsurtheil über den Erstern wurde bestätigt, und über den Letztern wurde es verworfen; Mancinus, welcher die Unterhandlung zuliess, wurde gestraft, Tiberius Grachus, welcher sie vollführte, wurde befreit. So ist gewöhnlich die Gerechtigkeit der Menge.

Mancinus wurde von dem zum Extradiren römischer Bürger an den Feind bestimmten Fezialen (*pater patratus*) vor die Thore Numantia's entkleidet, mit gebundenen Hän-

¹⁾ Es ist kein Grund vorhanden diese Rede zu bezweifeln; Grachus hatte keine andere Wahl, als entweder dem Consul nach Numantia zu folgen oder sich von ihm durch eine öffentliche Anklage zu trennen.

den, abgeführt ¹⁾). Die Numantiner wollten ihn nicht übernehmen, die Römer durften ihm nicht die Rückkehr gestatten. In diesem Zustande verblieb der Consular, welcher im vorigen Jahre als Beherrscher Spaniens auftreten konnte, durch die ganze Nacht; indessen unterhielt sich Grachus in Rom ²⁾). Gewiss waren die Leiden des Consuls ein dramatischer Beweis gegen den Grachus.

Unter diesen Verhältnissen, welche den Staat äusserst bewegten ³⁾, blieb dem Grachus, da er vom Senate verdammt und durch die Volksgunst gerettet war, nur die Laufbahn eines Agitators übrig; welcher Feldherr hätte ihm Zutrauen geschenkt? Eine Gelegenheit zum Kriegsdienste hat sich dennoch dem Tiberius dargeboten; Scipio zum zweiten Male, ohne als Candidat aufzutreten, zum Consul gewählt, zum Commando in Spanien ohne Loosung bestimmt, (134) hob neue Truppen aus, um die entarteten in Spanien zur Kriegszucht anzuhalten. Der Senat (vermuthlich aus Misstrauen zur militärischen Tüchtigkeit der Einwohner der Stadt Rom) widersetzte sich dieser Aushebung und gestattete nur, dass Scipio in anderen Oertern werbe. Allein der öffentliche Schatz war leer, Scipio und die Seinigen mussten Geld vorschies- sen. Um die Kriegszucht unter den Legionen in Hispanien einzuführen, bedurfte der Consul einer ihm ganz ergebenen zuverlässigen Schaar; so entstand die Cohorte „der Freunde“ von 500 Mann. Auf dieselbe und seine Autorität ge-

¹⁾ Oros. V. 4.

²⁾ Merkwürdig sind die Geschehnisse des Mancinus und des Grachus. Des Erstern, welcher dem Tode muthig entgegen ging, erbarmten sich römische Soldaten, führten ihn in's Lager zurück, in Rom ist er der Wohlthat des *jus postliminii* theilhaftig geworden und erlangte, als Prätor, die Verwaltung der Gerechtigkeit, welche er gegen sich selbst mit Strenge in Anwendung gebracht hatte. Hingegen wurde der junge Quästor, welcher den Tod flog, eben in Rom erschlagen.

³⁾ „*inmanem deditio Mancini civitatis movit dissensionem*“. Vellej. II. 2.

stützt, vermochte Scipio durch Strenge, durch Verbannung jedes Luxus aus dem Lager und eine ununterbrochene Beschäftigung der Mannschaft, die Armee zu ordnen, Numantia einzuschliessen und zu zerstören. War nicht besonders Tib. Grachus verpflichtet, in der Schaar der Freunde seines Schwagers gegen die Numantiner zu dienen, und das durch Unterhandlungen Verdorbene durch Waffen wieder recht zu machen?

Er unterliess es, seine, durch die Furcht der Extradition oder einer andern Strafe ¹⁾, verfälschte Lage (seit Scipio jeden Vorschlag der Numantiner zu Unterhandlungen verwarf, war die Stellung des Tiberius misslicher) dauerte fort. Inmitten anderer Zustände, hätte der junge ehrgeizige Mann, welcher als sanft, gesittet (in der Jugend war er in's Collegium der Auguren aufgenommen) und tapfer geschildert wird und dessen Beredsamkeit und Gewandtheit seine Handlungen erweisen, sich dieser Vorzüge zum Besten des Staates bedient, nun hatte er den Muth nicht, sich böser Tendenzen, des Hasses gegen den Senat ²⁾ und des Neides gegen seinen erhabenen Schwager, zu erwehren und beharrte auf der Bahn der Volksgunst, welche immer zum Verbrechen führen muss. Während Scipio in Hispanien glorreich wirkt, lässt sich Grachus zum Volkstribun wählen und so an die Spitze des Pöbels stellen, wie sein Schwager der Aristokratie vorstand. Deutlich konnte den Römern das Wesen des angehenden Bürgerkrieges werden, welchem zugleich ein Familienzwist zum Grunde lag.

So war der erste Revolutionsmann in Rom, ein Mann falscher Lage; alle Revolutionsmänner waren und sind es. Sie vermögen nicht in der unhaltbaren Stellung passiv zu verbleiben, es drängt sie nach Aenderung; verdammt, den

¹⁾ Vellej. II. 2.

²⁾ Cic. Brut. 103. der Harcup. resp. 53. Oros. V. 8. „*Grachus iratus nobilitati, quod inter auctores Numantini foederis notatus esset*“.

Blick der Besseren zu meiden, müssen sie zum Pöbel halten und suchen sich durch den Popularitäts-Rausch zu betäuben, dass Bewusstsein der Schuld durch factischen Schein des Verdienstes zu unterdrücken. Da sie den Staat, in welchem sie eine falsche Stellung einnehmen, nicht lieben können, so wünschen sie alle Verhältnisse umzuwerfen, damit auch das ihrige umgestaltet werde. Gewiss war der erste Revolutionär jedes Landes ein gefallener Bürger. Die Annahme, dass Grachus durch Philantropie zum Blutvergiessen und Umsturze des Staates geleitet war, ist ein Widerspruch; die Triebfedern zu einem solchen Verbrechen liegen nicht in schönen Gefühlen, sondern allein in der Rachsucht der beleidigten Eitelkeit.

In wiefern die Genossen und die exaltirte Mutter ¹⁾, die griechischen, ihren unsittlichen National-Mustern folgenden Ideologen ²⁾ und die Verräther an der Aristokratie, Appius Claudius (Schwiegervater des Tiberius), der Consul Mucius Scaevola, der *Pontifex Maximus* Crassus etc. die falsche Lage des Tiberius Grachus ausbeuteten und seine Unerfahrung hintergingen, kann nicht genau bestimmt werden; allein dieser unselige Einfluss unterliegt keinem Zweifel und es ist auffallend, dass die genannten Römer, älter und höher gestellt als Tiberius, dessen jugendliche Gefühle missbrauchten und ihn auf der Bahn unterstützten, welche sie selbst hätten betreten sollen.

224. (Zustände der Parteien, Sittlichkeit der Aristokratie und der Demokratie).

Auch die allgemeine Lage Rom's trug zu den Entschlüssen des Grachus mächtig bei, denn der Liberalismus

¹⁾ . . . „*quotidiani ab amicis, ab aequalibus, a matre stimuli* . . .“ *Liv. Sup. Fr. LVIII. 9.*

²⁾ Die vorzüglichsten Verführer (*incensores*) des Tib. Grachus waren die Philosophen Diophanes und Blossius. *Ibid.*

war schon ausgebreitet, die Wünsche, den allgemein anerkannten Uibelständen abzuhelfen, waren an der Tagesordnung, die Reformsucht vermochte sich schon zu äussern, und die Revolution, mit ihren warnenden Lehren, war noch nicht bekannt. Während die Conservativen meinten, dass es in jeder Lage des Staates Bürden gebe, die man mit Resignation tragen solle, und nur durch die Beharrlichkeit auf der, durch Gesetze und Erfahrung, vorgezeichneten Bahn und durch die Erfüllung der Pflichten den Staat retten könne, glaubten Andere, dass man, ohne Rücksicht auf die Vergangenheit, auf alte Grundsätze und die bestehende Verfassung, verschiedene Wirkungsmittel anwenden müsse; offenbar waren es zwei Parteien, die alte, welche, wie Scipio dachte, die neue, welche Tiberius zusammenzubringen beschloss. Man kann mit Sallust sagen: derselbe Staat (*populus*, derselbe Stamm, gleichsam dieselbe Familie) wurde durch diesen Volkstribunen in zwei Parteien gespalten ¹⁾.

Uiberdiess war die Lage beider Theile nicht so einfach und deutlich, wie jene beider Stände, des Geburts-Adels und des Nicht-Adels, gewesen; gegenwärtig hat sich jede von den zwei Parteien verwickelt, ihre Scheidelinie bildeten nicht mehr die Familien—sondern die materiellen Interessen; neben Plebejern, Besitzern grosser Vermögen und Inhabern hoher Aemter, gab es plebejische Proletarier, beide Classen desselben Standes, die *nobiles* und die *ignobiles*, die Bedeutenden (*claros*) und die Unbedeutenden (*obscuros*) trennte ein gewaltiger Bruderhass.

Die Aristokratie bestand nicht mehr aus dem alleinigen Priester-Adel, aus den Geschlechtern (*gentes*), sondern auch aus den Optimaten; die Letzteren lernten eifrig die Staats- und Kriegskunst etc. von den Patriciern, um zugleich das Geheimniss, worauf sich die patricischen Tugenden stütz-

¹⁾ „*Mors Tib. Grachi et jam ante tota illius ratio tribunatus divisit populum unum in duas partes*“. Jugurth. XXXI. 7.

ten, zu erlernen, der häuslichen Erziehung der alten Geschlechter zu folgen, darum war der neue Adel wenig bekümmert, wodurch eine Unsittlichkeit unter ihm einriss, welche selbst die alten Geschlechter immer weniger verschonte, dieselben sogar mit Freigeisterei ansteckte. Je mehr der Luxus und schlechte Sitten zunahmen, desto häufiger war die Bestechlichkeit unter den Optimaten; ihre Härte gegen das arme Volk bot den Demokraten Waffen gegen die ganze Aristokratie dar, besonders gegen den Senat, die Stütze derselben.

Die eigentliche *plebs* ist in der Sittenlosigkeit (was man sich übrigens leicht vorstellen kann) nicht zurückgeblieben; einer sorgfältigen Erziehung und der Tradition in der Familie entbehrend, folgte sie jetzt noch schneller den schlechten, als ehemals den guten Beispielen von Oben. Wohl gab es Viele unter dem armen Volke, auf welche, als ihre Klienten, die Aristokratie rechnen konnte, Allen waren diese Bundesgenossen neben der Demagogie zuverlässig? Andererseits befanden sich auch unter der Aristokratie Optimaten, welche bereit waren, das Selbstinteresse auch in der demokratischen Partei zu suchen. Mit Recht klagt Orosius diese Zeit der Ehrlosigkeit ¹⁾ an.

Auf diese Stellung der Parteien, auf Jene, welche die Reihen der Aristokratie, wie er selbst, verlassen haben, und auf die habstüchtige, nie zu befriedigende Menge zählte Grachus; das Ziel, welches er zu verfolgen hatte, war ihm ebenfalls deutlich durch die Lage angegeben. Den auffallendsten Uebelstand, unter den römischen Verhältnissen, bildete die zunehmende Armuth des Volkes und die abnehmende Zahl der kleinen Landbesitzer in Italien; viele von den kleinen Gütern waren an Reiche verkauft, wodurch die Zahl der Bürger ohne Besitz anwuchs. Schon im Jahre 140 wollte dawider der Consul Laelius durch Ackergesetze wir-

¹⁾ „*Numantia deleta... oritur apud Romanos infamis de ambitione contentio. Grachus irratus nobilitati....*“ V. 8.

ken, allein er musste einsehen, dass eine neue Vertheilung des Ackers unter das Volk weder die Arbeitsamkeit spornen, noch dasselbe hindern werde, das Eigenthum oder den Besitz zu verkaufen oder aufzugeben; er ging von seinem Plane ab.

225. (Die erste grachische Revolution).

Tiberius Grachus nahm den Plan wieder auf (133) und machte, als Volkstribun, den Tribus— Comitien Gesetzesvorschläge, erstens, dass kein Römer über 500 Morgen, (ausser 250 für emancipirte Söhne) von den Staatsländereien (*ager publicus*) besitzen solle, und das Uibrige unter arme Plebejer vertheilt werde; zweitens, dass jährlich Triumviren gewählt werden, um zu untersuchen, welche Felder Privat-Eigenthum sind und welche dem Staate gehören ¹⁾; drittens, dass die dem römischen Staate durchs Testament des Königs Attalus zukommenden Gelder ebenfalls unter das Volk vertheilt werden ²⁾).

Der erste Vorschlag war nur eine Erneuerung des licinischen Ackers-Gesetzes, welches vor beinahe drei Jahrhunderten Rom bewegte, und sich als unwirksam herausgestellt hatte; selbst der liberale Verfasser des Gesetzes (Licinius Stolo) hat Mittel gefunden das Gesetz umzugehen. Die zwei andern Vorschläge enthielten eine Uibertreibung des genannten Gesetzes, und man kann sich leicht vorstellen, zu welcher Unruhe die Inquisition über das Eigenthum geführt hatte. Besonders unterschieden sich die licinischen und grachischen Ackergesetze durch die wesentliche Veränderung, welche die Rechtsverhältnisse des römischen Eigenthums in der Zwischenzeit erlitten haben. Gegenwärtig war der ehemalige *ager publicus* nicht mehr ein verfügbares Staatsgut, der Adel (der ursprüngliche *populus* der Gründer des Staates), welcher auf den Besitz des *ager publicus* (*populicus*), wie es der Name sagt, herkömmlich Anspruch hatte, wusste

¹⁾ *Ep. Liv. LVIII.* ²⁾ *Oros. V. 8.* Nach Liv. (l. c.) hat Grachus nur versprochen diesen Vorschlag zu thun.

diesen geltend zu machen und besass nun die ursprünglich für den ganzen Stand bestimmten Güter einzelnweise, als Privat-Eigenthum ¹⁾; auf jeden Fall, als Privat-Besitz; auch der Neu-Adel hat Staatsdomänen an sich gebracht, und dass auch arme Bürger, Italer, Latiner und Römer Grundstücke vom Staate erhielten, haben wir oftmal gesehen. Die Anwendung des licinischen Gesetzes, welches seit mehreren Generationen in Vergessenheit gerathen ist, wäre demnach eine Expropriation des Adels zu Gunsten des Poebels, eine Erschütterung des Eigenthum- und Besitzrechtes, eine allgemeine Störung aller Familien- und Vermögensverhältnisse ²⁾, demnach ein öffentlicher Raub gewesen. Der oft wiederholte Satz, dass es gegen den Fiscus keine Verjährung gebe, ist eine unhaltbare Fiction des Despotismus, oder des wilden Naturrechts, denn der Staat, als Eigenthümer, kann nur die gemeinen Eigenthumsrechte anrufen, sonst wäre es mehr als ein Eigenthümer und dieses lässt sich nicht denken.

Ubrigens wäre das Ackergesetz nicht wirksam gewesen, denn der Grund des socialen Uibels lag nicht im Senate, welcher den Ackerbau nach Kräften förderte und für das Wohl des Volkes Sorge trug, sondern im Volke selbst.

¹⁾ Orosius (V. 8) sagt es ausdrücklich: „*agrum a privatis eatenus possessum populo (eigentlich plebi) dividi statuit. (Grachus).*“

²⁾ Appian *bell. civ. I. 10.* schildert deutlich diese gegen das Eigenthum gerichtete Umwälzung: „Sie (die Reichen) führten Klagen und beriefen sich gegen die Armen auf das Alterthum der mit eigenen Kosten gemachten Einrichtungen, Pflanzungen und Gebäude. Einige wandten ein: sie haben ihren Nachbarn Geldersatz gegeben; ob sie dann auch diesen zusamt dem Lande verlieren sollten? Andere: die Grabmale ihrer Väter seien auf den Gütern, oder sie seien ihnen bei der Theilung des väterlichen Erbes als Loos zugefallen. Andere: die Mitgaben ihrer Frauen seien darauf verwendet; oder, das Land sei den Kindern, statt der Aussteuer, gegeben worden. Endlich brachten auch die Gläubiger die Schulden vor, die dadurch haften. So war überall nichts als Verwirrung, Klagen und Unwillen.“

Durch die Lasten des Ackersbaues, besonders seit der Concurrency der Provinzen mit Italien und der Slaven mit freien Arbeitern, verdrossen, suchte es leichtere Mittel zu bestehen, sich durch den Krieg (besonders im Oriente) zu bereichern. Als aber die Armeen, nach den Kriegen gegen Carthago, Macedonien etc. entlassen wurden, drängten sich Jene, welche ihren Acker verkauft haben in die Stadt, um hier das leichte und immer mehr ergiebige Handwerk des Politisirens zu treiben. Soll man Beweise anführen, dass politische Rechte für das kleine Volk ein gefährliches Geschenk sein? Gewiss lag der Grund der zunehmenden Armuth in der abnehmenden Arbeitsamkeit, und die Ursache dessen waren die demokratischen Gesetze. Das Mittel, welches Grachus vorschlug, war nur geeignet, die Uibelstände zu vergrössern und dem Müssiggang eine Prämie zu ertheilen. Das Argument des Agitators, dass „sie (die Dürftigen) Herren der Welt hiessen und nicht eine Scholle als Eigenthum besaßen ¹⁾“ beruht auf einem Wortspiel, denn die Proletarier hiessen wohl Römer, aber sie beherrschten die Welt nicht, sie wollten blos durch die Freigebigkeit der Weltherrscher vom fremden Gute leben. Auch das andere Argument des Demagogen, dass die Staatsdomänen ein Gemeingut wären; dass die Plebejer, da sie zu Eroberungen beigetragen hatten, deren Antheil haben sollten, ist ungegründet, denn die Plebejer, welche dem Staate dienten, schlossen mit ihm keinen Theilungsvertrag; selbst auf die bewegliche Beute hatte der römische Soldat nur durch die Bewilligung des Feldherrn Anspruch.

Mit Recht daher protestirten der Senat und die Ritterschaft ²⁾ gegen den gefährlichen Getetzvorschlag des Tiberius, auch ein anderer Volkstribun, Octavius, legte dawider sein Veto ein, dadurch war der Gesetzvorschlag null und nichtig. Besonders waren die Volksfreunde verpflichtet, den gesetzlich unwiderstehlichen Einspruch des geheiligten Magistraten unbedingt zu beachten und von der Neuerung ab-

¹⁾ *Plut. Tib. Grach. 9.* ²⁾ *Liv. Ep. LVIII.*

zustehen; allein die Demokraten ehren nur in sofern das Gesetz, in wiefern es ihren Absichten entspricht. Nachdem Grachus seinen Collegen zu bestechen und durch Bitten zu bewegen nicht vermocht hatte, vergriff er sich an dessen Unverletzbarkeit und liess ihn durch das Volk des Amtes entsetzen und durch die Gerichtsdiener fortschleppen; es war ein Verbrechen gegen die Majestät, unter deren besondern Schutze das Tribunal stand.

Durch den bis nun in Rom unerhörten Gewaltstreich war die Revolution begonnen, ihr Charakter ist deutlich; an die Stelle des *populus*, des Staates, wollte Grachus den Pöbel bringen, Staatsdomänen und Staatsgelder unter die Menge vertheilen und, statt der Herrschaft der Aristen und des Gesetzes, den Willen des Pöbels, die Volkssouveränität einführen. Schon der erste Act dieser factischen Autorität war der erhabenen römischen Verfassung so zuwider, wie den griechischen Exempeln gemäss, kein Merkmal des Hochverraths fehlte ihm; der Bürgerkrieg war feierlich erklärt. Warum die Aristokraten und überhaupt die Römer auf den Angriff des Feindes nicht erwiderten, auch das gewöhnliche Rettungsmittel, die Dictatur, nicht in Anwendung brachten, dieses erklärt Appian durch Vergessenheit ¹⁾; wahrscheinlicher ist es, dass dem Senat die Reibungen und die Rechtslosigkeit des Pöbels nicht unwillkommen waren, damit das Volk den Liberalismus, dessen Widersprüche und Identität mit der Tyrannei kennen lerne.

Nach der gegen den Octavius verübten Gewaltthat, gingen die beiden ersten Vorschläge des Grachus, unter dem Jubel der rechtslosen Menge, durch und wurden zu Gesetzen (?), die zur Inquisition und Vertheilung der Felder (*triumviri agris dandis assignandis*) bestimmte Commission war gebildet, zu Triumviren wurden gewählt Tib. Grachus, sein Schwiegervater Appius Claudius und Cajus Grachus, ein Jüngling; die Familie des Gesetzgebers hatte kein Recht

¹⁾ *Bell. civ. I. 16.*

zu klagen. Der Adel konnte die Absichten des Grachus und die Tendenzen der socialen Revolution nicht mehr bezweifeln, und dennoch ergriff er dawider keine Massregel, vermuthlich in der Uiberzeugung, dass die Ackergesetze unausführbar sind und die Demokraten durch ihr widerrechtliches Verfahren sich selbst stürzen, Misstrauen beim bessern Theile des Volkes erwecken werden.

Wirklich war ihre Haltung geeignet, das Volk zu ermannen. Tiberius liess sich stets unter dem Vorwande, dass ihm die Aristokratie nachstellt, von Tausenden aus der Menge begleiten und hielt auf diese Art Herrschau; es war eine Vorübung und zugleich eine Ausforderung zum Bürgerkampfe. Um aber diese unzuverlässigen, nur nach eigenem Nutzen strebenden Recruten unter der Fahne zusammenzuhalten, agitirte der Demagog den Pöbel durch das Vorbringen der Vorschläge bezüglich der Verlassenschaft des Königs von Pergamus, wodurch ein noch auffallenderer Eingriff, als durch die Ackergesetze, in die vollziehende Gewalt des Senates und dessen Verwaltungsrecht geschah. Nicht nur an die Habsucht, sondern auch an andere Leidenschaften des Pöbel appellirte Grachus, er versprach Gesetzvorschläge, um die Dienstzeit abzukürzen, das Provocationsrecht festzustellen, dem Ritterstand (welcher ihm entgegen war) Theilnahme an den Gerichten zu verschaffen; er soll sogar bereit gewesen sein, die italischen Bundesgenossen (da sie ihm nicht beistimmten) durch Gesetzvorschläge zu gewinnen und aufzuwiegeln. Solche Auftritte öffneten dem Volke die Augen, es musste einsehen, dass der Agitator nicht das Wohl des Staates, sondern vielmehr dessen völlige Auflösung und seine eigene Erhebung bezwecke.

Als daher der Tag für die Tribunen-Wahl gekommen war, vermochte Tiberius nicht seine Wahl zum Tribunen des neuen Jahres (was auch gesetzwidrig gewesen wäre) durchzusetzen; die Wahlversammlung ging auseinander. Für den folgenden Tag beschloss der Candidat Gewalt anzuwenden und gab sich Mühe, alle seine Anhänger, selbst Jene, welche der Landbau in Anspruch nahm, (es war die Ernte-

zeit) zu versammeln; der junge Liberale kannte die Maximen der Bauern nicht. „Weil aber diese, wegen der Ernte, keine Zeit hatten, so nahm er seine Zuflucht zum Volke in der Stadt“. Er ging in Trauerkleidern von Einem zum Andern und empfahl seinen unmündigen Sohn dem Volke.

„Noch vor Tagesanbruch versammelte er seine Partei, verabredete für den Fall, wenn es bis zum Handgemenge kommen müsste, ein Zeichen, und besetzte den Tempel des Capitoliums, wo die Abstimmung geschehen sollte, und die Mitte des Versammlungsplatzes. Gereizt von den Tribunen und den Reichen, welche nicht leiden wollten, dass wieder auf ihn gestimmt werde, gab er das Zeichen. Da erhob sich plötzlich ein Geschrei von Seiten seiner Partei, und von diesem Augenblicke an begannen die Thätlichkeiten. Ein Theil seiner Anhänger schützte seine Person, wie eine eigentliche Leibwache; Andere schürzten ihre Kleider, rissen den obrigkeitlichen Dienern die Ruthen und Stäbe aus der Hand, zerbrachen sie in viele Stücke und trieben die Reichen aus der Versammlung weg, wobei es so vielen Lärm und solche Verwundungen gab, dass theils die Tribunen, voll Furcht, aus der Mitte flohen, und die Priester den Tempel schlossen, theils ein ordnungsloses Laufen und Flichen der Menge entstand, wobei unzuverlässige Gerüchte sich verbreiteten, entweder: Grachus entsetzte auch die übrigen Tribunen ihres Amtes, was den Schein der Wahrheit hatte, weil man Keinen mehr sah, oder: er werfe sich selbst, ohne Abstimmung, zum Tribun für's kommende Jahr auf“.

„Während dieser Vorfälle versammelte sich der Senat im Tempel der Treue ¹⁾“. Der Consul Mucius Scävola (ein Anhänger des Grachus) zur Pflichterfüllung aufgefordert, weigerte sich gegen den Empörer zu wirken. Die Senatoren zogen auf's Capitolium“. An die Spitze des Zuges hatte sich Cornelius Scipio Nasica, als sogenannter hoher Priester (*Pontifex Maximus*), gestellt mit dem lauten Rufe: „Wer

¹⁾ *App. Bell. civ. I. 15. 16.*

das Vaterland retten wolle, solle ihm folgen“. Als er zum Tempel hinaufkam, und auf die Anhänger des Grachus losrannte, so wichen diese zurück aus Ehrfurcht vor dem Adel und der Würde des Mannes, und weil sie zugleich den Senat hinter ihm folgen sahen. Scipio's Begleiter dagegen rissen der Partei des Grachus die Stäbe aus den Händen, zerrissen alle Sitze und sonstige für die Versammlung zusammengebrachte Geräthschaften, schlugen damit die Gegner nieder, verfolgten und stürzten sie über den Felsen hinab. Und in diesem Getümmel blieben dann Viele von des Grachus Partei, und Grachus selbst wurde, um den Tempel herum sich treibend, vor dessen Thüren, bei den Bildsäulen der Könige, getödtet ¹⁾“. Die erste römische Revolution endete, wie jede Revolution (denn jede ist eine St. Barthélemy des propriétés) bis nun zu enden pflegt, nämlich durch Stockprügler.

Die Nothwehr des Staates beschränkte sich nicht auf die Erschlagung des Rädelsführers ²⁾, dreihundert von der

¹⁾ *Ibid.* 16.

²⁾ Die liberalen Schriftsteller unterlassen nie zu bemerken, dass Tiberius noch Volkstribun, daher unverletzbar, heilig war, allein sie vergessen, dass eben dieser Tiberius, derselbe Tribun, auf dessen Verordnung die römischen Behörden in ihrer Wirksamkeit aufgehalten wurden, dessen geheiligtem Amte demnach ganz Rom gehorchte, die nämliche Würde des ebenfalls geheiligten Octavius verletzt hatte. Kein Magistrat; keine Partei hat diesen Frevel vor Grachus gewagt, daher konnte er nicht den Schutz des Gesetzes anrufen, welches er selbst auf eine empörende Art verhöhnt hatte.

Sogar die moralische Ueberzeugung des Grachus kann man bezweifeln, denn er starb den Tod eines Feigen, flüchtete sich, statt zu kämpfen, und liess sein Kleid in der Hand Jenes, der ihn vor sich trieb; diese Haltung war den römischen Begriffen von der *virtus* ganz zuwider, (auch dem Christenthum gemäss, soll der Mann die Grundsätze vertheidigend, den Tod nicht fürchten) und Cäsar, obschon allein, nicht an der Spitze der Menge, starb anders. Grachus soll aber bei der Zerstörung Carthago's der Erste die Mauern erstiegen

demokratischen Truppe sind gefallen, ihre Leichname wurden in die Tiber geworfen ¹⁾. Ueberdies wurden die Schul-

haben, warum war er feige beim Versuche der Zerstörung Rom's? Gewiss ist der Muth keine physische Eigenschaft, gegen Carthago kämpfte er, in Folge des Pflichtgefühls, tapfer, und im Kampfe gegen Rom war er sich der Schuld bewusst, und es ist ganz natürlich, dass der, welcher das Gewissen aufgibt, noch das Herz verliert.

- ¹⁾ Aus dieser geringen Anzahl kann man folgern, dass zum Demagogen, ausser eiteln oder habsüchtigen Intriganten, nur die Letzten unter dem Pöbel, Müssiggänger etc. hielten und sich feige geflüchtet haben, hingegen der gesunde Theil des Volkes die Revolution noch verachtete. Die Argumente liberaler, von einer lebhaften Sympathie für den ersten Revolutionsmann Rom's ergriffenen Schriftsteller, dass unter den Anhängern der grachischen Reform angesehene, hochgestellte Männer sich befanden, klingt sonderbar; die Rationalisten läugnen ja gewöhnlich (ausser, wenn sie dabei ihre Rechnung finden) die Hierarchie und Autorität. Die Liberalen hätten dieses Mal das Recht zu prüfen, sie sollten untersuchen, wer diese Staatsmänner waren, unter deren Schutz sie die jedes rechtlichen und sittlichen Werthes entbehrende Unternehmung stellen.

Appius Claudius Pulcher war nicht geeignet eine Angelegenheit, an welcher er Antheil nahm, zu empfehlen, vielmehr bedurfte er selbst einer Empfehlung. Sogar sein Auftreten zu Gunsten der *plebs* erweckt Verdacht, wenn er nicht (nach den Grundsätzen der Römer, welche die *mores majorum* als heilige Muster ansahen) für einen vollständig entarteten Claudier gehalten werden soll. Denn die *gens Claudia*, deren Haupt Appius mit zahlreichen Clienten (Sabinern) in Rom ankam, zeichnete sich stets durch einen besonders leidenschaftlichen Kampf mit den Plebejern aus, und Tacit nennt sie mit Recht „das hochmüthigste, gegen die römische *plebs* grausamste Geschlecht“; Livius schildert die Claudier auf dieselbe Art.

In der That, Appius, der sabinische Emigrant, (Consul im Jahre 495 während der Auflehnung der *plebs*, aus Anlass der Schuldenbedrückung) machte sich durch eine besondere Feindseligkeit gegen die *plebs* bemerkbar. Sein Sohn, Appius Claudius Crassus, hat als Con-

digen aus der *plebs* vor ein Ausnahms - Gericht, unter dem Vorsitz der neuen Consuln P. Popilius Länas und P. Ra-

sul, den Namen: Henker des Volkes wohl verdient. Dem Ackergesetze seiner Zeit war er entschieden entgegen; er wollte Volkstribunen in's Gefängniß setzen, wofür er in einen Process gerieth und sich entleibte. Dessen Sohn, Enkel des Emigranten, folgte denselben socialen Ansichten, allein er heuchelte eine besondere Vorliebe zum Volke, umgab sich mit Plebejern, erniedrigte die Vornehmen, denn er wollte durch die Volksgunst zum *Decemviren* wiedererwählt werden. Kaum ist dieses geschehen, so warf er die Maske ab, verband sich mit leidenschaftlichen Patriciern und drückte das Volk, bis er vom Senate mit andern Decemviren entsetzt wurde; er war es, dem der Process, aus Anlass der Virginia, gemacht wurde und dem er durch Selbstmord entging. Seit dieser Zeit beharrten die Claudier in ihrer Feindseligkeit gegen die *plebs*. Man hat bemerkt, dass dieses stolze Geschlecht nie einen Patricier, selbst unter den Vornehmsten, adoptirt hatte.

Der fragliche Claudius Pulcher hatte auch keinen Anlass, der Sache der *plebs* zu huldigen. Er griff, aus Eitelkeit und ohne allen andern Grund, die Salasser, (143) wurde aber geschlagen, und erst nach dieser Niederlage bezwang er sie. Da ihm der Senat den Triumph verweigerte, so beschloss der Eitle auf eigene Kosten zu triumphiren, und da ihm die Volkstribunen droheten, dass sie ihn vom Triumphwagen herunterreißen werden, so nahm er seine Tochter, eine Vestalin, mit, damit das Volk aus Ehrfurcht gegen die (unverletzbare) Priesterin auch ihn verschone; mit Recht sagte das Volk, dass nicht Claudius, sondern die Vestalin triumphire.

In Folge einer so entschiedenen aristokratischen Gesinnung der Claudier würde man den Letztern verdächtigen, dass er seinem hochmüthigen Hause mehr, als dem Pöbel zugethan, der *plebs* Vorschub leistete, um sie durch ihren Aufruhr in's Verderben zu stürzen. Allein die erwiesene ausserordentliche Eitelkeit des grundsatzlosen Mannes, neben seiner Feindseligkeit gegen Scipio, gestatten anzunehmen, dass er zum Pöbel hielt, um sich zu erheben. Auf keinen Fall macht Claudius der Reformpartei Ehre.

pilius, gestellt und mit äusserster Strenge behandelt. Besonders eiferte der Erstere gegen die Verbrecher, und wenn man selbst von den Berichten des Plutarch abstrahirt (dessen griechische Einbildungskraft von einem Menschen fabelt, der in ein Fass mit Schlangen geworfen war), so kann man die Erbitterung des Gerichtes nicht verkennen. Viele wurden ohne Untersuchung verbannt, Viele mit dem Tode gestraft, die Appelation an's Volksgericht war nicht zugelassen. Der Sieg der Aristokratie war vollständig.

Allein die schon verfallende Körperschaft verstand nicht mehr ihren Sieg zu benützen. Statt die inneren Feinde, die Demokraten, deren gefährliche Wirksamkeit sich heraus ge-

Der zweite Helfer des Agitators, Pub. Licinius Crassus Dives Mucianus, war ebenfalls ein grundsatzloser Mann. Als *Pontifex Maximus* drohete er einem andern Priester, (*flamen Martis*) mit Amtsentsetzung, wenn er seinen Beruf vernachlässigt und in Asien am Kriege Antheil nimmt, und dennoch benützte der *Pontifex* die erste Gelegenheit, um in eben diesem Lande (131) Krieg zu führen. „Da er aber nur auf Beute ausging, den Krieg hingegen und die Soldaten ausser Acht liess, (*„intentior Attalicae praedae quam bello“*. Justin. XXXVI.4) so wurde er, obschon an der Spitze eines vorzüglichen Heeres gestellt, von einer thracischen Truppe besiegt, umzingelt und liess sich, um nicht in Gefangenschaft zu gerathen, von einem Barbaren erschlagen. (Oros. V.10.).

Der dritte Vornehme unter den Grachanern, der Consul Mucius Scaevola, ist nicht genau bekannt, er war ein Bruder des Licinius Crassus Mucianus, dessen Tochter Cajus Grachus zur Frau hatte. Demnach kommt der Nepotismus (gegen den die Demokraten gewöhnlich declamiren) wieder zum Vorschein. Gewiss war die Reform eine Entreprise, und nachdem sie gescheitert war, suchten die Unternehmer ihre Rechnung beim Senate. Auch Mucius Scaevola ging diesen Weg und vertheidigte (er hatte den Ruf eines bedeutenden Rechtsgelehrten) das Verfahren gegen den Tib. Grachus; offenbar hat dieser Jurist das Recht des Stärkern auf dem geeignetsten Wege gesucht und dass er es nicht gefunden, dies war gewiss nicht seine Schuld.

stellt hatte, in die eroberten Länder als Colonisten, oder Sträflinge abzuführen (die Drohung der *plebs*, dass sie auswandern werde, war nicht zu befürchten), duldeten man sie in Rom. Ferner die Gesetzgeber wurden durch offenen Kampf und durch's Gericht verfolgt; allein das, durch Verletzung der wesentlichsten Verfassungssätze und eine wilde Gewaltthat, promulgirte Ackergesetz blieb aufrecht stehen. Nur durch die Starrheit, mit der die Römer den Rechtsformeln mechanisch anhingen, oder durch das schon wache Bewusstsein der angehenden Ohnmacht unter dem Adel, lässt sich dieser Widerspruch erklären. Unselig waren seine Folgen für Rom, denn wo hatte der Bürger Recht und Sicherheit zu suchen, seit selbst das Gesetz die, seit Generationen ausgeübten, im guten Glauben, oft schon aus der vierten Hand, oder sogar unter der öffentlichen Bürgerschaft (so vom Staate, von Bundesgenossen oder von Municipien) erworbenen Besitz- (Erbpachts-) und Eigenthumsrechte zu bedrohen gestattete? Offenbar dauerte, nach dem Tode des Agitators, die Agitation fort und der Senat leistete ihr Vorschub; durch den Tod des Tiberius trat nur ein Waffenstillstand der Parteien ein.

In der That fehlten der liberalen Armee nur der Feldherr und die mit ihm erschlagenen Genossen; da aber die Discussionen bezüglich des Ackergesetzes und des Theilungscomité fortgesetzt wurden, der Senat mit der Volkspartei rechte, das Raubgesetz¹⁾ mit Ernst besprach, so

¹⁾ Cicero, ein Staatsmann und Jurist, betrachtet stets das grachische Gesetz einerseits als die Aufhebung der Eintracht, andererseits als das Recht den Reichen zu berauben, den Armen zu beschenken, den Besitzer zu vertreiben und Einen, der nichts besass, in den Besitz einzuführen. „*quae (concordia) esse non potest, quum aliis adimuntur, aliis condonantur pecuniae*“ . . . „*qui nullum agrum habuit, habeat, qui autem habuit, amittat*“ . . .“ *de offic. II.* 78. 79. Es ist eine kräftige Schilderung des Rechtszustandes, welchen die Liberalen und Demokraten (oft ohne es zu wissen) fördern.

mussten sich bald auch die Führer der Demokratie desto leichter einfinden, je mehr die Rechtsideen unter dem Volke durch solche Discussionen litten, und das Heer des Anführers sich auf dem legalen Kampfplatze zu recrutiren vermochte. Auf diese Art reichte die gezüchtigte Revolution einer andern, durch die Schuld des Senates, die Hand; und damit die Menschheit, mittelst der Römer, die Pflicht den Liberalismus zu verfolgen und die Solidarität der Rationalisten recht deutlich einsehe, gestattete Gott, dass ein anderer Grachus, Bruder des Tiberius, dessen Revolutionswerk fortsetze.

Dass Tiber. Grachus kein anderes Rechtsverhältniss bezweckte, überhaupt einen Rechtszustand zu formuliren nicht wusste, geht aus seinen Reden (in Plutarch und App.) hervor. Kein einziges haltbares Argument ist dort vorhanden, ja nicht ein ernster Versuch die Rechtsfrage zu stellen; der Reformator geht in eine Reihe von Phantasiebildern ein, er schildert den Proletarier, als das unglücklichste Wesen, vergleicht ihn mit wilden Thieren etc. und will desswegen Geld und Boden den Armen anweisen, damit sie nicht arm seien. Wie man für kommende Proletarier oder für die nämlichen in der Zukunft sorgen soll, dies sagt der Reformator nicht und scheint sich um die rechtlichen Folgen seines gezwungenen Almosensystems nicht weiter zu kümmern; vielleicht hat er vorausgesetzt, dass immer etwas zum Theilen übrig bleiben werde, und dann war seine Rechtswissenschaft äusserst einfach und practisch.

Auffallend ist es, dass, neben dem Mitleiden für's arme Volk, der Neuerer sich keines Erbarmens für die Sklaven bewusst ist, und dennoch sucht er den Grund der Verarmung in der Concurrenz der (vom Kriegsdienste freien) Sklaven mit freien Arbeitern; nahe demnach lag das Mittel wider die Armuth in der Abschaffung oder Milderung der Sklaverei und in einem neuen Conscriptionsgesetze. Weder als Jurist, noch als Staatsmann wusste Grachus deutlich was er wollte, nur der Absicht zu agitiren und den Adel zu bekämpfen war er sich bewusst. Auch vermuthete er wahrscheinlich nicht, dass er den Staat in eine Reihe von Umwälzungen stürze, die nicht mehr aufhören werden.

II. Artikel.

Die inneren Zustände Rom's; die Ermordung Scipio's; die zweite grachische Revolution bis zum Auftreten des Marius, des ersten Alleinherrschers. 133 – 119.

226. (Reconstituierung der Aristokratie und die demokratischen Umtriebe).

Als Scipio den Tod seines Schwagers erfahren hatte, rief er mit Homer aus:

Also verderb' ein Jeder, der ähnliche Werke vollführt hat!

Diese entschiedene Verdammung ¹⁾, welcher die persönliche Autorität des Hauptes der Aristokratie Bedeutung verlieh, blieb gewiss nicht ohne Einfluss auf die öffentliche Meinung, besonders auf die Gesinnung des Adels. Ubrigens waren schon Jene unter den Optimaten, welche sich von der Reformsucht anstecken liessen, durch die Ruchlosigkeit der Demokraten und durch den patriotischen Muth des Scipio Nasica, welchen Cicero mit Recht den Retter Rom's nennt, ermannt. Der Consular C. Lilius (im Jahre 140 der Reform zugethan) wirkte als einer der Inquisitoren gegen die *plebs*. Publius Scaevola, welcher als Consul den Grachus begünstigen wollte, trat nun entschieden gegen die Grachaner auf und billigte öffentlich den Tod ihres Führers. Wahrscheinlich haben auch andere Reformsfreunde (vielmehr Jene, welche Vortheile hierin suchten) ihr Bekenntniss revocirt, auf jeden Fall kann man die Aristokratie durch die Angriffe des Grachus als reconstituirt ansehen, denn schon im Jahre 130, war Scipio Nasica zum *Pontifer*

¹⁾ Nicht nur Cicero (*Brut.* 103 *de Harusp. resp.* 43) und Vellejus (II. 2.) sondern auch die dem Grachus besonders günstigen Schriftsteller, und welche das Unternehmen des Grachus nicht als öffentliches Verbrechen und Privatrache betrachten, verdammen das Verfahren des Agitators, so Sallust (*Jugurth.* XLI. 2.), Plutarch (*Tib. Grach.* 11.) und a. Zu sehen über die Grachen und Cornelia und die ihr zugeschriebenen Briefe, Heeren's kleine Schriften.

Maximus ernannt. Im Jahre 132 wurde der Krieg gegen die sicilischen Sklaven (seit 135) beendet; diese Unglücklichen waren viel härter, als die verbrecherischen Liberalen gestraft. Da Scipio Aemilianus über die Numantiner triumphirte und die Römer Gelegenheit hatten, gegen den Aristonicus, gegen Asiaten und Barbaren zu wirken, den Pöbel in Rom durch Truppenaushebung zu vermindern, und die Aufmerksamkeit des Volkes nicht auf Geldfellen, sondern auf würdigere Gegenstände zu lenken, so schien es, dass die Ruhe völlig hergestellt war.

Allein die Demokraten blieben nicht unthätig, das Ackergesetz und die Theilungscommission waren geeignet, die Habsucht des Pöbels und den Ehrgeiz der Intriguanten zu spornen, die Partei der Unruhe zu beleben: ihr warf sich als Führer, neben dem Fulvius Flaccus, der Volkstribun Papirius Carbo auf „ein unehrlicher, aufrührerischer Bürger ¹⁾“ und stellte sich dem Scipio Aemilianus, (welcher aus Hispanien schon zurückgekommen war) entgegen. Den neuen Kampf eröffnete Papirius mit dem Antrage, dass das geheime Votiren auch auf das Abstimmen über Gesetzesvorschläge ausgedehnt werde; der Antrag ging durch (131) und wurde zum Gesetze ²⁾. Durch diesen Erfolg ermuntert, beschloss der Demagog eine grössere Schlacht zu liefern und machte den Gesetzesvorschlag, dass es der *plebs* gestattet werde, denselben Volkstribun wieder zu wählen ³⁾. Der Antrag, ob schon im Grunde nur eine Ausforderung, war ungeschickt, denn dadurch war die Schuld des frühern Volksführers, welcher zum zweitenmal gewählt werden wollte, erwiesen; Cajus Grachus hielt eine Rede für diesen Vorschlag ⁴⁾ und dadurch wider seinen Bruder.

227. (Wirksamkeit des Scipio Aemilianus und seine Ermordung).

Allein auch Scipio trat als Redner auf und widersetzte sich dem demagogischen Gesetze. Selbst gegen diesen ho-

¹⁾ *Cic. de leg. III. 16.* ²⁾ *Lex Papiria tabellaria de jubendis legibus ac vetandis. Ibid.* ³⁾ *Rogatio Papiria de tribunis reficiendis. Liv. Ep. LIX.* ⁴⁾ *Ibid.*

hen Mann wussten die Demagogen den Pöbel aufzuwiegeln, Scipio rief der vociferirenden Menge zu: Ihr Stiefkinder Italiens, wie könnte mich euer Lärmen bewegen, da ich so oftmal das Feldgeschrei bewaffneter Feinde ohne Schrecken vernahm ¹⁾? und brachte den Haufen zur Ruhe: Durch die Autorität, Würde und erhabene Beredsamkeit ²⁾ Scipio's wurde der demagogische Vorschlag vom Volke selbst verworfen, und indirect auch die That des Tiberius verdammt.

Selbst nach diesem Siege hatte der erlauchte Führer der Aristokratie den Muth nicht, das Ackergesetz zu vernichten, die Theilungscommission ³⁾ auflösen zu lassen, blos indirect wirkte er gegen diese officiellen Volksverführer, deren gefährliche Thätigkeit aus dem zunehmenden Zuflusse der Menge nach Rom hervorgeht ⁴⁾, veranlasste einen Volksbeschluss (jetzt kann man schon die Comitien, die Reichstage, eine Volksversammlung nennen, da in der Menge der durch's geheime Votum und neben dem Einflusse der De-

¹⁾ *Vellej II. 4.* ²⁾ „*in oratione majestas*“. *Cic. de orat. II.*

³⁾ In dieselbe wurden nach dem Tode des Tiberius der Schwiegervater des Cajus und nach dessen und des Appius Claudius Tode, Papirius Carbo und Fulvius Flaccus aufgenommen. Cajus Grachus verblieb in der Commission seit 133.

⁴⁾ Einige Schriftsteller schreiben das ungeheuer schnelle Zunehmen der Bürgerzahl (beinahe um 100,000 in wenigen Jahren) der Wirksamkeit des Sempronischen Ackergesetzes zu, was sich ohne eine gänzliche Ohnmacht der Conservativen und eine vollständig durchgeführte sociale Revolution desto weniger denken lässt, da erst nach der Erneuerung des Gesetzes durch Cajus Grachus, Vermessungen vorgenommen wurden. Dass die Besitzer sowohl Römer als Latiner und Italieten mit der grössten Beharrlichkeit widerstanden und die vielfältigen Rechtsmittel nicht unbenützt liessen, kann man nicht bezweifeln; Appian (*bell. civ. 18*) spricht sogar von einem Aufstande der verletzten Besitzer. Aus welchen Leuten der Zuwachs der römischen Menge bestand, werden wir aus dem Gesetze des Jahres 126, (*lex Junia de peregrinis*), welches die unechten Bürger entfernte, ersehen.

magogen, Stimmenden die Optimaten aufgingen), welcher der Commission das gefährlichste Attribut, das Urtheil, ob ein Grundstück öffentlicher oder Privat-Besitz ist, (*qua publicus ager, qua privatus esset*) entzog, diese Gerichtsbarkeit den Consuln übertrug und auf diese Art die Triumviren entwaffnete (129). Sempronius Tuditanus, Consul, welchem das Richteramt in der Theilungscommission zukam, begab sich, entweder um das Theilungswerk zu verzögern und zu hindern, oder um sich dieser lästigen Beschäftigung zu entledigen, nach Illyrien gegen die Japoden ¹⁾, welche er besiegt und einen Triumph gehalten hat. Diese, durch die Noth im Innern, der äussern Politik der Römer gegebene wohlthätige Richtung blieb ohne weitere Folgen für die Cultur der Länder Oesterreichs.

Die Beschränkung der Theilungscommission war nicht das letzte Verdienst Scipio's, der grosse Staatsmann beschloss auch die latinischen Bundesgenossen (da auch ihre Besitz-Verhältnisse, obschon auf Verträgen, Staats- und Senatsbeschlüssen beruhend, durch das Ackergesetz ungemein litten) zu befriedigen, er nahm das Patronat, welches ihm die Latiner antrugen, feierlich an und versprach einen Gesetzesvorschlag zu ihren Gunsten am andern Tage zu thun. Vermuthlich hatte der Führer der Aristokratie die Absicht, die Latiner dergestalt zu gewinnen, dass sie den römischen Adel unterstützen, das aristokratische Element dem liberalen gegenüber verstärken; es wäre eine Restauration des alten Systems, welches Latiner unter die Patricier aufnahm, ein gewiss wirksames Rettungsmittel der verfallenden aristokratischen Verfassung gewesen. Allein die Demokratie hat noch nicht alle Argumente in Anwendung gebracht, sie rückte mit dem letzten Beweise hervor; Scipio wurde, zu Hause,

¹⁾ *Liv. Ep. LIX. App. Bell. illyr. I. 10.* Nach Plinius (*Hist. N. III. 19*) gegen die Istrier. Uibrigens wohnten beide Völker neben einander.

in der Nacht ermordet ¹⁾); die Demokratie hat ihre Moralität an den Tag gelegt.

Auch die Aristokratie, (unter welcher die Kurzsichtigen das Verfahren Scipio's missbilligten, wahrscheinlich um ihre Privilegien, welche er eben befestigen wollte, besorgt waren) erwies keine besondere Sittlichkeit, denn der Tod ihres erlauchten Chefs, des durch Talent und alte Sitten ersten Römers seiner Epoche, blieb ungestraft, die Demokraten hintertrieben die Criminal - Untersuchung, um die Urheber des Verbrechens zu retten.

228. (Folgen der Ermordung Scipio's und Resultate der ersten grachischen Revolution).

Mit dem Tode des Scipio Aemilianus starb der letzte Patricier im alten Sinne des Wortes; seine durch Geburt, hohe Verdienste und Reinheit der Grundsätze gehobene, durchs allgemeine Zutrauen der Guten und eine erlauchte Umgebung unterstützte, mit Würde und Entschlossenheit getragene, persönliche Autorität, welche der Senat, als seinen Leitstern ansah, gleichsam als eine moralische Dictatur achtete, während in ihr die alten Geschlechter Muster von Tugenden erblickten, war für immer dahin. Mit Recht sagt Cicero, dass man den Scipio vielmehr für einen Fürsten der Römer als für einen römischen Bürger halten würde ²⁾; es war die letzte Position dieser Art.

¹⁾ Des Mordes wurden verdächtigt Carbo und die Grachaner (*Cic. ad fam. IX. 21.*) und Sempronia, Schwester der Grachen, mit welcher Scipio in unglücklicher Ehe lebte (*Liv. Ep. LIX.*). Orosius (V. 10) ist der Meinung des Livius. Am wahrscheinlichsten wäre die Vermuthung (nach der Angabe der gefolterten Slaven), dass die böse Partei, im Einverständnisse mit der lasterhaftesten Familie, (wofür sie vom Orosius gehalten wird) wirkte.

²⁾ *de orat.. facile (Scipionem) ducem populi Romani, non comitem diceret.*

Wohl verschwand mit ihm die Aristokratie nicht, jeder grosse Römer kämpfte in ihren Reihen, allein Sylla vermochte sie nur durch rationalistische, unhistorische, grausame Mittel zu retten; Pompejus Magnus war ihr hochmüthiger, stets unzufriedener Diener, und Caesar wurde schon zu ihrem Herrn; Octavian gab ihr Almosen, seine Nachfolger nahmen oder schenkten ihr das Leben. Was demnach Tiberius Grachus wünschte, dieses hat Tiberius Caesar (nach seinem sittlichen Falle, in der andern Hälfte der Regierung) furchtbar ausgeführt, die Gleichberechtigung Aller ohne Unterschied, und zwar immer unter der Aegide der *majestas populi romani*, festgestellt. Allein die Praetorianer verstanden keineswegs, wie Grachus, unter *populus*, die *plebs*, und da selbst das Prötorianer-Regiment erträglicher ist, als die Volksherrschaft, so waren die Zwecke des Grachus nur zum Theile erreicht.

229. (Stellung der Parteien seit dem Tode Scipio's.)

Da der Aristokratie ein allgemein anerkannter Führer fehlte, so rückte sie selbst durch die Siege neuen Gefahren entgegen; die Elemente der Zwietracht und des Bürgerkrieges nahmen durch den Tod Scipio's nicht ab, die Aristokraten riefen: Scipio ist ermordet, die Demokraten schrien: Rache für's Blut des Grachus. Durch die Gemässigten unter den Liberalen, welche, wie gewöhnlich, die unvermeidlichen Folgen des Liberalismus zu spät einsahen und mit Entsetzen gegen die Meuchelmörder erfüllt waren, verstärkt, vermochte die Aristokratie löbliche Entschlüsse zu fassen, nicht aber sie vollständig durchzuführen. Die halben Massregeln des ängstlichen Senates, welcher die beste Zeit unbenützt liess, waren nicht geeignet, die demokratische Partei für immer unschädlich zu machen. Der Führer derselben, Papirius Carbo, wurde gewonnen, ebenfalls der Volkstribun M. Junius Pennus; das Gesetz des Letzteren, dass die Fremden, welche sich das rö-

mische Bürgerrecht anmassten, aus Rom vertrieben wurden¹⁾, ging durch(126). Mehrere Tausend wurden ausgewiesen, und Cajus Grachus, welcher gegen den Gesetzesvorschlag eine Rede hielt, entfernt, nach Sardinien als Quästor abgeschickt; allein die Erwählung des dritten Führers der Demokraten, des Fulvius Flaccus, zum Consul, wusste der Adel nicht zu hindern.

Der demokratische Consul beschloss das Bereich der bis nun in Rom eingesperrten, Revolution auszudehnen und die Italioten aufzuwiegeln. Da die Römer das Herrkömmliche schon mit Füßen traten, sich gegen die *Majestas* auflehnten, so war es nicht schwer, die Nicht-Römer zum Zweifel, bezüglich des römischen Heiligthums, zu bringen; diese verwegene Bahn zum Hochverrathe betrat der Erste, (obschon Tiberius Grachus sich mit diesem Plane herumtrug) der Consul Fulvius Flaccus. Er beantragte (125) ein Gesetz, dass es jedem Bundesgenossen gestattet werde, um das römische Bürgerrecht anzuhalten²⁾; der Vorschlag wurde verworfen, und der Consul, da die Massilienser um Hülfe baten, gegen die Sallavier mit einem Heere abgesandt. Allein die Agitation ist nicht unwirksam geblieben; Fregellae, eine der mächtigsten Städte Italiens, durch die Verwerfung jener Rogation aufgebracht, stand gegen Rom auf und wurde verwüstet³⁾, ihre Einwohner aller Rechte für verlustig erklärt. Ein auffallender Widerspruch der Aristokratie, da sie die Verführten hart strafte und die Verführer verschonte; die Regierungsfähigkeit dieser Körperschaft konnte schon bezweifelt werden.

In der That benützte die Aristokratie das Mittel, welches ihr Gott entgeschickte, den Krieg gegen die Gallier, nicht, um ihm Ausdehnung zu geben, das Land zu erobern, nach einem grossen Massstabe zu colonisiren und dadurch einen Abfluss für die in Rom ungemein zunehmende Menge zu finden; die Erfolge der römischen Waffen in Gallien blie-

¹⁾ *Lex Junii de peregrinis. Cic. de offic. III. 11.*

²⁾ *Rogatio Fulvia de civitate sociis danda Val. Max. IX. 5. App. bell. civ. I. 21.*

³⁾ *Liv. Epist. LX.*

ben ohne sociale Vortheile für den Staat, die brennenden Fragen im Innern waren durch die äusseren weder gelöst noch vertagt. Nach so heftigen Erschütterungen der Autorität, hätte Rom einer entschiedenen Restauration, oder eines wohl vorbereiteten, mit Nachdruck durchgeführten Schlages, eines wahrhaften Staatsstreichs, gegen die im Sturmschritt zur Souverainität eilende Menge bedurft, allein die Aristokratie war eines solchen Unternehmens nicht mehr fähig; Scipio war schon todt und Sylla noch ein Kind.

230. (C. Sempronius Grachus, sein Wirken und Revolutionssystem.)

Während der Adel nur den kleinen Krieg, welcher sich, zum Nachtheil der Aristokratie, in die Länge zieht, zu führen vermag, findet die Pöbelspartei einen grossen Feldherrn. Cajus Grachus, welcher, obschon fern von Rom, die Schüchternheit der Aristokratie und die zunehmende Keckheit der Demokraten aufmerksam beobachtet (26 — 24), kehrt, ohne von seinem Posten abberufen zu werden ¹⁾, das Gesetz verachtend und nur auf die schon vorbereiteten Reden pochend, nach Rom zurück (124). Der Process, welchen ihm die Aristokratie gemacht ²⁾, gewinnt er durch Volksgunst, wird zum Tribunen erhoben (123) und so unter den Schutz der Majestät gestellt, die er eben umstürzen will.

¹⁾ Seinem Feldherrn Aurelius Orestes wurde das Commando in Sardinien verlängert, daher hatte auch der Quästor die Pflicht, im General-Quartier zu bleiben.

²⁾ Vor den Censoren. Aurelius verlangte Kleider für seine Truppen, der Senat hat es verweigert, Cajus erbot sich die italischen Städte, eine nach der andern anzugehen, um Gelder zu diesem Zwecke zu sammeln, was ihm auch gelungen ist; allein er wurde vom Senate der Untreue angeklagt und zugleich vom Prätor Opimius (welcher Fragellae zerstört hat) des Einverständnisses mit dieser Stadt beschuldigt. Das letzte Verbrechen ist wahrscheinlich, die Rundreise in Italien gab Gelegenheit und Vorwand, und gewiss ist es, dass Grachus mit dem Fulvius Flaccus (dem Urheber der *rogatio de civitate sociis danda*, in Folge welcher Fragellae sich emporhe) in nahen Verhältnissen stand.

Zur Beredsamkeit ¹⁾, besonders zur pathetischen, um die gedankenlose Menge durch Worttausch und Übertreibung zu betäuben, vorzüglich geeignet, vom Hasse gegen den Adel glühend, durch Ehrgeiz zur Rachsucht gespornt, das ganze Staatsgebiet überschauend und die Stellung der Parteien richtig beurtheilend, mit einem unerschütterlichen Willen begabt, war der grundsatzlose, leidenschaftliche, zu jedem Mittel entschlossene Cajus ein geborner Parteiführer, oder, wie sich Orosius ausdrückt ²⁾, „ein Verderben für den Staat“. Die Entwicklung dieser Anlagen begünstigten die Verhältnisse; Tiberius hat ihm den Weg angebahnt, da aber zwischen ihrem Wirken zehn Jahre lagen, so war Cajus einerseits Herr der Bahn, die er zu befolgen hatte, und andererseits vermochte er dem Verdachte des Senates zu entgehen, unbemerkt zu wirken, und überdies das Volk (welches die blutige Lehre der ersten Revolution vergass und überhaupt zu lernen nicht geeignet ist) zu täuschen. Schon als Jüngling lernte er das Handwerk der Demagogie, übte sich in der Kunst zu heucheln und zog die Popularität seines ältern Bruders an sich, durch dessen traurige Erfahrung der jüngere gewiss nicht zur Aufrichtigkeit und Mässigung geleitet wurde. Auf diese Art vermochte Cajus sich so über den Tiberius zu stellen ³⁾, wie es Männern des Gedankens und der That gebührt, wenn man sie mit Menschen, welche nur fühlen und träumen, vergleicht. Entschlüsse erst während

¹⁾ Cicero (Brut. 32) hält ihn für einen grossen Redner, sieht aber die Reden nicht als vollendet an. Wirklich zeichnen sie sich mehr durch Enthusiasmus als durch solide Argumente und die Macht des Gedankens aus. Selbst von der Uibertreibung des Plutarch, welcher jeden Redner neben dem Cajus als ein Kind betrachtet, abgesehen, kann man den ungeheuern Eindruck, welchen diese Reden auf das Volk machten, nicht verkennen; das Volk selbst von Athen und Rom verlangt das Classische nicht.

²⁾ V. 12. „*magna reipublicae perniciēs*“.

³⁾ *Idem furor (Tiberii) occupavit Cajum . . . ingenio . . . superiorem.* Vell. II. 6.

der That zu fassen, in der Mitte des Weges zum Verbrechen stehen zu bleiben, dieses lag weder im Character noch im Systeme des C. Grachus; ein förmlicher Umsturz des historischen Staates, eine völlige Herrschaft, um den Adel vollends zu vernichten und das Regiment mit Niemanden zu theilen, des Pöbels stets versichert zu sein, darauf zielten alle Entwürfe und Handlungen des Agitators ab; ein wahrhaft bedeutender Mann, dem nur andere Absichten zur wahren Grösse fehlten.

Seine Wirkungsmittel haben den Stempel einer umsichtigen, alle Verhältnisse umfassenden Berechnung. Seine Epoche trug den Mann, den sie hervorgebracht hatte, und begünstigte dessen Revolutionstendenzen; durch eine ungeheure (unbegreiflich warum wenig beachtete) Umwälzung des Herkömmlichen, wurde Cajus nach dem ersten Tribunate, während dessen er den Pöbel bewegte und an sich zog, unmittelbar zum zweiten Male gewählt (122); also vermochte er die Revolution durch diesen Staatsstreich zu beleben und fortzusetzen, durch dessen Versuch sein Bruder sie vereitelt und zum Untergange geführt hatte.

Eine Reihe von Gesetzesvorschlägen, die er annehmen liess, sicherten den Sieg des Radicalismus und des Socialismus, und verbürgten ihrem Urheber eine unbedingte Herrschaft, eine wahrhafte Dictatur, deren Permanenz durch den genannten Staatsstreich ermöglicht wurde. Das erneuerte Ackergesetz ¹⁾, vielmehr die verschärfte Durchführung der Gütervertheilung und vermuthlich die Zurückgabe der Gerichtsbarkeit (*qua ager publicus, qua privatus esset*) an die Triumviren war im hohen Grade geeignet, den habsüchtigen Pöbel zu befriedigen ²⁾. Das Korngesetz (*lex Sempronia fru-*

¹⁾ *Liv. Epit. LX. Vell. II. 6. Cic. leg. agr. II. 5.*

²⁾ Die zur Nivellirung des Eigenthums bestimmten Techniker durchreisten das Land, als wenn es eine Uberschwemmung oder Völkerwanderung erlitten hätte, und vermessten die Felder, nicht in der Absicht, um sie ihren Eigenthümern, sondern Jenen, die nichts hatten,

... in Processsachen ab,
... die Provinzen gegen die unersättliche Hab-
... (der Finanz) geschützt wurden. Die-
... Verfassung ungeachtet, hielt die Ritter-
... Demokratie. „Um die Erstere
... Senat zu richten“, erliess der
... die Gerichtsbarkeit (*lex judi-*
... an die Ritter, von welchen 600
... an dem Gerichtswesen vor-

... wurden die Provinzen gleichsam gebunden. it-
... Vachern und Pächtern geliefert
... da neben dem Pöbel
... traten. Diese Körper-
... Rechte und wurde entwaf-
... der übernahm mit der demokratischen Partei preisge-
... Die Revolution war vollendet, die alte Verfassung
... umgestürzt, das Ideal der Liberalen verwirklicht, nur der Pö-
... und der Geldmann regierten. Der alte und der Neu-Adel
... wurden regiert, vielmehr terrorisirt. Der Senat (der in sei-
... normalen Zustande einer aufrechstehenden Pyramide
... verglichen werden könnte) wurde umgekehrt und im Namen
... des Gleichgewichts der Gewalten auf die Spitze gestellt, oder
... man könnte sagen, das römische Staatsschiff, von einer zahl-
... losen Menge unerfahrener Steuermänner regiert, hatte den
... zu widerstehen. Also ist es wahr, dass ein von
... der Wuth des Aufbraus befallenes Volk seinem Untergange
... rasch entgegen gehe und dass ein vom Pöbel getragener
... Vorbecker in einem Jahre umzustürzen vermöge, was Tugend
... und Weisheit durch Jahrhunderte aufbauten.

Auch gegen einzelne Senatoren wüthete der Demagog;
in seiner Wuth gegen Verdienste konnte er des Geschlech-

- 1) „*qua (lege) equestrem ordinem tunc cum senatu consen-*
tientem corrumpere. (Cajus). Liv. Epit. LX.
- 2) Diese Usurpation der Kaufleute dauerte bis zur Zeit des
Sylla.

tes Scipio's unmöglich vergessen, daher beschloss er (anders lässt sich das unpopuläre und unkluge Unternehmen, da es näher gelegene Länder gab, nicht erklären) eine Colonie nach Carthago zu senden und die er selbst (auch die Abwesenheit eines Volkstribuns von Rom war gesetzwidrig) dahin abführte.

Neben dem, im Namen der Demokratie, umgeworfenen Staate sollte auch das Reich, damit die Änderung eine radicale werde, zu Grunde gehen, der Zwietracht im Innern sollte die Zwietracht im Aeussern die Hand reichen und der in Rom gegen Recht und Gesetz aufgelehnte Pöbel von der Empörung der Bundesgenossen unterstützt werden. Daher verhiess Grachus den Letztern das römische Bürgerrecht; die bis nun in Rom zusammengeraffte Zahl genügte dem Gewaltträger nicht, er wollte auch über die Italioten ¹⁾ gebieten.

Dadurch war das ganze Regierungssystem, durch welches Grachus jenes durch die Geschichte ausgebildete ersetzen wollte, deutlich formulirt, die ganze Staatsmaschine sollte auf den Provinzen lasten, Italien sollte vorherrschen, aber von Rom abhängen, in der Hauptstadt der Pöbel regieren und dessen Regent und Herr, der liberale und patriotische C. Sempronius Grachus, unter dem Namen Volkstribun, werden.

231. (Sturz des C. Sempronius Grachus).

Allein der demokratische Gewaltträger, welchem bis nun jedes Verbrechen gegen den Staat gelungen war, kannte doch nicht genau den Pöbel; dieser lässt sich wohl als ein Werkzeug verwenden, allein er ist herrschsüchtiger als die ehrgeizigsten Aristokraten, und will, als Herr seiner Diener, die Letzteren mit Laune und Willkühr behandeln, von einer Dankbarkeit (da er schon seine wahren Wohlthäter und Er-

¹⁾ „Grachus zog lange Strassen durch Italien, um sich die Menge der Arbeitsunternehmer und Handwerker ergeben zu machen, dass sie bereitwillig wären, jeden seiner Befehle zu vollziehen.“ *App. Bell. civ. I. 23.*

mentaria ¹⁾ kraft dessen dem Pöbel Getreide zu äusserst niedrigen Preisen aus besonders dazu angelegten Magazinen (*horrea Semproniana*) geliefert wurde, belohnte den Müssiggang und stellte dem Agitator ein auf diese Art besoldetes Heer von Proletariern zur Verfügung; das Proletariat war officiell constituirt und wirkte seit dieser Zeit als ein permanentes Werkzeug der Demagogie gegen das wahre Wohl des Volkes. Damit aber der Sold regelmässig der demokratischen Truppe ausgezahlt werden könne, wurden den Provinzen (und welche unter der Verwaltung des Senates standen) durch Volksbeschlüsse ungeheuere Lasten aufgebürdet²⁾, sogar das Recht, sie unter die Consuln zu theilen, dem Senate durch das Gesetz *de provinciis consularibus* entrissen ³⁾, überhaupt der Senat durch einzelne Verordnungen über Verwaltungsangelegenheiten, die Cajus an sich und an die Seinigen (wie die Austheilung des Getreides, den Strassenbau, Anlegung von Colonien etc.) zu bringen wusste, gekränkt, zu einer Sinecure herabgewürdigt.

Auch die ewigen Grundsätze der Gerechtigkeit benützte der Tyrann als ein Werkzeug seiner Regierung (*instrumentum regni*), die neuen Gesetze förderten die Straflosigkeit für politische Verbrechen; durch jenes, welches nur dem Volksgerichte das Recht zum Tode zu verurtheilen ertheilte ⁴⁾, wur-

(„*qui agrum non habuit*“) zu geben. Dieses communistische Cadaster (*formae tabulaeque*), ein wirksames Mittel zu einer in's Unendliche gehenden Agitation (Cic. Rull. II. 12) vermochte wenigstens für eine gewisse Zeit die Habsucht zufrieden zu stellen und den Schwärmern ein ungeheueres Gebiet für Utopien zu öffnen.

¹⁾ Cic. p. Sextio. 48, Liv. et Vell. ibid.

²⁾ Lex de provincia Asia. Cic. Verr. II. 3.

³⁾ Dieses Gesetz nöthigte den Senat die Provinzen in voraus für die zu wählenden Consuln (*futuris consulibus*) zu bestimmen. Sall. Jug. XXVII. 3. Cic. p. Dom. 24. Hiemit war dem Senate die Möglichkeit entzogen, auf die persönlichen Eigenschaften der Consuln und die örtlichen Zustände der Provinzen zu reflectiren.

⁴⁾ Lex de libertate civium, lex ne de capite civium Romanorum injussu populi judicaretur. Cic. p. Rabir. 4.

den alle Exemptionen und Ausnahmungsgerichte (so das *judicium de perduellione*) aufgehoben, das Volk war sein eigener Richter. Auch die Armee ¹⁾ versuchte Cajus auf Unkosten des Staates, der sie nun kleiden musste, und auf Unkosten der zur Ausbildung des Soldaten nothwendigen Dienstzeit, welche der Gesetzgeber abkürzte, zu gewinnen. Und damit die Conservativen ihren Einfluss gegen die Auflösung des Staates geltend zu machen nicht vermögen, wurde doch ein Gesetz ²⁾ das Recht der ersten Classe allererst in den Comitien zu stimmen, welches mit dem Ursprunge der ganzen Institution entstand, in ihrem Wesen gegründet war, abgeschafft, und da der neue Gesetzgeber das uralte Vorrecht nicht anders zu ersetzen wusste, war es dem Zufall, der Priorität mittelst des Loosens, überlassen.

Diese systematisch organisirte Opposition der Armen gegen die Reichen genügte dem Agitator nicht, das Auflösungsmittel schien ihm nicht genug wirksam, nicht hinlänglich rasch zu sein. Um die Vornehmen, besonders den Senat, desto sicherer zu verderben, suchte Cajus die höheren Schichten der Gesellschaft gegen einander feindselig zu stellen. Zum Theile bestand schon eine Spannung zwischen der Geldaristokratie und dem Beamtenadel; die Erstere, die Ritterschaft, (obschon nichts weniger als ritterlich) befasste sich mit dem Handel, mit dem Wuchern, mit Bankgeschäften etc. und genoss keines Ansehens, allein sie düstete nach Ehrenstellen, Auszeichnung und politischem Einflusse noch mehr, als der Pöbel nach Geld und Besitz, hingegen wollte der Geburts- und der Beamtenadel seine hierarchische Stellung wahren, er floh systematisch den Handel und hielt sich von den Republicanern (diese Plage für die Provinzen begann eigentlich erst durch das drückende Steuersystem des Cajus) ferne. Übrigens hingen die Wucherer, Capitalisten etc. vom Senate

¹⁾ *Lex de militum commodis. Plut. C. Grach. 5.*

²⁾ *Lex, ut ex confusis quinque classibus sorte centuriae vocarentur. Sall. de repub. ord. II. 18.*

welchem die Gerichtsbarkeit zukam, in Processsachen ab, wodurch besonders die Provinzen gegen die unersättliche Habsucht der Ritterschaft (der Finanz) geschützt wurden. Dieser verschiedenartigen Stellung ungeachtet, hielt die Ritterschaft zum Senate gegen die Demokratie. „Um die Erstere zu gewinnen ¹⁾ und gegen den Senat zu richten“, erliess der Gewaltträger ein Gesetz über die Gerichtsbarkeit (*lex judiciaria*) und übertrug dieselbe an die Ritter, von welchen 600 neben 300 Senatoren von nun an dem Gerichtswesen vorstanden ²⁾.

Dadurch waren die Provinzen gleichsam gebunden, ihren natürlichen Feinden, den Wucherern und Pächtern geliefert und in Rom die Zwietracht organisirt, da neben dem Pöbel auch die Ritter gegen den Senat auftraten. Diese Körperschaft verlor ihre wesentlichsten Rechte und wurde entworfen, der liberalen und der demokratischen Partei preisgegeben. Die Revolution war vollendet, die alte Verfassung umgestürzt, das Ideal der Liberalen verwirklicht, nur der Pöbel und der Geldmann regierten, der alte und der Neu-Adel wurden regiert, vielmehr terrorisirt. Der Staat (der in seinem normalen Zustande einer aufrechtstehenden Pyramide verglichen werden könnte) wurde umgekehrt und im Namen des Gleichgewichts der Gewalten auf die Spitze gestellt, oder man könnte sagen, das römische Staatsschiff, von einer zahllosen Menge unerfahrener Steuermänner regiert, hatte den Stürmen zu widerstehen. Also ist es wahr, dass ein von der Wuth des Aufruhrs befallenes Volk seinem Untergange rasch entgegen gehe und dass ein vom Pöbel getragener Verbrecher in einem Jahre umzustürzen vermöge, was Tugend und Weisheit durch Jahrhunderte aufbauten.

Auch gegen einzelne Senatoren wüthete der Demagog; in seiner Wuth gegen Verdienste konnte er des Geschlech-

¹⁾ „*qua (lege) equestrem ordinem tunc cum senatu consentientem corrumpere.* (Cajus), Liv. Epit. LX.

²⁾ Diese Usurpation der Kaufleute dauerte bis zur Zeit des Sylla.

tes Scipio's unmöglich vergessen, daher beschloss er (anders lässt sich das unpopuläre und unkluge Unternehmen, da es näher gelegene Länder gab, nicht erklären) eine Colonie nach Carthago zu senden und die er selbst (auch die Abwesenheit eines Volkstribuns von Rom war gesetzwidrig) dahin abführte.

Neben dem, im Namen der Demokratie, umgeworfenen Staate sollte auch das Reich, damit die Änderung eine radicale werde, zu Grunde gehen, der Zwietracht im Innern sollte die Zwietracht im Aeussern die Hand reichen und der in Rom gegen Recht und Gesetz aufgelehnte Pöbel von der Empörung der Bundesgenossen unterstützt werden. Daher verhiess Grachus den Letztern das römische Bürgerrecht; die bis nun in Rom zusammengeraffte Zahl genügte dem Gewaltträger nicht, er wollte auch über die Italioten ¹⁾ gebieten.

Dadurch war das ganze Regierungssystem, durch welches Grachus jenes durch die Geschichte ausgebildete ersetzen wollte, deutlich formulirt, die ganze Staatsmaschine sollte auf den Provinzen lasten, Italien sollte vorherrschen, aber von Rom abhängen, in der Hauptstadt der Pöbel regieren und dessen Regent und Herr, der liberale und patriotische C. Sempronius Grachus, unter dem Namen Volkstribun, werden.

231. (Sturz des C. Sempronius Grachus).

Allein der demokratische Gewaltträger, welchem bis nun jedes Verbrechen gegen den Staat gelungen war, kannte doch nicht genau den Pöbel; dieser lässt sich wohl als ein Werkzeug verwenden, allein er ist herrschsüchtiger als die ehrgeizigsten Aristokraten, und will, als Herr seiner Diener, die Letzteren mit Laune und Willkühr behandeln, von einer Dankbarkeit (da er schon seine wahren Wohlthäter und Er-

¹⁾ „Grachus zog lange Strassen durch Italien, um sich die Menge der Arbeitsunternehmer und Handwerker ergeben zu machen, dass sie bereitwillig wären, jeden seiner Befehle zu vollziehen.“ *App. Bell. civ. l. 23.*

zieher verlassen hat) nichts wissen. Vergebens beschwor ihn Cajus den Gesetzesvorschlag, welcher den Bundesgenossen das Bürgerrecht ertheilte ¹⁾, anzunehmen, das Volk hasste die Privilegien des Adels, allein das eigene Privilegium aufgeben, dem Monopol des ergiebiger Stimmrechtes entsagen, wollte es nicht und verwarf den Vorschlag; der Demagog hat sich mit eigener Waffe verwundet.

Dieser Fall des bis nun Hochgestellten konnte nicht seine letzte Niederlage sein, denn das Volk ist nicht nur herrschsüchtig, exclusiv und undankbar, es ist zugleich hab-süchtig. Die Concurrenz, welche der Demokratismus principiell zulassen muss, äussert sich vor Allem auf diesem Gebiete, auf dem Felde der Kunst der Habsucht zu schmeicheln; wie Cajus den Reichen beraubte, um die Armen zu beschenken, so wollte auch ein anderer Volkstribun, Livius Drusus, zu Werke gehen und wusste den Agitator zu überbiethen. Der Letztere hat sich eingebildet, dass man die Revolution an eine Regel, an Gesetze binden könne und forderte, dass die vertheilten Felder einen Zins zahlen und unveräussbar bleiben, die Partei ging weiter als ihr Fürher und wollte von Beschränkungen nichts wissen; sie handelte consequenter, denn wenn man mit dem geraubten Gute nicht nach Willkühr schalten kann, so ist der Raub unvollständig. Das Volk verlangte demnach Geld und Acker und möglichst beides; durch Gesetzesvorschläge ²⁾ gab ihm Livius beides;— das Volk verlangte Grundstücke, aber möglichst in der Nähe von Rom und nicht in Africa; das Gesetz des Livius, damit 12 Colonien in Italien angelegt werden ³⁾, that diesem Wunsche Genüge. Uibrigens war Grachus abwesend, und Zutrauen unter seiner Partei, eine aufrichtige Stellvertretung lässt sich kaum denken, auch mag die Demokraten seine Vielregirerei verdrossen haben, der Neid, diese erste demokratische Tugend (denn sie allein leistet eine vorübergehende Bürgschaft gegen die

¹⁾ *De civitate sociis („omnibus Italicis) danda. Vell. II. 6.*

²⁾ *Cic. Brut. 28. Plut. C. Grach. 3)* *Appian. Bell. civ. I. 23.*

Tyrannei) blieb nicht ünthätig; Cajus war verloren, gestern an der Spitze der Menge und heute vom Haufen nicht beachtet.

Die Aristokratie, deren Grundsätze von jenen der Finanz und des Pöbels wesentlich verschieden sind, verfuhr, obschon sie besiegt war, nach einem festen Plane und erwies sich als eine wohl disciplinirte Körperschaft. Da sie den Staat für verloren hielt, so gab sie ihn auf und unterstützte den Livius Drusus (offenbar ihr Werkzeug) um die sich überstürzende demokratische Partei durch neue Exagerationen zu präcipitiren, die Maximen der Demokratie bis zur Absurdität gelangen zu lassen. Durch diese neue, augenscheinliche Gefahr, wurden gewiss die bis nun Indifferenten und Schüchternen ermannt, die Geldaristokratie hatte Musse zu überlegen, ob sie für ihre Stellung nicht zu theuer zahle. Dass der Adel, auch das wichtigste Einwirkungsmittel auf die Demokraten, die Bestehung nicht ausser Acht liess, kann man mit Bestimmtheit voraussetzen. Am Tage der neuen Tribunenwahl (122) vermochten sich die Gewandtheit der Aristokratie und die Gewaltsamkeit der Demokraten zu messen, die Erstere erhielt die Oberhand; Cajus fiel in der Wahl durch.

Nebst diesem schweren Siege erkämpften die Aristokraten einen leichtern, zwei aristocratisch gesinnte Consuln wurden gewählt, L. Opinius, und Fabius Aemil. Maximus, der Erstere ein landschaftlicher Aristokrat. So blieb dem C. Grachus nur die Entfernung übrig, er hatte die Aristokraten und noch mehr seine Genossen, die Verwegenheit eines ungeschickten Fulvius Flaccus und die geldsüchtige Klugheit anderer Demokraten zu fürchten.

232. (Tod des C. Grachus).

Die Aristokratie beschloss den Sieg zu verfolgen, sie stellte den Antrag, das Colonisiren von Carthago aufzugeben; der Vorschlag war direct gegen den neuen Hauptfeind Rom's, da er eben mit der Angelegenheit dieser Colonie sich beschäftigte, gerichtet. Der Unbesonnene (da man auf

die Demokratie nie rechnen kann) erschien zum Abstimmen auf dem Capitol, um mit seinem Anhang gegen das Gesetz zu wirken. Der neue Consul L. Opinius verrichtete mit seinem Amtsdieners Antullius das übliche Opfer. „Als das Volk schon versammelt war, und Fulvius angefangen hatte, etwas über den heutigen Gegenstand zu reden, stieg Grachus das Capitolium herauf, begleitet von der Leibwache seiner Verbündeten. Doch beunruhigt von dem Bewusstsein abenteuerliche Pläne gehegt zu haben, vermied er, mit der Versammlung zusammenzutreffen, ging vorüber der Halle zu, und wandelte dort hin und her, um zu warten, wo es hinaus wollte. In dieser Unruhe erblickte ihn Antullius, ein Mann vom Volke, der oben in der Halle opferte, fasste ihn mit der Hand und bat, — sei es, dass er etwas gehört hatte oder nur vermuthete, oder dass ihn sonst Etwas zu einer Anrede veranlasste, — er möchte des Vaterlandes schonen. Grachus, hierdurch noch mehr ausser Fassung gebracht und sich fürchtend wie ein ertappter Verbrecher, sah ihn mit wildem Blicke an. Da schliesst Einer der Anwesenden, ohne dass ein Zeichen oder ein Befehl gegeben war, einzig aus dem wilden Blicke des Grachus auf Antullius, jetzt sei der Zeitpunkt da, und in der Meinung, dem Grachus etwas Angenehmes zu erweisen, wenn er zuerst das Werk anfinge, zieht er den Dolch und stösst den Antullius nieder ¹⁾. Als hierauf ein Geschrei entstand und man einen Leichnam in der Mitte sah, da sprangen Alle aus Furcht vor weiterem Unheil dieser Art vom Tempel herab. Grachus kam zwar zur Versammlung herbei und wollte sich bei ihnen wegen des Vorgefallenen entschuldigen. Aber Niemand hielt ihm mehr Stand; Alle wichen vor ihm, wie vor einem verunreinigten Verbrecher zurück. Da wussten sich Grachus und Flaccus nicht mehr zu helfen; sie liefen, weil sie den günstigen Augenblick für das Beginnen ihrer

¹⁾ Nach Plutarch war Antullius Gerichtsdieners des Consuls und reizte die Demokraten. Orosius (V. 12) sagt über den von den Demokraten Ermordeten: „*quidam praeci a Grachanis interfectus, velut signum belli fuit*“.

Pläne verloren hatten, in ihre Häuser und ihre Verbündeten begleiteten sie dahin. Die übrige Volksmenge nahm schon um Mitternacht, wie bei einer wirklichen Gefahr, den Versammlungsplatz vorweg in Besitz. Derjenige von den Consuln, der in der Stadt anwesend war, Opimius befahl einer Anzahl Bewaffneter, mit Anbruch des Tages auf dem Capitolium sich zu versammeln, und berief den Senat durch Herolde zusammen. Er selbst lauerte im Mittelpuncte im Tempel der Dioscuren, auf die Dinge, die da werden sollen¹⁾.

„So standen die Sachen. Da berief der Senat den Grachus und Flaccus aus ihren Häusern auf das Rathhaus zur Verantwortung. Diese aber liefen mit Waffen auf den aventischen Hügel, in der Hoffnung, wenn sie diesen zuerst besetzten, so werde sich der Senat zu einem Vertrag geneigter finden lassen. Im Hinlaufen beriefen sie die Sklaven zusammen und versprachen ihnen die Freiheit. Aber keiner von diesen folgte ihnen. Nun besetzten sie mit ihrem Haufen den Tempel der Artemis und befestigten ihn; zugleich schickten sie den Sohn des Flaccus, Quintus, an den Senat, mit dem Begehren einer Aussöhnung und künftiger Eintracht. Der Senat dagegen befahl ihnen: „sie sollen die Waffen niederlegen, auf's Rathhaus kommen und sagen, was sie wollen, widrigenfalls aber Niemand mehr senden.“ Wie sie hierauf den Quintus zum zweitenmal schickten, so liess ihn der Consul Opimius festsetzen, da er ihn wegen des vorher Gesagten nicht mehr als Gesandten betrachten könne; gegen den Grachus und seine Partei aber schickte er die Bewaffneten. Grachus hatte sich über die hölzerne Brücke auf das jenseitige Ufer des Flusses in einen Hain mit einem einzigen Sklaven geflüchtet, und bot demselben die Kehle dar, als er eben ergriffen werden wollte. Flaccus war in die Werkstätte eines ihm wohlbekannten Mannes geflohen. Die, welche ihn verfolgten, kannten das Haus nicht, und drohten, die ganze Gasse anzuzünden. Der Mann der ihn aufgenommen hatte, scheute sich zwar, den Flüchtling selbst zu verrathen, gab

¹⁾ *App. Bell. civ. I. 25.*

aber einem Andern auf, es zu thun. So ward Flaccus ergriffen und getödtet. Hierauf brachten Einige ¹⁾ die Köpfe von Grachus und Flaccus zu Opimius, der ihnen so viel Gold dafür gab, als sie wogen. Der Pöbel plünderte ihre Häuser. Die es mit ihnen gehalten, liess Opimius ergreifen, ins Gefängniss werfen und erdrosseln. Dem Quintus, des Flaccus Sohn, überliess er die Wahl seiner Todesart. Hierauf reinigte er die Stadt feierlich von den Ermordungen ²⁾.

233. (Vergebliche Restaurations-Versuche der Aristokratie).

Diesen entscheidenden Sieg benützte der durch die traurigen Folgen übertriebener Mässigung eines Bessern belehrte Adel mit einer unerbitterlichen Strenge ³⁾. Ausser den im Kampfe erschlagenen Demokraten, wurden (wie man allgemein annimmt) 3000 hingerichtet. Dem Criminal-Process ging der Civil-Process zur Seite und da grossen Theils der Grund der Demokratie in der Habsucht liegt, wurden die Güter der Schuldigen confiscirt, zum Abbaue des Tempels der Eintracht (?) verwendet. Die demokratische Partei versuchte keinen Widerstand, nur der Volkstribun Q. Decius wagte den Opimius nach dem Verlaufe dessen Consulats anzuklagen ⁴⁾; der Consular war freigesprochen (120). Die Theilungscommission wurde (wahrscheinlich im Jahre 119 oder bald darauf) aufgehoben; die Aristokratie schien für immer gesichert zu sein.

In der Wirklichkeit war sie es nicht, schon ehemals verletzt, hat sie sich im Kampfe gegen die beiden Demagogen mit eigenen Waffen tödlich verwundet und gewiss hat der römische Staatsmann Unrecht, wenn er sagt, dass Dru-

¹⁾ Nach Plutarch hat den von Opimius auf den Kopf des Cajus Grachus gesetzten Preis Septimulejus und nach Diodor (*Excerpt. de virt. et vit.* 380) ein Freund des Cajus, Lucius Vitellius gewonnen; das Letztere ist wahrscheinlich, denn die Demokraten sind in der Verfolgung ihrer habsüchtigen Zwecke um die Mittel unbekümmert. Auch Tiberius Grachus soll den ersten Schlag von einem Collegen, Saturejus und den zweiten von einem andern Volkstribunen, Rubrius, erhalten haben.

²⁾ App. I. 26. ³⁾ Sallust. Jug. XVI. 1. ⁴⁾ Liv. Ep. LXL.

aus die Wunden heilte, welche Grachus dem Staate versetzte. Cajus hat den Pöbel gelehrt, auf Kosten des Staates zu leben, die Aristokratie wagte nicht, sich dieses gefährlichen Bettlers zu entledigen. Der Tyrann hat auch bewiesen, dass man sich durch die Gunst des Pöbels hoch heben kann, wird dieses Beispiel in einer Epoche der Unsittlichkeit und Insubordination keine Nachahmung finden? Uibrigens lag der Grund des Uibels, welches den Staat bewegte, nicht in den Grachanern, sondern im liberalen Gesetze, ohne dessen radicale Umänderung eine bleibende Ruhe nicht denkbar war, da es Waffen dem Pöbel gegen die Autorität gab. Der alten historischen Verfassung hat der liberale Zeitgeist nach und nach wesentliche Elemente entrissen, gegen den Staat gewandt, auch die alte Gesinnung hat der Rationalismus untergraben; der römische Staat war schon einem griechischen ähnlich. Durch den steigenden Einfluss des Pöbels erlangte jeder, welcher Geld hatte, Aemter, und wer ein Amt besass, konnte sich bereichern, beide Vorthelle waren im Dienste der Parteien zu gewinnen; es war eine schöne Zeit für die Geldaristokratie, diesen Feind der wahren.

Dass die Menge weder kraftlos noch nachgiebig ist, diess hat die fruchtbare Progression der Gefahren und der Opfer, wenn man die beiden grachischen Revolutionen vergleicht, deutlich bewiesen. Und dass die Aristokratie nicht durch Autorität, durch den Glauben des Volkes an ihre Vorzüge, sondern durch andere Mittel obgesiegt hat, haben wir gesehen. Unter diesen Verhältnissen fehlte ihr die wesentliche Bedingung ihres Daseins und in Folge dessen musste auch das Selbstvertrauen des Adels leiden; die ehemals erlauchte Körperschaft hat abgelebt, von nun vermochte sie nur durch unbillige Mittel zu vegetiren und durch Revolutionsmassregeln, mögen sie auch aristokratisch heissen, zu bestehen.

234. (Bedeutung der grachischen Revolutionen für die republikanische Regierungsform Rom's.)

Selbst den ganzen Staat haben die grachischen Revolutionen dem Untergange entgegenführt. Am richtigsten sind sie von Orosius beurtheilt, er nennt die Grachen: „eine lasterhafte, zum Verderben des Vaterlandes geborne Familie ¹⁾“ und ihre Werke „gottlose Empörungen ²⁾.“ Wirklich war das Vaterland nur durch ausserordentliche und furchtbare Mittel, nach schweren Opfern, womit alle Wunden doch nicht geheilt wurden, gerettet, allein die Form, unter welcher der Staat bestand und welche die Grachen missbrauchten, um den Staat zu erschüttern, ging zu Grunde; nicht nur die Demokratie, dieses Ideal der Grachen, sondern auch die Aristokratie, beide Regierungsformen sind unmöglich geworden, der erbitterte Kampf der Parteien empfahl mit Nachdruck eine dritte, den Ansichten beider Parteien höchst widrige Regierungsform.

Schon die Wirkungsmittel der Parteien waren dem innersten Wesen der Republik zuwider, denn beide stützten sich auf das Zutrauen zu Einem: die Demokraten hoben und trugen den Tyrannen Cajus, um die Aristokraten zu vernichten; die Aristokraten orteilten dem Opimius, welcher schon als Consul die vollziehende Gewalt hatte, eine unumschränkte, unverantwortliche, an keine Formen und Gesetze gebundene, grossen Theils schon tyrannische Macht³⁾, um die De-

¹⁾ V. 10. „*in perniciem patriae nata.*“

²⁾ *Ibid.* „*impias seditiones virorum (Tiberii et Caji).*“ Dieser geistliche Gelehrte, Schüler des heiligen Augustinus, lebte noch in der Römerzeit und war gewiss geeignet das Römerthum zu beurtheilen. In einem andern Lichte werden die Grachen von Niebuhr, dessen Lehrer Beaufort und Consorten dargestellt.

³⁾ Durch die Ernennung mittelst der Formel: Der Consul möge Sorge tragen, damit die Majestät nicht verletzt werde, (damit der Staat keinen Schaden leide). Ehedem war die Dictatur vom Senate proclamirt, allein der Dictator durch Gesetz und Herkommen, durch competente Magistrate, so durch den Consul, und unter der Weihe

mokraten zu vertilgen; die Einen und die Andern, ohne es zu wollen, wirkten gegen das beiden Parteien zum Grunde liegende republikanische Princip. Dauert ihr Kampf fort, dann muss die Republik zu Ende gehen.

Nun ist unter jenen Verhältnissen das Fortdauern des Kampfes unvermeidlich geworden, das verführerische Beispiel der Grachen, dass man die Gesetze der Republik mit Füßen treten, die Majestät verhöhnen, sogar an sich bringen könne (Cajus, wie wir sahen, concentrirte in seiner Person, mittelst des Volkes, die gesetzgebende, vollziehende und ausübende Gewalt), war gewiss geeignet, auf den Pöbel mehr einzuwirken, als das abschreckende Beispiel, welches der Senat an beiden Majestätsverbrechern gab, allein durch Mittel, welche von den Demokraten ebenfalls für Missbrauch, für eine Anmassung der Majestätsrechte gehalten werden konnten.

Nach einem mörderischen Kampfe der Parteien, welche bis zur äussersten Consequenz ihrer Logik gelangten, schon das andere Extrem, die Alleinherrschaft, berührten und inmitten der zunehmenden Elemente beiderseitigen Hasses und Rachsucht, neben den durch Staatsstreiche auf's äusserste gespannten Springfedern der Staatsmaschine, war eine neue Collision unvermeidlich und eine noch gewaltigere Aenderung der Staatsmaschine höchst wahrscheinlich.

Uibrigens war es deutlich, dass die Grachen nur deswegen fielen, weil sie feige ¹⁾ waren und sich schlagen liessen.

der Kirche bestimmt; nun kommen religiöse Ceremonien nicht vor, der Senat, welchen Cajus gesetzlich viele Vorrechte entrissen hat, proclamirt und wählt zugleich den Dictator gegen die Demokraten; die Letzteren konnten den Opimius, als einen unumschränkten Parteiführer betrachten, während in frühen Zeiten der Dictator ein vorübergehend unverantwortlicher Führer des Staates war. Vielleicht verdient auch dieser Umstand beachtet zu werden, dass Opimius nach der Niederlegung der Dictatur, eine hohe Gewalt, als Consul, fortbehielt. Freilich wurde der Senat zu diesem summarischen Verfahren durch die Noth gezwungen.

¹⁾ Tiberius floh, stürzte, erhob sich und floh wieder, ohne zu kämpfen. Cajus trug unter seinem Kleide ein kurzes

Wenn demnach ein erprobter Soldat, welcher Massen zu führen gewohnt ist, auftritt, dann dauert seine demokratische Alleinherrschaft nicht nur ein Jahr wie jene des Cajus. Das Waffenhandwerk ist aber dem Adel mehr eigen, auch dieser wird seinen Militär-Chef finden, allein wo ist die Bürgschaft, dass der Commandant das Commando aufgeben und in die Reihen der Schwachen, der von ihm Geretteten wieder eintreten werde? Das Letztere war desto unwahrscheinlicher, je weniger es einem Zweifel unterliegt, dass der Gewaltträger, welcher die Aristokratie beschränkt, auf das Volk mit Sicherheit rechnen kann.

Diesem consequenten, gleichsam fatalistisch zum Untergange der Republik führenden Wege folgten die römischen Begebenheiten. Wirklich erschien ein gewaltiger Soldat, Marius, und schlachtete mit einem wilden Vergnügen die Vornehmen. Sylla, ein gebildeter Aristokrat, hoher Feldherr und Staatsmann besiegte den Tyrannen, wandte ihm das Henkerschwert aus der Hand und übertraff den Demagogen auch in der Kunst des Würgens. Was die Republik sei, durch welche Mittel sie erhalten werden musste, wurde nun unter beiden Gestalten den Römern einleuchtend. Welcher von den beiden republikanischen Regierungsformen, werden die Römer den Vorzug geben? ist es nicht wahrscheinlicher, dass man beide hassen und einen Schutz dawider in der dritten, in der monarchischen Regierungsform suchen, das blutige Regiment der Parteien fliehen werde? So rückte Rom durch die Mord- und Raubherrschaft der Republikaner immer mehr gedrängt, der Monarchie, dem Kaiserthum, entgegen.

235. (Absolute Unhaltbarkeit jeder Republik; Unverträglichkeit der republikanischen Regierungsform mit der Autorität.)

Uiberhaupt muss jede Republik, sie möge wie immer heissen, früher oder später zu Grande gehen; dieses unwi-

Schwert verborgen, hatte aber den Muth nicht sich der Waffe zu bedienen, während Fulvius Flaccus tapfer focht.
Oros. V. 12.

derruffliche Gesetz, welches der Allmächtige und Allwissende durch die Begebenheiten der Jahrhunderte deutlich in die Geschichte einschrieb, ist selbst ohne die Hilfe der Letztern, auf dem principiellen Wege erkennbar, denn die Republik ist ein sittlicher und rechtlicher Widerspruch. Sie ist ein Widerspruch, denn die oberste Autorität, das heisst die Souverainität, die Majestät, muss in den Republiken eine zusammengesetzte Person sein, mit anderen Worten, der Souverain ist complex, er ist eine Körperschaft. Neben dieser Körperschaft bestehen auch andere, die wechselseitigen Berührungen und Verhältnisse der Letztern und der Erstern sind vielfältig und müssen, schon in Folge des menschlichen Wesens, der Frbsünde, zu Reibungen nothwendig führen, die Regierenden und die Regierten einander entgegenstellen, wahre oder fingirte Missbräuche der Einen und der Andern hervorbringen. Denn die Menschen, (gleichviel in welcher Zahl), denen die Republik untersteht, stützten sich auf ein materielles Factum, nicht auf ein geistiges Princip und auch die Theokratien (die heidnischen, denn die göttliche ist monarchisch) haben sich als unhaltbar erwiesen. Selbst in der Monarchie ist der Grundsatz, dass die Dynastie ein Princip sei und über dem Gesetze stehe, nicht leicht durchzuführen und die Onkel, Söhne, Brüder etc. des Monarchen müssen als Unterthanen angesehen werden; um wie viel nothwendiger ist es, die zahlreichen Herrscher des republikanischen Staates, die überall mit ihren Fehlern sichtbar sind, dem Gesetze zu unterordnen, also den Souverain als einen Unterthan zu betrachten.

Dieser Widerspruch in der Republik ist nicht der letzte. Da der Souverain nicht nur für die Regierten, sondern auch für sich selbst, für die Regierenden, Gesetze verfasst, eine ganze Classe im Staate über das Gesetz zu stellen, für unverantwortlich zu erklären nicht vermag, so ist er, der souveraine Gesetzgeber, schon durch die Pflicht der Selbsterhaltung genöthigt, in der Gesetzgebung auf seinen eigenen Vorthail, auf den Nutzen der Regierenden und nicht auf das

allgemeine Wohl zu reflectiren; übrigens ist er Richter in seiner eigenen Angelegenheit, auf jeden Fall wird er dafür vom Volke gehalten. Der complexe Souverain d. i. die regierende Classe hat schon durch ihre Zahl zu viele Aehnlichkeiten mit dem Volke, als dass dieses zum freiwilligen Gehorsam geneigt wäre, (und dass die von den Regierenden erzogenen Regierten die Volljährigkeit anrufen werden, dieses erfordert keine Beweise); daher ist die republikanische Autorität, selbst im Interesse der Regierten gezwungen, List und Gewalt anzuwenden, also in einen neuen Widerspruch zu verfallen. Kommt es zu einem Kampfe zwischen den Regierenden und 'den Regierten, dann muss die Majorität besiegt werden, oder die Regierung wird gewaltsam untergehen und der Mehrzahl, welche noch weniger zum Regieren geeignet ist, weichen müssen.

Deswegen steht dem Dasein aller Republiken ein unausweichbares Dilemma entgegen; die souveraine, die regierende Körperschaft ist entweder klein oder gross an Zahl; im ersten Falle vermag sie Klugheit und Staatsweisheit an den Tag zu legen, sich sogar mit einem Nimbus umzugeben, allein die numerische, die materielle Kraft wird ihr während des Kampfes fehlen; im zweiten Fall d. i. wenn die Regierenden zahlreich sind, werden sie wohl eine bedeutende materielle Kraft, nicht aber die Regierungskunst entwickeln können und vielmehr selbst einer Obrigkeit bedürfen.

Hierin liegt der Grund, warum überall und stets die Republiken stürzten, stürzen mussten. Jede Republik appellirte an ihre Freiheit, Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und dennoch wurde jede gesprengt und geknechtet, wenn nicht ein wohlthätiger Despot zu Hülfe kam und durch die Zertrümmerung der republikanischen Form und der Parteien die Grundlagen des Staates gerettet, die zahllosen Steuermänner über Bord geworfen, von ihrer Last das Staatsschiff befreit hat. Philipp, Cäsar, Napoleon etc. waren nicht die einzigen Retter dieser Art. Daher kann und soll man jede Republik ohne Ausnahme, als den Keim zur Anarchie, als

einen länger oder kürzer dauernden Anfang des Verfalls der Autorität und des Gehorsams betrachten.

Diesen unwiderruflichen Consequenzen der Vielherrschaft konnte sich die römische Republik nicht entziehen, die energischen Vertheidigungs-Kämpfe der römischen Aristokratie, welchen man mit Ehrfurcht und Bewunderung folgt, waren nur geeignet, das den Republiken eigenthümliche Gravitationsgesetz deutlich, sogar dramatisch zu erweisen. Gewiss hat das gottesfürchtige, streng traditionelle, durch Staatsweisheit und Feldherrnkunst (ein Monopol, welches die Plebejer nie aufzuheben wussten) glänzende Patriat seines Gleichen in der weltlichen Geschichte nicht; es vergrösserte die Zahl der an der Regierung Antheil Nehmenden mit der sorgfältigsten Umsicht und nur nothgedrungen und dennoch haben die Geschlechter, von der Nobilität unterstützt, nicht vermocht dem genannten Dilemma zu entgehen, die Vernichtung der Republik zu vermeiden. Und es ist nicht überflüssig zu bemerken, dass die römische Aristokratie bezüglich der Legitimität eine eigenthümliche, besonders privilegierte Stellung hatte, denn sie ist zur Souverainität nicht durch Kampf und Eroberung, sondern durch die Gründung des Staates gelangt; der Adel kam nicht zum Volke, das Volk kam zu ihm (I. 385). Dennoch entging die Aristokratie der Nothwendigkeit nicht mit dem Volke, um die Herrschaft zu kämpfen, welche sie mit vollem Rechte und schon seit Jahrhunderten besass; wohl liess sie sich vom Volke die Majestät nicht entreissen, allein sie musste derselben entsagen und Einem Majestätsträger, dem Monarchen, huldigen.

236. (Zunehmende Aeusserung der Nothwendigkeit eines Monarchen zur Rettung Rom's. Marius, Sylla etc. Vorläufer der Caesaren.)

Auch die Art, wie die Republiken zerfallen, ist aus dem Gesagten erkennbar, denn je grösser die Zahl der Regierenden, desto geringer die Regierungskunst, Autorität und sogar die Macht. Ohne Zweifel steht in jeder Republik das

Wohl derselben im umgekehrten Verhältnisse zur Zahl der Regierenden und eine demokratische Republik ist mit dem Auflösungsprocesse des Staates synonym.

In der That, seit sich die Menge in Rom zur Regierung zu drängen begann, fing der Verfall an. Nach den Grachen wollte Marius die der Demokratie abgehende Autorität durch den Terrorismus ersetzen, das Mittel konnte nicht gelingen; übrigens wurde es von Sylla gesprengt, gegen die Terroristen selbst gewandt. Auch dieses neue Mittel frommte der Republik nicht, denn jene Wunden waren durch diese nicht geheilt, im Resultate war die Summe republikanischer Gewaltthaten nur vergrössert. Endlich beide Retter waren Alleinherrscher; um den demokratischen Auflösungsprocess aufzuhalten, ist eine dreijährige Dictatur des unerbittlichen Aristokraten nothwendig geworden.

Obschon Alleinherrscher *de facto* und *de jure*, im Oriente wie im Occidente siegreich, Herr über Vermögen, Leben und Freiheit der Menschheit, und wogegen sie nicht den geringsten Widerstand wagte, entsagte Sylla freiwillig der Alleinherrschaft; Republikaner und Aristokrat im wahren Sinne des Wortes, hing er den Vorurtheilen seiner Erziehung seines Standes und seiner Epoche blind an und trat mit Ehrfurcht vor der Majestät zurück, die bei ihm Schutz suchte. Durch seine Abdankung und durch Tausende von Bürgern, welche der Republikaner auf's Schaffot führen liess, wurden dennoch die ewigen Gesetze nicht aufgehoben, die Aristokratie liess sich nicht beleben, denn sie blieb republikanisch; also mussten aus derselben Ursache dieselben Folgen fliessen, die Bürgerkriege fortdauern.

Die Sullanische Verfassung wurde bald nach dem Tode ihres Urhebers umgestürzt. Gegen den Pompejus, diesen gemässigten Sylla, lehnte sich die Aristokratie (weil sie die Republik durch das Ansehen des Mannes für gefährdet hielt) auf; er schloss, da er kein Sylla werden wollte, den ersten Triumvirat. Auch dieses Mittel war monarchisch, denn von den Triumviren wird endlich Einer übrig bleiben; trefflich

schildert dieses Verhältniss Peter, indem er sagt: . . „von nun an fragte es sich nicht mehr, ob ein Einzelner . . . herrschen soll, sondern wer dieser Einzelne sein soll.“ ¹⁾

Uibrigens war der Republikaner Pompejus in seiner Wahl nicht glücklich, denn er wählte zum Collegen den C. Julius Caesar. Der Letztere über den Sylla und den Zeitgeist erhaben, liess sich von alten, durch die Geschichte widerlegten Vorurtheilen nicht leiten, gross und Römer, achtete er die römische Majestät, allein er hatte schon den Muth zu prüfen: ist diese Aegide Rom's mit dem Republikanismus verträglich? warum flieht sie stets den Pöbel, die Menge und sucht Heil bei Einem, beim Dictator, beim Scipio, beim Opimius, beim Sylla? Was ist die Republik? Dass sie ein Schatten sei, erkannte der tiefe, kühne Denker und streckte die Hand nach dem Diademe aus. Die republikanischen Argumente des Brutus, Cassius und anderer Meuchelmörder haben das Aufkommen der Monarchie beschleunigt; die Bösewichter wollten den Monarchen ermorden und sie haben die Republik todtgeschlagen. Das Volk erfährt den Tod seines Wohlthäters, der ihm die Ruhe und Ordnung wieder gegeben und ruft weinend: wo ist Caesar? dieser Ruf galt schon: Caesar ist todt, es lebe Caesar; die erste royalistische Aeusserung Rom's war tragisch, allein höchst feierlich, sie galt dem grössten Manne der alten Welt.

Der Adoptiv-Sohn Caesar's war nicht mehr, wie andere Römer, ein römischer Bürger, er war schon der Erbe des Weltherrschers und brachte, nach der Auflösung des zweiten Triumvirates durch den Tod des Antonius, eines unechten Royalisten, wirklich die Weltherrschaft an sich. Die heuchlerischen Republikaner trugen dem Sieger (um die Republik, vielmehr den Schatten noch einige Tage bestehen zu lassen) die permanente Dictatur (eine schon zur normalen gewordenen Regierung) an, allein Octavian verschmähete das blu-

¹⁾ Zeittafeln der röm. Geschichte 127.

tige Provisorium, er wollte Monarch werden, er ward es, regierte glücklich, war allgemein geliebt, verdiente den Namen „Landes-Vater“ (*pater patriae*) und wurde nach dem Tode noch allgemeiner beweint als Caesar.

Während die Römer um ihren innigst geliebten ersten (eigentlich zweiten) Monarchen, um den *Princeps* trauern, stehen schon die Germanen an den römischen Grenzen unter den Waffen, und sind bereit auch das Theuerste ihrem *Princeps* zu opfern ¹⁾, den auch diesen Völkern ohne politische Bildung und Erfahrung hat Gott royalistische Gefühle wunderbar eingeflösst; die monarchische Epoche hat begonnen, selbst der göttliche Gründer der hl. Monarchie wandelte schon auf Erden.

So gelangen wir zum Kaiserthum, es war das letzte Wort der siegreichen conservativen Partei, alle Factionen des fortdauernden Würgens müde, huldigten diesem (gleichsam heiligen) Worte ²⁾.

237. (Das Band zwischen der kaiserlichen und der österreichischen Geschichte).

Die Julier, Caesar und Octavian, in denen sich die Grösse der römischen Patricier noch einmal wiederholt hatte, haben des West-Reich und dadurch die Welt nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für eine ferne Zukunft gerettet, denn sie erkannten genauer, als es die Herakliden, Philipp und Alexander, vermochten, wo der Schutz für die abendländische Gesittung zu suchen sei, wie ein Complex primitiver Völker und orientischer Länder, Elemente eines

¹⁾ *Illum (principem) defendere, tueri, sua quoque fortia facta gloriae ejus assignare, praecipuum sacramentum (Germanorum) est. Tacit. de mor. Germ. 14.*

²⁾ Der Keim zum Kaiserthum, da sich die Autorität unter dieser Form zum Schutze des Römerthums gestaltet hatte, muss schon in der ursprünglichen Constituirung Rom's gelegen sein. Ich suche diesen Keim und trachte seiner Entwicklung zu folgen. Zu sehen die Beilage: Uebersicht der Majestätsgeschichte.

Ost-Reiches, organisirt werden sollen, damit sie das West-Reich und dessen alternde Gesellschaft gegen den Verfall sichern; nicht nur die innere sondern auch die äussere Geschichte Rom's münden in die Biographie Caesar's und Octavian's. Marius hat die Bedeutung der Cimbern und Teutonen, durch deren Vordringen in die Länder Oesterreichs Gott die Römer warnte, an die Pflicht der Cultur-Propaganda erinnerte, nicht begriffen, hingegen suchte Caesar selbst die Gallier und Illyrier auf, und wirkte nach einem grossen Masstabe und kräftig auf die Cultur oesterreichischer Länder ein.

Ich sprach schon von der innigen Verbindung zwischen dem Kaiserthum und Oesterreich; (I. 44—47, 320—322) blühet das eine, so blühet auch das andere, die Gefahren, welche eines von ihnen bedrohen, gelten auch dem andern, beide verhelfen einander. Caesar, Octavian, Constantin wirkten mächtig zu Gunsten des Kaiserthums und der Länder Oesterreichs; durch die jugendliche Cultur des Letztern war das verfallende Römerthum erfrischt, das Kaiserthum unterstützt, hingegen wurde nach dem Verfall Oesterreichs durch die Völkerwanderung, auch das Kaiserthum zu Grunde gerichtet. Durch die Verdienste Austrasiens (der Austria am Rheine) wird der Kirche die Renovation des römischen Kaiserthums ermöglicht und was Kaiser Carl I für die Austria an der Donau that, ist bekannt. Dieses Muster beherzigen Otto und seine Nachfolger und werden zu Restauratoren des Kaiserthums und Oesterreichs. Rudolph I, Friedrich IV, Max I etc. vertheidigen das Kaiserthum und Oesterreich und dass durch dieses jenes gerettet wurde, habe ich, (187—188) erwiesen. Alle Grossen aller Zeiten Caesar, Octavian, Constantin, Carl, Otto I, Rudolph I, Max I, Carl V, Ferdinand II, Leopold I etc., bilden eine Epoche, sowohl in der kaiserlichen, als auch in der oesterreichischen Geschichte.

Durch diesen innern Zusammenhang zwischen beiden Autoritäten und Mächten, werden beide Ideen ungemein

beleuchtet. Nach der Erkenntniss des Kaiserthums werden wir auch Oesterreich genauer erkennen, und von nun an der Wirksamkeit beider, einem der erhabensten Erscheinungen der moralischen Welt, zuschauen.

Allein das Kaiserthum und Oesterreich, obschon absolut nothwendig, sind dennoch, als Menschenwerke nur Mittel zu höhern Zwecken, und da sich über die Kirche nichts Höheres denken lässt, so sind das Kaiserthum und Oesterreich zu Mitteln der Kirche bestimmt. Die Lehren der Kirche über die Pflichten des Kaisers, den Papst zu beschützen, sind deutlich, und dass Oesterreich die wirksamsten Dienste der Kirche leistete, ist durch die besondere Liebe der Päpste zu den Herrschern Oesterreichs und durch geistliche Autoritäten erwiesen. Ebenfalls kräftig erweist es die Geschichte und ohne die Verdienste Carl's V, Ferdinand's I, II, Leopold's I etc. liesse sich die Kirche (wenn man vom unmittelbaren Schutze Jesu abstrahirt) nicht denken; in Oesterreich fand die westliche, die protestantische Revolution ihre Grenzen, auch der orientalischen Revolution, dem griechischen Schisma, stand hier ein Bollwerk entgegen, welches die Träger der apostolischen Krone aufbauten und zu befestigen nicht aufhören. Neben diesem doppelten Kampfe mit dem Schisma hatte Oesterreich auch den türkischen Fanatismus aufzuhalten. Fürwahr, die Welt wäre anders, wenn Oesterreich minder kräftig gewirkt hätte ¹⁾.

Demnach sind das Kaiserthum und Oesterreich, welche schon in der heidnischen Epoche durch das Interesse der Cultur und des Spiritualismus verbunden waren, und sich

¹⁾ In der Undankbarkeit gegen Oesterreich, (besonders Deutschlands) spielt die Ignoranz, die Unkenntniss oesterreichischer Begebenheiten eine grosse Rolle. Auch der Zeitgeist, auf den man sich gewöhnlich gegen die Resultate und Lehren der oesterreichischen Geschichte be ruft, zeichnet sich durch die Ignoranz und durch die Ohnmacht aus, die Begebenheiten im Grossen aufzufassen und gehörig zu würdigen.

unterstützten, in eine noch innigere Verbindung durch die höchsten Interessen, durch jene der Kirche, gebracht worden; könnte man auch die kaiserliche Krone von der apostolischen trennen, so würden sie dennoch übereinstimmend wirken, oder ihrem heiligsten Berufe entsagen müssen. In Folge dieser Identität der Sendung der obersten occidentalischen Autorität und des zum Schutze des West-Reiches und der abendländischen Gesittung berufenen Oesterreichs ist die oesterreichische, von der kaiserlichen untrennbare Geschichte auch mit der kirchlichen verbunden und wird durch diese wesentlich beleuchtet.

238. (Zusammenhang der Weltbegebenheiten mit der Geschichte der hl. Ligue und Leopold's I.)

Uibrigens beginnt mit dem Erscheinen des Kaiserthums der erste Ring dieser Kette, welche nach Gottessätzen (und auch nach Sätzen der menschlichen Consequenz, da diese den Materialismus als vergänglich, den Spiritualismus als unvergänglich erkennen muss), einst die ganze Menschheit umschlingen wird. Dem Kaiser schlossen sich die Fürsten und der Kaiser dem Papste mittelst des Gehorsams an, so entstand die katholische Weltordnung (I. 92), gegen die der gedankenlose Zeitgeist seit Nero bis nun vergeblich ankämpfte und seiner allmählig zunehmenden Niederlagen (vor Allem durch die reifenden Folgen der Verneinung) nicht gewahr wird. Ohne diese katholische Weltordnung wäre das Christenthum nur ein vielfältiges, endloses Schisma, ein Complex von Secten, vielmehr von ideologischen Systemen, die endlich auch des Namens Jesu vergessen würden. Auch die Weltgeschichte wäre seit dem Verfall des weströmischen Reiches nicht möglich, denn die Menschheit in unzählige Fractionen getheilt, hätte kein gemeinschaftliches Band, keine Einheit und ohne Einen Faden, der die Begebenheiten zusammenhält, würden diese der scharfblickendsten Aufmerksamkeit entgehen, sich im Weltchaos, als unbemerkbare Atome ver-

lieren; daher wagen auch die Rationalisten nicht die katholische Weltordnung in der Epoche des Mittelalters zu läugnen.

In der Geschichte aber äussert sich das Christenthum gleichwie dessen (irdische) Hauptstütze nicht durch die dogmatischen Sätze Jesu und Seiner Staatthalter, (dieses gehört in's Gebiet der eigentlichen Kirchenlehre), sondern durch den mächtigsten und zugleich deutlichsten Ausdruck des ganzen Dogma, durch das päpstlich-kaiserliche System (I. 92), welchem die Könige und Völker auf Erden unterstehen sollen und welches seit den Worten Jesu an Seinen ersten Statthalter: Du bist ein Felsen etc. nie zu wirken aufhörte und selbst während des längsten Interregnum (475—800) und der Spaltung in der abendländische Kirche nicht ohne Einfluss blieb. Oftmal halfen gute Kaiser und Könige dem Papste, der Papst beschützte stets das Kaiser- und Königthum und wenn beide Autoritäten der nöthigen Macht entbehrten, dann wirkten sie auf die Welt durch die heilsamen Folgen ihrer frühern Macht ein. Endlich intervenirte Gott, Welcher das Kaiserthum anerkannt und die Kirche gegründet hat. Nie liess Jesus zu, dass das *regnum* und *sacerdotium* zu Grunde gehen, denn wo wäre dann das Christenthum?

Streng genommen, ist demnach bloss das päpstlich-kaiserliche System ein würdiger Gegenstand der Weltgeschichte ¹⁾ (zugleich Bedingung derselben), denn jedes andere

¹⁾ Die Aeusserung dieser Weltautorität ist das vorherrschendste, allgemeinste Factum in der abendländischen Weltgeschichte, daher eignet es sich zum Gesetze für dieselbe. Dass das päpstlich-kaiserliche System mit der andern Hauptbegebenheit, mit dem Verhältnisse des Orientalismus und des Occidentalismus gleichlautend ist, wurde schon gesagt (I. 470); übrigens ist es einleuchtend, dass die päpstlich-kaiserliche Weltautorität den höchsten Ausdruck des Occidentales bildet, während sie vom Orientalismus geläugnet und durch ein entgegengesetztes System (durch die Confundirung des Cäsaro-Papismus z. B. im Czaren- und Sultanenthum) bekämpft

Factum, ist nur in sofern wichtig, der Weltgeschichte angehörig, in wiefern es dem päpstlich-kaiserlichen Systeme verhilft oder schadet, denn dadurch hilft oder schadet es der Bestimmung der Menschheit, der Katholicität, dieser Seele der Geschichte.

Der letzte Vertheidiger dieses hohen, von allen Bösen geläugneten Systems, welcher sich in der Lage befand, dasselbe herzustellen und zu vertheidigen, ohne die geringste Concession dem sogenannten Zeitgeiste, d. i. dem Verneiner der ewigen, der göttlichen Wahrheit, einzuräumen, der Cäsar, Constantin und Carl neuer Zeiten, war Leopold I., da er das Kaiserthum und Oesterreich gleichsam neu gegründet und durch die hl. Ligue das Christenthum gerettet hatte: Daher ergiessen sich in die Geschichte Leopold's I. alle Ströme der frühern Weltgeschichte.

Selbst die Begebenheiten seit dem Tode Leopold's I. sind nur in sofern bedeutend, in wiefern sie sich dem Restaurationssysteme des grossen Kaisers (z. B. das Concordat, Napoleon I. in der ersten Hälfte seiner Regierung), oder dem Revolutionssysteme seiner Gegner, Ludwig's XIV., Peters I. etc. (wie z. B. das Josephinum, Napoleon I. in der zweiten Epoche) nähern. Die neueste Epoche für die Weltgeschichte wird jener Gewaltträger bilden, welcher Leopold den Grossen (da man an eine Uibertreffung kaum denken kann) treu und in Allem, ohne Rücksicht auf Interessen, ohne Furcht vor den Bösen und ohne auf die sogenannte

wird. Obschon das allgemeine Gesetz der Weltgeschichte, besonders für die vorchristliche Epoche in der letzten Formel practischer ist (I. 471.), so wird es dennoch einmal nur in der zweiten Formel (in jener des päpstlich-kaiserlich-königlichen Systems) anwendbar werden, denn endlich wird sich der Orient dem Occidente, dem Herrscher von Rom unterordnen müssen. Dass die päpstlich-kaiserliche Autorität ein Muster und unfehlbarer Regulator des so wichtigen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche sei, diess erfordert keine Beweise.

Politik zu reflectiren, mit Muth und Entschlossenheit nachahmt. Hätte Leopold I. gezögert, die öffentliche Meinung, die Publicaner, die Journalisten, oder die von Tag zu Tag lebenden Staatsmänner um Rath gefragt und nicht, ohne zu prüfen, den Vater und Grossvater nachgeahmt, so würden Jene, welche heute vom Liberalismus, von der Industrie etc. sprechen, gewiss nur türkisch und russisch reden.

239. (Die nächste Zukunft des von Leopold I. geretteten Weltsystems).

Einem neuen Restaurator des päpstlich-kaiserlichen Systems kann man desto sicherer entgegensehen, je weniger die Feinde Leopold's I. zu schaden vermögen; das gallicanische Königreich der Bourbonen ist verschwunden, das Sultanenreich und noch mehr jenes der Czaren liegen entkräftet darnieder, die Protestanten sehen immer allgemeiner ein, dass sie keine Christen sind. Alle Polizei-Staaten sind im Namen des Fortschrittes und der Oekonomie in's letzte Stadium liberaler Concessionen und Confusionen und bis an den Rand des finanziellen Abgrundes vorgerückt; nur durch einen raschen Rückschritt in die Epochen vor dem Kirchenraube könnten sie Rettung finden. Neben dem Verfall des Polizei - Staates, ist der Verfall der Polizei - Kirche ebenso sichtbar wie unaufhaltbar; Preussen und Russland liefern den Beweis. Der mächtigste schismatische Staat, England, sieht sich genöthigt, die Feinde der Kirche, die Orientalen, zu bekämpfen, um seine Existenz zu wahren, die übrigen sind ohne einen Kampf zu führen, kampfunfähig, ohnmächtig geworden. Und dennoch brachten sie allerhand Opfer dar, um mächtig und reich zu sein, nun fehlt Beides, die Staatsmaschine fungirt mit Schwerfälligkeit und erliegt, wie in den letzten römischen Zeiten, unter der Last der Controlle, welche zur Last der zur höchsten Potenz erhobenen Steuern führt.

Wo sind demnach diese hoch trabenden Programme, welche der Rationalismus den Staaten, welche die Kirche verlassen, vorlegte? Ist es in der Sphäre des Aeussern we-

nigstens einem von der päpstlichen Autorität sich emancipirenden Congresse gelungen, etwas Dauerndes aufzubauen? Noch hat man nicht, in Folge des Rationalismus und der Uneinigkeit der Cabinete, vermocht, die Nachwehen des Verfalls einer schismatischen Macht, der Türkei, zu beschwören und schon liegt ein anderes durch eine besondere Feindseligkeit gegen den Papst ausgezeichnete Reich, Russland, im Verfall; die Rettung einer Stadt ging über seine Kräfte, durch eine Schlacht hörte es auf eine See- und Grossmacht zu sein, und sucht nun, während überall sein alter Bundesgenosse, die Revolution, geschlagen ist, Rettung in der Revolution zu Hause. Wie werden die Rationalisten den Sturz Russland's beschwören, da sie an seine Lebensfähigkeit, sogar an seine Macht, die Consequenz und die Facten missachtend, noch glauben, oder sogar dessen Allianz suchen?

Bezüglich des Innern, haben sich denn die Zustände der Frömmigkeit, der Familien- und Bürgerzucht, der Erudition etc. durch die Verneinung der päpstlich - kaiserlichen Autorität gebessert oder vielmehr ungeheuer verschlimmert!? Hat der Pauperismus, neben der geistigen und sittlichen Verarmung, nicht gewaltig zugenommen, ohschon die Rationalisten den Grund dieser Uibel nur der Pfaffenherrschaft zuschrieben? Mit Ueberfluss sprachen die Rationalisten von den steten Unruhen und Fehden während der Pfaffenherrschaft, (obschon die Geistlichen im Kampfe nur durch einzelne Verbrecher vertreten waren), sind aber jene Unruhen, mit der Ordnung heutiger Revolutionen vergleichbar? Und um die Letztern und Privat-Verbrechen zu vermeiden, wirken zahlreiche stehende Armeen, reitende Standgerichte, permanente Inquisitionstribunale, Regimenter von heimlichen und offenen Aufsehern; nächstens vielleicht wird eine Hälfte der Bevölkerung die andere beobachten müssen und zwar im Namen des durch den Fortschritt wachsenden Zutrauens und Wohlstandes.

Nicht in diesen, obschon oft herzenlosen Instituten liegt das Uibel, sie sind nothwendig, und obgleich nicht gehörig wirksam, halten sie wenigstens zum Theile das Uibel auf,

ohne es freilich vernichten zu können, denn der Grund der socialen und diplomatischen Uebelstände liegt anderswo, er liegt in falschen Ideen. Die Letztern und zugleich alle Irrungen der Zeit kann man auf die Ignoranz des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche zurückführen, den wenn der Staat seine Pflichten gegen die Kirche verkennt, wie darf er verlangen, dass die Bürger die ihrigen gegen ihn erfüllen? ist es nicht ein Widerspruch des Staates, wenn er an die wilde Gewalt appellirt und der Menge diese Waffe verbiethet? Beinahe alle Staaten schwätzen von der Gleichberechtigung mit der Kirche, sie wollen sich sogar über die Heilige stellen, wie es die berühmte Maxime: es soll keinen Staat im Staate geben (*status in statu non esto*), erweiset. Die Undankbaren und zugleich die Ungeschickten! denn welcher von den Staaten ist im andern enclavirt? ist die Kirche ein Bestandtheil des sardinischen Staates, welchen man in drei Stunden geschlagen und gezüchtigt hat? Ubrigens, wo ist die Grundlage der Gewalten, kommen sie von Oben oder von Unten, vom Körper oder vom Geiste? Schon die menschliche Klugheit verlangt vom Staate, dass er sich von der Kirche nicht trenne, denn fehlt ihm die Macht von Gottesgnaden, dann ist er ja eine einfache Association, eine Commandite für die Förderung der Interessen. Die Staaten pochen oft auf's historische Recht und berufen sich auf ihr Alter, ist denn einer von ihnen ehrwürdiger als das Reich des hl. Petrus?

Wenn daher Patrioten klagen, dass zuverlässige, dem Landesvater ergebene Bürger selten sind, oder wenn Familien seufzen, dass gute Söhne eine Ausnahme bilden, so müssten sie, um das leider wahre Factum zu erklären, sagen: da der hl. Vater nicht geachtet ist, so vermögen auch der Landes- und der Familienvater nicht ihren Anspruch auf Liebe und Achtung geltend zu machen.

Offenbar lassen sich alle Irrlehren in der Theorie, so der Liberalismus, Protestantismus etc. und alle Verbrechen in der Praxis auf die Störung der katholischen Weltord-

nung, auf die Verneinung der päpstlich-kaiserlichen Autorität, zurückführen; ohne dieses von Jesu deutlich erklärte Princip, wäre die Bestimmung der Menschheit nicht erreichbar, daher war es selbst in den unglücklichsten Epochen als Rettungsmittel und nie vergebens angerufen, dem sogenannten Zeitgeiste, dem Rationalismus, (den Kindern der Menschen) siegreich entgegen gestellt.

Auch unsere Tage rufen das heilsame System hoffnungsvoll an, schon giebt es aufrichtige Staatsmänner, welche bekennen, dass sie dem Zeitgeiste folgen, um ihn zu beobachten und ihm geringe Concessionen einräumen, damit er nicht grössere fordere. Dieses Verfahren ist auch ein Kampf in der Absicht, um für den Staat Halt- und Ruhepunkte zu gewinnen, und nicht zulassen, dass er zum weitem Fortschritte auf der Bahn des Rationalismus gedrängt werde; die Tendenz ist löblich, so verfuhr auch die römische Aristokratie, sie nahm die ihr vom Volke entrissenen Rechte nicht zurück, nur fernere Concessionen zu verweigern, war sie fest entschlossen. Allein hat dieses Verfahren gute Früchte getragen, war nicht vielmehr der römische Staat zu neuen Bürgerkriegen, da ihre Ursache, das liberale Gesetz fort dauerte, gezwungen?

Wenn sich der Staat von seinen wesentlichen Grundlagen, von den theokratischen und patriarchalischen, durch die Umbilden der Zeiten und im Namen des Fortschrittes entfernen liess (und jeder Staat ist gegenwärtig von einer oder von der andern Grundlage, die meisten von beiden entfernt), so genügt es ihm nicht (wie es die Geschichte deutlich lehrt), auf einem halben Restaurationswege stehen zu bleiben, am abhängigen Boden, welcher zum Abgrunde führt, zu ruhen, er muss das ihm durch den Rationalismus entrissene Terrain wieder gewinnen, umlenken und bergauf zu seinem frühern Standpunkte zurückgehen, die skandalösen Unterhandlungen mit den Parteien aufgeben, denn, wenn er den Feind verschont, wo hat er die Bürgschaft von ihm verschont zu werden? In jedem Staate rufen die Rationalisten laut: Wir sind

besiegt, wir waren nicht gehörig vorbereitet, die Bewegung kam zu früh, bei der nächsten Gelegenheit werden wir weiter gehen, die Erfahrung benützen.— Wer hat nun Recht, jene Staatsmänner oder diese Rationalisten? Beide Ansichten stellen sich auf das unsichere Gebiet der Facten, die Erfolge beider sind problematisch und hängen offenbar von Umständen ab. Ist es nicht an der Zeit, die Vorbereitungen zum Bürgerkriege zu zerstören und den Staat auf das Gebiet der Principien und unter den Schutz einer umfassendem Restauration des päpstlich - kaiserlichen Systems zu stellen, die Waffe der Propaganda den Rationalisten zu entreissen? Geschichte dieses nicht, dann haben die letzten Siege des Staates über die Parteien nur zu einem Waffenstillstande, wie ehemals dem römischen Staat, geführt.

Daher giebt es schon muthige Staatsmänner, welche sich zur Zurückführung des Staates auf dessen alleinig sichere Grundlagen, die Theokratie und den Patriarchalismus, für verpflichtet halten. Sie antworten den Rationalisten: Auch wir waren durch die Begebenheiten überrascht, allein sie kamen für uns nicht zu früh, denn sie haben uns und die Unsrigen belehrt, unsere Reihen disciplinirt und verstärkt. euer Sieg hat uns gerettet ¹⁾. In der That haben Viele unter Jenen, welche sich Liberale, Demokraten etc. nannten, deutlich eingesehen, dass in diesen Worten der Raub und der Mord, neben Feigheit und Gedankenlosigkeit, verborgen liegen, die Liberalen hatten überall die Macht, und dennoch blieb das Frankfurter Parlament nicht das einzige blutige Confusionswerk des Fortschrittes. Gewiss giebt es nicht mehr Viele, welche sich für Liberale, Republikaner etc. ausgeben, ohne zu wissen, was sie sagen und warum sie es sagen.

Besonders vergessen die Rationalisten, dass sie nicht nur ihren socialen und politischen Anhang verloren haben, sondern auch ihre Grundlage immer mehr einbüßen; sie wollen nicht gestehen, dass der Zeitgeist, bis nun ihre Haupt-

¹⁾ *Perierimus nisi perissemus.*

stütze, wohl nicht gänzlich gebessert, aber schon im Umschwunge entschieden begriffen ist; er blieb von den neuesten Calamitäten, die er grössten Theils hervorrief, nicht unberührt, auch er musste (da er Alles zu prüfen und zu bezweifeln pflegt) zur Prüfung und Verantwortlichkeit gezogen werden. Die Staaten genöthigt, sich zu vertheidigen und ihn zu bekämpfen, haben sich entweder unter den Schutz der Kirche, wie Frankreich und noch deutlicher Oesterreich, gestellt und ihre Wiedergeburt gefeiert, oder sie nähern sich nach Möglichkeit dem Kirchlichen, wie das gegen den Rationalismus verdienstvoll kämpfende Pruessen; jene Staaten, welche noch dem Zeitgeiste huldigen, wie Sardinien, vermögen nur ein abschreckendes Beispiel zu geben.

Neben dieser zunehmenden Veredlung des Staates, welcher in christlichen Maximen seine Wiedergeburt sucht, werden die Rationalisten einer andern Wiedergeburt nicht gewahr, jener der Wissenschaft, der ernsten, der moralisch-politischen Wissenschaft, wie sie von der Kirche und von der Geschichte gelehrt wird; es ist eine Renaissance der Principien. Die erste nun alte Renaissance, die Restauration der bloss classischen, daher einseitigen Bildung, hat dem Rationalismus mächtig vorgearbeitet, die Reaction gegen das Christenthum, überhaupt gegen die Principien gefördert; Grotius, Hobbes, Voltaire, Rottek etc. waren nicht die Schuldigsten, sie waren nur Zöglinge einer mehr belletristischen und heidnischen, als kirchlichen und historischen Schule. Schöne Formen, Bilder der Einbildungskraft, die ästhetische Welt, neben einzelnen abgebrochenen Erscheinungen der moralischen, Fragmente des Gedankens, selbst das Wahre nur unter der Vorherrschaft des Künstlerischen und nur in dessen Interesse zulässig, sogar das Göttliche dem Effecte unterordnet, diess war das Ideal jener Schule, welche Generationen erzog, und die sogenannten gebildeten Stände, in der Kunst eines einnehmenden Schwätzens und in der Wissenschaft, die Worte zu drehen, unterrichtete, im Dilletanten-Theater und im Versmachen übte. Die schöne Literatur war das Ta-

gesgebet beider Geschlechter, die Mythologie blühte, das kanonische Recht hingegen, überhaupt alles Kirchliche war sorgfältig vermieden, die Specialitäten wurden schwerfälligen Geistern, die moralisch-politischen Wissenschaften dem Staatsmann überlassen, die Geschichte von der Rechtswissenschaft sorgfältig getrennt, als eine Erzählung zur Befriedigung der Neugierde ¹⁾ behandelt und das Recht von der Geschichte gesondert, den Berufspedanten mit Unwillen hingeworfen.

Schön war demnach die Gelegenheit für Rationalisten, um die gefährlichsten Irrlehren dem gedankenlosen Publicum in Versen oder in Prosa einzuimpfen, denn Niemand war da (die Abbé's mussten Verse machen und die Pfaffen schweigen), um zu widersprechen oder zu controlliren, hingegen der Autorität zu widersprechen, sie zu controlliren, war das Höchste in der Freigeisterei, es führte zur Prämie der Popularität und diese war die oberste Stufe in der hierarchischen Leiter, die Gewandtheit in der Polemik und in der Caricatur, das Maximum des menschlichen Geistes.

So entstand das Journal. Allein undankbar gegen die schöne Literatur, welche ihm das Leben gab, hat es sie getödtet, alle ihre Freunde in das Gebiet der Polemik hineingezogen. Statt schöner Produkte hatte man viele und täglich, statt der Schulen, Romantiker, Classiker etc. wirkten die Parteien, das Journal lehrte Alle über Alles zu reden und zu urtheilen, die Politik wie ehemals die Literatur, die Romane der Gegenwart, wie ehemals der Vergangenheit, waren an der Tagesordnung, das Monopol der Staatsmänner war aufgehoben, die Staatsangelegenheiten wurden zu einem Gemeingut.

Dennoch konnten alle Parteien unmöglich Recht haben, Journal und Wahrheit haben sich keineswegs als synonym herausgestellt, der Kampf der Parteien und die Prüfung begannen, die Geschichte und die Rechtswissenschaft fungirten im lebhaften Processe der politischen und socialen Theorien

¹⁾ scribitur ad narrandum.

als Zeugen und Richter. Die Mehrzahl der Journale, die liberalen wurden durch die Begebenheiten stets widerlegt, neben dem Fortschritte der liberalen Ideen, und der Emantipation des menschlichen Geistes, bemerkte man keinen Fortschritt im Guten; die Sucht, den Fortschritt selbst zu prüfen drang sich auf. Uibrigens war stets vom Staate, von der Kirche, Republik, Monarchie, Demokratie, Aristokratie, vom historischen Recht, vom Naturrecht, Despotismus, Anarchie etc. und so Vieles geredet, dass man endlich nach der eigentlichen Bedeutung dieser Worte fragte, nach dem Wesen, welches sie bezeichnen sollen, forschte, und da jedes Journal die Staaten der Gegenwart und der Zukunft anders organisirte, so hat man endlich sich um Organisations-Principien, um die Gesetze der moralischen Welt zu kümmern begonnen. Die Mythologie, die Comödie etc. vermag nicht die Welt zu befriedigen, hohle Formen genügen nicht mehr, man sucht schon den Gedanken, und fördert ihn zur Lösung der Lebensfragen auf. Woher kommt, wohin geht die Menschheit? was ist die Welt? was war sie einst und was wird sie endlich werden müssen? in welchem Verhältnisse steht der Christ und Bürger zu Gott, zum Staate und andern Staaten? wo sind die wahren Grundsätze des Kirchen-Staats- und Völkerrechts zu finden?

Offenbar sucht man nicht mehr Fragmente, sondern den ganzen Gedanken, nicht einzelne Erscheinungen, wie sie die Literatur oder das Journal fingirt, sondern man sucht die gesamte Weltanschauung. Diese ernste Wissbegierde kann nur von der rechts-historischen Wissenschaft und im Besondern, nur vom canonischen Rechte und von der Geschichte der Verhältnisse des Staates zur Kirche, des Orientalismus zum Occidentalismus oder deutlicher, von der Geschichte der päpstlich-kaiserlich-königlichen Autorität befriedigt werden. Da die Geschichte zur Erkenntniss der Weltordnung, nämlich der katholischen Weltordnung, (denn nur diese alleinig vermag dem Geiste zu genügen, jede andere ist ein Widerspruch) unmittelbar leitet, so gelangt der Denkende selbst auf dem rein-menschlichen

Wege zum päpstlich-kaiserlichen Systeme, dessen Journal die Weltgeschichte heisst. Durch die Wissenschaft (vielmehr durch Verneinungen unter diesem Namen) versuchte man den Menschen vor der Wahrheit abzuführen und eben hat man ihn dorthin geleitet. Wirksamer als alle Verträge und Allianzen der Mächte gegen sociale und politische Uebel ist die Allianz der neuen mit der alten Geschichte, besonders mit jener des Mittelalters, dieser bildendsten ¹⁾ und glorreichsten Epoche der Menschheit.

¹⁾ Die Liberalen, Demokraten, Republikaner, Socialisten, überhaupt die Rationalisten, welche das päpstlich-kaiserliche System in die Zeiten der Finsterniss verweisen, die Autorität der Geistlichkeit und der Aristokratie, überhaupt die frommen Sitten und christlichen Institutionen des Mittelalters besonders hassen, die vom Mittelalter abstammende Monarchie als Beschützerin des Clerus und der historischen Geschlechter entweder anklagen oder gänzlich läugnen, den christlichen Staat von Gottes Gnaden nicht anerkennen, an die Restauration der christlichen Epoche nicht glauben, diese Bekenner ablebender Vorurtheile vergessen, dass es in Europa (aber nur im geographischen Sinne dieses Wortes) ein Reich gebe, welches historisch mit Asien verbunden, ausser dem Bereiche der päpstlich-kaiserlichen Wirksamkeit lebte, sich jedem Einflusse „des finstern Mittelalters,“ der Hierarchie, dem Ritterthum, den Kreuzzügen, der Latinität, der scholastischen, der katholischen Philosophie etc. entzogen hatte. Der unter dem Tataren- und Ketzerregimente entwickelte russische Staat, liess sich nie durch geistliche und weltliche Körperschaften fesseln, päpstliche Bullen hat er nie beachtet, der römische Einfluss blieb ihm unbekannt; nur die Ideen Europa's neuer Zeiten, hat Russland adoptirt.

Ein einziges Mal ist es den Popen gelungen, auf den Staat kräftig einzuwirken, eine Partei zu bilden und die *Interregna* benützend, einen der Ihrigen, einen Romanoff, auf den Czarenthron zu bringen; sogleich begannen die Romanoff die Geistlichkeit zu knechten, und endlich vermochten sie die kirchliche Autorität an sich zu bringen; von nun an war kein Conflict möglich, denn was der Czar wünschte, dies musste auch der Papst wollen. Das Bojarenthum (in wiefern man es durch eine kühne

Neben der Renaissance der erhabenen Wissenschaft, welche dem hl. Augustin und andern Kirchenvätern Vieles zu verdanken hat, leitet auch der mächtige Aufschwung der kirchlichen Autorität und Macht zum päpstlich-kaiserlichen Systeme, denn dessen Unvergänglichkeit ist, nach überstandenen grossen Gefahren, augenschaulich geworden. Wo ist der Staat, selbst Oesterreich und Frankreich nicht ausgenommen, dessen Fortschritt in den nenesten Zeiten dem kirchlichen zu vergleichen wäre? Auch der Staat würde sich mächtig heben, wenn er so spiritualistisch, wie die Kirche, wirken möchte. Schon aus Interesse werden die Staaten nicht zurückbleiben, sondern der Kirche nacheilen wollen und so dem wahren Systeme sich immer mehr nähern, widrigen Falls müsste man annehmen, dass sie, wie Sardinien, feige gegen den Pöbel und muthig nur gegen die Kirche geworden, in's Verderben rennen.

Analogie dem Feudal-Adel vergleichen kann) war nicht erst nach Kämpfen, Schlachten, Schlossbelagerungen etc. bezwungen, es hat sogleich gelernt, die Laune des Czaaren zu errathen, übrigens fiel im XXVII. Jahrhunderte mit den russischen Janitscharen, mit den Strelitzen, jede Möglichkeit eines Widerstandes gegen die russische Staatsomnipotenz. Nur ein einziges Mal versuchten die reichen Russen aristokratisch zu werden, ihre Titel gelten zu lassen; die Fürsten Dolgoruki nöthigten die Czarin Anna zur Anerkennung einer Art von Adelskammer, allein seine Reformatoren wurden dennoch herkömmlich behandelt, geviertheilt etc. Seit dieser Zeit wagten die zahlreichen Strassen- und Pallast-Revolutionen Russlands nie ein Wort zu Gunsten der Geistlichkeit und der Aristokratie; nie war der Kirche und der Geschichte erwähnt, nur die Staatsinteressen waren summarisch vertheidigt. Auf diese Art ist das Ideal der Rationalisten verwirklicht worden; Nicolaus I. (neben Peter I. und Chatarina II.) war der kräftigste Ausdruck dieses reinen Vernunftstaates und dem auch der geringste christliche oder historische Einwurf nicht entgegen wirkte.

Dennoch sieht sich dieser Vernunftstaat durch die Folgen der Ignoranz, der Anarchie, des Diebstahls und ähnlicher unhistorischen (dem Naturzustande mehr an-

Fürwahr, die Liberalen sind mit ihren Täuschungen, seit der Entkräftung des päpstlich-kaiserlichen Systems (durch die Kämpfe beider Kaiser am Anfange des XIX. Jahrhunderts und die Conflicté Napoleons und des Wiener Congresses mit dem Papste) bei weiten nicht zu Ende, und sie haben noch nicht den letzten Kampf der Franzosen für Rom, das letzte Concordat, den letzten Kreuzzug gegen den Orient, die letzte Allianz der Kaiser mit dem Papste und auch nicht die letzte Züchtigung der Revolution, des Schisma und der Orientalen (was sie die Freiheit Indiens

gemessenen) Uibel genöthigt, die ihm mit einem Schlage entzogene Macht auf einem neuen Wege zu suchen und die Bahn der Reform zu betreten und jene Länder, welche „unter dem Drucke des finstern Mittelalters, gelebt hatten, nachzuahnen. Gewiss folgt den russischen Reformatoren der Segen guter Menschen aller Länder, denn nirgends mehr als in Russland leiden die Kirche und die Menschheit, (das türkische Regiment erscheint dagegen als eine Wohlthat), allein wird es unter den Denkenden nur Einem einfallen an die Lebensfähigkeit russischer Reformen zu glauben, wenn der Reformater eine unabhängige Geistlichkeit und eine wahrhafte, dieses Namens würdige Aristokratie zu improvisiren nicht vermögen wird? Eine Reform ohne diese Grundlagen lässt sich nirgends, in Russland am wenigstens denken; übrigens, ist es denn klug, die offenen und heimlichen Strelizen, welche bei der asiatischen Verwaltung und dem Naturrechte ihre Rechnung finden, zu reizen und herausfordern, bevor sich die Reformatoren von einer zuverlässigen Schaar umgeben sehen? Entweder wird das verwirklichte Ideal der Demokraten zu Grunde gehen, oder der Geistliche und der Ritter werden die Erziehung Russlands beginnen. Freilich lässt sich neben der russischen Polizei-Kirche, kein Raum für eine Erzieherin der Russen denken, allein andererseits, wer gab dem russischen Staate das Privilegium die Reife, vor der Erziehung zu erlangen? Fürwahr, was die Demokraten so entschieden hassen, darnach sehnen sich denkende Russen und suchen keineswegs die Rettung des Vaterlandes in einer Nachahmung der Entartung des Abendlandes, im Liberalismus, sie sehen ja der Auflösung liberaler Staaten zu und auch den ihrigen haben nicht die Hierarchie, die Frömmigkeit und die Erudition in's Verderben geführt.

nennen) erlebt. Aus Interesse hat man den Papst und Kaiser verlassen, aus Interesse wird man zu ihnen zurückkehren, denn durch den Betrug können die Rationalisten nicht immer leben; die Kunstgriffe erschöpfen sich endlich. Die Völker, obschon durch den Zeitgeist verdummt, fragen endlich durch die Noth gedrängt, wohin man sie führt; an das Evangelium der Rationalisten glauben nicht mehr Alle. Es ist nicht wahr, was oft gesagt wird, dass nur der Glaube und der richtige Gedanke zur traditionellen Hierarchie und Autorität zurückführen, denn auch die Calamitäten, dieses irdische Kreuz, leitet zum hl. Kreuze, und die Calamitäten im Allgemeinen und im Besondern sind offenbar im Occidente nicht in Abnahme, während sie sich im Oriente auf eine furchtbare Art vergrössern.

Gewiss wird schon die nächste Zukunft die Lehren und das Wesen der päpstlich- kaiserlichen Weltautorität beherrzigen, dieses wirksame Mittel gegen die Weltanarchie anwenden. Daher werden wir dem genannten Systeme, seit dessen ersten Keimen, in der Fortsetzung der historischen Begebenheiten folgen.

Das bis nun über die vorchristliche Geschichte Gesagte, hatte nur die Bestimmung zu erweisen, dass die katholische, auf dem päpstlich- kaiserlichen Systeme hierarchischer und monarchischer Institutionen beruhende Weltordnung keineswegs eine ganz neue, vielweniger eine willkührliche Erfindung der christlichen Epoche (des Papismus, Feudalismus und Monarchismus) sei, denn jene Weltordnung lag seit der Offenbarung im Keime, welchen Keim Gott der Vater sich allmählig entwickeln, dem Gottes-Sohne den Weg durch das auserwählte Volk, durch Philipp, Alexander, durch die Patricier, durch Caesar, Octavian anbahnen liess, und den Feinden der Menschheit, dem Orientalismus und der Revolution (deren Anfang im Liberalismus und in der Freigeisterei

besteht) aufzukommen, den Spiritualismus zu verdrängen nicht gestattete.

Aus einem andern Gesichtspunkte blicken auf die Welt die Rationalisten, sie lesen auch anders in der Geschichte; der rationalistischen Schule zufolge bestand die Vorbereitung der alten Epoche für die neue in der Entwicklung des liberalen Republikanismus, im Fortschritte der Völker zur Freiheit und Gleichheit, worauf sich der Glanz der Cultur und das Wohl der Staaten gründen sollen. Um diese (schon dem Factum der Erbsünde und der Erfahrung aller Tage, da wir so vielen liberalen Umwälzungen, den steten Kämpfen des liberalen Staates mit seinen Söhnen, den Republikanern und Socialisten zuschauen, zuwider laufende) Irrlehre zu erweisen, berufen sich die Rationalisten mit Selbstgefallen und der entschiedensten Vorliebe auf Athen und Rom. Wohlan sie mögen den Calamitäten, welche sich über Griechenland und Rom ergossen, dem Würgem, dem Schlachten, den Proscriptionen, der Lage des Slaven, der Frau, des Kindes etc. in der heidnisch republikanischen Epoche mit Vergnügen zusehen, die Widersprüche des Liberalismus bewundern, der Republik nicht fluchen, sondern sie segnen, den liberalen Messias, welchen man ihnen seit Demosthenes ansagt, erwarten; dieses verlangt ihre Logik, deren (unwiderrufliche) Censequenzen sie dennoch einmal aufzuhalten hoffen. Allein sie mögen bedenken, dass mit der Züchtigung der Grachen die unglücklichen Folgen der republikanischen Regierungsform nicht aufhören, mit den grachischen Bürgerkriegen sind wir erst am Anfange jener systematischen Blutherrschaft, gegen welche die Vorsehung den Kaiser, den Papst und den germanischen Fürsten, drei verschiedene Träger des monarchischen Principis ¹⁾ abschickte, damit das durch die Propheten

¹⁾ Einige Katholiken wollen behaupten, dass die republikanische Form dort, wo sie schon besteht, mit dem Christenthume verträglich sei; diess ist gewiss ein dem canonischen Rechte zuwider laufender Irrthum. Denn, Jesus hat durch die Anerkennung des Gegensatzes zur

und die römische Aristokratie Aufgebauete, durch die Gottlosen und Demagogen nicht zertrümmert werde.

Bevor aber diese Retter zum mühsamen Werke auftraten, welch' eine Reihe falscher Theorien und Calamitäten in der Praxis! Der heidnische Staat, das öffentliche Leben in demselben, war eine unversiegbare Quelle grenzenloser Leiden für die Einen oder für die Andern, gewöhnlich für Alle; auch die Glanzperioden Macedonien's und Rom's bilden kaum eine Ausnahme. Wir sahen, dass nur die Sätze der Offenbarung zur Wahrheit und zur Humanität führten, allein ohne die Hülfe einer wahren Kirche entbehrte auch das Wahre einer festen Grundlage. Um diese zu finden, sparten die

Republik, der römischen Monarchie, alle Republiken für immer verdammt, Niemanden von der Pflicht gegen den Kaiser ausgenommen und die Erfüllung derselben lässt sich ohne einen Widerspruch mit dem republikanischen Grundsatz nicht denken.

Uibrigens hat Gott durch deutliche Worte zum hl. Petrus, welchem, und nicht allen Aposteln, wie es die Ketzler glauben, die höchste Macht auf Erden, die Macht der geistlichen Monarchie ertheilt wurde, auch dem Staate die monarchische Form anbefohlen; das Argument des Kirchenvaters: „daher wird Einer gewählt, damit jede Gelegenheit zum Schisma vereitelt werde“ (*ideo unus (e duodecim) eligitur, ut schismatis occasio tollatur*) passt genau auf die weltliche Regierung, denn die Laien sind mehr als die Geistlichen zur Trennung und Zwietracht geneigt. Wer den Staat von der Pflicht, dem göttlichen Verstande zu folgen, der Monarchie zu huldigen, befreien will, sollte früher beweisen, dass die Parteien mehr Bürgschaft für die Eintracht stellen, als selbst die Nachfolger der hl. Apostel.

Dass die Kirche einige Republiken duldet, ist durch den Ungehorsam vieler Könige und durch die Sanftmuth der hl. Mutter erklärbar, welche die Reife ihrer Kinder (einzelner Städte, Cantone, Colonien, wie in Amerika) abwartet. Es unterliegt aber keinen Zweifel, dass die Kirche bereit ist, den republikanischen Staat, welcher der rohen Eitelkeit, der selbstmörderischen Volkssouverainität entsagt und sich einem gottesfürchtigen Herrn unterwirft, zu segnen und zu belohnen.

Alten kein Mittel, sie befragten das Genie, sie lernten von der Erfahrung, sie stellten durch List und Gewalt Institutionen auf, sie waren auch zur Aufopferung bereit und dennoch, sahen wir, wollte kein Werk dauernd gelingen, keine Theorie in der Politik hielt die Prüfung einer längern Zeit aus, die vielfältigsten Versuche der verschiedenartigsten Regierungsformen und Organisationssysteme leiteten immer zum Widerspruche, zum Verderben, die grössten Geister näherten sich nur der relativen Wahrheit. Anders ist der christliche Staat beschaffen, die Kirche belehrt ihn und den christlichen Bürger höchst einfach und diese Lehren sind unfehlbar. Statt der endlosen politisch-socialen Wissenschaft der Alten, welche die Kräfte aller Denkenden in Anspruch nahm und dennoch stets zweifelhaft blieb, formulirt die Kirche das gesammte politisch-social System in einigen Worten, sie sagt: Der Unterthan gehorche dem Könige, der König dem Kaiser, der Kaiser dem Papste und ein Jeder gehorche mit Liebe. Nur durch Verbrechen sind sociale und politische Uebel in der christlichen Welt möglich, hingegen waren sie in der heidnischen Welt selbst neben den Tugenden Alexander's, der alten Patricier etc. unvermeidlich; deutlich ist dieser Unterschied durch das Bewusstsein der Ohnmacht und der Verzweiflung, durch den Glauben der Alten an das Verhängniss, und durch den Glauben der Christen an die Vorsehung ausgedrückt.

Wollen dann die Rationalisten aufhören Geschichte zu machen und aufrichtig die Geschichte zu beherzigen beginnen, wohl nicht einzelne Blätter aus derselben herausreissen sondern dem ununterbrochen fortlaufenden historischen Faden seit der Zeit vor Philipp und Alexander, seit der Epoche Caesar's und Octavian's bis zum Franz Joseph I und Napoleon III aufmerksam folgen, so werden sie, selbst ohne Hülfe des Glaubens, auf dem rein-menschlichen Wege einsehen, was der Staat ohne das Kaiserthum, diese Mündung der römischen Geschichte, und was das Kaiserthum ohne die hl. Kirche war. Auf diese Art werden sie eine richtige Welt-

anschauung (wenigstens der irdischen Welt) erlangen, und sich manche Täuschung (wodurch sie wieder das Volk und die Jugend täuschen, die christlich-monarchische Epoche und die Zustände der Gegenwart zu entstellen trachten) ersparen können. Schon hierin liegt eine Warnung für die Rationalisten, dass sie ihre Argumente in der alten Geschichte, in der Epoche der Kindheit der Menschen, suchen. Fürwahr, die Rationalisten haben Unrecht an die Geschichte (da sie dieselbe in der Gegenwart läugnen müssen) zu appelliren; am wenigstens geziemt es ihnen sich auf die römische zu berufen. Uibrigens, wozu geben sich die Rationalisten diese undankbare Mühe, da statt der warnenden Geschichte, deren imposante Autorität kein Rationalist zu schmälern vermag, das wilde Naturrecht und das Reich der Phantasien den Feinden des Spiritualismus dienstbar an die Hand gehen, um die Geschichte, dieses Reich der Consequenzen, unbekümmert.

Ende des zweiten Bandes.

Sinnstörende Druckfehler.

Im I. Bande.

- S. 47 Z. 14 v. u. *st.* von *l.* vor.
S. 175 Z. 1 v. u. nach dem Worte: Werke *l.* Favier's.
S. 179 Z. 13 v. o. *st.* die aber *l.* sie aber.
S. 179 Z. 14. *st.* ausgeschlossen wurde *l.* ausgeschlossen.
S. 321 Z. 14 v. o. nach dem W. Tiberius etc. *l.* nachgeahmt wird
S. 329 Die dritte Anmerkung gehört zur S. 359.
S. 408 Z. 2 v. o. *st.* römische *l.* römischen.
S. 479 Z. 12 v. u. *st.* Krieg *l.* König.
S. 479 Z. 8 v. u. *st.* denselben *l.* demselben.
S. 483 Z. 1 v. u. *st.* Freude *l.* Feinde.
S. 497 Z. 2 v. u. nach dem Worte: Gesittung *l.* ein.
S. VIII (sinnstörende Fehler) sind die Zeilen 2 und 7 nicht zu lesen.

Im II. Bande.

- S. 44 Z. 1 v. o. *st.* die Gesittung *l.* der Gesittung,
S. 157 Z. 20 v. o. nach dem Worte Montesquieu *l.* Esprit des loix.
S. 191 Z. 12 v. o. *st.* helfen *l.* mit.
S. 194 Z. 11 v. o. *st.* beider *l.* beiden.
S. 194 Z. 12 v. o. *st.* Geize *l.* Gesetze.
S. 198 Z. 14 v. o. *st.* alter *l.* aller.
S. 275 Z. 9 v. o. *st.* Auflösung *l.* Auflehnung.
S. 299 Z. 15 v. u. nach dem Worte *Optimates*, *l.* *boni viri*, *nobiles*, zum
Unterschiede von den noch nicht ausgezeichneten Plebejern,
homines novi,
S. 389 Z. 17 v. o. *st.* Allen *l.* allein.
S. 392 Z. 13 v. u. *st.* daren *l.* daran



INHALT.



Übersicht der macedonischen Geschichte. S. 1—182.

Macedonien eine dorische Gründung und eine griechische Mark, seine Analogie mit Oesterreich. S. 2. Ursachen der zunehmenden Grösse Macedoniens: patriarchliche Verfassung, humanes Eroberungssystem, der Royalismus und spiritualistische Ideen des Volkes, vortheilhafte Verbindungen mit Persien, Verdienste Alexander's I. um Griechenland. S. 5. Geschehisse der griechisch-orientischen Monarchie seit dem Tode Alexander's I.; äussere Politik Perdiccas II. S. 19. Innere Politik der macedonischen Könige. Regierung des Archelaus. Gesamtsystem der Dynastie. S. 23. Gefahren seit dem Tode des Archelaus bis zum Tode Perdiccas III.; der Royalismus, als Retter des Königreichs. S. 27. Gefährvolle Lage Macedoniens nach dem Tode Perdiccas III.; das legitime Königthum und die sittliche Tüchtigkeit des Volkes. Parallele des Letztern mit den Griechen. Philipp II. S. 34. Seine und seines Sohnes Bedeutung für die Geschichte Oesterreichs und der katholischen Weltordnung. S. 43.

III. Hauptstück der österreichischen Vorgeschichte. S. 44—182.

Wirksamkeit des griechischen Oesterreichs im Grossen; Anfänge der katholischen Weltordnung. Was haben Philipp II. und Alexander III. für das griechische West- und Ostreich und für die Menschheit geleistet?

Die ersten Kämpfe Philipp's II., Legitimität seines Königthums, Lage des Königs und des Königreichs, bis zum Ausbruche des hl. Krieges. S. 44. Stellung Philipp's zu diesem Kriege. Der olynthische Krieg. Das Verhältniss der Griechen, besonders der Athener zum Philipp. Friede des Philocrates, die athenischen Gesandtschaften. S. 53. Restauration der Amphictyonie;

Principat Philipp's über Griechenland. Aeussereung der katholischen Idee. Isocrates, seine Ansicht über den Beruf der orientischen Monarchie; Ansichten Philipp's hierüber; Analogie zwischen seiner Stellung zum Griechenland und der Kaiser aus dem Hause Oesterreich zum Deutschland. S. 72. Krieg gegen Illyrien, Organisation Thessaliens, Einfluss Philipp's im Westen. Feindseligkeit zwischen Philipp und Athen. Umtriebe des Demosthenes. Die Athener brechen den Frieden; ihre Niederlage bei Chäronea. Philipp gebiethet über Griechenland. S. 83. Bedeutung der macedonischen Hegemonie für die hellenische Gesittung. Vorherrschende Meinung in Deutschland über Philipp II. und Demosthenes. Die hohen Verdienste Philipp's um Griechenland durch die deutsch - österreichische Geschichte beleuchtet. S. 103. Alexander III., sein orientischer Feldzug. Kampf mit den Griechen. Der erste und der zweite orientalische Feldzug. Unterhandlungen mit Darina. Eroberung von Persepolis. S. 125. Aufstand der Griechen und der Barbaren gegen die Herrschaft Alexander's. Katholische Wirksamkeit des Königs. S. 149. Verfall der Universal-Monarchie in Folge der Vernachlässigung der orientischen. Folgen der Wirksamkeit Alexander's für die Menschheit und für das griechische Ost-Reich. S. 158. Bedeutung Philipp's und Alexander's für die österreichische und die Weltgeschichte. S. 168. Bedeutung Philipp's und Alexander's für die katholische Weltordnung. S. 179.

Übersicht der österreichischen Geschichte vor Leopold I.

II. THEIL. Übersicht der Geschichte Oesterreichs unter den Römern.

Einfluss der Länder Oesterreichs auf die Gesittung in der römischen und in der christlichen Periode bis zur Revolution; seine Verdienste um das Römerthum, um die Gesittung, Kirche und um das Kaiserthum S. 182. Das Fortschreiten Oesterreichs zur Restauration. S. 189. Ueber die Methode zur Erklärung der österreichischen Geschichte, ein Versuch um ihre Einheit zu finden. S. 195.

I. Hauptstück. Erstes Vorrücken der Römer in die Länder Oesterreichs. S. 204—317.

I. Artikel. Kampf um die Weltherrschaft; die Siege Rom's.

Deren Ursache: a) Die Principien der äussern Politik, ihr katholischer Character. b) Ihre Anwendung, Zusammenfügung des römischen Universal-Reiches durch die humane Stellung der Römer zu den Besiegten und deren Kirche. Die römische Weltherrschaft, eine Vorarbeit für das Christenthum. Die Römer, weltliche Apostel. Die Gallier, ihre Lebensart und Ansichten. Ober-Italien, Kampfplatz beider Völker, Bedeutung dieses Landes für die Weltgeschichte. Aelteste Sage von österreichischen Ländern, Einwanderung der Gallier in dieselben. Erster Krieg der Cisalpinen mit den Römern. Seine Folgen für die äusseren und inneren Zustände Rom's und für die Entwicklung des Liberalismus unter den Römern. S. 204—275.

Candidaten zur Weltherrschaft. Uebersicht der römischen äussern Geschichte. S. 204. Die äussere Politik der Römer, ihr katholischer Character, Verhältnisse der Bundesgenossen, Provinzen etc.; die römische Toleranz. S. 212. Das Römerthum, ein Vorläufer des Christenthums. S. 234. Stellung Rom's zu den Ländern Oesterreichs. Die Gallier, ihre Sitten und Ideen. Welthistorische Bedeutung Ober-Italiens. S. 237. Einwanderung der Gallier in die Länder Oesterreichs; Sage und Geschichte. Hypothesen über die Umbrer. S. 248. Erster Krieg der Römer mit den Galliern; seine Folgen für Rom und für den römischen Liberalismus. S. 255.

II. Artikel. Die römisch-gallischen Kriege bis zum fünfzigjährigen Frieden. (367—349). S. 275—284.

Der zweite römisch-gallische Krieg; Auflehnung der Demokraten in Rom. Fernere Kämpfe mit den Galliern. S. 275. Folgen dieser Kämpfe für Rom und für die Zukunft der Cultur Oesterreichs. S. 282.

III. Artikel. Kriege der Römer mit den Cisalpinern und Transalpinern. (295—282). Römische Eroberungen und Colonien. (283—268) in der Cisalpina. Folgen für die Römer und Gallier. S. 284—300.

Die erste italische Coalition gegen Rom, Sieg des Letztern bei Sentium. Die zweite Coalition. Eroberung des senonischen Galliens. Friede der Römer mit den Bojern. S. 284. Folgen der italisch-gallisch-römi-

schen Kriege für die Macht Rom's, für die Cultur der Gallier und Einflüsse auf die römische Staatsverfassung S. 293.

- IV. Artikel. Kriege mit den bojischen Fürsten und mit den Illyriern, Bund der Barbaren und seine Ursache. Die ersten Kämpfe der Römer auf dem österreichischen Boden. Ausbreitung der römischen Herrschaft im Süd-Osten Oesterreichs. (238—219). S. 300—317.

Aufstand der bojischen Fürsten; der erste illyrische Krieg. S. 300. Theilung der senonischen Felder und die Ligue der Barbaren. Sieg der Römer bei Talamon und ihr Vorrücken in den Süd-Osten Oesterreichs. S. 304.

- II. Hauptstück. Passive Stellung der Römer, wirksamer Einfluss der Carthager auf die österreichischen Länder. S. 317—349.

- I. Artikel. Die erste römische Colonie und Hannibal in Oesterreich. (218—207). S. 317—342.

Verhältniss der Römer zu den österreichischen Ländern. Die Colonie von Cremona. Zug Hannibal's nach Italien. S. 317. Die Niederlage der Römer am trasimenischen See. Hannibal in Unter-Italien, die Liberalen in Rom, die Schlacht bei Cannae. S. 328.

- II. Artikel. Hasdrubal und Mago in Oesterreich. (207—205). S. 342—349.

Die Carthager in Ober- und Unter-Italien. Niederlage Hasdrubal's. S. 342. Niederlage des Mago; Folgen des zweiten punischen Krieges für die Römer und Gallier. S. 344.

- III. Hauptstück. Begründung der römischen Herrschaft in den süd-westlichen Ländern Oesterreichs. (200—155). S. 349—366.

Niederlage der Gallier unter dem Poener Hamilcar. Die letzten Kämpfe mit den Cisalpinern. Die römische Colonisirung und Verwaltung in Nord-Italien. S. 349. Kriege mit den Ligurern, Istriern und Dalmatinern. Stellung der Römer zu den Galliern. S. 356.

- IV. Hauptstück. Unterbrechung der römischen Eroberungen in den österreichischen Ländern, vor Allem durch die Kämpfe um Majestätsrechte. S. 366.

- I. Artikel. Die Lage der Römer bis zum Sturze der ersten grachischen Revolution. (169—133). S. 366—402.

Die äussern und innern Zustände der Römer vor den Grachen. Ursachen der beginnenden Entartung. S. 366. Tiberius Sempronius Grachus, seine Stellung und Ansichten. Zustände der Parteien, Sittlichkeit der Aristokratie. S. 381. Die erste grachische Revolution. S. 390.

- II. Artikel. Die innern Zustände Rom's; die Ermordung Scipio's; die zweite grachische Revolution bis zum Auftreten des Marius, des ersten Alleinherrschers. (133--119). S. 402—430.

Reconstituirung der römischen Aristokratie und die demokratischen Umtriebe. Wirksamkeit und Tod des Scipio. S. 402. Folgen der Ermordung Scipio's und Resultate der ersten grachischen Revolution. Stellung der Parteien. S. 406. Wirken und Revolutionssystem, Sturz und Tod des C. Sempronius Grachus. S. 408. Vergebliche Restaurations - Versuche der Aristokratie. Bedeutung der grachischen Revolutionen für die republikanische Regierungsform. S. 420. Absolute Unhaltbarkeit jeder Republik; Unverträglichkeit der republikanischen Regierungsform mit der Autorität. S. 424. Zunehmende Aeusserung der Nothwendigkeit eines Monarchen zur Rettung Rom's. Marius, Sylla etc. Vorläufer der Cäsaren. S. 427.

Das Band zwischen der österreichischen und der kaiserlichen Geschichte. S. 430. Zusammenhang der Weltbegebenheiten mit der Geschichte der hl. Ligue und Leopold's I. S. 433. Die nächste Zukunft des von Leopold I. geretteten Weltsystems. S. 436. Schluss des II. Bandes. S. 447.





